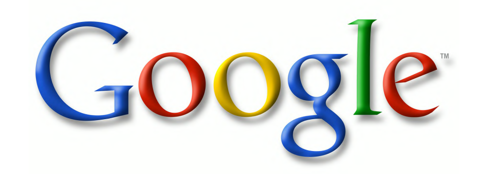
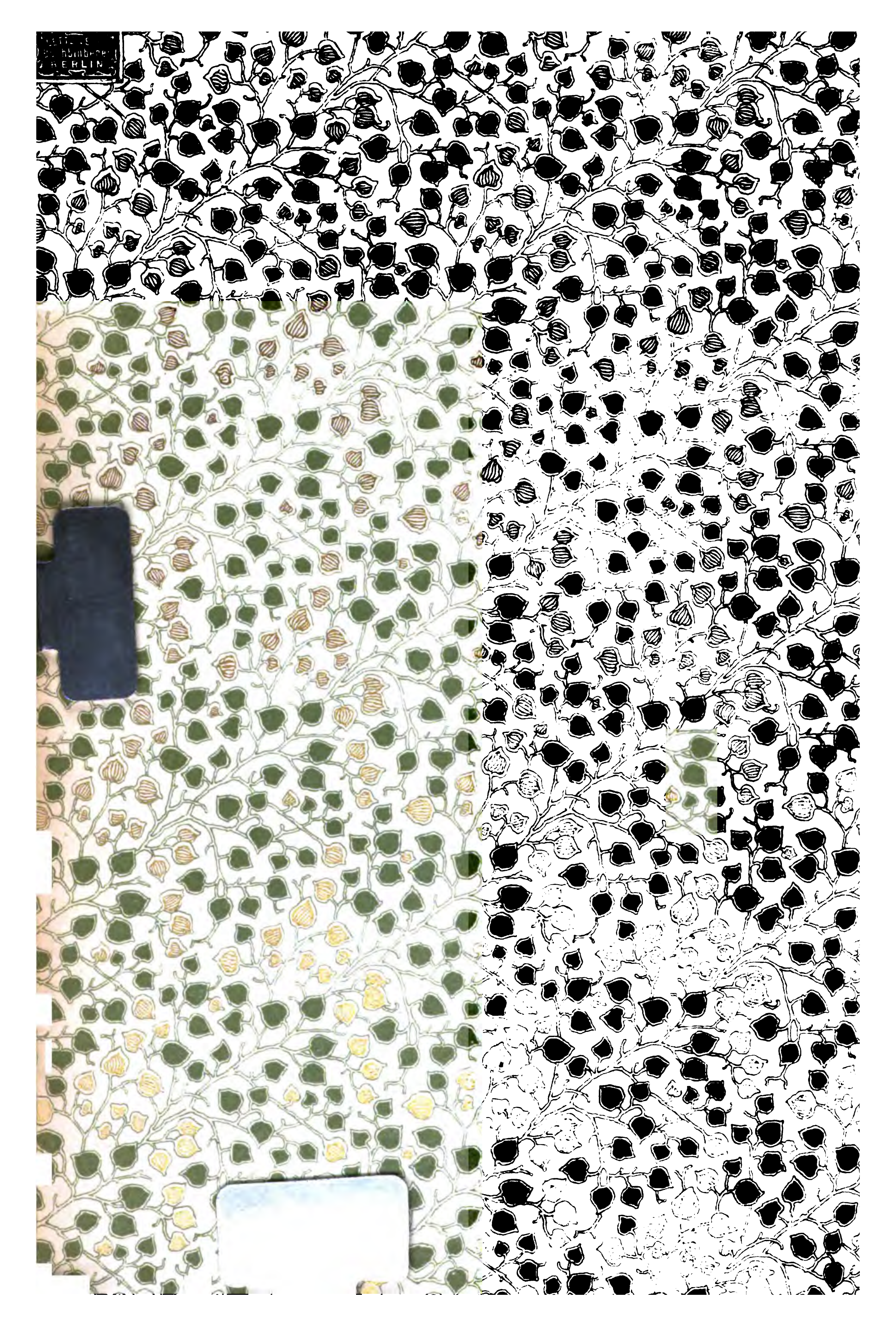
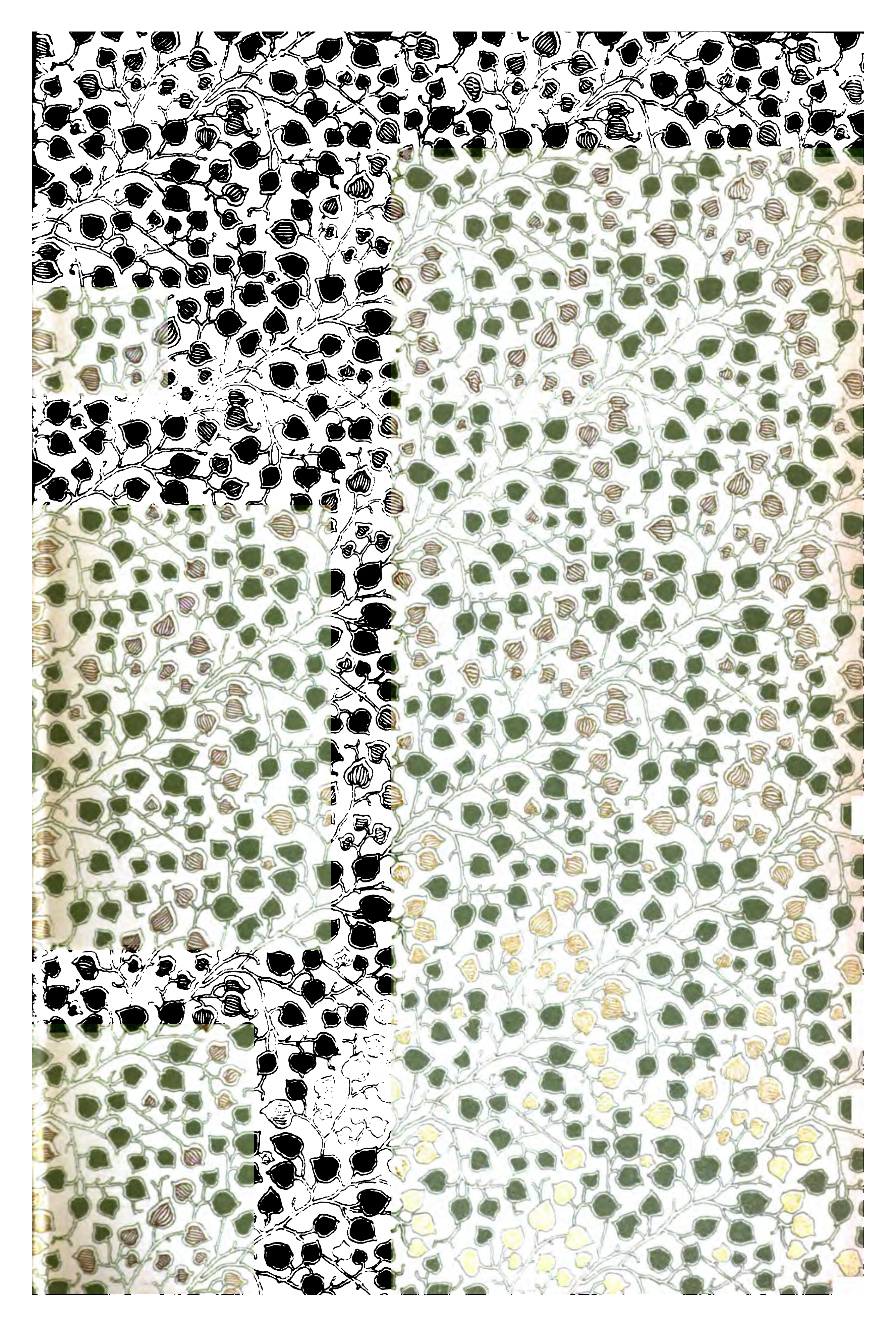
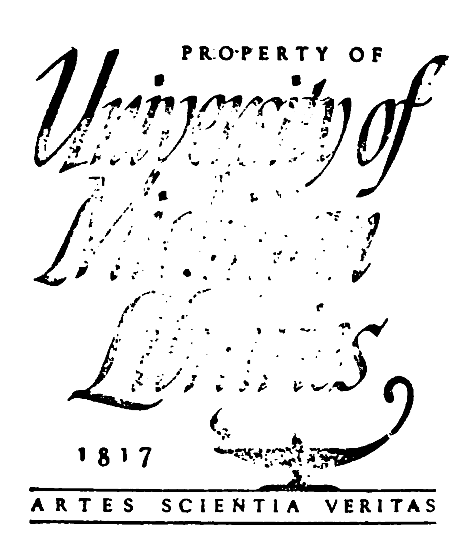



BERLIN





Neue Deutsche Rundschau

(Freie Bühne)

XII. Jahrgang.

Erstes und zweites Quartal.

1901.

S. Fischer Verlag
Berlin W.

Inhaltsverzeichnis

zum ersten Halbband des zwölften Jahrgangs der „Neuen Deutschen Rundschau".



Das neunzehnte Jahrhundert in der Stufenfolge der Zeiten.

Von **Kurt Breysig.**

Sieht man den Sachverhalt im Groben und Ganzen, so lassen sich zwei Arten Geschichtsschreibung unterscheiden. Die eine will, wie es jeder ursprünglichen Auffassung des Amtes dieser Wissenschaft entspricht, Memoirendienste verrichten, sie will den ewig rollenden, den immer weiter von uns forttreibenden Fluß der gewesenen Dinge hemmen, ihn wenigstens im Bilde festhalten. Sie will, wird sie in den größten Maßen betrieben, die Denkwürdigkeiten des Menschengeschlechts schreiben. Meist, heute immer, ist sie mit den Bruchstücken dieses Lebenslaufs zufrieden, sie setzt, wie es die glückliche Regellosigkeit geistigen Schaffens mit sich bringt, an viel tausend einzelnen Stellen einer solchen Lebensbeschreibung der Menschheit ein, sie schreibt die Erinnerungen eines Volks, einer Kunst, einer Verfassung, einer Klasse, auch wohl einer Stadt, eines Dorfs, eines Heerestheils, einer Familie, zuletzt auch einzelner Menschen, nicht nur der Großen, sondern auch der Mittleren und ist die Lust am Beschreiben als solche sehr groß, auch der Nullen mit und ohne Krone, mit und ohne Feldmarschallstab, mit und ohne Ministermappe.

Daneben hat sich seit mehr als einem Jahrhundert eine andere Auffassung geregt und sie ist heute vielleicht zuerst zum Bewußtsein ihrer selbst und zu ihren Jahren gekommen, — eine Auffassung die sich eigentlich mit ganz ungeschichtlichen Gedanken in das Lager der Geschichtsschreiber eingeschlichen hat. Denn sie sieht in der Beschreibung der Thaten und der Zustände, die da waren, nicht mehr den Zweck, sondern ein Mittel ihrer Absichten. Sie will auch Vergangenes vergegenwärtigen, aber sie will es nicht aus Freude an dem bunten Wechsel der Bilder, sondern weil die Geschichte bei weitem den reichsten und ergiebigsten Nachrichtenstoff liefert für die Erkenntniß des Menschen, weil die Entwicklung des Menschengeschlechts selbst oder seiner Theile oder seiner Thätigkeiten zu erforschen, zu den höchsten Aufgaben solcher Menschheitswissenschaft gehört, — ganz ähnlich wie die Erforschung der Erd- und Thiergeschichte zu den wesentlichsten Aemtern einer ganz systematischen Naturwissenschaft zählt. Diese Geschichtsschreibung ist eigentlich ein heimlicher Späher und Sendbote aus dem feindlichen Heere der Philosophen, das man heute schon seit Jahrzehnten völlig aufs Haupt geschlagen wähnte und von dem man hoffte es würde den Vormarsch der reinen Erfahrungswissenschaft nie wieder stören. Nun, man hat sich getäuscht. Man giebt es zwar noch nicht zu, um keinen Preis: es sind ja alles nur graue Schatten drüben und bei uns grünt des Lebens goldner Baum. Trotzdem ist es eine der Thatsachen, die den Jahrhundertwechsel nicht nur als Zifferntausch erkennen lassen und die von den Tieferblickenden unter den Anhängern der Erfahrungswissenschaft auch schon bereitwillig anerkannt wird, daß diese Bewegung wächst und es gehören geringe Sehergaben dazu, vorauszusagen, daß sie in wenigen Jahrzehnten vollständig obgesiegt haben wird.

Und eben weil die letzten Absichten dieser Geschichtsschreibung nicht eigentlich geschichtliche, sondern wissenschaftliche oder wenn man das etwas pomphafte Wort nicht scheut, philosophische sind, muß sie auch wesentlich andere Wege einschlagen, als die beschreibende Geschichtsforschung. Ihr kann nicht im Mindesten beikommen, der Welt- und Lebensfassung, der sie dienen will, knechtisch zu folgen und alle ihre Regeln nachzuahmen. Sie darf mit ihrem Stoff nicht das hohe Geistesspiel treiben wollen, das dem Metaphysiker, das dem frei verfahrenden Seelenkünder verstattet ist. Sie bleibt gebunden, an die sehr feste, bis zur Ungefügheit spröde und unveränderliche Masse, aus der sie ihr Gebilde formen soll. Sie kann mit ihr nicht schalten und walten, wie die Künstler unter den Gelehrten, wie die Philosophen es dürfen. Sie wird das Ergebniß der mühseligen und geistig oft wahrhaft großen Einzelarbeit der beschreibenden Geschichtsforschung nicht nur gefügig hinnehmen, sondern auch grundsätzlich die Nothwendigkeit solcher Grundlegung anerkennen. Die großen Errungenschaften Niebuhrs und Rankes in Hinsicht auf die Sichtung und Prüfung des überlieferten Nachrichtenstoffes wird sie in vollem Umfang aufrecht erhalten und die rein beschreibende, rein erfahrungswissenschaftliche Einzelarbeit, die nicht einen Augenblick stocken darf, nicht nur nicht stören, sondern eher anspornen. Was sie an deren heutigem Betriebe auszusetzen hat, ist lediglich der eine Umstand, daß sie gar nicht selten mißleitet ist, und daß sie unter Aufwand der fleißigsten Sorgfalt Dinge erforscht, die zu wissen ganz unnütz ist, während andere weite Felder der Wissenschaft Jahrzehnte lang brach liegen gelassen werden.

Ohne sichere Erfahrungsgrundlagen bleibt alle höhere Zusammenfassung leeres Geschwätz und solche geistreichen Gedankenspiele wie Hegels Geschichtsphilosophie heute von neuem zu beginnen, wird sich Niemand in den Sinn kommen lassen. Aber in einem Stück wird jede Geschichtsschreibung dieses Stiles ihrem Endziel sich anpassen müssen: sie wird die großen Linien des Weltgeschehens ins Auge fassen, sie wird den Wirrwarr der geschichtlichen Erscheinungen begriffsmäßig ordnen müssen. Sie wird vor Allem den ersten und obersten Grundsatz jeder nicht nur erfahrungswissenschaftlich verfahrenden Forschung zur Geltung bringen müssen, sie wird nach Herakleitos' und Aristoteles' Vorschrift in allem Besonderen das Allgemeine aufsuchen, das unbedeutend Abweichende übersehen, das zeitlich oder örtlich Entfernte, sachlich aber Zusammengehörige vereinigen und so Gruppen und Reihen feststellen, wo sich sonst nur ein unübersehbarer Wirrwarr von Einzelereignissen fand, der durch die Scheinordnung der Zeitfolge eher noch mehr vermengt, als geklärt wurde.

Nur so aber kann man dünkt mich einer so weitgespannten Aufgabe genügen, wie die ist, die uns Geschichtsforschern heute der Anfang eines neuen Abschnittes der herkömmlichen Zeitrechnung — der wirkliche, nicht der obrigkeitlich angeordnete — stellt. Und nur vom Standpunkt einer dergestalt bauenden und begriffsmäßig verfahrenden Geschichtsschreibung kann vollends der Stoff behandelt werden, der dem Schreiber dieser Zeilen vorschwebt. Auf diesen Blättern nämlich soll allerdings auch der Gesammtverlauf des nunmehr beendeten Jahrhunderts übersehen werden, aber es soll geschehen von einer höheren Warte, als dieser Zeitraum selbst sie abgiebt, von dem der Welt-, oder wenigstens dem der europäischen Geschichte. Es soll herausgestellt werden, was dieses Jahrhundert in der gesammten Reihe seiner Vorgänger für eine Rolle spielt.

Ich muß bei solchem Unternehmen vorerst meine Leser um Geduld bitten; will man einen soeben erst ablaufenden Zeitraum mit solchen Absichten betrachten, so darf man nicht zuerst von ihm reden, sondern muß eben jenen Gesammtverlauf in den Vordergrund stellen, in dessen Kette das neunzehnte Jahrhundert hier nur als Glied erscheinen soll. Und es ist ferner unumgänglich,

daß dieser Ueberblick von Standpunkten her geschehe, die genügend hoch über den Einzelereignissen liegen, daß man von ihnen auch die großen Züge der geschichtlichen Landschaft erkennen kann. Daß dabei viel köstliche Einzelreize des Bildes zu kurz kommen, ist ebenso selbstverständlich, als daß dadurch ein viel richtigerer Gesammteindruck hervorgerufen wird. Und ich denke, die Leser dieser Zeitschrift werden am wenigsten nach einer Jahrhundertgeschichte verlangen, die ihnen nach alter Väter Art die wechselnden Konjunkturen der Kriegs- und Diplomatiegeschichte von 1800 bis 1900 oder vom Wiener bis zum Berliner Kongreß aufzählt.

Zwei Strömungen sind es, auf denen die Schiffe der Völker im Fluß der Geschichte dahingetragen werden: der Drang des Einzelnen sich aller der Gewalten spröde und herrschsüchtig zu erwehren, mit denen die großen Gemeinschaften des Staats, des Standes, der Familie ihn zu umstricken und sich zu unterwerfen fort und fort am Werke sind. Dazu der andere, entgegengesetzte Trieb, sich zusammenzuschließen, sich zu allen Zwecken des Lebens zu verbinden und sie in Gemeinschaft in körperschaftlicher Geschlossenheit zu verfolgen, derselbe Trieb, der eben jene hauptsächlichsten Formen menschlichen Zusammenhalts, der Geschlechter, Horden, Stämme, Staaten, Klassen gegründet hat.

Diese beiden Mächte nicht so sehr des Verstandes oder des Willens, als des Gefühls, des Herzens sind dieselben die wir als Ich- und Nächstenliebe im sittlichen Leben unterscheiden und die unser Handeln immer und überall bestimmen. Das Ich ist hier wie dort der Quell aller unserer gesellschaftlichen Handlungen, uns wollen wir immer dienen, auch wo wir uns für andere hingeben, selbst wo wir uns für sie opfern. Alle Liebe zum Andern ist zuletzt nur verfeinerte, aufgehöhte, zarter gewordene Liebe zum Ich. Und was von dem inneren Bereich des Sittlichen gilt, ist auch für das große Außenleben der Gesellschaft das Ausschlaggebende. Der Einzelne, der sich mit Anderen zu einer Gemeinschaft zusammenschließt, sei es nun eine Zunft, eine Ehe, eine Klasse, eine Handelsgesellschaft oder was immer, glaubt damit zunächst für seinen Vortheil zu sorgen. Aber er thut es auf einem andern Wege, und in einem andern Sinne. Es geschieht in Liebe zu den Gleichstrebenden, mehr noch in Furcht vor den Außenstehenden und in Hoffnung auf erfolgreichere und geschütztere Verfolgung des eigenen Vortheils.

Andrerseits pflegt sich der Absonderungs- und Selbständigkeitsdrang des Einzelnen durchaus nicht ganz folgerichtig zu äußern. Er wird sehr selten auf eine Durchschneidung aller Bande zwischen sich und den Andern ausgehen, er wird oft nur bestimmte Freiheiten von dem einen oder andern Gemeinschaftszwang für sich aneignen wollen, ja er wird aus dem Stärkegefühl, dem Herrschaftstrieb heraus, der eine seiner seelischen Wurzeln ist, oft die Genossenschaften, deren lästigem Druck er für die eigene Person entrinnen will, im Uebrigen aufrecht erhalten, sie zu Werkzeugen seines eigenen Machtbedürfnisses umstempeln wollen.

Schon aus dieser rohesten Beschreibung der beiden Seelen- und Willensrichtungen, die ich als die wichtigsten Mächte des inneren und äußeren Lebens der Menschheit, ihres sittlichen wie ihres gesellschaftlichen Verhaltens ansehe, geht hervor, daß mit ihrer groben Gegenüberstellung eine allzu gewaltthätige Scheidung vorgenommen sein würde. Es giebt auf beiden Seiten stärkere und schwächere Grade: das Ich hier kann sehr starke, mittlere oder schwache Selbständigkeits-Regungen haben, die Gemeinschaft dort kann den Grundsatz ebenbürtigen und gleichstehenden Zusammenwirkens ihrer Mitglieder, auf dem ihr Wesen eigentlich beruht, ganz, nur halb oder fast gar nicht durchsetzen.

Gröblich wie alle Gruppirungsversuche ordnender Wissenschaft immer aus-

fallen werden, wird man in beiden Fällen zwei Theilrichtungen unterscheiden müssen: den Persönlichkeitsdrang der Wenigen, Starken — alle großen Aristokratien sind von ihm voll und das Zeitalter der griechischen Tyrannen oder das der Renaissance hat diese Art der gesellschaftlichen Ichsucht am folgerichtigsten herausgetrieben — und den der Vielen, der Schwachen — alle Demokratien sind von ihm hervorgebracht und der Sozialismus unserer Zeit ist in aller Geschichte der diese Art am besten vertretende Fall. Ferner die wirklich freie Genossenschaft, wie sie die ursprünglichen Bauernrepubliken manches Mittelalters oder die Urdemokratie des taciteischen Deutschlands oder reife, gut demokratische Stadtgemeinden und Kleinstaaten — die deutschen Städte zur Zeit der Zunftherrschaft, die schweizer Kantone von heute — vielleicht am greifbarsten darstellen, und die zwangsmäßig regierte Genossenschaft, für die gewisse aristokratisch regierte Republiken, Athen, Rom in ihrer Blüthezeit in milderer Form, für die die absolutistisch-monarchischen Staaten etwa des siebzehnten, achtzehnten Jahrhunderts in straffer Ueberspannung die bequemsten Beispiele darbieten.

Ich wähle Belege aus der Verfassungsgeschichte nur deshalb, weil sie die geläufigsten und klarsten sind; im Uebrigen weisen auch Wirthschafts- und Rechts-, Klassen- und selbst Familienleben die mannigfachsten Aehnlichkeiten auf. Daß ein heutiger Großgewerbetreibender, der tausende von Arbeitern durch den Wink seiner Hand beherrscht, ganz ähnliche Machtinstinkte hat, wie ein griechischer oder ein Renaissance-Tyrann ist offenbar und daß unser wie jedes bürgerliche Recht die zahlreichsten Belege für die Formen des starken wie des schwachen Persönlichkeitstriebes und der freien wie der Zwangsgenossenschaft darbietet, soll hier nur angedeutet werden.

Wie diese Triebe des gesellschaftlichen Dichtens und Trachtens sich kreuzen und verflechten, in welchem Mischungsverhältniß sie auftreten, das nachzuweisen ist, wie mich dünkt, eine der vornehmsten Pflichten großzügiger Geschichtsschreibung. Und der von nächststehender Seite erhobene Einwand, daß es sich dabei um unveränderliche Grundkräfte handele, die also für den Zweck der Feststellung geschichtlicher Entwicklungsstufen ungeeignet seien, wird mich durchaus nicht irre machen. Eben in der Abwandlung des Zusammenwirkens dieser großen sittlichen Mächte, in dem wechselnden Hervor- und Zurücktreten jeder einzelnen von ihnen, in der ebenso veränderlichen Schattierung und Gradstärke, in der sie jeweils auftreten, liegt meines Dafürhaltens der denkbar beste aller Maßstäbe, an denen sich die Verschiedenheit der Zeitalter abtasten, durch die die einzelnen Entwicklungsstufen von einander abgegrenzt werden können. Die Ersatzmittel, die man mir empfiehlt, erscheinen mir unvergleichlich viel minder klar und fest umrissen.

Und einen weiteren Vorzug haben diese Maßstäbe: daß sie sich auch auf die geistige Entwicklung übertragen lassen. Alle Kunst, alle Wissenschaft, alle Religion ist voll von Persönlichkeits-, von Gesellschaftsinstinkten, und es kann unmöglich ein Zufall sein, daß die größten Gegensätze, die die Geschichte des geistigen Schaffens kennt eine unverkennbare innere Wahlverwandtschaft mit den großen Gegensätzen der Gesellschaftsentwicklung haben. Alle Kunst, alle Wissenschaft schwankt zwischen Wirklichkeitsferne und Wirklichkeitsnähe; und diese beiden Gegenpole sind im Grunde persönlichkeits-, gesellschaftsgeschichtlicher Natur. Der schaffende Künstler, wie der schaffende Forscher unterwirft sich entweder der Natur, die er nachbilden oder erkunden will und darin offenbart sich ein Instinkt der Hingabe, der Selbstdemüthigung, der ganz persönlicher Natur ist, oder aber er stellt sich der Wirklichkeit in herrenmäßiger Stärke und Willkür gegenüber, er sucht sich durch kühne Phantasie- und Formenkunst dort, durch ebenso kühne Begriffs- und Gedankenanlage hier zu meistern, zu beherrschen. Beschreibende,

erfahrende Wissenschaft und Wirklichkeitskunst hier, begrifflich bauende Forschung und verallgemeinernde Formenkunst dort sind zuletzt nicht nur geistige, sondern mehr noch Persönlichkeitsgegensätze, nicht nur kunst- und erkenntniß-, sondern auch gesellschaftswissenschaftliche Formeln. Das religiöse Leben der Menschheit ist vollends noch mehr von ganz persönlichen, ganz gesellschaftsmäßigen Trieben beherrscht: ob ich mich der Gottheit unterwerfe, die doch auch nur eine Verkörperung, ein Sinnbild der Wirklichkeit ist, oder ob ich mich zu ihr kühl oder gar ablehnend verhalte, ist Sache meiner Persönlichkeit und wie die Völker sich ihre Göttergestalten formen, wie demüthig oder wie stolz sie ihnen gegenübertreten, noch mehr.

Kein Zweifel, auch hier müssen sich zwischen den letzten als gegensätzlich angenommenen Punkten der Leiter viel Zwischenstufen finden und man wird nicht wohl daran thun, die Vergleichung der unmittelbar gesellschaftlichen und der geistig-mittelbaren Entwicklung so weit zu treiben, daß man sie auch auf diese Schattirungen erstreckt. Aber der frohen Hoffnung bin ich allerdings, nachweisen zu können, daß zwischen diesen beiden nebeneinander laufenden Reihen menschlicher Geschichte sehr oft Richtungs-Aehnlichkeiten, ja selbst Gleichheiten bestehen.

1. Urzeit und Alterthum der Germanen und Griechen.

Begiebt man sich, dergestalt mit Hilfsmitteln ausgerüstet an einen Ueberblick der gesammten europäischen Geschichte von den Anfängen der Griechen an, so findet sich zunächst, daß die beiden großen Gruppen in der Völker-Entwicklung des Erdtheils, die auf den ersten Blick heraustreten, nämlich die griechisch-römische und die germanisch-romanische, zuletzt germanisch-romanisch-slavische nicht wie die Zeittafel an die Hand giebt und wie ehedem fest geglaubt wurde, eine einheitliche Reihe bilden, sondern daß sie in vielen Stücken ein nebeneinander herlaufendes Linienpaar darstellen. Aehnlichkeiten der Entwicklung sind früher nie bemerkt, in unseren Tagen zuweilen schüchtern und ganz gelegentlich angemerkt worden, eine übersichtliche Vergleichung ergiebt aber, daß zu solcher Zaghaftigkeit nicht der mindeste Anlaß vorliegt.

Gewiß eine starke Störung nicht so sehr der Gleichförmigkeit als der Selbständigkeit des Verlaufs beider Linien liegt ja vor. Das ältere Zeitalter der europäischen Geschichte hat auf das jüngere sehr stark eingewirkt, sein Einfluß ist heute noch ein bedeutender und so wird man von einer ursprünglichen und aus eigener Kraft hervor fließenden Entwicklung des Germanenthums nur in bedingtem Sinne reden dürfen. Aber erlaubt ist es doch, denn einmal sind die eigentlich gesellschaftlichen, insbesondere staatlichen Einwirkungen des Griechen- und Römerthums nie übermächtig gewesen, sodann aber haben die Einflüsse, die auf diesem Gebiet nur vereinzelt, im geistigen Leben aber mit ungebrochener Kraft stattgefunden haben, doch insofern geminderte Bedeutung als sie in Staat und Gesellschaft fast immer, in Kunst und Wissenschaft wenigstens zuweilen erst dann wirksam geworden sind, wann die eigene Entwicklung des jüngeren Weltalters zu ihnen hinführte. Oft ist der fremde Einfluß der älteren Zeit erst auf einer Stufe der jüngeren stark geworden, die allenfalls vielleicht auch selbst Aehnliches hervorgebracht haben würde. Und selbst im geistigen Leben der neueuropäischen Geschichte, das freilich zum großen Theil in eine nur zum Theil segensreiche Abhängigkeit von der alten gerieth, hat sich nach langem Ringen eine verhältnißmäßige Selbständigkeit herausgestellt, die derartige Vergleiche zuläßt.

Die gar nicht unwichtige Frage der Benennung der einzelnen Stufen, die

sich, wie ich glaube, in weitgehender Uebereinstimmung in beiden Entwicklungsreihen nachweisen lassen, löst sich vermutlich dann am besten, wenn sie gewohnte Bezeichnungen verwendet und nur dort dem jetzigen Gebrauch entgegentritt, wo er dem anderen Zweck schlechthin entgegenstrebt. Die Bezeichnung Mittelalter, die an sich unsinnig ist, in sofern sie die Anfänge der germanisch-romanischen Zeiten als mittlere der gesammten griechisch-römischen Geschichte als einem Alterthum gegenüberstellt, hat in unsern geistigen Ohren doch einen Inhalt gewonnen, der voll von ganz gereiften und farbenreichen Vorstellungen ist. Es wäre sehr verkehrt auf ihn und sein Gefolge von Gedanken und Bildern verzichten zu wollen und irgend ein neues Wort an seine Stelle zu setzen, das vielleicht mehr sagt, aber in seiner nothgedrungenen Allgemeinheit und Blaßheit ein leerer Schall bleiben wird. Unsere Rechtsgeschichtsschreiber aber haben längst von der Zeit vor der Völkerwanderung als Urzeit, zuweilen auch von dem darauf folgenden halben Jahrtausend als dem germanischen Alterthum gesprochen. Nichts lag näher als alle diese Bezeichnungen zu übernehmen, ebenso wie die ganz eingewöhnten der neuen Zeit für die vier Jahrhunderte von gegen 1500 bis gegen 1800 und der neuesten Zeit für das folgende Jahrhundert — dem noch manch anderes folgen kann. Sie müssen nur auf die entsprechenden Stufen der griechischen und römischen Geschichte ebenfalls angewandt werden. Auch solche Uebertragung knüpft nur an schon vorhandene leise Anfänge an. Eduard Meyer der führende Forscher unter den Geschichtsschreibern der griechisch-römischen Zeiten spricht schon von Mittelalter und wenn er das hellenistische Zeitalter, vielleicht nicht ganz richtig, mit dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert vergleicht, so ist es doch jedenfalls ein Präzedenzfall. Robert Pöhlmann, der Erforscher der sozialen Praxis und Theorie der Griechen, ist für diesen Parallelismus wenigstens im Allgemeinen eingetreten. Und die alte verkehrte Anwendung der Benennungen Alterthum und Mittelalter wird man im Lauf der Zeit hoffentlich vergessen, so daß die jetzige Schwierigkeit einer Doppelbedeutung allmählich beseitigt werden wird.

Daß diese Stufen-Namen an sich leer und ohne Inhalt, reine Grenz- und Zeitmaßbezeichnungen sind, ist nicht nur kein Schaden, sondern ein Vortheil. Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß unsere Versuche sie mit greifbaren Inhalten zu füllen, so großen oder so geringen Werth sie für die gegenwärtige Wissenschaft haben mögen, später wieder umgestoßen werden, durch neue Vorstellungen verdrängt werden. Dann aber kann wenigstens das äußere Gerüst der Zeiten-Ordnung bestehen bleiben. —

Unser Wissen um die gesellschaftlichen Zustände der europäischen Völker in der Urzeit ist beklagenswerth ärmlich. Denn so erstaunlich weit uns auch die großen Heldengesänge des griechischen Mittelalters in die dämmernde Ferne der rückwärts liegenden Zeiten schauen lassen, bis in diesen Bezirk der grauesten Frühzeit reichen sie nicht. Ein maßlos glücklicher Zufall aber hat auf die Ausgänge der germanischen Urzeit ein seltsam vereinzeltes Licht geworfen und was da erkennbar wird, ist ein Zustand schlechthin genossenschaftlichen Lebens. Im Hause ist zwar die Kleinfamilie, d. h. die auf Einehe beruhende Form geschlechtlicher Bindung schon durchgedrungen, aber die Sippe läßt als das letzte Ueberbleibsel der alten Großfamilie, d. h. einer größeren hordenähnlichen Zahl von Männern und Weibern, die durch persönlich ungebundenen Geschlechtsverkehr zusammengeschlossen ist, das Hineinragen noch ursprünglicherer Verhältnisse erkennen, wie sie uns sonst nur durch die Zustände der Naturvölker bekannt sind und wie sie freilich der Sache nach von den Germanen des Tacitus längst überwunden waren. Allerdings selbst die älteste Form dieser Großverbände des Geschlechtsverkehrs, die Muttersippe, d. h. die Ge-

meinschaft aller von einer Stamm-Mutter Abstammenden hat im Recht noch einige leise Spuren hinterlassen. Schon erhebt sich ein Adel über die Masse des Volkes und im Krieg Unterworfene sind in Hörigkeit verstrickt, aber im staatlichen Leben herrscht eine ursprüngliche Volksherrschaft ebenso vor, wie in der Volkswirthschaft eine ebenso ursprüngliche Gemeinschaft des Güter-, d. h. des Grundbesitzes. Die Könige der bestehenden noch sehr kleinen und zahlreichen Staatsverbände, der Völkerschaften werden nur zeitweilig, etwa für Kriegsfälle gewählt, das Gericht wird von einer Versammlung aller Volksgenossen gehalten, der Boden gemeinschaftlich bestellt und in gleichen Losen wechselnd vertheilt. An der Schwelle unserer gesellschaftlichen Entwicklung stehen Demokratie und Kommunismus: beide die ausgeprägtesten Merkmale wirklich freier Genossenschaften.

Daß man zum Wenigsten nicht unrecht vermuthet, wenn man annimmt die griechische Entwicklung sei von ähnlichen Zuständen ausgegangen, läßt die auf späteren Stufen nachweisbare Grundbesitz- oder Gütergemeinschaft der Spartaner und mancher Rest, der etwa in das homerische Alter hineinragt, erkennen. Selbst so ausgeprägt urzeitliche Einrichtungen, wie die völlige Gleichgültigkeit gegen den Ehebruch des Mannes, wie die Sippe und das Mutterrecht, lassen sich im spartanischen Ehe-, im römischen Gentil- und im athenischen Familienrecht weit später noch nachweisen. Aber selbst die nächste Entwicklungsstufe, das Alterthum, bei den Germanen von gegen 400 bis gegen 900 reichend, bei den Griechen etwa mit dem Jahre 1000 abschließend ist nur in einer der beiden Reihen hell beleuchtet: in der jüngeren, neu-europäischen. Hier ist die an der Oberfläche des staatlichen Lebens auffälligste Neuerung die Zusammenballung unvergleichlich viel größerer Gemeinwesen, zuletzt des fränkischen Großstaats und die fast ebenso gewaltige Steigerung der Königsmacht. Für Griechenland lassen die Trümmer der Königsburgen von Tiryns und Mykene und gewaltige Straßen-Netze, die man aufgefunden hat, eine ähnliche Blüthe starken Königthums immerhin halbwegs vermuthen und vielleicht bringen die großen Ausgrabungen, die jetzt auf Kreta im Werke sind, neues Licht: für die Erkenntniß dieser dämmerhaften Frühzeit ein unschätzbarer Gewinn.

Im merowingisch-karolingischen Frankenstaat dagegen ist Alles licht und klar und da läßt sich die eigentliche gesellschaftliche Grundströmnng dieses Zeitalters auch sehr deutlich nachweisen. In der Verfassung werden dem überlieferten frei-genossenschaftlichen Zustand zwei Gewalten gefährlich und engen ihn nach allen Richtungen ein. Das Königthum, das erblich werdend die Rechte der Volksgenossen in den bisher gesetzgebenden, regierenden, richtenden Versammlungen aufs Einschneidendste mindert, als ein Träger zwangsmäßigen Zusammenhalts und zugleich stark wachsenden Persönlichkeitsdranges. Denn nur die rücksichtsloseste Geltendmachung eigenen Ehrgeizes, oft über die Leichen der nächsten Verwandten hinweg, hat die Begründer der neuen Staatsform zu ihrem Ziel gelangen lassen. Und in den mittleren, ja selbst den unteren Schichten dieser Völker spielt sich ein wirthschaftlicher Vorgang ab, der sich wie ein nur wenig milderes Seitenstück zu seinem staatlichen Umsichgreifen der starken Persönlichkeit zeigt. Es ist die Entstehung des Privateigenthums, die sich an dem hellen lichten Tage einer verhältnißmäßig guten Ueberlieferung vor unsern Augen vollzieht. Wie es sich im Einzelnen durchgesetzt hat, bleibt freilich dunkel, aber daß es schließlich da ist, und die ursprüngliche Gütergemeinschaft am Grundbesitz im Wesentlichen verdrängt hat, ist sicher. Gegen Ende des Zeitraums aber greifen beide Entwicklungen aufs denkwürdigste in einander: das Königthum setzt, um seine Regierungsgewalt auszuüben, Beamt ein, im Land, wie in seiner Nähe am Hofe; es bedarf für seine Feldzüg

geübter und namentlich berittener Krieger, und da es als Sold für beide Arten öffentlichen Dienstes nichts anderes zur Verfügung hat, als Boden, den freilich in ungeheuren Mengen, so benutzt es ihn, um ihn gewissermaßen als kapitalisirtes Gehalt auf Zeit hinzugeben. Aber Erwerbssinn und Machtdurst sind in den Begünstigten so stark, daß sie sehr bald und mit sehr schnell wachsendem Erfolg danach streben, diesen ursprünglich nur für Jahre verliehenen Besitz erst zu lebenslänglichem, dann zu erblichem zu machen. So ist der Amts- und Reiteradel der Merowinger- und Karolingerzeit zu Gut und Eigenthum gekommen. Der sehr lockere Treuverband des Benefizial- und Lehnswesens und das nur ganz selten zur Geltung gebrachte Obereigenthum des Königs waren nur sehr geringe Abminderungen dieses ungeheuren Staatsgeschenkes und namentlich jener hat keinen Großen dieser Zeiten abgehalten, gegen seinen Herrscher zu Felde zu ziehen.

Für die Staats- und Gesellschaftslehre ist hier eine Beobachtung anzumerken: daß kein einziger je zur Herrschaft gelangter Zustand sich auf friedlichem und gesetzlichem Wege Bahn gebrochen hat. Königsherrschaft, Adel, Privateigenthum danken ihre Entstehung genau so einem Umsturz, einer revolutionären Bewegung, einer Zerrüttung und Beseitigung gesetzlich bestehender Zustände, wie irgend eine Staats- oder Gesellschaftseinrichtung auf Erden und es gehört die ganze herkömmliche und gewissermaßen berufsmäßig naive Gläubigkeit aller Herrschenden und Begünstigten, aller Fürsprecher irgend eines gerade bestehenden Zustandes dazu, um sie mit dem Glorienschein uralter, niemals geschaffener, am liebsten gottgewollter Rechte zu umkleiden. Vor einer ehrlichen und unvoreingenommenen Geschichtsschreibung schwindet diese Staats- nnd Gesellschaftsmythologie ebenso in ihr Nichts zusammen wie jede andere. Aber ebenso wenig dürfte nun zugegeben werden, daß diese Umsturzbewegung der Könige, der Edelleute, der Privateigenthümer nicht ihr inneres Recht gehabt hätte — im Gegentheil sie hatte die Zukunft für sich, sie bedeutete den Fortschritt, ebenso wieder wie die allermeisten Revolutionen und Umsturzbewegungen, von denen die Geschichte weiß. Ohne das Königthum ist die Staatsgeschichte der nächsten Zeitalter nicht zu denken und welch' unermeßlichen Segen das Privateigenthum und zwar gerade das des Großgrundbesitzes, des Hochadels gebracht hat, ist kaum zu beschreiben. Schilt man auf die Vergewaltigungen, die Großgrundbesitz und Adel auf den späteren Stufen volkswirthschaftlicher Entwicklung über Handel und Gewerbe gebracht haben, so soll es beiden unvergessen bleiben, daß sie damals in den starken Zeiten ihrer Jugend auf den Frohnhöfen ihrer Grundherrschaften die ersten großen Fortschritte des Handwerks und die ersten Brennpunkte des Handels- und Marktverkehrs ins Leben gerufen haben. Und auch in der Landwirthschaft selbst fällt die wichtigste Betriebsneuerung zweier Jahrtausende, der Uebergang von der sehr rohen Feldgras- zur Dreifelderwirthschaft in diesen Zeitraum. Daß auch er durch große Besitzer, nicht durch Bauern, die nicht eben die fruchtbarsten Erfinder und die bereitwilligsten Verbreiter technischer Neuerungen zu sein pflegen, ins Leben gerufen wurde, ist überaus wahrscheinlich.

2. Die frühen Mittelalter.

Neben diesen beiden neuen und neuernden Gewalten des Zwangstaats und des starken Persönlichkeitsdranges bleibt aber die ehemals herrschende Gesellschaftsform des freien genossenschaftlichen Zusammenhalts noch vielfach in Recht und Wirthschaft wirksam und auch das frühe Mittelalter, die nun folgende Entwicklungsstufe, hält dies Erbe aufrecht. Es reicht bei den germanisch-roma-

nischen Völkern des neueuropäischen Mittelalters von gegen 900 bis um 1150 — es hier enden zu lassen ist, wie ich mich neuerdings überzeugt habe, räthlicher als das ausgehende zwölfte und das dreizehnte Jahrhundert, eines der fruchtbarsten und neuerungsreichsten die es überhaupt giebt, zum Theil noch einzuschließen — während man in Griechenland-Athen die homerische Zeit von 1000 bis 750, in Rom die Zeit vor 500 wird so nennen dürfen.

Das staatliche Leben des germanischen Europa auf dieser Stufe ist durch einen Grundzug beherrscht, dessen persönlichkeitsgeschichtliche Bedeutung auf der Hand liegt. Es ist das Vordringen des Adels, vornehmlich des Hochadels gegen das Königthum: überall drängt er die staatliche Gewalt zurück, ja er sucht sie auf den ihm unterstellten, rasend schnell anwachsenden Gebieten sogar an sich zu reißen und so die Einheit der alten großen Reiche, die das frühe Mittelalter von dem germanischen Alterthum überkommen hat, wieder in Frage zu stellen. Freilich macht sich für die geschichtliche Betrachtung an dieser Stelle zuerst sehr stark geltend, daß es sich in der neueuropäischen Geschichte nicht um eine Linie handelt oder um zwei, wie in der alteuropäischen, sondern um ein ganzes Bündel. Aber für die führenden Völker, das deutsche, französische, englische, überwiegen zunächst doch noch die Gemeinsamkeiten, während das stets langsam reifende Skandinavien ein wenig zurück bleibt. Nur die englische Entwicklung weicht von dem Gesammtbilde später bezeichnend ab: das Königthum, dem hier freilich 1066 ein sehr günstiges Geschick den völligen Neubau des Staates von unten her vergönnt, weiß den auf dem Festland unaufhaltsam scheinenden Verlauf sehr glücklich dadurch zu hemmen, daß es dem Hochadel die beiden Grundlagen seiner Macht, den zusammenhängenden Landbesitz und die Erblichkeit der großen Aemter, von vornherein entzieht.

Staats- wie gesellschaftsgeschichtlich wichtig an dem Gesammtvorgang ist, daß dieser neue Umsturz, diese neue Umwälzung sich in keinem Sinne genossenschaftlich vollzieht, vor allem, daß es sich nicht etwa um eine Standesbewegung handelt, wie man vermuthen könnte. Die innerste Natur der Bewegung ist vielmehr unkörperschaftlich, unständisch von Grund aus; nicht der Hochadel als Klasse dringt vor, sondern jedes einzelne seiner Mitglieder sucht für sich und nur für sich soviel Macht und Gebiet zu erlangen, als ihm möglich ist: gegen alle Standesgenossen ebenso sehr, wie gegen den allen gemeinsamen Feind, das Königthum, den Einheitsstaat. Eine unabsehbare Reihe von einzelnen Kämpfen, Aufständen und Gebietsfehden erfüllt diese Jahrhunderte. Auf den ersten Blick scheint jeder innere Zusammenhang zu fehlen und wer die Darstellung Giesebrechts liest, findet ihn auch schwerlich. Nitzsch aber hat sie schon vielfach geklärt und legt man vollends ganz allgemeine Maßstäbe an, so ergiebt sich sehr schnell, daß ein Antrieb alle diese Bewegungen hervorgebracht hat: das Vorwärtsdringen starker Persönlichkeiten, die sich unter das überlieferte Staatsjoch nicht beugen, selbst Herren sein wollten.

Nebenher gehen dann noch mehrere minder stark hervortretende, doch kaum minder wichtige Veränderungen des gesellschaftlichen Zustandes vor sich: ähnlich wie einst der Amtsadel der Karolingerzeit, der damalige Hochadel, der spätere Fürstenstand Deutschlands die Grundlage seiner Macht in staatlichen Aemtern und in vom Staate verliehenen Grundbesitz gefunden hatte, so kam nun der niedere Adel empor: der Dienstmannen- und Ritterstand, der, meist unfreier Herkunft, für den Dienst im Heer und bei Hofe gewonnen, ähnlich wie sein älterer Vorgänger, nur in viel kleinerem Maßstabe, mit Grundbesitz und zwar sogleich erblichem entschädigt wurde und der nun dem Hochadel nacheiferte. Zwar zur Gebietshoheit, wie jener, drang er nicht mehr vorwärts, aber er vermochte wenigstens, die bei all diesen Vorgängen zurückgebliebene Klasse der

alten Freien zum großen Theil in Unterwürfigkeit, in Hörigkeit zu bringen. Der deutsche Bauernstand ist damals in seiner Mehrzahl um die persönliche und wirthschaftliche Freiheit gebracht worden. Handel und Gewerbe stehen noch weit zurück; Städte- und Bürgerthum sind noch in ihren ersten Anfängen begriffen, kommen noch gar nicht in Betracht. Die Zustände in Frankreich, England und Italien weichen in einzelnen Punkten ab: das Gesammtbild ist das gleiche.

Ueber all diesen Wirren und Kämpfen bleibt das Königthum noch bestehen, in Deutschland äußerlich am kräftigsten. Es siegt über alle Angriffe der Großen, innen aber ist es schon vom Wurm der leisen Umsturzbewegung des Hochadels angenagt: die Zeit wird kommen da auch die stolze Herrschaft der Staufen jämmerlich zusammenbricht. Umgekehrt ist das Königthum in Frankreich zu Anfang des Zeitraums am übelsten durch den Unabhängigkeitsdrang des Hochadels zugerichtet, während es gegen Ende langsam die glücklichste Gegenbewegung vorbereitet. In England aber steht wenigstens nach der normannischen Eroberung die Krone dem Hochadel infolge ihres überaus staatsklugen Verhaltens zwar durchaus nicht unangetastet und unangegriffen, aber sehr stark gegenüber. Gleichwohl ist dessen Vordringen überall die beherrschende Bewegung der Zeit, sie durchdringt auch die Verwaltung und Rechtsprechung und am bezeichnendsten für die Uebergewalt dieser inneren, im wahrsten Sinne des Worts sozialen Kämpfe ist, daß sie die Staaten nach außen zu keinerlei nennenswerthen Zusammenstößen kommen lassen. Selbst der kaum zu sättigende Thatendrang und Kampfdurst dieser waffenstarken und von Krieg und Kriegsgeschrei durchhallten Zeiten konnte in jenen zahllosen inneren Streitigkeiten vollauf gelöscht werden.

Es erscheint auf den ersten Blick sehr gewagt dieser Stufe der germanisch-romanischen Entwicklung die entsprechende der griechischen zu vergleichen, schon deswegen, weil sich deren armselige Ueberlieferung mit dem Nachrichten-Reichthum, das für jene vorliegt, nicht im Mindesten messen kann. Man wird auch sehr vorsichtig verfahren müssen und nicht etwa behaupten dürfen, daß die zahlreichen kleinen Könige, die im homerischen Zeitalter Griechenland offenbar beherrscht haben, den Herzogen und Grafen, also den Theilfürsten des germanischen Früh-Mittelalters gleichzustellen seien. Es wäre ja nicht unmöglich, daß sie erst im Gegensatz gegen die vielleicht mächtigeren Herrscher des mykenischen Zeitalters aufgekommen wären. Aber eben so leicht ist möglich, daß in dem durch Meer und Gebirge so überaus häufig gespaltenen Griechenland die Staaten an Umfang nie über die Stufen der Völkerschaften des germanischen Alterthums hinausgediehen sind, daß jene erhaltenen Burg- und Straßenreste nur auf besonders stark entwickelte Kleinstaaten hindeuten. Gleichviel, eines läßt sich nicht fortleugnen: die homerischen Gedichte lassen einen starken Adel erkennen und daß wenigstens in der Entwicklung des führenden Theilstaats, des attischen, dieser herrschende Stand in schneller und zuletzt selbst angriffsweise vorgehender Bewegung gegen das Königthum begriffen war, lehrt das nach dem Ende dieses Zeitalters beginnende Zusammensinken des Königthums. Andere Grundzüge des Zeitalters lassen sich doch auch erkennen: so das völlige Ueberwiegen des Ackerbaues in der Volkswirthschaft, das Fehlen von Städten und Bürgerthum, die geringe Entwicklung von Handel und Schifffahrt, der Mangel jeglicher Geldwirthschaft, die ständische Eintheilung in Adel, Freie und Sklaven, die Stärke des Genossenschaftssinnes in allerlei Geschlechts- und Stammesordnungen.

Von Rom schließlich läßt sich auf dieser Stufe nur noch dürftigeres aussagen. Die Quellen fließen hier allzu spärlich; die herrschende Richtung unter den heute lebenden Geschichtsschreibern hält zwar an dem Phantasiegebilde der

servianischen Verfassungsreform als einer historischen Thatsache noch fest, aber man bedarf geringer Sehergaben, um vorauszusagen, daß sie als solche nicht lange mehr aufrecht stehen bleiben, und daß sie als die chronikalisch-poetische Verdichtung eines etwas später herrschenden Zustandes erkannt werden wird. Ranke, der sonst so Vorsichtige, der dieser ganz schwachen Ueberlieferung gegenüber den Konservativen herauskehrte und selbst die Ergebnisse der bisherigen, noch viel zu wenig entschlossenen Nachrichtenprüfung als zu kühn verwarf, hat sich in diesem Punkt merkwürdig versehen. Wird hier aber mit großer Entschiedenheit gesichtet, so bleiben nur einige Grundthatsachen bestehen: daß hier Könige herrschen, daß ihm ein sehr starker Adel großen Abbruch that, und daß dies Zeitalter auch hier, wie in Athen mit dem Zusammenbruch des Königthums endete. Auch viele sonstige Merkmale passen in das allgemeine Bild dieser Entwicklungsstufe: die Stärke der Geschlechts- und Sippenverbände, das selbstverständliche Fehlen der Geldwirthschaft und das Ueberwiegen des Ackerbaus. Daß in diesem Stadtstaat von Anbeginn, der nur ein zwergenhaft kleines Gebiet umfaßte, nicht auch das platte Land überwog, wie in Griechenland und im germanisch-romanischen Europa dieser Stufe, kann nicht Wunder nehmen. Indessen wird man sich das damalige Rom, ähnlich wie das frühe Sparta schwerlich anders, denn als ein übergroßes Dorf vorzustellen haben. Das Vermögen des Adels bestand auch hier aus Grundbesitz und die Plebejer waren Bauern.

Gewiß es wäre allzu gewagt, auch die persönlichkeitsgeschichtlichen Grundströmungen der beiden älteren Entwicklungen beschreiben zu wollen: das Emporstreben des Adels wird auch hier aus dem Selbständigkeits- und Machttrieb starker Einzelner hervorgegangen sein, aber des Genaueren läßt sich sein Wirken nicht verfolgen. Bestimmte einzelne Theile des Gesammtvorgangs entziehen sich der Beobachtung gänzlich: so z. B. das Durchdringen des Privateigenthums, das in Griechenland wie in Rom als ungefähr in diesen Zeitraum fallend angenommen, aber schwerlich nachgewiesen werden kann. Hier kann nur aus späteren Zuständen geschlossen werden: so, wenn schon das bürgerliche Recht des spätmittelalterlichen Roms ein entschieden ausgeprägtes Sondereigenthum aufzeigt, während andrerseits gewisse Rechtsüberreste auf ein ehemaliges Gentileigenthum schließen lassen. Alle großen Grundzüge der gesellschaftlichen Oberflächenveränderung aber stimmen in sämmtlichen drei Fällen überein: jedes Mal ist vor Allem das Vordringen des Adels gegen das Königthum, das Ueberwiegen der Land- und Naturalwirthschaft, der Mangel eines wirklichen Bürgerthums, das Vorhandensein starker genossenschaftlicher Ordnungen festzustellen.

Ein Auseinanderweichen der drei Reihen ist nur an einem Punkte auffällig, aber es ist weniger aus dem Gang der geschichtlichen Entwicklungen allein, als aus der Verschiedenheit ihrer geographischen Voraussetzungen zu erklären. In Athen, wie in Rom strebt der Adel dieses Zeitalters offenbar weniger nach einer ernstlichen Losreißung vom Staatsganzen, als nach verfassungsmäßigem Einfluß auf den Staat. Im germanisch-romanischen Europa des frühen Mittelalters dagegen ist alles Dichten und Trachten zum Mindesten des hohen Adels auf völlige oder fast völlige Unabhängigkeit vom Einheitsstaat, also auf dessen Zerspaltung gerichtet. Indessen kommt hierfür in Betracht, daß Rom wie Athen Zwergstaaten waren, während die germanisch-romanischen Völker sich auf dem hundertfachen Raum über den halben Erdtheil ausbreiteten und Flächenstaaten gründen konnten. Immerhin ist anzumerken, daß in einem Fall auch der germanische Adel ein ähnliches nicht staatzerstörendes, sondern staatbeherrschendes Streben zu zeigen begann: in England. Dies weist in Folge dessen schon damals mehr Aehnlichkeit mit Rom und Athen auf, als alle Festland-

staaten und daß es auf späteren Entwicklungsstufen zu seinen Gunsten noch öfters sich diesen Mustern näherte, hängt vielleicht nicht zuletzt mit jener ersten Uebereinstimmung zusammen. Und auch für die gesellschaftsgeschichtliche Unterströmung ist dergestalt für Athen, Rom und England eine andere, minder genossenschafts- d. h. volks- und staatsfeindliche Schattirung des Persönlichkeitsdranges anzunehmen.

Doch wie verhält sich die geistige Entwicklung und ihr persönlichkeitsgeschichtlicher Kern in den drei Fällen. Das banausische Rom scheidet in diesem Betracht ganz aus, es zeichnet sich auf dieser wie noch auf zwei späteren Entwicklungsstufen nur durch seinen Mangel an geistiger Regsamkeit aus. Auch für Hellas muß hier das ganze Volk mit all' seinen Außenposten in dem unteritalienischen Griechenland und in den kleinasiatischen Siedelungen in Rücksicht gezogen werden. In Hinsicht auf das Germanenthum machen sich andrerseits in diesem Zeitalter die Einflüsse der älteren, griechisch-römischen Kultur sehr störend geltend. Wem dürfte beikommen den Glauben der Germanen mit dem der Griechen zu vergleichen: das Christenthum war ja alles andere als ein Erzeugniß germanischen Geistes. Es war ein theils aufgedrungenes, theils von kinderjungen Völkern gedankenlos übernommenes Erbe. Auch die bildende Kunst muß unverglichen bleiben: da die Germanen die Grundform ihrer vornehmsten, der kirchlichen Bauten, die Basilika von den späten Römern überkommen hatten, so können ihnen die herrlichen Erzeugnisse des romanischen Stiles, denen die griechische Kunstgeschichte auf dieser Entwicklungsstufe, wie es scheint wenig oder nichts gegenüber zu stellen hat, nicht zu besonderem Verdienste anzurechnen sein. Dasselbe gilt von ihrer Wissenschaft, sie ist in noch viel höherem Maße entlehnt. Dennoch bleibt mindestens ein Punkt übrig, an dem der Vergleich einsetzen kann: die Dichtung.

Immer wird es zu bedauern bleiben, daß im griechischen Schriftthum zu der einzigen unbestritten ursprünglichen Gruppe germanischer Lieder, der Edda, kein Seitenstück erhalten geblieben ist. Denn sie ist unzweifelhaft nicht nur der Entwicklungsstufe, sondern auch dem Wesen nach das Erzeugniß eines vorhomerischen Zeitalters. Und so offenbar auch aus der hohen Kunst der homerischen Gesänge darauf geschlossen werden darf, daß sie nicht den Anfang, sondern nur den Abschluß einer langen Entwicklung bilden, es wird doch ewig in Nacht und Dunkel gehüllt bleiben, wie diese Vorstufen beschaffen waren. Nur das eine muß gesagt sein: Völuspa und Havamal die ältesten und stärksten Lieder der nordischen Sänger sind eher größer, als geringer, wie die vorhomerischen Gedichte, auf die man aus den Heldensängen der Ilias und Odyssee etwa schließen könnte. Ihre malende Phantasie und die sinnliche Pracht ihrer Vorstellungen ist fast größer als die der höchsten homerischen Werke. In Wahrheit auf gleicher Stufe stehen Nibelungen und Ilias; allerdings ist das deutsche Gedicht in die Gestalt, in der es heute vorliegt, erst zu einer Zeit gebracht worden, die etwas nach dem hier angenommenen Endpunkt der frühmittelalterlichen Entwicklung liegt. Allein einmal lassen sich, wie überhaupt, so am wenigsten in jenen älteren Jahrhunderten ganz scharfe Grenzen ziehen: es ist weit richtiger breite, mehrere Jahrzehnte umfassende Demarkationsstreifen anzunehmen, sodann, und dies ist wichtiger, ist das Gepräge dieser Heldenlieder so ganz rückwärts gewandt, ihre Entstehung reicht offensichtlich so tief in das frühe Mittelalter, wenn nicht — in ihren Wurzeln — sogar in noch weiter entlegene Zeiten zurück, daß man keinen Augenblick zweifeln darf, sie als frühmittelalterlich anzusehen. Sie mit Ilias oder Odyssee im Einzelnen an künstlerischer Kraft zu vergleichen, davor scheue ich zurück, aber soviel wenigstens leuchtet ein, daß beide Erzeugnisse einer ähnlichen Dichtart sind, beide Helden-

erzählungen, beide Reihen von einzelnen in der heutigen Gestalt oft unregelmäßig genug zusammengefügten Liedern. Beide fügen nur hier und da lyrische Ergüsse ein, beide greifen noch nicht tief in das Seelenleben ein, beide schildern und beschreiben vornehmlich die äußeren, d. h. kriegerischen Vorgänge. In beiden mag auch die Entstehungsweise, die für die persönlichkeitsgeschichtliche Werthung wichtig ist, ähnlich vertheilt sein: zwischen Sängerschulen, die die einzelnen Lieder verbreiteten oder ausgestalteten, und sehr starken Schaffenden, die allein so gewaltige Werke wie den Zorn des Achill oder den Kampf an Etzels Hof hervorbringen konnten. Gemeinschaft und überragende Einzelne mögen in beiden Fällen in ganz ähnlicher Mischung zusammengewirkt haben und auch die Vereinigung von hingebender Wirklichkeitsschilderung und starker Bändigung von Form und Phantasie, ergiebt ein ähnliches Verhalten zu Kunst und Natur. Man vermag von allen äußeren Vorgängen wenigstens sehr viel zu sehen, vom Ich und seinem Innenleben aber noch wenig Rechenschaft zu geben; dabei aber versteht man feste Versformen zu schmieden und kühne Gleichnisse zu ersinnen. Alles ist zwar archaisch-einfach und einfältig, aber auch archaisch großzügig.

3. Die späten Mittelalter.

Die folgende Entwicklungsstufe umfaßt in Athen die Zeit von 750 bis 500, in Rom die von 500 bis um 330, im germanisch-romanischen Europa die Zeit von um 1150 bis gegen 1500. Das Gepräge, daß sie in der Verfassungsgeschichte des neueuropäischen Weltalters trägt, weicht nicht allzuweit von der Richtung ihrer Vorgängerin ab, zeigt aber genug Besonderheiten, auch schon ein starkes Auseinanderweichen der einzelnen Volksentwicklungen. In Deutschland dringt der Hochadel bei seinem Ansturm gegen Königthum und Einheitsstaat fast bis zur völligen Vernichtung beider vor; ihm nachstrebend setzt der niedere Adel wenigstens das im Bereich seiner Macht liegende Werk mit voller Macht fort, die Knechtung, oft selbst Versklavung des einst freien Bauernstandes, durch dessen wirthschaftlichen Fleiß noch eben, im Anfang dieses Zeitraumes zwei außerordentliche Besiedlungswerke, eines im Innern, ein anderes außen, das eine durch Einbeziehung unbenutzter Farbenmengen, das andere durch die kriegerische und friedliche Eroberung des slavischen Nordostens, möglich geworden waren. In Gericht und Verwaltung schreitet die Aristokratisirung der Einrichtungen vielfach fort; das einzige Gegengewicht aber vermögen nicht die gewaltsamen Zuckungen, in denen sich das gequälte und zu Boden geworfene Bauernthum Luft zu machen sucht, sondern nur die Erhebung des Bürgerthums und das Entstehen des Städtewesens herzustellen. Zwar ist es ein wesentlich wirthschaftlicher Vorgang, hervorgerufen durch den Aufschwung von Handel und Gewerbe, aber er gewinnt doch auch soziale, ja politische Bedeutung. Eine neue Klasse entsteht, deren keimende Ueberlegenheit der den Grund und Boden nur besitzende, nicht bestellende Adel auch durch seinen allmählich und zögernd beginnenden Uebergang zur Geldwirthschaft wett zu machen vermag. Und erreicht das Bürgerthum, das nicht selten erst in tapferen Kämpfen das auch auf ihm anfänglich lastende Joch des Hochadels, des nunmehrigen Fürstenstandes, abschütteln mußte, auch in der Volksvertretung nur geringfügigen Einfluß, so erlangen die einzelnen Städte doch eine starke halbstaatliche Selbständigkeit und verfolgen in großen Bünden ihre Handelsvortheile selbst dem Ausland gegenüber auch mit staatlichen Machtmitteln. Die französische Entwicklung entspricht der deutschen insoweit das Emporkommen des Bürgerstandes

in Betracht kommt; auch die des Verhältnisses zwischen Adel und Bauernschaft weicht trotz der Aufhebung der Leibeigenschaft nicht wesentlich ab: der geknechtete Stand erhebt sich auch dort zu furchtbarem Aufruhr. Dem Hochadel aber wird hier durch ein starkes Königthum die Beute, die er schon eingeheimst hatte, völlig wieder entrissen, die Staatseinheit wiederhergestellt und die Verwaltung mustergiltig geordnet. Immerhin setzt der Adel eine Zeit lang die Aufrichtung einer parlamentarischen Vertretung zwar nicht des Volks, aber der herrschenden Stände und nebenher auch des Bürgerthums durch. Zuletzt drängt das Königthum auch diese Form adeligen Einflusses auf den Staat bei Seite. In England endlich setzt der Hochadel, der hier niemals die Reichseinheit gefährden konnte, in einzigartig großer Gesinnung eine starke Parlamentsherrschaft durch, nicht nur für sich, sondern auch für den niederen Adel und das Bürgerthum, sorgt ebenso für die Rechte des Einzelnen und zwar auch wieder für alle freien Volksgenossen gegen rechtliche Vergewaltigung und nimmt nicht einmal das häßlichste der Privilegien alles festländischen Adels, seine Steuerfreiheit in Anspruch. Allerdings drückt auch er die Bauern, die einmal auch hier, wie die festländischen einen natürlich vergeblichen Aufstandsversuch machen, allerdings zerreißt er noch gegen Ende des Zeitraums in blutiger und gänzlich sinnloser Fehde das Land und das Herrschergeschlecht in zwei feindliche Parteien, aber da die Krone, von Anbeginn kräftig nach vorübergehender Ohnmacht an Stärke zuletzt noch wächst, ist hier schließlich ein Zustand von schlechthin mustergiltigem Gleichgewicht zwischen Königthum und Adel hergestellt und auch das Bürgerthum, das hier niemals zu so starker Unabhängigkeit gelangt, wie in Deutschland, hat nicht Ursache sich zu beklagen. Es ist im Parlament vertreten und das Königthum sucht Handel und Gewerbe, die hier weniger als in Deutschland gedeihen, kräftig zu fördern.

Zieht man die Summe aller dieser Erscheinungen, von denen hier nur die nothdürftigsten Umrisse gegeben sind, so erweist sich, daß der Adel in diesem Zeitraum überall den stärksten Einfluß auf den Staat übt: in Deutschland in der schärfsten Form einer halbstaatlichen Selbständigkeit unter Zersplitterung des Reichs, in England in der viel milderen ständischen Zusammenschlusses und parlamentarischer Mitregierung, in Frankreich aber überwiegt zuerst der deutsche, später der englische Zustand und erst ganz zuletzt trägt das Königthum den völligen Sieg davon. Noch immer sind, wie im frühen Mittelalter die Staaten bei weitem am meisten mit sich selbst beschäftigt, eine eigentlich auswärtige Politik ist nur in Ausnahmefällen ein Ziel ihres Ehrgeizes. Es kommt in diesem Zeitalter nur erst selten zu wirklichen Staatskriegen im Sinne späterer Zeiten; ein eigentliches Staatensystem hat sich noch nicht gebildet. Das Bürgerthum entsteht, und mit ihm wächst Handel, Gewerbe und Geldwirthschaft mächtig empor.

Auf diese letzten entscheidenden Merkmale gebracht läßt sich das Charakterbild dieser Entwicklungsstufe auch auf die beiden Völker der alteuropäischen Geschichte anwenden: das Athen und das Rom des späten Mittelalters weisen nur eine noch folgerichtiger, unter völliger Beseitigung des Königsthums ausgebildete Adelsherrschaft auf. Die Verfassungsformen zeigen in beiden Fällen viel Aehnlichkeiten auf: der römische Senat und der athenische Areopag sind einander völlig wahlverwandt. Der Fortfall der königlichen Gewalt läßt mit den germanisch-romanischen Staatseinrichtungen wenig Vergleiche zu, doch fehlt es dort auch nicht an Uebereinstimmungen, wo Stadtstaaten aufkommen. Die venetianische Aristokratie erinnert in vielen Stücken an athenische und römische Verhältnisse. Die Verschiedenheiten der athenischen und römischen Zwergstaatsverhältnisse von den ungeheuren Abmessungen der neueuropäischen Flächenstaaten

machen sich geltend. Trotzdem ist eine Fülle auch von allgemeinen Aehnlichkeiten leicht aufzuzeigen.

Dazu weist die Vorwärtsbewegung des Wirthschaftslebens die schlagendste Aehnlichkeit mit der neueuropäischen Entwicklung auf: auch hier kommen Handel und Gewerbe erst jetzt recht empor und in ihrem Gefolge die Geldwirthschaft. Das etwas langsam reifende Rom ist zwar in diesem Stück zurückgeblieben, aber das Zinsrecht, das in den Kämpfen zwischen Patriziern und Plebejern eine so große Rolle spielt, läßt erkennen, daß die Geldwirthschaft doch auch hier vordringt und der vornehme Theil des Plebejerthums, der sich am Ende dieser Streitigkeiten dem Adel anschließt, mag sein Vermögen schon zu einem Theil durch Gewerbe und Handel erworben haben. Gewiß das Auftauchen des Bürgerthums nimmt in diesen beiden Kleinstaaten ganz andere Formen an, als in den neueuropäischen Riesenstaaten: dennoch ist der Vorgang im Kern fast derselbe. Namentlich für Griechenland ist längst bemerkt worden, wie die Entstehung der Polis in diesem Zeitalter in jedem Sinne Epoche gemacht hat. Die Stadt wurde zum Brennpunkt des wirthschaftlichen und staatlichen Lebens und wenn sich der Adel in die Stadt zog — wie er übrigens in Italien und Südfrankreich auch im späten Mittelalter des germanisch-romanischen Weltalters gethan hat, so weicht das zwar von den übrigen Entwicklungen ab, aber zuletzt ist auch dieser Vorgang nur ein Beweis mehr für die Stärke des neuen bürgerlichen Wesens. In Rom war dergleichen nicht möglich, aber auch diese uralte Hauptstadt des immer noch kleinen Staats muß damals ihr Gepräge verändert haben, und aus einem großen Dorf, aus einer Ackerbürger-Stadt eine wirkliche geworden sein.

Selbst gewisse Einzelheiten der Verfassungsgeschichte Athens und Roms kehren in den germanisch-romanischen Staaten dieser Entwicklungsstufe wieder. Dem Fortschreiten demokratischer Bestrebungen in den beiden Adelsrepubliken der Alten könnte zwar in den neueuropäischen Großstaaten höchstens das Anwachsen der Macht des englischen Unterhauses verglichen werden; auch die parlamentarischen Einrichtungen weichen weit von einander ab: der große Rath der Athener, die römischen Komitien tragen einen ganz anderen Charakter als die ständischen Parlamente Englands und Frankreichs — die so außerordentlich verschiedene Ausdehnung jener kleinen Territorial- und dieser Großstaaten fällt auch hier schwer ins Gewicht. Aber einmal ist die Ausbildung des Parlamentarismus als solchen in beiden Entwicklungsgruppen auf derselben Stufe festzustellen; ferner wirken Adel und Bürgerstand in allen diesen Fällen miteinander zusammen unter entschiedenem Ueberwiegen des Adels und schließlich weisen wieder die an Gebiet und gesellschaftlich-wirthschaftlicher Zusammensetzung den beiden alten Republiken viel näher verwandten Stadtstaaten des spätmittelalterlichen Italiens die merkwürdigsten Aehnlichkeiten auf.

Diese letzte Beobachtung wenigstens trifft auch auf die eigenthümlichste Abwandlung der griechischen Geschichte auf dieser Stufe zu: die Tyrannis, dieses usurpatorische Königthum des siebenten und sechsten Jahrhunderts kehrt in auffällig gleicher Gestalt in den italienischen Republiken des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts wieder. Man könnte allenfalls versucht sein, dieses sehr unumschränkt und ganz modern-vielregiererisch auftretende Eintags-Herrschaft etwa der Pisistratiden mit der wachsenden Königsmacht des spätmittelalterlichen Frankreichs zu vergleichen. Aber die unvergleichlich viel kürzere Dauer dieser monarchischen Reaktion erinnert sehr schnell wieder an die immer von Neuem durchklingende Verschiedenheit der Gebietsausdehnung. Hätte den Tyrannengeschlechtern des damaligen Griechenlands ein Land zur Verfügung gestanden, wie den französischen Königen, so hätten sie vielleicht alle entgegen-

stehende Gewalten, den Trotz des Adels und die schon aufzüngelnden Flammen der Demokratie überwinden können, so aber ruhte ihre Herrschaft auf allzu schmaler Grundlage.

Sieht man aber von dieser kurzen Zwischenerscheinung ab, so ist zuletzt der entscheidende Grundzug, das Ueberwiegen des Adels im Staat, in allen Fällen der alt- und neueuropäischen Geschichte auf dieser Stufe ebenso durchgehends nachweisbar, wie das Aufsteigen der neuen bürgerlichen Wirthschaftsformen und des städtischen Wesens. Endlich trifft auch das letzte Merkmal dieses Zeitalters auf die antiken Fälle zu: die geringfügige Rolle, die vorläufig noch die auswärtige Politik im Leben der Staaten spielt. Athen hat damals höchstens auf die Insel Salamis oder nicht viel größere Gebiete sein Auge geworfen und selbst das welterobernde Rom hat in diesem Zeitalter nur sehr kleine Beute eingeheimst.

Ebenso viel Einzelähnlichkeiten weist die Klassengeschichte auf. So hebt sich überall ein neuer mittlerer Stand, das Bürgerthum, empor und geräth überall in einen mehr oder minder schroffen Gegensatz zu dem im Besitz der Herrschaft befindlichen Adel. Im germanisch-romanischen Europa dieser Entwicklungsstufe ist der Zusammenstoß zwar auch zuweilen gewaltsam — deutsche und französische Bürger haben sich oft mit den Waffen die Befreiung aus der drückenden Herrschaft des Hochadels erkämpfen müssen — aber im Ganzen ist er nicht sehr hart. Ueberall aber ist er nachweisbar: das städtische Bürgerthum erlangt allerwärts ein größeres oder geringeres Maß von Theilnahme an den neuen ständischen Volksvertretungen. Die Solonische Verfassungsreform, die Plebejerkämpfe in Rom bringen dieselbe Stimmung nur zu schärferem Ausdruck. Immer handelt es sich dabei zunächst mehr um ein Vordringen bestimmter wirthschaftlich und gesellschaftlich erstarkter Bruchtheile, als um eine Aufwärtsbewegung des gesammten Bürgerthums. Es sind im neuen Europa die städtischen Patriziate, in Athen und Rom die Vermögenden unter den Bürgern, die staatliche Rechte erhalten. Und wo, wie in Rom, der herrschende Stand des Adels ganz städtisch ist, wird dieser Sachverhalt durch die am Schluß dieses Zeitraums beginnende Verschmelzung dieser Bürgeraristokratie mit dem alten Adel mit fast cynischer Offenheit klargelegt. Immerhin regt sich hinter dem neueuropäischen Großbürgerthum schon die Zunftbewegung des Handwerkerstandes. Solon verhilft auch dem Mittelstand, den Spannfähigen, zu staatlichen Rechten; im römischen Plebejerthum lassen sich sehr deutlich zwei Schichten, eine obere und eine untere, nachweisen.

Ferner findet sich in diesem Zeitalter überall ein gespannteres Verhältniß zwischen Adel und Bauernthum. Es führt in Rom und Athen nicht zu einer Minderung der persönlichen Freiheit, aber zu einer in beiden Fällen merkwürdig gleichförmigen wirthschaftlichen Bedrückung und Ausbeutung der Bauern durch den Adel. An gewaltsamen Krisen fehlt es nicht, aber der neueuropäische Adel ist auf dieser Entwicklungsstufe noch viel erfolgreicher vorgegangen: er hat in Deutschland den größten Theil der Bauernschaft in persönliche und wirthschaftliche Abhängigkeit verstrickt, in England und Frankreich zwar die persönliche Knechtung beseitigt, dafür aber in England zu Ausgang dieses Zeitalters die Expropriation und damit die wirthschaftliche Vergewaltigung des Bauernstandes eingeleitet, und ihm in Frankreich sein Abgaben-Joch zum mindesten noch härter auf den Nacken gedrückt. In allen drei Ländern ist es zu gewaltsamen, aber ganz nutzlosen Erhebungen des gequälten Standes gekommen, die mit einigen Plebejerkämpfen, zum wenigsten in Hinsicht auf die wirthschaftlichen Beweggründe, große Aehnlichkeit haben, hier und da aber auch wie jene staatliche Reformpläne zur zweiten Losung gehabt haben. Im alten wie im neuen

Europa aber ist überall die wirthschaftliche Grundlage der Adelsmacht der Grundbesitz und eine in vielfache wirthschaftliche Abhängigkeit verstrickte Bauernschaft. Zu schlimmeren Agrarkrisen und hartem Bauerndruck kommt es auch in Athen und Rom, wenn auch in rechtlich lockreren Formen. Ist es auch weder in Athen noch in Rom in diesem Zeitalter zu Bauernaufständen gekommen, so dringt doch aus der solonischen Schuldgesetzgebung, wie aus den römischen Plebejerkämpfen ein dumpfes Stöhnen des bedrückten Standes über alle dazwischen liegende Jahrhunderte hinweg an unsere Ohren. Die wirthschaftliche und in ihrem Gefolge auch militärische Unfähigkeit des Bauernstandes zu Felde zu ziehen, die im germanisch-romanischen Europa so viel zum Herabsinken des Bauernstandes beigetragen hat, hat auch hier dieselbe Wirkung hervorgebracht.

Der persönlichkeitsgeschichtliche Kern aller dieser Veränderungen des staatlichen, wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Zustandes ist bei mannigfachen Abweichungen der Oberflächenvorgänge selbstverständlich auch nicht überall derselbe. Im germanisch-romanischen Europa dieser Entwicklungsstufe zunächst bleibt der uralt überlieferte Genossenschaftsgeist nicht nur aufrecht erhalten, sondern macht noch Fortschritte. Er hält das wirthschaftliche Leben des platten Landes und der Dörfer nach wie vor umfangen; er hat alle wirthschaftlichen und alle halbstaatlichen Einrichtungen des neuen Bürgerthums von Anfang an beherrscht und getragen; er hat vor allem auch den ehedem so starken Absonderungstrieb des Adels vielfach überwunden. Dies letzte Merkmal ist vielleicht das merkwürdigste: der frühmittelalterliche Adel, der niedere wie noch mehr der hohe, der von dem noch unentwickelten und plumpen aber kräftigen Persönlichkeitsdrang der starken Einzelnen so ganz und gar bewegt war, dem unendlich viel öfter Macht und Selbständigkeit der einzelnen Herzöge, Grafen, Bischöfe und selbst der einzelnen Edelleute und Ritter das maßgebende Ziel seines gesellschaftlichen, wirthschaftlichen und staatlichen Handelns gewesen war, nicht aber der standesmäßige oder sonstwie körperschaftliche Zusammenschluß, er geht jetzt unvergleichlich viel genossenschaftlicher vor. Daß das Ständethum als Volksvertretung erst jetzt entsteht, ist bezeichnend nicht nur für die Verfassungs-, sondern auch für die Klassengeschichte; der Adel wird in Wahrheit erst damals zum Stand, nicht nur im parlamentarisch-staatlichen, sondern auch im sozialen Sinne. In einem Falle erweitert sich die den ganzen Stand umschließende Einung festen Zusammenschlusses fast schon zu einem das ganze Volk umschließenden Bande nationaler Solidarität: in England. Und es ist schwerlich ein Zufall, vielmehr wahrscheinlich eine der deutlichsten Offenbarungen des tiefen Zusammenhanges zwischen der inneren und äußeren Geschichte der Völker, daß gerade der englische Staat zum ersten und in diesem Zeitalter auch einzigen Male einen großen Angriffskrieg gegen ein auswärtiges Land unternahm, während sonst die europäische Politik noch so wenig von der Streitlust späterer Jahrhunderte aufweist.

Die starken Menschen sind in diesem Zeitalter vielleicht nicht weniger geworden. Aber ihr Wirken stellt sich nicht mehr so sehr in den Dienst des eigenen rohesten Machttriebes, sondern in den der großen staatlichen Gemeinschaften, die überall so große Fortschritte an äußerer und sittlicher Macht machen. Die Könige und ihre Helfer und Räthe treten nunmehr deutlicher aus der Reihe der Herzöge und Grafen und Barone heraus. Die frühmittelalterlichen Chroniken lassen zwischen den Herrschern der Völker und diesen Großen noch nicht wesentliche Unterschiede hervortreten: es ist als ob alle diese gewaltigen und streitbaren Menschen, deren Bildnisse in Stein und Schrift so selten erst persönliche Züge erkennen lassen und die in Wahrheit auch wohl noch wenig unterschieden waren, damals einen wirren Haufen gebildet hätten, aus dem nur

Schwertgeklirr und wildes Kampfgeschrei zu uns herübertönt. Jetzt aber lösen sich die Reihen: der Adel vereinigt sich zu gegliederten und geordneten Kampfgemeinschaften, die zwar noch oft mit den Waffen aneinander gerathen, die aber zuweilen auch schon zu friedlicher Berathung in den ständischen Versammlungen zusammentreten. Die Könige aber hatten einst diese unbändigen Heerkörper nur mühselig beherrschen können, und waren oft genug im Getümmel verschwunden, jetzt jedoch treten sie hervor, versammeln kluge Helfer im Rath und starke im Feld um sich und gewinnen nun ein ganz anderes Ansehen, ihre Kommandostimme wird jetzt weithin viel deutlicher von den Völkern gehört und befolgt. Sie werden aber auch nicht nur sichtbarer, sondern fangen an sich als Persönlichkeiten auszuwachsen. An dieser meistbegünstigten Stelle beginnt das Ich sich zu regen — nicht mehr stark und brutal, wie einst, sondern feiner herausgearbeitet: wirklich stark profilirte Köpfe sind in den Herrschergeschlechtern keine Seltenheit mehr.

Ja der zum Fürstenstand gewordene Hochadel selbst verfährt ähnlich, wo das Königthum seiner noch wenig, wie zu Anfang in Frankreich oder garnicht, wie in Deutschland, mächtig wurde. Wohl wurden seine Angehörigen nicht müde gegeneinander Krieg zu führen, aber auch sie beginnen die stillen und feinen Künste friedlicher Staatsregierung zu üben. In Frankreich sind gewisse Verwaltungsordnungen eher von den Herzögen und großen Grafen eingeführt worden, als im Königreich. Das deutsche Fürstenthum hat vollends in seiner gesammten innerstaatlichen Entwicklung das Meiste von dem, wozu das Reich zu schwach war, ausgebildet. Auch unter seinen Trägern treten zuweilen schon halbwegs ausgeprägte staatsmännische Charaktere auf. In dem früh reifenden Italien sind sie noch viel häufiger.

Andrerseits ist auch das alte Erbtheil früheren Entwicklungsstufen, der Genossenschaftsdrang, noch keineswegs von Kräften gekommen. Im Gegentheil, wenn auch seine alten Gebilde, wie in Deutschland die Markgemeinschaften, in Verfall gerathen, so treibt gerade die neue Schöpfung des Zeitalters, das städtische Bürgerthum, ganz neue, eher feiner und besser organisierte Formen hervor. Die Stadtgemeinden selbst und die neuen Wirthschaftsgemeinschaften der Zünfte beweisen es überall in Europa.

Im Ganzen und Großen betrachtet sind alle diese Grundzüge zum mindesten in dem Griechenland dieser Entwicklungsstufe nachzuweisen. Der Genossenschaftsgeist bleibt nicht nur in den alten, meist geschlechtermäßigen Verbänden bestehen, sondern erfüllt auch die neuen Stadtgemeinden und alle ihre Einrichtungen durchaus. Viele Einungen namentlich wirthschaftlicher Art sind vermuthlich nur deshalb nicht nachweisbar, weil sie keine Spuren in der Ueberlieferung zurückgelassen haben. Aber auch hier findet sich neben dieser einen gesellschaftsgeschichtlichen Aenderung noch die andere vor: daß der Machttrieb der starken Einzelnen zwar nicht verschwindet, aber ganz andere Formen annimmt. Auch hier hat sicherlich das Zusammenwirken des Adels in den neuen parlamentarischen Körperschaften viel alte Brutalität verschwinden und ein ständisches Zusammengehen an die Stelle alter Selbständigkeit und Zersplitterung treten lassen. Und wie hätte es vollends in diesem Volke der sensibelsten und lebensvollsten Anlage an einem Erzeugniß dieses neuen anders, feiner gewordenen Persönlichkeitsdranges fehlen sollen: die Tyrannen des ausgehenden späten Mittelalters sind die denkbar ausgeprägtesten Vertreter dieser Grundströmung, Männer voll Kraft der alten und zugleich voll Ueberlegung und Einsicht der neuen Zeiten, vorzügliche Herrscher und zugleich die ersten Einzelmenschen, von denen die griechische Geschichte lebendige persönliche Bildnisse überliefert.

In Rom ist die Wandlung ein wenig anders. Freilich die Grundzüge stimmen auch hier mit dem Charakterbild der Entwicklungsstufe durchaus überein: so der ständische Zusammenschluß des Adels und das Fortleben der alten und vielleicht, wenn auch schwerlich nachweisbar, die Entstehung neuer Einigungen unter dem Einfluß des städtisch-bürgerlichen Aufschwunges. Auch der Persönlichkeitsdrang der Starken macht sich geltend: allein es geschieht in etwas abweichender Richtung. In Rom nämlich ist der Staat so stark, daß so kühne Rebellionen einzelner übermächtiger Emporstrebender, so plötzliche Vergewaltigungen des Gemeinwesens, wie die der griechischen Tyrannen, hier keinen Platz finden. Aber es ist als ob die Nothwendigkeit der Entwicklung oder, wenn man will, die Weisheit der Staatsleitung diesem starken Triebe ein Ventil geöffnet hätte: das hier besonders früh und besonders begrifflich geordnete Recht häuft auf den Vollbürger, d. h. im Wesentlichen auf den vornehmen und begüterten Theil der römischen Familienväter, ein solches Uebermaß an Herrenrechten über Weib und Kind, Haus und Ehe, daß man es nothwendig als Erzeugniß starken Persönlichkeitsdranges ansehen muß.

Hin und wieder regt sich endlich in allen drei Entwicklungsreihen auch schon eine dritte Form der gesellschaftlichen Bewegung, das Aufwärtsstreben der schwächeren Einzelnen: die Zunft-, Plebejer- und Bauernkämpfe sind des überall Zeugen. Allein die Erfolge sind zwar nicht ganz geringe, soweit die Verfassungsformen in Betracht kommen, aber vorläufig noch nicht entscheidend. Man dürfte nicht behaupten, daß sie dem gesellschaftlichen Gesammtbild des Zeitalters schon Form und Farbe verleihen.

Auch für die Geschichte des geistigen Lebens der führenden Völker im alten und neuen Europa läßt der Vergleich beider Weltalter auf dieser Entwicklungsstufe nicht im Stich. In Hinsicht auf die bildende Kunst und die Wissenschaft verwischt und verzerrt ihn freilich auch jetzt noch der überstarke Einfluß, den das antike Vorbild auf die junge germanische Kultur gehabt. Die Ueberlegenheit der Bildnerei des neuen Europa über die des alten — von der Malerei ganz zu geschweigen — ist nur als Erzeugniß jener von außen her dem Germanenthum eingeimpften Frühreife anzusehen und kann billiger Weise nicht in Anschlag gebracht werden. Es wäre ein Widersinn die archaisch-kindhaften Anfänge der einen, mit den durch fremde Hülfe von vornherein so weit geförderten der anderen Kunstentwicklung in Vergleich zu bringen. Dagegen ist auffällig genug, daß die erste wirklich überwiegende eigene Kunstschöpfung des Germanenthums, die des gothischen Stils in dieselbe Entwicklungsstufe fällt wie der einzige wirklich sehr große Zeugungsakt der alten Baugeschichte, die Entstehung des ionischen und dorischen Tempelbaues.

Ebenso bezeichnend ist die Uebereinstimmung der griechischen und der germanisch-romanischen Entwicklung in einer anderen Richtung. Wollte man die Summe dessen, was die ionische Lyrik in der Geschichte hellenischer Geisteskultur bedeutet, in zwei Worten ausdrücken, man müßte doch sagen, daß sich in ihr zuerst starker, d. h. willkürlich wachsender und doch kunstvoll geregelter Formentrieb geregt habe, was aber hat formal betrachtet Dantes, Petrarcas Werk für einen anderen Sinn? Und greift man tiefer in Inhalt und Geist dieser Dichtungen, so zeigt sich dieselbe Wahlverwandtschaft. Von allen Griechen haben Alkaios und Sappho zuerst den Schleier von dem eigenen Ich und von all den leisen, tieferen Regungen, an die die homerischen Sänger nie gerührt hatten, fortgezogen. Dantes Vita Nuova aber und all die großen Strophen seiner erhabenen und tragischen Komödie, aus denen uns das tiefe Auge dieses unergründlichen Menschen anblickt, die Verse in denen von seinen Sünden und von der großen heiligen Liebe seines Lebens gesprochen ist, was sind sie anderes als

die Selbstoffenbarung des neuen Menschen dieser Zeiten? Walther hat von dieser Kühnheit eines Entdeckers im dunklen Land der Seele noch nicht viel, aber er ist ein Vorläufer.

Und will man auch die Geschichte der bildenden Kunst persönlichkeitsgeschichtlich deuten, so finden sich weitere Aehnlichkeiten.

Die größten Erzeugnisse des dorischen und des gothischen Stils und gar ihre Schöpfung können nur das Werk sehr großer Menschen gewesen sein, aber noch war auch im geistigen Leben die Persönlichkeit nicht so weit durchgedrungen, daß sie wenigstens in dieser an größeres, an genossenschaftliches Zusammenwirken gebundenen Kunst sich so weit hätte geltend machen können, daß sie auch nur ihren Namen durchsetzte. Alle die stärksten Schöpfungen der Baukunst dieser Entwicklungsstufe gehen als namenlose durch die Geschichte der Kultur, in der sie doch einen so hohen Platz einnehmen. Und wo einmal ein Meister überliefert ist, wie von einigen ionischen Tempeln, oder von dem höchsten Werke der Gothik, vom Münster zu Straßburg, da ist es ein todtes Wort: keine Chronik meldet von Erwin das geringste. Es ist ein tragisches Geschick, dieses Erlöschen so stark leuchtender Namen, aber für den Geschichtsschreiber ist auch die Natur des Dunkels, das sie umfängt, denkwürdig: es ist die Nacht des noch immer durchaus nicht verdrängten Genossenschaftsgeistes, der sie hat verschwinden lassen.

Wo aber Ausnahmen sich finden wie namentlich im gothischen Italien, dessen große Baukünstler Namen und Ehre ganz ebenso zu erringen wußten wie die Bildhauer und Maler ihres Landes in diesen Jahrhunderten, da haben sie die höchste Bedeutung, da sind sie der beste Beweis für das Voraneilen dieses frühreifsten aller neueuropäischen Völker. Im Norden wenigstens ist es nicht so, selbst die großen Gemälde der kölnischen Schule sind namenlos auf uns gekommen; die Statuen des Naumburger Domes, die gewaltigsten Erzeugnisse germanischer Bildnerei in all diesen Jahrhunderten, sie rühmen ihren Meister wohl laut, aber sie nennen ihn nicht. Und daß es den Dichtern nicht nur im Süden, sondern allerwärts besser erging, ist nur dadurch zu erklären, daß diese bildlich und wirklich ausgesprochenste aller Künste, in solcher Hinsicht an sich bevorzugt ist. In allen bildenden Künsten sind wohl große Würfe gemacht worden, aber der Genossenschaftsgeist bemächtigt sich auch der Formen, wie der Inhalte und prägt auf Jahrhunderte dauernde Stile und Konventionen.

So abenteuerlich es auf den ersten Blick erscheint, selbst die religiöse Entwicklung ist in den beiden so weit getrennten Reihen der europäischen Geschichte nicht ohne Aehnlichkeiten verlaufen, und zwar weisen auf sie Erscheinungen hin, die durchaus nicht an der Oberfläche liegen, wie es denn überhaupt keinen größeren Irrthum für die vergleichende Religionsgeschichte geben könnte, als die Vorzugsstellung des Christenthums anzuerkennen, die ihm der Gläubige mit vollem inneren Rechte einräumt. Andrerseits ist die Glaubensbewegung, die die germanisch-romanischen Völker im späten Mittelalter erfüllt, die erste, die etwas eigentümliches, die Germanengut darstellt. Adolf Harnack hat einmal mit starker Betonung geleugnet, daß man von einem germanischen Christenthum des frühen Mittelalters reden dürfe. Es war keine thörichte Wortübertragung, die der neuen Vertiefung fast denselben Namen beilegt, den die entsprechende Strömung der griechischen Glaubensgeschichte getragen hatte; zwischen der phantastischen Erregung der orphischen Mysterien-Kulte und Götterlehren des sechsten Jahrhunderts und der Mystik des Zeitalters von Franziskus von Assisi und der Bettelmönche, mehr noch der Zeiten Taulers und des Meisters Eckhart besteht eine innere Verwandtschaft, die allen ebenso lehrreichen und bezeichnenden Abweichungen zum Trotz auch hier den Parallelismus der

beiden Weltalter siegreich erweist. Der persönlichkeitsgeschichtliche Kern dieser Bewegung ist in beiden Fällen unschwer herauszuschälen: es wird jedes Mal ein Geist gesteigerter Gottesverehrung und also auch gesteigerter Selbstdemüthigung wirksam: also ein Sichbeugen des Einzelnen. Jedes Mal aber regt sich in den pantheistischen Zuthaten dieses Glaubens auch eine Innigkeit des unmittelbaren Verkehrs mit der Gottheit, die doch wieder dem Einzelnen, dem Ich neue Rechte gewährt. Und da beide Bewegungen im Innersten durchaus demokratisch-volksmäßiger Natur waren — die griechischen Sekten trotz ihrer Geheimdienste und ihrer scheinaristokratischen Ausschließlichkeit doch auch — so erweisen sie sich als recht ausgeprägte Beispiele des schwachen, gedämpften Persönlichkeitstriebes der Vielen, der auch im geistigen Leben seinen Ausdruck findet.

Wollte man alle diese Beobachtungen, in denen das banausische Rom freilich und seine geistige Kultur gänzlich ausfällt, vorsichtig verwerthen, so dürfte man für dieses Zeitalter vielleicht das Folgende behaupten. Im gesellschaftlich-staatlichen, wie im geistigen Leben ist der altüberlieferte Sinn genossenschaftlichen Zusammenschlusses noch überaus mächtig, aber er ist schon im Weichen begriffen. Der Persönlichkeitsdrang der starken Einzelnen macht sich als Nebenströmung allerdings nicht weniger geltend als im frühen Mittelalter, aber er wird minder plump, er ordnet sich im staatlichen Leben höheren Zwecken unter, er dringt im dichterisch-künstlerischen Leben schon zu differenzierterem, bewußtem, sich selbst belauschendem Schaffen vor, er lüftet den Schleier des eigenen Ichs oder, wo wie beim Baukünstler davon nicht die Rede sein kann, wagt er wenigstens im germanischen, Norden, ganz kühne, bizarre, launenhafte Gebilde. Im Hintergrund aber läßt im Gesellschaftsleben der emporstrebende Staat die Gedanken zwangsgenossenschaftlichen, nicht ganz freien Zusammenhaltes auftauchen, und in der wirthschaftlichen, wie der religiösen Entwicklung beginnt sich der andere, schwächere Persönlichkeitstrieb der Vielen zu regen.

4. Die Neuzeit des griechisch-römischen und des germanisch-romanischen Weltalters: staatlich-gesellschaftliche Entwicklung.

Die neuere Zeit umfaßt nach allgemein üblicher Berechnung im germanisch-romanischen Weltalter die Jahrhunderte von gegen 1500 bis gegen 1800, genauer und nicht willkürlich gesagt bis 1789; aber ich glaube, man kann mit demselben Recht, d. h. mit dem Hintergedanken einer vorsichtigen Bedingtheit auch das fünfte Jahrhundert der griechischen Geschichte und bei den Römern die Zeit von um 330 bis 133 ebenso nennen.

Dieses Recht wird man zunächst und am offensichtlichsten aus der inneren und äußeren Staatsgeschichte dieser Entwicklungsstufe herleiten können. Im neuen wie im alten Europa ist nämlich dieses Zeitalter, um sogleich das Wesentlichste zu sagen, eine Zeit der gesteigerten Staatsmacht, nach innen wie nach außen. Die einfachere und zudem nur durch eine unvergleichlich viel dürftigere Ueberlieferung aufgehellte Geschichte Athens und Roms läßt diesen Sachverhalt sehr schnell erkennen. In Athen vollendet sich in diesem Zeitalter zwar die Volksherrschaft, aber einmal gelingt es dem Ansturm des Groß- und Kleinbürgerthums nicht sogleich, dem Adel die thatsächliche Gewalt im Staat zu entreißen: sämmtliche große Staatsleiter und Feldherren der Perserkriege sind Angehörige altadlicher Familien. Sodann bleibt auch in der zweiten, demokratischeren Hälfte des Jahrhunderts noch ein gut Theil des alten Einflusses in deren Händen — es ist bezeichnend genug, daß man die Führerstellung des

Großindustriellen Kleon wie eine grobe Abweichung von allem Herkommen, ja wie eine Unverschämtheit empfand. Und schließlich ist gerade hier und damals der Beweis erbracht worden, daß auch eine Demokratie den Staatsgedanken aufs straffste zur Geltung bringen, ihn zum Idol der Bürger im Verfassungsleben und zur Losung einer ganz schroffen, ja selbst angriffslustigen auswärtigen Politik machen kann. Niemals hat sich der Angehörige einer demokratischen Republik so unbedingt dem Staat untergeordnet, niemals ihm so häufig Gut und Blut geopfert, wie damals. Das ganze Jahrhundert ist von Krieg und Kriegsgeschrei durchhallt, die ungeheuere Uebermacht des asiatischen Despotenstaats wird abgewiesen, bald darauf er selbst angegriffen und schließlich geräth Athen mit dem mächtigsten der griechischen Theilstaaten, dem einzigen ebenbürtigen Nebenbuhler in den verzweifelten Kampf um die Vorherrschaft in Griechenland.

Das äußere Bild der römischen Entwicklung weicht vielfach, das innere wenig ab. Hier ist bezeichnend, daß auf ein Zeitalter der erregtesten Ständekämpfe nun zwei Jahrhunderte völliger Ruhe im Verfassungsleben folgen: die Zugeständnisse, die der alte Adel dem Plebejerthum gemacht hat, erweisen sich als zureichend. Aber niemand wird um ihretwillen das Rom der Samniter- und Punierkriege als einen demokratisch regierten Staat ansehen dürfen. Im Gegentheil durch die Herbeiziehung des begüterten Theils des Plebejerstandes hat der Adel sich verstärkt, die neue patrizisch-plebejische Nobilität nimmt dieselbe Herrenstellung im Staat ein, wie die alte rein patrizische. Ja er steht stärker da, weil die formalen Verfassungszugeständnisse ihn vor Angriffen schützen und weil die demokratische Fassade des aristokratischen Gebäudes jede Umwälzung unnöthig erscheinen läßt. Kein neueuropäischer Herrenstand, mit alleiniger Ausnahme des englischen Adels, ist je mit solcher Schlangenklugheit verfahren. Brutales Dreinschlagen und Niederdrücken aller anderen Stände ist von jeher bequemer — und freilich auch immer verderblicher — gewesen. Aber das war nicht allein äußere, nein auch moralische Macht, die hier nicht nur die Regierenden, sondern auch das ganze Volk zu einer unvergleichlich festgeschlossenen Einheit zusammenband. Auch hier war der Staatsgedanke zu einem Götterbild erhoben, dem alle Volksgenossen sich mit Leib und Leben zugeschworen, dem viele sich mit Begeisterung geopfert haben.

Und die äußere Wirksamkeit dieser, für den Einzelnen ebenso wie für die Gesammtheit selbst unbedingt giltigen Idee war noch größer als in Athen: sie hat im Laufe dieser zwei Jahrhunderte die römischen Waffen über tausend Schlachtfelder getragen und sich den damaligen Erdkreis unterworfen. Sie hat aus einem kleinen italienischen Territorialstaat ein Weltreich gemacht, das gegen Ende dieses Zeitalters schon sich rings um das Mittelmeer erstreckte und in drei Erdtheilen gebot.

Wer sich an die äußere Staatsform, an die der Verfassungen halten wollte, dürfte schon Athen und Rom nicht ohne Weiteres in eine Gruppe verweisen: das eine war namentlich gegen Ende dieses Zeitraumes ein außerordentlich viel demokratischer geordnetes Gemeinwesen. Noch weniger aber dürfte man unter solcher Voraussetzung mit diesen Republiken die durchweg monarchisch regierten Staaten der germanisch-romanischen neueren Zeit vergleichen. Trotzdem ist der eigentlich bestimmende Zug im Gesammtbilde der Staatsgeschichte durchaus der gleiche: die entschiedenste und folgerichtigste Zusammenfassung der Völker, die straffste Zentralisirung im Innern und die exklusivste, expansive und offensive Staatskunst nach außen. Zunächst zwar ist in allen drei führenden Völkern des neuen Europas eine Uebergangszeit eingetreten, die voll von Vor- und Rückwärtsbewegungen ist. Zu Ausgang des fünfzehnten

und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts macht das Königthum in Frankreich und England die gewaltigsten Fortschritte und besitzt die Mitregierung der ständischen Volksregierung dort ganz, hier wenigstens dem thatsächlichen Einfluß nach, unter Wahrung der Form. In Wahrheit war nicht nur Franz I. sondern auch Heinrich VIII. unumschränkter Herrscher. Und selbst in Deutschland ist dies die einzige Zeit, in der es schien, als könne die alte Zersplitterung wieder überwunden werden. Der Hochadel selbst, in der einzigen unitarisch-patriotischen Anwandlung, die er je gehabt hat, drang auf bessere Reichseinheit. Aber es hat weder Maximilian die Stimmung zu nutzen, noch Karl V. sie zurückzurufen gewußt. Sie waren beide zu sehr von der anderen neuen Aufgabe des Staates dieser Zeiten hingenommen: von der mit einem Schlage zu gewaltigem Leben wachgerufenen auswärtigen Politik. Man kann sogar ein bestimmtes Jahr angeben, das ein neues Zeitalter europäischer, internationaler Staatskunst heraufgeführt hat — es ist 1494, und der Einbruch der Franzosen in Italien die entscheidende Thatsache. Das ist die Geburtsstunde eines eigentlichen europäischen Staatensystems: von da ab schnellt die Zahl der internationalen Kriege und noch mehr die der friedlichen diplomatischen Berührungen mit einem Male aufs Erstaunlichste in die Höhe, und während es zuvor nur Staatenduelle — und zwar selten genug — gab, so verflicht sich jetzt ganz West- und Mitteleuropa zu einem aufs mannigfachste verflochtenen Netz auswärtiger Beziehungen.

Von 1550 bis 1660 tritt in der europäischen Verfassungsgeschichte ein Rückschlag ein: in allen drei führenden Völkern kommt es zu einer gewaltsamen Krisis, der ihre Form jedes Mal durch die schon im späten Mittelalter vorherrschende Art der Opposition gegen den Staat aufgeprägt wird. Allen drei Bürgerkriegen: der Hugenottenbewegung in Frankreich, der puritanischen Revolution in England und dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland ist gemeinsam, daß der Religionszwist jede von diesen Bewegungen ausgelöst hat. Aber ich glaube, man thut nicht recht daran, diesem Umstand allzu große Bedeutung beizumessen: es handelt sich in jedem der drei Fälle im Grunde um einen politisch-sozialen Streit, der vermuthlich auch ohne diesen Anlaß ausgebrochen wäre. Das wird am besten dadurch bewiesen, daß jeder von diesen Bürgerkriegen sich ausnimmt wie die Wiederauferstehung uralter, mittelalterlicher Gegensätze: in England zwischen Königthum und Parlament, in Deutschland zwischen Königthum und Hochadel, in Frankreich zwischen Königthum und — nun man könnte sagen — Adel und Parlament.

Der französische Streit eröffnet die Reihe, er bricht sehr bald nach 1550 los, während England und Deutschland noch ganz ruhig bleiben. Die Träger des Kampfes gegen die Krone sind abwechselnd Protestanten und Katholiken, jene öfter, immer aber Adelsparteien. Die Großen führen, der niedere Adel folgt und was sie ins Kriegslager treibt ist schließlich viel mehr der wieder auferstandene Rittergeist der Väter, als das Glaubensbekenntniß. Es ist eigentlich das Recht auf frischen, fröhlichen Kampf, auf Fehdeführen und Zu-Felde-Liegen, um das sie gegen den widerwärtig starken, Frieden schaffenden und Frieden erzwingenden Staat aufstehen. Später im siebzehnten Jahrhundert wird der religiöse Zweck des Kampfes völlig zum Vorwand; zuletzt verschwindet er selbst als solcher: die sich und das Königthum befehdenden Adelsfaktionen lassen die Maske gänzlich fallen. Krone und Staatseinheit bleiben um so sicherer Sieger: mit dem Jahre 1660, mit dem Eintritt der Regierung des roi soleil hat das französische Königthum die Mittagshöhe seiner Bahn erstiegen.

In England ist bis zum Ausgang der Elisabeth und noch eine Zeit

lang darüber hinaus die Krone so mächtig wie je zuvor: sie schont die Parlamentsrechte in der Form, aber thatsächlich wird sie von ihnen sehr wenig beengt, dann führt ein Versuch des sehr zur unrechten Zeit und am unrechten Ort absolutistischen Stuart, diese Grenze zu überschreiten und die religiösen, wie die finanziellen Befugnisse der Volksvertretung bei Seite zu schieben, zum Bruch. Der Umsturz von oben ruft hier das Echo eines Umsturzes von unten wach und dessen Träger ist naturgemäß das Parlament. Die englische Revolution war weder ein Klassen- noch ein religiöser, sondern ein wirklicher Verfassungskampf. Der Adel war keineswegs königlich, sondern stand zu einem guten Theil auf Seiten des Parlaments: Cromwell selbst war ein Landjunker. Dennoch siegt auch hier zuletzt das Königthum; dasselbe Jahr 1660 bringt auch in England die Beendigung des Kampfes zu seinen Gunsten.

In Deutschland gerieth der protestantische Hochadel mit dem katholischen Kaiserthum in Streit und auch hier überwiegt schließlich die politische Form des Kampfes seinen religiösen Inhalt. Hier allein endet der Streit mit einer Niederlage der Krone: der westfälische Frieden bedeutet im Wesentlichen die verfassungsmäßige Festlegung, ja Erweiterung der Rechte des Fürstenthums. Die absolutistischen Anwandlungen, die den Kaisern dieser Jahrzehnte zuweilen gekommen sind — man denke vor Allem an Wallenstein —, sind sehr rasch in Nichts verflogen. Indessen was im Reiche den Fürsten so gut gelang, das haben in den mächtigen Einzelstaaten, deren Geschichte nunmehr überhaupt die des Gesammtstaates verdrängt, damals auch ihre Stände versucht. In einzelnen Territorien haben gerade in diesen Jahrzehnten die Landtage einen Streit mit ihren Herrschern geführt, der viel Aehnlichkeiten mit den englischen Verfassungskämpfen aufweist. Hier aber siegte die Monarchie ohne weiteres: der mächtigste von den Fürsten des Zeitalters hatte damals — auch wieder in dem Schicksalsjahr 1660, das auch in Dänemark durch einen Staatsstreich den Absolutismus heraufführt — den siegreichen Entscheidungskampf gegen seine klevischen, märkischen, preußischen Stände begonnen: Friedrich Wilhelm von Brandenburg.

In der nun folgenden zweiten Hälfte des Zeitraums, von 1660 bis 1789 ist das Königthum fast überall in Europa, nicht nur bei den führenden Völkern, im ungestörten Besitz der Macht. Auch in dem einzigen Großstaat, in dem der alte ständische Gedanke doch wieder siegt und unter gewaltsamem Sturz des Herrschergeschlechts endgültig durchgesetzt wird, in England, verändert sich damit das Bild nicht. Die Allmacht des Staatsgedankens ist auch hier kaum geringer als in den festländischen Königreichen, nur daß sein Träger der im Parlament regierende Adel ist und daß der alte eingewurzelte Freiheitssinn der Engländer mancherlei persönliche Demüthigungen durch Verwaltung und Rechtsprechung, wie sie in den unumschränkt regierten Königreichen des Festlandes Brauch waren, sich nie hat gefallen lassen.

Denn diese Steigerung des Staatsgedankens hat in der That alle Gebiete des öffentlichen Lebens durchdrungen: die Ordnung des Beamten- und Behördenwesens, der Finanzen, aber auch der Wirthschafts- und zuweilen selbst der Sozialpolitik ist in einem Maße durchgebildet, so viel neue Formen und Werkzeuge der Staatseinmischung in das Dasein der Volksangehörigen sind gefunden worden, wie nie zuvor. Eine der entscheidendsten Arten neuer Beeinflussung des Einzelnen und seiner Lebenshaltung, die der Volkswirthschaft, die am tiefsten eingreift, hat auch die äußeren Beziehungen der Staaten am nachhaltigsten bestimmt. Von den zahllosen Kriegen dieses Zeitalters, deren Zahl noch immer weiter anschwoll, ist nicht der geringste Theil durch Streitigkeiten der Handelspolitik veranlaßt worden. Man sperrte die Wirthschaftsgebiete gegeneinander hermetisch ab und suchte sich bei der nunmehr im großen Maßstabe

vorgenommenen Besitznahme außereuropäischer Gebiete fortwährend gegenseitig zuvorzukommen, beides stets sprudelnde Quellen internationaler Mißverständnisse.

An sich sehr viel merkwürdiger als all diese Einzelheiten der inneren und äußeren Staatskunst ist schließlich das Verhältniß der einzelnen Stände und Klassen zu diesen Wandlungen. Man sollte erwarten die neue Ordnung der Dinge hätte sich unter starker Schädigung des Adels und unter merklicher Begünstigung der bisher gedrückten oder wenigstens benachtheiligten Stände durchgesetzt. Das ist auch in mehr als einer Beziehung eingetroffen, aber man würde irren, wenn man annehmen wollte, das sei nun die Grundrichtung der Klassenentwicklung dieses Zeitalters gewesen. In England war eine solche Verschiebung schon deswegen nicht möglich, weil der Adel sehr bald das Königthum gedemüthigt und den Parlamentarismus, d. h. seine eigene Herrschaft wieder zur Geltung gebracht hatte. Zwar hat der englische Adel auch damals seine Erbweisheit bewährt und ist nicht so thöricht gewesen, sich auf den blindwüthigen brutalen Kampf einzulassen, den Adel und Großgrundbesitz auf dem Festland später und bis auf den heutigen Tag noch so oft gegen Handel, Gewerbe und Bürgerthum geführt haben. Im Gegentheil, er hat sich namentlich des Außenhandels auf das Weitsichtigste und Erfolgreichste angenommen. Aber er hat dabei doch das Bürgerthum in seiner althergebrachten unbedeutenden Stellung in Staat und Parlament gehalten, obwohl es gegen Ende des Zeitraums schon einen großen Theil der gewaltigen wirthschaftlichen Macht späterer Tage errungen hatte und er hat auch die Bauernschaft nicht über seine zwar persönlich freie, wirthschaftlich aber unselbständige und kümmerliche Lage hinauswachsen lassen.

Noch übler erging es den minder berechtigten Ständen in den festländischen Königreichen. Zwar haben die französische, wie nach ihrem Muster die preußische Krone ihre Wirthschaftspolitik fast durchaus zu Gunsten des handel- und gewerbetreibenden Bürgerthums eingerichtet, ohne übrigens damit die damals noch weit über den binnenländischen Bedarf hervorbringende Landwirthschaft im mindesten zu schädigen. Damit aber gilt der dritte Stand als abgefunden: insonderheit gesellig wird er in Frankreich von Königthum und Adel mit Füßen getreten, in Preußen und Deutschland nicht gerade viel besser behandelt. Wer die beiden litterarischen Klagschriften, die aus diesem Zeitalter stammen, die Neue Heloise und Louise Millerin mit einander vergleicht, wird aus dem deutschen Drama einer eher noch leidenschaftlicheren Aufschrei nach Erlösung von diesem hochmüthigen Druck heraushören, als aus dem französischen Roman. Und so wahnwitzig verächtlich die Kavaliere von Versailles auf die bürgerliche Crapule herabgesehen haben mögen, einem deutschen Gelehrten wallt doch noch heute das Blut auf bei dem Gedanken, wie lakaienmäßig sich selbst bedeutende Professoren vor den jungen adlichen Laffen beugen mußten, die von ihnen unterrichtet wurden. Wie hündisch schweifwedelnd sind die Widmungen abgefaßt die damals Forscher und Dichter ihren Werken voranschickten, wenn sie sie irgend einer nichtigen Excellenz widmeten. Und es war doch derselbe Stand, der auch im sechzehnten Jahrhundert den Kopf so hoch getragen hatte und der eben jetzt die größten Schaffenden aus seinen Reihen hervorgehen ließ.

Das Königthum hat in Preußen, wie noch viel auffälliger und schädlicher in Frankreich, dem Adel gegenüber sehr wenig folgerichtig gehandelt. Richelieu noch war dem Adel bitter feind gewesen, unter Ludwig XIV. aber begann die maßlose Bevorzugung des noch eben bekämpften Standes, die Niemand Segen gebracht hat, weder der Krone noch den Begünstigten selbst und am wenigsten dem Volke. Die schamloseste Ausplünderung des Staatssäckels zu Gunsten der Bevorzugten, d. h. ein unablässiger Diebstahl am Wohlstand des Gesammtvolkes zu Gunsten einiger Tausende, die in Müßiggang und Laster sittlich verdarben,

das war die Kehrseite von all' der schönen Anmuth, die sich auf dem Parkett von Versailles und unter den Bäumen von Trianon entfaltete. Die preußischen Könige haben so grobe Thorheit und Schuld nie auf sich geladen, aber die grade Linie, die zu hohen Zielen geführt hätte, haben auch sie verlassen. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm, der der vorurtheilslosesten Geschichtsschreibung als ein großer Herrscher erscheinen muß, hat den Adel nie bevorzugt. Er hatte am eigenen Leibe verspürt, was Herrscher und Volk von diesem gefährlichsten Gegner des neu heraufkommenden Staatswesens zu erwarten hatten. Er hat selbst auf das wirthschaftlich werthvollste und zugleich häßlichste seiner Vorrechte, auf seine Steuerfreiheit einmal in der Mark einen freilich später wieder fallen gelassenen Anschlag gemacht. In seinem Offizierkorps und in den höchsten Beamtenstellen machten, das ist statistisch nachweisbar, die Bürgerlichen, mit Einschluß der erst eben Geadelten fast die Hälfte aus. Dies alles aber hat sich unter seinen Nachfolgern sehr geändert und Friedrich der Große, dem das deutsche Bürgerthum in dieser Hinsicht nicht eben zu Dank verpflichtet ist, hat die letzten Folgerungen aus der entgegengesetzten Meinung gezogen, und hat den Bürgerlichen das Recht auf die Führerstellen in seinem Heere fast völlig genommen. Und in die älteren, noch viel minder begründeten Vorrechte des Adels, insbesondere seine fast völlige Steuerfreiheit, ist zwar hier und da namentlich von Friedrich Wilhelm I. und von Friedrich dem Großen wenigstens in den neu erworbenen Landen eine Bresche geschlagen worden; grundsätzlich aber sind sie nicht angetastet worden.

Noch übler fuhr überall der Bauernstand, in Frankreich ist ihm sein Joch nicht um Haares Breite erleichtert worden; Voltaire hat eine seiner glühendsten und hinreißendsten Streitschriften zu Gunsten der Mainmortables der Abtei Saint-Claude im Jura geschrieben; in Preußen aber hat das Königthum zwar einige Versuche gemacht, der schädlichsten aller Aeußerungen adlicher Uebermacht, der Aufsaugung des bäuerlichen Bodens durch den Großgrundbesitz, die mit gänzlicher Vernichtung und Proletarisirung des Bauernstandes drohte, entgegenzutreten. Mag man aber damit auch einigen Erfolg gehabt haben — wenn auch schwerlich so großen, wie die unzweifelhaft übertreibenden Schilderungen dieses Vorgangs behaupten — so war auf diese Weise nur neue Schädigung hintangehalten, nicht alte wieder gut gemacht. Allerdings ist auch in dieser Richtung Einiges geschehen, das schon vor 1786 vorbereitete Allgemeine Landrecht hat den schlimmsten Rechtszustand bäuerlicher Unfreiheit, die Leibeigenschaft, die zuvor nur auf den Domänen beseitigt worden waren, aufgehoben; aber da sie überhaupt nur einen geringen Bruchtheil der hörigen Bauern anging, wollte das wenig besagen. Alle übrigen Lasten und Bande, auch die persönlichen der Schollenfesselung, des Jugenddienstes und so fort, wurden dadurch unberührt gelassen; den wirthschaftlichen Druck, der auf den Bauern lastete und der dem Stande jedes Wachsthum an materieller und persönlicher Kraft unmöglich machte, anzutasten, hat man vollends nicht gewagt. Wie ganz anders hätte sich doch dieser Stand, in dem soviel körperliche und sittliche Kraft vereinigt war, der bei weitem den größten Theil des Volkes ausmachte, regen können! Und man bilde sich nicht etwa ein, daß ein solches Urtheil heutige Gedanken in phrasenhafter Weise übertrüge: viel älter noch sind ja die wahrhaft großen Tage des freien deutschen Bauernthums, die Zeiten da es zu gleicher Zeit zwei große Kolonisationen, die im Nordosten und die im Innern vollbrachte: im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Die gerühmte patriarchalische Adelsherrschaft des späten Mittelalters und der neuen Zeit hat von unten her, vom Standpunkt der beherrschten Klasse aus betrachtet, nichts anders zu Werke gebracht, als unser Bauernthum kleiner und dumpfer, knechtischer und lässiger zu machen. Daß es dafür nicht an

Gegenleistungen des Adels fehlte, darf allerdings ebensowenig verkannt werden: die gänzliche Unbekümmertheit um wirthschaftliche Sorgen, die diesem Stande so möglich wurde, machte ihn auch zu einem besonders geeigneten Werkzeng des Königthums für alle dessen neue staatliche Aufgaben in Krieg und Frieden.

Der Adel selbst aber ist bei all dieser Bevorzugung und Verzärtelung, wie noch jedes Schooßkind allzu günstiger Launen, durchaus nicht gut gefahren. Der englische noch am ehesten, denn er regierte und leitete das Land und hat weder den schroffen Standeshochmuth noch auch dasselbe Maß schmarotzerischer Geldgier gegenüber dem Staat bewiesen wie der französische. In Frankreich nämlich hat das gewissenlose Pensionenwesen, das zu aller privatwirthschaftlicher Bereicherung auch noch die staatliche fügte und das schon Heinrich IV. eingerichtet hat, die Edelleute selbst am meisten geschädigt. Es war eine Bestechung gemeinster Art und zugleich größten Stiles: man gab dem Adel im Laufe der Jahrhunderte einen wachsenden Bruchtheil der Staatseinnahmen, um seinen alten Trotz zu brechen. Aber man brach noch mehr: alle sittliche Kraft, die die tapferen Herren unter Colignys und der Guises Fahnen noch gehabt hatten. Der Herzog von Saint-Simon hat nicht umsonst in der Zeit der strahlendsten Machtenfaltung des ancien régime diesen Lauf der Dinge beklagt und verflucht. Aber auch er wagte es nur heimlich, in seinen Tagebüchern, er ballte die Faust in der Tasche. Dieser Adel war höfisch geworden und hätte in dem oft so entwürdigenden Zeremoniell von Versailles niemals so alle Selbstachtung vergessen können, wäre er nicht sittlich entnervt gewesen.

Und auch in Deutschland, insbesondere in Preußen fehlen die Schattenseiten durchaus nicht. Man hebt immer hervor, daß das Königthum hier den Adel in die Schule des öffentlichen Dienstes genommen und ihn in ihr auch erzogen und tüchtig gemacht habe. Schwerlich mit Unrecht, aber üble Begleiterscheinungen sind trotzdem nachzuweisen. Die eingeschworen absolutistische Geschichtsschreibung der fünfziger Jahre, die noch heute unser Urtheil in diesen Dingen bestimmt, stellte sich gegenüber dem Ständekampf des siebzehnten Jahrhunderts durchaus auf die Seite des vordringenden Staatsgedankens. Zum Theil mit Unrecht: denn an dem Umstand, daß alle die Verfassungsbrüche, durch die der Adel damals um sein gesetzliches Recht gebracht wurde, in der That einen ganz illegitimen und ganz revolutionären Umsturz des bestehenden Zustandes von damals darstellten, daran hätte eigentlich die mehr als konservative Auffassung jener reaktionär gesinnten Geschichtsschreiber Anstoß nehmen müssen. Sie hat es auch nur deshalb nicht gethan, weil der herkömmlichen Anschauung nach alle Verfassungsumwälzungen die von den Inhabern der Staatsgewalt ausgehen, von vornherein als sakrosankt gelten, sie dürfen einmal nicht als Revolutionen angesehen werden, mögen sie es auch tausend Mal in Wahrheit sein. Für eine unbefangene Geschichtsauffassung aber liegt hier eher ein Anlaß vor für die vordringende Monarchie Partei zu nehmen, denn eben in ihrem revolutionären Eifer erwies sie sich als die Trägerin des Fortschritts, als die Vorfechterin der Zukunft gegen eine abgefaulte, verdorbene Vergangenheit. Wer einmal die Akten einer adlich-ständischen Regierung im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert geprüft hat, weiß wie maßlos parteiisch dieses Klassenregiment war, wie rücksichtslos dieser Adel — ich kenne den ostpreußischen dieser Zeiten — den Staat und alle übrigen Stände ausraubte, wie verkommen seine öffentliche Moral war, wie liederlich und langsam seine Verwaltungsthätigkeit.

Aber wer nun mit ansieht, wie tapfer und zäh dieselben Edelleute ihr geschichtliches Recht gegen das völlig gesetzlose Eingreifen des Großen Kurfürsten vertheidigen, kann dem Schauspiel doch nur mit Wehmuth zusehen. Es war

doch noch ein letzter Rest altgermanischen Freiheits- und Selbständigkeitsdranges der diesen Adel beseelte, wenn er sich gegen das Staatsjoch wehrte, das ihm da auf den Nacken gedrückt werden sollte. Gewiß es waren nicht mehr alle Volksgenossen, wie einst in den Zeiten germanischer Urdemokratie; aber die Wenigen die übrig blieben kämpften doch auch für ein köstliches Gut: für das Recht, auf ihrer eigenen Scholle den Kopf hoch zu tragen. Und es ist jammervoll zu sehen, wie nach wenigen Jahrzehnten, noch vor Erwerbung der Königswürde, dieselben Geschlechter, die sich noch eben so herrenmäßig aufgebäumt hatten, das erbärmliche allerunterthänigste Wettkriechen vor dem Herrscher, das gegenseitige Sichanschwärzen und Intriguieren beginnen, das nun einmal die üble Begleiterscheinung jeder monarchischen Herrschaft zu sein scheint.

Zieht man auch hier wieder die Summe von allem staatlich-gesellschaftlichen Verhalten des Zeitalters, so ergiebt sich der athenisch-römischen Entwicklung gegenüber wohl eine Fülle einzelner Abweichungen, aber jene großen Uebereinstimmungen, das Uebergewicht des Staatsgedankens im Inneren, und seine viel ausschließlichere, oft angriffsweise vorgehende und auf Ausdehnung des eigenen Machtbereichs ausgehende Betonung nach außen, sie bleiben bestehen. Auch die Standes- und Wirthschaftsgeschichte, die sich für die älteren beiden Entwicklungsreihen freilich nur ganz bruchstückweise übersehen läßt, weist manche bezeichnende Aehnlichkeiten auf, so den ersten sehr großen Aufschwung von Handel und Gewerbe, namentlich in Griechenland-Athen, so die Einmischung wirthschaftspolitischer Gesichtspunkte in die auswärtige Staatskunst. Auch unter den Abweichungen sind einige der Art, daß man aus ihnen nicht den Eindruck einer Verschiedenheit der Entwicklungsstufen, sondern der Volksthümer und — was in manchem Betracht vielleicht nur dasselbe sagt — der geographischen Voraussetzungen erhält. Daß in den großen Flächenstaaten des germanisch-romanischen Europas das Königthum der Träger des gesteigerten Staats war, entspricht dieser territorialen Grundlage ebenso, wie daß in dem kleinen Athen eine halb aristokratische Demokratie, in dem großen Italien ein starker Heeres- und Beamtenadel diese Rolle übernahmen. Trotzdem ist die Einzelausführung der vorherrschenden Staatsidee von schlagender Aehnlichkeit, das Beamtenwesen hat in dem demokratischen Athen, das ist aus Aristoteles' eigener Angabe zu schließen, ebenso außerordentlich zugenommen wie in den immer bureaukratischer organisierten Staaten der neu-europäischen Neuzeit, und der römische Senat hat sich um die Privatwirthschaft und den häuslichen Aufwand der Bürger ganz ebenso schnüfflerisch-vielregiererisch bekümmert, wie die Staaten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. In Athen ist für die Begründung des Kolonialreichs im fünften Jahrhundert, wieder nach Aristoteles, ein ganz ähnlicher Beweggrund wirksam gewesen, wie etwa in dem England und Frankreich dieser Entwicklungsstufe: der Stellenhunger. Und wo in dem jüngeren Zeitalter die Staatsform sich einem der beiden älteren Fälle nähert, springt die Uebereinstimmung auch in Hinsicht auf das Verfassungsleben vollends in die Augen: wie ähnlich ist doch Haltung und Staatskunst des regierenden englischen Adelsparlaments und des römischen Senats.

Und, wie es nicht anders geschehen kann, auch der persönlichkeitsgeschichtliche Kern aller dieser Vorgänge ist in einigen Hauptbestandtheilen doch überall der gleiche. Die beiden Gesellschaftskräfte, die im späten Mittelalter noch einigermaßen vorherrschten: der freie Genossenschaftstrieb und der Persönlichkeitsdrang gewaltiger Einzelner, sie weichen ein wenig zurück, und die Zwangsgenossenschaft großer, straff zusammengehaltener Verbände, der Absonderungstrieb der Vielen, der Masse lösen sie ab. Gerade die hervorstechendste, die verfassungsgeschichtliche Eigenthümlichkeit des Zeitalters: die Uebermacht des Staats-

gedankens und seine nach außen, wie nach innen schroffe Ausprägung lässt das Emporwachsen eines mehr zwangsmäßigen Zusammenschlusses sehr deutlich hervortreten. Am ausgeprägtesten, ja in schlechthin mustergültiger Reinheit wird diese Form gesellschaftlichen Lebens dargestellt durch die unumschränkte Königsherrschaft der germanisch-romanischen Neuzeit, wie sie das sechzehnte Jahrhundert und die erste Hälfte des siebzehnten sich vorbereiten, die darauffolgenden hundertfünfzig Jahre wenigstens auf dem Festland, in voller Blüthe verwirklicht sahen. Von der Ebenbürtigkeit und dem Selbstbestimmungsrecht, das in den mittelalterlichen Verbänden, und doch nicht nur in Bauernrepubliken und Stadtgemeinden, sondern auch in den Staaten selbst galt und wenn nicht der Form, so doch der Sache nach, wenn nicht allen, so doch den meisten Angehörigen der Gemeinschaft zu gute kam, ist nun nichts mehr zu verspüren. Der Volksgenosse hat sich in einen Unterthanen verwandelt, damit ist Alles gesagt.

Der Staat, die nunmehr allmächtige Zwangsgenossenschaft greift wie ein alles erfassender ungeheurer Polyp um sich: er legt dem Einzelnen den Druck seiner zahllosen Vorschriften, Gesetze und Verordnungen, seines stets wachsenden Beamten- und Behördenapparates auf, er regelt die Angelegenheiten des wirthschaftlichen, des sittlichen, ja des geistigen und religiösen Lebens die all die Jahrhunderte zuvor jeden Einzelnen oder den kleinen freiwilligen Verbänden und Genossenschaften überlassen waren. Er schließt die Völker erst wirklich zu politischen Gemeinschaften gegen die Außenwelt ab, pflegt eine früher nie in diesem staatlichen Sinne gekannte Abschließung gegen alle Außenstehenden, führt die Gesammtheit seiner Angehörigen in immer neue Kriege und dringt zu einer diesem staatlich-kriegerischem Abschluß entsprechenden wirthschaftlich-friedlichen Einheit und Geschlossenheit vor, die ebenso wenig auf früheren Entwicklungsstufen erhört war. Jede dieser Wandlungen aber fällt der Freiheit der Einzelnen zur Last, ist nur durch deren Minderung und Einschränkung möglich.

In Rom und Athen ist der Vorgang zuletzt der gleiche. Daß dort eine demokratisch maskirte Aristokratie, hier eine bis zu gewissem Grade aristokratisch gebliebene Demokratie die Werkzeuge dieser Umwälzung sind, hat ihre Wirkung einigermaßen abgeschwächt. Denn durch den Antheil an der Regierungsgewalt, der hier Vielen, dort Wenigen zufiel, wurde der Verlust an Bewegungsfreiheit, der sonst fast im selben Maße eingetreten sein mag, in etwas wett gemacht. Im Uebrigen aber war der antike Staatsgedanke so maßlos herrisch, wie der neueuropäische des achtzehnten Jahrhunderts kaum, und dadurch, daß er die Geister vielleicht noch mehr durch sittlichen, als durch äußeren Zwang beherrschte, war er eher mehr, als minder gewaltig.

Doch was diese Form gesellschaftlicher Ordnung an Boden gewann, mußten andere nothwendig verlieren. In den festgefügten großen Gemeinschaften des neuen Staatslebens war insbesondere nur noch wenig Platz für das Macht- und Unabhängigkeitsbedürfniß starker und stärkster Einzelner. Schlechthin mustergültig ist in diesem Betracht die römische Geschichte dieses Zeitalters — zugleich ein neuer, sehr starker Beweis für die Richtigkeit aller dieser Parallelen. Man hat längst bemerkt, daß die römische Republik, die doch gerade in diesen zwei Jahrhunderten der Samniter- und Punierkriege ihre größten Kriegsthaten vollbracht hat, trotzdem während ihrer Dauer erstaunlich arm an irgendwie überragenden Männern gewesen ist. Kein einziger Feldherr, kein einziger Staatsleiter kann sich mit den großen Feinden Roms in diesen Zeiten messen, mit Hasdrubal oder Hannibal. Wahrlich es ist, als ob der fleischgewordene Staatsgedanke der Antike selbst den gewaltigen Eroberungszug durch eine Völkerwelt hindurch geführt habe, den die römischen Heere damals zurückgelegt haben. Es war die schlechthin grenzenlose moralische Disziplin, die damals diese Legionen und ihre

Führer durchdrang und ihnen den Sieg sicherte: ihre Feldherrnkünste und die Schlachtleitung waren nur aus ihr heraus geboren. Man könnte einwenden, daß schon das spätmittelalterliche Rom, mehr als die anderen Völker der alten wie der neuen europäischen Geschichte auf dieser Entwicklungsstufe, der Eigenwilligkeit starker Menschen Schranken gesetzt habe. Aber damit wäre nur gesagt, daß hier der allmächtige Staatsgedanke nur etwas früher als anderwärts seine Herrschaft angetreten hätte; im Uebrigen weist das Zeitalter der Ständekämpfe, d. h. eben das späte Mittelalter der römischen Geschichte, immerhin mehr gewaltthätige, mit starkem Willen sich geltend machende Männer auf, als die neuere Zeit. Und wenn nach 133, d. h. nach Ablauf dieses Entwicklungsalters auf einmal eine ganze Reihe revolutionärer Kraftnaturen aufs Einschneidendste in das Leben des Staates eingreifen, wenn in den weiter zurückliegenden Zeiten, im frühen Mittelalter etwa das Vorhandensein rücksichtslos auftretender Einzelner wenigstens vermuthet werden kann, so ergiebt sich, daß hier zwar die sehr bezeichnende Abweichung eines Volksthums festzustellen ist, daß aber auch diese Entwicklung aus dem allgemeinen Rahmen nicht herausfällt.

In Athen ist das Ermatten des starken Persönlichkeitsdranges nicht so schnell eingetreten, aber nachweisbar ist es auch hier. Zunächst verändert dieser vielleicht ausgeprägteste aller gesellschaftlichen Triebe in etwas sein Wesen, eine Wandlung, die auch hier schon sich im späten Mittelalter angebahnt hatte. Die gewaltigen Menschen, die als kühne Emporkömmlinge im sechsten Jahrhundert sich in Athen und anderen griechischen Städten der Staatsgewalt bemächtigt hatten, sie wollten sich zwar den Staat unterwerfen, aber in noch früheren, noch wilderen Zeiten waren die Männer von diesem Schlage unzweifelhaft ganz anders und sehr viel rauher aufgetreten und mögen nicht neben ihrer eigenen Sache auch noch die des gemeinen Wesens verfolgt und es vertreten haben, wie die großen Herrscher unter den Tyrannen gethan haben.

Jetzt nun, in der neuen Zeit Athens, hat sich derselbe Vorgang, die Abmilderung, fast möchte man sagen die Verstaatlichung der Absichten der großen Persönlichkeiten noch einmal wiederholt: wie aus den Kleinkönigen, den trotzigen βασιλεῖς des homerischen Zeitalters im späteren Mittelalter Tyrannen wurden, so werden jetzt aus Tyrannen Staatsleiter einer aristokratisch-demokratischen Republik. Die Größe dieses fünften Jahrhunderts, des herrlichsten, von dem die Geschichte Griechenlands und vielleicht die der Menschheit erzählt, beruht nicht zuletzt auf der Wirksamkeit der Führerhelden in den Perserkämpfen und im Peloponnesierkrieg. Aber wunderbar, selbst im Laufe dieser großen Zeit ist der Typus des Staatsmannes und Feldherrn — beides damals noch durchaus eines — doch langsam von seiner Höhe herabgeglitten. Man lasse im Gedächtniß sich die Namen der Kleisthenes, Miltiades, Themistokles, Aristides, Kimon, Ephialtes, Perikles, Alkibiades, Kleon vorüberziehen und man wird die absteigende Linie sofort gewahr. In der ältesten Generation ist viel mehr rauhe Größe, als in den späteren und mit Perikles und Alkibiades reißt die Reihe, man ist versucht zu sagen, die Dynastie jäh ab. Einer jener Aeltesten, Größten, die heroisch-tragische Gestalt des Themistokles nimmt sich aus wie ein verspäteter Angehöriger der Tyrannenzeit: sonst hätte er es nicht über sich gewonnen, sich an der undankbaren Heimath durch nackten Vaterlandsverrath zu rächen. Aber schon daß er an diesem Konflikt zu Grunde ging, kennzeichnet ihn als den Genossen eines jüngeren, nicht mehr so stahlharten Zeitalters. Und Alkibiades, der zuletzt noch einmal an den alten Trotz erinnert, ist doch von noch weicherem Holz geschnitzt; Perikles, geschweige denn Kleon, ist nicht mit den alten Volksführern der großen Zeit an Wucht und Schwere der Persönlichkeit zu vergleichen. Die Majestät der Volkherrschaft aber, die durchaus obsiegte, ist

fast allen von ihnen durch eine lange Reihe von Ostrakismen fühlbar gemacht worden. Die Demokratie des vierten Jahrhunderts mit ihrem völligen Mangel an großen Handelnden ist gleichermaßen Ergebniß und Zeugniß dieses Vorgangs.

Ueberschaut man aber die neuere Zeit der germanisch-romanischen Völker in gleich raschem Zuge, so findet sich ein Bild, das dem Vorgang Athens näher steht als dem Roms und das sich auch andrerseits von der voraufgehenden Entwicklungsstufe und der folgenden ebenso entschieden und in demselben Sinne abhebt, wie jene. Die großen und starken Einzelnen verschwinden auch hier gewiß nicht von der Bühne, aber ihre Zahl ist geringer und beschränkt sich mehr und mehr auf eine sehr begrenzte Sphäre, die der Kronenträger und ihrer ersten Helfer. Die innere Wandlung, die sich hierbei vollzieht, entspricht durchaus der in Athen beobachteten. Noch die Großen des späten Mittelalters, von den italienischen Tyrannen ganz zu geschweigen, haben sich rücksichtlos ausleben können; sie waren zuerst einmal auf die Stillung des eigenen Unabhängigkeits- und Machtdurstes bedacht. Jetzt schob sich das eiserne Joch des modernen, Frieden erzwingenden Staates über sie alle und wo der zu geringer oder gar keiner Macht gedieh, wie in Deutschland und Italien, da wandelten sich die großen Herren selbst und wurden ihrerseits Staatsoberhäupter, wirkliche Regenten.

Eine Stelle gab es freilich, die diesem allgemeinen Druck entzogen war: den Thron. Es ist sehr nothwendig sich in Erinnerung zu rufen, daß der Name des unumschränkten Königthums eine sehr viel bessere Erklärung über seine innerste persönlichkeits- und gesellschaftsgeschichtliche Natur giebt, als der Begriff, den wir in der Regel mit ihm verbinden. Gemeinhin nämlich sieht man an dieser Staatsform nur die eine nach unten, dem beherrschten Volke zugewandte Seite, und vergißt darüber ganz die andere, den Herrschenden allein angehende, man denkt nur an die ungeheure Gewalt, die den Königen über ihre Unterthanen gegeben wurde, nicht auch an die ebenso maßlose Freiheit und Unabhängigkeit, die ihnen zugleich selbst zugefallen war. Und doch ist das unendlich nothwendig, denn die Herrscher waren ja in dem größten Theil Europas die einzigen freien Menschen, die überhaupt noch den Kopf hoch tragen konnten. Auch ihre Zahl ist nicht so gering, daß sie nicht eine soziale Gruppe, daß ihre Geschichte nicht ein Gruppenbild darstellen könnte: es gab in dieser Zeit ebenso wohl einen Stand von Königen, wie es in Deutschland einen Fürstenstand gab. Man wende auch nicht ein, daß Könige nicht eigentlich als maßgebliche Träger einer Persönlichkeitsgeschichte gelten könnten. Denn freilich nur der Zufall der Geburt führt die Inhaber der erblichen Herrschaft an ihre Stelle und in der Folge der Generationen wechseln in ihren Familien Weise und Thoren, Starke und Schwache, wie in denen aller anderen Stände. Aber sie haben trotzdem einen großen Vorzug für sich: jede, auch die unbedeutendste Persönlichkeit kann sich auf dem Throne nach allen Seiten hin auswachsen und hat nicht nur vollkommene Bewegungsfreiheit, sondern, da jeder Augenwink Befehl wird und sich in Wirklichkeit umsetzt, auch eine ganz andere Wachsthumsmöglichkeit. So können selbst Mittelmäßigkeiten auf diesem Platze zum mindesten zu Vertretern herrschender Zeitanschauungen werden, und die Großen selbst werden größer, die Schlechten freilich auch schlimmer, als in minder begünstigten Schichten der gesellschaftlichen Ordnung.

Unter den Männern des stärksten Handelns stehen im sechzehnten, siebzehnten, achtzehnten Jahrhundert die Könige offenbar an der Spitze. Immerhin ist doch auch dieser Persönlichkeitsbethätigung im gewissen Sinne sehr viel mehr Zwang angethan gewesen, als den rücksichtslos um sich schlagenden großen Herren des frühen Mittelalters. Kein Zweifel, es finden sich unter ihnen viel mehr differenzierte und individuelle Erscheinungen, als unter dem mittelalterlichen

Hochadel, aber auch den Stärksten oder den Zügellosesten von ihnen sind festere Schranken gesetzt gewesen als jenen. Friedrich Nietzsche, als der Fanatiker der Ichbethätigung, der er ist, hat auf eines seiner nachgelassenen Papiere einmal eine Bemerkung geworfen, in der er klagt, wie wenig persönlich-eigensüchtig doch auch noch die stärksten Despoten gehandelt hätten, wie altruistisch sozial doch auch Napolens Seele noch beschaffen gewesen sei. Dieselbe Beobachtung trifft in noch erhöhtem Maße auch auf die unumschränktesten Herrscher jener Jahrhunderte zu. Man hat so oft, wenn auch meist nicht mit allzuviel Salz, auf Ludwigs XIV. angebliches Losungswort l'état c'est moi, als auf eine Frevelthat gescholten. Betrachtet man es aber einmal von der anderen Seite, dann liest es sich fast wie ein Bekenntniß auch dieses stolzesten und hochmüthigsten der Herrscher: daß er sich der Majestät des Staatsgedankens unterwerfe, und Friedrich, der sittlich lauterste und zugleich befähigtste von allen großen Königen dieses Zeitalters, hat mit seinem Satz von dem Dienerthum des Herrschers nur die letzte Folgerung aus diesem Theil des sonst so entgegengesetzten Gedankens gezogen. Maßlos willkürlich und im rohesten, aber auch gebieterischsten Sinn persönlich ist eigentlich nur ein Kronenträger in jenen Jahrhunderten verfahren, das ist Heinrich VIII. von England, der die trübsten Leidenschaften seines Herzens, der Grausamkeit und Wollust auch seine Staatskunst beherrschen ließ und der die Händel seines Ehebettes in eine tragisch-burleske Verbindung mit den von ihm auferlegten Glaubenssatzungen eines freien Volkes brachte. Aber auch dieser Mensch mit dem Stierkopf und der vulkanischen Kraft eines wilden Helden der Urzeit hat doch bestimmte Grenzen seiner Macht sehr peinlich innegehalten: er der so unvergleichlich viel Stärkere hat sich die Thorheiten der mit ihm verglichen pygmäenhaften kleinen Stuarts nie in den Sinn kommen lassen, hat die Rechte des Parlaments fast buchstäblich geachtet. Und je weiter die Zeit vorschritt, desto gesetzlicher, desto staatlicher wurde die unumschränkte Königsherrschaft dieses Jahrhunderts; der aufgeklärte Despotismus nimmt die letzte Stufe ihrer Entwicklung ein!

Und wollte man die Reihen der den Königen zunächststehenden, ihrer Helfer und Berather in Krieg und Frieden, vom Anfang bis zum Ende des Zeitraums übersehen, so würde sich wahrscheinlich dieselbe Beobachtung machen lassen. Unter diesen zahllosen Feldherren und Staatsmännern, die, fast sämmtlich aus den Reihen des Adels hervorgegangen, auch dessen mittelalterliche Machtinstinkte geerbt hatten, finden sich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert noch überschäumende Kraftnaturen, die zuweilen im Dienste ihrer Herren Gewaltiges ausrichten, wie Wolsey und Thomas Cromwell, Richelieu und Mazarin, zuweilen aber auch nach Tyrannen-Art sich rebellisch gegen Staats- und Königsmacht aufbäumen, wie Wallenstein und mancher Frondeur der französischen Bürgerkriege wie in einem anderen, religiös maskierten Sinn Coligny, die Guises und — der Größte von Allen — Oliver Cromwell. Später aber verschwindet dieser Typus ganz, der Staat hat auch hier obgesiegt und dieselben Menschen, deren Gesinnunungsverwandte einst Throne gestürzt und Städte zerstört hätten, erscheinen nun nur als Premierminister und Feldmarschälle.

Doch auch noch eine letzte Kraft der gesellschaftlichen Bewegung ist auf dieser Stufe der alten wie der neuen europäischen Geschichte wirksam geworden, dieselbe, die sich im späten Mittelalter nur ankündigte und kaum erst leise regte: der Absonderungstrieb der Vielen, der Massen, des Einzelnen überhaupt, nicht mehr des starken Einzelnen allein. Sie steht in dem tiefsten und innersten Ursachenzusammenhang mit der Ausbreitung und dem Wachsthum der Zwangsgenossenschaft, der Staatsmacht und der Herabminderung und dem Zurücktreten der freien Genossenschaften. Von dieser letzeren Erscheinung ist auszugehen.

Sie betraf doch von Anfang nicht nur die großen Gemeinschaften, die Völker, sondern auch die kleineren, die Schichten der Nationen, die Stände, und die örtlichen oder beruflichen Genossenschaften. Auf sie alle hat der emporsteigende Staat einen zerstörenden Einfluß geübt, wenn er sie nicht geradezu auf das Schärfste bekämpfte. Selbst in Athen und noch mehr in Rom ist nachzuweisen, wie viele engere Verbände der eine weitere, der sie alle beiseite schieben wollte, gelockert oder gesprengt hat. Der Zusammenhalt der Stände, des Adels, der Geschlechter und so fort ist aufgelöst worden; in Italien und später im ganzen Reiche hat die Römerherrschaft tausend örtliche städtische Selbständigkeiten gebrochen. Noch viel klarer, weil am hellen Tage einer reich beleuchteten Ueberlieferung sich vollziehend, ist derselbe Vorgang im neueren Europa auf dieser Entwicklungsstufe nachzuweisen. Den Adel zu schwächen, in seinen sozialen oder wenigstens in seinen politischen Zusammenhalt mehr als einen Keil zu treiben, ist der emporkommende Staat lange Zeit hindurch nie müde geworden. Die städtischen Bürgerschaften, die Gewerbsgenossenschaften der Zünfte wie die Markverbände der Dörfer hat er sammt und sonders seiner Gewalt unterthan gemacht und wo er sie nicht völlig unterwarf, hat er sie doch häufig gelockert oder durch Regelung und Aufsicht um ihre Macht gebracht.

Die Wirkung aber war, daß die Glieder solcher Verbände ein wenig mehr Bewegungsfreiheit erhielten, sie wurden von der gemeinschaftlichen Gewalt halb oder ganz losgelöst, an der sie freilich jedes für sich auch betheiligt gewesen waren, die sie aber doch auch beherrscht hatte. Die sehr starke wirthschaftliche Vorwärtsbewegung kam hinzu. Daß Handel und Verkehr, Geldwesen und Gewerbe auf dieser Entwicklungsstufe — ganz ebenso wie in Athen und zum Theil auch in Rom — die wesentlichsten Fortschritte machten, war dem alten Genossenschaftsgeist wenig zuträglich: in diesem Lebensalter der Volkswirthschaft pflegt aller große Erfolg an die wagende Arbeit des Einzelnen gebunden zu sein. Und andererseits wachsen wenigstens für die Regel die Unternehmungen doch auch noch nicht so ins Riesenhafte, daß übermächtige Persönlichkeiten das wirthschaftliche Leben ganzer Städte, Berufe, Bezirke beherrschen. Gewiß auch sie fehlen nicht, sie sind in der am hellsten beleuchteten Entwicklungsreihe selbst schon bei Eintritt der neuen Zeit nachzuweisen: man gedenke Jacques Coeurs des großen französischen Kaufmanns und der florentinischen Bankherren, die Medici und die Pitti an der Spitze. Aber sie überwiegen noch im Mindesten nicht: erst zu Ausgang dieses Zeitalters taucht in Athen wie — in viel größerem Maßstabe — in England das Großgewerbe auf. Und schließlich haben auch die Aeußerungen der Staatsmacht, die dem Emporwachsen starker Einzelner verhängnißvoll wurden, in dieser Richtung gewirkt: die einebnende, nivellierende Thätigkeit, die der Staat da ausübte, mußte zum mindesten mittelbar die Wirkung haben, daß auch die bisher minder Begünstigten, die schwächeren Einzelnen eine etwas bessere Stellung errangen.

Allerdings der Kreis derjenigen, denen diese Bewegung vor allem zu statten kam, war noch kein sehr weiter: das besitzende oder mit Glück erwerbende Bürgerthum trug sicherlich den Löwenantheil davon. Aber hier und da ist doch auch das mittlere und niedere Bürger-, seltener das Bauernthum dabei bedacht worden. Und daß alle die Maßnahmen, durch die den alten Verbänden, den Ständen, Städten, Zünften ihre Macht gemindert wurde, zuletzt durchaus dem Persönlichkeitsdrang der Vielen, ja Aller und auch der Schwachen, Nahrung zuführen mußten, ist offenbar. Die eine größte Gemeinschaft grub allen anderen, engeren, von ihr umfaßten das Wasser ab: der Staat wollte grundsätzlich nichts mehr mit Körperschaften zu thun haben, er schuf durch Nivellierung und Dissoziierung erst recht den Begriff des einzelnen Staatsbürgers, oder wie er es

nannte, des Unterthanen, und damit sollte nach Ansicht und Absicht der Machthaber diese Bewegung ihr Ende haben. Aber das that sie mit nichten und es konnte gar nicht anders sein. Derselbe Absonderungstrieb der so lange mittelbar und unmittelbar angespornt und angeeifert worden war bis zu einer gewissen Grenze, konnte dort unmöglich Halt machen: nachdem er vom Staat gegen alle übrigen Gemeinschaften — häufig auch gegen die Kirchen — in Anspruch genommen war, wandte er sich schließlich gegen sich selbst. Das heißt aus dem sozial- ins staatswissenschaftliche übersetzt: der Absolutismus hat im gewissen Sinne den Demokratismus gezeugt, die unumschränkte Staats- und Königsmacht war der wirksamste Erzieher auf den Gedanken der Volksherrschaft.

Und so ist kein Wunder daß schon vor Ablauf dieses Zeitraums an mehr als einer Stelle zum wenigsten in Schrift und Lehre der Absonderungstrieb der Vielen, das Persönlichkeitsrecht Aller verkündet wurde. In Frankreich fand man ihm bezeichnender Weise den politischen, in England den wirthschaftlichen Ausdruck: das war Rousseaus, das war Adam Smiths Funktion in der Entwicklungsgeschichte der sozialen Theorie. Die große Revolution aber, ein böser Krankheitsanfall, ausbrechend an dem Punkt der geringsten Widerstandskraft am Körper Europas, hat nur überstürzt und allzu gewaltsam das Programm des letzten Abschnittes des voraufgegangenen Zeitalters auszuführen gehofft.

Auch für das Verständniß dieser Seite der gesellschaftlichen Entwicklung der neueuropäischen Neuzeit ist der Vergleich mit der der Griechen und Römer werthvoll. Allerdings weder in Rom noch in Athen konnte die auflösende, zersetzende Wirkung der Staatsallmacht sich wenigstens in ihren politischen Wirkungen so deutlich abzeichnen wie im germanisch-romanischen Europa, denn in beiden Fällen hatte diese Entwicklungsstufe schon einen beträchtlichen Theil demokratischer Einrichtungen vom späten Mittelalter überkommen und in Athen hatte sich die Verfassungsentwicklung dieses Zeitraumes selbst in der gleichen Richtung bewegt. Dennoch ist jedes Mal eine ganz ähnliche Grundströmung nachzuweisen: das Emporkommen der Volksherrschaft in Athen ist an sich ein Beweis dafür, daß hier die alte soziale Kraft thätig war, die sich hier nur schneller geregt hat: der Persönlichkeitsdrang auch der Vielen, der Masse. Und in Rom ist gegen Schluß dieses, zu Beginn des folgenden Zeitraums eine demokratische Bewegung wach geworden, die viel moderneren Ansehens als die alte plebejische unzweifelhaft ganz ähnlichen Ursprungs war, wie etwa die französische der großen Revolution, wie sie denn in manchem Betracht auch ähnliche Wirkungen hrevorgebracht hat.

In beiden Entwicklungen aber hat es an den sonstigen wirthschaftlichen und sozialen Folgeerscheinungen der Unterströmungen nicht gefehlt, wenn auch davon in der Ueberlieferung nur sehr spärliche Spuren erhalten geblieben sind. Die alten Geschlechter- und Stammesverbände sind schon von den frühen athenischen Verfassungsumwälzungen zerstört worden, und auch sonst mag es an einem Nachlassen des alten Genossenschaftsdranges namentlich in der Volkswirthschaft nicht gefehlt haben. Das völlige Zurücktreten der Gens und einige andere Spuren des weiteren Schwindens genossenschaftlicher Gedanken im römischen Recht dieser Entwicklungsstufe geben Zeugniß davon, daß auch hier ähnliche Wandlungen eingetreten sind.

5. Neuzeit: die geistige Kultur und ihr persönlichkeitsgeschichtlicher Kern.

Rundet sich so das eigentlich gesellschaftsgeschichtliche Gesammtbild dieser Entwicklungsstufe trotz selbstverständlicher mannigfacher Abweichungen fast nach

allen Seiten hin harmonisch ab, so ist man begierig, auch ihrem geistigen Leben ähnliche Vergleichspunkte abzugewinnen. Unzweifelhaft wird man hier viel zurückhaltender verfahren müssen. Ist man bei Betrachtung der Klassen- und Staats-, der Wirthschafts- und Rechtsgeschichte oft fast trübe berührt von der Gleichgerichtetheit, ja selbst Einförmigkeit der Entwicklung auch bei solchen Gliedern der europäischen Völkergesellschaft, die durch Zeit, Ort und Eigenart am weitesten von einander getrennt scheinen, so fühlt man sich doch durch die überreiche Mannigfaltigkeit der geistigen Erzeugnisse ihres Lebens getröstet. Es wäre ein von vornherein aussichtsloses und in sich unsinniges Beginnen, eben die Geschichte der griechischen und die der modernen Dichtung im Einzelnen mit einander zu vergleichen. Einige ganz große, weite Aehnlichkeiten aber lassen sich trotzdem nachweisen. Zunächst die eine sehr elementar erscheinende, aber trotzdem sehr wichtige Thatsache: daß diese Entwicklungsstufe von allen, die wir heute Lebenden überhaupt übersehen können, die geistig bei weitem schöpferischste war. So wenigstens in den beiden zunächst in Betracht kommenden Reihen: in Griechenland und im neuen Europa. Was dort Aischylos und Sophokles, Euripides und Aristophanes, hier Shakespeare und Racine, Molière und der junge Goethe geschaffen haben, ist ebenso wenig durch spätere oder frühere Leistungen an Reichthum überstrahlt worden, wie die Blüthe des fünfzehnten Jahrhunderts und der Renaissance durch die bildende Kunst eines anderen Zeitalters. Gewiß ältere Werke mögen größer sein an starrer und steiler Schönheit, jüngere mögen von tiefer eindringender, schärferer Seelenkunde zeugen, aber eine so große Fülle gesättigten Könnens, ein solches Gleichmaß erregender Gedanken und abgewogener Formen ist keiner anderen Entwicklungsstufe gelungen, von der wir wissen. Ebenso bemerkenswerth ist vielleicht das Ueberwiegen bestimmter Gattungen im Reiche der bildenden wie der redenden Kunstübung. Das Drama herrscht auf dieser Entwicklungsstufe in beiden Weltaltern vor, wie im frühen Mittelalter das Heldengedicht vorgeherrscht hatte; und Bildnerei und Malerei waren im antiken, wie im modernen Europa damals unvergleichlich viel schöpfungskräftiger, als die Baukunst, die das späte Mittelalter beherrscht hatte.

Auch die Entwicklung der Wissenschaft entbehrt nicht gewisser Aehnlichkeiten, wollte man sich auch nur darauf beschränken, festzustellen, daß dieses Zeitalter in Griechenland wie im germanisch-romanischen Europa die erste große Ernte forschender Weltbetrachtung eingeheimst hat, während in beiden Fällen das frühe Mittelalter überhaupt noch keine Erträge wissenschaftlicher Bemühungen aufzuweisen hat, das späte erst einige starke Anläufe, man denke an Herakleitos etwa und an Roger Bacon. Der Vergleich ist hier, ganz ähnlich etwa wie in Hinsicht auf die frühmittelalterliche Kunst erschwert durch den starken Einstrom antiker Muster, der den Fluß der jüngeren Entwicklung ganz aus seiner eigenen Richtung gebracht hat. Alle mittelalterliche Scholastik, an sich von wenig eigenem Gewicht, muß als derartiges Erbgut von vornherein bei Seite gelassen werden, und in neuerer Zeit wird der Humanismus, der auch noch nicht von allzuviel eigenen Gedanken beschwert war, nicht wesentlich anders zu behandeln sein. Oft findet sich, was bei einer solchen Betrachtungsweise nicht Wunder nehmen kann sogar ein Rückschritt, wenn das antike Vorbild verblaßt und die eigene Kraft sich allein bethätigte. So steht Otto von Freising, der Geschichtsschreiber der Stauferzeit unzweifelhaft geistig höher, als alle die sogenannten großen Historiker des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Aber der große Aufschwung, den die Sozialtheorie sehr früh durch Thomas More, dann die Beurtheilung des Menschen und des Lebens durch Montaigne, noch später die schauende Weltbetrachtung seit Descartes, die Erforschung der

Natur durch Newton und schließlich wieder die Gesellschaftswissenschaft durch Rousseau erfuhr, er ist ganz oder fast ganz eigenen Wachsthums und er braucht als geistige Gesammtleistung den Vergleich mit der meist sehr viel allgemeineren Forschung des fünften Jahrhunderts nicht im mindesten zu scheuen. Und sehr bemerkenswerth ist schließlich in dieser Abfolge der Zeitalter auch in beiden Stufen das ganz übereinstimmende Verhältniß zwischen neuerer und neuester Zeit. So gewichtig auch die Ergebnisse waren, die man jedes Mal in jenen davontrug, sie werden jedes Mal überstrahlt durch die Erfolge der jüngeren Stufe: was Aristoteles und der Hellenismus insgesammt erreicht haben, wiegt an eigentlich wissenschaftlicher Durchdringung der Wirklichkeit doch wohl wesentlich schwerer, als das Werk des fünften Jahrhunderts und ebensosehr übertreffen die Errungenschaften der historischen Schule und der Erfahrungswissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts das Ergebniß des voraufgehenden Zeitalters.

Ja, man kann in diesen Vergleichen wohl noch weiter dringen. Der entscheidende Grundzug, der Wissenschaft wie der Kunst der Neuzeit bei Griechen wie Germanen, ist im Weiten und Großen betrachtet ein einheitlicher, nämlich der der Erhebung über die Wirklichkeit. In der germanischen Neuzeit fehlt es nicht an starken Bezeugungen einer Wirklichkeitskunst und einer Wirklichkeitsforschung, — man denke an die niederländische Malerei und alle die träg am Boden kriechende Sammel- und Beschreibungswissenschaft des siebzehnten Jahrhunderts, — aber sie bilden die Ausnahme. Renaissance, Barock und Rokoko waren allesammt von dem Streben nach Stil und Form, nicht von dem der Nachbildung der Natur getragen und ebenso entschiedeu, ja mit noch viel ursprünglicherer Kraft wollte sich die Bildnerei des Pheidias und seiner Vorläufer, wie seiner Nachfolger über allen Erdenstaub, alles Falten- und Runzelwerk des wirklichen Körpers erheben. Daß in dem jüngeren Weltalter gerade auf diese aufwärts strebende Kunstübung das Vorbild des älteren den mächtigsten Einfluß geübt hat, daß sie nicht ganz echten, eigenen Wachsthums war, ändert an dieser Feststellung nichts. Denn so weit war damals die Kraft der germanisch-romanischen Kultur doch schon erstarkt, daß diese Wendung auf freie Wahl zurückgeführt werden muß, zumal sie sich in schroffem Gegensatz zu der überlieferten germanischen Stoffkunst des späten Mittelalters vollzog. Im selben Sinne aber war Shakespeare oder gar der großen Franzosen Kunst ebenso auf die Bemeisterung, nicht auf Nachahmung der Wirklichkeit bedacht, so wenig es auch hier an realistischen Nebenströmungen mangelt, so wenig Cervantes und Molière im Bilde der Zeiten fehlen dürfen. Und es bedarf keines Wortes der Begründung, um anzudeuten, daß Aischylos und Sophokles in noch viel höherem Maße als Träger einer Formen- und Phantasiekunst zu gelten haben, daß freilich auch hier bei Euripides und vollends bei Aristophanes die Gegenströmung einsetzt: eine Gegenströmung der die realistische Welle entspricht, die sich seit 1750 von England, von Rousseau her über die neueuropäische Dichtung dieser Entwicklungsstufe ergoß, und die den jungen Goethe so völlig mit sich riß.

Eine ähnliche Mischung unter Vorwiegen der Stoffbeherrschung zu Ungunsten der Stoffdienstbarkeit findet sich in der Wissenschaft. Es wäre Thorheit, die Vergleichung weiter zu treiben: aber dieser allgemeinste Wesenszug wenigstens darf als gemeinsam festgestellt werden. Herodotos und Thukydides, auch einige Anläufe der Heilkunde stellen den erdwärts gewandten Theil der griechischen Wissenschaft des fünften Jahrhunderts dar und in der germanisch-romanischen Neuzeit ist bei den Geschichtsschreibern, den Alterthumskundigen und — am wichtigsten — bei den Naturforschern und den englischen Philosophen

das hier viel breiter entwickelte Seitenstück zu suchen. Die maßgebenden Leistungen aber gehören in dem Griechenland des fünften Jahrhunderts von Empedokles bis auf Platon, wie in dem neuen Europa von den Renaissance-Platonikern bis auf Kant einer ganz begrifflich verfahrenden Welt- und Daseinsforschung an und insbesondere das achtzehnte Jahrhundert hat sich so entschieden, wie kaum ein anderes von aller Wirklichkeitsbetrachtung und Erfahrungswissenschaft abgewandt.

Und so gewagt es klingt, selbst die Glaubensgeschichte dieser Entwicklungsstufe weist in ihren allerweitesten Umrißlinien einige ganz leise Richtungsähnlichkeiten auf. Freilich ist es hier schwer nicht mißverstanden zu werden, denn schon indem man derartige Gedanken in Worte faßt, erhalten sie eine plumpere, gröbere, bestimmtere Fassung als ihnen eigentlich zugedacht ist. Immerhin darf doch das Eine gesagt werden: zu Ausgang des späten Mittelalters, zu Beginn der Neuzeit hat sich in Griechenland wie im germanisch-romanischen Europa der religiösen Stimmung eine Erregung bemächtigt, die in jedem der beiden Fälle eine Abwendung von den überlieferten, den bestehenden Diensten und zwar beide Male im Sinne einer gefühlsmäßigen Verinnerlichung des Glaubens bedeutet. Aber, und das ist eine weitere, den Verlauf der Neuzeit betreffende und die für ihn wichtigste Aehnlichkeit, diese Bewegung ist in beiden Weltaltern nicht eigentlich zur Herrschaft über die alte Glaubensform gekommen. Die Mysterien der Orphiker haben zwar auf die führende Männer des geistigen Schaffens der Griechen noch bis in die Mitte des fünften Jahrhunderts, bis auf Aischylos Einfluß gehabt, aber sie haben die Macht der alten Priesterschaften nicht gebrochen, sie haben in kleinen Sekten und Konventikeln ein kümmerliches Dasein im Dunkeln geführt. Die spätmittelalterliche Mystik aber, als deren greifbarer, wenn auch keineswegs vollkommen gleichwerthiger Niederschlag Luthers Reformation anzusehen ist, auch sie hat in dieser ihrer schon etwas vergröberten und einseitig gewordenen Ausdrucksform den Geist der alten Kirche nicht überwunden. Denn wer nicht die nothwendig voreingenommene Auffassung der von ihm gegründeten Glaubensgemeinschaft theilt und weder in der Entwicklung Luthers noch auch seiner Kirche das Niederbrechen des ersten Aufschwunges verkennt, wird doch behaupten müssen, daß auch da, wo der Protestantismus siegreich blieb, der alte Priestergeist sich seiner bemächtigte. Und wenn die alte Mystik nicht erlosch, sondern in der alten, wie in der neuen Kirche hier und da wieder aufflackerte, so war der Verlauf in diesem Betracht ein ähnlicher wie in Griechenland. Und es muß erlaubt sein, darauf hinzuweisen, obwohl im Uebrigen Niemanden wird beikommen dürfen, den heiter-apollinischen, einfachen Glauben des überlieferten griechischen Götterglaubens mit dem Katholicismus, oder die Mystik der Orphiker mit der Taulers oder der unvergleichlich viel grobkörnigeren Luthers im Einzelnen zu vergleichen. Mit viel weniger Vorbehalten kann aber eine mehr negative Bewegung in beiden Entwicklungsreihen nachgewiesen werden: das ist der in seinen Anfängen schon in dieses Zeitalter gehörende Abfall vom Glauben überhaupt. Ein zweifelndes Verhalten der Gottheit gegenüber läßt sich in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts in Dichten und Denken hinreichend als stetig wachsend nachweisen und das achtzehnte Jahrhundert ist von einer ähnlichen Wandlung beherrscht.

Forscht man nun nach dem persönlichkeitsgeschichtlichen Sinn aller dieser Vorgänge des geistigen Lebens, so wird man ihn am schnellsten aus der Glaubensentwicklung herauslösen können. Der Widerspruch gegen den Zwang der Ueberlieferung, der in den Mystizismen und Glaubensbewegungen beider Weltalter laut wurde, zeugt für ein Wachsthum des Persönlichkeitsdranges, das sich

auch in dem rein religiösen Kern der Wandlung, in der Herstellung eines viel empfindungsmäßigeren, engeren, innigeren Verhältnisses zwischen Gottheit und Einzelnem nachweisen läßt. Immerhin ist eben dieses Verhältniß doch auch wieder ein so demüthigendes, niederzwingendes für den Gläubigen, daß man nur von einer sehr gedämpften Form des Persönlichkeitstriebes wird sprechen dürfen. Die später beginnende halbe oder ganze Abwendung von der Gottheit aber erweckt durchaus den Eindruck einer stärkeren, stolzeren Haltung der Menschen in Glaubenssachen.

Ausgesprochener ist der gesellschaftsgeschichtliche Charakter der Grundströmungen des wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffens dieses Zeitalters: wie alle herrisch-wählende, sich weit über den Stoff erhebende, ihn vor allem zum Begriff und zur Form läuternde Forschung und Kraft, so war auch die dieser Entwicklungsstufe ein Zeugniß stolzer, starker Gesinnung. Gewiß in der Neuzeit der germanisch-romanischen Völker unterwarf sich die Kunstübung oft dem Vorbild der Antike oder irgend eines selbst geschaffenen Ideals, ein Klassizismus hat in diesen Jahrhunderten den anderen verdrängt; aber die großen, die schöpferischen Menschen haben den hohen Beruf der Zeit, eigene, neue Flüge ins Luftreich hoher, erdferner Kunst auf den Fittichen einer starken Phantasie zu wagen, immer von neuem sieghaft erwiesen, und was von ihnen mit diesem Vorbehalt gilt, das ist selbstverständlich für die unvergleichliche Reihe von schaffenden Künstlern und Denkern, die von Myron und Polyklet bis zu Skopas und Praxiteles, von Pindar bis Aristophanes, von Empedokles bis zu Platon führt. Es ist ja garnicht zu sagen, wieviel Denk- und Dicht- und Kunstformen damals aus dem Nichts ins Leben gerufen, wieviel Schöpferthaten des Geistes in diesem Jahrhundert ohne Gleichen vollbracht worden sind.

In etwas scheint dieses Ergebniß in Widerspruch zu stehen mit dem gesellschaftsgeschichtlichen Verlauf der staatlichen, der Klassen- und Wirthschaftsentwicklung. Denn als derer Grundzug hat sich ja ein Zurücktreten, eine Abschwächung und Verfeinerung des Persönlichkeitsdranges herausgestellt. Aber vielleicht ist in diesem Zusammentreffen nur dann ein unlösbarer Gegensatz zu finden, wollte man verkehrter Weise dort eine mechanische Gleichheit fordern, wo in Wahrheit sehr mannigfache Voraussetzungen doch auch in etwas abweichende Wirkungen hervor bringen müssen. Eben jene Abschwächung der starken Persönlichkeit, von der als einer der bezeichnendsten Wandlungen in dem Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit die Rede war, war als verbunden mit einer wesentlichen Verfeinerung, Differenzierung des starken Ichs erkannt worden. Und da liegt nun die Erwägung nahe, daß wohl die kyklopischen Geistesschöpfungen mittelalterlicher Baukunst und Heldendichtung mit jenem zwar gewaltigeren, aber auch plumperen Typus der Persönlichkeit vereinbar waren, nicht aber die unendlich viel zartere Seelenkunde und also auch zarteres Seelenleben verrathende Kunst der Dramen, der Bildwerke und Gemälde der Neuzeit. Deren Entstehung ist durch jene Abschwächung zugleich und Verfeinerung der Persönlichkeit vielleicht erst ermöglicht worden.

Und auch sonst fehlt es nicht an Aehnlichkeiten geringfügigeren, doch noch immer beträchtlichen Werthes. Eben jene häufigen, allzu häufigen Klassizismen, die im Laufe der germanisch-romanischen Neuzeit mit einem oft fast unerträglichen Schul- und Stilzwang der Kunstübung immer wieder dieselben Formen, dieselben Gegenstände aufgenöthigt haben, zeigen die auffälligste Verwandtschaft mit dem unumschränkten Königthum dieser Jahrhunderte. Jedes Mal beugte man sich vor einem Absoluten, hier vor einer Kunst-, dort vor einer Staatsform, jedes Mal wurde ein erzwungener Zusammenhalt hergestellt, jedes Mal eine Bindung hier der Völker, dort der Geister herbeigeführt.

Ebenso merkwürdig ist das Zusammenfallen eines Gegensatzes zwischen der Neuzeit und dem Mittelalter im künstlerischen und im wirthschaftlich-sozialen Leben der germanisch-romanischen Völker. Dort stehen sich etwa in der Malerei und Bildnerei dieser Zeitstufen die herrisch wählende Phantasie und Formenkunst der Neuzeit und der Realismus des Mittelalters gegenüber, hier der emporwachsende moderne Absonderungstrieb und der mittelalterliche Genossenschaftsgeist. Und ferner fallen zuweilen die Inseln, auf die sich in der künstlerischen Entwicklung die Stoffkunst, in der staatlichen der alte, freie, ursprünglich demokratische Gemeinschaftssinn retten, sogar territorial zusammen: die einzige von Grund aus realistische Malerei Europas kann nicht zufällig in der einzigen Republik unter den starken Staaten des Erdtheils emporgewachsen sein, in den Niederlanden, während rings um das Meer absolutistisch gebundener Staats- und klassizistisch gebundener Kunstformen sich endlos streckte.

Dieser Ueberblick, der allzu kurz immer nur trockne Formeln häufen, nie die farbigen Bilder vorführen konnte, durch die das Knochengerüst erst Fleisch und Blut und damit Leben erhalten würde, ist nun an der Schwelle des Zeitalters angekommen, dessen Stellung in der Reihenfolge der Jahrhunderte festgelegt werden sollte. Die sozialpsychologische Analyse, die diese Aufgabe erst vollständig lösen könnte, soll heute noch nicht versucht werden. Aber mit den hier vorgelegten Darlegungen ist der Zweck dieser Untersuchung vielleicht wenigstens zur Hälfte erreicht: es ist der Lauf der großen gesellschafts- und persönlichkeitsgeschichtlichen Entwicklung der europäischen Menschheit, deren Aufdeckung wie mich dünkt heute die vornehmste Aufgabe der Geschichtsschreibung ist, bis zum Beginn des eben abgelaufenen Jahrhunderts verfolgt und damit die erste und nothwendigste Voraussetzung zur Erkenntniß seiner eigenen Bewegungsrichtung geschaffen.

Und noch ein anderes Werkzeug, das für dieses Vorhaben noch vielfach verwandt werden wird, sollte hier als tüchtig und brauchbar erwiesen werden: der Vergleich der neueuropäischen Geschichte mit der der Alten. Was alles diese beiden wichtigsten Entwicklungsreihen, von denen bisher die Weltgeschichte zu erzählen weiß, trennt, worin sie von einander, oft weit genug, abweichen, ist hier geflissentlich übergangen worden. Jeder Thor und jeder Pedant könnte ohne viel Nachdenken mit dem Finger auf tausend Einzelheiten weisen, die von solcher Verschiedenheit laut zeugen. Aber auch eine ernsthafte, wahrhaft universale Geschichtsschreibung müßte die genaue Abmessung und Festsetzung aller wirklichen Abweichungen als eine wesentliche Aufgabe, ja als den zweitbesten Lohn solcher Nebeneinanderstellung ansehen. Allein, weder die thörichten noch die einsichtigen Folgerungen dieser Art können, wie ich meine, ihr eigentliches Ergebniß erschüttern: die Berechtigung und Nutzbarkeit dieses Vergleichs.

In der Geschichte der griechisch-römischen und der germanisch-romanischen Völkergruppe, das heißt der beiden einzigen in aller Menschheit, deren Kulturentwicklung alle Stufen des Keimens, Knospens, Blühens und Reifens in Vollkommenheit aufweist, sehe ich den höchsten, reichsten Bau der Weltgeschichte.

Es ist ein großes, ein gewaltiges Treppenwerk, zu dem höchsten und mächtigsten der Berge aufwärts führend. Denn nicht zu rasten, zu weilen, auf lange Dauer auszuruhen ist eben den besten, den thatkräftigsten Gliedern unseres Geschlechtes beschieden, sondern immer nur vorwärts zu streben, vorwärts und aufwärts: zu steigen. Und in zwei wundervoll breiten und mächtigen Freitreppen windet sich dieser Stufenbau empor: die eine sind vor grauen Zeiten die Menschen von Hellas und Rom aufwärts geklommen und

von so unnachahmlicher Kunst, von so ewiger Festigkeit sie lange schien, sie ist doch in Schutt und Trümmer gesunken und nur nach ihren letzten Resten graben wir heute in nie zu sättigender Sehnsucht, um vor ihnen niederzusinken, ihre Macht und mehr noch ihre marmorne Schönheit zu bewundern, zu verehren, anzubeten.

Die andere Treppenreihe aber sind unsere Völker selbst emporgestiegen. Unsere Ahnen haben sich unten gemüht und wir selbst klimmen ihren Weg weiter. Längst sind auch hier die untersten Stufen den Blicken der Steigenden entzogen, die Nebel der Vergangenheit wallen über sie hin und lüften sich nur selten vor unsern suchenden Blicken. Und heben wir die Augen aufwärts, nach den höheren Grundvesten, da glauben wir wohl einige leise, unsichere Umrisse zu erkennen, aber die Linien schwanken und uns plagt die Sorge, alles sei vielleicht nur ein Trugbild.

Und so steigen wir und wissen nicht welche Gipfel wir noch erklimmen, welche Tempel wir noch schauen, vor welchen Altären wir noch knien werden. Noch auch wann je die Höhe erreicht sein wird.

Oder steigen wir überhaupt, führt uns der Weg noch immer aufwärts? Sind wir vielleicht schon, ohne es zu ahnen, auf dem Haupte des Berges angelangt?

Oder waren es gar schon, die vor uns gingen? Steigen wir, ach, vielleicht schon abwärts?

Wer will es, darf es sagen! Uns kann grauen über dem Räthsel, aber niemand wird es lösen unter uns Erdgeborenen, die wir immerdar und überall im Dunkel tappen, denen kein Gott noch die Augen sehend gemacht hat. Unser Geschlecht schreitet dahin und weiß nicht, von wannen es kommt, noch wohin es geht.

Frau Bertha Garlan.

Von Arthur Schnitzler.

Langsam schritt sie den Hügel hinab; nicht über die breite Fahrstraße, die in Windungen zur Stadt hinunterlief, sondern über den schmalen Weg zwischen den Weingeländen. Ihr kleiner Bub, den sie an der Hand hielt, ging immer einen Schritt voraus, denn für Beide war nicht Platz genug. Die späte Nachmittagssonne strahlte ihr entgegen und hatte noch so viel Kraft, daß Bertha ihren dunklen Strohhut ein wenig tiefer in die Stirn drücken und den Blick senken mußte. Auf den Hängen, an die die kleine Stadt sich lehnte, flimmerte es wie ein goldener Nebel, die Dächer unten glänzten und der Fluß, der dort, außerhalb der Stadt zwischen den Auen hervorkam, zog leuchtend ins Land. Die Luft war ganz regungslos und die Kühle des Abends schien noch fern.

Bertha blieb einen Augenblick stehen und sah um sich. Sie war ganz allein mit ihrem Buben, und eine merkwürdige Stille war um sie. Auch oben auf dem Friedhof hatte sie heute Niemanden begegnet, nicht einmal die alte Frau, die sonst die Blumen begoß, den Gräberschmuck in gutem Stand erhielt, und mit der sie manchmal plauderte. Es kam Bertha vor, als wäre sie schon recht lang vom Hause fort und hätte schon lang mit Niemandem gesprochen. Jetzt schlug es von einem Kirchthurme sechs Uhr. So war noch kaum eine Stunde verflossen, seit sie ihre Wohnung verlassen, und noch kürzere Zeit, daß sie auf der Straße mit der schönen Frau Rupius geplaudert. Und selbst die wenigen Minuten, die verstrichen waren, seit sie am Grabe ihres Mannes gestanden, schienen ihr schon weit zu liegen. —

„Mama!“ hörte sie plötzlich ihren Buben rufen. Er hatte sich von ihrer Hand losgemacht und war vorausgelaufen. „Mama, ich kann schneller gehen als Du!“

„So warte doch, Fritz!“ rief Bertha. „Du wirst die Mama doch nicht allein lassen.“ Sie folgte ihm und nahm ihn wieder bei der Hand.

„Gehen wir schon nach Hause?“ fragte der Kleine.

„Ja, Fritz, wir wollen uns zum offenen Fenster setzen, solang, bis es ganz dunkel wird.“

Bald waren sie am Fuß des Hügels angelangt und spazierten nun unter den schattigen Kastanien neben der staubweißen Reichsstraße, dem Städtchen zu. Auch hier trafen sie nur wenige Menschen. Auf der Fahrstraße kamen ihnen ein paar Lastwagen entgegen, die Kutscher trotteten daneben, die Peitsche in der Hand, zwei Radfahrer kamen aus der Stadt und fuhren landeinwärts, Staubwolken hinter sich lassend. Unwillkürlich blieb Bertha stehen, sah den Beiden nach, bis sie beinahe ganz verschwunden waren.

Indeß war der Kleine auf eine Bank geklettert. „Schau, Mama, was für eine Kunst ich kann!“ rief er aus und machte sich bereit, herunterzuspringen.

Die Mutter faßte ihn bei den Armen und hob ihn sorgsam herab. Dann setzte sie sich.

„Bist Du müd?“ fragte der Kleine.

„Ja,“ sagte sie und wunderte sich selbst, daß es so war. Denn jetzt erst fühlte sie, daß die schwüle Luft sie bis zur Schläfrigkeit ermattet hatte. Sie erinnerte sich übrigens nicht, jemals Mitte Mai so warme Tage erlebt zu haben.

Von der Bank aus, auf der sie saß, konnte sie den Weg zurück verfolgen, den sie gekommen war, wie er zwischen den Weingeländen in der Sonne hinauflief, bis zu der hell glänzenden Friedhofmauer. Es war ein Spaziergang, den sie zwei oder drei Mal in der Woche zu machen pflegte. Schon lange hatte dieser Weg für sie nichts Anderes zu bedeuten. Wenn sie dort oben auf dem gepflegten Kies, zwischen den Kreuzen und Steinen umherwandelte, und am Grab ihres Mannes ein stilles Gebet verrichtete oder auch ein paar Feldblumen hinlegte, die sie auf dem Hinweg selbst gepflückt, empfand sie kaum mehr die leiseste schmerzliche Bewegung. Freilich waren nun drei Jahre hingegangen, seit sie ihn begraben, ebenso viele als sie mit ihm zusammen verlebt hatte. —

Ihre Augen schlossen sich. Sie gedachte ihrer Ankunft in der Stadt, wenige Tage nach ihrer Hochzeit, die noch in Wien stattgefunden. Sie hatten eine kleine Reise gemacht, wie sie sich eben ein Mann in geringen Verhältnissen gestatten konnte, der eine Frau ganz ohne Mitgift geheiratet. Sie waren mit dem Schiff von Wien aus stromaufwärts gefahren und hatten in einem kleinen Ort in der Wachau, ganz nahe ihrem künftigen Bestimmungsort, ein paar Tage zugebracht. Bertha erinnerte sich noch deutlich des kleinen Gasthofs, in dem sie gewohnt, des Gärtchens am Fluß, wo sie nach Sonnenuntergang zu sitzen pflegten, an diese ruhigen und etwas langweiligen Abende, die so völlig anders waren, als sie sich, ein ganz junges Mädchen, die Abende einer jungen Ehe vorgestellt. Freilich, sie hatte sich bescheiden müssen.

Sie war sechsundzwanzig Jahre alt und stand ganz allein, als Victor Mathias Garlan um sie anhielt. Ihre Eltern waren eben gestorben. Der eine ihrer Brüder war schon lang vorher nach Amerika gegangen, um dort als Kaufmann sein Glück zu versuchen, der jüngere war beim Theater, hatte eine Schauspielerin zur Frau genommen und spielte auf deutschen Bühnen dritten Rangs Komödie. Zu ihren Verwandten stand sie kaum in Beziehung, nur im Haus einer Cousine, die einen Advokaten geheiratet, verkehrte sie zuweilen. Aber auch diese Freundschaft war mit jedem Jahr kühler geworden, da die junge Frau mit einer Art Inbrunst sich ausschließlich ihrem Mann und ihren Kindern widmete und wenig Interesse mehr für die unverheiratete Freundin übrig hatte.

Herr Garlan war ein entfernter Verwandter von Berthas verstorbener Mutter; er hatte in früheren Jahren viel im Hause verkehrt und dem jungen Mädchen in etwas unbeholfener Weise den Hof gemacht. Damals hatte Bertha keinen Grund, ihn zu ermuthigen, das Leben und das Glück zeigte sich ihr in anderen Gestalten. Sie war jung und hübsch, die Verhältnisse im Hause ihrer Eltern waren behaglich, wenn auch nicht reich und ihr lag die Hoffnung näher, als eine große Klaviervirtuosin, vielleicht als Gattin eines Künstlers, in der Welt umherzuziehen, denn im Frieden der Familie eine bescheidene Existenz zu führen. Aber diese Hoffnung verblaßte bald, da ihr Vater eines Tags in einer Aufwallung seiner bürgerlichen Anschauungen ihr den weiteren Besuch des Konservatoriums nicht mehr gestattete, wodurch sowohl ihre Aussichten auf eine Künstlerlaufbahn, als ihre Beziehungen zu dem jungen Violinspieler, der seit-

her so berühmt geworden war, ein Ende nahmen. Dann verflossen ein paar Jahre in einer sonderbaren Dumpfheit; anfangs mochte sie wohl etwas wie Enttäuschung oder gar Schmerz empfunden haben, aber das hatte gewiß nicht lange gedauert. Später waren Bewerber gekommen, ein junger Arzt und ein Kaufmann, die sie beide nicht hatte nehmen wollen, den Arzt, weil er zu häßlich, den Kaufmann, weil er in einer Provinzstadt ansässig war. Die Eltern redeten ihr auch nicht lebhaft zu. Aber als Bertha sechsundzwanzig alt wurde und der Vater durch einen Bankerott sein kleines Vermögen verlor, mußte sie verspätete Vorwürfe hören wegen aller möglichen Dinge, die sie selbst zu vergessen anfing: wegen ihrer früheren künstlerischen Pläne, wegen jener längstvergangenen aussichtslosen Geschichte mit dem Violinspieler, wegen ihrer ablehnenden Haltung gegen den häßlichen Arzt und den Kaufmann aus der Provinz. Zu dieser Zeit war Victor Mathias Garlan nicht mehr in Wien ansässig, die Versicherungsgesellschaft, in der er seit seinem zwanzigsten Jahr als Beamter thätig war, hatte ihn vor zwei Jahren auf seinen eigenen Wunsch als Leiter einer neugegründeten Filiale nach der kleinen Stadt an der Donau versetzt, wo sein verheirateter Bruder als Weinhändler lebte. Als er damals in Berthas Hause Abschied genommen, hatte er in einem längeren Gespräch, das auf Bertha einen gewissen Eindruck übte, erwähnt, daß er besonders deshalb um seine Versetzung nach der kleinen Stadt angesucht, weil er sich alt werden fühlte, nicht mehr zu heirathen gedächte und doch gern eine Art Heim bei Leuten hätte, die ihm naheständen. Die Eltern hatten damals über seine Auffassung, die etwas hypochondrisch schien, gescherzt; denn Garlan war kaum vierzig Jahre alt. Bertha aber fand sie sehr vernünftig, denn ihr war Garlan nie eigentlich jung vorgekommen. Im Lauf der nächsten Jahre kam Victor Mathias Garlan öfters geschäftlich nach Wien und versäumte niemals, die Familie aufzusuchen. Dann pflegte Bertha nach dem Nachtmahl Klavier vorzuspielen, und er hörte ihr mit einer gewissen Andacht zu, sprach wohl auch von seinem kleinen Neffen und von seiner kleinen Nichte, die beide sehr musikalisch wären und der er oft von Fräulein Bertha erzählte als der vorzüglichsten Klavierspielerin, die er je gehört. Es schien sonderbar und die Mutter konnte gelegentlich ihre Bemerkungen darüber nicht unterdrücken, daß Herr Garlan seit seiner schüchternen Werbung in früherer Zeit auch nicht mehr die leiseste Anspielung auf Vergangenes oder gar auf eine mögliche Zukunft gewagt hatte, und zu den anderen Vorwürfen, die Bertha zu hören bekam, gesellte sich nun auch der, daß sie Herrn Garlan mit zu großer Gleichgiltigkeit, ja mit Kälte begegnete. Bertha schüttelte nur den Kopf, denn sie selbst dachte auch damals noch nicht daran, den etwas unbeholfenen Mann, der vor der Zeit alterte, zu heirathen. Nach dem plötzlichen Tod der Mutter, welcher erfolgte, während der Vater schon durch viele Monate krank war, erschien Herr Garlan wieder in Wien und theilte mit, daß er einen vierwöchentlichen Urlaub genommen, den einzigen, um den er jemals angesucht. Bertha merkte wohl, daß er nur gekommen war, um ihr in dieser schweren Zeit beizustehen. Und als nun auch der Vater eine Woche nach dem Begräbniß der Mutter starb, erwies sich Garlan als treuer Freund und zudem von einer Energie, die sie ihm nie zugetraut hatte. Er veranlaßte seine Schwägerin, auf einige Wochen nach Wien zu kommen, um der Verwaisten in der ersten Zeit beizustehen und sie ein wenig zu zerstreuen, und er ordnete die geschäftlichen Angelegenheiten geschickt und schnell. Er war von einer Herzlichkeit, die Bertha in diesen schlimmen Tagen sehr wohl that, und als er sie nach Ablauf seines Urlaubs fragte, ob sie seine Frau werden wollte, nahm sie seinen Antrag mit dem Gefühl der tiefsten Dankbarkeit an. Sie wußte wohl, daß sie sonst genöthigt gewesen wäre, sich nach

wenigen Monaten vielleicht durch Lektionen ihr Brot selbst zu verdienen, überdies hatte sie Garlan so schätzen gelernt und sich so sehr an ihn gewöhnt, daß sie ihm in der Stunde, da er sie in die Kirche zur Trauung führte und im Wagen zum ersten Mal fragte, ob sie ihn lieb hätte, ein aufrichtiges Ja zur Antwort geben konnte.

Schon in den ersten Tagen merkte sie freilich selbst, daß sie keine Liebe für ihn fühlte. Seine Zärtlichkeit ließ sie sich eben gefallen, anfangs mit einem gewissen Staunen der Enttäuschung, später mit Gleichgiltigkeit, und erst als sie sich Mutter fühlte, mit dem guten Willen, sie zu erwidern. An das stille Wesen in der kleinen Stadt hatte sie sich rasch gewöhnt, um so leichter als sie auch in Wien zurückgezogen gelebt. In der Familie ihres Mannes fühlte sie sich recht wohl, der Schwager schien ihr ganz liebenswürdig und lustig, wenn auch mitunter derb; seine Frau war gutmüthig und zuweilen etwas traurig. Der Neffe — zur Zeit, als Bertha in die Stadt kam, zählte er dreizehn Jahre — war hübsch und keck, die Nichte ein sehr stilles Kind von neun Jahren, mit großen, erstaunten Augen, war Bertha von allem Anfang an am herzlichsten zugethan. Als Bertha ihren Buben bekam, wurde er von den Kindern als willkommenes Spielzeug begrüßt, und in den nächsten zwei Jahren fühlte sie sich vollkommen glücklich. Ja, sie glaubte zuweilen, daß ihr Schicksal sich gar nicht günstiger hätte gestalten können. Der Lärm, die Unruhe der großen Stadt erschienen ihr in der Erinnerung wie etwas Unangenehmes, beinahe Gefährliches, und als sie einmal mit ihrem Mann hineingefahren war, um einige Einkäufe zu machen und der Zufall es fügte, daß es ein ärgerlicher, schmutziger Regentag war, schwur sie sich zu, niemals wieder diese langweilige und überflüssige Reise von drei Stunden zu unternehmen.

Ihr Mann starb plötzlich, an einem Frühlingsmorgen, drei Jahre, nachdem er sie geheirathet. Ihre Bestürzung war groß. Sie fühlte, daß sie diese Möglichkeit überhaupt nie im Auge gehabt hatte. Sie blieb in recht beschränkten Verhältnissen zurück. Aber bald wurde von der Schwägerin eine liebenswürdige Art gefunden, die Wittwe zu unterstützen, ohne daß es wie ein Almosen ausgesehen hätte. Man bat sie, die Kinder im Klavierspiel weiter auszubilden und verschaffte ihr auch in einigen anderen Häusern der Stadt Lektionen. Es war ein stilles Uebereinkommen, daß man immer so that, als wenn sie diese Lektionen nur übernommen, um sich ein wenig zu zerstreuen, und daß man sie dafür bezahlte, weil man sich ja ihre Zeit und Mühe unmöglich schenken lassen konnte. Was sie nun auf diese Weise verdiente, genügte vollkommen, um ihre Einnahmen in einer für ihre Lebensweise ausreichenden Art zu ergänzen. So war sie denn, nachdem erst der Schmerz und dann die Traurigkeit über das Hinscheiden ihres Mannes überwunden war, wieder ganz zufrieden und heiter. Ihr bisheriges Leben war nicht so verflossen, daß sie jetzt irgend etwas zu entbehren glaubte. In ihren Gedanken an die Zukunft beschäftigte sie kaum je Anderes als das allmälige Heranwachsen ihres Kleinen, und nur selten flog ihr die Möglichkeit einer neuen Heirat durch den Sinn, immer ganz flüchtig, da sich noch Niemand gezeigt, an den sie in dieser Hinsicht ernstlich denken mochte. Regungen von jugendlichen Wünschen, die ihr zuweilen in wachen Morgenstunden kamen, verflogen immer wieder im gleichmäßigen Lauf der Tage. Erst seit Beginn dieses Frühlings fühlte sie sich weniger behaglich als bisher; sie schlief nicht mehr so ruhig und traumlos als früher, sie hatte zuweilen eine Empfindung der Langeweile, die sie nie gekannt, und das sonderbarste war eine plötzliche Ermattung, die sie manchmal bei helllichtem Tage überkam, in der sie das Kreisen des Blutes in ihrem ganzen Körper zu verspüren meinte, und die sie an eine ganz frühe Epoche ihrer Mädchenzeit erinnerte.

Anfangs war ihr das Gefühl in aller seiner Bekanntheit doch so fremd, daß ihr war, als hätte ihr einmal eine ihrer Freundinnen davon erzählt. Erst als es sich häufiger wiederholte, besann sie sich, daß sie selbst es schon früher erlebt hatte.

Sie schauerte zusammen und es war ihr, als erwachte sie aus einem Schlaf. Sie öffnete die Augen. Die Luft schien ihr wie in einer schwirrenden Bewegung. Die Straße lag bereits zur Hälfte im Schatten, die Friedhofmauer oben auf dem Hügel glänzte nicht mehr; Bertha bewegte ihren Kopf einigemal rasch hin und her, wie um sich ganz zu erwecken. Ihr schien, als wäre ein ganzer Tag, eine ganze Nacht verflossen, seit sie sich hierher auf die Bank gesetzt. Wie ging das nur zu, daß ihr die Zeit so auseinander rann? Sie sah um sich. Wo war denn ihr Bub? Da hinter ihr spielte er mit den Kindern des Doktor Friedrich, das Kindermädchen kniete neben ihnen auf dem Boden und half ihnen aus Sand eine Burg bauen. Die Allee war nun belebter als früher. Bertha kannte beinah alle Leute, jeden Tag sah sie dieselben. Da sie aber die meisten selten sprach, zogen sie wie Schatten an ihr vorbei; hier kam der Sattler Peter Nowak mit seiner Frau, auf seinem kleinen Landwagen fuhr Doktor Rellinger vorbei und grüßte sie, hier kamen die beiden Töchter des Hausbesitzers Wendelein und dort radelte der Lieutenant Baier mit seiner Braut langsam die Straße ins Land hinaus. Dann schien wieder alle Bewegung auf kurze Zeit vorbei, und Bertha hörte nichts als das Lachen der Kinder hinter sich. Jetzt sah sie wieder Jemanden von der Stadt her langsam herankommen, den sie schon von weitem erkannte. Es war Herr Klingemann, der sie in der letzten Zeit öfter als früher anzureden pflegte. Vor zwölf oder fünfzehn Jahren war er aus Wien in die kleine Stadt übersiedelt; es hieß, daß er früher Arzt gewesen und seine Praxis wegen irgend eines Kunstfehlers oder eines noch böseren Versehens hatte aufgeben müssen. Andere behaupteten, daß er es überhaupt nie bis zum Doktor gebracht und schließlich als alter Student das Studiren aufgegeben. Er selbst gab sich als Philosophen aus, den das Leben in der Großstadt, nachdem er es bis zum Ueberdruß genossen, angewidert und der deshalb in die kleine Stadt gezogen war, wo er mit den Resten seines Vermögens anständig leben konnte. Er war jetzt kaum älter als fünfundvierzig, hatte noch seine guten Tage, sah aber meistens recht verwittert und unangenehm aus. Schon von weitem lächelte er der jungen Wittwe zu, beeilte seine Schritte aber nicht und blieb endlich mit einem spöttischen Kopfnicken, das sein Gruß gegenüber Jedermann war, vor ihr stehen.

„Guten Abend, schöne Frau,“ sagte er.

Sie erwiderte seinen Gruß. Es war heute einer jener Tage, wo er wieder auf Jugend und Eleganz Anspruch zu machen schien. Er war in einen dunkelgrauen Gehrock wie eingeschnürt und hatte auf dem Kopf einen schmalkrempigen braunen Strohhut mit schwarzem Band; dazu trug er eine ganz kleine rothe Kravatte, die etwas schief saß. Nachdem er eine Weile geschwiegen und seinen leicht angegrauten blonden Schnurrbart hinauf und hinunter gezogen hatte, sagte er: „Sie kommen wohl von dort oben, gnädige Frau?“ Er wies mit der einen Hand, ohne seinen Kopf oder nur seine Augen zu wenden, gewissermaßen verächtlich über seine Schulter nach rückwärts in die Gegend des Friedhofs. Herr Klingemann galt in der ganzen Stadt als ein Mann, dem nichts heilig war; und Bertha mußte, als er so vor ihr stand, an allerlei denken, was man von ihm erzählte. Es war bekannt, daß er ein Verhältniß mit seiner Köchin hatte, die er übrigens „Wirthschafterin“ nannte, zugleich ein anderes mit einer Tabaktrafikantin, welche ihn mit einem Hauptmann des hier stationirten Regiments betrog, was er Bertha mit stolzer Trauer erzählt hatte; außerdem gab es einige heirathsfähige Mädchen in der Stadt, die für

ihn ein gewisses Interesse hegten. Spielte man darauf an, so pflegte er höhnische Bemerkungen über das Institut der Ehe im allgemeinen zu machen, was ihm zwar von Manchem übel vermerkt wurde, im Ganzen aber doch den Respekt vor ihm erhöhte.

„Ich habe einen kleinen Spaziergang gemacht," sagte Bertha.

„Allein?"

„O nein, mit dem Buben."

„Richtig, da ist er ja! Grüß' Dich Gott, kleiner Sterblicher." Er sah, während er das sagte, über den Kleinen hinweg. „Darf man sich auf einen Augenblick zu Ihnen setzen, Frau Bertha?" Er sprach ihren Namen spöttisch aus, und setzte sich, ohne ihre Antwort abzuwarten. „Ich habe Sie heute Vormittag Klavier spielen gehört," fuhr er fort. „Wissen Sie, was ich für einen Eindruck habe? Daß Ihnen die Musik Alles ersetzen muß." Er wiederholte: „Alles" und sah sie dabei an, daß sie roth wurde. Dann fuhr er fort: „Wie schade, daß ich so selten Gelegenheit habe, Sie zu hören! Wenn ich nicht zufällig an ihrem offenen Fenster vorbeigehe, während Sie spielen —"

Bertha merkte, daß er immer näher an sie herangerückt war und mit seinem Arm den ihren berührte. Sie rückte unwillkürlich weg. Plötzlich fühlte sie sich von rückwärts umschlungen, ihren Kopf über die Lehne der Bank zurückgebeugt, eine Hand über ihre Augen gehalten. Einen Moment lang hatte sie die Empfindung, als fühlte sie die Hand Klingemanns über den Augenlidern und rief: „Aber sind Sie denn verrückt!" Die lachende Stimme eines Knaben hinter ihr erwiderte: „Nein, wie komisch das ist, wenn Du „Sie" sagst, Tante Bertha!"

„So laß' mich doch wenigstens die Augen aufmachen, Richard!" sagte Bertha und versuchte, die Hände von ihren Augen zu entfernen; dann wandte sie sich um und fragte: „Kommst Du vom Hause?"

„Ja, Tante, da hab' ich Dir auch die Zeitung mitgebracht." Bertha nahm ihm das Blatt aus der Hand und begann darin zu lesen. Indeß stand Klingemann auf und wandte sich zu Richard. „Haben Sie schon Ihre Aufgaben gemacht?" fragte er ihn.

„Wir haben überhaupt keine Aufgaben mehr, Herr Klingemann, denn im Juli haben wir Matura."

„Also wirklich, das nächste Jahr sind Sie schon Student?"

„Das nächste Jahr? Im Herbst!" Dabei schwippte er mit den Fingern über die Zeitung der Tante.

„Was willst Du denn, ungezogener Bursch?"

„Du, Tante, wirst Du mich in Wien besuchen?"

„Ja, könnt mir einfallen! Ich werd' froh sein, wenn ich Dich los bin."

„Da kommt Herr Rupius," sagte Richard.

Bertha ließ das Blatt sinken. Sie sah in die Richtung, welche Richards Blick wies. In der Allee von der Stadt her kam in einem Rollstuhl, den ein Dienstmädchen vor sich herschob, ein Mann herangefahren; er hatte den Kopf unbedeckt, der weiche Hut lag auf seinem Schooß, von dem ein Plaid bis über seine Füße herabfiel. Die Stirn war hoch, die Haare schlicht und blond, an der Stirngrenze ergraut, die Augen eigenthümlich groß. Als er an der Bank vorüberfuhr, neigte er nur leicht den Kopf, ohne zu lächeln. Bertha wußte, daß er sicher hätte anhalten lassen, wenn sie allein gewesen wäre; er sah auch nur sie an, als er vorbeifuhr und sein Gruß schien nur ihr zu gelten. Ihr war, als hätten seine Augen noch nie so ernst geblickt als heut. Das machte sie sehr traurig, denn sie hatte ein tiefes Mitleid mit dem gelähmten Mann.

Als er vorüber war, sagte Klingemann: „Armer Teufel! Und das Weibchen ist wohl wieder einmal in Wien?“

„Nein,“ sagte Bertha beinah erzürnt, „ich hab’ sie vor einer Stunde gesprochen.“ Klingemann schwieg denn er fühlte, daß weitere Bemerkungen über die geheimnißvollen Reisen der Frau Rupius sich mit seinem eigenen Ruf als freidenkender Mensch nicht vertragen hätten.

„Wird er wirklich nie wieder gehen können?“ fragte Richard.

„Nie,“ sagte Bertha. Sie wußte es, weil es ihr Herr Rupius selbst einmal gesagt hatte, als sie ihn besuchte, wäheend seine Frau in Wien war. Er kam ihr in diesem Augenblick besonders elend vor, denn gerade als Herr Rupius an ihnen vorbeigerollt wurde, war sie beim Lesen der Zeitung auf den Namen von Einem gestoßen, den sie für einen Glücklichen hielt. Unwillkürlich las sie noch einmal. „Unser berühmter Landsmann Emil Lindbach ist von seiner Kunstreise durch Spanien und Frankreich, die ihm große Triumphe brachte, vor wenigen Tagen wieder nach Wien zurückgekehrt. In Madrid hatte der ausgezeichnete Künstler die Ehre, vor der Königin zu spielen. Am 24. dieses wird Herr Lindbach bei dem Wohlthätigkeitskonzert zu Gunsten der durch die letzte Ueberschwemmung so schwer geschädigten Einwohner von Vorarlberg mitwirken, für die sich trotz der vorgerückten Saison lebhaftes Interesse im Publikum kundgiebt.“

Emil Lindbach. Es kostete ihr eine gewisse Mühe, sich vorzustellen, daß es derselbe war, den sie — wann? — vor zwölf Jahren geliebt hatte. Vor zwölf Jahren. Sie fühlte, wie es ihr heiß in die Stirne stieg. Es war ihr, als müsse sie sich ihres allmähligen Aelterwerdens schämen.

Die Sonne war ganz hinunter. Bertha nahm den Knaben bei der Hand empfahl sich von den anderen und ging langsam nach Hause. Das Haus, in dessen erstem Stock sie wohnte, lag in einer neuen Straße; von ihren Fenstern hatte sie den Blick auf die Hügel und ihr gegenüber lagen unbebaute Plätze. Bertha übergab ihren Kleinen dem Mädchen, setzte sich ans Fenster, nahm die Zeitung zur Hand und las weiter. Es war ihre Gewohnheit geblieben, zuerst die Kunstnachrichten durchzuschauen; die stammte noch aus ihrer frühesten Kinderzeit, als sie mit ihrem Bruder, dem jetzigen Schauspieler, auf die vierte Gallerie ins Burgtheater zu gehen pflegte. Dieses Interesse wuchs natürlich, als sie das Konservatorium besuchte; sie kannte damals die Namen der kleinsten Schauspieler, Sänger, Pianisten, und als später der häufige Theaterbesuch, der Unterricht im Konservatorium und ihre eigenen künstlerischen Bestrebungen ein Ende nahmen, blieb doch eine Art von Antheilnahme an dieser fröhlichen Welt in ihr zurück, die etwas vom Heimweh an sich hatte. Schon in der letzten Zeit ihres Wiener Aufenthalts hatten ja alle diese Dinge kaum mehr etwas für sie zu bedeuten, wie wenig erst, seit sie in der kleinen Stadt wohnte, wo gelegentliche Dilettantenkonzerte das Höchste waren, was an künstlerischen Genüssen geboten wurde. Im ersten Jahre ihres Hierseins hatte sie bei einem solchen Abend im Gasthof „zum rothen Apfel“ mitgewirkt, das heißt, sie hatte mit einer anderen jungen Dame der Stadt zwei Märsche von Schubert vierhändig gespielt. Ihre Aufregung war damals so groß gewesen, daß sie sich verschwor, je wieder öffentlich aufzutreten, und recht froh war, ihre Karrière aufgegeben zu haben. Dazu mußte man ganz anders angelegt sein, so etwa wie Emil Lindbach. — Ja, der war dazu geboren! Das hatte sie erkannt in dem Augenblick, da sie ihn das erste Mal bei einer Schülerproduktion aufs Podium treten gesehen, an der Art, wie er sich unbefangen das Haar zurückgestrichen, die Leute unten mit spöttischer Ueberlegenheit angesehen und sich gleich für den ersten Beifall mit einer Ruhe bedankt, als wär’ er das längst

gewohnt. Sonderbar! wenn sie an Emil Lindbach dachte, sah sie ihn noch immer so jünglingshaft, ja knabenhaft vor sich, als er zu der Zeit aussah, da sie einander gekannt und geliebt. Und doch hatte sie vor ganz Kurzem, als sie mit Schwager und Schwägerin einmal abends im Kaffeehaus war, in einem illustrirten Blatt eine Photographie von ihm gesehen, auf der er sehr verändert aussah. Er trug die Haare nicht mehr lang, der schwarze Schnurrbart schien mit dem Eisen nach abwärts gedreht, er hatte einen auffallend hohen Kragen und eine nach der Mode geschlungene Kravatte. Die Schwägerin hatte gefunden, er sehe aus wie ein polnischer Graf.

Bertha nahm die Zeitung wieder vor und wollte weiterlesen, aber es war schon zu dunkel. Sie stand auf, rief nach dem Mädchen. Die Lampe wurde hereingebracht, der Tisch gedeckt. Bertha aß mit dem Kleinen zur Nacht, während das Fenster offen stehen blieb. Sie empfand heute für ihr Kind eine noch größere Zärtlichkeit als sonst, auch dachte sie an die Zeit zurück, in der ihr Mann noch gelebt, und allerlei Erinnerungen flogen ihr durch den Sinn. Während sie Fritz zu Bette brachte, weilte ihr Blick recht lang auf dem Porträt ihres verstorbenen Mannes, das in einem dunkelbraunen, ovalen Holzrahmen über ihrem Bette hing. Er hatte sich in ganzer Figur aufnehmen lassen, im Frack, mit weißer Kravatte, den Cylinder in der Hand, zum Gedächtniß an den Hochzeitstag. Bertha wußte in diesem Augenblick ganz bestimmt, daß Herr Klingemann beim Anblick dieses Porträts spöttisch gelächelt hätte.

Später setzte sie sich ans Klavier, wie sie es nicht selten vor dem Schlafengehen zu thun pflegte, nicht eben aus Begeisterung für die Musik, sondern um nicht gar zu früh zu Bett zu gehen. Sie spielte dann meistens die wenigen Sachen, die sie noch auswendig kannte, Mazurken von Chopin, irgend einen Satz aus einer Beethoven'schen Sonate, die Kreisleriana, zuweilen phantasirte sie auch, brachte es aber nie über eine Folge von Akkorden, und zwar waren es immer dieselben. Heute fing sie gleich damit an, ihre Akkorde zu greifen, etwas leiser als sonst, dann versuchte sie Modulationen und als sie einen letzten Dreiklang recht lang durch das Pedal nachklingen ließ — die Hände hatte sie schon in den Schoß gelegt — empfand sie gelinde Freude über die Töne, welche sie gleichsam umschwebten. Jetzt fiel ihr die Bemerkung Klingemanns ein: „Die Musik ersetzt Ihnen Alles". Wahrhaftig, er hatte nicht ganz Unrecht gehabt. Die Musik mußte ihr mindestens viel ersetzen. Aber Alles —? Oh nein.

Was war das? Schritte gegenüber .... Nun, das war nichts Merkwürdiges. — Aber regelmäßige, langsame Schritte, als wenn jemand auf- und abginge. Sie stand auf und trat zum Fenster. Es war ganz dunkel und sie konnte den Mann, der da drüben spazierte, nicht gleich erkennen, aber sie wußte: es war Klingemann. Was für ein Einfall? Sollte er ihr eine Fensterpromenade machen?

„Guten Abend, Frau Bertha," sagte er von drüben, und sie sah, wie er im Dunkel den Hut lüftete.

Sie antwortete, beinah befangen: „Guten Abend".

„Sie haben sehr schön gespielt, gnädige Frau."

Sie erwiderte nichts als ein leises So?, das er vielleicht gar nicht hörte.

Er blieb eine Sekunde stehen, dann sagte er: „Gute Nacht, schlafen Sie wohl, Frau Bertha." Er sagte das Wort „schlafen" mit einer Betonung, die nahezu unverschämt war. Sie dachte: nun geht er nach Hause zu seiner Köchin. Dann fiel ihr plötzlich etwas ein, was sie schon sehr lang wußte, woran sie aber, seit sie es erfahren, nicht mehr gedacht: in seinem Zimmer sollte ein Bild hängen, das stets von einem kleinen Vorhang überdeckt war und das eine

lascive Scene vorstellte. Wer hatte ihr das nur erzählt? — Ach ja, Frau Rupius, im vorigen Herbst einmal während eines Spazierganges an der Donau, und die hatte es wieder von jemand Andern erfahren — von wem nur? Was für ein widerwärtiger Mensch! Bertha kam sich ein bißchen verworfen vor, daß sie an ihn und an alle diese Dinge dachte. Sie blieb noch am Fenster stehen. Ihr war, als hätte sie einen schweren Tag hinter sich. Sie dachte nach, was ihr denn eigentlich begegnet sei und sie wunderte sich, daß es schließlich doch nur ein Tag gewesen wie viele hundert vor ihm und viele, viele, die noch kommen würden.

* * *

Man stand vom Tische auf. Es war eines jener kleinen Sonntagsdiners gewesen, daß der Weinhändler Garlan gelegentlich seinen Bekannten zu geben pflegte. Der Herr des Hauses näherte sich seiner Schwägerin, und faßte sie um die Taille, was zu seinen Nachmittagsgewohnheiten gehörte.

Sie wußte schon, was er wollte. Wenn er Leute eingeladen hatte, mußte Bertha nach dem Essen Klavier spielen, manchmal auch vierhändig mit Richard. Das leitete in angenehmer Weise zum Kartenspielen über oder klang auch anmuthig hinein. Sie setzte sich an das Instrument. Indeß wurde die Thür zum Herrenzimmer aufgethan, Garlan, Doktor Friedrich und Herr Martin setzten sich an einen kleinen, grünen Tisch und begannen zu spielen. Die Gattinnen der drei Herren blieben im Speisezimmer und Frau Martin zündete sich eine Zigarette an, setzte sich auf den Divan und schlug die Beine übereinander. Sie trug Sonntags immer Ballschuhe und schwarze Seidenstrümpfe. Frau Doktor Friedrich sah wie gebannt auf die Füße der Frau Martin. Richard war den Herren gefolgt, er interessirte sich schon fürs Tarockspiel. Elly stützte ihren Ellbogen auf die Klavierdecke und wartete, bis Bertha zu spielen begänne. Die Frau des Hauses ging aus und ein, sie hatte immer in der Küche Aufträge zu geben und klapperte mit dem Schlüsselbund, den sie in der Hand hielt. Als sie jetzt hereinkam, machte ihr Frau Doktor Friedrich mit den Augen ein Zeichen, das bedeuten sollte: Schauen Sie doch an, wie Frau Martin dasitzt!

Alles das sah Bertha heute, sozusagen deutlicher, als oftmals vorher, so etwa wie man Dinge sieht, wenn man Fieber hat. Noch immer hatte sie keine Taste berührt. Da wandte sich der Schwager zu ihr und sah sie mit einem Blick an, der sie an ihre Pflicht erinnern sollte. Sie begann zu spielen, einen Marsch von Schubert, mit sehr starkem Anschlag. Der Schwager drehte sich wieder nach ihr um und sagte: „Leiser."

„Das bleibt eine Spezialität dieses Hauses," sagte Doktor Friedrich, „Tarock mit Musikbegleitung."

„Sozusagen Lieder ohne Worte," setzte Herr Martin hinzu. Die Anderen lachten. Garlan wandte sich wieder nach Bertha um, denn sie hatte plötzlich aufgehört zu spielen.

„Ich habe ein bischen Kopfweh," sagte sie, wie wenn sie sich entschuldigen müßte, es war ihr aber gleich darauf, als hätte sie sich etwas vergeben und sie setzte hinzu: „Ich habe keine Lust."

Alle sahen auf sie, denn Jeder fühlte, daß etwas nicht ganz Gewöhnliches geschehen sei. Frau Garlan sagte: „Willst Du Dich nicht zu uns setzen, Bertha?" Elly hatte eine dunkle Empfindung ihrer Tante gegenüber zärtlich sein zu müssen, und hing sich in ihren Arm. So standen die Beiden nebeneinander, ans Klavier gelehnt.

„Gehen Sie heute Abend auch in den „rothen Apfel"?" fragte Frau Martin die Hausfrau.

„Nein, ich glaube nicht."

„Ah!" rief Herr Garlan herein, „da wir heut' Nachmittag auf unser Conzert verzichten mußten, wollen wir doch abends — Sie spielen aus, Herr Doktor."

„Militärconzert?" fragte Frau Doktor Friedrich.

Die Frau des Hauses war aufgestanden und fragte ihren Gatten: „Ist es Dein Ernst, daß wir am Abend in den „rothen Apfel" gehen?"

„Gewiß."

„So, so," sagte die Frau mit einer gewissen Betroffenheit und ging gleich wieder in die Küche, um neue Dispositionen zu treffen.

„Richard," sagte Garlan zu seinem Sohn, „Du könntest rasch hinüberlaufen, dem Wirth sagen, er möge uns einen Tisch im Garten reserviren lassen."

Richard eilte hinaus und stieß in der Thür mit seiner Mutter zusammen, die eben hereinkam und wie erschöpft auf den Divan niedersank. „Sie glauben nicht," sagte sie zu Frau Doktor Friedrich, „wie schwer es ist, der Brigitta die einfachsten Dinge zu erklären."

Frau Martin hatte sich neben ihren Mann gesetzt, während' sie zugleich einen Blick auf Bertha warf, die noch immer stumm mit Elly am Klavier stand. Sie strich ihrem Gatten durch's Haar, legte ihre Hand auf seine Knie und schien ein Bedürfniß zu haben, den Leuten zu zeigen, wie glücklich sie wäre. Plötzlich sagte Elly zu ihrer Tante:

„Ich will Dir was sagen, Tante, wir wollen ein bißchen in den Garten hinunter, im Freien wird das Kopfweh schon vergehen."

Sie gingen die Treppe hinab, in den Hof, in dessen Mitte man eine kleine Wiese angelegt hatte. Rückwärts schloß ihn eine Mauer ab, an der einiges Gesträuch und zwei junge Bäume standen, die vorläufig noch durch Stöcke gestützt werden mußten. Ueber die Mauer hinweg sah man nur den blauen Himmel; an stürmischen Tagen hörte man hier das Rauschen des nahen Flusses. Mit der Lehne gegen die Mauer standen zwei Gartenstühle aus Stroh und vor ihnen ein kleines Tischchen; auf diese Stühle setzten sich Bertha und Elly, ohne daß Elly den Arm der Tante losließ.

„Willst Du mir nicht sagen, Tante —"

„Was denn, Elly?"

„Schau, ich bin ja jetzt schon groß, erzähl' mir doch von ihm."

Bertha schrak leise zusammen, denn ihr war mit einem Mal, als bezöge sich diese Frage nicht auf ihren verstorbenen Mann, sondern auf irgend einen Andern. Und plötzlich sah sie das Bild Emil Lindbachs vor sich, so wie sie es in der illustrirten Zeitung gesehen; aber gleich war die Erscheinung und der leise Schreck vorbei und sie empfand eine Art Rührung über die schüchterne Frage des jungen Mädchens, das glaubte, sie traure noch immer um ihren verstorbenen Mann und es würde sie trösten, wenn sie über ihn reden könnte.

In diesem Augenblick ertönte Richards Stimme an einem Fenster, das in den Hof hinunter schaute: „Darf ich auch zu Euch hinunter, oder habt Ihr Geheimnisse?" Jetzt fiel Bertha zum ersten Mal eine Aehnlichkeit auf, die er mit Emil Lindbach hatte. Sie dachte aber, es wäre vielleicht nur das Jugendliche seines Wesens und die etwas langen Haare, die an ihn gemahnten. Er war jetzt beinah so alt, als Emil damals gewesen.

„Der Tisch ist reservirt," sagte er, indem er in den Hof trat. „Kommst Du mit uns, Tante Bertha?" Er setzte sich auf die Lehne des Stuhls, auf

dem sie saß, streichelte ihr die Wange, indem er in seiner frischen und doch etwas zärtelnden Art sagte: „Komm mit, mir zulieb, schöne Tante.“

Bertha schloß unwillkürlich die Augen. Ein Wohlbehagen überkam sie, wie wenn Kinderhände, wie wenn die kleinen Finger ihres eigenen Buben ihr die Wange streichelten. Bald aber fühlte sie, daß sich irgend eine andere Erinnerung beigesellte. Sie mußte an einen Spaziergang denken, mit Emil im Stadtpark, abends nach dem Konservatorium. Damals hatte er mit ihr auf einer Bank ausgeruht und zärtlich ihre Wangen berührt. War das nur einmal geschehen? Nein — viel öfter, freilich, zehn, zwanzig Mal waren sie auf jener Bank gesessen und er hatte ihr die Wange gestreichelt. Wie sonderbar, daß ihr das jetzt wieder einfiel!

An diese Spaziergänge hätte sie gewiß nie wieder gedacht, wenn nicht Richard zufällig — Aber wie lange ließ sie sich das noch gefallen? „Richard!“ rief sie aus und öffnete die Augen. Da sah sie ihn so lächeln, daß sie meinte, Richard müßte ihre Erinnerungen errathen haben. Das war natürlich ganz unmöglich, denn man wußte ja hier kaum, daß sie den Violinvirtuosen Emil Lindbach kannte. Im übrigen, kannte sie selbst ihn denn heute noch? Der, an den sie jetzt dachte, war ja ein ganz Anderer, das war der hübsche Junge, den sie als ganz junges Mädchen geliebt. So schweiften ihre Gedanken immer weiter, in die Vergangenheit zurück und es schien ihr ganz unmöglich, wieder in die Gegenwart zurückzukehren und mit den beiden Kindern zu plaudern. Sie sagte ihnen Adieu und ging.

Ueber den Straßen lag eine schwere Nachmittagssonne. Die Läden waren gesperrt, die Wege beinahe menschenleer. An den Tischchen vor dem Kaffeehaus auf dem Marktplatz saßen ein paar Offiziere. Bertha sah nach den Fenstern des ersten Stockwerks, in welchem das Ehepaar Rupius wohnte. Sie war schon lange nicht bei ihnen gewesen, sie wußte ganz genau, seit wann, seit dem zweiten Weihnachtsfeiertag. Damals hatte sie Herrn Rupius allein zu Hause getroffen und damals hatte er ihr erzählt, sein Leiden wäre unheilbar. Sie wußte nun auch, warum sie seitdem nicht bei ihm gewesen: ohne sich's einzugestehen, hatte sie eine Art Angst davor gehabt, diese Wohnung zu betreten, die sie damals in heftiger Bewegung verlassen. Heute war es ihr aber, als müßte sie hinauf; es schien ihr, als wenn im Lauf der letzten Tage sich irgend ein Band zwischen ihr und dem Kranken geknüpft, und als wenn selbst der Blick, mit dem er sie gestern auf dem Spaziergang still betrachtet, etwas zu bedeuten gehabt hätte.

Als sie ins Zimmer eintrat, mußten ihre Augen sich erst an das Halbdunkel gewöhnen; die Rouleaux waren herabgelassen und nur durch die obere Spalte fiel ein Sonnenstrahl gerade vor den weißen Ofen hin. An dem Tisch in der Mitte des Zimmers saß in einem Lehnstuhl Herr Rupius; vor ihm lagen aufgeschichtete Blätter, von denen er eben eines wegthat, um das nächste zu betrachten. Bertha sah, daß es Stiche waren.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er, „daß Sie mich wieder einmal besuchen.“ Er streckte ihr die Hand entgegen. „Sie sehen, womit ich da eben beschäftigt bin? Nun, es ist eine Sammlung von Stichen nach alten Niederländern. Glauben Sie mir, gnädige Frau, es ist ein großes Vergnügen, alte Stiche zu betrachten.“

„O freilich.“

„Sehen Sie, es sind sechs Bände, oder vielmehr sechs Mappen, jede zu zwanzig Blättern; ich werde wohl den ganzen Sommer brauchen, um sie wirklich zu kennen.“

Bertha stand an seiner Seite und blickte auf den Stich, der eben vor

ihm lag und der eine Jahrmarktsscene von Teniers darstellte. „Den ganzen Sommer," sagte sie zerstreut.

Rupius wandte sich zu ihr. „Jawohl," sagte er mit leicht zusammengepreßten Zähnen, als gälte es, einen Standpunkt vertheidigen, „was ich eben heiße, ein Bild kennen. Darunter verstehe ich, ein Bild im Innern sozusagen nachzeichnen können, Linie für Linie. Dies hier ist ein Teniers, das Original hängt im Haag. Warum reisen Sie nicht nach dem Haag, gnädige Frau, wo so schöne Teniers zu sehen sind und mancherlei Anderes?"

Bertha lächelte. „Wie kann ich daran denken, solche Reisen zu machen?"

„Nun freilich," sagte Herr Rupius. „Der Haag ist sehr schön, ich war dort vor vierzehn Jahren; damals war ich achtundzwanzig, heut' bin ich zweiundvierzig oder auch vierundachtzig. — Er legte wieder ein Blatt zur Seite. „Das hier ist ein Ostade, „der Pfeifenraucher". Nun ja, man sieht wohl, daß er eine Pfeife raucht. Original in Wien."

„Ich glaube, an dieses Bild erinnere ich mich."

„Wollen Sie sich nicht mir gegenübersetzen, gnädige Frau, oder hier an meine Seite, wenn Sie die Bilder mit mir ansehen wollen? Das hier ist ein Falkenborg — wundervoll, nicht wahr? Nur ganz im Vordergrund scheint es so nichtig, so begrenzt; ja, nichts als ein Bauer, der mit einer Bäuerin tanzt, und da eine Alte, die sich darüber ärgert, und hier ein Haus, und aus der Thüre tritt Einer mit einem Eimer Wasser. Ja, das ist freilich nichts, aber da hinten, sehen Sie, da ist die ganze Welt, blaue Berge, grüne Städte, der Himmel drüber mit Wolken und nebstbei ein Tournier — haha! — es gehört wohl nicht dazu in gewissem Sinn, aber in einem anderen Sinn gehört es eben doch dazu. Denn Hintergründe sind überall und darum ist es sehr richtig, daß hier gleich hinter dem Bauernhaus die Welt anfängt mit ihren Tournieren und ihren Bergen und Flüssen und Festungen und Weingärten und Wäldern." Er zeigte mit einem kleinen, elfenbeinernen Papiermesser auf die einzelnen Partieen des Bildes, von denen er eben sprach. „Gefällt's Ihnen? Es hängt auch in der Wiener Galerie. Sie müßten es kennen."

„Es ist ja schon sechs Jahre, daß ich nicht mehr in Wien lebe und auch viele Jahre vorher war ich nicht mehr im Museum."

„So? Ich bin oft dort herumgegangen, auch vor diesem Bild bin ich gestanden. Ja, g e g a n g e n bin ich, früher einmal." Er sah sie beinah lachend an, und sie konnte vor Befangenheit nicht antworten. Dann sprach er unvermittelt weiter: „Ich glaube, ich langweile Sie mit den Bildern. Warten Sie, meine Frau kommt gleich nach Hause. Sie wissen doch, daß sie jetzt nach Tisch immer zwei Stunden herumläuft? Sie fürchtet, zu stark zu werden."

„Ihre Frau sieht so schlank und jung aus wie . . . . . . Nun, ich finde, seit ich hier bin, hat sie sich gar nicht verändert." Bertha war es, als wenn das Antlitz von Rupius ganz starr würde. Dann sagte er plötzlich in harmlosem Tone, der zu seinem Gesichtsausdruck gar nicht stimmte:

„Das ruhige Leben in so einer kleinen Stadt, ja das erhält jung. Es war eine kluge Idee von mir und von ihr, denn es war eine gemeinschaftliche Idee von uns Beiden, uns hierher zurückzuziehen. Wer weiß, in Wien wäre es schon ganz zu Ende."

Bertha konnte nicht errathen, wie er dieses „zu Ende" meinte, ob er es auf sein Leben, auf die Jugend seiner Frau oder sonst irgendwas bezog. Jedenfalls bedauerte sie, daß sie heute gekommen war; sie hatte ein Gefühl von Beschämung, so gesund zu sein.

„Hab' ich Ihnen gesagt," fuhr Rupius fort, „daß ich diese Mappen von Anna bekommen habe? Ein Gelegenheitskauf, denn das Werk ist für ge-

wöhnlich sehr theuer. Ein Buchhändler hat es annoncirt, und Anna telegraphirte gleich an ihren Bruder, er möge es für uns besorgen. Sie wissen ja, daß wir viele Verwandte in Wien haben, sowohl ich als Anna. Sie fährt auch zuweilen hinein, sie besuchen. Demnächst erhalten wir einen Gegenbesuch. Ich wäre schon so erfreut, sie bei mir zu sehen, besonders Annas Bruder und Schwägerin; ich bin ihnen so viel Dank schuldig. Wenn Anna in Wien ist, speist sie bei ihnen, schläft sie bei ihnen — nun, Sie wissen ja, gnädige Frau." Er sprach rasch und dabei mit einem kühlen, geschäftsmäßigen Tonfall; es klang, als wenn er sich vorgenommen, diese Dinge Jedem zu erzählen, der heute ins Zimmer träte. Es war das erste Mal, daß er überhaupt mit Bertha über die Reisen seiner Frau sprach.

„Morgen will sie wieder fahren," sagte er. „Ich glaube, es handelt sich diesmal um die Sommertoilette."

„Ich finde das sehr klug von Ihrer Frau," sagte Bertha, froh eine Anknüpfung gefunden zu haben.

„Und nebstbei ist es billiger," setzte Rupius hinzu. „Ich versichere Sie, selbst wenn Sie die Reise dazurechnen. Warum machen Sie's nicht auch so wie meine Frau?"

„Wie das, Herr Rupius?"

„Nun, in Hinsicht auf Ihre Kleider und Hüte! Auch Sie sind jung und hübsch."

„O Gott, für wen soll ich mich schön anziehen?"

„Für wen? Für wen zieht sich denn meine Frau so hübsch an?"

Die Thüre öffnete sich und Frau Rupius trat ein, in einem hellen Frühjahrskleid, einen rothen Sonnenschirm in der Hand und einen weißen Strohhut mit rothem Band auf dem dunklen, hoch frisirten Haar. Um ihren Mund war das freundliche Lächeln wie immer, und mit heiterer Ruhe begrüßte sie Bertha. „Lassen Sie sich wieder einmal in unserm Hause sehen?" Das Dienstmädchen war hinter ihr eingetreten, Anna gab ihr Schirm und Hut. „Interessiren Sie sich auch für Bilder, Frau Garlan?" Sie trat näher hinter ihren Mann, strich ihm mit der Hand sanft über Stirn und Haar.

„Ich sprach eben „Frau Garlan meine Verwunderung aus," sagte Rupius, „daß sie niemals nach Wien fährt."

„Wahrhaftig," warf Frau Rupius ein, „warum thun Sie es nicht? Sie haben gewiß auch noch Bekannte dort. Fahren Sie einmal mit mir hinein, zum Beispiel morgen. Ja, morgen."

Rupius blickte, während seine Frau so sprach, vor sich hin, als wagte er nicht, sie anzusehen.

„Frau Rupius, Sie sind wirklich sehr lieb," sagte Bertha, und es war ihr, als wenn ein ganzer Strom von Freude durch ihr Wesen ränne. Sie wunderte sich auch, daß sie nun so lange gar nicht an die Möglichkeit einer solchen Reise gedacht, die doch so leicht zu bewerkstelligen war und die ihr in diesem Augenblick wie ein Heilmittel gegen die sonderbare Mißstimmung erschien, unter der sie seit einigen Tagen litt.

„Nun, sind Sie einverstanden, Frau Garlan?"

„Ich weiß wirklich nicht — Zeit hätt' ich wohl, morgen hab' ich nur die eine Lektion bei meiner Schwägerin, die wird es ja nicht so genau nehmen; aber ob ich Sie nicht störe?"

Ein leichter Schatten flog über die Stirne von Frau Rupius. „Stören, was fällt Ihnen denn ein? Ich bin recht froh, die paar Stunden der Hin- und Rückfahrt in angenehmer Gesellschaft zu verbringen. Und in Wien — o, sicher werden wir auch in Wien gemeinschaftliche Wege haben."

„Ihr Herr Gemahl,“ sagte Bertha und erröthete wie ein Mädchen, das vom ersten Ball spricht, „hat mir erzählt . . . hat mir gerathen. . . .“

„Er hat Ihnen sicher von meiner Schneiderin vorgeschwärmt,“ sagte Frau Rupius lachend.

Rupius saß noch immer regungslos da und sah Keine von den Beiden an.

„Ja, ich möchte Sie wirklich bitten, Frau Rupius. Wenn ich Sie ansehe, bekomm' ich Lust, mich auch wieder einmal so hübsch anzuziehen.“

„Das ist leicht zu machen,“ sagte Frau Rupius. „Ich bringe Sie zu meiner Schneiderin und so habe ich gleich die angenehme Hoffnung, auch meine nächsten Fahrten nicht allein machen zu müssen. Ich bin auch um Deinetwillen froh,“ sagte sie zu ihrem Mann, indem sie seine Hand berührte, die auf dem Tisch lag, „und um Ihretwillen,“ wandte sie sich an Bertha, „Sie werden sehen, wie Ihnen das wohlthun wird. In Straßen herumlaufen, ohne daß Einen Jemand kennt, das ist wunderbar. Ich brauch' es von Zeit zu Zeit. Ganz erfrischt komm' ich immer zurück, und —“ sie sah dabei ihren Mann von der Seite mit einem Blick voll Angst und Zärtlichkeit an, „bin dann hier so glücklich, als man nur sein kann, glücklicher als alle andern Frauen der Welt, glaub' ich.“ Sie näherte sich ihrem Mann und küßte ihn auf die Schläfe. Bertha hörte, wie sie leise dazu sagte: „Liebster.“ Er aber sah noch immer vor sich hin, als scheute er sich, dem Blick seiner Frau zu begegnen. Beide schwiegen und schienen in sich versunken, als wäre Bertha gar nicht da. Bertha fühlte dunkel, daß in der Beziehung zwischen diesen beiden Menschen irgend etwas Geheimnißvolles walte, das ganz zu verstehen sie nicht klug oder nicht erfahren oder nicht gut genug war. Minutenlang blieb es still, und Bertha wurde so befangen, daß sie gern fortgegangen wäre; aber es war ja nothwendig, über die morgige Reise Näheres zu vereinbaren. Anna war es, die zu reden begann.

„So wollen wir also dabei bleiben, daß wir uns zum Frühzug auf dem Bahnhof treffen — ja? Und ich will es so einrichten, daß wir mit dem Abendzug um sieben wieder nach Hause fahren; in acht Stunden läßt sich ja viel besorgen.“

„Gewiß,“ sagte Bertha, „wenn Sie sich nur meinetwegen nicht im geringsten stören.“

Anna unterbrach sie beinahe ärgerlich. „Ich sagte Ihnen ja schon, wie froh ich bin, daß Sie mit mir fahren, umsomehr, als mir keine Frau in der Stadt so sympathisch ist als Sie.“

„Ja,“ sagte Herr Rupius, „das kann ich bestätigen. Sie wissen ja, daß meine Frau beinah nirgends hier verkehrt, — und da Sie nun so lange nicht bei uns waren, hatt' ich schon Angst, sie verliert nun auch Sie.“

„Wie können Sie das nur denken! aber Herr Rupius! Und Sie, Frau Rupius, Sie haben doch nicht geglaubt —“ Bertha fühlte eine überströmende Liebe für Beide in diesem Augenblick. Sie war so gerührt, daß sie Thränen in der eigenen Stimme aufsteigen spürte.

Frau Rupius lächelte seltsam und überlegen. „Ich habe gar nichts geglaubt, überhaupt denk' ich über gewisse Dinge nicht weiter nach. Mein Bedürfniß nach Verkehr ist ja nicht groß, aber Sie, Frau Bertha, hab' ich wirklich lieb.“ Sie reichte ihr die Hand. Bertha warf einen Blick auf Rupius; ihr war es, als müßte sie nun auf seinem Gesicht einen Ausdruck der Befriedigung gewahren, aber zu ihrer Verwunderung schaute er mit einem beinah entsetzten Blick in die Ecke des Zimmers.

Das Stubenmädchen kam mit dem Kaffe. Das Weitere über die Eintheilung des morgigen Tags wurde besprochen und endlich ein ziemlich genauer

Stundenplan festgestellt, den Bertha in ihrem kleinen Notizbuch eintrug, worüber Frau Rupius ein wenig lächelte.

Als Bertha wieder auf die Straße kam, hatte sich der Himmel bewölkt, und die steigende Schwüle deutete auf ein nahes Gewitter. Noch bevor sie zu Hause angelangt war, fielen die ersten großen Tropfen, und sie gerieth in einige Besorgniß, als sie, oben angelangt, das Dienstmädchen und ihren Kleinen nicht daheim fand; aber als sie sich zum Fenster stellte, um es zu schließen, sah sie Beide laufend daherkommen. Der erste Donnerschlag ertönte, und sie fuhr zusammen; gleich darauf leuchtete ein Blitz.

Das Gewitter war kurz, aber ungewöhnlich heftig. Bertha saß im Schlafzimmer auf ihrem Bett, hielt ihren Buben auf dem Schooß und erzählte ihm eine Geschichte, damit er keine Angst hätte; dabei war ihr zumuth, als bestände ein gewisser Zusammenhang zwischen dem, was sie heut und gestern erlebt und dem Ungewitter. Nach einer halben Stunde war Alles vorüber. Bertha öffnete das Fenster, die Luft war abgekühlt, der dämmernde Himmel klar und fern. Bertha athmete auf; sie war wie durchdrungen von einem Gefühl des Friedens und der Hoffnung.

Es war Zeit, sich für das Gartenkonzert bereit zu machen. Als sie hinkam, fand sie die Gesellschaft schon an einem großen Tisch unter einem Baum versammelt. Bertha hatte die Absicht, ihrer Schwägerin gleich zu sagen, daß sie morgen nach Wien fahren wollte, aber eine Scheu, als wäre diese Reise etwas Verbotenes, hielt sie davor zurück. Herr Klingemann ging mit seiner Wirthschafterin an ihrem Tisch vorüber. Die Wirthschafterin war ein nicht mehr junges, sehr üppiges Weib, größer als Klingemann, und sah im Gehen immer aus, als wenn sie schliefe. Klingemann grüßte mit übertriebener Höflichkeit, die Herren dankten kaum, die Frauen thaten, als wenn sie den Gruß nicht bemerkten. Nur Bertha nickte leicht und sah den Beiden nach. Richard, der neben seiner Tante saß, flüsterte ihr zu: „Das ist seine Geliebte — ja, ganz bestimmt, ich weiß es.“

Man aß und trank und plauderte; zuweilen kamen Bekannte von anderen Tischen, setzten sich auf eine Weile dazu und gingen wieder an ihre Plätze. Die Musik rauschte um Bertha, ohne irgend einen Eindruck auf sie zu machen; sie war ununterbrochen mit dem Gedanken beschäftigt, wie sie ihren Plan mittheilen sollte. Plötzlich, während die Musik sehr laut spielte, sagte Bertha zu Richard: „Du, morgen hast Du keine Stunde, ich fahre nach Wien.“

„Nach Wien?“ sagte Richard, und er rief es hinüber zu seiner Mutter: „Du, die Tante fährt morgen nach Wien.“

„Wer fährt nach Wien?“ fragte Garlan, der am entferntesten saß.

„Ich,“ sagte Bertha.

„Ei, ei,“ sagte Garlan und drohte scherzhaft mit dem Finger.

So war es also abgethan. Bertha freute sich darüber. Richard machte Späße über die Leute, die im Garten saßen, auch über den dicken Kapellmeister, der während des Dirigirens immer hüpfte, dann über einen Trompeter, der dicke Backen bekam und zu weinen schien, wenn er blies. Bertha mußte sehr viel lachen. Man scherzte über ihre gute Laune, und Doktor Friedrich bemerke, sie fahre sicher zu einem Rendez-vous nach Wien.

„Das möcht' ich mir aber verbieten!“ rief Richard so zornig, daß die Heiterkeit eine allgemeine wurde. Nur Elly blieb ernst und sah ihre Tante ganz erstaunt an.

* * *

Bertha sah durch das offene Coupéfenster in die Landschaft hinaus. Frau Rupius las in einem Buch, das sie sehr bald nach der Abfahrt des Zugs aus der kleinen Reisetasche herausgenommen; es hatte beinah den Anschein, als wollte sie ein längeres Gespräch mit Bertha vermeiden, und diese war ein wenig gekränkt. Sie hatte schon lang den Wunsch gehegt, die Freundin der Frau Rupius zu sein, aber seit gestern war es wie eine Sehnsucht geworden, die sie an die Schwärmerei von Kinderfreundschaften zurückdenken ließ. So war sie anfangs ganz unglücklich gewesen und hatte ein Gefühl von Verlassenheit gehabt, aber bald begannen die wechselnden Bilder vor dem Fenster sie angenehm zu zerstreuen. Während sie auf die Geleise schaute, die ihr entgegenzulaufen schienen, auf die Hecken und Telegraphenstangen, die an ihr vorbeischwebten und sprangen, erinnerte sie sich der paar kurzen Reisen ins Salzkammergut, die sie als Kind mit den Eltern gemacht, und an das namenlose Vergnügen, wenn sie damals am Waggonfenster sitzen konnte. Dann blickte sie ins Weite, freute sich am Leuchten des Flusses, an den gefälligen Windungen der Hügel und Wiesen, am Blau des Himmels und an den weißen Wolken. Nach einiger Zeit legte Anna wieder ihr Buch weg, fing mit Bertha zu plaudern an und lächelte ihr zu wie einem Kind.

„Wer uns das vorausgesagt hätte“, sagte Frau Rupius.

„Daß wir zusammen nach Wien —?“

„Nein, nein; daß wir Beide unser Leben dort“ — sie wies mit einer leichten Bewegung des Kopfes in die Gegend, aus der sie kamen — „wie soll ich sagen? verbringen oder beschließen werden.“

„Freilich, freilich“, sagte Bertha. Sie hatte noch nicht daran gedacht, daß das eigentlich sonderbar wäre.

„Nun, Sie wußten es doch von dem Augenblick an, da Sie heiratheten, aber ich —“ Frau Rupius sah vor sich hin.

Bertha fragte: „Sie sind also erst in die kleine Stadt gezogen, als . . als —“ Sie unterbrach sich verlegen

„Ja, Sie wissen's doch.“ Dabei schaute sie Bertha voll ins Gesicht, als wenn sie ihr diese Frage verwiese. Aber dann setzte sie, mild lächelnd fort, als wäre das, woran sie dachte, gar nicht so traurig: „Ja, ich habe nicht geahnt, daß ich je Wien verlassen würde; mein Mann hatte seine Stellung als Beamter im Ministerium, er hätte es gewiß noch längere Zeit bleiben können trotz seines Leidens, aber er wollte eben fort.“

„Er dachte wohl, die gute Luft, die Stille —“ begann Bertha, und spürte gleich, daß sie nichts sehr Kluges sagte.

Aber Anna antwortete ganz freundlich; „Nicht das, weder Ruhe, noch Klima kann da helfen; aber er dachte, es wäre in jeder Hinsicht besser für uns Beide. Er hatte auch Recht, was sollten wir noch in der großen Stadt?“

Bertha fühlte, daß Anna ihr nicht Alles sagte; sie hätte sie bitten mögen, ihr doch ihr ganzes Herz aufzuschließen, aber eine solche Bitte mit den rechten Worten auszusprechen, dazu wußte sie sich nicht geschickt genug. Und als hätte Frau Rupius errathen, daß Bertha gern mehr erfahren wollte, ging sie rasch auf etwas Anderes über, fragte sie nach ihrem Schwager, nach den musikalischen Talenten ihrer Schüler, nach ihrer Unterrichtsmethode; dann nahm sie wieder ihren Roman und ließ Bertha allein. Einmal sah sie von dem Buch auf und fragte: „Haben Sie sich denn nichts zum Lesen mitgenommen?“

„ O ja,“ antwortete Bertha. Es fiel ihr plötzlich ein, daß sie die Zeitung mit hatte; sie nahm sie und blätterte eifrig auf. Man näherte sich Wien. Frau Rupius klappte ihr Buch zusammen und that es in die Reisetasche . Sie sah Bertha mit einer gewissen Zärtlichkeit an, wie ein Kind, das

man nun bald in ein ungewisses Schicksal entlassen muß. „Noch eine Viertelstunde", sagte sie, „dann sind wir — nun hätt' ich beinah gesagt: zu Hause."

Die Stadt lag vor ihnen. Jenseits des Flusses ragten Schlöte in die Höhe, langgestreckte, gelb angestrichene Häuser reihten sich aneinander, Thürme stiegen auf. Ueber Allem lag die milde Maisonne.

Bertha klopfte das Herz. Sie hatte das Gefühl, wie wenn man nach langen Jahren in eine ersehnte Heimath zurückkehrt, die sich seitdem wahrscheinlich sehr verändert hat, wo allerlei Geheimnisse und Ueberraschungen warten. In dem Augenblick, da der Zug in die Halle fuhr, kam sie sich beinahe muthig war.

Die Frauen nahmen einen Wagen und fuhren in die Stadt. Als sie den Ring passirten, beugte sich Bertha plötzlich aus dem Fenster; sie sah einem jungen Mann nach, dessen Gestalt und Gang sie an Emil Lindbach erinnerte. Sie wünschte, der junge Mann möchte sich umwenden, aber sie verlor ihn aus dem Aug, ohne daß es geschehen wäre.

Vor einem Hause auf dem Kohlmarkt hielt der Wagen; die beiden Frauen stiegen aus und begaben sich in den dritten Stock, wo sich das Atelier der Schneiderin befand. Während Frau Rupius probirte, ließ sich Bertha Stoffe vorlegen und traf eine Wahl, die Mamsell nahm ihre Maaße, und es wurde bestimmt, daß Bertha heute über acht Tage sich zur Probe einfinden sollte. Frau Rupius kam aus dem Nebenzimmer und empfahl den Auftrag ihrer Freundin besonderer Sorgfalt. Bertha schien es, als werde sie von Allen mit etwas spöttischen, beinah mitleidigen Blicken betrachtet, und im großen Wandspiegel gewahrte sie plötzlich, daß sie recht geschmacklos angezogen war. Was war ihr aber nur eingefallen, sich für den heutigen Tag in den provinziellen Sonntagsstaat zu werfen, statt eines ihrer einfachen, glatten Kleider zu tragen wie sonst? Sie wurde roth vor Beschämung. Sie hatte eine schwarz-weiß gestreifte Toilette aus Foulard, die in ihrem Schnitt um drei Jahre zurück war, und einen übertrieben nach vorn aufgebogenen, hellen mit Rosen aufgeputzten Hut, der ihre zierliche Gestalt drückte und beinah lächerlich machte. Und als hätte es noch einer Bestätigung durch ein tröstendes Wort bedurft, sagte ihr Frau Rupius im Hinuntergehen: „Sie sehen doch sehr hübsch aus."

Sie standen im Thorweg.

„Was nun?" fragte Frau Rupius. „Was haben Sie vor?"

„Wollen Sie mich denn . . . ich meine . . ." Bertha war ganz erschrocken, sie kam sich wie ausgesetzt vor.

Frau Rupius sah sie mit freundlichem Mitleid an.

„Ich denke", sagte sie, „daß Sie nun Ihre Kousine besuchen werden, nicht war? Und ich nehme an, daß man Sie dort zum Essen behält?"

„Natürlich wird mich Agathe zu Tisch einladen."

„Ich werd' Sie bis hin führen, wenn es Ihnen Recht ist, dann geh' ich zu meinem Bruder, und wenn's mir möglich ist, hol' ich Sie um drei Uhr nachmittags ab."

Sie gingen zusammen durch die belebtesten Straßen der inneren Stadt und betrachteten die Auslagen. Der Lärm hatte anfangs etwas Verwirrendes für Bertha, dann wirkte er eher angenehm auf sie. Sie sah die Leute an, die vorübergingen, und der Anblick der eleganten Herren und hübsch angezogenen Damen machte ihr großes Vergnügen. Die Leute schienen überhaupt Alle neue Kleider anzuhaben, und ihr schien, als sähen Alle hier viel glücklicher aus als daheim. Jetzt blieb sie vor der Auslage eines Kunsthändlers stehen und ihr Auge fiel gleich auf ein bekanntes Bild; es war dasjenige Emil Lindbachs

aus der illustrirten Zeitung. Bertha war so erfreut, als hätte sie einen Bekannten getroffen. „Den kenn' ich", sagte sie zu Frau Rupius.

„Wen?"

„Den hier." Sie wies mit dem Finger auf die Photographie. „Denken Sie, mit dem bin ich zugleich ins Konservatorium gegangen."

„So?" fragte Frau Rupius, Bertha sah sie an und merkte, daß sie dem Bild gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, sondern über irgend etwas nachdachte. Bertha war aber froh darüber, denn es schien ihr, als hätte in ihrer Stimme zu viel Wärme gelegen. Zugleich regte sich ein ganz leichter Stolz in ihr, daß der Mann, dessen Bild hier in der Auslage hing, als ganz junger Mensch in sie verliebt gewesen und sie geküßt hatte. Mit einem Gefühl innerer Zufriedenheit ging sie weiter. Nach kurzer Zeit war sie in der Riemerstraße vor dem Haus ihrer Kousine.

„Also es bleibt dabei," sagte sie, „nicht wahr, daß Sie mich um drei abholen?"

„Ja", entgegnete Frau Rupius, „das heißt, — nun, wenn ich mich ein wenig verspäten sollte, halten Sie sich meinetwegen keineswegs länger bei ihrer Kousine auf, als Ihnen angenehm ist; es bleibt jedenfalls dabei: um sieben Uhr abends auf dem Bahnhof. Auf Wiedersehen." Sie gab Bertha die Hand und ging rasch. Bertha sah ihr befremdet nach. Sie kam sich wieder so verlassen vor wie in der Eisenbahn, da Frau Rupius ihren Roman gelesen hatte.

Dann ging sie die zwei Treppen hinauf. Sie hatte die Kousine von ihrem Kommen nicht benachrichtigt und bekam eine leise Angst, daß sie ungelegen sein könnte. Seit vielen Jahren hatte sie Agathe nicht mehr gesehen, und die Korrespondenz zwischen ihnen war recht sparsam geführt worden.

Agathe empfing sie nicht anders, als wären sie gestern zum letzten Mal beisammen gewesen, ohne Verwunderung und ohne Herzlichkeit. Um Berthas Lippen war schon das Lächeln gewesen, wie man es hat, wenn man Jemandem eine Ueberraschung zu bereiten glaubt; sie unterdrückte es gleich.

„Du bist ja ein recht seltener Gast," sagte Agathe, „und läßt gar nichts von Dir hören."

„Aber Agathe, Du bist mir ja noch einen Brief schuldig, seit drei Monaten."

„So?" fragte Agathe. „Nun, mich mußt Du entschuldigen, Du kannst Dir denken, was Einem drei Kinder zu thun geben. Hab' ich Dir geschrieben, daß Georg schon in die Schule geht?" Agathe führte ihre Cousine in die Kinderstube, wo Georg und die zwei kleinen Mädchen von der Bonne eben ihr Mittagessen vorgetheilt erhielten. Bertha stellte einige Fragen an sie, aber die Kinder waren sehr scheu, und das kleinste Mädchen begann sogar zu weinen. Endlich sagte Agathe zu Georg: „Bitte doch Tante Bertha, daß sie das nächste Mal Fritz mitbringt."

Bertha fiel es auf, wie alt ihre Cousine in den letzten Jahren geworden. Wahrhaftig, wenn sie sich zu den Kindern beugte, sah sie beinah aus wie eine alte Frau, und Bertha wußte, daß sie selbst nur um ein Jahr jünger war als Agathe.

Als sie wieder ins Speisezimmer zurückkehrten, war alles erschöpft, was sie sich zu sagen hatten, und als Agathe Bertha zu Tische einlud, schien sie es nur gesagt zu haben, um überhaupt etwas zu reden. Bertha nahm trotzdem an, und die Cousine ging in die Küche, um einige Aufträge zu ertheilen. Bertha sah sich im Zimmer um, das sparsam und geschmacklos eingerichtet war. Es war recht dunkel, da die Gasse sehr eng war. Bertha nahm ein Album vor, das auf dem Tisch lag; darin fand sie beinahe lauter bekannte Gesichter:

gleich im Anfange die Eltern Agathens, die längst tot waren, dann die Bilder ihrer eigenen Eltern und die ihrer für sie fast verschollenen Brüder, Bilder gemeinschaftlicher Jugendbekannter, von denen sie beinah nichts mehr wußte, und endlich ein Bild, an dessen Vorhandensein sie schon ganz vergessen hatte: sie und Agathe gemeinschaftlich als ganz junge Mädchen. Damals hatten sie einander sehr ähnlich gesehen, und waren sehr befreundet gewesen, Bertha erinnerte sich mancher intimen Mädchengespräche, die sie damals geführt. — Und dieses bildhübsche Ding mit den aufgesteckten Zöpfen war jetzt beinah eine alte Frau. Und sie selbst? Warum hielt sie sich denn noch immer für eine junge? Erschien sie nicht vielleicht Anderen so wie Agathe ihr? Sie nahm sich vor, nachmittags auf die Blicke zu achten, mit welchen sie von Vorübergehenden betrachtet würde. Es wäre schrecklich, wenn sie auch schon so alt aussähe wie ihre Cousine! Nein, es war ganz lächerlich das zu glauben! Ihr Neffe fiel ihr ein, der sie immer die „schöne Tante" nannte, — die Fensterpromenade Klingemanns von gestern Abend, — ja, sogar die Erinnerung an die Liebenswürdigkeiten ihres Schwagers beruhigte sie. Und als sie in den Spiegel sah, der ihr gegenüber hing, blickten ihr zwei helle Augen aus einem frischen und faltenlosen Gesicht entgegen, und es war ihr Gesicht und ihre Augen.

Als Agathe wieder hereinkam, begann Bertha von den fernen Jugendjahren zu sprechen, aber es schien, als hätte Agathe ihre früheren Beziehungen geradezu vergessen, als hätten die Ehe, die Mutterschaft, die Sorgen des Alltags mit der Jugend auch die Erinnerung daran ausgelöscht. Wie jetzt Bertha von einem Studentenkränzchen zu reden begann, das sie zusammen besucht, von jungen Leuten, die Agathen den Hof gemacht, von einem gewissen anonymen Blumenstrauß, den Agathe einmal geschickt bekommen, lächelte sie anfangs wie abwesend, dann sah sie Bertha an und sagte: „Daß Du Dich noch an alle die Dummheiten erinnerst."

Der Gatte Agathens kam aus der Kanzlei nach Hause. Er war recht grau geworden. Im ersten Augenblick schien er Bertha nicht zu erkennen, dann verwechselte er sie mit einer anderen Dame und entschuldigte sich mit seinem schlechten Personengedächtniß. Bei Tisch spielte er den Gewandten, er fragte in einer gewissen überlegenen Art nach den Zuständen der kleinen Stadt und meinte scherzend, ob Bertha nicht wieder zu heirathen gedächte. An diesen Neckereien betheiligte sich auch Agathe, während sie zugleich ihren Gatten, der dem Gespräch eine frivole Wendung zu geben suchte, gelegentlich durch Blicke zurechtwies. Bertha fühlte sich unbehaglich. Später machte Agathens Gatte eine Anspielung, aus der hervorging, daß seine Frau wieder Mutterfreuden entgegensah. Aber während Bertha sonst für Frauen in solchen Umständen ein Gefühl der Sympathie hatte, war sie hier fast unangenehm berührt. Auch lag in der Art, wie der Gatte davon sprach, keine Spur von Liebe, sondern eher ein gewisser alberner Stolz erfüllter Pflicht. Er sprach so davon, als wenn es eine besondere Liebenswürdigkeit von ihm wäre, daß er sich bei all seiner Beschäftigung und trotzdem Agathe nicht mehr schön war, dazu verstand, bei ihr zu schlafen. Bertha hatte das Gefühl, hier in eine unreinliche Geschichte eingeweiht zu werden, die sie nichts anging. Sie war froh, als der Gatte gleich nach eingenommener Mahlzeit ging, — es war seine Gewohnheit, „sein einziges Laster", wie er lächelnd sagte, nach Tisch eine Stunde im Kaffeehaus Billard zu spielen.

Bertha blieb mit Agathe allein.

„Ja," sagte Agathe, „nun steht mir das wieder einmal bevor." Und nun begann sie in einer geschäftsmäßigen, kühlen Art von ihren früheren Entbindungen zu reden, mit einer Aufrichtigkeit und Schamlosigkeit, die Bertha

umsomehr auffiel, als sie einander doch so fremd geworden waren. Aber während Agathe weitersprach, fuhr Bertha plötzlich der Gedanke durch den Sinn, wie schön es sein müßte, von einem Mann, den man liebt, ein Kind zu bekommen. Sie hörte nicht mehr auf die widerwärtigen Reden ihrer Cousine, sie dachte nur mehr an die unendliche Sehnsucht, die sie selbst manchmal in ganz jungen Jahren überkommen, Mutter zu werden, und sie erinnerte sich eines Augenblicks, da diese Sehnsucht tiefer war als jemals früher oder später. Es war an einem Abend gewesen wo Emil Lindbach sie vom Konservatorium aus nach Hause begleitet, ihre Hand in der seinen. Sie wußte noch, daß es ihr damals zu schwindeln begonnen und daß sie in jenem einzigen Momente verstanden, was die Phrase besagen wollte, die sie zuweilen in Romanen gelesen: „er hätte aus ihr machen können, was er wollte“.

Jetzt merkte sie, daß es im Zimmer ganz still geworden und daß Agathe in der Ecke des Divans lehnte und zu schlafen schien. Auf der Wanduhr war es drei. Wie unangenehm, daß Frau Rupius noch nicht da war! Bertha trat zum Fenster und blickte auf die Straße. Dann wandte sie sich nach Agathe um, die die Augen wieder geöffnet hatte. Bertha versuchte rasch ein neues Gespräch zu beginnen und erzählte von der Toilette, die sie Vormittags bestellt, aber Agathe war zu schläfrig, sie antwortete gar nicht mehr. Bertha wollte nicht lästig fallen und nahm Abschied. Sie beschloß auf der Straße Frau Rupius zu erwarten. Agathe schien sehr froh, während Bertha sich zum Fortgehen ankleidete, wurde herzlicher, als sie die ganze Zeit über gewesen, und sagte an der Thür, als wäre eine Erleuchtung über sie gekommen: „Wie die Zeit vergeht. Ich hoffe, Du läßt Dich bald wieder anschauen.“

Als Bertha vor dem Hausthor stand, wußte sie, daß sie vergeblich auf Frau Rupius wartete. Gewiß war es von Anfang an deren Absicht gewesen, den Nachmittag ohne Bertha zu verbringen, es brauchte ja weiter nichts Böses dabei zu sein, und war auch sicher nichts Böses dabei. Es kränkte Bertha nur, daß Anna so wenig Vertrauen zu ihr hatte. Bertha spazierte planlos weiter; es lagen noch mehr als drei Stunden vor ihr, ehe sie auf den Bahnhof sollte. Zuerst ging sie wieder in der innern Stadt spazieren. Es war wirklich angenehm, so ganz unbeobachtet, als Fremde unter den Leuten herumzugehen. Lange hatte sie dieses Vergnügen nicht mehr gekostet. Von einigen Herren wurde sie mit Interesse betrachtet, ja manchmal blieb Einer stehen und sah ihr nach. Es that ihr leid, daß sie so unvortheilhaft angezogen war und sie freute sich, bald das schöne Kleid aus dem Atelier der Wiener Schneiderin zu bekommen. Sie hätte gewünscht, von irgend Jemandem verfolgt zu werden. Plötzlich fuhr ihr durch den Sinn: wenn sie Emil Lindbach begegnete, ob er sie erkennen würde? Welche Frage! Aber solche Zufälle giebt es nicht — nein, sie war ganz sicher, sie konnte tagelang in Wien herumgehen, nie würde sie ihm begegnen. Wie lange hatte sie ihn nicht gesehen? Sieben — acht Jahre .... Ja, zwei Jahre vor ihrer Verheirathung hatte sie ihn das letzte Mal gesehen. Sie war mit ihren Eltern an einem warmen Sommerabend im Prater im Schweizerhaus gewesen, mit einem Freund war er vorübergegangen und ein paar Minuten an ihrem Tisch stehen geblieben. Ah, nun besann sie sich auch darauf, daß damals der junge Arzt an ihrem Tisch gesessen war, der sich um sie bewarb. Was Emil damals gesprochen, wußte sie nicht mehr, doch erinnerte sie sich, daß er die ganze Zeit, während er vor ihr gestanden, seinen Hut in der Hand gehalten, was ihr unsagbar gefiel. Ob er das heute auch thäte, wenn sie ihm begegnete? Wo mochte er jetzt wohnen? Zu jener Zeit hatte er ein Zimmer auf der Wieden gehabt, nah von der Paulanerkirche .... ja, er hatte ihr das Fenster gezeigt, als sie einmal vor-

übergingen, und bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung gewagt — des Wortlauts entsann sie sich nicht mehr, aber der Sinn war bestimmt der gewesen, daß sie einmal mit ihm in diesem Zimmer zusammen sein sollte. Sie hatte ihn damals sehr streng zurechtgewiesen, ja, sie hatte erwidert, wenn er so von ihr dächte, wäre Alles aus, und er sprach wirklich nie wieder davon. Ob sie das Fenster wiedererkannte? Ob sie es fände? Wahrhaftig, ob sie hier spazieren ging oder dort, das war doch einerlei. Sie ging rasch, als ob sie plötzlich ein Ziel gefunden, der Wieden zu. Sie staunte, wie sich hier Alles verändert hatte. Wie sie von der Elisabethbrücke aus hinunterschaute, sah sie Mauern, die aus dem Wienbett aufstiegen, halbfertige Geleise, kleine Waggons in Bewegung und beschäftigte Arbeiter. Bald hatte sie die Paulanerkirche erreicht, auf demselben Weg, den sie in früherer Zeit so oft gegangen. Aber nun hielt sie inne; sie konnte sich durchaus nicht mehr besinnen, wo Emil gewohnt, ob sie rechts, ob sie links gehen müßte. Sonderbar, wie gänzlich ihr das entfallen war. Sie ging langsam wieder zurück, bis zum Konservatorium, Dort blieb sie stehen. Oben waren die Fenster, von denen aus sie so oft die Kuppel der Karlskirche betrachtet, und sehnsüchtig das Ende der Stunde erwartet, um mit Emil zusammenzutreffen. Wie lieb hatte sie ihn doch gehabt, und wie sonderbar war es, daß es so ganz aufhören konnte. Sie ging nun hier herum als Wittwe, war es schon jahrelang, hatte daheim ein Kind, das heranwuchs, — und wenn sie gestorben wäre, Emil hätt' es gar nicht erfahren, oder vielleicht erst Jahre später. Ihr Auge fiel auf ein großes Plakat, das auf das Eingangsthor geheftet war. Das Concert war angekündigt, in dem auch er mitwirken würde, und hier stand sein Name unter vielen anderen großen, von denen sie manche seit lang mit stiller Scheu bewundert: „Brahms' Violinconcert, vorgetragen von dem königlich bairischen Kammervirtuosen Emil Lindbach.“ — Bairischer Kammervirtuose, das hatte sie gar nicht gewußt. Es war ihr, als könnte der, dessen Name hier auf sie herableuchtete, im nächsten Moment aus der Einfahrt heraustreten, den Violinkasten in der Hand, die Cigarette zwischen den Lippen. So nah war das Alles plötzlich und schien noch näher, als mit einem Mal von oben die langezogenen Striche einer Violine zu ihr heruntertönten, wie sie sie damals so oft gehört. Sie wollte zu diesem Concert nach Wien hereinfahren — ja, und wenn sie auch eine Nacht im Hôtel verbringen müßte! Und sie würde sich weit vorne hinsetzen und ihn ganz in der Nähe sehen. Ob er sie auch sehen und sie erkennen würde? Sie stand noch immer vor dem gelben Plakat, ganz versunken, bis sie sich von ein paar jungen Leuten, die aus der Einfahrt herauskamen, angestarrt fühlte und nun auch wußte, daß sie die ganze Zeit gelächelt hatte wie in einem schönen Traum. Sie setzte ihren Weg fort. Auch die Gegend um den Stadtpark hatte sich verändert, und als sie die Stellen suchte, wo sie damals mit ihm herumgegangen war, fand sie sie ganz zerstört: Bäume waren ausgeholzt, Planken verwehrten den Weg, der Boden war aufgerissen, und vergeblich suchte sie die Bank zu finden, wo sie mit Emil verliebte Worte gewechselt, an deren Ton sie sich so gut und an deren eigentlichen Inhalt sie sich gar nicht mehr erinnerte. Sie gelangte nun in den gut erhaltenen wohlgepflegten Theil des Parks, der voll Menschen war. Aber sie hatte die Empfindung, daß manche Leute sie betrachteten und einige Damen über sie lachten, und sie kam sich wieder sehr kleinstädtisch vor, ärgerte sich über ihre eigene Verlegenheit und dachte an die Zeit, da sie als hübsches junges Mädchen unbefangen, und stolz durch solche Alleen gegangen war. Sie kam sich jetzt so herabgesunken, so bedauernswert vor. Der Einfall, im großen Musikvereinssaal in der ersten Reihe zu sitzen, erschien ihr verwegen, beinah unausführbar. Es war ihr jetzt auch sehr unwahrscheinlich,

daß Emil Lindbach sie noch erkennen würde, ja es schien ihr fast unmöglich, daß er sich noch ihrer Existenz erinnern könnte. Was hatte er seitdem Alles erlebt! Wieviele Frauen und Mädchen mochten ihn wohl geliebt haben, und in ganz anderer Art als sie. Und während sie weiterging, nun durch weniger belebte Alleen endlich wieder hinaus auf die Ringstraße, sah sie den Geliebten ihrer Jugend in allerlei Abenteuern vor sich, in die wirre Erinnerungen aus gelesenen Romanen und unklare Vorstellungen von seinen Kunstreisen im Auslande seltsam hineinspielten. Sie dachte sich ihn in Venedig, in einer Gondel mit einer russischen Fürstin, dann wieder sah sie ihn am Hofe des bairischen Königs, wo Herzoginnen seinem Spiel lauschten und sich in ihn verliebten, dann erschien er ihr im Boudoir einer Opernsängerin, dann auf einem Maskenball in Spanien, von verführerischen Masken umschwärmt. Und in je weitere Fernen er unnahbar und beneidenswerth entschwebte, umso ärmlicher erschien sie sich selbst, und sie begriff es mit einem Mal nicht mehr, wie leicht sie damals ihre eigenen Hoffnungen, ihre künstlerische Zukunft und den Geliebten aufgegeben, um ein sonnenloses Dasein zu führen und in der Menge zu verschwinden. Es war wie ein Schauer, der sie erfaßte, als sie sich darauf besann, daß sie nichts Anderes war als die Wittwe eines unansehnlichen Menschen, die in einer kleinen Stadt lebte, sich mit Klavierlektionen fortbrachte und langsam das Alter herankommen sah. Niemals hatte sie auch nur einen Strahl von dem Glanz auf ihrem Weg gefunden, in dem der seine dahinlief, solang er lebte. Und mit dem gleichen Schauer dachte sie daran, wie sie sich immer an ihrem Schicksal hatte genügen lassen, wie sie ohne Hoffnung, ja ohne Sehnsucht in einer Dumpfheit, die ihr in diesem Augenblick unerklärlich schien, ihr ganzes Dasein hingebracht.

Sie war zur Aspernbrücke gekommen, ohne nur auf den Weg zu achten. Hier wollte sie die Straße übersetzen, aber sie mußte warten, da eine große Anzahl von Wagen vorüberfuhr. In den meisten saßen Herren, von denen viele Feldstecher trugen; sie wußte: die kamen aus dem Prater, vom Rennen. Jetzt kam eine elegante Equipage, darinnen ein Herr mit einer jungen Frau in weißer Frühjahrstoilette saß; gleich darauf ein Wagen mit zwei auffallend gekleideten Damen. Bertha sah ihnen lang nach; eine wandte sich um, und zwar nach einem Wagen, der gleich hinten nachfuhr und in dem ein junger, sehr hübscher Mann in einem langen, grauen Ueberzieher lehnte. Bertha empfand etwas sehr Schmerzliches, Unruhe und Aerger zugleich; sie hätte die Dame sein wollen, welcher der junge Mann nachfuhr, sie hätte schön, jung, unabhängig, ach Gott, sie hätte irgend ein Weib sein wollen, das thun kann, was es will und sich nach Männern umwenden, die ihm gefallen. Und in diesem Augenblick wußte sie ganz bestimmt, daß Frau Rupius jetzt mit Jemandem zusammen war, den sie lieb hatte. Freilich, warum sollte sie's nicht sein? Sie war ja, wenigstens so lang sie in Wien lebte, frei, Herrin ihrer Zeit und dabei war sie sehr hübsch, und ein duftiges violettes Kleid hatte sie an und um ihren Mund war ein Lächeln, das man gewiß nur haben kann, wenn man glücklich ist — und zu Hause ist sie nicht glücklich. Und mit einem Male sah Bertha Herrn Rupius vor sich, wie er daheim in seinem Zimmer saß und Stiche betrachtete. — Aber heut' thut er es sicher nicht, nein, heute zittert er zu Hause um seine Frau, in einer ungeheuren Angst, daß man sie ihm dort, in der großen Stadt wegnimmt, daß sie nie wieder zurückkommt und daß er ganz allein bleibt mit seinem Jammer. Und Bertha hatte plötzlich ein Mitleid für ihn wie nie zuvor. Ja, sie wäre am liebsten bei ihm gewesen, um ihn zu trösten und ihn zu beruhigen.

Sie fühlte, wie Jemand ihren Arm berührte. Sie zuckte zusammen und sah auf. Ein junger Mann stand neben ihr und schaute sie frech an. Sie

starrte ihm noch ganz zerstreut ins Aug, da sagte er: „Na," und lachte. Bertha erschrak und lief beinahe, rasch einem Wagen zuvorkommend, über die Straße. Sie schämte sich ihres Wunsches von früher, die Dame im Wagen zu sein. Es schien ihr, als wäre die Unverschämtheit jenes Menschen die Strafe dafür. Nein, nein, sie ist eine anständige Frau, alles Freche ist ihr im Grund ihrer Seele zuwider — nein, sie könnte in Wien gar nicht mehr leben, wo man solchen Dingen ausgesetzt ist! Eine Sehnsucht nach dem Frieden ihres kleinen Hauses überkommt sie und sie freut sich auf das Wiedersehen mit ihrem Kleinen wie auf etwas unerhört Schönes. — Wie spät ist es denn? Um Himmelswillen, dreiviertel sieben! Sie muß einen Wagen nehmen; darauf kommt es ja nicht mehr an. Den Wagen heut' morgen hat ja Frau Rupius bezahlt, also kostet sie der, den sie jetzt nehmen wird, sozusagen nur die Hälfte. Sie setzt sich in einen offenen Fiaker, sie lehnt in der Ecke, beinah gerade so vornehm, wie sie von jener Dame in dem weißen Kleid gesehen. Die Leute schaun sie an. Sie weiß, daß sie jetzt hübsch und jung aussieht, und dabei fühlt sie sich so sicher, es kann ihr nichts geschehen. Das rasche Dahinsausen auf den Gummirädern bereitet ihr ein unsägliches Vergnügen. Wie hübsch wird es sein, wenn sie das nächste Mal in dem neuen Kleid und mit dem kleinen Strohhut, der sie so jung macht, wieder im Wagen durch die Stadt fährt. Sie freut sich, daß Frau Rupius am Eingang des Bahnhofs steht und sie ankommen sieht, doch sie verräth nichts von ihrem Stolz, sondern thut, als wenn es ganz selbstverständlich wäre, im Fiaker beim Bahnhof vorzufahren.

„Wir haben noch zehn Minuten Zeit," sagt Frau Rupius. „Sind Sie mir sehr böse, daß ich Sie habe warten lassen? Denken Sie, bei meinem Bruder war heute große Kinderjause und die Kleinen wollten mich absolut nicht fortlassen. Zu spät fiel mir ein, daß ich Sie eigentlich holen lassen könnte; die Kinder hätten Ihnen viel Spaß gemacht, und ich habe meinem Bruder schon gesagt, daß ich nächstesmal Sie und Ihren Buben hinaufbringe."

Bertha schämte sich sehr. Wie Unrecht hatte sie dieser Frau wieder gethan! Sie konnte ihr nur die Hand drücken und sagen: „Ich danke Ihnen, Sie sind sehr lieb."

Sie traten auf den Perron und stiegen in ein Coupé, das ganz leer war. Frau Rupius hatte ein Päckchen mit Kirschen in der Hand und aß langsam eine nach der anderen, die Kerne warf sie zum Fenster hinaus. Als der Zug sich in Bewegung setzte, lehnte sie sich zurück und schloß die Augen. Bertha sah zum Fenster hinaus; sie fühlte sich recht müde von dem vielen Herumgehen, ein leichtes Unbehagen stieg in ihr auf, sie hätte diesen Tag anders verbringen können, ruhiger, vergnügter. Die kühle Aufnahme und das langweilige Mittagessen bei ihrer Cousine fiel ihr ein. Es war doch recht traurig, daß sie gar keine Bekannten mehr in Wien hatte, wie eine Fremde war sie in dieser Stadt herumgeirrt, in der sie sechsundzwanzig Jahre gelebt hatte. Warum? Und warum hatt sie heute früh den Wagen nicht halten lassen, als sie jene Gestalt gesehen, die Aehnlichkeit mit Emil Lindbach zu haben schien? Freilich sie hätte nicht nachlaufen können, nicht nachrufen, — aber wenn er es wirklich gewesen wäre, wenn er sie erkannt, wenn er sich gefreut hätte, sie wiederzusehen? Und sie wären miteinander herumspaziert und hätten einander von der langen Zeit erzählt, die sie durchlebt, ohne von einander zu wissen, und sie wären mit einander in ein vornehmes Restaurant gegangen, zu Mittag speisen, und Einige hätten ihn natürlich gekannt, und sie hörte ganz genau, wie sich die Leute darüber unterhielten, wer „sie" eigentlich wäre. Sie sah auch schön aus, das neue Kleid war schon fertig, und die Kellner bedienten sie mit großer Höflichkeit, besonders ein kleiner Junge, der den Wein brachte, — aber das war eigentlich

ihr Neffe, der selbstverständlich hier Kellnerjunge geworden war, statt zu studiren. Plötzlich traten in den Saal Herr und Frau Doktor Martin, sie hielten sich so innig umschlungen, als wenn sie ganz allein wären, da stand Emil auf, nahm den Geigenbogen, der neben ihm lag und hob ihn gebieterisch, worauf der Kellner das Ehepaar Martin zur Thür hinausjagte. Darüber mußte Bertha lachen, viel zu laut, denn sie hatte schon ganz verlernt, wie man sich in einem vornehmen Restaurant benimmt. Aber es ist ja gar nicht vornehm, es ist einfach die Gaststube „zum rothen Apfel," und die Militärkapelle spielt irgendwo, ohne daß man sie sieht. Das ist nämlich eine Kunst des Herrn Rupius, daß Militärkapellen spielen können, ohne daß man sie sieht. Jetzt aber kommt gleich ihre Nummer dran. Hier ist das Klavier, — aber sie hat ja gewiß das Klavierspielen längst verlernt, sie wird lieber entfliehen, damit man sie nicht zwingt. Und gleich ist sie auf dem Bahnhof, Frau Rupius erwartet sie schon und sagt: Es ist höchste Zeit, — und sie giebt ihr ein großes Buch in die Hand, das ist nämlich die Fahrkarte. Doch Frau Rupius fährt gar nicht weg, sie setzt sich auf eine Bank, ißt Kirschen und spuckt die Kerne auf den Stationschef, der sich darüber sehr freut. Bertha steigt ins Coupé, — Gott sei Dank, daß Klingemann schon da ist! — er winkt ihr mit gekniffenen Augen zu und sagt: Wissen Sie, was das für ein Leichenzug ist? Und Bertha sieht, daß auf dem anderen Geleise ein Leichenwagen steht. Sie erinnert sich nun, daß der Hauptmann gestorben ist, mit dem die Tabaktrafikantin den Herrn Klingemann betrogen hat, — natürlich: darum war heute das Concert im „rothen Apfel". Plötzlich bläst ihr Herr Klingemann auf die Augen, lacht, daß es dröhnt, Bertha schlägt die Augen auf — da saust eben ein Zug am Fenster vorbei. Sie schüttelt sich — was für wirre Träume! Und fing es nicht sehr schön an? Sie versucht, sich zu besinnen. Ja, Emil spielte eine Rolle .... aber sie weiß nicht mehr, welche.

Die Dämmerung bricht langsam herein. Der Zug fährt die Donau entlang. Frau Rupius schläft und lächelt, vielleicht auch stellt sie sich nur schlafend; der leise Verdacht in Bertha kommt von Neuem, und ein Neid gegen das Unbekannte, Geheimnißvolle, das Frau Rupius erlebt, steigt in ihr auf. Sie möchte auch etwas erleben. Sie wünscht, daß jetzt irgend Jemand neben ihr säße, seinen Arm an den ihren gedrängt, — sie möchte wieder dasselbe empfinden wie damals, als sie mit Emil am Wienufer stand, und ihr die Sinne beinah vergehen wollten und sie sich nach einem Kinde sehnte .... Ah, warum ist sie so allein, so arm, so im Dunkeln? Sie möchte den Geliebten ihrer Jugend anflehen: Küß' mich nur noch einmal wie damals, ich möchte glücklich sein!

Es ist dunkel, Bertha sieht in die Nacht hinaus.

Noch heute, bevor sie schlafen geht, wird sie die kleine Tasche vom Boden holen, in der die Briefe ihrer Eltern und Emils aufbewahrt sind. Sie sehnt sich, daheim zu sein. Es ist ihr, als sei eine Frage in ihrer Seele aufgewacht, auf die zu Hause die Antwort wartet.

(Fortsetzung folgt.)

Malwida v. Meysenbug und Friedrich Nietzsche.

Briefe, mit Erläuterungen von Elisabeth Förster-Nietzsche.

Malwida von Meysenbug ist wohl die einzige Frau gewesen, mit der mein Bruder lange Jahre auf das Herzlichste befreundet gewesen ist. Zuerst führte sie ihre gemeinsame Verehrung für Richard Wagner zusammen, und Fräulein von Meysenbug war unter den Ersten, welche die „Geburt der Tragödie“ auf das innigste bewunderten. Bei der Grundsteinlegung des Festspielhauses in Bayreuth lernten sich Beide auch persönlich kennen, nachdem sie durch Wagner's schon sehr viel von einander gehört hatten. In der „Neuen Freien Presse“ (Sept. 1900) beschreibt Malwida von Meysenbug in sehr anmuthiger Weise dies erste Kennenlernen, die schöne Zeit, wo sich ihre gemeinsamen Anschauungen begegneten, und fügt Briefe aus den Jahren 1872—76 hinzu. Es versteht sich von selbst, daß in ihrer Beurtheilung meines Bruders viel Irrthümliches und Mißverständliches existirte, und mein Bruder ist sich dessen fast von Anfang an wohl bewußt gewesen. Schon daß ein Menschenalter von dreißig Jahren zwischen ihnen lag, betrachtete er immer als eine der Ursachen, daß ihre Ansichten selbst über den gleichen Gegenstand, wie z. B. Richard Wagner, ganz andere Gründe haben und eine vollständig andere Färbung annehmen mußten. Das hinderte meinen Bruder aber nicht, aufrichtig mit ihr befreundet zu sein, vielleicht sogar im Gegentheil! er meinte öfter, daß Malwida von Meysenbug ihm erst Richard Wagner, den Achtundvierziger, recht begreiflich gemacht habe. Was nun meinen Bruder immer wieder in herzlicher Freundschaft zu Fräulein von Meysenbug führte, war ihre feinfühlige liebenswürdige Natur, ihre wohlthuende, beruhigende Art und Weise. Außerdem war sie mit so vielen bedeutenden, eigenartigen Menschen durch ihre ungewöhnlichen Lebensschicksale zusammengeführt worden, daß sie dadurch eine große Leichtigkeit, sich in die Empfindungsweise der heterogensten Geister hineinzuversetzen, gewonnen hatte. Auch ihre Tapferkeit, mit der sie den einmal gefaßten Ueberzeugungen unter den schwierigsten Verhältnissen nachzuleben versuchte, erregte meines Bruders höchste Bewunderung, und die Art, wie sie nach all' den Lebensstürmen nun im Alter, echt weiblich, ihr höchstes Glück in der Erziehung eines ihr anvertrauten Pflegekindes fand — der Tochter des Revolutionärs Alexander Herzen —, betrachtete er als den besten und natürlichsten Abschluß, den ein so reiches Leben haben konnte.

Da nun ihre Freundschaft nicht auf einer gemeinsamen wissenschaftlichen oder künstlerischen Anschauung beruhte, blieb sie auch in der späteren Zeit, als die Ansichten Beider diametral entgegengesetzt waren, fast unverändert fortbestehen. Fräulein von Meysenbug war im Leben mit viel zu viel verschiedenartigen wirklich bedeutenden Menschen zusammengekommen und befreundet gewesen, um fanatisch überzeugt zu sein, daß es nur e i n e richtige Anschauung

gebe. Mein Bruder nahm sogar an, daß sie den begeisterten Ueberzeugungen aller Heerführer des Geistes und der Politik gegenüber im innersten Herzen nicht nur Toleranz, sondern beinahe eine gelinde Skepsis empfinden müsse. Vielleicht irrte er sich; aber gerade dieser Gedanke hatte für ihn etwas ungemein anziehendes, und in ihren gemeinsamen Gesprächen fühlte ich immer deutlich, daß er diese Skepsis der guten Malwida herauslocken wollte.

Die vorliegenden Briefe sind nur aus jener späteren Zeit, als die gemeinsame Basis der Anschauung, auf welcher sie sich zuerst begegnet hatten, vollständig verschwunden war. Der erste Brief vom Februar 1882 ist als der Anfang dieser späteren Korrespondenz zu bezeichnen. Zwei Jahre vorher, im Januar 1880, als das Leiden meines Bruder seinen Höhepunkt erreichte, hatte er von ihr, im Glauben, daß sein Ende nahe bevorstände, auf immer Abschied genommen. Inzwischen aber hatte sich sein Leiden so bedeutend gebessert, daß er sich von dem Winter 1881/82 an als vollkommen wiederhergestellt betrachtete. Gerade während des Monats Januar 1882, den er in Genua verlebte, ist er von der leidenschaftlichsten Glücksempfindung erfüllt: die ganze „Fröhliche Wissenschaft" strömt davon über. Man kennt seinen Glückshymnus auf jenen Wintermonat:

„Der Du mit dem Flammenspeere
Meiner Seele Eis zertheilt,
Daß sie brausend nun zum Meere
Ihrer höchsten Hoffnung eilt:
Heller stets und stets gesunder,
Frei im liebevollsten Muß: —
Also preist sie Deine Wunder,
Schönster Januarius!"

Schon die Zeit der „Morgenröthe" bringt die hymnischen Klänge der sich bessernden Gesundheit. Mein Bruder pflegte damals, 1881, scherzhaft zu sagen: „Sechs Jahre (1869—75) habe ich gebraucht um meine Gesundheit durch meine leidenschaftliche Wagnerei gründlich zu ruiniren, sechs Jahre habe ich wiederum nöthig gehabt, um mich davon zu befreien und wieder gesund zu werden." Aber erst in diesem zweiten Genueser Winter erreicht sein Glücksgefühl den Höhepunkt.

Man muß nur wissen, was die Gesundheit meinem Bruder bedeutete: nicht etwa nur Schmerzlosigkeit, sondern vor allem die Möglichkeit, jene ungeheuren Pläne, die seinem Geiste schon damals vorschwebten, ausführen zu können. Der nachfolgende Brief stammt noch aus jener frohgemuthen Zeit.

Friedrich Nietzsche an Malwida von Meysenbug.

Genova, Februar 1882.

Mein hochverehrtes Fräulein, eigentlich haben wir von einander schon einen letzten Abschied genommen — und es war meine Ehrfurcht vor solchen letzten Worten, welche mich für so lange Zeit vor Ihnen stumm gemacht hat. Inzwischen ist Lebenskraft und jede Art von Kraft in mir thätig gewesen: und so lebe ich denn ein zweites Dasein und höre mit Entzücken, daß Sie den Glauben an ein solches zweites Dasein bei mir niemals ganz verloren haben. Ich bitte Sie heute, recht lange, lange noch zu leben: so sollen Sie auch an mir noch Freude erleben. Aber ich darf nichts beschleunigen — der Bogen, in dem meine Bahn läuft, ist groß und ich muß an jeder Stelle desselben gleich

gründlich und energisch gelebt und gedacht haben: ich muß noch lange lange jung sein, ob ich mich gleich schon den Vierzigern nähere. — Daß jetzt alle Welt mich allein läßt, darüber beklage ich mich nicht — ich finde es vielmehr erstens nützlich und zweitens natürlich. So ist es und war es immer die Regel. Auch Wagners Verhalten zu mir gehört unter diese Trivialität der Regel. Ueberdies ist er der Mann seiner Partei; und der Zufall seines Lebens hat ihm eine so zufällige und unvollständige Bildung gegeben, daß er weder die Schwere noch die Nothwendigkeit meiner Art von Leidenschaft begreifen kann. Die Vorstellung, daß Wagner einmal geglaubt haben kann, ich theilte seine Meinungen, macht mich jetzt erröthen. Zuletzt, wenn ich mich über meine Zukunft nicht ganz täusche, wird in meiner Wirkung der beste Theil der Wagnerischen Wirkung fortleben — und das ist beinahe das Lustige an der Sache. —

Senden Sie mir, ich bitte Sie, Ihren Aufsatz über Pieve di Cadore: ich wandle gern Ihren Spuren nach. Vor zwei Jahren habe ich gerade diesen Ort sehnsüchtig ins Auge gefaßt. — Glauben Sie dem nicht, was Freund Rée von mir sagt — er hat eine zu gute Meinung von mir — oder vielmehr: ich bin das Opfer seines idealistischen Triebes. —

Von Herzen Ihnen ergeben und immer der Alte noch, wenn auch der Neue

Friedrich Nietzsche."

Zwischen diesem und dem nächsten Briefe liegt ein volles Jahr, das meinen Bruder zunächst von Genua nach Messina und von dort Anfang Mai über Rom, wo er Fräulein von Meysenbug besuchte, nach Deutschland führte. Dort begegnete er den bittersten Enttäuschungen.

Ein grausames Schicksal wollte, daß gerade zur Zeit dieser wiederhergestellten Gesundheit und in das erste Entstehen des Zarathustra's hinein, ihm peinliche persönliche Erfahrungen zu Theil wurden, und zwar in der Freundschaft, die für meinen Bruder immer etwas Heiliges gewesen und in welcher er deshalb ungemein verletzlich war. Leider brachten auch diese schmerzlichen und verworrenen Erlebnisse, zum ersten Male in unserm Leben, die unerfreulichste Störung in unser treues geschwisterliches Verhältniß und erfüllten ihn mit tiefem Mißtrauen gegen die Menschen und mit einer immer wieder hervorbrechenden Bitterkeit, die seinem früheren Leben vollständig fern gelegen hatte.

Es war sonst immer ein Kennzeichen seiner Natur gewesen, daß er den Menschen mit einem gewissen zutraulichen Wohlwollen entgegenkam, und nun fühlte er zum ersten Male, daß man sich in diesem Wohlwollen bedeutend vergreifen könne. Das Schlimmste aber war, daß ihm bei jenen Erlebnissen zum Bewußtsein kam, wie einsam und unverstanden er damals war, und daß es in der That Niemanden gab, der eine Vorstellung davon hatte, welch' ungeheuer schwere Aufgabe auf ihm lag und welche Ziele er verfolgte. Es ist das unbeschreiblich harte Schicksal jedes Genie's, einsam zu sein, sonst wäre es ja auch nicht allen Anderen soweit voraus; man denke an die bitteren Klagen Goethe's, Schopenhauer's und Wagner's! aber manches Genie ist aus härterem Stoff geformt und verträgt es besser, ohne innige mitverstehende Freundschaft zu leben. In dieser Beziehung war jedoch mein Bruder von frühester Jugend an verwöhnt; immer war er von Freunden umgeben gewesen, die ihn liebten und ihm Gefolgschaft leisteten: in welchem Umfange, kann man jetzt noch aus den wahrhaft rührenden Briefen seiner Freunde ersehen. Selbst eine so starre selbstbewußte Natur wie Erwin Rohde fand damals Handlungen und Worte der Liebe und Hingebung, die man nie bei ihm gesucht haben würde. Aber gerade in der späteren Zeit, wo meinem Bruder die treueste Hingabe mit-

verstehender Freunde am nöthigsten gewesen wäre, fehlte ihm der von der Jugend an gewohnte treue Freundeskreis.

Ein einziger Jünger, Herr Peter Gast, versuchte in liebevollster Verehrung seinen neuen Lehren zu folgen; aber auch er erklärt, daß er von den menschheitverwandelnden Zielen der Philosophie meines Bruders erst durch das Erscheinen Zarathustra's ein deutliches Bild empfangen habe, und auch dieses ihm erst durch die letzten Schriften aus den Jahren 1886—88 in seiner vollen Tiefe aufgegangen sei. Ich wiederhole: einsam und unverstanden sein ist wohl das bittere Loos aller Großen des Geistes, besonders aber in Deutschland, das immer erst dreißig Jahre braucht, ehe es seine Genie's erkennt und anerkennt.

Die nachfolgenden Briefe zeigen also meinen Bruder in der Zeit seiner schmerzlichsten Einsamkeit. Man verstehe deshalb seine Klagen über Leiden nicht falsch, sie beziehen sich höchst selten auf das Physische, sondern zumeist auf das Seelische. Er schreibt mir 1885: „Wenn ich jetzt über die Gesundheit klage, so meine ich eigentlich nur meine Vereinsamung und den Mangel an verständnißvollen Freunden.“ Und im Februar 1888 bricht er in die herzzerreißende Klage aus: „Eine unerträgliche Spannung liegt auf mir, Tag und Nacht, hervorgebracht durch die Aufgabe, die mir gestellt ist, und die absolute Ungunst aller sonstigen Verhältnisse zur Lösung einer solchen Aufgabe: hier steckt jedenfalls die Hauptnoth. Das Gefühl, allein zu sein, der Mangel an Liebe, die allgemeine Undankbarkeit und selbst Schnödigkeit gegen mich (. . . .). Aber ich will nicht in dieser Tonart fortfahren. Die Gegenrechnung ist, daß Dein Bruder ein tapferes Thier ist, daß er Erstaunliches auch wieder in dem letzten Jahre durchgesetzt hat: aber warum muß jede meiner Thaten hinterdrein zur Niederlage werden? Warum fehlt mir jeder Zuspruch, jede tiefe Theilnahme, jede herzliche Verehrung? Meine Gesundheit hat sich unter der Gunst eines außerordentlich schönen Winters, guter Nahrung und starken Spazierengehns gut aufrecht erhalten. Nichts ist krank, nur die liebe Seele. Auch will ich nicht verschweigen, daß der Winter an geistigem Gewinn für meine Hauptsache sehr reich gewesen ist: also auch der Geist ist nicht krank, nichts ist krank, nur die liebe Seele.“

So mußte ihm die Arbeit für alles Andere Ersatz bieten, und sicherlich hat er während der Zeiten der Produktion höheres Glück genossen als ihm irgendwelche Freundschaft geben konnte. Nur die Zwischenzeiten waren hart, sobald er sich aber „ein Buch nach seinem Herzen“ schrieb, war Alles vergessen, und alles Schmerzliche, was er erfahren, ward nun zum Erlebniß, aus dem der Künstler sich Kraft zum höheren Flug gewann. Die beiden nachfolgenden Briefe sind aus solcher Zeit.

Friedrich Nietzsche an Malwida von Meysenbug.

Rapallo, den 1. Februar 1883.

Verehrtes Fräulein,

die Güte Ihres Vorschlags hat mich bewegt: es war soviel Nachdenken darin — über das, was gerade mir noth thut. Wie selten wird einem das Geschenk einer solchen nachdenklichen Güte!

Der Zufall wollte, daß ich gerade meiner alten Genueser Wirthin versprochen hatte, den Februar in meinem alten Kämmerchen bei ihr zuzubringen. Aber „der Zufall“ will wiederum, daß sie mir vorgestern meldet, besagtes

Kämmerchen werde doch nicht frei: der Herr, der bisher darin wohne, habe sich entschlossen, zu bleiben. Also bin ich frei, auch für Rom.

Nehmen wir also an, daß ich Mitte des Monats Februar nach Rom komme. —

Was das Klima Rom's betrifft, so bin ich freilich besorgt: die intrikate Maschinerie meines Kopfes hält es wirklich nur an wenig Orten aus. Das letzte Mal hatte ich denselben Scirocco dort, der mich aus Messina trieb: ich fand ihn in Orta wieder, dann in Luzern — und endlich hat er mich (in Gestalt von Fräulein ***) auch in Deutschland weidlich gequält — —

Aber einen Monat versuche ich's jedenfalls. Meine „Einsiedlerei" wird ja auch in Rom möglich sein: sie ist leider bei mir eine ganz einfache Sache der Noth, obschon ich reichlich viel guten Willen in diese „Noth" hineingelegt habe. — Dergestalt suche ich mir alle meine Nothwendigkeiten zu „wenden."

Unschätzbar ist mir gerade in diesem Augenblick die Möglichkeit, welche Sie mir eröffnen, daß Fräulein Horner bereit sei, nach meinem Diktate zu schreiben. Ich habe gerade etwas zu diktiren und druckfertig zu machen: wenn Fräulein H. mir dabei helfen will, so ist es wirklich eine „Hülfe in der Noth". Ich wußte gar nicht, wohin mich wenden: da kam Ihr Brief.

Geben Sie mir, meine hochverehrte Freundin, mit einem Worte noch den Wink, wo die Wohnung ist, welche Sie erwähnten, — und verzeihen Sie, was ich Ihren Augen und nicht nur Ihren Augen wieder für Noth gemacht habe!

Von ganzem Herzen

Am 1. Februar 1883. der Ihrige

Santa Margherita Ligure (poste restante.) Dr. F. Nietzsche.

Friedrich Nietzsche an Malwida von Meysenbug.

Verehrte Freundin,

inzwischen habe ich meinen entscheidenden Schritt gethan, Alles ist in Ordnung. Um einen Begriff davon zu geben, worum es sich handelt, lege ich den Brief meines ersten „Lesers" bei — meines ausgezeichneten Venediger Freundes, der auch diesmal wieder mein Gehülfe beim Druck ist. —

Ich verlasse Genua, sobald ich kann, und gehe in die Berge: dieses Jahr will ich Niemanden sprechen.

Wollen Sie einen neuen Namen für mich? Die Kirchensprache hat einen: ich bin — — — — — — — — — — — — der Antichrist.

Verlernen wir doch ja das Lachen nicht!

Ganz ergeben der

Ihre

F. Nietzsche.

Genova, salita delle Battestine 8 (interno 4).

Die beabsichtigte Reise nach Rom wurde verschoben, und inzwischen schrieb mein Bruder selbst das Druckmanuskript zum ersten Theil des Zarathustra, auf welchen sich der Wunsch, diktiren zu wollen, bezog. Herr Peter Gast, der die Korrekturen in Venedig las und dabei von Bogen zu Bogen immer mehr von der höchsten Bewunderung ergriffen wurde, hatte an meinen Bruder geschrieben: „Unter welche Rubrik Ihr neues Buch gehört? — Ich glaube fast:

unter die „heiligen Schriften“ — und in der beigefügten Karte, die mein Bruder ebenso wie den Brief an Fräulein von Meysenbug schickte, fuhr Gast in der Schilderung seiner Eindrücke fort:

„Es ist wunderbar!“ sagen oft die Jünger zu Buddha's Worten. „Es ist wunderbar!“ muß ich oft und mit mehr Grund, als Jene ausrufen, da ich Sie als Zarathustra höre.

Ihr ganzes bisheriges Denken und Bilden bekommt jetzt ein Gehäuse: Manchen mochte der Anblick des bloßen Räderwerks verwirren, das Sie zeigten. Nun erst wird es sichtbar, daß es Ein großer Organismus war.

„Preis sei ihm, welcher ist der Selige, der Heilige, der völlig Erleuchtete!“ — so, buddhistisch apostrophirend, ohne daß er Buddhist wäre, grüßt Sie mit der Hingebung eines Schülers

Ihr dankbarer Gast.“

Friedrich Nietzsche an Malwida von Meysenbug.

Genova, April 1883.

Wollen Sie nicht ein wenig mit lachen, hochverehrte Freundin? Ich lege eine Karte bei, vom Verfasser jenes Briefes — Erwägen Sie doch, es ist gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts! Und der Schreiber ist ein anscheinend vernünftiger Mensch, ein Skeptiker, — fragen Sie nur meine Schwester!

Es ist eine wunderschöne Geschichte: ich habe alle Religionen herausgefordert und ein neues „heiliges Buch“ gemacht! Und, in allem Ernste gesagt, es ist so ernst als irgend eines, ob es gleich das Lachen mit in die Religion aufnimmt. —

Wie geht es Ihrer Gesundheit? Ich war im Ausgange des Winters schlimm daran: ein heftiges Fieber hat mich fast fünf Wochen gequält und an's Bett gefesselt. Wie gut, daß ich allein lebe! —

Nicht wahr, Sie heben mir die beiden curiosa auf oder senden Sie gelegentlich zurück? Bis zum 25. bin ich (was ich im Grunde sehr bin) noch Genuese.

Von Herzen Sie

verehrend

Nietzsche.

„Die Bemerkung auf der Mitte der Karte ist gut. — In der That habe ich das Kunststück (und die Thorheit) „begangen“, die Commentare eher zu schreiben als den Text. — Aber wer hat sie denn gelesen? Ich meine: jahrelang studirt? Ein Einziger, so viel ich weiß: dafür hat er nun auch seine Freude am Texte.

In Deutschland fand ich voriges Jahr die Oberflächlichkeit des Urtheils bis zu dem Punkte des Blödsinns gereift, daß man mich mit Rée verwechselte. Mit Rée!!! Ich meine, Sie wissen, was das sagen will. —!!“

Die Reise nach Rom wurde erst einige Monate später, im Mai 1883, ausgeführt. Mein Bruder und ich trafen dort zusammen und verlebten einige Wochen im trauten Verkehr mit der verehrungswürdigen Freundin. Es ist das letzte Mal gewesen, daß sich die Beiden gesehen haben. Von da an flog nur jedes Jahr ein Brieschen hin und her, bis zum Jahre 1888, wo der Briefwechsel sich etwas lebhafter, aber für beide Theile nicht erfreulich gestaltete.

Friedrich Nietzsche an Fräulein von Meysenbug.

Genova, Nov. 1883.

Meine hochverehrte Freundin,

es ist mir inzwischen schlecht, recht schlecht ergangen, und meine Reise nach Deuschland war schuld daran. Ich vertrage es nur noch, am Meere zu leben; alle binnenländische Luft depotenzirt bei mir Nerven und Augen auf die entschiedenste Weise und bringt in kurzer Zeit Schwermuth und Mißtrauen in mir zum Vorschein — häßliches Unkraut, mit dem ich schon mehr im Leben gekämpft habe als mit Schlangen und anderen berühmten Unthieren. Im kleinen Elend steckt unser gefährlichster Feind, das große Leid vergrößert.

Aber nun bin ich wieder einsam — und die Wahrheit zu sagen, ich war noch nie so einsam. Alle Erlebnisse der letzten Jahre haben mich immer dies Eine gelehrt: es giebt Niemanden, der Willens ist, mit mir meinen Weg zu gehen, — es sieht noch Niemand diesen Weg — —

Dies ist ein großes Leid, und wahrhaftig, ich fühle es bereits: es hat die Kraft, zu vergrößern. —

Denken Sie, daß ich sofort nach Spezia gereist bin, als ich hörte, Sie seien dort. Aber es war zu spät.

Noch habe ich mich nicht für den vorzüglichen Aufsatz des Fräulein Jakobson über Stecchetti bedankt; ich bin jetzt über diesen Dichter völlig aufgeklärt und will nichts mit ihm zu thun haben. Diese Italiener sind so abhängig und halten ihre Ohren so nach Frankreich und Deutschland hin! — wie in ihrer Politik.

Nur in der bösartigen Satire sind sie original und wahrhaft zu bewundern: aber was ist mir sonst dieser „Mussetismo", wenn mir selbst Musset nicht gar zu viel bedeuten will? —

Nun habe ich noch eine Bitte auf dem Herzen. Es sind Briefe an mich nach Rom abgegangen, zum Beispiel von Jacob Burckhardt, Gottfried Keller und Anderen. — Diese Briefe möchte ich nicht einbüßen. Durch ein Versehen tragen alle diese Briefe an mich folgende Adresse: via Polveriera 4 secondo piano. Wollen Sie gütigst einmal in dem angegebenen Hause darnach fragen lassen? Oder, eventuell, auf der Post? —

Ihre letzten Nachrichten klangen betrübend, und inzwischen erfuhr ich auch noch, was für Sorgen Sie in der nächsten Nähe gehabt haben. Meine herzlichsten Wünsche sind immer um Sie und nicht weniger meine allerergebenste Dankbarkeit: aber ich möchte viel lieber einmal etwas für Sie thun, und nicht bloß für Sie fühlen!

Ihr Nietzsche.

Genova, salita delle Battestine 8 (interno 5).

Friedrich Nietzsche an Malwida von Meysenbug.

Nizza, Januar 1884.

Dem lieben allverehrtesten Fräulein Malwida von Meysenbug

Friedrich der Schweigsame

(der viel zu leiden hat, aber auch viel mehr von Ruhe und Glück zu genießen bekommt, als Sterblichen gewöhnlich geschenkt wird. — Ich gehe vorwärts, aufwärts, vertrauen Sie mir immer weiter!)

Friedrich Nietzsche an Malwida von Meysenbug.

Nizza, Frühling 1884.

Meine verehrte Freundin,

aus tiefer Arbeit heraus ein Wort! Und damit ist im Grunde auch Alles schon gesagt: meine Entschuldigung für Nicht-Schreiben, Nicht-Kommen und was ich sonst noch für „Schuld“ gegen Sie auf dem Herzen haben mag. Nizza ist, in der auffälligsten Weise, der erste Ort, der meinem Kopf (und sogar meinen Augen!) wohlthut und ich ärgere mich, so spät zu dieser Einsicht gekommen zu sein. Was ich brauche, erstens, zweitens und drittens: das ist Heiterkeit des Himmels und Sonnenschein ohne jegliches Wölkchen, gar nicht zu reden vom Scirocco, meinem Todfeinde. Nizza hat im Jahre 210 solcher Tage wie ich sie brauche: unter diesem Himmel will ich schon das Werk meines Lebens vorwärts bringen, das härteste und entsagungsreichste Werk, das sich ein Sterblicher auflegen kann. — Ich habe Niemanden, der darum weiß: Niemand, den ich stark genug wüßte, mir zu helfen. Es ist die Form meiner Menschlichkeit, über meine letzten Absichten hübsch schweigsam zu leben; und außerdem auch die Sache der Klugheit und Selbst-Erhaltung. Wer liefe nicht von mir davon! — wenn er dahinter käme, was für Pflichten aus meiner Denkweise wachsen. Auch Sie! Auch Sie, meine hochverehrte Freundin! — Diesen würde ich zerbrechen und Jenen verderben: lassen Sie mich nur in meiner Einsamkeit!!!

— [. . . . .] Es war zuletzt eine Eselei von mir, mich „unter die Menschen“ zu begeben: ich mußte es ja voraus wissen, was mir da begegnen werde.

Die Hauptsache aber ist die: ich habe Dinge auf meiner Seele, die hundert Mal schwerer zu tragen sind, als **la bêtise humaine**. Es ist möglich, daß ich für alle kommenden Menschen ein Verhängniß, das Verhängniß bin, — und es ist folglich sehr möglich, daß ich eines Tages stumm werde aus Menschen-Liebe.

Ich blätterte dieser Tage einmal in Schopenhauer — ah diese **bêtise allemande** — was ich das satt habe! Die verdirbt alle großen Dinge! Auch den „Pessimismus“! —

Haben Sie davon gehört, daß mein Zarathustra fertig ist? (in 3 Theilen — Sie kennen den ersten davon). Eine Vorhalle zu meiner Philosophie — für mich gebaut, mir Muth zu machen. Schweigen wir davon. —

Ach, was ich jetzt Musik nöthig hätte! Was ich es bedaure, daß die Gräfin Dönhoff nicht hier ist! Ob schon je ein Mensch solchen Durst nach Musik gehabt hat? —

Bleiben wir tapfer und guter Dinge, ein Jeder auf seinen zwei Beinen! —

Das Herzlichste und Beste für Sie und das geliebte edle Wesen,*) das zu meiner Freude jetzt bei Ihnen ist!

Ihr

Freund Nietzsche.

Friedrich Nietzsche an Malwida von Meysenbug.

Sils-Maria, 1. September 1884.

Liebe verehrte Freundin,

um gleich die Hauptsache zu sagen: es ist ein Jammer, wenn wir Beide —

*) Mad. Olga Monod geb. Herzen, Pflegetochter von Fräulein von Meysenbug.

zwei Menschen, welche sich lieb haben, nicht zusammenleben — und nun kommen die für mich ganz fatalistischen Gründe des Klimas und zwingen mich, meine Winter fürderhin in Nizza und nicht in Rom zuzubringen! Erwägen Sie doch einmal, ob die unglaublich belebende und stärkende Luft Nizzas, die stärkste Luft Europas (nächst der vielleicht von Sils-Maria), Ihnen nicht auch gut thun müßte, wie sie mir gut thut: eingerechnet die Wirkung von 220 absolut hellen Sonnen-Tagen im Jahr, für mich etwas ganz Entscheidendes. (Rom hat 100 Tage weniger). Ich für meinen Theil wünsche mir gerade Ihre Nähe, wie ich mir reinen Himmel wünsche: womit Ihnen Alles gesagt sein muß, vorausgesetzt, daß Sie auf meinen Sohn Zarathustra hingehört haben. Und wie werthvoll wäre uns ein Zusammensein namentlich an den Abenden, wo wir beide nicht lesen und schreiben dürfen, und wo wir uns so Viel zu erzählen hätten!

Ich bin einstweilen gesonnen, gegen Anfang Oktober nach Nizza zu gehen und wieder in meine gute schweizerische Pension „Hôtel de Genève“ — und Seebäder zu gebrauchen, wie mir verordnet ist. Bis dahin Sils.

Stein war 3 Tage hier: das ist ein Mann nach meinem Herzen! Er hat mir aus freien Stücken versprochen, so bald er frei wird, d. h. so bald sein Vater nicht mehr lebt, dem zu Liebe er es im Norden aushält, zu mir nach Nizza überzusiedeln.

Auch die gute Resa Schirnhofer war da, mit einer ihrer Züricher Freundinnen.

Nun erwägen Sie, meine verehrteste Freundin, sich, mich, Ihre Gesundheit — man kann in Nizza mindestens so billig leben als in Rom, und, wie ich wenigstens urtheile, drei Mal so produktiv.

Von ganzem Herzen

Ihr

Nietzsche.

Sils-Maria, Oberengadin. Schweiz.
1. September 1884.

Umwenden!

Fast vergaß ich's — ad vocem „Propaganda — machen“ in Ihrem vorletzten Briefe, woraufhin ich mir heute eine kleine Rache erlaube. — —

Miß Helen Zimmern (es ist dieselbe, welche den Engländern mit gutem Erfolge Schopenhauer vorgeführt hat) schreibt an mich: „ich möchte Sie nochmals daran erinnern, doch Ihre Freundin, die Verfasserin der Memoiren einer Idealistin, zu bitten, mir ihre sämmtlichen Werke zukommen zu lassen. Es würde mir sicherlich Freude machen, wenn ich dieselben in England durch einen Aufsatz bekannt machen könnte, und ich glaube, daß ich diesen Winter Zeit finden könnte, mich mit denselben zu beschäftigen.“

Ich hatte Miß Zimmern in Ihrer Hinsicht einen Wink gegeben, bei einer Unterredung hier in Sils-Maria: ihre Adresse ist London 7, Tyndate Terrace Canonburgh Square.

Friedrich Nietzsche an Malwida von Meysenbug.

Nizza, März 1885.

Verehrte Freundin,

Sie wundern sich darüber, daß ich Ihnen gar nicht mehr schreibe? Ich wundre mich gleichfalls darüber; aber immer, wenn ich mich dazu anschickte, legte ich

endlich die Feder wieder weg. Wüßte ich die Gründe dafür genau, so würde ich mich nicht mehr wundern, aber — vielleicht betrüben.

Es ging mir nicht gut, den ganzen Winter (die trockne Luft fehlte mir, dank den Abnormitäten dieses Jahres), und als Ihr gütiger Brief zu mir kam, lag ich zu Bett, sehr leidend. Aber das ist eine alte Geschichte, und im Grunde bin ich's satt, Briefe über meine Gesundheit zu schreiben. „Helfen" — wer könnte mir helfen! Ich selber bin bei weitem mein bester Arzt. Und das Positivum, daß ich's aushalte und meinen Willen durchsetze unter viel Widerständen, ist mein Beweis dafür.

Es war den Winter über ein Deutscher um mich, der mich „verehrt": ich danke dem Himmel, daß er fort ist! Er langweilte mich, und ich war genöthigt, so Vieles vor ihm zu verschweigen. Oh über die moralische Tartüfferie aller dieser lieben Deutschen! Wenn Sie mir einen Abbé Galiani in Rom versprechen könnten! Das ist ein Mensch nach meinem Geschmack. Ebenso Stendhal. — Was Musik angeht: so habe ich letzten Herbst gewissenhaft und neugierig die Probe gemacht, wie ich jetzt zu R. Wagner's Musik stehe. Was mir diese wolkige Schwüle, vor allem schauspielerische und prätensiöse Musik zuwider ist! So sehr zuwider als — als — als — tausend Dinge, zum Beispiel Schopenhauer's Philosophie. Das ist Musik eines mißrathenen Musikers und Menschen, aber eines großen Schauspielers — darauf will ich schwören. Da lobe ich mir die tapfere und unschuldige Musik meines Schülers und Freundes Peter Gast, eines echten Musikers: der mag einmal für seinen Theil dafür sorgen, daß die Herrn Schauspieler und Schein-Genies nicht mehr zu lange den Geschmack verderben. — Der arme Stein! Er hält R. W. sogar für einen Philosophen!

Warum rede ich davon? Es ist nur, daß ich Ihnen irgend ein Beispiel gebe. Es ist der Humor meiner Lage, daß ich verwechselt werde — mit dem ehemaligen Basler Professor Herrn Dr. Friedrich Nietzsche. Zum Teufel auch! Was geht mich dieser Herr an! —

Sehen Sie, meine verehrte Freundin, das ist ein Brief „unter vier Augen".

Geben Sie mir doch die Adresse jenes Klosters. Es könnte sein, daß ich vielleicht im Herbst einmal den Versuch mit Rom mache, vorausgesetzt, daß ich incognito dort leben kann, und meiner Einsiedler-Natur nichts Widernatürliches zugemuthet wird.

Sie wissen doch, wie sehr ich Ihnen zugethan bin?

Ihr

N.

Donnerstag.

Ich liebe diese Küste nicht, ich verachte Nizza; aber im Winter hat es die trockenste Luft in Europa.

Friedrich Nietzsche an Malwida von Meysenbug.

Venezia, San Canciano calle nuova 5256.
Frühling 1885.

Meine hochverehrte Freundin,

Verzeihung, wenn ich in Bezug auf Herrn *** noch ziemlich viel Mißtrauen habe. Ohne Ihre Fürsprache und rein nach dem mitgeschickten Briefe zu urtheilen, würde ich sogar geneigt sein, auf ein ungewöhnliches Maß von Unbescheidenheit und Grünschnäbelei zu rathen.

Ganz allgemein geredet — so ist es jetzt äußerst schwer geworden, mir zu helfen; ich halte es immer mehr für unwahrscheinlich, Menschen zu begegnen, die dies vermöchten. Fast in allen Fällen, wo ich mir bisher einmal dergleichen Hoffnungen machte, ergab es sich, daß ich es war, der helfen und zugreifen mußte —: dazu aber fehlt es mir nunmehr an Zeit. Meine Aufgabe ist ungeheuer; meine Entschlossenheit aber nicht geringer. Was ich will, das wird Ihnen mein Sohn Zarathustra zwar nicht sagen, aber zu rathen aufgeben; vielleicht ist es zu errathen. Und gewiß ist dies: ich will die Menschheit zu Entschlüssen drängen, welche über die ganze menschliche Zukunft entscheiden, und es kann so kommen, daß einmal ganze Jahrtausende auf meinen Namen ihre höchsten Gelübde thun. — Unter einem „Jünger" würde ich einen Menschen verstehn, der mir ein unbedingtes Gelübde machte —, und dazu bedürfte es einer langen Probezeit und schwerer Proben. Im Uebrigen vertrage ich die Einsamkeit: während jeder Versuch der letzten Jahre, es wieder unter Menschen auszuhalten, mich krank gemacht hat. —

Mit Zeitungen, selbst den wohlgemeintesten, kann und darf ich mich nicht einlassen: — ein Attentat auf das gesammte moderne Preßwesen liegt in dem Bereiche meiner zukünftigen Aufgaben. —

Es thut mir immer leid, Nein sagen zu müssen, und ganz besonders zu Ihnen, meine hochverehrte Freundin! Denn zuletzt sind wir Beide zum Ja-sagen geschaffen, nicht wahr? —

Mit den dankbarsten Gefühlen immer

Ihr

Nietzsche.

Friedrich Nietzsche an Malwida von Meysenbug.

Sils-Maria, 24. Sept. 1886.

Verehrte Freundin,

letzter Tag in Sils-Maria, alle Vögel bereits fortgeflogen; der Himmel herbstlich-düster; die Kälte wachsend, — also muß der „Einsiedler von Sils-Maria" sich auf den Weg machen.

Nach allen Seiten habe ich noch Grüße ausgeschickt, wie Jemand, der auch mit seinen Freunden die Jahres-Abrechnung macht. Dabei ist mir eingefallen, daß Sie seit lange keinen Brief von mir haben. Eine Bitte um Ihre Adresse in Versailles, welche ich brieflich an Fräulein B. Rohr in Basel ausgesprochen habe, ist mir leider nicht erfüllt worden. So sende ich denn diese Zeilen nach Rom: wohin ich auch vor Kurzem ein Buch adressirt habe. Sein Titel ist „Jenseits von Gut und Böse", Vorspiel einer Philosophie der Zukunft. (Verzeihung! Sie sollen es nicht etwa lesen, noch weniger mir Ihre Empfindungen darüber ausdrücken. Nehmen wir an, daß es gegen das Jahr 2000 gelesen werden darf . . .)

Für Ihre gütige Erkundigung bei meiner Mutter, von der ich dieses Frühjahr hörte, danke ich Ihnen von Herzen. Ich war gerade in übler Verfassung: die Wärme, an die ich Gletscher-Nachbar nicht mehr gewöhnt bin, erdrückte mich beinahe. Dazu fühle ich mich in Deutschland wie von lauter feindlichen Winden angeblasen, ohne irgend welche Lust oder Verpflichtung zu spüren, meinerseits dagegen zu blasen. Es ist einfach ein falsches Milieu für mich; was die Deutschen von heute angeht, geht mich nichts an, — was natürlich kein Grund ist, ihnen gram zu sein. —

So hat sich denn der alte Liszt, der sich auf's Leben und Sterben verstand, nun doch noch gleichsam in die Wagnerische Sache und Welt hinein begraben lassen: wie als ob er ganz unvermeidlich und unabtrennlich hinzu gehörte. Dies hat mir in die Seele Cosima's hinein weh gethan: es ist eine Falschheit mehr um Wagner herum, eins jener fast unüberwindlichen Mißverständnisse, unter denen heute der Ruhm Wagner's wächst und ins Kraut schießt. Nach dem zu urtheilen, was ich bisher von Wagnerianern kennen gelernt habe, scheint mir die heutige Wagnerei eine unbewußte Annäherung an Rom, welche von innen her dasselbe thut, was Bismarck von außen thut.

Selbst meine alte Freundin Malwida — ah, Sie kennen sie nicht! — ist in allen ihren Instinkten grundkatholisch: wozu sogar noch die Gleichgültigkeit gegen Formeln und Dogmen gehört. Nur eine ecclesia militans hat die Intoleranz nöthig; jede tiefe Ruhe und Sicherheit des Glaubens erlaubt die Skepsis, die Milde gegen Andere und Anderes . . .

Zum Schluß schreibe ich Ihnen ein paar Worte über mich ab, die im „Bund" (16. und 17. Sept.) zu lesen sind. Ueberschrift: Nietzsches gefährliches Buch.

„Jene Dynamitvorräthe, die beim Bau der Gotthardbahn verwendet wurden, führten die schwarze, auf Todesgefahr deutende Warnungsflagge. — Ganz nur in diesem Sinne sprechen wir von dem neuen Buche des Philosophen Nietzsche als von einem gefährlichen Buche. Wir legen in diese Bezeichnung keine Spur von Tadel gegen den Autor und sein Werk, so wenig als jene schwarze Flagge jenen Sprengstoff tadeln sollte. Noch weniger könnte es uns einfallen, den einsamen Denker durch den Hinweis auf die Gefährlichkeit seines Buchs den Kanzelraben und den Altarkrähen auszuliefern. Der geistige Sprengstoff, wie der materielle, kann einem sehr nützlichen Werke dienen; es ist nicht nothwendig, daß er zu verbrecherischen Zwecken mißbraucht werde. Nur thut man gut, wo solcher Stoff lagert, es deutlich zu sagen „Hier liegt Dynamit!"

Seien Sie mir also, verehrte Freundin, dafür hübsch dankbar, daß ich mich von Ihnen ein wenig ferne halte! . . . Und daß ich mich nicht darum bemühe, Sie auf meine Wege und „Auswege" zu locken. Denn, um nochmals den „Bund" zu citiren:

„Nietzsche ist der Erste, der einen neuen Ausweg weiß, aber einen so furchtbaren, daß man ordentlich erschrickt, wenn man ihn den einsamen, bisher unbetretenen Pfad wandeln sieht!" . . . .

Kurz und gut, es grüßt Sie von Herzen

der Einsiedler von Sils-Maria.

Adresse zunächst: Genova, ferma in posta.

24. Sept. 1886.

Friedrich Nietzsche an Malwida von Meysenbug.

Nice (France), pension de Genève, petite rue St. Etienne,
13. Dez. 86.

Verehrte Freundin,

Ihre liebenswürdige Absicht, mir schreiben zu wollen, hat mich in Gestalt einer grünen Karte erreicht: sie hatte dazu den Sprung von Genua nach Nizza zu machen. Es ist mein vierter Winter an diesem Orte, mein siebenter an

dieser Küste: so will es meine ebenso dumme als anspruchsvolle Gesundheit, auf die böse zu sein gerade jetzt wieder die Anlässe zu häufig sind. Nizza und Engadin: aus diesem Cirkeltanze darf ich altes Pferd immer noch nicht heraus. —

Zum Mindesten darf ich nicht in jene wärmeren Länder, wohin ich jetzt gelockt werde; jeder Brief aus Paraguay enthält Künste der Verführung. Aber umsonst! — ich weiß zu gut, daß mich die Kälte verwöhnt hat, denn mein Kunststück, um die letzten 10 Jahre durchzubringen, bestand in dem Sich-auf-Eis-legen; ein kleiner milder Januar, ungefähr für das ganze Jahr durchgeführt. Nordzimmer, blaue Hände, nichts von Ofen, eiskalte Gedanken — ah, davon brauche ich Ihnen nicht zu schreiben?! — Meine Tischnachbarin sagte neulich, in diesem Betrachte, meine Nähe verursache ihr Schnupfen. —

Hoffentlich finden Sie in Rom genug von Liebe und Freundschaft vor, um die Abreise von Versailles einigermaßen zu verwinden. Von Minghetti's Tode habe sogar ich gehört. —

Hier ist die Saison sehr im Gange und Glanze, die letzte, wie man überall hört und fühlt, die letzte Saison vor „dem Kriege." Man ist früher hier eingetroffen als je; ich selbst war unter den Frühesten. Auch die Kälte hat sich beeilt: vielleicht wird der Winter sehr kurz, und schon der Februar bringt den Frühling! Sicherlich kann es keine schönere Jahreszeit für Nizza geben als die jetzige: der Himmel blendend weiß, das Meer tropisch blau, des Nachts ein Mondlicht, daß die Gaslaternen sich schämen und roth werden: und darin laufe ich nun wieder herum, wie schon so viele Male, und denke meine schwarze Art Gedanken aus . . .

Treulich

Ihr alter sehr vereinsiedelter
Freund F. N.

Friedrich Nietzsche an Malwida von Meysenbug.

Nizza, 1. Apr. 1887.

Verehrte Freundin, ich habe mir ernstlich überlegt, ob ich nicht jetzt gleich zu Ihnen nach Rom eilen sollte — was der Wunsch und Ausdruck meines Herzens wäre —; aber die dumme Gesundheit sagt hartnäckig, wie so oft in meinem Leben, zu meinen Wünschen Nein! Ich bedarf kälterer und weniger südlicher Gegenden. Nizza ist mir dies Mal nicht zum Besten bekommen; seine vehemente Lichtfülle zwingt mich jetzt, Schatten zu suchen. Meine Adresse ist für den nächsten Monat Canobbio (Lago Maggiore, Italia) Villa Badia. Geben Sie mir, bitte, Ihre Versailler Adresse, sei es auch nur, um Sie mit einem Briefe daselbst jeder Zeit erreichen zu können . . .

Sie errathen gewiß, daß mir von Menschen fast Nichts übrig geblieben ist (obschon ich nicht alt bin — oder doch?) Die Jahre gehen dahin, und man hört kein Wort mehr, das Einem noch an's Herz kommt. Folglich!! Oh wie gern möchte ich meine treue verehrte Freundin Malwida wieder hören!

Dankbar

Ihr F. N.

Friedrich Nietzsche an Malwida von Meysenbug.

Adresse: Chur (Schweiz) Rosenhügel
— bis zum 10. Juni — (1887)
nachher: Celerina, Oberengadin.

Hochverehrte Freundin,

Seltsam! Was Sie zuletzt mir mit solcher Güte ausdrückten, ob es nicht für uns beide jetzt fruchtbar und erquicklich sein müßte, unsre zwei Einsamkeiten wieder einmal in die allernächste herzlichste Nachbarschaft zu rücken, das habe ich selbst oft genug in der letzten Zeit gedacht und gefragt. Noch einen Winter mit Ihnen zusammen, vielleicht gar von Trina gemeinsam gepflegt und gewartet, — das ist in der That eine äußerst verlockende Aussicht und Perspektive, für die ich Ihnen nicht genug Dank sagen kann! Am liebsten schon noch einmal in Sorrent (δίς καὶ τρίς τὸ καλὸν sagen die Griechen: „alles Gute zwei Mal, drei Mal!") Oder in Capri — wo ich Ihnen wieder Musik machen will, und bessere als damals! Oder in Amalfi oder Castellamare. Zuletzt selbst in Rom (obschon mein Mißtrauen gegen römisches Klima, und gegen die großen Städte überhaupt, auf guten Gründen steht und nicht leicht umzuwerfen ist). Die Einsamkeit mit der einsamsten Natur war bisher mein Labsal, mein Mittel der Genesung: solche Städte des modernen Treibens wie Nizza, wie sogar schon Zürich (von wo ich eben komme) machen mich auf die Dauer reizbar, traurig, ungewiß, verzagt, unproduktiv, krank. Von jenem stillen Aufenthalte da unten habe ich eine Art Sehnsucht und Aberglaube zurückbehalten, wie als ob ich dort, wenn auch nur ein Paar Augenblicke, tiefer aufgeathmet hätte als irgendwo sonst im Leben. Zum Beispiel bei jener allerersten Fahrt in Neapel, die wir zusammen nach dem Posilipp zu machten. — —

Am Ende, Alles erwogen, sind Sie allein mir zu einem solchen Wunsche übrig geblieben: im Uebrigen fühle ich mich zu meiner Einsamkeit und Burg verurtheilt. Da giebt es keine Wahl mehr. Das, was mich noch leben heißt, eine ungewöhnliche und schwere Aufgabe, heißt mich auch, den Menschen aus dem Wege zu gehen und mich an Niemanden mehr anzubinden. Es mag die extreme Lauterkeit sein, in die mich eben jene Aufgabe gestellt hat, daß ich nachgerade „die Menschen" nicht mehr riechen kann, am wenigsten die „jungen Leute," von denen ich gar nicht selten heimgesucht werde (oh sie sind zudringlich-täppisch, ganz wie junge Hunde!) Damals, in der Sorrentiner Einsamkeit, waren mir B. und R. zu viel: ich bilde mir ein, daß ich damals gegen Sie sehr schweigsam gewesen bin, selbst über Dinge, über die ich zu Niemandem lieber geredet hätte, als zu Ihnen.

Auf meinem Tische liegt die neue Auflage (die zweibändige) von Menschliches, Allzumenschliches, deren erster Theil damals ausgearbeitet wurde — seltsam! seltsam! gerade in Ihrer verehrungswürdigen Nähe! In den langen „Vorreden", welche ich für die Neuherausgabe meiner sämmtlichen Schriften nöthig befunden habe, stehen kuriose Dinge von einer rücksichtslosen Aufrichtigkeit in Bezug auf mich selbst. Damit halte ich mir „die Vielen" ein für alle Mal vom Leibe: denn Nichts agacirt die Menschen so sehr, als etwas von der Strenge und Härte merken zu lassen, mit der man sich selbst, unter der Zucht seines eigensten Ideals, behandelt und behandelt hat. Dafür habe ich meine Angel nach „den Wenigen" ausgeworfen, zuletzt auch dies ohne Ungeduld: denn es liegt in der unbeschreiblichen Freiheit und Gefährlichkeit meiner Gedanken, daß erst sehr spät — und gewiß nicht vor 1901 — die Ohren sich für diese Gedanken aufschließen werden.

Nach Versailles zu kommen — ach wäre es nur irgendwie mir möglich! Denn ich verehre den Kreis Menschen, den Sie dort vorfinden (sonderbares Bekenntniß für einen Deutschen: aber ich fühle mich im heutigen Europa nur den geistigsten Franzosen und Russen verwandt, und ganz und gar nicht meinen gebildeten Landsleuten, die alle Dinge nach dem Prinzip „Deutschland, Deutschland über Alles“ beurtheilen). Aber ich muß wieder in die kalte Luft des Engadins: der Frühling setzt mir unglaublich zu: ich mag gar nicht eingestehn, bis in welche Abgründe von Muthlosigkeit ich mich unter seinem Einflusse verirre. Mein Leib fühlt sich (wie übrigens auch meine Philosophie) auf die Kälte als sein konservirendes Element angewiesen — das klingt parador und ungemüthlich, ist aber die bewiesenste Thatsache meines Lebens. — Damit verräth sich zuletzt keineswegs eine „kalte Natur“: das verstehen Sie gewiß, meine hochverehrte und treue Freundin! . . .

In alter Liebe und Dankbarkeit

Ihr

Den 12. April 1887. Nietzsche.

Fräulein *** hat mir gleichfalls die Verlobung mitgetheilt; aber auch ich habe ihr nicht geantwortet, so aufrichtig ich ihr Glück und Gedeihen wünsche. Dieser Art Mensch, der die Ehrfurcht fehlt, muß man aus dem Weg gehn.

In Zürich habe ich das vortreffliche Fräulein von Schirnhofer aufgesucht, eben von Paris zurückkehrend, über ihre Zukunft, Absicht, Aussicht ungewiß, aber, gleich mir, für Dostoïewsky schwärmend.

Friedrich Nietzsche an Malwida von Meysenbug.

Sils-Maria, Oberengadin, den 30. Juli 1887.

Endlich, meine hochverehrte Freundin, ist mir Ihr gütiges Schreiben zugekommen, nachdem dasselbe eine wahre Odyssee durchgemacht hatte, hin und her durch Schweiz und Deutschland: — es zeigte die Spuren davon, war aufgemacht, hatte alle möglichen Postvermerke am Leibe und sah wie ein altes Schiff aus, dem Etwas zugestoßen ist. Verzeihung! denn zuletzt bin ich die Ursache von dem Allen, mit der Adresse, die ich Ihnen in meinem Churer Brief gab: aber denken Sie, inzwischen ist der Mann, dem zu Liebe ich einen Versuch mit Celerina machen wollte, ein alter preußischer General, gestorben — und somit bin ich wieder in meinem alten Einsiedler-Nest.

Ich nannte einen Todesfall, der mich betrübte; es gab einen zweiten, der mir noch viel mehr zugesetzt hat und den ich kurz darauf erfuhr — Sie werden wissen, wen ich meine: den Tod Heinrich von Stein's. Ich hatte eigentlich nie daran gezweifelt, daß diese noble Kreatur mir gewissermaßen aufgespart sei, für ein späteres Leben: dann, wenn diese reiche und tief angelegte Natur wirklich sich entfaltet hätte, wirklich ans Licht gekommen wäre, denn er war noch erschrecklich jung, weit unter seinem Alter, wie es gerade recht ist bei Bäumen, die auf eine mächtige und lange Bestimmung angelegt sind. Nun bricht der Blitz einen solchen jungen Baum zusammen: das gehört zum Schmerzhaftesten; eine Zeitlang bin ich es keine Minute losgeworden. — —

Der Kampf mit meiner schlechten Gesundheit hat mir auch hier oben, in der bewiesenen Luft des Oberengadin, noch einige Wochen gekostet, ehe ich den Schaden, den mir der Frühling und lauter mir unmögliche Klimata und Orte angethan hatten, zum Ausgleiche brachte. Ich habe eine so große Aufgabe und Bestimmung auf mir, daß mich alle solche Zeitverluste blutig reizen

und verbittern (leider sind es immer auch tiefe Depressions-Zeiten, wo man nicht mehr den Muth zu sich selber aufrecht erhalten kann — die schlimmste Einbuße, die es auf Erden giebt.)

Daß dieser Muth in der Hauptsache aber bei mir Stand hält, trotz jener physiologisch-begründeten Intermittenzen, haben Ihnen vielleicht die neuen Ausgaben von „Morgenröthe" und „Fröhliche Wissenschaft" bewiesen, welche ich mir erlaubte, an Ihre Versailler Adresse zu schicken. Ich empfehle insbesondere, was neu daran ist: die zwei Vorreden, dann das fünfte Buch der fröhlichen Wissenschaft nebst dessen Anhange: „Lieder des Prinzen Vogelfrei." (die neuen Auflagen der Geburt der Tragödie und „Menschliches Allzumenschliches" (2 Bände) enthalten Wesentliches über meine Beziehung zu Wagner: leider bin ich außer Stande, diese Sachen Ihnen zu senden.)

Mit dem schwachsinnigen und eitlen ***, verehrte Freundin, dürfen Sie mich nicht verwechseln: das ist ein Litterat zehnten Ranges, dem ich einen Fußtritt gegeben habe, als ich merkte, welchen Mißbrauch er mit mir und meiner Litteratur zu treiben anfing. Halten Sie denn eine Seite von seinem süßlichen Gewäsch aus? Es versteht sich von selbst, daß sein Buch, von dem Sie schreiben, mir absolut unbekannt ist: dergleichen darf bei mir nicht über die Schwelle, ebensowenig als Hr. *** selbst. Das ist ein anscheinend ziemlich gutmüthiger und braver Mensch, aber innerlich korrumpirt: wenn solche mißrathene Kreaturen gar noch sich den „Mantel der Weisheit" umthun, so muß man sie behandeln wie die unverschämtesten Lügner: und das sind sie in der That. — —

Meine ehrerbietigsten Komplimente an Herrn und Frau Monod, auch an Frl. Natalie Herzen, und den Ausdruck alter Liebe und Treue für Sie!

Nietzsche.

Fräulein v. Salis ist hier, Doktorin nunmehr: ihre Abhandlung über Agnes v. Poitou soll Herrn Prof. Monod zugehn. — Ich bin inzwischen in Beziehung zu Ms. Taine gekommen, er schrieb dieser Tage an mich, sehr liebenswürdig.

* * *

Im Sommer 1887 begann mein Bruder jene zusammenfassenden Arbeiten an seinem großen prosaischen Hauptwerk, der „Umwerthung aller Werthe", mit dem er seit dem Frühjahr 1884, mit kurzen Unterbrechungen, beschäftigt war und welches (was nie genug zu beklagen ist!) nicht zur vollständigen Ausarbeitung gelangte. „Jenseits von Gut und Böse" und die „Genealogie der Moral" sind nur Bearbeitungen einzelner Probleme dieses Riesenwerkes, ebenso wie der „Fall Wagner" und die „Götzendämmerung". Da mein Bruder zu dieser Arbeit ein ungeheures wissenschaftliches Material nöthig hatte, so war er fast entschlossen, im Herbst 1887 von Sils-Maria aus nach Deutschland zu gehen, obgleich dieser Plan einem großen innern Widerstreben begegnete; er schreibt über die Gründe für und wider an Herrn Peter Gast am 15. September 1887: „Ich schwankte, aufrichtig, zwischen Venedig und — Leipzig: letzteres zu gelehrten Zwecken, denn ich habe in Hinsicht auf das nunmehr zu absolvirende Hauptpensum meines Lebens noch viel zu lernen, zu fragen, zu lesen. Daraus würde aber kein „Herbst", sondern ein ganzer Winter in Deutschland: und, Alles erwogen, räth mir meine Gesundheit für dies Jahr dringend noch von diesem gefährlichen Experiment ab. Somit läuft es auf Venedig und Nizza hinaus: — und auch, von Innen her geurtheilt, brauche

ich jetzt die tiefe Isolation mit mir zunächst noch dringlicher, als das Hinzulernen und Nachfragen in Bezug auf 5000 einzelne Probleme.“ Er hatte die zwei ersten Abhandlungen der „Genealogie der Moral“ an Peter Gast geschickt, über welche Letzterer hochbeglückt geschrieben hatte; mein Bruder fügt deshalb hinzu: „Denn in der Hauptsache steht es gut: der Ton dieser Abhandlungen wird Ihnen verrathen, daß ich mehr zu sagen habe, als in denselben steht.“

So ging mein Bruder im September 1887 von Sils-Maria nach Venedig und von dort nach Nizza, wo er wiederum die Arbeit an der „Umwerthung aller Werthe“ bedeutend förderte; er schreibt am 20. Dez. 87 an Peter Gast: „Die Unternehmung, in der ich drin stecke, hat etwas Ungeheures und Ungeheuerliches,“ — und am 6. Jan. 88: „Zuletzt will ich nicht verschweigen, daß diese ganze letzte Zeit für mich reich war an synthetischen Einsichten und Erleuchtungen; daß mein Muth wieder gewachsen ist, „das Unglaubliche“ zu thun und die philosophische Sensibilität, welche mich unterscheidet, bis zu ihrer letzten Folgerung zu formuliren.“

An Frl. von Meysenbug schreibt er während dieser höchsten Anspannung der Geistes- und Arbeitskraft nicht, sondern erst im Frühjahr 1888, als er bereits den „Fall Wagner“ zusammen stellte, — jene Schrift, die schließlich zu recht unfreundlichen brieflichen Erörterungen zwischen Malwida und meinem Bruder führte. Ueber den „Fall Wagner“ und die Ursachen der damaligen Veröffentlichung von schon viel früher den Werken Wagners gegenüber empfundenen Gedanken und Befürchtungen meines Bruders, ist Mancherlei zu sagen. Ich werde versuchen, in einem späteren Artikel, in Verbindung mit den letzten an Frl. von Meysenbug geschriebenen Briefen meines Bruders, einiges Nähere mitzutheilen.

Die Kunst der Erzählung.

Eine Studie von **Jakob Wassermann.**

Eines Tages kam ein Freund zu mir und berichtete mit einer begeisterten Miene, daß er Flauberts „Salambo“ gelesen habe. Ich sagte ihm, daß er damit für die Welt keine Entdeckung gemacht habe. Wir geriethen darauf, worin eigentlich das unmittelbar Hinreißende und Überzeugende an diesem Buch bestehe, abgesehen selbst von der Größe der Behandlung und der Genialität des Details, ja selbst abgesehen von der Kraft der Schilderung und der Glut des Colorits. Es sei der mit unerreichter Meisterschaft festgehaltene Erzählerton, der eine Stil- und Stimmungseinheit sondergleichen schaffe und wie durch einen Zauberschlag alles belebe, was er mit seinem Wort berührt.

In der That scheint mir dies das Wesentliche. Man gestatte mir, vier in ihrer Art völlig verschiedene Werke epischer Prosa in Bezug auf diesen Umstand zu vergleichen: Herodots Geschichten, den Don Quixote, den Wilhelm Meister und Tolstois „Krieg und Frieden.“ Jedes der vier Bücher ist ein Markstein der epischen Kunst. Herodot besitzt die natürliche, persönliche Naivetät, die dem Zeitalter und einer jungen, aufsteigenden Cultur entsprechen. Er hat weder Vorbilder noch bedarf er ihrer. Er ist nicht bemüht, eine Kunstform zu prägen. Er vermeidet Schmuckworte. Er hält sich von allen Abstraktionen fern. Er „erzählt“. Sein Ton ist der eines Mannes, der reich an Erfahrungen und an Wissen unter den Seinen sitzt und ebenso einfach wie wahrhaftig von allem Kunde giebt. Gleichwohl zeigt sein Werk eine feste Stileinheit und das nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich: Die Handlungen des Menschen stehen unter dem Walten der Nemesis. Von dieser Weltanschauung durchdrungen, erhält seine Schöpfung nicht nur sittliche Größe, sondern auch künstlerische Macht.

Cervantes fußt natürlich bereits auf Traditionen. Aber er vernichtet sie, indem er sich ihrer bedient. Die Sittenschilderung und die Aktion ordnen sich äußerlich einem Plan und geistig einer Idee unter. Indem er gegen den pathetischen Heros des Katholicismus zu Felde zieht, findet er jene hohe Form der Darstellung, welche wir Humor nennen, und welche seinen Gestalten weitaus bedeutungsvollere Conturen giebt, als sie in der Realität ihrer Existenz zu haben scheinen. Auch Cervantes ist ein naiver Erzähler; aber an seiner Naivität hat der Kunstverstand schon wesentlichen Anteil. Es ist klar; das ist nicht mehr der Berichterstatter wahrhafter Begebenheiten. Mit der Schöpfung einer Fantasiewelt hat die unbefangene Freude am Ereignis und seine Wiedergabe ihr Ende erreicht. Dem Erzähler muß sich der Fabulist beigesellen und Fragen technischer Natur entstehen wie von selbst. Hier ist alles schon K u n s t: Die Charaktere und ihre Gestaltung, die planvoll geschürzten Fäden der Handlung, der Dialog und seine motorische Bedeutung. Aber durch einen wunderbaren Instinkt hat all dies wieder die Farbe der Natur erhalten, das täuschende Gewand der Wahrheit.

Goethes Roman ist in erster Linie das Manifest einer großen Persönlichkeit. Wenn der spanische Dichter Bilder entrollte, hinter denen er wortlos verschwand, so bleibt der Deutsche vor dem Geschaffenen stehen und bringt es durch sein Wesen, durch seine Geberde, durch seine begleitenden Worte erst ins rechte Licht und zur rechten Geltung. Seine Darstellung ist kühl nnd überlegen, philosophisch gemessen und nie vergißt man über den Figuren den Zauberer, der sie in Bewegung zu setzen vermag. Cervantes ist groß durch Don Quixote; Wilhelm Meister ist groß durch Goethe.

In der Dichtung des russischen Dichters endlich sind Stoff und Darstellung in eine unauflösliche Verbindung getreten. Der Schöpfer selbst wird hier zu einem wesenlosen Etwas, ähnlich der Naturkraft, die einem Strom sein Bett anweist. Dieser Roman ist von homerischer Prägung. Die Menschen darin sind so stark individuell und andrerseits so sehr von dem Schicksale ihres Temperaments getrieben, daß man die Illusion hat, sie müßten, auch aus Milieu und Handlung losgelöst, doch zu denjenigen Erlebnissen und Erfahrungen gelangen, zu denen sie in der Dichtung durch den Willen des Dichters kommen. Die Kunst, die darin liegt, offenbart sich nur schwer in ihrem tiefsten Wesen, da sie der Natur gar sehr verwandt ist. Sittenschilderung, nationale Besonderheit, menschliche Bedeutsamkeit, künstlerische Ruhe, Einfachheit und Größe, alles verbindet sich zu klarster Wirkung. Der Dialog hat keine motorischen Zwecke mehr, auch nicht philosophische oder tendenziöse, sondern lediglich charakterisierende.

In keinem großen Werk hat sich irgend eine Art der Kunst versteinert, sondern hat nur einen Gipfel gefunden. Selbst das Unnachahmliche wirkt fortzeugend und befruchtend; das ist im Wesen des Kunstwerks wie in dem des lebenden Organismus begründet. Die vortrefflichsten Schöpfungen stehen neben jenen typischen, ohne einen Vergleich scheuen zu müssen, und ihre eigene Vollkommenheit kann nicht durch die fremde in Schatten gestellt werden: „Die Verlobten" nicht durch „Manon Lescaut", „Michael Kohlhaas" nicht durch „die Brüder Karamasow", „Père Goriot" nicht durch den „Hungerpastor", „Madame Bovary" nicht durch die „Leute von Seldwyla", und „Gil Blas" nicht durch „David Copperfield". Eine Reihe, die sich wohl verlängern läßt.

Die epische Kunst verlangt eine vollkommene Reife des Geistes. Man hat nie gehört, daß einem Mann unter dreißig Jahren ein Meisterwerk der Prosa geglückt wäre, ja, die meisten jener Romane, welche auf die Nachwelt gelangten, sind nach dem 40. Lebensjahr ihrer Verfasser entstanden.

Das wesentlichste Erfordernis des erzählenden Stils ist die Ruhe. Auch die Darstellung der heftigsten Leidenschaften muß etwas von der Ruhe der Plastik enthalten. Keine Neuartigkeit eines Themas, kein Raffinement in der Erfindung der Fabel, nicht Witz, noch Pikanterie könnten dafür Ersatz bieten. Denn diese Ruhe allein ist fähig, Licht und Schatten zu verteilen, ein Bild zu erzeugen, Perspektiven zu bilden. Sie allein ist im Stande, dem Dargestellten den persönlich charakteristischen Ton zu verleihen. Dieser Ton einerseits und die Weltanschauung und geistige Stimmung des Autors andrerseits können die beiden Pole genannt werden, zwischen welchen sich alle Vorgänge anscheinend unbeeinflußt und wie von selbst abspielen.

Man wird in betreff dieses Punktes eine wichtige Thatsache nicht übersehen dürfen. Wer sich einige Zeit lang mit jener Scheinlitteratur beschäftigt, mit den

Unterströmungen des Zeitvertreib- und Familienblatt-Romans, ja sogar der verrufenen Sensationslektüre, muß zugestehen, daß darin der erzählerische Ton meist besser getroffen ist, als in vielen Büchern, die sich, schließlich mit Recht, litterarisch geben. Während hier Exaltation, Stimmungs-Macherei, Breitspurigkeit oder unechte Verkürztheit, Bizarrerieen aller Art zu finden sind, zeigen jene wenigstens die scheinbare Sachlichkeit des Erzählers, und so dürfte sich die Vorliebe breiter Leser-Massen für solche Produkte auch erklären lassen.

Worin liegt aber der Unterschied zwischen der wahren Erzählungskunst der großen Prosaiker und der scheinbaren, welche den Lieferanten des allgemeinen Büchermarktes eigen ist? Vielerlei Eigenschaften müssen hier in einer einzigen zusammentreffen, für die unsere Sprache das bedeutsame Wort Gestaltungskraft besitzt. Jene Handwerker haben ihre traditionellen Geräte, ihre bestimmten Typen, ihre seit Generationen vorgezeichneten Wirkungen, flachen Tendenzen, banalen Conflikte und eintönigen Perspektiven; ja die Sprache selbst ist ihnen ein Schema und die Phrase, verdeckt oder offen, beherrscht ihre Empfindung. Anders ist die Art und Arbeit des Dichters. Es gab eine Zeit, die noch nicht fern genug liegt, als daß nicht Einige sich daran erinnern dürften, wo der Erzähler, der Novellist, als Poet nicht für voll angesehen wurde, wo Wilhelm Raabe ein „Schriftsteller“ war noch gegenüber Baumbach, dem Dichter. Nichts kann blendender das mangelhafte Verständnis einer erhabenen Kunst darlegen. Leider war es Schiller, der das Wort vom Halbbruder des Dichters prägte, aber es zeigte sich in der Folge, daß mancher von den angeblich Unebenbürtigen im Stande war, die eleganteſten Jambenschmiede, die gefühlvollsten Fürsten des Reims in den Abgrund der Vergessenheit zu stoßen. Oder wäre durch ein apollinisches Edikt seine Phantasie geringwertiger? seine Leidenschaft wesenloser? seine Weltanschauung trüber? Zwischen den verschiedenen Kunstgattungen schafft das Genie allein einen Vorrang, und es wäre eine ganz respektable Illegitimität, die als Bastard den Verfasser des „Hesperus“ oder den der „Toten Seelen“ erzeugt hätte.

Die Gestaltungsart des Erzählers ist in ihrem Wesen sicherlich noch nicht genug beleuchtet, als daß man fürchten müßte, bei einer Analyse dieser Kunst Überflüssiges zu sagen. Construiren wir, um einer lästigen Schematik vorzubeugen, den idealen Prosadichter, den jeder Kenner — ein idealer Leser — sich nach seinem eignen Bilde formen mag. Ob er uns die Tragödie eines Schneidergesellen oder die Geschichte eines Buddha erzähle, sein Stil, sein Temperament, die Stimmung seines Gefühls und die Plastizität seiner Menschen werden uns in gleichem Maß ergreifen und hinreißen. Die Schilderung des Milieus ist ihm ein Mittel, Charaktere zu entfalten und Schicksale zu motivieren. Er wird nie beschreibungsselig werden und seine wohlberechnete epische Breite wird nie geschwätzig sein. Er wird jene scheinbare Kälte und Ruhe besitzen, die in ihrer Tiefe ein allumfassendes Feuer der Leidenschaft nährt. Denn sein Temperament ist zurückhaltend. Er kennt kein Pathos, das durch sich selbst spricht, keinen Witz, der sich im eigenen Wohlgefallen spiegelt, keine Melancholie zu persönlicher Folie. Wie ein Millionär seine Güter gleichmäßig und zweckmäßig an seine Kinder giebt, wird er mit seinen inneren Schätzen zwar nicht geizen, aber sorgfältig ihre Verteilung bewachen. Er kennt keinen Gefühlsausbruch mit geschlossenen Augen, mit selbstvergessener Hingebung, denn es ist ein Anderer, der zu sprechen hat: eine Figur. Zwischen den Gestalten und ihrem Widerspiel kommt seine Meinung zum

Ausdruck, aber nicht in Worten. Er geht den dramatischen wie den lyrischen Wirkungen aus dem Weg, denn die ihm eingeborenen Effekte sind anderer Art, ewig verwachsen mit der Form, die er erwählt. Seine eigentliche und tiefste Kunst ist, das Ungesagte ahnen zu lassen und in jeder individuellen Handlung einer Figur unsere eigene geheimnisvolle Teilhaberschaft unbemerkbar nachzuweisen. Er ist wie ein Chronikeur, der von wirklichen Ereignissen erzählt. Weil diese Ereignisse in einer gewissen Ferne liegen, bleibt seine persönliche Anteilnahme völlig verdeckt. Uns dennoch aufs innigste mit allen Vorfällen zu verknüpfen, uns, ohne daß wir es als aufgezwungen empfinden, alles mit seinem eignen Auge, seiner eigenen launigen oder tragischen Seelenstimmung erleben zu lassen, das ist wiederum seine ganz besondere Kunst.

Aus alledem ergiebt sich die Betrachtung, wie sich der Dichter im allgemeinen zu seinem Stoff verhalte. Die Besitzergreifung eines Stoffes hat mit dem Willen nichts zu thun, sie ist es, die beim echten Künstler durch eine Inspiration stattfindet. Ein viel mißbrauchtes Wort, doch hier an seiner Stelle. Dafür bestehen gewisse Prädestinations-Gesetze. Während nun der Dichter, noch hingerissen von seinem Stoff, ihm seelisch vollkommen überliefert ist, beginnt sein Geist schon jene Herrschaft über ihn auszuüben, die darin besteht, zu sammeln, zu ordnen und seine Aufmerksamkeit dem Detail, seine Liebe den Gestalten, seine Besonnenheit dem Gang der Fabel zu widmen. Was ist aber der „Stoff“? Ist es das Gerippe einer Handlung? Die Prüfungen und Leiden einer Person? Die Schilderung einer Schlacht? eines Abenteuers? eines Mordes? einer Schnurre? Sicherlich nicht. Die erste Schaffensempfindung dem Stoff gegenüber ist etwas zu Ungreifbares, um irgend einem Wortwerte zugänglich zu sein. Und nicht in der Art des Stoffs liegt seine Bedeutung, sondern in der Intensität der Vision, die er erzeugt, die nichts Bildhaftes zu haben braucht, sondern wie der Nebelball der Urwelten alles Feuer und alle Vegetation noch in sich verborgen tragen kann. Die Kraft dieser Sinnes-Empfindung bestimmt die Kraft des Werkes; ihre Dauer und Unvergeßlichkeit aber seine Harmonie. Alles andere hat mit inspiratorischen Dingen nichts mehr zu thun, sondern unterliegt den Gesetzen der Entwicklung. Langsam nur und allmählich nimmt das Bewußtsein daran Teil. Hier besteht nun in Wahrheit die Grenze zwischen dem Dichter und dem Schriftsteller, und es ist dabei wohl möglich, daß ein Dichter zugleich der hülfloseste Dilettant und ein Schriftsteller ein mit allen Künsten der Feder vertrauter Gaukler sei, der das Urteil der Zeitgenossen zu täuschen vermag. Der Dichter und seine Stoffe verhalten sich zueinander wie die Wurzel des Baumes und seine Blätter; die Stoffe des Schriftstellers aber gleichen den beliebig ausgewählten, ärmlichen oder luxuriösen Möbeln eines Zimmers. Dort wird jeder Mangel die Kehrseite eines Vorzugs sein; hier wird jeder Vorzug auf einen einzigen Mangel zurückdeuten. Dort ein lebendiger Organismus, gleichviel ob kränklich oder stark; hier eine Maschinerie, stümperhaft oder in ihrer Art vollkommen.

Das wahre Gefühl wird nie einer Täuschung unterliegen, aber das Urteil wird hinter der Empfindung zurückbleiben. Deshalb ist es wichtig, ästhetische Formeln zu finden, gleichsam eine ideale Münze, mittelst welcher der Kurswert der Kunstwerke unter den verständnisvoll Genießenden festgestellt werde.

Die Parabel von den fünf thörichten und den fünf klugen Jungfrauen.

Von **Gabriele D'Annunzio.**

Und die zehn Jungfrauen nahmen ihre Lampen und gingen aus dem Bräutigam entgegen.

Durch duftige Gärten schritten sie in Schweigen, behutsam der beweglichen Flämmchen achtend, die in dem Schnabel ihrer taubenförmigen goldenen Lampen zitterten. Und die Falten der leichten beim Schreiten flatternden Gewänder durchschnitten, zahllosen Rudern vergleichbar, die schwere Woge der Wohlgerüche, die von den Hecken sich über den Pfad ergossen, wie Wein aus übervollen Bechern auf die festliche Tafel.

Fünf von ihnen eilten beflügelten Schrittes voran: Maheleth, Jezabel, Idida, Thamar, Azuba. Sie trugen nichts als die brennende Lampe; nur Jezabel mit dem purpurnen Hauptshaar, hielt auch eine Leyer.

Fünf folgten nach, ein wenig zur Seite sich neigend, durch das Gewicht des schweren Gefäßes, das jede von ihnen mit der einen Hand am Henkel trug, während die andere die brennende Lampe hielt. Vorsorglich hatten sie das Gefäß mit dem reinsten Olivenöl gefüllt, daß das Licht nicht verlösche. Gomer, Hodes, Orpha, Atara, Jerusa, so hießen die klugen Jungfrauen.

Da sie fürchteten, daß jene einen allzugroßen Vorsprung erlangen möchten, riefen sie die Voraneilenden mit lautem Zuruf zurück. Jene blieben stehen und lachten; und das klingende Lachen schien luftige Frische ringsum zu verbreiten, gleich dem Frühlingsregen, wenn er mit seinen unzähligen silbernen Peitschen auf dichtes Laubwerk klatscht.

Und Gomer, deren jungfräulich Herz bei dem fröhlichen Klang, sich schmerzlich zusammenzog, sprach zu den Gefährtinnen:

„Warum nahmen wir die schweren Gefäße mit uns? Wäre es nicht besser gewesen, ohne die Last zum Feste zu gehen? Seht, wie hurtig sind jene! Sie werden die Ersten sein den Bräutigam zu grüßen, wenn der Hochzeitszug nahet, und bei dem Festmahl werden sie größere Ehrung genießen."

Da sprach Jerusa:

„Deren Lampen am längsten brennen, die werden am würdigsten scheinen. Wenn die Flamme verlöschen will, werden wir Oel auffüllen, daß unser Licht bis spät in die Nacht hinein leuchtet."

Und Orpha, in die Oeffnung blickend, die zwischen den beiden Flügeln der goldenen Taube glänzte wie gelber Topas, sagte:

„Schnell verzehrt sich das Oel der Olive und noch ist es nicht Nacht.“

Aber die Thörichten lachten und in das frische Lachen mischte sich zuweilen das Klingen der Harfe, die durch Zufall berührt ward bei den Spielen, in denen die jungfräulichen Gestalten lieblich sich zeigten, als sei die Dämmerung das göttliche Kleid ihrer verführerischen Anmut.

Da sprach Jezabel mit dem purpurnen Haupthaar:

„Hört Ihr Ataras Stimme? Hört Ihr die Stimme der Hodes? Sie rufen uns, daß wir sie erwarten.“

Und Thamar, deren Lippen den Weinbeeren glichen, auf denen der Sonne stärkste Glut sich vereinte, sprach:

„Lasset uns hier unter den Granatbäumen ruhen und sehen, ob schon eine Frucht reifte. Beladen sind die Zweige, wie niemals zuvor.“

Und Maheleth, die Nardenduftende, hing ihre Lampe in einen der Zweige und sprach:

„Seht ein Granatapfel, der aus all seinen roten Zähnen uns anlacht.“

Und die Lampe beleuchtete zwischen dem grünen Laub die königlicht Frucht, deren Form schon den Ornamenten von Salomos Tempel zur Zierde gereichte; die reife Frucht hatte sich gespalten und, glühenden Kohlen vergleichbar, funkelten in der Kapsel die roten Samen.

Und auch Jezabel, Jdida und Thamar und Azuba hingen die Lampen in die Zweige und begannen zu pflücken. Und ihre bloßen, flinken, lüsternen Hände, zwischen dem dunklen Laub, erweckten die Vorstellung von kleinen, schlagenden Flügeln, die um verschlossene Nester flattern.

Aber da blinder Eifer des Verlangens und Lust an der Beute sie verführt hatten über das Maß zu pflücken, sagte Jdida:

„Und wohin jetzt mit dem Vorrat?“

Das reichgestickte, buntfarbene Gewand zusammenraffend, erwiderte ihr Thamar:

„Ich trage sie im Kleide und Dir gebe ich meine Lampe.“

Und der Schoß des Gewandes war vollbeladen mit Früchten und Jdida trug zwei der Leuchten.

Fliegenden Atems holten die klugen Jungfrauen sie ein. Sie sprachen:

„Warum beginget Ihr solchen Raub? Fürchtet Ihr nicht den Zorn des Wächters, wenn er Euch entdeckt?“

Da lachten die Beutelustigen im Chor und lenkten ihre Schritte nach dem Cypressenhain. Voran schritt Thamar, ohne Lampe, in dem gehobenen Gewand die köstlichen Früchte tragend und nach den ersten Sternen blickend, die sich am Himmelszelt entzündeten.

Am Saume des Cypressenhains angelangt, rasteten Alle und schauten aus nach der Seite, von dannen der Bräutigam kommen mußte mit dem Gefolge der Musiker. Nicht der Schatten des Erwarteten wollte sich zeigen, noch war der leiseste Ton zu vernehmen. Wie durch Säulenhallen spähten sie zwischen den ehrwürdigen Cypressen hindurch und sie sahen das Haus weiß schimmern, gleich einer Schneemasse, und die in goldenen Angeln ruhende Thür aus Cedernholz leuchten, die zu dem sommerlichen Saale führte, in dem das hochzeitliche Mahl bereitet war.

Ihr Oelgefäß am Fuße eines Baumstammes niederstellend, sprach Gomer:

„Der Bräutigam verzieht. Wir müssen seiner harren.“

Und Jezabel sprach:

„Lasset uns niedersitzen auf diesen Steinbänken und hier warten. Wenn wir ihn von ferne kommen sehen, ziehen wir ihm entgegen, wie in einem zweiteiligen Reigen.“

Und Alle ließen sich nieder, mit Ausnahme von Thamar, die von einer Gefährtin zur andern ging, ihnen von ihren Granatäpfeln anzubieten.

Aber die Klugen wiesen die Gabe zurück, denn sie wollten die erlesenen Genüsse der hochzeitlichen Tafel für ihren Gaumen versparen. Und schweigend saßen sie in würdevoller Haltung, eine jede neben sich ihre Lampe und das Gefäß mit dem Oel, das Kinn in die Hand gestützt und den Ellenbogen auf das Knie, so spähten sie wachsamen Auges, ob der Erwartete käme. Und die Umrisse der blauen Hügel im Schweigen des Horizontes zeigten geschweifte Linien, wie diese Lippen, die nicht sprachen.

Und Thamar, den saftreichsten der Granatäpfel vorsichtig öffnend, als sei es eine syrische edelsteingefüllte Schatulle, sagte:

„Lasset uns den Herrn loben, der uns diese Frucht beschert hat, die schönste unter allen, die die Wunderkraft der Erde zeugte. Preiset mit mir den Herrn für diese seine Offenbarung.“

Da sprach Azuba:

„Es ist die Lieblingsfrucht des Herrn in seinem Hause. Verfertigte nicht Huram dem König Salomo für das Haus des Herrn vierhundert güldene Granatäpfel, die beiden erznen Netze auszufüllen, daß die Knäufe der Säulen damit bedeckt würden?“

Und Jdiba sprach:

„Und weitere hundert meißelte Huram für die Gewinde am Altar des Herrn.“

Da sprach Maheleth:

„Und pries nicht Salomo die Braut also: deine Wangen sind wie der Ritz am Granatapfel zwischen deinen Zöpfen.“

Und Jezabel griff mit den von der gespaltenen Frucht rötlich gefärbten Fingern in die Saiten der Leyer; und die anderen vier stimmten mit dem Munde, der noch feucht war von dem weinigen Saft, der aus den reifen Samenkernen rieselte, einen Lobgesang an zu Ehren des Herrn, des Gottes Israels.

Sie sangen:

1. „O Herr! nimm gnädig auf den Lobgesang aus meinem Munde, der sich an deinem Werke ergötzte.

2. Wunderbar ist deine Offenbarung, die du in meine Hände legtest zu meiner Labung.

3. Preise, meine Seele, die Gnade des Herrn, der deine Zunge mit Süßigkeit sättigt.

4. Darum, daß er aus einer Flammenblüte die Frucht des Granatbaumes schuf nach dem Ebenbilde des Tempels.

5. In zwei Zellen teilte er seine Blüte, wie der Tempel geteilt ist durch den mit Hyazinthen und Cherubim durchwirkten Vorhang.

6. Und den einen Teil und den andern teilte er in Zellen, soviel an der

Zahl, als Steine um das Haus des Herrn stehen, die die Gottlosen mit dem Tode bedräuen;

7. Als Säulen, die Dankopfer aufzunehmen, im Hofe Israels.

8. Die gleiche Zahl wählte er für den geheimen Ort und die geschlossene Frucht.

9. Und er ließ seine Weisheit und seine Herrlichkeit leuchten über das eine Werk und über das andere.

10. Lobsinge, meine Seele, dem Herrn, der dieses Wunder vollbracht hat für deine Augen, für deinen Mund und für deine Hände.

11. Im Hofe Israels werde ich mein Gelübde einlösen nicht mit Seckeln, noch mit Tauben, duftendem Holz, Wohlgerüchen und Gold, sondern mit dem Most meiner Granatäpfelbäume."

Also sangen sie. Und die zahmen Tauben, die schon in den Cypressenzweigen schliefen, erwachten bei dem fremdartigen Gesang und das Schlagen unzähliger Flügel bewegte die dunklen Kronen der Bäume über den Häuptern der ruhenden Jungfrauen.

In dem süßen Schweigen, das dem Gesang folgte, rief Hodes, plötzlich aufspringend:

„Sehet, der Bräutigam kommt!"

Da griffen alle nach ihren Lampen, erhoben sich und blickten nach der Seite, von dannen er kommen mußte. Aber kein Schatten des Erwarteten war zu sehen, noch vernahm man einen Ton der Musik.

Und lachend sprach Thamar:

„Hodes, du träumtest wohl gar? Deutlich sieht man's, daß ein Traum deine Lider beschattet. Schlafe, schlafe nur, Hodes."

Und enttäuscht setzten sich alle wieder und blickten auf zu den Gestirnen, die am nachttiefen Himmel funkelten.

Und es geschah, daß der große lebendige Atem des leuchtenden Firmaments mit den bebenden Schlägen ihrer Herzen verschmolz. Die Herrlichkeit der Nacht flutete in dem Schweigen, gleich einem wogenden Meer wurzelloser Blüten. Von den ehrwürdigen mit Tauben bedeckten Cypressen senkten sich Schleier der Finsterniß, durchsichtiger und zarter als die heidnischen Gewänder der Insel Cos. Das Rauschen der Flügelschläge und das unterbrochene Girren klang dann und wann wie das leise plätschernde Geräusch in den Gefäßen, die sich in den Gärten am stillen Brunnen füllen.

Das schlaftrunkene Antlitz in den weichen Purpur ihres Haupthaars bettend murmelte Jezabel unzusammenhängende Worte, und ihre Schläfe stützte sich auf das Elfenbein des Instruments, das sie an ihrer Brust hielt. Die zu ihren Füßen niedergestellte Lampe ließ die Stickerei der Sandalen, die Saiten der Leyer und die Beryllen des Gürtels in leuchtendem Glanze flimmern. Und wie eine Rose vom Thau, so waren ihre halbgeöffneten Lippen gesättigt von der Süße des Schlummers.

Und eine nach der anderen folgte Jezabels Beispiel und entschlief. Ihre Atemzüge glichen erst Seufzern, dann aber wurden sie gleichmäßig, wie der Rhythmus, zu dem der Kapellmeister den Sängern den Takt giebt. Ueber ihr Antlitz breitete sich das Geheimnis der unbekannten Fernen, zu denen die Träume ihre klingenden Seelen zogen, so daß es schien, als küsse ein unsichtbarer Liebesgott ihr

Antlitz auf dem Grunde eines unendlich tiefen stillen Wassers. Die Lampen brannten ihnen zu Füßen, neben dem gesteppten Saum ihrer Gewänder und über den Wipfeln der Cypressen brannten die unvergänglichen Kronen der Gestirne. Die Zeit flutete.

Zu Mitternacht aber ward ein Geschrei:

„Siehe der Bräutigam kommt; gehet aus ihm entgegen.“

Da fuhren die Jungfrauen alle empor aus dem Schlummer und erhoben sich; und sie bückten sich und nahmen ihre Lampen und waren geschäftig die Flämmchen anzufachen, die im Erlöschen waren.

Da sprach Thamar:

„Meine Lampe ist ausgelöscht.“

Und Maheleth sprach:

„Meine Lampe erlischt.“

Und Idiba sagte:

„In meiner Lampe ist kein Tropfen Oel mehr.“

Und also sprachen Jezabel und Azuba. Und sie waren bekümmert, denn schon hörte man das Spielen der Musiker ganz aus der Nähe.

Aber die Anderen füllten ihre Lampen mit dem Oel aus den Krügen. Und sie waren fröhlich und hurtig beim Werk.

Die Thörichten aber sprachen zu den Klugen:

„Gebet uns von eurem Oel, denn unsere Lampen verlöschen.“

Da antworteten die Klugen und sprachen:

„Gehet hin zu den Krämern und kaufet für euch selbst, auf daß nicht uns und euch gebreche.“

Da sprach Azuba:

„Es ist tiefe Nacht. Wo sollen wir hingehen die Krämer zu suchen?“

Aber ohne eine Antwort zu geben, gingen die Klugen dem Bräutigam entgegen, der mit seinem Hochzeitszuge nahte.

Da sprach Idiba zu den Gefährtinnen, die sich mit den erloschnen Lampen in den Schatten zurückgezogen hatten:

„Was sollen wir jetzt thun?“

Und der Bräutigam kam vorüber, das Antlitz mit einem dunklen Schleier verhüllt, durch den die Augen, wie Edelsteine hinter den Einfassungen eines Ringes funkelten. Und mit ihm zog die Musik vorüber, und die Fackeln, und die Myrthenzweige und die Palmen und die Wohlgerüche. Und der ganze Zug bewegte sich durch den Cypressenhain zu dem Hause, das weiß wie eine Schneemasse schimmerte, näherte sich der Thür aus Cedernholz in den goldenen Angeln, die zu dem sommerlichen Saale führte, in dem das hochzeitliche Mahl bereitet war.

Und Maheleth und Jezabel und Idiba und Thamar und Azuba sahen von dem Ort ihres Schlummers den Bräutigam hineingehen zum Hochzeitsmahl und die fünf Gefährtinnen mit den brennenden Lampen mit ihm eintreten. Und die Thür war verschlossen.

Da sprach Idiba:

„Was sollen wir jetzt thun?“

Und Thamar sagte:

„Lasset uns zur Thür gehen und anklopfen, daß uns der Bräutigam aufthue. So viele Fackeln werden bei dem Mahle leuchten, daß es nicht vonnöthen sein wird, daß auch unsere Lampen Licht verbreiten.“

Und sie machte sich auf den Weg durch den Cypressenhain, der erfüllt war von dem Rauschen der Flügelschläge.

Und Jezabel, die Lautenschlägerin, mit dem purpurnen Hauptthaar, sprach: „Sehet, auch die Tauben sind diese Nacht trunken von Liebe."

Und Maheleth, die Nardenduftende seufzte, jenes gedenkend, den ihre Seele liebte.

Und sie kamen an die geschlossene Thür, die groß war, aus polirtem Cedernholz und in goldenen Angeln. Und sie klopften dagegen mit den ausgebrannten Lampen und riefen im Chor:

„Herr, Herr, thue uns auf." Er antwortete aber und sprach:

„Ich kenne euch nicht."

Und sie flehten:

„O Herr, thue uns auf."

Und er:

„Wahrlich, ich sage euch, ich kenne euch nicht."

Und sie vernahmen den Schritt, der sich nach innen entfernte, und durch das klingende Holz hörten sie die Fröhlichkeit des Festmahls. Und sie lauschten, ob nicht die Stimmen der vorsorglichen Gefährtinnen bis zu ihnen dränge.

Da sprach Jdiba:

„Welches mag ihr Platz an der Tafel sein?"

Und Thamar sagte:

„Wo immer sie sitzen mögen, sie verstehen nicht froh zu genießen."

Und Azuba:

„Auf dem Grund ihrer Gefäße hatten sie Oel genug, aber sie wollten nicht mit uns theilen."

Und Thamar:

„Was verschlägts? Sie verstehen nicht froh zu genießen."

Und Maheleth:

„So bleiben wir vor der verschlossenen Thür?"

Und Jdiba:

„Was sollen wir jetzt thun?"

Und Jezabel:

„Lasset nus von neuem singen und dann wieder träumen unter den Sternen. Die Nacht ist kurz und schon erbleichen die Hügel, vom Odem der Morgenröte gestreift."

Da rührte sie in die Saiten der Leyer und einen Gesang anstimmend umringten sie die Gefährtinnen und so singend schritten sie im lieblichen Reigen durch die Nacht, die lind war und lau, wie ein Bad von Wohlgerüchen. Und hinter sich ließen sie die verschlossene Thür und vergaßen ihrer. Und sie klagten nicht mehr, es sei denn, daß die erloschenen Lampen sich nicht in hellklingende Sistren verwandeln ließen.

Angelangt bei dem Ort, da sie vorher entschlafen, ruhten sie jetzt nicht auf den Steinsitzen aus, sondern auf dem mit Anemonen besäten Boden. Und eine lehnte das Haupt an die Brust oder in den Schoß der anderen, die günstigste Lage sich suchend zum Fortspinnen des Traumes. Und ihre Seelen waren den Weberinnen vergleichbar, die nach unterbrochener Arbeit wieder zum Webstuhl treten und die Spule mit einem Geräusch, das dem Schrei der jungen Schwalbe gleicht, von oben nach unten durch das buntfarbene Gewebe gleiten lassen.

Da sprach Jezabel, Thamars Busen mit dem Purpur ihres Haupthaares bedeckend:

„Wie süß duftet, o Thamar, deine Brust.“

Und Thamar, die zwischen den Brüsten ein Säckchen mit Myrrhen barg, seufzte ihres Freundes gedenkend.

Und es währte nicht lange, so spannen die jungfräulichen Seelen von neuem an dem schönen Gewebe buntfarbener Träume.

Thamar war es, die zuerst sich regte. Denn sie träumte, der Freund ließe seine Linke unter das Haupt ihr gleiten, und umarmte sie mit der Rechten und küßte den Mund ihr mit Küssen, die feuriger waren als Wein. Bebend fuhr sie empor aus dem Schlummer und Jezabel auch und alle die anderen erhoben sich vom Schlafe, als ginge es von einer Wonne zur anderen. Und wie das Licht im quellenden Wasser, so strömte die Lebenskraft mit vielfältigen Pulsen durch die Jugendfrische ihrer prangenden Glieder. Und die Gewänder die die schönen Gestalten umhüllten waren wie die Schale der zarten Mandel, die ausgeschält, ein erlesener Genuß ist.

Und Thamar, den Hügeln zugewandt, rief:

„Sehet die Sonne kommt, laßt uns ihr entgegen gehen.“

Und aus dem Schatten der Cypressen zogen sie mit den Tauben den Hügeln entgegen. Und die goldenen Lampen ließen sie zurück bei den niedergetretenen Anemonen. Keine wandte sich um, aus der Ferne nach der verschlossenen Thür zu blicken. Denn sie hatten des Hochzeitsfestes vergessen.

Aber Jezabel mit dem purpurnen Haupthaar hatte die Leyer genommen und sprach:

„Lasset uns ihr singend entgegen gehen.“

Und sie griff in die Saiten und einen Lobgesang anstimmend umringten sie die Gefährtinnen.

Und so singend schritten sie im lieblichen Reigen durch die üppigen Weingelände, durch die würzig duftenden Gärten, durch die Granatapfelbaumpflanzungen, längs der kristallklaren Bächlein, über sich den Taubenflug, der höchsten Offenbarung des Herrn entgegen.

Und jede von ihnen blickte aus, ob nicht in der leuchtenden Wonne des Lichts ihrem sehnsüchtigen Verlangen der Jüngling erscheine, weiß und rosig, unter Zehntausend der Erste zu sein.



Das Waarenhaus.

Von Oskar Bie.

Encyklopädien und Monographien, Handbücher und Broschüren sind die Charakteristika des modernen Buchhandels. Waarenhäuser und Spezialgeschäfte, Handelspaläste und Privatvillen sind dieselben Extreme in unserer Baukunst und unserer Industrieform. Wir dachten früher, der Sozialismus wäre der Stempel der Zeit, dann dachten wir, der Individualismus würde ihn ablösen, oder wir konstruirten einen ähnlichen Wellengang zwischen Ethik und Aesthetik; jetzt sehen wir, daß die Form der Zeit vielmehr der Kampf dieser Gegensätze und ihre scharfe Differenzirung ist. Wir suchten nach dem tektonischen Stil, der unserer Zeit den Ausdruck giebt, und fanden ihn nicht, weil es keinen Einheitsstil giebt, wie in den Perioden des wechselnden Geschmacks bis zum Empire, sondern der Stil ist heute der Kampf des Sozialen mit dem Individuellen, das Nebeneinander des neuen Waarenhauses und der neuen Villa, eine tiefe Mannigfaltigkeit der Einzelformen auf dem Boden eines in die Pole gehenden industriellen und privaten Lebens.

Je spezieller die Villa draußen im Grunewald wurde, je privater sie in ihren Farben, Erkern, Dachluken und Säulenvestibulen den Geschmack des Einzelnen zum Ausdruck brachte, desto europäischer entwickelte sich drinnen das Waarenhaus, der Palast der modernen Großindustrie. Hier wurden neue Bedingungen in neuen Formen erfüllt. So wahr unsere staatlichen Gebäude überlieferten Einrichtungen dienen, tragen sie überlieferte Stile. Das Herrenhaus und Abgeordnetenhaus sind Epigonenwerke der Renaissance, selbst der Reichstag ist nicht frei von Formen, die alte Geschlechter uns vorausempfunden haben, und die Tradition ist in den maßgebenden Kreisen sogar so stark, daß ein protestantischer Dom als katholisches Theater gebaut werden konnte. Unser öffentliches Leben hat noch die Formen der Renaissance. Die Industriehäuser dagegen beziehen ihre Gestalt aus den unverdorbenen Culturen, sie wachsen auf jungfräulichem Boden, Erscheinungsformen einer völlig neuen Welt, die sich aus kleinen bürgerlichen Anfängen gebildet hat, wie die moderne Malerei aus den kleinen Anfängen der alten Niederlande.

Zu den bisherigen Betrachtungsweisen der Baugeschichte wird eine neue hinzutreten müssen: die Geschichte der Industriebauten. Die bisherigen Betrachtungsweisen hatten einseitige Standpunkte. Man ging aus vom officiellen Bau der Tempel und Kirchen. Die Stilarten der Antike, die uns Vitruv übermittelt hat, das Dorische und das Jonische sind am Tempel ausgebildet. Vitruv achtet nicht genug darauf, daß der hellenistische, zunächst profane Gewölbebau mindestens ebenso wichtig und ebenso Stil ist — später wurde der Gewölbebau das einzige Interesse der großen Baukunst, aber er blieb unregistrirt und ist es durch Vitruvs Schuld noch heute. Seit der Renaissance wurde der Begriff etwas weiter gefaßt. Die Renaissance hat sich halb im Profanen

entwickelt und so wurde wenigstens das „Profane“ (ein schreckliches Wort) wie eine Art Anhang zur Baugeschichte zugelassen. Noch heute ist es in den Köpfen der Zünftigen ein solcher Anhang. Der Industriebau dagegen hat bisher überhaupt noch keine Stätte in der historischen Betrachtung gefunden. Dabei hat er eine hundertjährige Entwicklung und ist bereits heute in der vollen Blüte. Als ich mit einem Archäologen einmal bei Wertheim vorbeiging, schüttelte er den Kopf, so wie ein Gothiker den Kopf geschüttelt haben wird über den Palast des Handelsherrn Pitti im alten Florenz, von dem der Besitzer sagte, non essere cosa civile.

Die noch zu schreibende Geschichte der äußeren Industrieformen wird mit dem Realismus zu beginnen haben, wie alle Kunstgeschichte. Der Anfang ist der Markt, der sich an Feiertage anlehnt und die verschiedensten Verfassungsformen zeigt nach Ort und Jahreszeit. Er bietet die Waaren dar, wie sie sich selbst darbieten — die einzige größere Ordnung ist diejenige nach den Waarengattungen, die sich in Gruppen beieinander finden. Die ersten Stilisirungen treten ein, wenn der Beschauer besonders gelockt werden soll. Zwischen den Waaren und dem Käufer beginnt sich jetzt ein Liebeswerben zu entwickeln, das den Waaren Gesetze schöner Erscheinungsformen anempfiehlt. Hier setzt die Tektonik mit ihrem Einfluß auf die bisher realistisch hingelegten Gegenstände ein. Nach alten Abbildungen zu urteilen weiß die Antike hiervon noch nichts. Im antiken Schuhgeschäft stehen die Schuhe regellos auf den Regalen und das Schaufenster fehlt, da der Laden gegen die Straße offen ist und nur wie eine Spezialisirung des Marktes wird. Erst mit dem Schaufenster, das den Laden zum geschlossenen Raum macht, wirkt ein geschlossener Stil auf die Darbietungsform der Gegenstände. Auf Stichen aus dem XVII. Jahrhundert sind wir so weit, von einer Renaissanceform der Schaustücke, die sich dem Käufer empfehlen, sprechen zu können. Aber die Entwicklung geht so langsam, wie diese ganze Industrieform. Wir besitzen zahlreiche Anordnungen von Gemälden auf alten Bildern, auch von solchen, die für den Verkauf bestimmt sind, aber sie haben keinen ausgesprochenen Gruppirungsstil. Im Allgemeinen setzt sich die symmetrische Anordnung, die die Renaissance empfohlen hatte, in den gewöhnlichen Schaufenstern durch. Je mehr sich das Schaufenster unentbehrlich macht, desto deutlicher prägt sich diese Form aus, in der die Waaren um die Gunst des Spaziergängers buhlen. Die streng tektonische Anordnung übertrug sich bald vom Schaufenster auf die großen Ausstellungen, die seit dem Ende des XVIII. Jahrhunderts eine neue Form des Massenangebots entwickelten, welche den alten Markt zu stilisiren berufen war: temporäre Waarengruppen, mit einer gewissen Feierlichkeit geordnet, unter großen Hallen ausgebreitet. Die Seifenpyramiden, Wurstkegel und Lichterpagoden waren die stolzen Monumente dieser Ausstellungsrenaissance und diese Branchen sind bis heut die patriarchalischen Vertreter der älteren Gesinnung geblieben. Wenn das Fest über sie kommt, wenn Weihnachten naht, bekennen sich selbst die fortgeschrittensten Wursthändler wieder auf einige Tage zum väterlichen Idealismus.

Indessen konnte die Reaktion nicht ausbleiben. Der Alltag begann seinen Einfluß hier, wie in der großen Kunst. Wie aus den Sonntagsbauern Werktagsarbeiter wurden, wurden aus den gebauten Schaufenstern erlebte Schaufenster. Ein neues Milieu umgab die Waaren. Während die temporären Ausstellungen noch ihre letzten Anstrengungen machten, durch koordinirte Vergnügungen der Gastronomie und Balletkunst die Besucher zu locken, hatte man längst wieder zu der fast verachteten Form des alten Marktes zurückgegriffen. Man modernisirte den Markt, indem man ihn — selbst den letzten Rest im Weihnachtsmarkt — vernichtete und auf die Form der großen Ausstellungen brachte. Die

alltägliche, realistische Markthalle ging als Compromiß daraus hervor: ein Eisenbau, weiträumig und sozial. Um so mehr spezialisirte sich das feinere Schaufenster. Es gab den Idealismus der Symmetrie auf, wuchs in größere Dimensionen und betrachtete sich nicht mehr als Ladenfront mit lächelnden Liebeswerbungen, sondern als ein Zimmer, das absichtlich dem Beschauer sich nicht zuzuwenden scheint, wie ein gutes Porträt nicht so aussieht, als ob es wüßte, daß es gemalt ist. Jetzt lagen die Jupons über Kissen geworfen, Väschen standen auf den Consolen, eine Boa hing über einen Stuhl, Stöcke standen gegen die Wand gelehnt, die Stoffe fielen in ihre Falten, Blumen waren dazwischen gestreut. Es war ein unabsichtlich scheinendes Stillleben, eine niederländische Interieurkunst des Schaufensters. Sofort kamen die übrigen Tugenden der fortgeschrittenen Kunst. Die Impressionisten, die die Waare im Schaufenster selbst erst entstehen ließen, die Coloristen, die die Herrenartikel nach farblichen Nüancen ordneten und wechselten, und die Symbolisten, die durch Verachtung des Schaufensters wirkten und die Geheimnisse des Innenlebens zurückhaltend ahnen ließen. Man war auf der Höhe der Zeit und es gab keine ästhetische Strömung, die an der Verfassung des Ladens spurlos vorübergegangen wäre.

Zu derselben Zeit hatte auch die Großindustrie ihren künstlerischen Weg gefunden. Hier war der wichtigste Schritt ein ähnlicher gewesen, wie der, den die Renaissance gegenüber dem antiken Wohnhaus gethan hatte: der Schritt in die erste Etage. Was beim Wohnhaus zuerst aus Sicherheitsgründen geschehen war, geschah beim Industriebau aus Oekonomie. Das Engrosgeschäft war von der Straße so abgeschlossen, wie das Detailgeschäft ihr zugewendet war. Die Parterreräume ließen sich bei der Entwicklung des Details glänzend fructificiren, die erste Etage und bald auch die höheren blieben dem Bureau und Lager des Engros. Die alten nordischen Handelsstädte hatten genügend vorbereitet. Das hamburgische Lagerhaus mit den parallelen Bureau- und Magazinräumen und dem giebligen Krahnboden war ein nicht zu übersehendes Muster. Dieselben Forderungen erfüllte in nüchternster Form die moderne Fabrik, die sich allmälig zu einer Etagenfolge weiträumiger und weitfenstriger Säle ausgebildet und gerade, weil sie fast schmucklos blieb, die constructiven Prinzipien moderner Lager- und Arbeitsräume aufs knappste durchgeführt hatte. So wuchs, von der City Londons ausgehend, ein Lagerbau heran, der auf dem frischen Boden Berlins wichtige selbständige Formen gewann. Das Confectionshaus wurde hier maßgebend. Die Weiträumigkeit, die durch Eisen und Glas bis in ungeahnte Dimensionen ermöglicht war, fand ihren künstlerischen Ausdruck in den großzügigen Rhythmen der Fassade. Die Handelshäuser dieser Gattung zeigen ein verschiedenfaches Experimentiren mit solchen Rhythmen, die bald auf ein niedrigeres Erdgeschoß und höheres Hauptgeschoß, bald auf einen höheren Unterbau und einen leichteren Abschluß hinauskommen: jenes ist eine jambische, dieses eine trochäische Ordnung.

Zwischen den Lagerhäusern und den eigentlichen Bazaren muß man schärfer unterscheiden, als es gewöhnlich geschieht. Jene sind abgeschlossen gegen die Straße, diese sind auf sie angewiesen, sie sind Buchten der Straße. Der Bazar steht in der Mitte zwischen dem Grossisten, von dem er die äußere Form nimmt, und dem Detailisten, dessen Liebesgesänge er nicht entbehren kann. Alles, was in den Formen der Ausstellung, des Lagers und des Schaufensters sich entwickelt hat, muß er vereinigen. Deshalb wird der Bazar das Centrum aller Industrieformen und die Krone des Industriebaues. Seine drei Formen haben wir bereits in Berlin: das Haus Herzog ist eine nachträgliche, mittelst Durchbrechungen erzielte Combination verschiedener Häuser derselben Straßen-

insel, das Haus Tietz ist die Apotheose des Schaufensters und das Haus Wertheim die künstlerische Durchbildung aller neuen Bedürfnisse. Tietz hat zwei Schaufenster, jedes von Hausgröße, hinter denen dann die Architektur ihre Gerüste baut, dazwischen bald in Barock, bald in Gothik, nicht immer aus dem besten Material, Portale und Fassadenstücke und Krönungen, wie sie Sehring mit malerischem Schwung zu entwerfen versteht. Wertheim aber, der König der Bazare, macht aus der Architektur das Gesicht des Baues, entwickelt seine strengsten statischen Gesetze zu ästhetischer Reinheit und streut an hervorragende Stellen einen Schmuck edelster Art und vornehmster Durchbildung.

Der Lösungen des großen Industriebaues wird es viele geben, der Wertheimbaumeister Messel hat diejenige gefunden, die seinem Temperament entspricht. Messel ist kein Puritaner, wie van de Velde, der die Läden, die er einrichtete, auf strengste Tektonik sah. Er ist auch kein Renaissancenachtreter, der nur mit überlieferten Formen spielt, wie ein Möbeltischler aus Berlin C. Er ist ein Sammler aller Reichtümer von dagewesenen und zukünftigen Culturen, aus denen er Salammbogedichte webt. Wie der Pariser Juwelier Lalique aus Edelsteinen, Perlmuttern und Email seine phantastisch-zeitlosen Gebilde fügt, ohne des Eisens zu entbehren, so hat Messel die Farben aller Epochen in sich aufgenommen, ohne die constructive Logik aufzugeben, wo sie ihre Stelle hat. Die Fassade stellt er aus Riesengranitpfeilern her, die vom Boden zum Dach ununterbrochen aufragen, mit einer Consequenz der Tragefunction, wie sie in der Baugeschichte noch nicht da war. Dazwischen balancirt er sein Riesenhaus in schwebenden Colossalräumen. Aber er scheut sich nicht innerhalb dieser sozialen Organisation wunderbare Einzelideen aufleuchten zu lassen. Er bedeckt die Pfeiler eng, aber reich mit reliefirtem Kupfer, er biegt die Schaufensterlinien in graziöser Eleganz vor, er schafft Steinreliefs von der rusticalen Kraft der Handarbeit, ohne jede Störung einer correcten Zeichnung, er belegt die Träger mit matten gepunzten Metallflächen, aus Messingbändern, die sich schlingen, gewinnt er Gelendermotive, aus gedrehten Bronzestricken Füllungen von Balustraden, Stuckreliefs mit Märchensymbolen steigen die Pfeiler des großen Hofs empor, durchbrochene naturalistische Holzarbeiten werden zu Abteilungsschranken, zartes Email mit japanischen Goldblumen leuchtet durch den Erfrischungsraum, feurige Tropfen in Kreisel-, Fächer-, Ringform, Glühbirnen aus Ranken und auf Metallflächen unter leuchtenden Fontänen und über die Kanten der erzenen Balken streuen tausend Reflexe aus, über dem Antiquitätensaal ruht eine bemalte altfränkische Holzdecke und um die Damenhüte kokettirt die Anmut Bouche'scher Putten und Rocococurven, im neuen Lichthof aber unter monumentalen Proportionen empfängt uns eine Pracht, aus dem Reichtum der Medici und den Launen Japans gemischt: Pfeiler mit Onyxplatten in buntem Aderspiel belegt, unregelmäßig wie sie kommen, und darüber, unregelmäßig, wie sie kommen, Bronzeplaketten fünfzigfacher Gestalt und überströmend an Causerie.

Michael Kramer.

Von Alfred Kerr.

I.

Die große Scheidung ist diese: zwischen siegenden Gestalten und unterliegenden Gestalten. Die Leute sagen: der eine Mann unterliegt dem Schicksal, er fühlt sich als Unterworfener in seinem ganzen Empfinden; der andere Mann siegt über das Schicksal (sagen sie), er fühlt sich als Aufrechter in seinem ganzen Empfinden. Es fragt sich, ob die Scheidung berechtigt ist. Sie ist berechtigt für eine vorübergehende Zeit im Leben des Einzelnen. Jeder unterliegt: solange wir nicht Herren über Tod und Leben sind; solange wir die Abhängigkeit des Seelischen vom Fleischlichen nicht aus der Welt geschafft haben. Also: für eine gewisse Frist ist die Legende vom Siegen und Unterliegen Wahrheit.

Hauptmann hat siegende Unterlieger geschaffen und unterliegende Unterlieger. Florian Geyer „siegt" im Sterben. Nulla crux, nulla corona. Ein Teil der Kritiker geberdet sich, als wäre der alte Michael Kramer Hauptmanns erster Sieger. Das ist er nicht. Die Weber siegten, als sie unterlagen. Hannele siegte, indem es starb. Das Brautpaar im Friedensfest siegte, während dunkle Mächte gewitterten. Auch der alte Kramer siegt, wenn das Schicksal niederfährt. Nur Folgendes ist das Besondere dieses Falls: ein gefestigter Mensch mit einem Lebensschmerz wird ein noch gefestigterer Mensch durch die höchste Steigerung dieses Schmerzes; voilà. Er wird aber auch in der Mitte des Lebens gezeigt, nicht am Ende. Also: Kramers Sieg hat keinen Wesensunterschied zu dem Sieg früherer Hauptmannscher Gestalten. Höchstens einen Formunterschied.

II.

Neben dem Siegertum wird streng verlangt: Helden von geistiger Größe, auch Höhenmenschen, auch Pfadfinder; europäisch wirkend mit dem Aufstecken neuer Lebensbetrachtung. Ich glaube, das Höhenmenschentum liegt im Gestalter: es braucht nicht in den Gestalten zu liegen. Das geistig Höchste kann zum Durchbruch kommen, wenn man die geistig niedersten Menschen darstellt. Ein europäischer Pfadfinder zu sein im Drama, mit Aufsteckung neuer Ziele für Handeln und Betrachten, ist übrigens nicht so schwer. Auch der Mann, der „tue-la!" durch Europa rief, war schließlich einer. Doch wo sind seine Menschen? Wichtiger in der That, wenn man Dramen abfaßt, scheint die seherische Gestaltung von Menschen. Das andre kann auch ein Stadtrat: dieses nur ein Künstler. Der große Künstler ist nicht groß durch die Weltauschauung: sondern durch das Weltgefühl. Er braucht nicht Spezialist zu sein, wie Ibsen: er kann empfindend Schöpfer sein, wie Hauptmann. Der eine schafft linear: der andre schafft farbig. Es ist kein Wertunterschied: es ist ein Formunterschied.

Hauptmanns Größe liegt darin: daß er mit der innigsten Kraft, wie im Traumzustand, oftmals in letzte Dinge dieses Lebens drang. Darin: daß er in Schauern die Ahnung vom Dasein gab. Nicht die Worte greifen mir ans Herz, die Kramer zum Schlusse redet: sondern die Situation. Der Ideengang dieser

Worte ist nicht bahnbrechend. Aber der Verwachsene am Sarg des verwachsenen Sohnes, zum ersten Mal den Wert eines Ausgestoßenen fühlend, zum ersten Mal die Größe eines Erbärmlichen, zum ersten Mal die Bedeutung eines Menschen: das wird, über Ideen hinaus, niederreißend und emporreißend. Nicht aus der Weltanschauung: es entspringt aus dem Weltgefühl. Nicht aus dem Denken: es entspringt aus der seherischen Kraft.

Aus allen diesen Gründen leg' ich kein Gewicht auf Kramers geistige Bedeutnng. Man rühmt, daß endlich hier ein geistig Hoher auftritt. Er steht geistig nicht höher als der schwarze Rittersmann, der mild und kunstfreundlich ist und in Sterbensdämmerung zu einem Mädel nachdenklich sagt: Dein Haar ist mir lieber als das Haar der allerseligsten Jungfrau. Hauptmann hat weder zum ersten Mal einen Sieger gezeichnet, noch gab er zum ersten Mal einen geistig hohen Menschen.

III.

Das Werk ist die Tragödie der körperlichen Häßlichkeit; des Verwachsenseins. Das Ewige daran ist: der ewige Widerspruch zwischen dem Fleischlichen und der Seele. Kramer trägt, sozusagen, den Ewigkeitszug auf dem Rücken.

Den Inhalt dieser Dichtung macht im Großen Folgendes aus: Die Abhängigkeit der Seele vom Leib; der Kampf des innern Menschen gegen diese Abhängigkeit; Siegen und Unterliegen in solchem Kampf. Ein lauterer, dunkel leuchtender Ringer auf der einen Seite; auf der anderen ein gepeitschter Schlemihl, ein verblutendes Opferhühnchen des nächtigen Schicksals. Den Augen erscheint die schwarzstrahlende Gloria gefestigten Menschentums, — und ein einsam Verreckender mit dem Fluch des Menschseins. Beide durch Welten getrennt; beide genähert durch die „mildeste Form des Lebens", den Tod.

Es liegt etwas Großes, Religiöses in dieser Dichtung. Auf der Schädelstätte Golgatha erhebt sich ein Gezeichneter und redet mit Engelszungen, wenn am Boden der Andre liegt, Würmerspeise, von keiner irdischen Huld gebenedeit, sondern erschlagen vom blinden Beil des Fleischlichen. Das Drama wird ein eigenes Seitenstück zu Henrik Ibsens „Gespenstern": sanft und grausenvoll; trostreich und unerbittlich. Es ist Hauptmanns Drama von der Ungerechtigkeit des Fleisches. Bei Ibsen klingt es: „Dies irae . . ." Bei Hauptmann: „Requiem aeternam . . . Requiem aeternam." Auf Golgatha ruft der gewandelte Künstler den Respekt vor dem Schicksal in die Luft, auch die gigantisch-beschwichtigende Kraft des Unerforschten, die zerwühlend-stärkende Größe des Todes; ruft es wachsend und leuchtend; dunkel leuchtend, — „hier liegt einer Mutter Sohn." Den er im Leben meistern wollte, naht in beschämender Hoheit. Der Alte wächst, weil der Tote gewachsen ist. Mit den Armen langt er hinauf in das Reich zwischen Erd' und Himmel, in gefestigtem Schmerz und bitterster Seligkeit. Er holt das Höchste herab: die Nähe und Vertrautheit mit dem Unbekannten. „Man soll sich nicht ängsten in der Welt." So steht er am Schluß, mit einer schlicht-gewaltigen Frage. Es liegt darin kein Groll, sondern eine Sehnsucht; zugleich die Gefaßtheit eines Siegers. Hier spricht das Religiöse. Man sieht in hohe Fernen. „Der Himmel der Pfaffen ist es nicht", meint Kramer. Es ist der dunkle Himmel der Menschen.

Hauptmann umfaßt zwei Künste. Er giebt Tragikomödien. Er stellt neben seine Himmelskunst seine Teufelskunst. Das Teuflische dieses Werks liegt im Sohn. Rechts, im schiechen Körper den kategorischen Imperativ verleiblichend, der Alte. Links der Junge: mit dem Aussehen eines Marabu, verwachsen, eitel, leidenschaftlich, feig, verstockt, lügnerisch; und doch ein in den Tod gehetzter gigantischer Hanswurst, — einer Mutter Sohn. Die arme Seele unterlag der Haut. Natürlich erscheint das Trauerspiel der Mißbildung am stärksten gegenüber dem Weib. Teuflisch, wie er sich in ein Mädel verknallt, die nie sein Innerstes betreten kann: die ihn gern in Brand hält, ob auch seine Künstlerschaft ihr böhmische Berge sind. Ihr Fleischliches führt seine Seele zu irren Tänzen, —

es erwacht wiederum die Frage nach dem ewigen Zusammenhang beider Mächte. Teuflisch, wie die gesunden Banausen mit graden Gliedern den Krüppel mißhandeln: als er feig-renommistisch und verzweifelt mit dem Revolver droht. Dann kommt das Himmlische.

IV.

Unter dem Gesichtswinkel der Bühne ist in diesem Drama fast nichts gesehn. Und doch giebt es auffallende — bei Hauptmann auffallende — Theaterzüge. Die Ernennung Kramers zum Professor, im Unglück, nachdem vorher oft angedeutet, daß er nicht Professor sei; die Anwesenheit Lachmanns und Michalinens in der Kneipe (sie wohnen durch Zufall dem maßgebenden Auftritt in Arnolds Leben bei); selbst das Kabinet, in dem Liese Bänsch versteckt wird. Für jeden der drei Punkte giebt es Begründungen, doch sie fallen auf. Hauptmann ist seltsam als Techniker. Er giebt Grandioses in den Webern und sonst; und bald läßt er das Technische links liegen: wie Lenbach; wenn ein einziger großer Punkt ihn reizt. Die Abtönung der Nebengestalten gegen die Hauptmächte ist reizvoll. Aber theatralisch kommt wenig heraus. Es giebt tonlose Längen. Wenn zwei Menschen zueinander sprechen: es war einmal —, das ist ein Akkord. Er kennzeichnet mit einem Schlag ihr ganzes Verhältnis. So sinnfällige Akkorde sind mehr von Nöten. Mehr als Plaudereien über Vergangenes, über andre Menschen und verhallende Reflexionen.

Der Florian Geyer könnte, ebenbürtig gespielt, eine tiefe Wirkung üben. Das letzte Werk müßte vom Dichter erst umgebaut werden. Es gehört in die Reihe von Hauptmanns Zwischenspielen. Es ist für das Theater kaum halb fertig gemacht.

Und nach Allem bleibt es dennoch ein nicht vergänglicher Besitz im abgeschiedenen Raum des Unanrührbarsten, das wir haben.

Saharet.

Von Julius Meier-Gräfe.

Wer unsere Zeit recht versteht, muß sie lieben; nicht wegen ihrer Schlafwagen, nicht wegen ihres Sozialismus, nicht wegen ihren tausend anderen Errungenschaften, sondern um ihrer Konsequenz willen. Fabelhaft ist diese Energie, mit der sie nach allen Seiten ihre Eigenart ausbeutet, immer mit derselben Betonung wie eine feine Frau, die ihr Leben einrichtet.

Denn man kann hier wirklich mit der Zeit, mit einem Massenbegriff rechnen, mit großen Strömungen, die ganz deutlich stark differenzierte Tendenzen äußern, selbst in der Aesthetik, hier wo man gewohnt ist, von Caviar zu reden, wo die Masse aufhört, ja wo eigentlich nach dem überlieferten Pessimismus nur die zehn Leute denken und handeln.

Freilich ist aus der Aesthetik etwas anderes geworden als zu Zeiten Goethes, ja nur ein Menschenleben von heute an zurückgerechnet, sieht das Bild ganz anders aus. Was hätte damals der Schöngeist gesagt, wenn man ihm zugemutet hätte, das Tingeltangel in den Kreis seiner werten Betrachtungen zu ziehen, eine Saharet oder gar die Achseln einer Javanerin mit derselben Erbauung zu betrachten wie einen Oswald Achenbach!

Und das ist die Zeit! Es ist genau derselbe Instinkt, der die Achenbachs entfernt hat, der die Achselbewegungen der Javanerin bewundert.

Es wird bald die Aufgabe von Primaneraufsätzen werden, darüber zu reden, aber es ist nichtsdestoweniger enorm, es ist großartiger als die einzelnen Dinge, um die es sich dabei dreht, als die Personen und Thatsachen. Daß eine Zeit sich zu etwas macht, der Prozeß an sich ist interessanter als die Macher und Mittel.

Denn wie gewöhnlich ging es ohne daß die Weisen mithalfen, die Kultur lief hinten rum oder besser unten durch. Die zehn Litteraten in den drei europäischen Kapitalen waren nach enormen Kämpfen gerade dahin gekommen, an eine nicht unbedingt naturalistische Dramatik zu denken und Maeterlinck war es eben gelungen, siegreich durchzufallen, als man in Paris die ersten Bauchtänze aufführte. Gut informirte Leute behaupten allem Gerede zum Trotz, daß wirklich und wahrhaftig unter den zehn Repräsentantinnen des Dance du Ventre in der Rue du Caire der Ausstellung von 89 zwei wahrhafte Orientalinnen waren. Alle die nachher kamen sind jedenfalls im suggestiven Seinewasser getauft und haben in ihrem Abbild in den Augen ihres Alphonse den Schleier um die Hüften winden gelernt oder vor dem großen Spiegel hinten bei Bullier. Es war eine Cochonnerie sondergleichen, man stelle sich nur vor, was die hurtigen Bewegungen dieses Tanzes andeuten. Wie viel trauriger, wie viel ernster und vor allem wie viel anständiger waren die

Komödien gesprochener Kunst, die in derselben Stadt viel später noch erreichten, verboten zu werden.

Ein paar Jahre später war man gerade dabei, im kleinsten Kreise von decorativen Theatereffekten zu reden, die mutige Gemeinde in Darmstadt hatte gerade ihre Dokumente in die Welt geschleudert und den Entschluß eine neue Bühne zu bauen gefaßt, als plötzlich eine gewisse Saba Yacco wiederum in Paris wiederum der Clou einer Weltausstellung wurde, das kleine Persönchen, vor dessen Lächeln alle Sarahs und Duses und weiß Gott, wer noch auf Nimmerwiederzusehen verblichen.

Sarah — Duse — Saba Yacco.

Wieder ein seltenes Aufsatzthema — oder die Entwicklung der Postkutsche zum D-Zug . .!

Das Merkwürdige an der Entwicklung der Rapidität des ästhetischen Apparates ist nur, daß die Javaner vor vielen hundert Jahren schon genau so verlockend ihre Achseln rollten, das unglaublich Beschämende, daß schon einige hundert Jahre, bevor die zehn Litteraten einen Gedanken faßten, in Japan solche bei uns geträumten Dekorationen gespielt wurden, das tief Bedeutende, daß was die Zeit braucht, was ihr so aktuell ist, wie die Entgleisung von Gestern oder der Börsenkrach von Heute, vor ihr schon in ihr steckt.

In Paris, wo das andere Extrem bis zum äußersten gediehen war, setzte unbegreiflich natürlicherweise auch die Reaktion ein. Wir sprachen schon von dem Parisertum der Orientalen, die sich in der Ausstellung zeigten, aber schon vorher hatte sich viel natürlicher ein unmittelbarer Einfluß vollzogen, der wenn nicht aus Frankreich, nicht weiter als von jenseits der Pyrenäen herkam. Man stahl sich von der Comédie francaise zu der Duclerc auf Montmartre, sie sang und tanzte Gebärden — es waren nicht Gebete einer Jungfrau — die man so stark nicht unten unter den Gebildeten fand. Und die Duclerc war lange nicht die erste, sie fällt mir nur gerade ein, sie hatte etwas fast rührend Gemeines, das wie eine wohlthätige Dusche auf die glatten Glatzen der Opernfauteuils rasselte. Im übrigen wimmelt es auf dem Montmartre von solchen Naturkünstlern.

Der Leser könnte infolge des Namens, den er über diese Plauderei gedruckt findet, meinen, ich wollte, nachdem ich die schöne Euphemie
Sarah — Duse — Sabà Yacco
gedichtet, nun weiter dichten
Saba Yacco — Saharet
Mit nichten! Jenseits von Saba Yacco giebt es überhaupt nichts — wenigstens nicht in den nächsten fünf Minuten — und Saharet ist nur ein hübscher Titel. Er hat etwas Nettes, Adrettes, Sauberes und dabei prickelnd Amüsantes, mit dem man sich nicht kompromittiert, eigentlich der hübscheste Name, den wir seit Jahrzehnten gehabt haben und sie ist auch die hübscheste Person seit langem und wenn sie hier beim ersten Mal nicht das Unglück gehabt hätte, vor dem herrlichsten aller Scheusale, Little Tich aufzutreten, hätte Paris ihr zu Füßen gelegen. Daß sie übrigens anständig tanzt — anständig nach unseren weitherzigen Begriffen — ist nicht der schlechteste ihres Trucs. Es berührt wohlthuend, daß es etwas anderes giebt als die grobe Erotik der Oteros, Guerreros u. s. w. all der heißen Spanierinnen, die gar zu sehr wühlen und gar zu sehr das Talent an einem Punkt ihrer anbetungswürdigen Leiber konzentrieren. Sie ist ein reizendes

flinkes Tierchen — vor zehn Jahren hätte sie Kolibri geheißen, formlos, zuweilen boshaft, nie bösartig. Sie thut namentlich nach dem dämonischen der südlichen Tänze wohl, gerade so wohl wie in der Litteratur etwa Wedekind that, nachdem man sich durch die wüsten Genialereien Przybyszewskis gequält hatte. Damit verglichen wirkt sie englisch, aber mit mehr Saft. Was an den Barrisons gefiel, mit mehr Persönlichkeit und sehr viel mehr Virtuosität; gerade reizend, weil sie nicht tief ist, weil sie mit den Beinen plaudert und die lustigsten, niedlichsten Dinge. Schon ihre Rassenmischung ist rasend pikant und erklärt viel. Ihr Vater war ein irländischer Dudelsackpfeifer, ihre Mutter stammt aus den Pyrenäen, mehr Spanierin als Französin. Dazu eine richtige Seiltänzerkindheit mit allen Leiden und Freuden der Roulotte. Von all dem ist etwas in ihr geblieben, aber nicht materiell, amüsant wie eine Novelle, die man sich bei Tisch erzählen läßt, wenn man selbst festlich geputzt ist und der Champagner in geschliffenen Gläsern perlt, extradry. Sie hat von den Früheren, etwa von den Tänzerinnen des 18. Jahrhunderts gerade das, was wir gern haben und nie haben können, das nicht zu viel und nicht zu wenig Süßigkeit im Ausdruck, gerade genug Stil; und von den Heutigen gerade genug Einfälle. So blödsinnig die Musik ist, die sie sich dazu machen läßt, sie paßt glänzend dazu.

Darin steckt wohl überhaupt das Geheimniß vieler dieser neuen Wirkungen, in dieser Kombination von Schematismus und launiger Willkür. Wir sehnen uns unbewußt nach starkem Rhythmus, aber haben lange nicht die Nerven mehr, um ihn ohne starke Unterbrechungen zu ertragen. Sicher war nichts als der Rhythmus der Erfolg der Javaner bei den Künstlern, der Schönheit im streng Stilisierten, die bei uns in veralteten Formen erstarrt ist. Wollte man pessimistisch sein, so müßte man von der Anmut der Bewegungen der Javaner das abziehen, was lediglich die Neuheit der Form giebt. Die Javaner gingen sicher außer Landes, weil zu Hause die Sache nicht mehr zog, und wer weiß, ob nicht die dickste Berliner Ballerine drüben einen javanischen Essaisten zu ähnlichen Hymnen anfeuern würde wie die holde Anmut der rasierten Achselhöhlen ihrer Tänzerinnen mich zu diesen Zeilen. Jedenfalls bringt die Rassendifferenz außerästhetische Elemente ins Problem. Es bleibt etwas materiell Fremdartiges an den heidnischen Tänzen der Singhalesen, wie die größte Begeisterung vor den glänzendsten Buddha-Figuren nicht die Thatsache vollbringen kann, diese Zeichen zu unserer Vergangenheit und nicht zu der eines urfremden Volkes zu rechnen. Die Sterne unserer heutigen Tingeltangel geben das Exotische mittelbar; es ist nicht die starke Tradition, die an dem wirklich Exotischen imponiert; es giebt das Niveau und auf ihm entwickelt die Diva unserer Race ihre eigene Erfindung. Nicht viel anders ist es ja mit den japanischen Tänzen. Die köstlichen Poesieen, die Soda-Yacco den Priestern vor dem Tempel vortanzt, können so genau von keiner Überlieferung diktiert werden; sie übt da ihren Rhythmus, ihre Schönheit, ihre Formen, und die Tradition macht nur die Musik dazu. Unsere besten Europäerinnen werden sich vermutlich immer in solcher Art dieser freiesten der orientalischen Künste nähern. Die Saharet hat den Takt, den dieses Spiel erfordert. In den Folies Bergères trat sie bei ihrer letzten Anwesenheit hier am selben Ort mit den fabelhaften Spaniern auf, die die Flamanca aufführten, eine ganze Truppe von spanischen Bauerntänzen echtester Sorte, wie sie noch nie da war. So etwas von grandioser Scheußlichkeit im männlichen Erotismus wie diese Burschen ist nicht auszudenken. Die Kleine wirkte

wie Labsal nach diesen Kerlen. Es war da ein junger Bengel von sechzehn Jahren, der mit seinem Untergestell, seinen Fingern, seinen Grimassen die typischen Zerrbewegungen einer auch im Norden Europas nicht unbekannten Manie so teuflisch darstellte, daß wieder mal alle moderne Litteraturdekadenz, ja alles, was Goya gekritzelt, in den Abgrund sank. Und die Saharet bestrich nachher unsere Nerven wie ein flatternder Schmetterling über Leichen. Diese Spanier! Was in dem Volk alles noch von Scheußlichkeiten steckt, die ganze Perversität einer bankrotten Race steckte in den Fragen dieses Jünglings. Alte Weiber waren seine Partnerinnen, weißhaarige Männer schlugen das Tambourin dazu und schrieen sich heiser vor Wonne. Es ging einem die Ahnung durch die beschauliche Seele, daß diese Leute nie zu Europa gehört haben.

Uebrigens, Europa blamierte sich wie gewöhnlich bei dieser Gelegenheit. Die Flamanca ist eine Pantomime und Catulle Mendès, einer der zehn Literaten und Schöpfer dieses Jahrhunderte alten Genres hatte seinen Schützling Séverin dahin gebracht, die Hauptrolle darin zu spielen, eine Geschichte, wo einer eine Schöne rasend liebt, rasend kokuficiert wird und sich schließlich im Stierkampf von einem Ochsen Harakiri machen läßt. Im Anfang, wo der Europäer nicht oder nur vorteilhaft hervortritt und die Spanier mimen, geht alles vorzüglich. Séverin ist keiner der Schlechtesten und hatte sich Lokalton angewöhnt. Aber wie die Sache tragisch wurde, war es zum Davonlaufen, die Guerrero und die anderen Spanier blieben echt und der Europäer wurde so talmi, so kanonenhaft dramatisch, daß man die gute Guerrero nur zu sehr begriff, die sich in ihrer Loge köstlich amüsirte, als sich unter ihr in der Arena das tragische Dromedar in seinem Blute wälzte.

Zu solchen Allüren werden wir es, so lange wir auf unserer Erdhälfte bleiben, wohl nicht sobald bringen. Eine so klare Erkenntniß der Kunstgrenzen, wie sie diese Wilden haben, wird uns nicht werden. Aber wir können mit unseren Saharets recht zufrieden sein. Ich halte es übrigens für leichter, daß einer europäischen Frau eine solche Aufgabe gelingt, wie sie in diesem Fall dem europäischen Mann vorbeiglückte. Unsere von gelernter Kultur relativ verschonten Frauen haben mehr Instinkt für die Instinkte anderer, als alle unsere Männerweisheit zusammengenommen. Es ist kein Zufall, daß an dieser ganzen modernen Tanzbewegung auch nicht ein Mann beteiligt ist, und sicher ist für uns die Frau — sogar unsere eigene — das einzige Verbindungsmittel mit dieser Quelle tiefer Genüsse.

Rundschau.

Am 21. Mai 1869 sagte Bismarck im Norddeutschen Reichstage: „Es ist die Rednergabe etwas sehr Gefährliches, das Talent hat seine hinreißende Macht, ähnlich wie bei der Musik und der Improvisation. Es muß in jedem Redner, der auf die Zuhörer wirken soll, ein Stück von einem Dichter stecken, und soweit das der Fall ist, soweit er als Improvisator Sprache und Gedanken beherrscht, soweit hat er die Gabe, auf seine Zuhörer zu wirken. Ist aber der Dichter oder Improvisator gerade derjenige, dem das Steuerruder des Staates, welches volle, kühle Ueberlegung erfordert, anzuvertrauen wäre?" Man wird sich nicht leicht entschließen, diese Frage zu bejahen. Doch wie sollen die armen Staatenlenker in der Weltepoche des Parlamentarismus ohne jene gefährliche Kunst auskommen? Aus dem Bilde des eisernen Kanzlers ist der Redner Bismarck nicht auszuschalten. Allerdings hat er die Technik der Kunst von Grund aus umgestaltet. Die Staatsmänner alter Schule sprachen entweder überhaupt nicht, wie noch Fürst Hohenlohe zur Evidenz erwies, oder sie blieben im ciceronianischen Rhetorenstil stecken, wie etwa der edle Herr von Radowitz, von dessen „bravoschwangerem Ton", von dessen „Gestikulationen, die sich innerhalb der Grenze des Würdigen hielten", der Junker Bismarck 1849 in der Kreuzzeitung so entzückend plauderte: „Die Redner von Profession sahen mit unverhehltem Brotneid nach der Tribüne; die Herren aus Frankfurt blickten triumphirend um sich, als wollten sie sagen: Seht ihr, so sprachen wir alle dort." Dies Pathos der Paulskirche ist heute tot, und wo es eine kecke Urstend wagt, begegnet es nur freundlichem Lächeln. Graf Bülow, Bismarcks Erbe auch in diesem Amt, wacht darüber, daß es in seinem Grabe sanft und sicher weiterschläft. Er bewährt sich als ein Sohn dieser listigen Zeit, die für ihre letzten Empfindungen einen seelischen Arnheim besitzt. Das „Eigentliche" läßt sie unausgesprochen. Wenn wir einen teuren Freund heute nach langer Trennung am Bahnhof abholen, meinte der alte Fontane, fragen wir ihn zuerst nach seinem Gepäckschein. Graf Bülow eröffnet seine Reden über die ernstesten Dinge mit einem leichten Scherz, der womöglich an eine schwache Stelle des Vorredners anknüpft. Grimmigen Gegnern tritt er als verbindlicher Weltmann gegenüber, hochpolitische Staatsaktionen behandelt er, wenn er beginnt, im Ton der Causerie, die heikelsten Themata werden mit schlanken Aristokratenhänden angefaßt und mit behutsamer Eleganz auf ein silbernes Tablettchen gelegt. Dazu die reizende Geschicklichkeit, jeden Vorwurf von vornherein zu entwaffnen. Es wurden Ausgaben ohne verfassungsmäßige Bewilligung gemacht? Aber, meine Herren, ich bitte selbstverständlich um Indemnität! Man hat den Reichstag als quantité négligeable behandelt? Meine Herren, ich gebe Ihnen die Versicherung, das kann bei mir gar nie vorkommen! Die 12 000 Mark-Angelegenheit? Ja, meine Herren, ich gestehe freimütig zu: das war ein Mißgriff, der sich aber nie wieder ereignen wird! Die Theater-Censur? Meine Herren, hier ist kein Zweifel möglich: es müssen „Schritte gethan" und „Maßnahmen ergriffen" werden! Und so fort. Aber dabei bleibt alles beim Alten. Entzückend! Nun hat er sein Auditorium, jetzt kann er mit ihm spielen, je nach Belieben. Jetzt wird in den Grundton eingelenkt, der im vorliegenden Falle je nach der Stimmung des hohen Hauses zweckmäßig erscheint. Heute empfiehlt sich geheimnisvolle Verschlossenheit, morgen eine scheinbare „Offenheit", die in Wahrheit jedoch verschlossener ist als die Verschlossenheit, übermorgen mag es gut sein, das Ganze als Scherzo zu komponieren. Das ist dann ein richtiger Symphoniesatz. Im Verlauf der Erörterungen wird man ernster, prinzipieller, gewichtiger, aber nur nicht zu weit auf diesem Pfade ausgeschritten! Schnell Halt gemacht! Ein neuer Witz fällt, ein Citat, etwas aus Goethe, etwa aus Schiller, jedenfalls eins, das nicht zu viel voraussetzt, oder eine fein berechnete, wie absichtslos hingeworfene Salon-Bemerkung, — „Heiterkeit", „Sehr gut!" Oder es wird ein Aktenbündel geöffnet und aus den mystischen Verschwiegenheiten der Diplomatie ein unverfängliches Blättchen vor den erschauernden Hörern verlesen: sie fühlen sich geehrt, fühlen sich plötzlich als Mitwisser bei dem, was hinter den Kulissen vor sich geht, es tritt atemlose Stille ein — „Hört, hört!" Graf Bülow ist ganz der Schüler Bismarcks, nicht der Schüler des neudeutschen Oratoren-

stils, dessen Waldersee sich bedient, der in der Generalintendanz zu Wiesbaden blüht, wo es „herbstlich in den Lüften harft", und den Major Lauff in Jamben umgießt. Bülow legt das Priestergewand des Archon Basileus so wenig an wie den Feldherrnmantel des Archon Strategos, er bleibt ein Plauderer, wie sein großes Vorbild. Nur dies trug einen Kürassierrock, er einen Gehrock, das ist der nicht unwesentliche Unterschied. Und da er leichter bekleidet ist, kann sich der Plauderer zum Fechter entwickeln. Nicht krummer Säbel und nicht Rapier, Florett ist seine Waffe. Er tritt auf mit geschickten Paraden, geistreichen Finten und leichten Scheinangriffen, „doch im letzten Verse stech' ich"; denn Bernhard von Bülow ist ein kluger und feiner Kopf, froh im Gefühl seiner früh errungenen Macht und seiner elastischen Kräfte, sehr klar über seine realen Ziele und viel zu kaltblütig, um sich „an Sentiments zu rösten." Dazwischen werden anschauliche Bilder entworfen: „Es hat mich interessiert zu sehen, wie der Herr Abgeordnete Hasse herumplätschert in den blauen Wellen des unbegrenzten Oceans der Konjekturalpolitik", „Die öffentliche Meinung ist der starke Strom, der die Räder der staatlichen Mühle treiben soll" — unnötig, auf die Muster hinzuweisen. Fremdworte und ungewöhnliche Fachausdrücke werden nicht verschmäht, es macht doch vielleicht Eindruck, wenn man vom „Instradieren einer Politik" spricht, — ein „Berliner Brief" der Kölnischen Zeitung vom 2. Oktober 1862 über das Auftreten des neuen Ministerpräsidenten, den Philipp Stein in seiner trefflichen Reklam-Ausgabe der Bismarckschen Reden mitteilt, erzählt ärgerlich von dem „reichlich mit Fremdwörtern verzierten Geplauder — z. B. deraillieren, indulgieren, Kakophonie und dergleichen". Man bleibt vor allem stets persönlich — nicht „die Regierung", sondern „ich" —, versäumt nicht, pikant von eignen Empfindungen zu sprechen, und operiert in liebenswürdigstem Selbstbewußtsein mit einer raffinierten Bescheidenheit: „Ich zweifle ja nicht, daß der Herr Abgeordnete mir an diplomatischer Geschicklichkeit, an staatsmännischer Erfahrung und Einsicht, an Willenskraft weit überlegen ist, ich bin aber doch überzeugt, daß, wenn er an meiner Stelle stände . . ." — wie oft hat Bismarck das verlockende und bezwingend komische Bild ausgemalt: wenn der Herr Abgeordnete Windthorst einstens an meiner Stelle stehen wird . . . .! Mit solchen Mitteln, die nie versagen, bezwingt Graf Bülow die ganze Schaar seiner Gegner, die donquichotesken Alldeutschen, die nicht glauben wollen, daß in Südafrika billig sei, was in China recht ist, die Vorsichtigen und Kleinmütigen, die sich an den neuen Begriff Weltpolitik nicht gewöhnen wollen; ja selbst ein so gewitzter Parlamentarier wie Eugen Richter läßt sich von ihm überrumpeln und bleibt sprachlos liegen. Die politischen Feinde werden ihn kaum jemals fällen. Wenn er sich nur nicht zu weit vorwagt und dadurch nach einer ganz anderen Richtung Eifersucht erweckt . . .!

M. O.

* * *

In einer grundlegenden Untersuchung behandelt Dr. Franz Oppenheimer „Das Bevölkerungsgesetz des T. R. Malthus und der neueren Nationalökonomie." (Akad. Verlag für soz. Wissenschaften. Berlin-Bern 1901.) Malthus sagt, daß das Menschengeschlecht sich beständig über die Unterhaltungsmittel hinaus zu vermehren strebt. „Aber da kraft des Gesetzes unserer Natur, welche die Nahrung zum Leben des Menschen notwendig macht, die Bevölkerung in Wirklichkeit niemals über das niedrigste Maß von Lebensmitteln, wodurch sie zu erhalten ist, hinauswachsen kann, so muß in der Schwierigkeit, Nahrung zu erlangen, eine starke Hemmung der Volksvermehrung in beständiger Wirksamkeit sein. Diese Schwierigkeit muß irgendwo erscheinen und notwendig in einer oder der anderen der verschiedenen Gestalten des Elends oder der Furcht vor Elend von einem großen Teil des Menschengeschlechts hart empfunden werden." Dieser Satz ist für Malthus, wie Oppenheimer vor allem aus den Entstehungsbedingungen seines Werkes nachweist, keine historische sondern eine immanente Kategorie, die immer wirksam gewesen und es immer sein wird. Die Klassenverschiedenheit und das daraus folgende Elend von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hat ihre zureichende Ursache; diese Ursache ist aber ein Naturgesetz, das nicht beseitigt werden kann und wird. Diese pessimistische Theorie, die Malthus dem optimistischen Sozialismus seiner Zeitgenossen Godwin und Wallace entgegensetzte, ist durch Modifikation und Mißverständnisse konservirt worden, um noch heute als das wichtigste Gesetz der modernen Nationalökonomie zu gelten.

Oppenheimer widerlegt zunächst die echte Theorie von Malthus, indem er in sehr glücklicher Weise darstellt, wie gerade durch die zunehmende Dichtigkeit der Bevölkerung die Menge der Nahrungsmittel vermehrt und vor allem die Sicherheit ihrer Zustellung an die Konsumenten vergrößert wird. Die Gefahr der Hungersnot existirt wenigstens für Europa nur noch in dünn bevölkerten Ländern wie in Rußland. Die Statistik zeigt, daß sich die Unterhaltungsquote für den Einzelnen in diesem Jahrhundert mindestens verdoppelt und die Möglichkeit ihrer Zuführung durch das entwickelte Transportwesen vervielfacht hat.

Unter den Händen der neueren Nationalökonomen ist aus dem Malthusschen Naturgesetz allmählich eine blos historische Kategorie geworden. Bei Malthus besteht immer und

überall „Uebervölkerung". Die Menschenzahl ist **immer** zu groß im Verhältnis zu den vorhandenen Nahrungsmitteln; denn sie wächst immer zu stark im Verhältnis zu den möglichen Nahrungsmitteln. Uebervölkerung im modernen Sinn ist eine zeitweilige, heilbare Erscheinung, die aus der Unvollkommenheit menschlicher Einrichtungen resultirt. So gebraucht Adolf Wagner den Ausdruck „relative Uebervölkerung," d. h. mangelhafte Anpassung der Volkswirtschaft an die veränderten Existenzbedingungen vermehrter Menschenzahl. Die Nationalökonomen betrachten sich als Anhänger von Malthus, obgleich sie es in der Hauptsache durchaus nicht sind, und sie betrachten sich als Gesinnungsgenossen, obgleich ihre Ansichten weit auseinander gehen. Grundsätzlich lassen sich in ihrer eigenen Stellungnahme zwei Auffassungen unterscheiden, die Oppenheimer nach einander zu widerlegen sucht.

Der „prophetische Malthusianismus" erster Abart enthält Zukunftsbefürchtungen nicht auf Grund eines Naturgesetzes sondern vorausgesetzter sozialer Komplikationen. Er ist unhistorisch, weil er in den Verhältnissen eines exportiernden Industrievolkes ein wirtschaftliches Novum mit großen Gefahren zu sehen glaubt, obgleich es sich um nichts anderes handelt als um die Manifestation einer uralten Entwicklungstendenz auf erweitertem Gebiete, und obgleich jene Gefahren immer geringer werden, je größer das umspannte Gebiet ist. Der „prophetische Malthusianismus" zweiter Abart enthält eine Zukunftsbefürchtung, die nicht wie bei diesem auf der Voraussetzung einer mangelhaften Anpassung der Wirtschaftsordnung an eine gewachsene Volkszahl beruht, sondern, wie bei dem ursprünglichen, auf einer vorausgesetzten Kargheit der Natur; er unterscheidet sich aber von der Malthusschen Theorie dadurch, daß dieses Mißverhältnis nicht die Regel jeder Wirtschaftsgemeinschaft ist, sondern erst in irgend einer Zukunft eintreten soll, eine Zukunft, die er infolge der Verkennung der möglichen Nahrungsmittelerzeugung und Volkszahl für nahe hält. — In seiner Widerlegung legt der Verfasser den Nachdruck darauf, daß sich die Volkszahl nicht so stark vermehren kann, als man fürchtet, und daß die Unterhaltsmittel sich viel stärker vermehren können, als man erwartet.

Wenn man die Malthussche Theorie preisgiebt, so wird das Problem des Sozialismus in voller Größe wieder aufgerollt, unter dem hier nicht Kommunismus oder Kollektivismus, sondern eine Wirtschaftsordnung ohne Grundrente, Unternehmungsprofit und Kapitalzins verstanden wird. Wenn nämlich Not, Elend und Laster in der Welt nicht bedingt sind durch ein ehernes Gesetz der Natur, dann muß für Not, Elend und Laster der Vergangenheit und Gegenwart ein anderer Erklärungsgrund ausfindig gemacht werden, der schwer in etwas anderem zu suchen wäre als in der Organisation des Staates und der Gesellschaft. Wer den sozialen Staat heute bekämpfen will, der muß es aus anderen als populationistischen Gründen thun, wie es Malthus gegen Godwin that.

E—r.

* * *

Unsere Leser haben im vorigen Dezemberheft eine Reihe von Briefen des **Peter Cornelius** an das Ehepaar v. Milde kennen gelernt, die sich verlohnt in ihrem Zusammenhange zu studiren. Die Tochter des Weimarer Künstlerpaares, Natalie v. Milde, hat sie bei Böhlaus Nachfolger, Weimar mit interessanten Porträtbeigaben veröffentlicht und eine Einleitung vorgesetzt, die in sehr feiner Empfindung den Rahmen des Ganzen zeichnet. Ich habe seit langer Zeit keine Briefe gelesen, die einen solchen Stimmungsreiz haben. Von dem thatsächlichen Inhalt garnicht zu reden, ist das Verhältnis von Peter Cornelius zu Rosa v. Milde psychologisch ein ganz eigentümliches. Es ist ein Madonnencult, den er vor ihr verrichtet, sie ist seine Herrin und alles, was er schreibt, empfindet, erlebt, geschieht in ihrem Zeichen, in ihren Farben. Cornelius enthüllt sich als eine romantische Natur älteren Stils, der im Grunde zu den Neuromantikern um Liszt nicht paßte. Seine Art zu fühlen, zu dichten, sich hinzugeben und wieder starre Reimformen zu suchen, hat garnichts von dem Realismus und der Propaganda der neudeutschen Schule. Er bleibt ein naives spielendes Kind von höchstem menschlichen Zauber, und vielleicht wird einst der Geschichtsschreiber sagen, daß der edelmütige Dienst, den ihm Liszt mit seiner Protektion erwies, zugleich sein Unheil war, eine Verschiebung in fremde Bahnen.

Cornelius' „**Barbier von Bagdad**", sein zartestes Bühnenwerk, wurde jetzt erst in Berlin einstudirt, nachdem sich Liszt vor 50 Jahren schon dafür in Weimar selbst geopfert hatte. Alle edlen Herzen werden diesem Werke ihre Sympathie nicht versagen, alle modernen Menschen werden es verteidigen, weil sie es der Tradition ihrer Schule schuldig sind. Aber das große Publikum wird trotz der 50jährigen Anstrengungen nicht dafür gewonnen werden. Ein Deutscher versucht hier humoristisch zu sein, aber er kann es nur im Orchester; er versucht den Buffo zu machen, aber man achtet nur auf seine Lyrik. Es sind schreckliche Dinge im selbstverfaßten Text, die selbst dem unliterarischen Musiker auffallen müßten, eine theoretische Lustigkeit, die mit der Komik spielt, wie mit einem Kontrapunkt. Aber man kann Cornelius nicht böse sein, der Geist seiner edlen Lieder spricht auch hier, seine subjektive Lyrik ist ergreifend. Von der Freskomalerei der Bühne ist nichts zu verspüren und das Feingesponnene wirkt im Zimmer, aber nicht im Theater.

Das ist charakteristisch für eine große Anzahl jüngerer deutscher Werke.

Auch Hans Pfitzner's „Armer Heinrich" gehört hierher, die letzte Neuheit der Berliner Oper. Der Textdichter James Grun hat aus der dankbaren Sage, die Nacktheit und Religion, Mystik und Grausamkeit so wunderbar mischt, ein dramatisch unwirksames Stück gemacht. Für die Oper, die auf stärkere Handlungsmomente rechnen muß, wäre es unbedingt besser gewesen, wenn sich Heinrich und Agnes nicht gleich von Anfang an kannten, sondern so träfen, wie sich der Holländer und die Senta treffen. So wirkt das ganze Stück etwas zu lyrisch, wie der Barbier auch zu lyrisch war, für die Kraft dieser Dichter. Erst der vollendetste und fertigste Dramatiker darf sich solche Lyrik erlauben. Aber was Pfitzner musikalisch darüber baute, ist so voll von starker Empfindung und ursprünglicher Ausdruckskraft, daß man die Fehler des Dramas fast übersieht. Für den modernen Musiker ist die Partitur des Armen Heinrich ein ganz seltener Hochgenuß. Es mag Manche geben, die daran vorbeigehn; Andere wird es ins Herz treffen; für Alle wird es als Arbeit, in Erfindung und Technik, staunenswert bleiben. Es sind ganz neue Dinge darin: Sordinenaccorde mystischer, als im Parsifal; lange Soloviolingänge, die die Stimme zart begleiten, wie ein präraefaelitisches Gewand einen Engel; flagellantische Ausdrucksformen in der Musik, aus gewetzten Messern und dem Cantus der Liturgien gemischt, von kühnsten Farben. Das große Publikum darf das nicht hören, es ist für die Ohren derer, die den künstlerischen Intellekt für diese Dinge aus anderen Sphären mitbringen.

Der Arme Heinrich und Straußens Guntram sind sich verwandt in ihren rücksichtslosen Klang- und Ausdrucksneuerungen. Andere Opern stehen dem populären Geschmack, der üblichen musikalischen Anschauung näher. Vielleicht ist d'Alberts Kain unter den neueren dieser Art die beste. Man könnte an diesem Werk die Entstehung der modernen deutschen Oper aus der Symphonie demonstriren. Es ist ein symphonisches Triptychon, drei Riesenorchestersätze, zwischen denen sich das Urdrama der Menschen halb oratorienhaft abspielt. Wieder Brahmsisch in der Farbe, wie es d'Albert von je liebte. Eine ausgezeichnete Musik, großgedacht, aber offenbar zu keusch für den lauten Erfolg.

Was kommt nach Wagner? Während der Corneliussche Barbier in der Oper vorbereitet wurde, waren bei Kroll die Italiener mit dem Rossinischen Barbier und errangen wilde Beifallsstürme. Italiener, wie sie einst durch die Residenzen zogen, als es noch keinen deutschen Opernpatriotismus gab und man sich noch nicht schämte eine heitere Melodie einfach so zu genießen. Diesmal war es die silberne Sembrich, der schmelzende Bonci, der seriöse Arimondi und Tavecchios Schauspielergesicht. Eine Truppe so gut, wie sie selten in Italien beisammen ist, und ihre Künste, vor allem im Don Pasquale, Donizettis graziöser Rococooper, und noch mehr im Barbier von Sevilla spielten so raffinirt, daß den Berliner Kindern die Augen über Italien wieder einmal aufgingen. Man hat niemals in Deutschland eine so stilvolle Barbieraufführung gesehen, wie hier. Der Barbier deutsch ist eine Fratze, italienisch ist er ein Paradies der tänzerischesten Gefühle. Es ist eine vollendete Kunst, aus der heiteren Seele geboren, aus geschmeidigen Kehlen entwickelt und in eine leichte Papiermanchette des Orchesters eingewickelt. Die Deutschen zwingen die Sänger Instrumente zu sein, die Italiener schreiben Melodien, die von den Instrumenten gespielt eine trockene Einleitung sind, von den Kehlen gesungen ein himmlisches Leben gewinnen. Eine vollendete Kunst, so gut am dritten Tage der Schöpfung, wie unsere deutsche Oper gut ist am vierten Tage. So ist es schön, so hat jeder seinen Tag und man darf nur am vierten Tage nicht vergessen, daß es einen dritten gab.

Ist hier die Heiterkeit vielleicht, von der man sagt, daß sie nach Wagner wiederkommen wird? Die die Bücher über Musik schreiben, sehnen sich zum Teil sehr danach. Die Bücher zerfallen, wie die Musik, in die Nachzügler und die Vorposten. Beide können gut, beide schlecht sein. Hauseggers nachgelassene „Unsere Deutschen Meister" (München Bruckmann) ist ein gutes nachzüglerisches Buch, Max Graf's „Wagnerprobleme" (Wiener Verlag) ist ein flüchtiges Vorpostenbuch. Hausegger ist der getreue Wagnerschüler, der mit ehrlicher Liebe sich die Gestalten von Bach, Mozart, Beethoven vornimmt und an ihnen noch mehr empfindungsvoll als neuschöpferisch nachweist, wie sie allmälig das deutsche Ideal der Musik, die Ausdrucksmusik, in ihrer Reihenfolge entwickelten. Das läuft schön und ehrwürdig auf den Endpunkt Wagner hinaus, wie Hegels Philosophie auf Hegel hinauslief. Nun kommt aber Max Graf, ein junger Mensch, und fragt: was weiter? Hausegger ist Grazer, derb und fest; Graf ist Wiener, nervös und hüpfend, eine Cigarettennatur. Er findet ausgezeichnete Worte für das, was an Wagner zu überwinden ist, und für das Zukünftige, Hoffnungsreiche. Aber man darf annehmen, daß er diese Worte mehr aus einer leichten schriftstellerischen Routine, als aus ringender Ueberwindung gefunden hat. Das neue Zukunftsblild steigt auf: die heitere Musik, wie sie Nietzsche in Liszts Carmen mehr oppositionell, als ernsthaft verehrte. Hier fängt Graf zu springen an und läßt uns im Stich. Er denkt viel zn flüchtig daran, daß Wagner in den Meistersingern das alles viel „heiterer" gemacht hat, als der geistvolle und geschickte Franzose. Diejenigen, die das Heitere gegen Wagner ausspielen, vergessen die Sonne seines

glänzendsten Werkes. Das hat Nietzsche, der Große, gethan, dem die Heiterkeit der Meistersinger zu nordisch ist, und das haben die Kleinen ihm nachgemacht, die aus der Schwermut von Hans Sachs die graue Perspektive zu gewinnen versuchen. Trotzdem lese man Graf. Seine Ungenirtheit hat etwas Anregendes.

Noch einen Dritten will ich nennen: Arthur Seidl. Seine Schrift, vier Vorträge, heißt: „Moderner Geist in der deutschen Tonkunst" (Berlin, Harmonie). Wenn ich Seidl lese, fühle ich mich stets sehr satt. Er ist der trefflichste Materialsammler, der je da war. Man müßte ihm die **Monumenta Musicae** übergeben. Ich kann ihn von einzelnen Geschmacklosigkeiten nicht freisprechen, aber ich stelle seine Bücher, auch dieses, stets in das mittelste Fach des Regals, weil man sie braucht. Sie sind vorzügliche Nachschlagebücher. Seidl sammelt alle modernen Lieder, alle Komponisten neueren Schlags, die Dichter neueren Schlags vertont haben — er sammelt sogar die, die es nicht gethan haben. Er sammelt alle modernen Tonwerke und er registrirt nach Apollinisch und Dionysisch. Er zeigt den Zarathustraweg der Musik und analysirt die Kompositionen, die hinter Wagner kommen und durch Nietzsche bestehen. Ich will meine Ansicht nicht verschweigen. Der Zarathustra von Richard Strauß hat mit Nietzsche so wenig zu thun, als Liszts Orpheus mit den Liedern des alten Hellas. Er ist Straußens glücklichstes Musikstück, aus Musik geboren, ob vor, ob wegen, ob gegen Nietzsche — er ist ein gutes Stück, er ist lebendige Musik, was giebt es Höheres für alle, die nicht Literaten sind?

O. B.

* * *

„Deine lebendige Seele muß die antike Seele berühren, sie muß mit ihr verschmelzen zu einer einzigen Seele und einem einzigen Unglück, sodaß der Irrtum der Zeit zerstört erscheint und jene Einheit des Lebens sich offenbart, nach der meine Kunst mit Gewalt strebt" . . . .

Wie Faustens Leidenschaftsverlangen die griechische Helena aus dem Schattenreich heraufbegehrt, so wirbt d'Annunzios künstlerische Sehnsucht jetzt um das übermenschliche eherne Bild der antiken Tragödie. Im „Fuoco" hört man den Vorklang und in dem Drama von der „Toten Stadt" sehen wir, wie die antike und die moderne Seele sich umschlingen, in einer furchtbar tötlichen Umarmung. Aus einer ungeheueren Vorstellung ward dieses Drama geboren. Der Abgrund der Zeiten füllt sich. Die Seele erlebt Jahrtausende. Die Königsgrüfte der Atriden im verdorrenden Land von Argos öffnen sich. Der Odem der grausen Frevel, die die Natur mit gütigem Staub bedeckt, weht neu hervor. Der alte Fluch wird wieder wirksam und Tod und Verderben bringt er dem Verwegenen, der an die goldenen Masken forschungshungrig rührt. Und in seinem Innern leben sie wieder auf, diese Toten, durch majestätisches Schicksal und majestätischen Frevel gezeichnet, sie leben auf mit dem ganzen entsetzlichen Leben, das Aeschylos ihnen eingeflößt, ungeheuerlich, wie in der Orestie, „ohne Unterlaß verfolgt von dem Schwert und der Fackel ihres Geschickes" und ziehen ihn mit hinab.

Die Antike, die uns so lange stumm war, redet in diesen Tagen wieder lebendig. Das aber ist ein anderes Erwachen als vor hundert Jahren. Das Griechentum, das der gräzisierende Klassizismus damals zu einem weißen, kalt gipsernen Scheinleben heraufrief, als akademisches Gliederpuppenvorbild und das trotz seiner Blutlosigkeit so zähen Bestand bis tief in das nächste Saeculum behalten, mußte unserer auf das Charakteristische, Farbige, Lebensfüllige ausgehenden Kunstanschauung als lebentötend erscheinen. Dies Griechentum war totes Symbol für uns.

Und mit ihrem gefälschten Abbild blieb die wirkliche Antike unumworben fern von uns. Jetzt aber sagt ein Dichter, der die glühendsten Farben und die stärksten und tiefsten Lebenssteigerungen liebt, daß er sie nur in der Antike findet. Und wenn diese Dichtermeinung etwa dem skeptischen Kritizismus als phantastische Persönlichkeitswillkür erscheinen sollte, so kommt gleichzeitig ein Gelehrter, der nach Schönheit nur von der positiven und sicher gegründeten Forschungswarte ausblickt, Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff, und spricht sein Anathema über die Klassizisten, nennt die Juno Ludovisi Thorwaldsensch und schwärmt von den farbigen Marmorfiguren der wahren Griechenzeit, von der Gold- und Edelsteinplastik und von den Bronzen, die mit Email und Steinen geschmückt waren, wie die Juwelenbüsten des Jean Dampt. Und das griechische Drama ist ihm nicht schöngeistige Rhetorik, sondern die neue poetische Form, die dem Individuum Raum gab, sich selbst darzustellen: „handelnde Menschen, Zusammenstöße der Individuen, Kampf des freien Lebens, Freiheit auch im Untergang durch das Schicksal."

„Geister erscheinen nur Geistern" — mit solchem Geist hat sich Wilamowitz der antiken Tragödie genaht und sie hat sich entschleiert. Und so hat er sie unserm Ohr verständlich geprägt in einer Sprache voll Blut und Mark und lebendig kraftvoller Schönheit. Sie durfte nicht im Buche bleiben. Der tapfere Akademische Verein für Kunst und Litteratur unter Hans Oberländers Führung brachte die Orestie auf die Bühne und wir erfuhren jetzt, was d'Annunzio den Atem stocken machte, was ihn im Fieber rasen ließ, als im „Fuoco" seinen im Wahnsinn der Konzeption lodernden Augen die Tragödin als Kassandra erschien.

Diese Bilder gigantesker Phantasie: Flammenposten über Meer und Land; ragende Berggipfel, die einander durch Feuerzeichen Siegesbotschaft melden; Duft verbrannter Schätze, vom Sturm in alle Winde verweht. Diese Szenen voll Schicksalshoheit: Agamemnon, der Flottenführer, Sieger und totgeweihtes Opfer zugleich, auf dem Streitwagen zwischen der frohlockenden purpurnen Klytämnestra und der weißen Priesterin mit dem Tod auf den bleichen Lippen und in den erstorbenen Augen. Und auf den prahlerischen Empfang der Frau das menschlich herbe Wort des Königs, das die Hölle dieser Schlimmzusammengeschmiedeten jäh offenbart:

Tochter der Leda, meines Hauses Hüterin,
Zu meinem Fernsein stimmt Deine Rede wohl:
So lang war sie gesponnen . . . .

Voll erstarrenden Grauens, wie ein Medusenreigen, die Infernoscenen der Kassandra, die von den Nattern des Entsetzens umzüngelt in einer furchtbaren Vision das ganze Gräuel des Hauses, die blutbefleckte Vorzeit bis zu den Moment, da wieder das Beil, der alte Mordgesell, zur fürchterlichsten That, zum Gattenmord sich regt, in konvulsivischen Zuckungen erlebt: „am Boden glänzt es feucht — ein Menschenschlachthaus.“

Wir sahen die Seherin, wie sie d'Annunzio sah, im Grenzenlosen, die Pupillen von der Prophetie starrend vergrößert, daß sie die Iris verschlangen mit tiefem Dunkel, den Mund krampfig erweitert und grausam zerrissen von den schreienden Extasen der Flüche und Weissagungen. In den Pausen ihres Schicksals aber, wenn sie sich den Schaum von den bleichen Lippen wischt, wurden ihre Augen „sanft und traurig, wie zwei Veilchen“. Und mit solchem Blick geht sie den Weg des Todes durch die Hodespforten des Atridenschlosses.

Und noch ein drittes Bild ist unvergeßlich. Klytämnestra zwischen den offnen Thüren des Palastes, in roter Helle vor den Leichen des gemordeten Helden und des geopferten Mädchens, furchtbar prächtig, vom Wetterleuchten einer ungeheuern That bestrahlt.

Dies flüchtige Notizbuch der Eindrücke kann nicht die ganze Stimmungsskala dieser Dichtung durchmessen, die von der Wildheit urweltlicher Elementargeschöpfe, mythenumwittert, ausgeht; zu den Mächten der Tiefe sich schauernd neigt; zu den Göttern des Lichts hinansteigt; im erhabensten Schauspiel die alten Götter gegen die neuen führt, und von den Göttern wieder zu den Menschen wandelt, zu dem neuen Menschen, der das Recht anerkannt hat und dieses Rechtes Rechte und Pflichten freiwillig unterwürfig und dadurch selbstständig geworden, in Freiheit auf sich nimmt — der Sieg des Menschen!

Es kann auch nicht mit bewundernder Kritik bei dieser Aufführung verweilt werden, die die Orestie nicht in ein knapp zugeschnittenes Abendstück kondensirte, sondern sie wirklich als ein Bühnenweihfestspiel gab.

Aber das kann gesagt werden, daß wir es dieser Aufführung zu danken haben, wenn die Antike uns jetzt wieder lebt.

Vor zehn Jahren begrüßte der Beifallsjubel der Studenten die neue Wirklichkeitskunst, die den glatten Konventionalismus theatralischer Scheinwelt hinwegfegte und in scharfem Spiegel das Leben abbildete.

Und jetzt zehn Jahre später sind es wieder Studenten, die dem, was allerorten künstlerische Sehnsucht ist, Steigerung des Lebens, größerer und reicherer Anschauung, Gestalt verleihen.

* * *

Von Autobiographien, Briefmappen, Persönlichkeitsdokumenten, die im letzten Dezennium seltnere Früchte waren, gab es am Jahrhundertende reichlichere Ernte.

Von Hebbels Briefen hat R. M. Werner in B. Behrs Verlag (E. Bock) eine reiche Nachlese in zwei Bänden herausgegeben, auf die noch einzugehen sein wird. Von der Sammlung der Nietzschebriefe erschien der erste Band bei Schuster und Löffler.

Paul Heyse erzählte seine Jugenderinnerungen (bei Wilhelm Hertz erschienen).

Aus Marie Ebners Erinnerungskästen legte Anton Bettelheim interessante Blätter vor und begleitete sie mit klugen Reden (Verlag von Gebrüder Paetel) und Max Müllers lebendiges Reminiszenzenbuch „Alte Zeiten — Alte Freunde“ (Gotha F. A. Perthes), das kurz nach dem Tod seines Verfassers herauskam, gab beredt und anmutig Zeugniß von einem Vielgenannten und doch nicht allzusehr Gekannten.

Das Charakteristikum dieser Bücher im Gegensatz zu den anspruchsvollen Lebensannalen mancher viel kleinerer Menschen liegt in dem leichten ganz ungezwungenen unprätentiösen Ton, in dem sie sich geben. Diese Menschen sind viel zu geschmackvoll, um ex eventu ihre litterarische Entwicklung zu rekonstruiren, sie sprechen überhaupt, wie Leute von guten Formen, nicht zuviel von sich und ihren Werken. Sie nehmen sich nicht als Narzisse isolirt aufs Korn und porträtiren sich in Soloszenen, sondern sie wenden die vornehmere indirekte Charakteristik auch im Autobiographischen an. Das heißt, sie schildern Situationen, Begegnungen, Beziehungen, Aktion und Reaktion. Sie zeichnen die Bilder anderer. Und diese Spiegelungen sind fruchtbar genug, auch den zu beleuchten, der den Spiegel hält.

Das Ebnerbuch ist mit der Aussprache am sparsamsten. Diese zurückhaltende, bescheidene, in sich so tapfere Dichterin hat im Leben und in der Kunst stets den größten Reservetakt bewiesen. Man muß es Bettelheim danken, daß er das Vermittler- und Dolmetscheramt übernommen hat, sie uns menschlich noch näher zu bringen.

Das Interessanteste an diesem Buch ist die zeugnißschwere Bestätigung der zwar nicht fremden aber doch immer nur flüchtig angedeuteten Thatsache, daß diese so hoch verehrte Künstlerin, die kaum einen Gegner kennt, eine so dornenvolle litterarische Vergangenheit hat. Wir sind nur zu geneigt, sie uns im satten glücklichen Besitz vorzustellen. Und hier hören wir, daß ihr Dichten und Schaffen bis zu ihrem fünfzigsten Jahr Enttäuschung und Zweifeln war, von Anfeindung und Spott verfolgt und höchstens mit gutmütiger Nachsicht für die „schwache Seite der gräflichen Dilettantin" abgefertigt wurde. Und wir lesen in einem Brief, den sie an Heyse schrieb, von dem zwecklosen Umherirren ihrer Manuskripte bei Verlegern und Redakteuren und von der tiefen Entmutigung, die über sie kam, wenn sie den letzten Strich an einer Erzählung gethan. „Wen soll denn das interessiren," dachte sie, „Du hast wieder einmal Deine Zeit verloren."

Von 1880 ab datirt erst ihr Aufgehen, die neunziger Jahre waren ihre fruchtbarste Zeit und heute ist die Siebzigjährige noch so schaffensfroh anregungsempfänglich und frisch, daß sie nach Italien geht und sich dort neuen Stoff und neue Anschauung holt. Die Frucht dieser italienischen Spätlingsjahre — Marie Ebner hat jetzt zum ersten mal römischen Boden betreten — wird die „Agave" heißen.

Der Ebner wurde wie Theodor Fontane der Herbst am reichsten. Und das beruht zweifellos darauf, daß die Jugend beider in eine Periode fiel, wo glatter Konventionalismus, Bildungsphilisterei und hohles Schöngeisttum Trumpf war.

Erst die Zeit ward beiden gerecht und erweckte mit ihrem Beifall fruchtbares Schaffen, die das feine sichere Gefühl für das Echte im Einfachen, für die Schönheit der charakteristischen Linie, ohne jeden billigen Scheinputz aufgepappter Ornamente sich und einer größeren Allgemeinheit neu eroberte.

So wie Marie Ebner kann sich Paul Heyse nicht bei der neuen Zeit bedanken. Die nötige, wie alle Revolutionen, gewaltthätige Revision von 1890 sah in seinem Schaffen nur die kühle Glätte und erklärte allzu blutgierig gleich das Soignirte der Form, die gewählte unauffällige Eleganz der litterarischen Tracht für Schönlingsthum und Firniß, für zimperliche Bemäntelung der rauhen nacktbrüstigen haarbuschigen Wahrheit.

Das waren Jahre, die die Empfindlichkeit des verwöhnten Mannes hart trafen. So hart, daß er ganz gegen seine Natur mit gleicher Waffe erwiderte und im „Merlin" ein gleichermaßen einseitig verzerrtes Bild von Denken und Wollen der neuen Generation entwarf.

Es ist ein Zeichen vornehmer Menschlichkeit, daß Heyse in seinen Erinnerungen von jenen giftigen Unmut nichts mehr zeigt. Hier ist alles Gelassenheit und Ruhe und die Befriedigung, die zum Schlusse klingt, daß Formkultus, Stilneigung, Sehnsucht nach größeren Weltbildern sich nun wieder regen, hat nichts rechthaberisches. Noch weniger deutet sie darauf, daß er die Befriedigung dieser Sehnsucht etwa für sein Monopol erklärt und sich als den verkannten Feldherrn proklamirt, der ausgegrollt hat und eine Wiedereinholung nicht ungern sehen würde.

Mit kluger Lebenskunst betont er vielmehr seine Rolle als Zuschauer und seiner Weisheit letzter Schluß ist: Die Leidenschaft bringt Leiden.

Wie Heyses Buch, so berühren auch Max Müllers Erinnerungen mehr das Menschliche als das Litterarische.

Die wissenschaftlichen Eigenschaften dieses Religions- und Sprach-Forschers werden von den Fachmännern nicht als völlig einwandsfrei eingeschätzt.

Professor L. v. Schröder schrieb in seinem Nekrolog in der „Zeit", scharf resumirend: „Er war ein bedeutender Indologe, — aber Böthlingk und Roth, Bühler und Weber und noch manche andere bedeuten der indologischen Forschung ebensoviel und mehr als Max Müller. Als Sprachforscher kann er mit den ernstlich Großen auf diesem Gebiet gar nicht in einem Atem genannt werden und von seinen mythologischen und religionswissenschaftlichen Theorien ist schon bei seinen Lebzeiten fast alles zusammengebrochen und zerbröckelt."

Doch nach diesem harten Urtheil folgt die rückhaltlose Anerkennung: „aber wie er von diesen Dingen redete, von dem indischen Alterthum, von den epochemachenden Entdeckungen der vergleichenden Sprachkunde, von vergleichender Litteraturwissenschaft, von mythologischen und religiösen Problemen — das konnte ihm niemand nachmachen! Dies Wie blieb sein unbestrittenes Eigentum. Immer fein in der Form, immer geschmackvoll, geistreich, graziös, von einem Hauch der Poesie berührt, ein Stilist von Gottes Gnaden, Englisch und Deutsch in gleicher Vollendung sprechend und schreibend, so mußte er gefangen nehmen und es gelang ihm spielend. Wie leicht, wie graziös, wie unterhaltend wußte Max Müller den Fernestehenden einen Begriff von dem Problem seiner Wissenschaft zu geben, wie werthvoll mußte da Vielen seine Vermittelung und Anregung sein. In weitesten Kreisen hat er das Interesse für die von ihm vertretenen Wissenschaften geweckt und auch schon darum haben auch die Fachgenossen ihm Dank zu zollen."

Dies Anregende, Anmutige, Blühende, Mannigfache dieser Persönlichkeit ist nun in dem Erinnerungsbuch in mündlicher Frische erhalten.

Ein weitausstrahlendes Bild giebt das Leben dieses Mannes, der Deutscher, Engländer und Indier zugleich war; ein liebe-

voller Betrachter der Menschlichkeiten, der mit der heiteren Ruhe eines orientalischen Märchenerzählers seinen Teppich ausbreitet und uns vorplaudert von Musikern, Dichtern, Fürsten und Bettlern, die seiner Wanderung Weg gekreuzt; ein Weltmann, der die Kunst des Umgangs auf das feinste ausgebildet, der sich an europäischen Fürstenhöfen so sicher bewegte, wie in seinem Studio in Oxford und der im Grunde ein Kontemplativer war, der die ihm verliehene Bramahnenschnur zu rechten trug und die indische Erkenntniß tieffühlend verehrte: Geh an der Welt vorüber, es ist nichts.

* * *

Die „Wiener Rundschau“ bringt eine kluge, farbige Charakteristik des Abbé Galiani, von Rudolf Kaßner. dem Verfasser eines Buches von starkem Kunstgefühl „Die Mystik, die Künstler und das Leben“ (Leipzig, Diederichs).

In der „Insel“ hatte schon früher der geschmacksfeine Amateur Franz Blei von den Erkenntnißfrüchten der weltmännischen Skepsis des achtzehnten Jahrhunderts kosten lassen. Mit ein paar Sätzen brachte er die Vorstellung des Abbé Galiani vor Augen: „Er lebte zehn Jahre lang — von 1760—70 in Paris als Sekretär der neapolitanischen Gesandtschaft, liebte sehr die Frauen und war ein Plagegeist der Philosophen, die gerade daran waren, den lieben Gott abzusetzen. Er plauderte eines der diplomatischen Geheimnisse aus, und dies kostete ihm Paris. Von dieser Zeit an bis zu seinem Tode — er starb 1787 achtundfünfzig Jahre alt — versah er in Neapel viele und hohe Aemter, sammelte als ein Liebhaber Bücher, Bilder und Kuriositäten — und sehnte sich nach Paris.“ Ein Nihilist des Denkens, der nie aus der Rolle fällt und alles mit der vollendeten Erkenntniß der Relativität der Dinge anschaut, „alles kann wahr und falsch sein, gut und schlecht — je nachdem“. Ein Cyniker, der sich vor der Unehrlichkeit großer Worte hütet, aber ein Cyniker voll Grazie des Geistes, und ein Lebenskünstler, der sagt: „Wenn uns die Tugendhaftigkeit nicht glücklich macht, wozu zum Teufel ist sie da?“ Und Mme. Epinay macht er klar, daß alle Fanatiker, die Ideenbesessenen, der Abbé St. Pierre, Luther, Descartes, Rousseau die „Mariage-concoubinage“ bevorzugten, die großen Charaktere aber, Caesar, Augustus, Lorenzo Medici, Henri IV. die Libertinage und er erklärt das so: „der Fanatiker ist glücklich in der Beruhigung seiner Ideen. Nichts beruhigt so sehr wie eine Hausfrau. Die großen Menschen aber lieben den Tumult der Ideen, sie erholen sich davon nicht anders als indem sie sich in eine noch heftigere Aufregung stürzen. Und von allen Stürmen ist die Libertinage die stürmischeste. Es ist ihre Erholung.“

Dem Libertinzug mischt sich, das vertieft sein Bild, Beschaulichkeit und Resignation, die ihn sprechen läßt: „Man muß mit seinen Uebeln leben. Das ist das Problem“ und die ihm die Erkenntniß bringt: „Die Geschichte der Berge ist viel größer und schöner als die der Menschen.“

Das Umrißbild dieses Geistes, an dessen geschliffener Feinheit sich auch Nietzsche ergötzte, füllt Kaßner aus. Und nach zeitgenössischen Quellen machte er zierliche Federzeichnungen, die uns diesen „Harlekin mit dem Kopf eines Macchiavell“ im Salon in seiner Rolle als besten Causeur von Paris zeigen.

„Klein, beinah ein Zwerg, mager und agil wie ein Polichinell. Kaum, daß er die Gäste begrüßt hatte, verlor er sich unter ihnen, suchte sich einen Schemel in der Nähe des Kamins, nahm die Perrücke, die er gewöhnlich schief wie eine Narrenkappe trug, ab und seine kleinen klugen Augen beobachteten. Traf ihn irgend ein Wort, so trat er vor und begann zu sprechen. Er sprach oft zwei Stunden lang, und alle horchten und niemand unterbrach ihn. War er aber fertig, so ging er traurig und stumm in seine Ecke und es schien, als wartete er nur auf das Stichwort, das ihn wieder auf die Scene rief.“

Unter diese Federzeichnungen setzt Kaßner eindringliche und prägnante Analysen der Gedanken des Galiani, die er mit treffsicherem Blick in dem Raketenfeuerwerk visirt hat.

* * *

Richard Dehmel, dessen dunkle mitternächtige Romanzen von „Zwei Menschen“ (in der „Insel“ erscheinend) ein schwerlastendes Glück dumpf besingen, hat fast gleichzeitig in demselben Verlag (Schuster und Löffler) ein entzückendes Buch für Kinder herausgegeben.

Es sind die zum Teil schon bekannten Fitzebutzelieder von ihm und Paula Dehmel, die Ernst Kreidolf mit munterer Gegenständlichkeit illustrirt hat. Ich finde sie famos, vor allem die Verse von dem Mikrokosmos des Kaufmannsladens, der ein Abbild der Welt ist:

> Man braucht bloß draußen stehn zu bleiben,
> Kuckt einfach durch die Ladenscheiben,
> Da sieht man ohne alles Geld
> Die ganze Welt.

„die braunen Kaffeebohnen, die wohnen, wo die Affen wohnen“, die Kameele, die unter Palmen wandeln, den Ochsen, „ganz bepackt mit Fleischextrakt,“

> Man sieht auf rotlackirten Blechen
> Matrosen mit Chinesen sprechen;
> Und manchmal steht ein bunter Mohr,
> Der lacht, davor.

Am Eingang aber lehnt 'ne Leiter
Mit Hasen, Hühnern und so weiter
Und manchmal hängt an ihren Sprossen
Ein großer Hirsch ganz totgeschossen.
Dann kommt so'n kleiner Hundemann
Und schnuppert dran.

Dies sind nun also wirklich nicht mehr die Gedichte „für Kinder", „es sind Schöpfungen aus der Kindeswelt, aus der Kindesseele heraus, geschaut mit Kindesaugen. Da versucht nicht jemand etwas in die Kindesseele hineinzustopfen, was er gern darin sähe; sondern all das scheinbar Kleine, was im Kinde lebt, das wird mit dichterischer Kraft erfaßt als etwas wirklich Großes, wird so gestaltet dem Kind zurückgegeben und nun lacht ihm aus diesem Gebilde seine eigene wohlbekannte Welt, seine eigene nur geahnte Seele entgegen. Aber all die gleichgültigen Alltäglichkeiten haben ein so strahlend sonnfägliches Gesicht bekommen, daß das Kind hell aufjubeln muß über diese lustige Schönheit, die es früher nur unbewußt empfunden hatte."

Diese Charakteristik hätte ich schließlich hoffentlich auch aus eigner Kraft leisten können, ich gab aber doch lieber einem Fachmann Herrn W. Lottig das Wort, dem Hamburger Pädagogen, der in praktischen Versuchen „am lebenden Körper" die unwiderstehliche Wirksamkeit dieser Gedichte bei seinen Schuljungen erprobt hat und vor dieser kritischen Kinderkorona „gediegen" mit ihnen bestand.

Die Entscheidung dieses Fachmannes erschien mir maßgeblicher als meine allerschönsten Gedanken über die Seele des Kindes. Denn, wie sagt der Bruder Galiani, zur Mme. Epinay —, die übrigens recht widerstandsfähige, den Tischgesprächen im wildesten Westen gewachsene Ohren hatte, — als zwingende Motivirung eines ruchlosen pädagogischen Exkurses: „übrigens ich war niemals Mutter; vielleicht ein paarmal Vater — und das ist nicht viel."

F. Pg.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Der verlorene Vater.

Von **Arne Garborg.**

Ich hatte gelebt wie der verlorene Sohn und war, wie er, in Not geraten; aber als ich, wie er, wieder heimkehrte, war der Vater fort.

Ich ging zu den Priestern und sagte: „Liebe, findet mir den Vater wieder! denn ich habe meine Kraft und mein Hoffen und all mein Leben zugesetzt und muß sterben, und er ist der einzige, der mir helfen kann.“

Und sie sangen ihre Lieder und mahnten mit Gebeten und starken Worten. Doch den Vater sah ich nicht.

Ich ging zu den Weisen und sagte: „Liebe, findet mir den Vater wieder! denn ich habe mein Leben verspielt und bin in Not, und bin allein und bang und krank, und er ist der einzige, der mir helfen kann.“

Und sie prüften ihr Wissen und ihre Schaugläser, und rechneten sich durch Himmel und Erde, und durchforschten Sternnebel und Abgründe; doch sie sagten: „Der Vater ist fort und wir finden ihn nicht.“

Und einer von den ältesten sagte zu mir: „Bist Du auch einer von denen, die nach dem Vater suchen? Ich will Dir etwas sagen. Wer sucht, der findet, aber nicht das, wonach er sucht.

Der Vater ist der, den die Kinder nach ihrem Ebenbild schufen; und sie machten ihn groß und setzten ihn hinauf für sich zu einem Trost und zu einer Hilfe; denn sie waren klein und konnten nicht vaterlos sein.

Doch wenn sie größer werden und unzufrieden sind mit der Weltwaltung und nicht Hilfe kriegen, wenn sie bitten, so gehen sie auf Suche nach dem Vater und finden sich selbst.“

Ich ging zu ihnen, die Gesichte sehen und Träume haben und Geister mahnen und verborgene Dinge erforschen, und ich sagte: „Könnt Ihr mir den Vater zeigen?“

Doch sie zeigten mir Schatten. Und die Schatten antworteten auf das, was ich nicht fragte.

Da ward ich müde und suchte nicht länger.

* * *

Doch als ich allein war in dem fremden Lande und es mir schlecht zu gehen anfing und das Gemüt unruhig wurde und der Tod anklopfte, dachte ich: „wenn der Vater fort ist, will ich die Kinderheimat wieder sehen. Ich will die Meinigen suchen, und sie werden mich anhören und mir vergeben. Und bei ihnen werde ich

einen Schutz finden, und da, bei den Meinen, will ich sterben und zu meinen Vätern versammelt werden."

Ich machte zu Geldern, was ich noch besaß und zog heim. Jedoch als ich ankam, war die Heimstatt verkauft und die Verwandtschaft zerstreut, und mein Bruder saß wie ein Landstreicher in der Oede, und sie sagten, er sei verrückt. Denn er hatte alles verkauft, was er besessen und es den Armen gegeben.

Da sah ich, daß ich allein war; und ich hatte einen schlimmen Tag.

Ich ging zu meinem Bruder und sagte ihm meine Meinung; hierauf mietete ich mich bei einem fremden Manne ein, um da zu wohnen. Denn ich wollte nicht länger umherziehen.

Und ich sagte bei mir selbst: hier will ich sterben.

Ich bin durchs Leben gewandert. Ich bin alt geworden, doch nicht weise; ich war reich, bin aber arm geworden, und nun bin ich heimgekommen, doch nicht daheim. Aber dennoch gelange ich heim. Es ist nur mehr die letzte Weghöhe zu überwinden, und dieser enge Raum wird mein Eingang zur Ruh.

Angst erstickt mich und Krankheit brennt mir im Blut, und das Herz zerrt und zuckt vor Weh. Doch sein Schicksal muß der Mensch tragen, bis sein Rücken bricht. Ich will leiden und denken, je schlimmer es ist, desto schneller geht es. Und bin ich allein, sollen meine Gedanken mir Gesellschaft halten; und sind meine Leute fort, hab ich die Erinnerung übrig; und mit Wiegenliedern will ich mein Herzweh einschläfern. Und alles, was ich vom Leben hatte, das Gute und das Böse und allen Wandel, will ich ins Gedächtnis rufen und sehen, ob ich drin Lehre und Gesetz und Zusammenhang finde. Doch an stillen Tagen, wenn die Sonne warm ist, sitz ich am Grab von Vater und Mutter, und ihnen sag ich alles, was ich litt und leide, und beichte meine Sünden und glaube, sie vergeben. Und es wird mir als sicher scheinen, daß, wie schlimm man es auch trieb und wie arg man auch litt, so ist Leben immer besser, als Nichtleben.

Und ich dachte mir es um und sagte: „Was will ich mit dem Vater? Ich habe den Vater nie gekannt."

Ich glaubte an Gott und fürchtete mich; denn Gott war gefährlich. Er bewachte mich mit Augen von Feuer, und er sah alles, und alles war schlecht, und alles Schlechte entzündete seinen Zorn, und der Tag des Herrn würde kommen wie ein Dieb bei Nacht. Und immer, wenn ich froh sein wollte, mußte ich Gott vergessen.

Frieden mit dem Vater und dem Richter, und Frieden über all seinen Grimm und sein Feuer! Er schläft, und wir werden den Straflustigen nicht wecken.

Ruhig, Du Herz da drinnen! winde Dich nicht so. Das Aergste kommt erst; doch das Längste ist durchstritten. Und der Vater ist fort; aber wenn der Tag zum Abend neigt, geh ich zur Mutter heim, zu meiner rechten Mutter, heim zur Natur.

* * *

Die Welt ist trügerisch, hat aber dennoch ihr Mildes.

Im Maße wie die Hoffnungen vor uns bersten, wachsen hinter uns die Erinnerungen heran, und das Gute, das wir besaßen und nicht erkannten, wird uns zum Vorrat und Heilmittel für das Alter aufgespart.

Ich schlendere tagsüber auf alten Wegen und die Erinnerung erwacht bei

jedem Stein. Ich sehe diese Hügel, auf denen der Knabe einstens sprang und der Jüngling seine ersten heißen Träume träumte. Und die ersten süßen und bittern Züge von den Lebens Trunk schmeckte. Aber das Süße hält am längsten. Und was bitter war, ist mit den Jahren süß geworden. Die kleine Thörin, die zuerst mir vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen zu essen gab, — wenn sie jetzt vor mir auflebt, ist sie eine milde Erinnerung. Und all meine Kinderangst zieht mir durch den Sinn wie ein leiser und trauriger Sang.

Ich suche unten den Strand auf, wo das Meer sich bricht; dort wogt noch das gleiche Brausen mit dem gleichen tiefen Ton. Doch wenn der Herbsttag lind ist und die Luft blau, klettere ich den Hügel hinauf, wo der Steinhaufen liegt; da schaue ich hinaus über das ganze kleine Heim, das einstens mein gewesen; so schön liegt es rings um die weiße Kirche. Und mir ist, als wäre ich dennoch heimgekommen. Ich vergesse sogar den Aerger über meinen Bruder und den verkauften väterlichen Hof.

Ja, hier ist es still. Kein Fieber in der Luft; kein Lärm oder Staub von dem großen Wettlauf. Es ist ein andres Jahrhundert hier. Ich empfinde manchesmal, wovon ich manches Jahr nichts gewußt; es senkt sich Frieden auf mich; ich ruhe. Und ich träume, dem Tod noch einige Jahre abzulauern. Denn wir loben den Tod, doch wir lieben das Leben.

Hier ist meine Sonne und meine Luft; hier rinnen meine Bäche. Und droben in diesem großen Himmel wohnte mein Gott. Manchesmal fühlt es sich, als müsse er noch dort wohnen. Und in der Kirche wohnt er. Das weiß ich, wenn ich mich nicht eigens besinne.

Doch in die Kirche wage ich mich nicht. Ich weiß es, komme ich dort hinein, so schwindet er vor mir weg.

* * *

Heilig ist dieses stille Bygd; alle Wege führen zur Kirche.

Und das Leben sammelt sich da und wird geweiht; und Fest und Feier breitet sich über Land und Leute von dem weißen Altar aus mit seinen Kerzen und dem heiligen Kelche.

Und die Glocken singen und segnen, und auf Erden ist Friede und Versöhnung für Sorge und Sünde.

Doch droben im Turm, im großen Dunkel draußen, da spukt das Böse; da hexen Zauberweiber mit schwarzer Kunst, und spinnen Unrat, und beschwören Unheil, und senden Mißmut und Mißglück über jene aus, die nicht Thüren und Gedanken mit Kreuz und Weihe und dem heiligen, starken Vaterunser versperrten. Und zur Mitternachtszeit, wenn alles schläft, steigen aus schlechtverwahrten Gräbern die Seelen, die nicht Frieden fanden und suchen das wieder heim, was sie auf Erden liebten oder haßten.

Himmelsbrücke ist die Kirche und Höllenthor, Pforte zwischen oben und unten und hier, die große Wegscheide und Wegkreuzung. Hier lebt das Unbekannte, hier weben die Mächte, die hohen und die niederen, die das Schicksal spinnen und alles Sein bestimmen. Und wenn das Volk sich zu Feiertag versammelt, so ist Feiertag. Gott ist selbst zugegen, Vater, Sohn und Geist; aber draußen sitzt der Böse und beißt seine Finger; denn nun hat er keine Macht.

Und in Worten, die die Welt nicht versteht, erhellt sich dem kindlichen Gemüt der einfältige Sinn des Lebens.

Du altes, weißes Haus! Ich ließ Dich im Stich wie alles andere und bin hier nun fremd wie überall. Doch von Dir geht Frieden aus. Und gern sitze ich in Deinem Hag, wo das Leben schläft und Vergessenheit Wache hält, und lese auf den Grabkreuzen und denke an Altes.

Und ersehe mir meinen eigenen kleinen Platz.

* * *

Hier ruht die Mutter. „Wer treu bleibt bis zum Ende, wird selig werden!"

Ja, Du warst treu bis zum Ende. Nie lebtest Du Dir selbst. Du dientest in Deinem Tempel, der Dein Haus war, ohne Murren und Fordern all Deines Lebens Tage. Und Seufzen und Sorgen war Dein Los. Und keiner sagte Dir Dank. Aber die Deine Dienste empfingen, vergaßen Dein; ja, die Dir das Leben schuldeten, vergaßen Dein. Manchesmal sahst Du uns an und wundertest Dich, und in stillen Nächten hast Du sicher oft geweint. Aber Du sagtest kein Wort, und arbeitetest. Nun bist Du glücklich, denn Du ruhst. Doch wir, die Dich vergessen, erinnern uns nun an alles. Und suchen in einsamen Stunden das Grab und halten unser Gebet hier, vor dem stillen Deingedenken.

Jedoch Vater, der Arme! Er hat keinen Stab zuhäupten. Und der Totengräber selbst weiß nicht länger, wo er liegt. Er starb in Grauen und Seelenkrankheit; und die Gerechten hielten Gericht und sagten: er war nicht wie einer von uns, daß man sein gedenken sollte.

Doch er ist hier. Ich fühle ihn. Es geht mir wie ein kühler Schauder durch das Blut; ich bin voll Grauen, doch im Grauen ruhig, er muß sich zeigen. Er muß fühlen, daß ich hier bin, daß ich warte, daß ich ihm etwas zu sagen habe.

Ja, ich wollte, er käme, daß ich ich ihm alles sagen dürfte. Und ihm sagen, daß ich alles begreife. Denn ich fühle seine Angst; sie bebt nun in meiner eigenen Brust. Und ich weiß, wer *seinen* Weg geht, der hat seine Hölle schon vorausgehabt.

Fahre wohl, Vater. Ruhe in Frieden, fernerhin und ewiglich. Und vergieb. Denn nun bin ich krank und allein, wie Du.

* * *

Ich habe mir einen Winkel im Kirchhof ausersehen, unter der Weidenhecke, einen Platz, wo Abendsonne ist und Schutz gegen den Nordwest. Und er, Gunnar, mein Namensvetter, der Totengräber, verspricht, daß ich hier liegen werde.

Er ist ein alternder Mann, und er lebt unter den Toten und redet nicht. Doch als ich ihn um dieses bat, sah er mich an und sagte ein Wort. „Du bist ein vorbedachter Mann, Du," sagte er. Ich versetzte: „es wird nicht zu lange vor sein."

In sonnenwarmen Mittagstunden sitze ich in dem Winkel und es ist, als säße ich auf meiner heimatlichen Treppe. Denn wir poltern und prachern, wollen die Welt gewinnen, aber sind schließlich froh, daß wir diesen kleinen Fleck sicher haben.

Träume, Hoffnungen, Liebe, Lust, das waren Irrlichter, die vor mir tanzten und mich weiter und weiter hinauslockten auf das wilde Moor. Dann erloschen sie eins nach dem andern. Nun erlösche ich selbst und sehe, daß ich selbst ein Traum war und ein Irrwisch.

„Du bist ganz einschichtig, Du?“ sagt der Totengräber; er redet nun manchesmal mit mir.

„Ganz wie Du, Namensvetter.“

„Kinder auch keine?“

„Sind nicht länger mein.“

„Hm. Sollst drum nicht trauern. So viel Kinder Eines hat, so viel Nägel zum Sarge.“

Er sagt mir sein Leid. Sechs Söhne besaß er; alle fuhren sie von ihm. Da wurde er dessen überdrüssig und gab es auf. Der Hof ward verklopft; nun sitzt er allein in der Kätnerhütte und lebt davon, die Leute einzugraben. Er kann seinen Söhnen das nicht vergessen.

Ich erzähle ihm das meine.

„Ich, ich hatte nur zwei, und sie waren klein. Es ist nicht wahr, daß ich sie verlor; denn ich habe sie nie besessen. Sie wachsen auf in einem fremden Land und reden eine fremde Sprache. Ja, das war seltsam: Söhne zu haben, die ihre Vatersprache nicht kannten. Jedesmal, wenn sie den Mund aufmachten, klang es mir, als verleugneten sie ihren Vater und das Vatersvolk und alles Meinige. Das ist die schwerste Strafe für die, welche auf Erden sich heimlos machen.“

„Aber dennoch vermissest Du Deine Jungen.“

„Dennoch vermisse ich meine Jungen. Es ist die Hoffnung, die Du kennst. Wenn Einer nicht selbst dazu kam, sein Leben recht zu leben, so will er es in seinen Kindern erleben.“

So sitzen wir zwei Alten auf dem Grabhügel und klagen einander unsere Not und finden gewissermaßen Trost darin.

* * *

„Ach ja, Gevatter,“ sagte ich, „nun wird es bald Zeit, daß Du auch mich eingräbst.

Ich dorre und welke. Nicht wachse ich selbst, noch wächst etwas nach mir.

Ich bin wie die wilden Thiere sind. Eine Höhle haben wir und weiter nichts mehr. Keiner wird mich missen. Ich gehöre nicht unter irgendwelches Dach und habe keinen Raum in irgendwelchem Herzen.

Was ich draußen besaß, wurde mir weggenommen. Und was ich hier daheim hatte, wurde verfahren. Ich war fort und gab nicht acht darauf. Wind und Wasser haben es verdorben; Schädlinge und Nagezähne haben es aufgegessen. Die Leute erinnern sich meiner nicht mehr. Und mein eigener Bruder ist ein Fremder für mich.

Heimlos machte ich mich und heimlos bin ich dauernd geworden. Es kommt nun über mich, daß ich meines Weges ging und nicht auf die Bitten meines

Vaters hörte und nicht an die Thränen meiner Mutter dachte; ich war wie einer von Deinen Söhnen, Gunnar.

Grab mich nur ein. Grabe mich tief ein, Gunnar."

* * *

Eines Tages, nach einer bösen Nacht, dachte ich: wenn Du dennoch in die Kirche gingest?

Solltest Du irgendwo den Vater finden können, müßte es da sein. Inmitten der anderen hohen Kindheitserinnerungen.

Ich ging zur Kirche. Und ich fand meine hohen Kindheitserinnerungen. Und inmitten meiner Kindheit Gott.

Doch er war bloß eine Erinnerung. Er lebte nicht. Er war nicht länger in den Worten und in den Zeichen. Sie waren schön wie einst, doch leer. Ich sagte zu mir selbst: sie halten hier das Leichenmahl für den Vater ab.

Und ich ging heim, mit der letzten Hoffnung auch erloschen.

Da erwachte noch eine Hoffnung. Ich dachte: „nun wirst Du zum Meister gehen."

Ich nahm die Schriften vor und fand den Meister. Und ich sagte: „was soll ich thun, auf daß ich das Leben gewinne."

Er antwortete: „halte das Gesetz! Aber später sagte er: glaube!"

Ich fragte: „an wen soll ich glauben?" Er antwortete: „niemand ist gut außer Einer; das ist Gott." Aber später sagte er: „an mich sollst Du glauben."

Ich fragte: „bist Du aber Gott?"

Er antwortete: „der Herr unser Gott, der Herr ist Einer." Aber später: „der Vater und ich sind eins"; doch wieder später: „der Vater ist größer denn ich; ich bin nur der, den er gesandt hat."

Oft sprach er herrliche Worte, und manchesmal glaubte ich, daß ich den Vater sehe. Aber dann wurde der Vater Richter. Und entsetzt las ich vom König, der für seinen Sohn Hochzeit hielt. Es waren Gäste eingeladen, doch sie kamen nicht. Da schickte der König Diener aus und ließ sie wen immer mit sich nehmen; denn voll sollte das Haus sein. Und das Haus wurde voll. Doch zwischen den Gästen sah der König Einen, so nicht hochzeitlich gekleidet war. Und er sprach: „höre, mein Mann, wie bist Du hierher gekommen und bist nicht hochzeitlich gekleidet?" Doch der Mann schwieg. Und er ward hinausgeworfen.

Ich legte das Buch von mir. „Hier sind zwei Götter," sagte ich, „und zwei Wege zum Leben, und zwei Meister: der Rabbi von Nazareth und ein Mystiker von da oder dort. Um das mögen sich die Mönche raufen; halte Dich an das, was Du weißt."

Und meine allerletzte Hoffnung erlosch.

* * *

Wenige fand ich von alten Bekannten. Die Meisten waren abgefahren, einige aus dem Kirchspiel, andere aus der Welt.

Seuchen hatten die Nachbarschaft verheert. Leichen waren auf allen Wegen gefahren; Häuser und Geschlechter waren ausgestorben. Und die, so übrig waren,

gingen und warteten darauf, dieselbe Fahrt zu fahren. Sie drängten sich um Priester und Lehrer und sangen und beteten und bereiteten sich für Tod und Gericht. Lustige Burschen und harte Köpfe wie in alten Tagen sah ich nicht. Alle seufzten: „wenn wir bloß gut sterben könnten!"

Ich ging selbst mit dem Tod in der Brust; aber dennoch konnte ich mich ärgern, wenn ich junge Leute so jammern hörte. Ich sagte: „sie sollten lieber dran denken, gut zu leben." Und ich ließ sie meine Meinung hören über all die Ratlosigkeit und Aermlichkeit, die ich sah, und neckte sie, daß sie sich überwunden gaben und sich von der umgehenden Krankheit ganz beherrschen ließen.

Da sahen sie mich von der Seite an und sagten: „Du bist wohl nicht umsonst der Bruder des Paal von der Mühlenhaushöh."

„Wie das?" sagte ich.

„Er redete auch so laut davon, gut zu leben. Aber mitten drin hatte er gerade noch Zeit, auf sein eigenes Leben aufzupassen. Und seither hat er es am besten gefunden, den Mund zu halten."

Und einer von den Aelteren fügte etwas bei, das mir bewies, daß meiner Jugend Sünden auch nicht vergessen waren.

Seitdem halte ich mich von den Bygdleuten fern. Doch ich dachte bei mir: „hier ist ein kranker Mann in der richtigen Gesellschaft; denn hier wollen sie alle sterben."

* * *

Mein Bruder giebt mir viel zu denken.

Er kam eines Tages frisch und froh und bot sich an, wenn ich Haave, unseren väterlichen Hof, zurückkaufen möchte, so wolle er Knecht bei mir sein und den Hof für mich bestellen. „Denn auch ich sehne mich wieder heim," sagte er und lächelte.

Ich sah ihn an und antwortete: „daran hättest Du früher denken sollen." Und er kriegte noch einmal meines Herzens Meinung zu hören.

„Es ist nicht deshalb," sagte er; „ich kann ganz gut auf der Mühlenhaushaide sitzen. Doch heute Nacht überkam es mich, wenn Du auf diese Art heimgesendet wurdest, müsse der Sinn davon der sein, daß ich wieder zu Haave kommen solle. Und wenn ich Knecht sein dürfte, wäre kein Wagnis dabei."

Er legte es mir ans, daß man Diener sein müsse; daß man nie so frei sei wie da; daß man nie so viel Gutes thun könne wie da und was es noch alles war. Lohn wolle er nicht haben, aber „Essen und Kleider und eine feste Heimat, und so viel frei als ich zur Arbeit für meine Armen brauche."

„Und zum Herumfahren, um Erbauungsstunden abzuhalten?"

Er antwortete: „ich halte nicht mehr Erbauungsstunden ab."

„Ja richtig. Woher kommt das wohl?"

„Du weißt das Schlimme, das mir widerfuhr. Da sah ich ein, daß ich dem nicht gewachsen sei, Anderen ein Lehrer zu sein.

Und dann habe ich etwas gelernt. Nicht wir sollen vor den Leuten reden. Unser Leben soll reden. Sie sollen nicht unsere schönen Worte hören; sie sollen unsere guten Thaten sehen. Da lernen sie Dank und Glauben und Glück."

Er lachte. „Immer müssen wir hinaus und Anderen predigen! Kaum haben wir etwas gelernt, so müssen wir auf Stühle und Tische hinauf und es Anderen

verkündigen! Aber wenn die Anderen es gelernt haben, thun sie es auch nicht; denn sie müssen auch hinaus und es Anderen verkündigen. So wird alles zu Geschwätz. Nein; wer nun etwas Gutes thun will, der soll den Mund halten und die Handlungen reden lassen."

Ich sah meinen Bruder an; ich hatte nicht gedacht, daß er so viel Witz habe. Doch ich sagte:

„Wie reden Deine Handlungen von Dir? Manche halten Dich für verrückt und Andere für noch Schlimmeres."

„Das habe ich auch verdient, Gunnar; aber das erzähle ich Dir ein anderes Mal. Heute will ich bloß wissen, ob Du mich zum Hofknecht haben willst."

Ich hatte große Lust, ja zu sagen, wagte aber nicht. „Wozu soll ich einen Hof kaufen," antwortete ich. „Ein alter kranker Mann, und keinen Erben. Unser Geschlecht ist wohl verflucht, wie der Vater sagte."

Er schwieg und ging.

Wunderlich ist er. Und ich weiß nicht, wie weit man ihm trauen darf. Aber er kann manchesmal so ganz wie der Vater sein.

* * *

Die Herbstkälte ist gekommen und der Regen fegt daher. So sitze ich denn eingesperrt, und die Tage werden lang.

Ich habe keine anderen Bücher mehr zu führen und habe nun angefangen und will über mein Leben Buch führen. Aber die Krankheit verschlimmert sich und ich bin so unruhig..

Morgens und abends fragt es in mir: „Wozu sitzt Du hier?"

„Du bist hier nicht mehr zuhause als anderswo," sagt es. „Kaltäugig glotzt die Kinderheimat Dich an. Was willst Du hier? Wer einmal davongegangen ist, findet nie wieder heim. Und an wenig anderes hast Du Dich hier zu erinnern als an Dummheit und Sünde. Reise und verbirg Dich an einem Ort, wo Du nie gewesen bist!"

Doch ich knurre und antworte: „ich mag nicht."

Ich kenne Dich nun, Friedlosigkeit, die raunt und niemals schweigt, und die beständig lügt. Ich folgte Dir lange. Ich wankte und wanderte von Ort zu Ort. Doch allerorts war es das Gleiche. Allerorts wurde es Dir langweilig.

Zuletzt locktest Du mit dem Kinderheim. Hier sollte es gut sein. Nun bist Du dessen schon müde. Aber nun kenne ich Dich. Ich lasse mich nicht länger narren.

Ich bekomme niemals Frieden. Ich bin selbst diese Unruhe, die niemals still wird. Laß mich also meine Unruhe gerade so gut hier wie anderswo leiden. So erspare ich das Fortziehen.

Ich war ein Pilgrim und ein Fremdling und hatte keine bleibende Statt. Niemals setzte ich mich und sagte: „hier will ich sitzen"; niemals baute ich und dachte: „hier will ich bleiben." Ich war der Sohn einer Zeit, die vergessen hat, was Heim und Ruh ist. Doch wenn ich schon fremd bin, so laß mich wenigstens daheim fremd sein.

* * *

Doch die Tage sind lang.

Untauglich sitze ich da und höre und sehe, daß die Anderen arbeiten. Da nagt das Gewissen und thut mir weh. Ich bin fertig, aber nicht ausgelebt. Die Lebensaufgaben sitzen noch in mir fest. Ich spüre sie wie Zuckungen in einem kranken Zahn. Es ist böse, vor der Zeit alt zu sein.

Ich schwatze mit dem Großvater drunten, dem alten, der da sitzt und beim Ofen herumhockt und in sich selber zurückkriecht. Doch er ist zu alt. Es sagt jedermann immer wieder das Gleiche. Drei, vier kleine Alltagserinnerungen und vier, fünf kleine Alltagswahrheiten, — das ist Alles, was von seinem Leben und von seiner Seele noch übrig ist. Und er glotzt mich an mit Hornaugen, die nicht länger sehen.

Ich sperre meine Thür zu und heize den Ofen. Und sitze mit einem Buch über den Knien und lausche dem Wind, der saust und saugt, und auf den Regen, der tropft und rieselt. Denn dieser Regen ist nässer als anderer Regen, und schwerer. Er ist, als ob die Welt sich in Thränen auflösen wollte. Und der Himmel ist verschlossen und schwarz wie das Gemüt eines Sinnverwirrten.

Das Buch gleitet herab und ich hebe es nicht wieder auf. Alles was sie schreiben und ausdenken ist so dürr. Wie Erikenkraut im Herbst auf der mageren Haide. Wie Halmstroh und Häcksel gegen das Leben, das grüne.

Ich bleibe sitzen und spinne Gedanken wie die Spinne ihr Gewebe. Doch ich bleibe selbst im Gewebe hängen. Dann erwache ich durch mein Herz, das zuckt und zerrt. Drauf nehme ich mein Buch hinauf. Kann es nicht Gedanken wecken, so geschieht es doch, daß es sie einschläfern kann.

Und ich sende einen Dank an sie, die Bücher schreiben.

* * *

Wollte, ich hätte Einen, zu dem ich bei Nacht betete.

Denn die Nacht ist lang und finster. Und wenn ich hier wach liege und unter fremden Mannes Dach mich winde, habe ich Angst; denn ich bin allein.

Und die Krankheit brennt und das Herz bebt. Und draußen ist alles wie abgesperrt, und der Wind tost heran, und Meeresnebel, Regenschauer peitschen gegen das Fenster.

Doch auf dem finsteren Dachboden und unter dem faulenden Fußboden nagt es mit Zähnen und raschelt mit Tatzen; ich höre Seufzen und Knacken und erstictes Geknall und kann nicht klar zwischen Traum und Wahrheit unterscheiden.

Doch wenn ich so allein liege, und keiner wacht, und Wahnsinn lauert, und das Herz in der Brust vor Angst wie ein Vogel im Bauer flattert und hinaus will, hinaus, aber alles versperrt ist; da sitzt dort unten am Bettfuß ein weißer Mann; und es geht Entsetzen aus von dem weißen Mann.

Ich weiß, wer das ist, daß es mein Hoffen nnd meine Hilfe ist. Aber wenn er mir so nah kommt, so jappe ich und werde steif; und der kalte Schweiß bricht mir aus und legt sich wie Schimmel über meine Haut.

* * *

Viele suchen jetzt nach Gott, und manche schreiben und erzählen, daß sie nun Gott gefunden. Ich lese das.

Aber der Eine kann dem Anderen nicht helfen in dieser Sache. Und es geht ihnen zu leicht. Und sie schreiben zu gut. Und schreiben. Wir glauben so wenig an Worte. Und an allen, die das Kuhhorn blasen, haben wir Unlust. Mein Bruder hat recht; Thaten müssen reden.

Doch auch an Thaten glauben wir nicht. Mein Bruder hat Thaten vollbracht. Aber die Leute gehen nur und fragen sich, was darunter versteckt liegen kann und was er mit diesen Thaten erreichen will. Sein Leben müßte der hergeben, dem wir glauben sollten; und auch da glaubten wir noch nicht, so fern als nur ein Gedanke da war, daß sein Opfer in die Zeitung kommen konnte.

Sein Leben mußte er geben, doch so, daß es niemand wußte; ja, er selbst mußte nicht wissen, daß er etwas Hervorragendes that. Im Geheimen mußte er bluten, mit Scherz auf der Zunge und Lächeln auf den Lippen; und sein Haar mußte er salben und sein Antlitz mußte er waschen, so daß niemand merkte, daß er blutete, sondern alle sich die Augen nach dem Tollkopf ausrenkten und sagten: „wer die Welt so leicht nehmen könnte wie der!“

Da würden wir, wenn es eines Tages aufkäme, glauben, daß hier auf der Welt etwas Hohes gewesen.

Mein Bruder blies zu viel das Kuhhorn, darum glaube ich ihm nicht.

* * *

Buch führen über mein Leben sollte ich und Lehre und Gesetz und Zusammenhang finden.

Doch ob es nun Krankheit ist oder Altersweisheit: das Meiste kommt unter Verlust. Und der Rest unter Debet. Und wenig Freude habe ich an meiner Abrechnung.

Alles sieht hinterher ganz anders aus. Was mein Gewinn in der Welt war, scheint nun Tand. Und was mein Trost und meine Lust war, das kehrt sich nun und ist nicht Lust.

Es ist Trollzeug, das mich angrinst und mir Grimassen macht. Doch um was ich mich minder scheerte, ja, was ich von mir warf und sagte: das ist Tand und Unnutz und Unsinn, das will mir nun eher erinnernswürdig scheinen.

Ist denn jüngster Gerichtstag in mir? Muß ich hier sitzen und mich selber richten? Strenger Richter, vergiß die mildernden Umstände nicht!

Hart war es auf Erden zu leben. Sie treten und trampeln nieder und über Leichen hinweg knien sie sich vorwärts; und ein Steinherz und Stahlknochen muß er haben, der sich helfen und halten soll. Ich erfuhr das in bösen Jahren. Und noch habe ich Blutflecke davon auf der Seele.

Ich war hart. Ich war in der Teufelsschule gewesen und hatte mich gehärtet. Bei den Zauberern war ich, bei jenen, die die Welt ausrechnen und die das Eisen schwimmen machen und mit selbstverfertigtem Winde segeln und quer über das Meer hinüber reden; ihre Weisheit lernte ich und ich wurde hart. Aber das war theuer; die Seelenruhe nahmen sie mir für ihre Weisheit, und als ich das Lebensgesetz gelernt hatte: „die Macht regiert,“ geriet mir Gott in Verlust. Und es verlosch etwas in mir und wurde kalt; und die Welt wurde wie ein leeres

Haus, in dem niemand wohnt. Doch ich lachte und fühlte mich frei; und nachher trampelte ich rings um mich nieder wie die Anderen.

Und ich war bei den Hexen, bei denen, die das Gesicht verwirren und den Sinn umwenden und die Männer verzaubern und ihnen in blutigen Nächten die Seele aussaugen. Denn in meinem Gemüte brannte es vor Unruhe und heißer Lust wie eine Hölle; und die Welt war leer und ich mußte das Leben bis auf den Grund und den Bodensatz erforschen. Und alles was sie wußten von Taumel und Teufelslust lehrten sie mich. Es war theuer. Es kostete mich meine Jugend. Und als ich von ihnen ging, sah ich, daß sie hohl waren und daß sie kein Herz in sich hatten. Seither waren für meine Augen gleich den Trollweibern der Sage alle hohl im Rücken, und es gab keine Liebe und keine Treue. Da ward ich hart bis auf den Grund und herzlos. Und ich ließ sie gehen, sie, die ich geliebt hatte, sie, die Treuherzige, die meiner harrte, und ich verheiratete mich mit Gold, und lieh mein Geld für Zinsen aus, die — aber ich weiß Einen, der noch höhere Zinsen nahm und nun in der Legislatur sitzt. —

Jedoch sie, die ich mit dem Gold genommen, hatte mich lieb, und wie die Jahre gingen, erweichte die Koboldrei. Da hatte sie von mir gelernt. Und sie wurde eine Trollhexe wie die Anderen und flog von mir. Aber der, mit dem sie fortflog, war mein letzter Freund, der treulose, den ich auf ewig hasse.

Da kam es heraus, daß ich schwach geworden. Ich war nicht Stein und nicht Stahl. Krank wurde ich, und wirr, und verlor den Schlaf, und altes Uebel brach hervor; und hatte ich früher auf Andere getrampelt, trampelten Andere nun mich; und bald lag ich niedergebrochen und arm und hatte nichts übrig für all meine Mühe. Da sagte ich: „wahrlich, was ich sonst von mir warf, war das Leben."

Doch was Einer wegwirft, findet er nie wieder. Und wenig Freude habe ich an meiner Abrechnung.

* * *

Empfindlich ist mein Bruder nicht. Jeden Augenblick schaut er herein zu mir und ist, als wäre nie zwischen uns ein Wort gefallen.

Das soll Christentum sein. Doch ich denke bei mir: „er würde wohl anders gegen mich sein, wenn er mich kennte."

Es ist allerwärts Streit über ihn. Hier im Hause ist der Mann gegen ihn und die Frau für ihn. „Er ist ein Schelm, wie alle Heiligen," sagte der Mann. Die Frau antwortet auf das nicht, doch zu mir sagt sie: „er ist nicht wie die Anderen." Und lächelnd fügt sie bei: „er hat Rat für alles; mich lehrte er, meinen Mann zu ziehen." „So? war Dein Mann so arg?" „Er war ein Teufel!" „Welchen Rat bekamst Du denn dafür?" „Ich sollte meine Freude darein setzen, mehr zu thun als meine Schuldigkeit." „Und das half?" „Ja, schließlich half es." Und sie erzählt mir viel Gutes über meinen Bruder.

Vielerlei hat er durchgemacht und vielfach wird er auch beurteilt. Gewöhnliches Volk sagt das Gewöhnliche: „er ist verrückt." Die Gottseligen sagen: „er hat den Teufel." Aber Einige halten ihn für einen Propheten. Denn er opferte um Gottes willen alles, was er lieb hatte; und nun sitzt er auf seiner Heide und

lebt von seiner Plage; und er geht herum und thut aller Not wohl, die er erreichen kann; denn er dient dem Meister.

Und Leute aller Art suchen ihn auf, meist insgeheim, und erhalten Rat und Richtschnur für Hohes und Niederes; und im Grunde glauben alle, daß er etwas ganz für sich ist.

Ich muß über ihn klar werden. Doch ich merke nun, wenn es geschehen sollte, daß Einer etwas Gutes auf Erden anträfe, er würde es nicht leicht von Verrücktheit oder schlauer List unterscheiden können.

Denn das Gute ist unglaublich.

* * *

Ruhe hat mein Bruder selten und sicher ist er nirgends. Gestern kam ein Zeitungsmensch und suchte ihn hier bei mir auf; er wollte ihn ausfragen und ihn in sein Blatt hineinsetzen.

Und er redete viel und er redete lang in seiner Sprache. Herr Haave möge verzeihen; „das Kuhhorn" interessiere sich sehr für die geistige Bewegung, die er geweckt, und habe schon mehrere Artikel darüber gehabt, sowohl für als wider; denn unser Princip war: freie Diskussion; ja, Herr Haave hatte das wohl gesehen?

Mein Bruder antwortete, daß er nicht Herr Haave sei, sondern Paal von der Mühlenhaushaide und daß er kein Blatt lese.

„Sie haben doch nichts gegen die Blätter?" fragte der Zeitungsmensch.

„O ja," antwortete Paal. „Nehme ich ein Blatt in die Hand, so ist's als käme ich in eine Trinkstube. Jeder schwätzt von dem Seinigen; manche schelten und raufen; andere höhnen und lachen, andere erzählen Geschichten und Geträtsch, und verbreiten Verdächtigung und üble Reden; und Händler und Bauernfänger lügen und trügen. Ich eile aus diesem Lärm und dieser dicken Luft; ich werde gedankenleer davon und unrein an der Seele."

Sanft vertheidigte der Fremde die Zeitungen und besonders das „Kuhhorn". „Und wie gesagt: Das Kuhhorn interessiert sich sehr für Sie."

„Aber ich interessiere mich nicht für das „Kuhhorn".

„Sie interessieren sich vielleicht mehr für „Die Post"?"

„„Die Post" hab ich schon früher hinausgeworfen."

„Aber das „Kuhhorn" arbeitet ja in der gleichen Richtung wie Sie: für die kleinen Leute und für die, welche Unrecht leiden, und besonders für den Arbeiter. Richtig: was sagen Sie zu dem jetzigen Strike dort drin?"

„Will der Arbeiter lieber in der Stadt hungern und striken als auf dem Lande bescheiden und mühsam leben, so möge er es haben, wie er will. Ist sonst noch etwas?"

Der Zeitungsmensch lächelte verlegen und erhob sich.

„Es hilft wohl nichts; ich hatte noch ein paar Fragen über die Lebensanschauung, die Sie verkündigen; denn unser Princip ist freie Diskussion; alle Meinungen hervor, so daß die Leute selbst wählen können. Aber wie gesagt —"

„Alle Meinungen, ja. Freie Diskussion. Für und wider. Größtes Sortiment von Meinungen und Lebensanschauungen. Wehe über die Zeitungsleute, die Einen für alles interessiren und alles zusammenrühren, und uns drei Lebens-

anschauungen per Tag geben und zehn Lügen und zwanzig Begebenheiten und Nichtbegebenheiten, doch uns das Nachdenken rauben! Geh heim zu Deinem Handel, Väterchen, und zu Deiner Wirtschaft und schenke Deine Sensationstränke aus; aber laß ernsthafte Sachen in Frieden. Lebe wohl!"

Als der Zeitungsmensch draußen war, sagte ich: „Du warst unhöflich."

„Ach," jammerte er, „diese häßliche Blattlaus in dem Weingarten des Herrn! allen Saft und alle Kraft zehrt sie auf. Wer kann noch lesen; wer kann an einem ersten Gedanken fest halten; wer erinnert sich an ein starkes Wort von gestern auf heute! Sie waschen uns aus. Alles geht in Einem, Jux und Wahrheit, Mord und Lustbarkeit, Kirche und Zirkus, Mannheit und Diebskünste; alles ist gut, was die Zeit vertreibt und alles ist vergessen, sobald das Blatt weggelegt ist. Und das Blatt geht seines Weges und die Leute gähnen."

Er ist nicht länger einer von jenen, die für sich in die Schalmei blasen lassen.

* * *

„Den Armen helfen heißt Tagdiebe aufziehen," sage ich.

„Nein," antwortet er, „nicht, wenn ich ihnen mit der eigenen Arbeit helfe. Tagdiebe ziehen Tagdiebe auf, und Landstreicher mehren sich im Reichtum wie Würmer im Aas. So lange schauen die Kleinen auf die Großen, bis sie denken: „auch wir wollen gut mit wenig Plage leben; doch wer arbeitet, lehrt die Anderen arbeiten."

„Mit Deiner Arbeit reichst Du kaum zu mehr als Dir selber zu helfen," meine ich. Er lächelt.

„Du weißt nicht, wie wenig Einer braucht. Niemand weiß das jetzt, wo sie für Geld zu leben begonnen haben. Aber es ist die Thorheit, die kostet, mehr als das Essen."

Ich rede von der Gesellschaft. Die Gesellschaft selbst verlangt, daß jeder an sich denke, an Alter und Nachkommenschaft. Er antwortet:

„Der Allemannskrieg gegen alle, den Du Gesellschaft nennst, geht mich so wenig an. Ich gebe dem Kaiser, was sein ist und gilt es zu opfern, wäre es Leib und Blut, so ist der Jesujünger erster Flügelmann; doch die rechte Gesellschaft will auf Zusammenschluß und Frieden gebaut sein, und nicht auf Krieg. Und wer die Gesellschaft bessern will, beginnt mit sich selbst."

Und er erzählt mir, daß die rechte Art, für sein Alter zu sorgen, eben die sei, daß man Anderen helfe; denn kommt dann der Tag, wo man selber bedarf, so läßt man sich dann von dem Anderen helfen, und das ist die einzige Freude, die man dann seinen Mitmenschen machen kann.

Ich muß lachen. „Du gehörst nicht in unsere Zeit."

„Nein, gottlob," versetzt mein Bruder.

* * *

Daß das Leben Sonnenkraft, Sonnenfeuer ist, das merke ich bei Nacht. Wenn die Sonne fort ist, so erlöschen wir.

Und können wir nicht im Schlaf erlöschen, so sehen wir Höllengesichter und haben Fieber. Dann herrscht der Tod, dann reitet uns der Alb. Und Höllennebel legt sich auf die halb erloschenen Augen.

Lange graue Gedanken winden sich aus den Winkeln heraus. Böse Erinnerungen sitzen drin im Schatten, halbversteckt, mit grünen Augen und glotzen. Und die Nachtlampe kämpft mit der Finsternis wie wacher Sinn mit Traumeswirren.

— — Sünde? Nein, ich sündigte nicht. Ich lebte nach dem Naturgesetz. Gottes Gesetz. Welches ist, daß Einer den Andern essen soll.

Oder ist es nicht so? Sind nicht alle Dinge da, daß sie einander nähren und sich in einander auflösen; und ist nicht das Leben da, daß dieser breite Strom von wechselnden Formen existiere und dies glänzende Meer von wechselnden Lichtern und dieser ganze endlose Reichtum von immer demselben, das die Ewigkeit ist?

Denn so sagt die Weisheit: dies ist das Leben, daß das Eine das Andere ißt und zuletzt selbst aufgegessen wird. Jeder mästet sich zu einem fetten Schlachten für seinen Uebermann. Ich aß mit, so viel ich konnte und wurde dann selbst gegessen; und wenn die Zeit kommt, lasse ich mich bis zum letzten Rest von Maden und Würmern essen; denn zum Schluß sind es unsere Untermänner, die uns essen.

Ich folgte dem Naturgesetz; ich beuge mich dem Naturgesetz; so werde ich in des Lebens gewaltigen Bauch hinabgeschluckt und geschmolzen und aufgelöst und dann von Neuem in des Lebens Blutstrom hinaufgezogen; wozu bete ich da?

Dieser Blutstrom ist das ewige Leben.

* * *

Der Winter fängt an; die Erde stirbt. Kühl und rein legt sich der Schnee auf alles nieder und verbirgt alles, Anger und Au, Stock und Stein, Schmutz und Mist und sonst aller Art. Und alles wird schön; und alles bekommt Ruh.

Ja, komme, Winter, mit Deiner labenden Ruh und Deiner reinen Luft; komm mit Deinen weißen Locken. Komm und begrabe allen Mist und Schmutz. Mich auch, Du reiner Winter! —

„Sterben ist nichts."

Wir machen uns zu große Gedanken davon, wie von dem meisten auf der Welt. Wir werden dann, wie so häufig, denken: „ach, ist es nichts weiter!"

„Aber hast Du harte Schmerzen im Körper oder in der Seele, so ist eine Morphinspritze besser als eine Trostpredigt. Es giebt Mittel für alles, und wenn es kein Mittel mehr giebt, dann bedarf es keines Mittels mehr."

Sagt der Doktor.

Und unter dem weißen Schnee wird alles vergraben und vergessen.

* * *

Du Nagen da drin, nun könntest Du mich wohl in Ruhe lassen.

Was willst Du? Du peinigst mich. Wer bist Du? Sind es alte Schatten? Verschiedene Glauben, die ich aus der Erinnerung, doch nicht aus dem Blut gebannt? Ist es Gewissen? Sitzt eine Seele da drin und weint über ein vergeudetes Leben? Ach, laß sein! Was nützt das? Alles Leben ist vergeudet. Oder hatte ich etwas versprochen? Hatte ich mich gebunden; giebt es jemanden, der auf mich Ansprüche hat?

Laß mich sein. Ich war, der ich war. Was hätte ich sonst sein sollen?

Kann ein Mohr seine Haut wechseln oder eine Flunder ihre Flecken? Ich war so geschaffen und danach wurde mein Schicksal. Hat jemand Schuld, muß der es sein, der mich geschaffen hat; doch es ist keiner, der mich geschaffen hat. Ich bin aus dem Strom eines unendlichen Lebens heraus geflossen. Ich bin ein Tropfen; wer schert sich um den Tropfen?

Aber giebt es Einen, der etwas zu fordern hat, so laß ihn sich melden. Laß ihn vortreten und seine Forderung bekräftigen. Ich nehme gern mein Urtheil hin, wenn bloß alles mit rechten geht und ich ins klare komme, mit wem ich es zu thun habe.

* * *

Sünde?

Ach ja, Du armer Vater. Der mich allezeit begleitet, in des Tags Gedanken, in der Nächte Traum. Ja, ich weiß es.

Doch ich war zu jung. Ich wußte nicht, daß ein Herz so leiden kann. Ich wußte nicht, daß ein Mann an Seelenleiden sterben kann. Ist es meine Schuld, daß es zu spät?

Und Du, Anny. Die Du so bleich aufstandest und gingest. Mit Thränen, die flossen. Und dem einen stillen Wort: „Lebe wohl.“ Und Dich nachher von einem cowboy totprügeln ließest.

Ich weiß es, Anny, ich weiß es. Ich habe es schmerzlich bereut, so manchen schlimmen Tag. Doch was hilft das Bereuen?

Hu, da sind sie. Sie wollen hervor. Sie drängen sich her. Blutäugig, bleich. Pst; sie murren; sie stieren; sie heben die Hände zum Himmel. In Jesu Namen; ich kann euch nicht helfen; fort! Es war nicht meine Schuld. Ich that, wie ich mußte. Die Welt war so. An mich und an die Meinen mußte ich denken, was sollte ich machen? Wäre ich der Schwächere gewesen, so hättet ihr das Gleiche mit mir gethan.

Da verstummen sie. Sie wissen es. Sie wissen, daß es wahr ist. Sie fließen in ihre Schatten zurück.

Doch sie kehren wieder. Wo soll ich mich verbergen und hinfliehen! Hu, diese Mütter, schwarzgekleidet, wundgeweint, mit blaugehungerten Kindern! Und da ist er. Der mit dem Blutfleck. Fort! Es war nicht meine Schuld! Ich wußte es nicht! Es war Geschäft, Geschäft! und jeder muß sich selbst in acht nehmen. Und wer nicht stark genug ist, oder klug genug, er muß büßen, wer es auch sei. Und wer untergeht, soll noch froh sein; denn wer gewinnt, muß am längsten und ärgsten leiden; und es giebt keine Gnade mehr. Denn der Vater ist weg; doch die Hölle brennt wie früher mit blauer Lohe und unauslöschlichem Feuer in unserer eigenen Brust.

Hu! fort!

Vater unser, der Du bist im Himmel —

* * *

Ein Beichtvater könnte meine schweren Erinnerungen von mir heben.

Ein kluger, feiner Mann, der die Welt und das Leben und unser Herz kennte, und gegen den man sich auszusprechen wagte, vermöchte es. Aber wo findet man

einen solchen! Die Protestanten haben nur Theologen. Und ein Fremder verstünde mich nicht.

Jedoch dann denke ich wieder: „Im Grunde sind alle Menschen Freunde. Es giebt auf Erden nicht zwei, die die gleiche Sprache reden. Jeder legt das Seine in die Worte; sie reden mit den gleichen Wörtern jeder von den eigenen Sachen. Und ich weiß nicht, wozu das, was ich sage, im Kopfe dessen wird, dem ich es sage. Ich will keinen Beichtvater.

Ich will stark sein.

Der Weise sagt zum Kinde: „Du bist groß," und zu seiner Frau: „Du bist ein Engel," und zu seinem Freund: „brauchst Du Geld?" und zum Volke: „hurrah!" Doch drängt es ihn, sein Herz durch ein wahres Wort zu erleichtern, so sperrt er sich hinter drei Schlösser ein und flüstert das Wort, mit der Hand vor dem Munde, damit keiner es höre als der Eine, von dem er weiß, daß er es versteht.

Darum reden alle alten Leute mit sich selbst. Sie haben in einem langen Leben das gelernt.

Man lernt, so lang man lebt, und jedes neu Gelernte ist ein neuer Kummer. Und jeder Kummer ist eine neue Kraft. Doch keiner hat ausgelernt, ehe er zu schweigen gelernt.

* * *

Der Alte unten, es geht abwärts mit ihm und er wird sterben. Und mein Bruder kommt manchmal und betet mit ihm.

Dann schaut er gern herein zu mir. Hat er dann eine Stunde Zeit, setzt er sich nieder und redet mit mir von allem Möglichen. Und ich höre zu und folge mit, ob ich bei ihm nicht etwas Verkehrtes finde.

Doch ich finde nichts.

Schlechtes ist nicht in ihm, so weit mein Suchen reicht. Und rechnen kann er nicht. Er ist wenig schlau. Ich glaube nicht an lange Berechnungen in seinen seltsamen Einfällen.

Und nichts Krankes finde ich bei ihm. Es geht nichts Grauenhaftes von ihm aus und nichts Unheimliches. Er hat Gutes in Gefolge mit sich; ich werde ruhiger, wenn er kommt. Und eine gute, gleichmäßige Gemütsart hat er; da giebt es kein Aufbrausen oder keine Mißlaune. Eher etwas Abgedämpftes und Stilles, wie nach Kummer und schwerer Erfahrung. Und wirklich er hat viel erfahren. Und viel verloren.

Aber langsam erst werde ich sicher. Denn es giebt viele Zeichen für Verrücktheit, doch nicht ein einziges sicheres Zeichen für Vernünftigkeit. So daß sich kaum ein Mensch findet, den man nicht widerlegen könnte, indem man laut sagte: „er ist verrückt."

Ich sagte zu meinem Bruder: „nun sollst Du mir den wahren Grund sagen, aus dem Du Dein Eigentum weggabst."

Er lächelte und versetzte: „Du glaubst mir nicht. Doch ich mußte. Die Welt hielt mich in ihren Griffen. Ich fing an Macht zu bekommen. Es sammelte sich Menge um mich herum und meine Freunde geboten bald dem Bygd. Und ich merkte, daß mir das gefiel. Da erwachte ich und sah mich um. Und ich sah, daß ich in Gefahr sei. Da riß ich mich los. Doch ich war verwirrt und verschreckt und fand nicht die richtige Art."

„Gestehst Du es zu, Paal?“

„Die linke Hand soll nicht wissen, was die rechte Hand thut; aber das da machte Lärm. Es breitete sich über alle Bygde aus; ich wurde zum Marktwunder und was ich gethan hatte, wurde mißdeutet und wirkte Schaden. Meine Gabe selbst hat geschadet.“

„Sagst Du das?“

„Geld stiftet immer Schaden. Die Gabe und der Geber dürfen sich nicht trennen. Kassenhilfe macht den Armen zu Pöbel, man stelle es wie immer an. Meine Gabe wurde zu einer Kasse; und die, welche Hilfe empfingen, nahmen die Hilfe wie ein Recht und murrten, weil sie nicht mehr empfingen; aber die, welche nichts empfingen, wurden voll Haß und Harm. Und nicht Liebe, sondern Neid wuchs aus der Gabe.“

Er war ernst geworden. Aber dann lächelte er. „Immer von Neuem muß man lernen und lernen. Aus jedem Mißgriff sprießt Weisheit, und aus seinen Sünden muß man sich Treppenstufen bauen; denn es ist hoch hinauf.“

„Aber,“ sagte ich, „bist nicht Du es, der lehrt, wir müßten vollkommen sein?“

Er lächelte. „Unser Wille muß ganz sein.“

Ich dachte bei mir: „man kommt bei ihm nicht damit aus, das man ihn verrückt nennt.“

* * *

Ich frage, ob es wahr sei, daß er Krankheiten heilen könne. Nein, sagt er.

Ich fahre fort:

„Sie erzählen, daß Du Dich damit abgiebst, für Kranke zu beten und ihnen die Hände aufzulegen. Ich will Dir nur gerade heraus sagen: mir gefällt so was nicht.“

„Es lindert hie und da. Und man soll alles versuchen, was als Hilfe dienen kann. Denn dies ist Christentum, daß wir einander helfen.“

Ich verstumme. Er nimmt wieder auf:

„Vielfach sind unsere Gebrechen; die meisten davon sind Gemütsleiden. Es ist die Seele, welche krank ist. Und hat die nicht ihre Kraft, gewinnt alles Böse in uns Erdreich. Da stärkt das Gebet, wenn Glauben vorhanden; die Seele sammelt sich und kriegt neue Kraft zum Widerstand.“

„Hast Du einen Gott, der Gebete hört, so zeige mir ihn. Gerade solch eines Gottes bedarf ich.“

Er lachte. „Ja; Zeichen wollen wir haben.“

„Antworte mir nun. Alles, um was ihr bittet, sollet Ihr haben, steht geschrieben.“

„In meinem Namen,“ steht drin. Das heißt, wenn wir bitten, wie er bat. Doch dies war sein Gebet: „Dein Wille geschehe.“

Hie und da glauben wir das Wunder zu sehen. Jedoch beten, das ist nicht in Gottes Namen Zauber üben; durch das Gebet wollen wir uns erheben, Gottes Willen zu wollen. Und gewinnen wir dieses Höchste, so erhalten wir alles, was wir wollen. Und dies ist des Lebens Erlösung, daß mein Wille eins wird mit dem Allwillen.

Jedoch viel giebt es in der alten Seelsorgerweisheit, worin Sinn steckt. Gebet, Arbeit, Fasten sind drei gute alte Waffen. Viele böse Geister werden durch sie

ausgetrieben. Krankheit und Sünde hängen so zusammen, daß Seelenheil oft Körperheil wird. Junge Burschen fragen mich oft um Mittel gegen die unreine Lust. Fasten, antworte ich; Arbeit, und wenn das nicht genügt, Fasten! Ich habe feste Gesellen daraus erwachsen gesehen.

Oft bedarf es blos eines starken Wortes von einem gesunden Mann, so giebt das Gemütsleiden sich und der Kränkling gesundet. Dies erfuhr ich oft. Denn es ist viel Gemütskrankheit und Gemütsschwäche unter den Leuten. Und die alte Heilkunst ist gut für die, welche vor allem Heilmittel für den Willen brauchen."

* * *

Mein Bruder sagt zu mir: „Du scheinst mit Deinem Leben nicht zufrieden zu sein."

Ich antworte: „Viel hab' ich nicht davon."

„Hast Du gemeint, etwas zu gewinnen?"

„Ich wollte Reichtum gewinnen."

„Was wolltest Du mit dem Reichtum?"

„Reichtum ist Macht!"

„Was wolltest Du mit der Macht?"

„Macht herrscht."

„Warum wolltest Du herrschen?"

„Dann erst ist man frei und kann das Leben genießen."

Er lachte. „Das Leben genießen ist — es vergeuden. Das hast Du gethan, lieber Bruder. Was klagst Du aber? Etwas mehr Unterhaltung, etwas weniger Unterhaltung, dies ist einerlei zum Schluß. Das Facit ist Null in allen Fällen."

„Man hat niemals Ruh zu leben," knurre ich. „Es geht in Plackerei auf. Die Mittel zum Leben muß man erringen, damit man sicher sein kann; vom Leben erschnappt man in den Zwischenstunden gerade nur einen Bissen. Und wenn die Mittel zum Leben gewonnen sind, ist die Kraft zu leben verthan."

„Die Menschen haben vergessen, wie man eigentlich lebt," sagt er. „Das Leben sollte eine Kunst sein, ist aber ein Geschäft geworden. Sie setzen ihres Lebens Sinn nicht in die Arbeit, sondern in das, was sie für die Arbeit bekommen, und die Lebenskunst ist, den größten Gewinn für die kleinste Gegenleistung zu ertrügen. Und das Leben wird nicht Schöpferfreude und Arbeitsruh, sondern eine endlose Jagd; denn Sinn im Leben und Seelenfrieden, dies kann man weder kaufen noch ertäuschen; und Alles, was Einer gewinnt, wird zu wenig. Und statt mit Glück müssen sie sich mit Unterhaltung begnügen.

Aber das Lebensgefühl hattest Du, Bruder. Diesen glühenden Funken, der uns in der Brust liegt und in Kummer wie in Lust glüht und jede Stunde unseres Lebens mit seinem stillen Fest erfüllt, den hattest Du. Und der war Dir Ersatz für alles, so daß Du, auch wenn Du es noch so schlecht hattest, dennoch leben wolltest. Denn ob wir das Leben als Leiden oder als Lust empfinden, so wird das eine kleine Sache gegen das Gefühl zu leben.

Darum solltest Du zufrieden sein mit dem, was Du gehabt hast und noch hast; denn sogar wenn Du krank bist, willst Du noch leben. Das Leben genießen war Dein Lebenszweck, und das hast Du gethan. Und wer das Leben genießt,

soll nicht zugleich etwas dafür erwarten. Du bist ein Bauer und weißt, daß aus ausgetrunkenem Rahm keine Butter wird."

* * *

„Die Thoren fragen, wozu sie da sind, und die Tagdiebe wollen den Sinn des Lebens wissen. Aber niemand erhält Antwort, außer wer richtig fragt, und der fragt richtig, welcher sagt: wie soll ich Sinn in mein Leben bringen.

Da antwortet die alte Weisheit — denn die neue hat hier weder Frage noch Antwort: dieses ist die Arbeit, welche das Leben wert ist und die der Mühe des Lebens lohnt: daß Du den neuen Menschen in Dir herausarbeitest.

In der Welt bist Du unfrei. Die Welt ist das Menschenheim als Naturreich. Der weltliche Mensch ist das höchste Tier. Aber so wie die Steinwelt zuletzt ein Pflanzenreich hervorbringt, so hat das höchste Tier sich zu einem Willen hinaufgearbeitet, aus dem schließlich eine Geisteswelt, ein Freiheitsreich geboren wird.

Da sind wir vom blinden Gesetz erlöst. Da setzt der Wille sich selbst sein Gesetz und wird auf diese Art frei; und finden wir unser wahres Gesetz, so finden wir das Leben.

Daher sagt die Wahrheit: der gewinnt das Leben, welcher Gottes Willen thut. Wir bauen das Gute in uns, wenn wir rings um uns das Gute thun. Mit täglichen Sieggewinnsten über die Natur in uns arbeiten wir den Geistmenschen in uns heraus, den, der sein Leben in sich selbst hat und damit die Hoffnung, die den Tod nicht fürchtet."

Sagt mein Bruder. Ich antworte:

„Niemand zweifelt am Sinn in seinem Leben, so lang er Nutzen thut. Tauge ich zu etwas, bin ich behilflich, thue ich Arbeit, die notwendig ist und schlägt zum Guten aus, so weiß ich, daß ich nicht vergeblich lebe.

Aber voll glauben wir nicht unserem Leben gerecht worden zu sein, außer wir bringen etwas fertig, das fortwährt. Wir bauen Königreiche und Pyramiden und Babeltürme; wir finden neue Länder, neue Werkzeuge, neue Religionen und Gedankenformen. Wir wollen, daß diese Werke zu allen Zeiten leben; dann erst sind wir mit unserem Dasein zufrieden.

Und können wir nicht große Werke vollbringen, so leben wir dennoch in der Zukunft. Als ich draußen war und ein Bankgeschäft führte, dachte ich nicht bloß an mich selbst; ich dachte an meine Kinder und an meine Familie. Einen Reichtum wollte ich gründen, der bestehen könnte. In diesem wollte ich durch die Zeiten weiterleben.

Doch wir wissen und sehen zum Schluß, daß kein Ding dauert. Die größten Thaten sterben. Darum dachte sich die alte Weisheit das vom neuen Menschen aus. In uns selbst sollen wir etwas Bleibendes hervorgewinnen. Aber dauert der neue Mensch mehr als der alte?

Der da unten, der herumgeht und wieder in Kindheit verfällt, was würde es ihm nützen, wenn er in sich den neuen Menschen geschaffen hätte? Wenn unsere Höhe erreicht ist, morschen wir ab, und das Oberste zuerst. Der neue Mensch erlöscht früher als der alte."

Er antwortete: „Der alte Mensch erlosch, als der neue hinzukam. Gewonnener

Lebensfrieden wird gleich einer reinen Harmonie ins Alter und in den Tod hineintönen. Du machst Dir zu viele Sorgen, mein Bruder."

Er saß eine Weile und starrte wie selbstvergessen. Dann sah er mich an und lächelte so wundersam. „Das," sagte er, „wird man nicht bald hören, daß ein Jesujünger an Alter stirbt."

„Wieso das?" fragte ich.

„Dem Meister folgen heißt sein Leben opfern."

Ich sah ihn an, und es war, als ob meine Augen geöffnet würden und ich sah meinen Bruder zum erstenmal. Schwerere Dinge hat dieser Mann zu tragen als ich gedacht; und es ist etwas in seinen Augen, und um die Stirn und in den starken festen Zügen, was mir sagte, daß er das Leben geopfert hat.

Und er wurde etwas Neues für mich. Etwas Feierliches. Ein Mann aus einer größeren Zeit; ein Mensch, der das Leben in Ernst lebt.

* * *

„Ja," sagt mein Bruder, „wahr ist der alte Gedanke, daß die Erde ein Höllenreich ist.

Hier brennt das Feuer, welches nicht verlischt; hier nagt der Wurm, der nie stirbt. Allein das Feuer heißt Haß, und der Name des Wurmes ist Seelenschmerz.

Selbst sind wir die Seelen, die brennen. Die blaue Lohe schlägt in bösen Thaten aus uns heraus, und aus unserem Halse in Eidschwüren und bösen Worten.

Und selbst sind wir die Teufel, die quälen. Holz tragen wir herbei zu der Anderen Scheiterhaufen. Und wir kneifen einander mit glühenden Zangen. Und sengen einander mit roten Eisen. Und Funken prusten wir einander ins Gesicht und spucken Eiter.

Aber wahr ist es auch, daß die Erde Gottes Reich ist. Wenige finden es; denn der Weg ist schmal und die Pforte ist eng. Und über der Thür leuchtet das Kreuz, mit der Inschrift aus Feuer: sei gehorsam bis zum Tode. Aber die es finden, kennen es. Und sie sagen: um der Seligkeit willen, die wir hier finden, war die Welt nicht zu theuer bezahlt.

Aber viele haben weder Himmel noch Hölle. Für die ist die Welt ein Hulbreheim. Da leben sie von Maus und Frosch und werden fett und sammeln Kieselsteine und Mist und glauben, es sei Gold. Und sie binden sich Kränze aus dürrem Laub, und schmieden sich Stäbe aus morschem Holz, und winseln auf Darmsaiten und tanzen und singen: groß ist unsere Macht; wir herrschen auf Erden.

Glücklich ist dies Hulbrevolk. Sie sind zufrieden mit ihrem Hügel und dem, was drum und dran ist; und sie essen und trinken und spielen und lachen über uns, die wir das Leben schwer nehmen und in Himmel oder Hölle hinein wollen."

„Weisheit redest Du, mein Bruder Sankt Paul," sage ich; „aber Du vergißt das andere Leben."

„Alles, was vom anderen Leben geschrieben steht, ist dunkle Rede und Bild, von dem wir uns keinen Gedanken machen können. Allein die Hoffnung haben wir, alle, die das Gute thun."

„Und die das Schlechte thun?"

„Sie sterben den zweiten Tod und sollen wie Unkraut und Abschnitzel weggeworfen oder verbrannt werden.“

„Im ewigen Feuer.“

„Das Feuer ist ewig, jedoch der Abschnitzel schwerlich.“

Er verstummt. Nach einer Weile sagt er:

„Aber will jemand das Gute thun um eines anderen Lebens willen, er täuscht sich. Dienen wir für Lohn, so bekommen wir keinen Lohn; denn unser Richter, er, der hier innen sitzt und sich nicht auf die Dauer betrügen läßt, er weiß, wäre es nicht um des Lebens oder der Strafe willen gewesen, so hätte ein solcher Diener eher das Schlechte gethan.

Bloß einen Lohn haben wir sicher; Lebenszweck, Lebensfreude, Seelenfrieden.“ Er lächelt und sieht mich an: „Dir dünkt das wenig?“

„Viele bekommst Du nicht mit Dir,“ sage ich.

„Niemanden,“ antwortete er, „außer die, welche arbeiten und müde sind, und die, denen es übel ergeht in der Welt. Jedoch Andere bedürfen auch des Meisters nicht.“

* * *

Leb wohl, Tarald, Du altes Wrack. Du bist nun hinübergeboren und für immer daheim.

Ruhig und rein wie ein Kind liegt er da unter dem Leichentuch. Wenig scheert es nun, daß er neunzig Jahre lang hart sich plagte. Und ich beneide ihn, daß er den letzten Anstieg überstanden hat.

So soll ein Mensch sterben. Er entschlief einmal des Nachts und niemand wußte darum. Er hat es selbst nicht gewußt.

Ich komme nicht so leicht weg. Denn wer nicht so gelebt hat, wird auch nicht so sterben. Allein das mag werden, wie es kann. Ich weiß, daß ich es überstehe. Wer will da klagen. Alles ebnet sich und wird still. „Eine kleine Weile hält es vor, und dann hat mein Elende ein gutes Ende,“ singen sie hier. Schlimm waren sie gegen den Menschen, die den schweren Traum von einem anderen Leben dichteten, und ich hasse jenen Dichter, der in der Welt den kranken Zweifel weckte: aber hat dieser Schlaf nicht Träume?

Ich habe es nicht gut gehabt auf Erden, und gut bekomme ich es nicht. Jedoch gäbe es ein anderes Leben, so bekäme ich es da noch schlechter. Denn da währt es ewig. Und immer das Gleiche, immer gut oder immer schlechter. Drum ist es mein Hoffen und Glauben, wenn sonst alles Andere in der Welt lügt, so ist doch der Tod das, wofür er sich ausgiebt.

Glücklich preise ich Dich, alter Kamerad, der ausgestritten hat; und bald folge ich nach.

* * *

Ich beginne „Sankt Paul“, meinen Bruder, zu vermissen.

Müde kam er von der Arbeit; geduldig saß er bei Tarald und betete und sang; der Alte verstand nicht viel, aber glaubte daran. Nachher saß mein Bruder bei mir und antwortete auf meine Fragen.

Er hat eine gute Art; er verbreitet Frieden; ich war ruhig, wenn er hier saß. Manches sagte er auch, was ich im Gedächtnis und in Gedanken behielt, und darin war Hilfe; so zehrte ich nicht so sehr an mir selbst. Und ich schlief bei Nacht besser.

Er ist ein Schwärmer wie sein Meister. Bekäme dieses Christentum Macht, müßten die Leute die Welt aufgeben und das Volk ginge unter. Das thut es auch so; denn es ist alt und himmelskrank und hat wenig Fortgang in sich. Aber noch mehr Himmelsrecht würde den Untergang beschleunigen, und mein Bruder würde einer von den Gefährlichsten, wenn er die Menge mit sich zöge.

Aber das bekommt er nicht. Seine Schwärmerschaft ist unschädlich und mild. Außer für ihn selbst; denn von sich selber fordert er viel. Er bringt sich um. Hätte er in einer anderen Zeit gelebt, so wäre er ein Prophet gewesen. Die Leute hätten ihn zum Messias oder Buddha gemacht; und die Priester hätten ihn zugrunde gerichtet und sich nachher aus seinen Tugenden ihr Lebensbrod zurecht geschnitten.

Doch St. Paul will nicht Prophet sein. Er mischt sich unter Landstreicher und Quacksalber und Volk mit unsicherem Ruf und giebt sein Leben so, daß niemand davon weiß. Das ist wahres Christentum. Aber wahres Christentum ist unpraktisches Christentum, das niemals Macht bekommt.

Doch ich vermisse meinen Bruder. Ich habe begonnen, in ihn Glauben zu setzen. Und es ist Rettung, an einen Menschen zu glauben.

Denn glaubt man an einen Menschen, so glaubt man etwas, das mehr ist als Mensch. Ich beginne zu glauben, daß es etwas zu glauben giebt. Etwas Gutes; etwas Wahres; etwas, das nicht Reklame ist. Das Gute macht er mich glauben. Nicht durch Worte, sondern durch sich selbst. Und der Glaube an das Gute rettet. „Glaubst Du an das Gute, so glaubst Du an Gott," sagt Sankt Paul.

Drum giebt es etwas, das gut ist, etwas, das sich selbst giebt und nicht Lohn sucht, so sind wir über die Natur hinaus. Hier ist ein neues Reich. Ein höheres Gesetz. Und dann ist die Welt nicht mehr das leere Haus, in dem Echsen und Nattern sich raufen, und Ratten und Wiesel ums Dasein kämpfen.

Mein Bruder muß wieder kommen. Je schwächer ich werde, desto mehr brauche ich ihn.

* * *

Er war hier mit einer Topfblume, einem jungen, zarten Bäumchen; es hat schon Knospen und springt bald auf.

„Das," sagte er, „habe ich mir erbettelt; und Du sollst es haben, um es anzusehen, jetzt, wo es Frühling zu werden beginnt. Aber Du mußt es gut ansehen.

Weißt Du, was Mystik ist? Wenn Du eine solche Blume anschaust und siehst, daß sie wächst, so siehst Du das Mystische.

Siehst Du? In dem kleinen Topf ist eine Handvoll schwarzer Erde. Aus dieser Handvoll schwarzer Erde bildet diese Pflanze das, was Du hier siehst: Wurzel, Stamm, Aeste, Zweige; dann Blatt und Blüte; dann Blume und Frucht. Aber alles miteinander und jedes Einzelne so wunderbar durchgedacht und durchgeführt. Alles zusammen und jedes Einzelne in den Formen so fein, daß kein

Künstler dergleichen erfüllen könnte, und mit Farben so auserlesen, daß unsere größten Maler mit all ihrer Technik und ihrer ganzen Palette es nicht nachmachen können. All dieses bringt eine Pflanze aus einer Handvoll Mull hervor. Aus diesem Mullklumpen strömt es nur so geradezu heraus, die Formen und Farben und Fülle unglaublicher Pracht. Es ist als hätte die Blume ihre Wurzeln in der Ewigkeit, in Gottes Schöpfertraum; so quillt es und strömt Leben und Schönheit aus.

Und das ist nicht etwas, das sich so getroffen hat und einmal in der Welt durch eine Zufallsfügung geschehen ist. Und nicht bloß dieser Pflanze ist es gelungen, eine solche geheimnisvolle Kraft zu kriegen. Jedes Jahr geschieht es, und Millionen Pflanzen können die Kunst. Und jede hat ihre Weise; jede hat ihre Farben und Formen, alle mit der feinsten Kunst durchdacht, und alle so klar und streng durchgeführt und festgehalten, gleichsam als hätte jede Pflanze Zeichnungen, um danach zu gehen. Aber dennoch niemals zwei gleiche.

„Ja, sieh das an, und denke Dich hinein in diese Abgrundstiefe von Rätsel, die sich schon allein in solch einer kleinen Blume aufthut. Und horche auf, ob diese Blume Dir nichts sollte zu sagen haben!"

* * *

Er sagt, daß die, so keinen Gott haben, sich an die Welt halten sollen. Ich frage, was die machen sollen, die keinen Gott haben und die mit der Welt fertig sind.

Er lacht. „Sie werden halt Briefmarken sammeln. Aber," fügt er zu, „fertig mit der Welt ist niemand."

Ich meine, so alt kann man schon werden. Er antwortet: „Bist Du mit der Welt fertig, so bist Du nicht alt.

Denn nicht die Jugend liebt die Welt; die liebt ihren Traum; und nicht das Manntum liebt die Welt; das liebt seinen Kampf; das Alter liebt die Welt.

Die Welt, wie sie ist, ohne Umdichtung oder Traum, Gold und Macht, Hoheit und Glanz, Braten und Wein, Weib und gutes Gemach, gerade das Weltliche in der Welt liebt das Alter.

Aber liebt es mit Haß und Herzensbrand; denn er weiß, daß ihm gekündigt ist. Und er weiß, wenn die Welt ihm noch zulächelt, so thut sie es für Lohn; und wenn er sie mit Gewalt nimmt, liegt sie kalt in seinem Arm, und sie lacht seiner Liebe. Da haßt er sie. Aber sie lacht seines Hasses, und er ist gebunden von seiner Liebe und seiner Eifersucht.

Selig, wer mit der Welt zu rechter Zeit bricht! Zauderst Du, bis sie mit Dir bricht, so zauderst Du hübsch lang.

Und wenn Du merkst, daß der böse Haß in Dir erwacht, der Haß, der ungesättigte Liebe ist, dann frage um Hülfe; denn da bist Du in Gefahr.

Denn mit diesem Haß sollen wir die Welt nicht hassen. Wir sollen die Welt nicht hassen.

Die Welt ist gut. Wenn auch nicht, um auf ihr zu bauen.

Eine Blume auf der Wiese ist schöner als Salomon mit all seinen Diamanten, und Du hast Freude an der Blume, wenn Du sie wie eine Blume gebrauchst. Aber sagst Du: das ist ein Diamant, und Du legst sie in Deinen Ringschrein und hebst sie auf und getröstest Dich ihrer wie eines Schatzes, so ist sie verwelkt, wenn Du sie herausnimmst, und Du sprichst bei Dir selbst: alles ist Eitelkeit.

Allein die Welt ist nicht Eitelkeit, sondern Du bist ein Narr. Und frei von der Welt ist nicht, wer mit ihr fertig ist."

„Allein ich bin fertig mit der Welt."

„Versuche Dich von ihr frei zu machen, so wirst Du merken, wie fertig Du bist."

„Wovon soll ich mich frei machen!"

„Hast Du nicht einmal so viel wie einen Haß?"

Ich schweige.

* * *

„Du redest von Gott, als ob er Dein nächster Nachbar wäre. Bist Du nie in Zweifel gewesen? Hast Du nie gedacht?"

„Ich habe gestaunt und gefragt," sagt er. „Aber es ist in mir gern etwas, das antwortet."

„Du bist glücklich. Doch eine Frage will ich Dir stellen, auf die es kaum eine Antwort giebt. Wie kannst Du an einen Gott glauben, der nicht gerecht ist?"

„Er ist gegen mich gerecht gewesen. Hast Du Dich zu beklagen?"

„Sieh Dich um. Sieh die Menschen an. Einige sind gut geboren. Andere werden in die Welt hineingeschleudert mit so schlechter Gemütsart, und sie wachsen in so schlechter Luft auf, daß sie nicht gut werden können. Ich selbst weiß etwas davon. Und sieh die Welt an und wie es da zugeht. Die Guten leiden Schlimmes; die Schlimmen werden fett; das Recht muß schweigen; die Macht regiert. Und es ist nur ein Gesetz: daß der Starke den Schwachen ißt. Und dennoch glaubst Du an einen Lenker, ja, an einen Vater!"

„Hier sind wir im Gebiet verborgener Dinge."

„Mich kümmern nicht Deine verborgenen Dinge. Ich habe nicht das zweite Gesicht und muß mich an das halten, was ich selbst wahrnehme."

„Es ist wahr, daß man das zweite Gesicht haben muß. In der Welt herrscht das Naturgesetz. Der Gerechte geht mit dem Ungerechten unter, und die Sonne geht über Guten und Bösen auf.

Doch der Meister lehrte uns, ein neues Reich zu bauen. Ueber der Welt, über der Natur, über dem höchsten Theile, in uns selbst erbaut sich das Reich, in dem Gerechtigkeit wohnt. Da findet das Böse sein Urtheil und das Gute seinen Lohn, und da finden wir den Vater."

Ich schwieg und dachte nach.

Er stand beim Fenster und sah die Blume an, die so schön ausschlug. „Sag mir," fragte er, „hat die Blume Dir etwas gesagt?"

„Die Welt hat Seele, sagt die Blume zu mir."

„Das sagt sie auch zu mir. Es ist ein großes Wort."

* * *

„Ein Selbstherrscher war der alte Gott, mit strengen Forderungen, um seiner selbst willen. Für sich forderte er Gehorsam und Ehre. Und bekam er nicht sein Recht, so wurde er böse, und mit Blut mußten sie den Rachelüsternen besänftigen.

Doch der Meister lehrte uns einen Gott, der Gehorsam fordert, um unseretwillen. Und trauert, wenn wir sündigen. Um unseretwillen. Aber bekehren wir uns von Selbstzerstörung und Sünde, so wird er froh und vergißt alles. Und es

wird nicht mehr nach Opfer und Sühneblut gefragt; selbst schlachtet er das gemästete Kalb; Hochzeit hält er für den Sünder, der umwendete.

Mit dieser Lehre erlöste der Meister die Welt aus einer langen Blutangst. Aber die Welt konnte nicht erlöst sein. Die frohe Botschaft, daß Gott der Vater sei, wurde zu einer Forderung gemacht. Glaubst Du nicht, daß Gott der Vater ist, so wirft er Dich ins Feuer! Und nie war mehr Furcht zwischen Gott und uns, als nun herrscht.

Du sagst, Du findest den Vater nicht. Das glaube ich wohl. Der alte Blutgott ist in Dir. Innerst innen in Deiner eigenen Herzensangst sitzt er, in sie eingehüllt wie in einer schwarzen Wolke.

Aber faßtest Du Dir Mut und sagtest zur Wolke: ich bin irre gegangen; aber nun will ich Dein Werk thun; ich will einer Deiner Arbeitsleute sein; — so würdest Du sehen. Vielleicht war es der Vater!"

„Ich bin nicht hochzeitgekleidet," antwortete ich.

„Ja, den neuen Sinn bedarf es," antwortete er, „den heilen und reinen."

* * *

„Immer redest Du herum, daß Du nicht glauben kannst. Wer bittet Dich denn zu glauben? Wie lang soll ich es Dir sagen, daß der Meister nicht mit einer Lehre kommt, die Du glauben, sondern mit einem Gesetz, daß Du befolgen sollst? Und befolgst Du es, so wirst Du sehen, daß es von Gott ist, und kriegst den Glauben hinterdrein."

„Soll ich Gott lieben, so muß ich an Gott glauben."

„Gott lieben heißt sein Gebot halten. Liebst Du Deinen Bruder, den Du siehst, so liebst Du auch Gott, den Du nicht siehst. Und nach und nach wirst Du hellsichtig und siehst Gott. Allein den Nächsten lieben, das ist dem Nächsten helfen. Und mein Nächster ist, wer meine Hilfe braucht. Alte Eltern, kranke Geschwister; er, der vor meiner Thür liegt; er, den ich hilflos auf meinem Wege finde."

Er lachte. „Am spätesten begreifen wir das Leichteste; zuletzt finden wir das Naheliegendste. Und ehe wir unseren Nächsten lieben wollen, lieben wir die, welche wir niemals sahen. Die Christen lieben die Hottentoten, und die besser sein wollen als die Christen, lieben die Zukunft; jedoch Lazarus liegt, wo er liegt. Es ist kein besonderer Staat an Lazarus. Und Lazarus hat seine Not verdient; wir kennen Lazarus. Aber gerade, was uns zunächst liegt und wobei der geringste Staat ist, gerade dieses gilt es."

Ich sage: „das ist ein Christentum für Junge und Starke. Aber was für Rat hast Du für einen alten Mann, der sterben soll?"

„Bekehre Dich und Du wirst leben."

„Was kann ich Gutes thun?"

„Du kannst vergeben."

Ich dachte: wer kümmert sich um meine Vergebung. Aber ich streckte die Hand aus und sagte: „Dir vergebe ich, Bruder."

Er nahm die Hand fest und warm. „Danke, Bruder," sagte er; „Du weißt nicht, wie gut Du nun gegen mich gehandelt hast." Ich sah, daß es in seinen Augen nun feucht ward.

Und glücklich sind wir beide, daß wir uns nun versöhnt haben.

* * *

Ich kann über seinen Glauben nicht urtheilen; aber ich kenne die Macht seiner Handlungen.

Und hoffnungsreich ist der Gedanke, daß man recht leben kann und durch das Leben das Licht finden. Dann ist es nicht länger aussichtslos. Früher hätte ich das wissen sollen.

Nun ist es zu spät. Es ist keine Kraft mehr in mir. Mit der Todeskrankheit in der Brust fängt keiner ein neues Leben an.

Ich werde schwächer. Nur an manchen Tagen bin ich auf, und immer nur eine kleine Weile. Kürzlich blieb ich zu lange auf und sank in Ohnmacht, dort wo ich saß; darauf lag ich viele Tage im Bett.

Doch die Schmerzen sind gelinder. Und die Anfälle kommen seltener. Und das Gemüt ist ruhiger. Ich bin wohl zu müde. Aber manches Mal denke ich, daß es Sankt Paul ist, der das Böse forttreibt mit seinen starken Worten und mit der Wärme seines guten Herzens.

Lange glaubte ich es nicht; allein dennoch ist es wahr, daß der Mensch dem Menschen helfen kann. Und oft denke ich bei mir selber: er hat Heilkraft, auch wenn er es nicht weiß.

Vielleicht ist das eine Wandlung in meiner Krankheit? Uebersteht ich die Frühlingsgefahr, so überstehe ich den Sommer; und wird dieser gut, so überstehe ich noch mehr. Gern nähme ich noch ein paar Jahre mehr hin, da ich einen Menschen gefunden habe, an den ich glaube.

* * *

Die Gemütsqual ist nicht weg. Innerst innern keppelt sie ihre alte Keppelei, und die Brust ist mir schwer und wund, und ich muß achtgeben, daß die Angst in mir nicht aufwache.

Die Geschichte ist eben die, daß ich mich nicht aussprechen kann. Oftmals wollte ich meinem Bruder beichten. Aber ich konnte nicht. Es giebt ein und das Andere, dessen ich mich schäme. Und verschwiegene Sünde ist wie ein Alb und ein harter Brustknoten.

Es ist ganz ehrlich, ein Bankgeschäft zu führen. Und der Andere war ein ärgerer Blutsauger als ich. Aber die Zunge wird steif, wenn diese Erinnerungen kommen und ich kann es nicht über die Lippen bringen.

Ich kann nicht mir selber beichten. Man hat nicht den Mut, sich in die Augen zu sehen und die ganze Wahrheit zu sagen. Es ist wie eine Operation. Man vermag nicht mit sich allein zu sein, wenn man seine Seele offen legen soll.

Ein Anderer versteht auch halbgesungene Weisen und errät und sieht, was man meint und ausdrücken will, an Stimmen und Mienenspiel nnd Augenausdruck; und man braucht nicht die letzten peinlichen Worte zu sagen. Und er hat einen milden Blick und ein hilfreiches Wort, wenn er sieht, daß man ängstlich wird; und er sagt Dinge, auf die man selbst nicht gekommen wäre und die erleichtern und lindern. Und schon, daß er ruhig dasitzt und aushält und nicht davonläuft, wie vor etwas Abscheulichem, schon darin liegt Beistand.

Eines Tages, wenn ich stark bin, will ich mit St. Paul reden. Er hat mir sein Leben erzählt; und engelrein ist er gegen mich; aber so viel hat er doch

von der Welt erfahren, daß er mich verstehen kann. Und er urteilt nicht streng, außer über sich selbst.

Das wäre so gut erleichtern. Und ich könnte bei Nacht besser schlafen.

* * *

Ich habe meinem Bruder alles erzählt. Und eine schwere Bürde ist mir abgenommen.

Segen über einen guten Menschen! Niemand weiß, was ein guter Mensch ist, außer wer Not leidet. Aber der weiß es und er wird am Tag des Gerichtes zeugen.

Selig, wer das sühnende Wort und die hilfreiche Hand besitzt! In ihm wandelt der Heilige selbst noch auf Erden, nun und allezeit.

Und Sieg und Frieden sammelt sich um sein Haupt; und er wird keine Furcht verkosten, sondern in das Unbekannte eingehen wie in einen lichten Traum.

Amen. Alle Gottes Heilige bezeugen dies, und die beiden bekräftigen es mit: „ja, ja!“ Gesegnet, wer im Namen des Herrn kommt; Heil im Himmelreich über den Hilfreichen!

Doch verdammt ist, wer Schlimmes über einen Menschen herabführt, oder ihn peinigt, oder mit Mißachtung und bösen Worten ihm die Seele sengt, oder wer Fall und Not sieht und nicht eine Hand darreicht, daß er sich aufrichten könne. Verdammt ist ein solcher, und ausgesperrt; und Schrecken soll über ihm sein; und wenn er den argen Tag erreicht, und um Frieden bittet, findet er kalte Augen und niemand, der ihn kennt.

Das ist mein Urteil. Ich sehe es und begreife es und beuge mich dem Urteil und nehme meine Strafe; denn in Züchtigung ist Versöhnung, wenn man sie als Züchtigung nimmt, und sie als Buße trägt, frei und freiwillig.

Aber denen, die meine Teufel waren und mich quälten, vergab ich; denn gegen mich thaten sie das, was sie sollten, und ihre Sünde ist ihre Sache. Ich schreibe denen, die ich erreichen kann und schließe Frieden; denn als ich die Wahrheit sagte, daß ich sie hasse, antwortete mein Bruder: „Du mußt ihnen dennoch verzeihen; denn wenn Du Deinem Feinde Gutes gethan hast, wirst Du ihn nicht länger hassen.“

Aber die, gegen welche ich gesündigt habe und die ich nicht mehr erreichen kann, für die vergiebt mein Bruder mir im Namen Gottes, so wahr als ich selbst vergebe und so wahr, als ich willig meine Strafe trage.

Und die große Last sinkt von mir ab und ich athme freier.

Und nun kommt der Frühling mit Sonne und mit linden Lüften. Und alles Leben erwacht. Ich fasse Mut und werde froh. Nun, da ich einen guten Bruder gefunden, habe ich mehr, um zu widerstehen.

Könnte ich noch ein paar Jahre leben und ein neues Leben leben, glaube ich, ich würde noch den Vater finden.

* * *

(Nachschrift.)

In dem Tagbuch, aus dem das Meiste von diesem entnommen oder zurechtgeschnitten ist, kommt zum Schluß eine Nachschrift von fremder Hand; sie lautet so:

„Eines Frühlingstages war es so klar und schön; Gunnar kleidete sich an und ging aus; denn er sagte: „dies wird mir für meine Kopfschmerzen gut thun. Und wenn ich Licht und Luft trinken kann, so wird mir bald wieder wohl.“

Es scheint, daß er hinauf stapfen wollte auf die Anhöhe, wo das Wegzeichen steht. Doch er kam nicht so weit. Ein Stück nach der Wegmitte ist er umgesunken. Und er hat sich nicht mehr aufrichten können. Als er gefunden und hereingetragen wurde, wußte er nichts von sich. Die Nacht darauf starb er.

Friede mit Deinem Staub.“

* * *

Er kam in den Winkel zu liegen, den er sich auserſehen. Auf dem Grabhügel wurde dies gesungen:

„Hier will ich ruhen von Sturm und Streit,
Ruhen von Kummer und Sorgen,
Schlafen in Ruh bis zu Gottes Zeit,
Sicher vor Angst und geborgen.
Aus ist der Wanderschaft Mühsal so groß;
Leget der Erde mich still in den Schoß;
Traumglück und Schlummererbarmen
Find ich in Mutterarmen.

Leget mich still in das tiefe Grab;
Milde umfängt es den Müden;
Was ich im Ringkampf verbrochen auch hab,
Sinkt nun in Schweigen und Frieden.
Selige Ruh und Vergessenheit
Legt sich auf Sünde und grausamen Streit;
Die ich aufs Blut einst getroffen,
Lohnt mit Verzeihung mein Hoffen.

Gott der Höchste, König der Welt,
Der uns geschaffen zum Streiten,
Wußte recht wohl, was den Menschen befällt, —
Sorge von allen Seiten.
Hebet er milde Antlitz und Blick,
Leuchtet uns Frieden und Himmelsglück;
Lasset die Glocken nur klingen:
Frei werden Brust mir und Schwingen.

Ruhen will ich im Frieden groß
Unter dem Himmel, dem lichten;
Wildgras lockt und das weiche Moos
Frühling aus Grabesschichten.
Sperling schwingt sich und schweifet herum,
Braun surrt die Hummel im Kreise um;
Leben will Früchte und Schoten, —
Seligstill schlafen die Toten.

Briefe Jakob Burckhardts an Albert Brenner.

Mit Einleitung von Hans Brenner.

Wenn wir der nachfolgenden Serie von Briefen Jakob Burckhardts einige einleitende Worte vorausschicken, so geschieht dies nicht etwa in der Meinung, es bedürfe noch eines besonderen Hinweises auf die Bedeutung dieser Briefe für die Erkenntniß der Persönlichkeit des unvergeßlichen Mannes, aus dessen Feder sie stammen, sondern wir möchten nur kurz die äußeren Umstände erwähnen, denen sie ihre Entstehung verdanken. Die Briefe sind an den Studiosus der germanischen Philologie Albert Brenner in Basel gerichtet, den am 11. September 1835 geborenen Sohn des Kommandanten Johannes Brenner-Stehelin. Der reich begabte junge Mann hatte nach Vollendung seiner humanistischen Schulbildung die Basler Universität bezogen und hörte neben seinem eigentlichen Fachlehrer, Prof. Wilhelm Wackernagel, auch mit Begeisterung Jakob Burckhardt, zu dem er bald in engere Beziehungen trat. Einen besondern Anknüpfungspunkt bildete die beiderseitige rege poetische Produktion. Während einiger Semester studierte Brenner auch in Zürich und Berlin. Aus der preußischen Residenz kaum zurückgekehrt, erhielt er, noch bevor er seine Studien durch ein Examen hätte abschließen können, eine Stelle als Lehrer an der obern Industrieschule in Zürich, wo er als tüchtiges und geachtetes Glied des Lehrerkollegiums schon am 30. März 1861 an den Folgen eines Sturzes aus dem Fenster starb, den er, am Typhus schwer erkrankt, in einem unbewachten Augenblick im Fieber gethan. Sein ebenfalls früh verstorbener Sohn gleichen Namens findet als Schüler Friedrich Nietzsches in Elisabeth Försters Biographie des unglücklichen Denkers mehrfache Erwähnung. Eine Auswahl von Gedichten des Adressaten unserer Briefe giebt das Basler Jahrbuch von 1884, drei derselben haben auch in die zweite Auflage der Basilea poetica Aufnahme gefunden. Ferner sind von ihm 1857 anonym „Baslerische Kinder- und Volksreime aus der mündlichen Ueberlieferung gesammelt“ im Druck erschienen.

Jakob Burckhardt hatte bekanntlich bald nach dem Erscheinen seines „Cicerone“ einen Ruf an das eidgenössische Polytechnikum in Zürich angenommen und war im Herbst 1855 dahin übergesiedelt. Welch inniges Freundschaftsverhältniß Lehrer und Schüler in Basel verbunden hatte, das geht sowohl aus Burckhardts prächtigen Briefen wie auch aus den Antworten seines Schülers hervor. Der junge Mann befand sich damals so recht in der Sturm- und Drangperiode, und nun ist es rührend, zu sehen, wie er seinem Lehrer, zu dem er ein unbegrenztes Zutrauen hegt, mit rückhaltloser Offenheit Einblick in sein ganzes Fühlen und Denken gewährt. Der Schüler ergreift am 15. Oktober zuerst die Feder, da er sich in Basel seit dem Weggang des verehrten Lehrers vereinsamt fühlt und sich nach den glücklichen Abendstunden zurücksehnt, die er so oft auf dessen Zimmer hatte verbringen dürfen. „Und dann gingen Sie so still fort,“ schreibt er, „ohne daß wir gehörig Abschied nehmen konnten, so

daß es mir immer ist, als müßten Sie noch hier sein; und wir konnten Ihnen gar nicht einmal mehr zeigen, wie ungern wir Sie ziehen ließen (ich rede hier auch im Namen Anderer)." Der Schüler erwartet, wie er ausdrücklich bemerkt, auf diesen Brief keine Antwort, aber schon am 17. Oktober antwortet ihm der Lehrer. Endlich sei noch erwähnt, daß die Erhaltung dieser kostbaren Briefe der Schwester des Adressaten, Frau Charlotte Kühne-Brenner, zu verdanken ist, die dieselben vor der Rückgabe an Burckhardt durch Abschrift vor dem Untergang bewahrte.

* * *

Zürich, 17. Okt. 1855.

Ihr Brief hat mich in der Seele erfreut. — So flüchtig Ihr glückliches Alter in manchen Dingen sein mag, so glaube ich doch, daß Sie die einmal erkannte Bestimmung festhalten werden: irgend einen Zweig der höchsten Bildungsinteressen mit vorzüglicher Beziehung auf das Schöne. Sie werden noch Jahre lang hasten und zappeln, so wie ein Anderer keucht und ächzt, aber im Ganzen, hoffe ich, sind Sie geborgen. Was noch unreif ist, wird ausgähren. Bleiben Sie aber kein bloßer Contemplator, sondern halten Sie der schaffenden Poesie das Wort, das Sie ihr im Stillen gegeben haben. Möge sie all ihrem geistigen Streben eine helllodernde Fackel vorantragen.

Wie viele Dinge sind es denn am Ende, die dem Leben eines modernen Menschen einen höheren Werth verleihen können? Wie ist uns in tausend Beziehungen das äußere Handeln abgeschnitten, das in andern Zeiten und unter andern Menschen die Nerven stärkt und die Organe frisch hält? Wie übel ist uns unter den großen Maschinenrädern der jetzigen Welt zu Muthe, wenn wir nicht unserm persönlichsten Dasein eine eigenthümliche, edlere Weihe geben? — Doch diese Dinge sind Ihnen wohl so klar als mir. Gegen jenen Geist des Hohns und des Widerspruches, der bisweilen mit Ihnen sein Wesen treibt, giebt es vollends gar keine bessere Hülfe, als die beständige, an keinen vergänglichen Herbst gebundene dionysische Traubenkur im Weinberge — ich will nicht weiter fortfahren. Die beständige Anschauung des Schönen und Großen soll unseren ganzen Geist liebevoll und glücklich machen. Auch unser Ehrgeiz soll sich dadurch vom Stadium der Eitelkeit zur Ruhmbegier erheben. Ob wir noch über Jemand siegen, soll für uns keine Lebensfrage mehr sein, wohl aber, ob wir zu Ehren des Schönen über unsere eigenen Grillen gesiegt haben.

Was ich Ihnen gegeben haben mag, das kann Ihnen nun, da Sie vorbereitet sind, ein Anderer besser und in einem höhern Sinne geben, und auch in Ihren Privatstudien müssen Sie sich nun den Weg durch das Dickicht brechen, da Sie — wahrhaftig geringsten Theils durch mich — gehen gelernt haben und im Ganzen die Richtung wissen.

Unsern poetischen Verkehr vermisse ich gerade so sehr wie Sie. Mit all den ausgezeichneten Leuten, deren Umgang sich hier für mich eröffnet, ist mir in diesem einen Punkt nicht geholfen — weil ihnen in der Regel durch Schicksale und Ueberanstrengungen die eigentliche Freude an diesen Dingen genommen ist und weil sie selber nicht producieren (meines Wissens). Die poetischen Anregungen, die hier in der Luft liegen, sind groß und bedeutend; einstweilen aber habe ich noch zu wenig Boden unter den Füßen, um ruhig an die eigene Production denken zu können. Und dann ist ein wissenschaftlicher Quälgeist über mir, der vielleicht auf Jahre hinaus alle meine disponiblen Kräfte in Anspruch nehmen wird, der Keim einer größeren Forschung in der Geschichte

des Schönen. Ich habe diesen „Bresten“ voriges Jahr aus Italien mitgebracht und glaube nun, ich könnte nicht ruhig sterben, wenn ich nicht in dieser Sache mein Schicksal erfüllt habe.

Ich fasse dies recht wichtig und ziere mich nicht mit falscher Demuth. Ueberhaupt, wenn wir einmal die Zusammenhänge mit dem Großen und Unendlichen [aufgeben], dann sind wir erst recht verloren und kommen zwischen die Räder der jetzigen Zeit. (Verzeihen Sie, daß ich wieder mit dem Bild von den Rädern komme, aber es ist einmal so; andere Jahrhunderte haben das Ansehen von Strömen, Stürmen, Feuerflammen; beim laufenden, das man das XIX. nennt, fallen mir immer diese verwünschten Maschinen ein.) Aber von der Freiheit dieses XIX. Jahrhunderts profitiren wir doch gerne und verdanken ihr unsere objektive Betrachtung aller Dinge von der Ceder bis zum Ysop — also gemach mit den Klagen. Sie haben auch in einer Sache auf mich gehört und mich erfreut: ich meine die leserliche Handschrift. Kann ich nun in gewissen größeren Dingen auch hoffen, daß Sie der praecepta magistri eingedenk seien? Sie wissen schon, daß ich auf die klassische Literatur hindeute. Es ist kein bloßer Aberglaube von mir. Nun Addio.

11. Nov. 1855.

Ihr Brief vom 27. Okt. ist zu meiner großen Freude richtig an mich gelangt, obschon Sie das Wort: „Zürich“ mit ganz kleinen Buchstaben auf der Adresse geschrieben hatten. Lernen Sie Vorsicht in diesen Dingen; die Post spaßt nicht.

Hiemit ist mein Vorrath von Bemerkungen zu Ende und nunmehr seien Sie mir herzlich willkommen. Ihr Faustfieber erinnert mich auf rührende Weise an eine ähnliche Epoche, weniger in meinem Leben als in dem meiner Commilitonen vor 16—17 Jahren. — Um es Ihnen gerade heraus zu sagen: ich habe mich nie nach der speculativen Seite in den Faust hinein vertieft, wie meine Cameraden theilweise thaten. Ich werde mich auch deshalb wohl hüten müssen, Ihnen irgend eine neue Seite oder Bedeutung an dem gewaltigen Gedichte eröffnen zu wollen. Nur soviel will ich Ihnen sagen: es ist ein festes, unabweisliches Schicksal der gebildeten deutschen Jugend, daß sie in einem bestimmten Lebensalter am Faust bohre und grüble, und dieses Schicksal sind Sie nun eben im Begriff, zu erfüllen. Sie helfen eine Regel constatiren. Goethe im Himmel (oder wo Sie wollen) freuet sich darüber, daß die deutsche Jugend wie im Leben, so auch in seinem Gedichte mehr irrt und sucht, als fertige Resultate gewinnt. Es würde den alten Herrn tief schmerzen, wenn man im Faust feste Dogmen fände. Also: irren Sie im Faust herum! die edelsten Geister haben alle diesen Weg gehen müssen, weil sie feste Wahrheiten suchten; das Gedicht neckte sie, zog sie dann tief in seine unter- und überirdischen Gänge hinein und hinterließ ihnen zuletzt gar keine Wahrheiten, aber einen geläuterten Trieb zur Wahrheit, wie die Beschäftigung mit hohen geistigen Dingen ihn überhaupt hervorrufen soll.

Für die Spezialerklärung des Faust habe ich in Kisten und Kasten gar nichts vorräthig. Auch sind Sie ja bestens versehen mit Commentatoren aller Art. Hören Sie: tragen Sie augenblicklich diesen ganzen Trödel wieder auf die Lesegesellschaft, von wannen er gekommen ist! (Vielleicht ist das inzwischen schon geschehen.) Was Ihnen im Faust zu finden bestimmt ist, das werden Sie von Ahnungswegen finden müssen (NB. ich spreche blos vom ersten Theil). Faust ist nämlich ein echter und gerechter Mythus, d. h. ein großes urthümliches Bild, in welchem jeder sein Wesen und Schicksal auf seine Weise wiederzuahnen hat. Erlauben Sie mir eine Vergleichung: was hätten wohl die alten

Griechen gesagt, wenn zwischen sie und die Oedipussage sich ein Commentator hingepflanzt hätte? — Zu der Oedipussage lag in jedem Griechen eine Oedipusfiber, welche unmittelbar berührt zu werden und auf ihre Weise nachzuzittern verlangte. Und so ist es mit der deutschen Nation und dem Faust. — Wenn nun von dem überreichen Werke auch ganze große Parthien dem Einzelnen verloren gehen, so ist dafür das Wenige, was ihn wirklich und unmittelbar berührt, von so viel mächtigerem Eindruck und gehört dann wesentlich mit in sein Leben.

Der zweite Theil hat mich nie anders als angenehm-fabelhaft berührt. Der speculative Gedanke ist mir dunkel geblieben. Das Mythische ist mit einer gewissen großartigen Anmuth behandelt, als sähe man Rafael die Geschichten der Psyche malen. Was aber total über meinen Verstand geht, ist die sittliche Abrechnung, die zuletzt mit Faust gehalten wird. Wer so lange mit Allegorien verkehrt hat, wie er, der wird am Ende nothwendig selber allegorisch und kann nicht mehr als menschliches Individuum interessiren. In dem ganzen zweiten Theil sind aber eine Menge von sublimen Sachen zerstreut, und das Heraufbannen der Helena hat in der ganzen Poesie aller Zeiten wenig seines Gleichen.

Endlich ist es ganz in der Ordnung, daß Faust auch Sie zu irgend einer Art Reproduktion zwingt. Auch zu unserer grünen Zeit kam dergleichen vor. Man pflegt solche Scripturen später im Hinblick auf den ungeheuren Abstand zwischen Wollen und Vollbringen zu verbrennen — mit Unrecht; denn auch in den Fehlern eines solchen symbolischen Gedichtes drückt sich die Signatur des Schreibenden merkwürdig aus, so daß man später dergleichen als Urkunde über das eigene Selbst schätzen lernt.

Schreiben Sie mir ein kurzes Canevas; ich will es gewissenhaft durchgehen und Bedenken wie Aufmunterung nicht sparen; ich vermuthe etliches sehr Eigenthümliches darin, was Ihnen allein angehört. — Lesen Sie Immermanns Merlin. Es ist die wichtigste und unabhängigste Parallele, um nicht zu sagen Ergänzung zum Faust.

2. Dez. 1855.

Also in's Künftige: Adelberg, nicht Nadelberg. Da diese Distinction Sie offenbar glücklich macht, so möge Ihr Wille geschehen.

Zweitens: Ihre Handschrift ist theilweise entsetzlich. Indessen bringe ich es nicht mehr über's Herz, deshalb den Pedanten zu machen; es soll (wo irgend möglich) mein letztes Wort darüber sein. Der Inhalt Ihres Briefes hat mich zu sehr gefesselt. Wenn Sie in Gottes Namen nur sudelnd Ihre Gedanken so recht unmittelbar hingeben können, so will ich mich drein finden, obschon ich mich pflichtgemäß empören sollte. Sie werden also Ihre Strafe nicht durch mich, sondern vielleicht hundert Meilen von uns, vielleicht unter ganz fremden Verhältnissen finden. Aber Sie werden sie finden. — Nun zu Ihrem Faustproject. Vor Allem weg mit dem Prolog! wozu in aller Welt dem Ehren Publico sagen: seht, das und das habe ich mir aus dem Leib haspeln wollen, und der und der bin ich eigentlich in Person? Anstatt vielmehr Gott zu danken, wenn Niemand was merkt. Zuerst muß das Gedicht interessant sein, dann wird der Dichter von selbst auch interessant und braucht nicht mit Kochlöffeln und Zaunstecken auf sich hinzuweisen — man wird ihn schon in Anspruch nehmen mehr als ihm lieb ist. (Ueberdieß ist es gar nicht Jedermanns Sache — wie es Goethes Sache war — sich poetisch zu häuten, sich von den Dingen durch das Kunstwerk zu befreien; machen Sie nur einmal die entsprechende Probe z. B. mit Schillers Leben — wie ungleich weniger klappt und trifft sich's da!) — Nun komme ich zu Ihrem ultrabyronesken

Faustcharakter. Glauben Sie mir: ein solcher Kerl, wenn er wirklich existiren kann, ist trotz allem „göttlichen Funken“, „höherm Trieb“ u. s. w. ein odiöses Subject. Wenn er sich auch mit „Politik, Philosophie und Wissenschaften beschäftigt“, wie Sie annehmen, so literirt er doch nur dran herum, thut und ort nichts Rechtes, weil ihm alle und jegliche Liebe zu den Dingen fehlt, weil er doch nur ein maliciöser Bummler ist. Mit dieser Gelegenheit möchte ich Sie gerne überzeugen, daß jene ungeheuer interessanten, schmerzlich-skeptischen, geheimnißvollen Wesen à la Byron reine Phantasiewesen sind und nie und nirgends existirt haben, also auch keine poetische Wahrheit besitzen. (Es ist die Sorte, zu welcher auch Heine eine Zeit lang gerne gehört hätte, bis er fand, das reine Schindluder stehe ihm besser zu Gesichte.) Blasirte, drei Viertel verkohlte Individuen von ursprünglich großer Anlage giebt es genug, aber sie sind nicht mehr interessant, wenigstens lange nicht in dem Grade, wie sie es selber meinen. Die paar genialen Rauchringelchen, die sie noch hie und da in die Luft blasen, sind nur der letzte Stank, den sie von sich geben, obschon man versucht wird zu glauben, es gähre im Innern ein Aetna von ungeheurer Genialität. Solche Individuen sind nämlich überdies eitel bis zur Jämmerlichkeit. Sie haben offenbar noch keinen von der Sorte gekannt, sonst würden Sie diesem „Charakter“ nicht solche idealisirende Ehre anthun. Uebrigens hätte ich große Lust, Ihnen einmal ganz derb den Text zu lesen wegen dieses Anticipirens nach der bewußten Seite hin. Sie haben in Ihrem Leben noch wenig Anderes als Liebes und Gutes erfahren; zugleich aber besitzen Sie eine jugendliche Phantasie mit dem ganz naturgemäßen Hang zum Außerordentlichen, welcher eine Vorbedingung aller Poesie ist. Nun müßten Sie eigentlich Götter, Helden, Glück, Liebe in großen Gestalten hervorbringen, in einfachen, ergreifenden Gegensätzen. Statt dessen greifen Sie nach dem was fault und phosphorisch leuchtet, nach dem was Sie nicht kennen und nicht erfahren haben — Sie werden sagen: „Götter und Helden kenne ich auch nicht“ — gut, aber Sie dürfen sie ahnen, Ihre Phantasie, in Ihrem glücklichen Alter, hat das Recht dazu, — die Fäulniß zu ahnen haben Sie das Recht nicht. Ich möchte aber bald aus Neugier wünschen, Sie führten den Plan doch aus, nur um zu sehen, wie unschuldig Sie — trotz Mord, Dolch ꝛc. — einen solchen Character verhältnißmäßig geben würden. Ich würde Ihnen dann am Rand jedesmal bemerken, was für Tücken, Rücksichtslosigkeiten und Infamien des verkohlten Genies Sie aus Unschuld übergangen haben. Glauben Sie mir: interessant kann nur sein, wer noch irgend etwas liebt. Und dann

Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem etc. Uebrigens haben Sie mir von Ihrem Plan doch nur zwei Scenen anvertraut: das Gespräch mit dem Freunde und die Beschwörungen. — Der Character dieses Freundes hat leider, wie ich sagen muß, in unserer Zeit sehr viel Wahres; solche, die auf ihrer „Reise durch alle Standpunkte“ auch einmal ein paar Wochen im Gasthof „zur modernen Orthodoxie“ liegen bleiben, bis ein anderer Wind weht, und zugleich immer ein Schlachtopfer haben müssen, das sie mit vampyrischem Hohn verfolgen. Zu diesen Characteren könnte ich Ihnen ein Individuum gerade hinzeichnen. (Selbst daß ein solches Menschenkind am Ende behauptet, es gehöre zu den Schlachtopfern, sei identisch mit ihnen . . . (das Folgende unleserlich) errathen Alles durch gemeinschaftliches Bewußtsein. Alles dies ist wahrer als Sie wissen. Ich habe dergleichen schon mit angesehen.) Die Beschwörungen sind einstweilen doch nur ein Schwank, keine Peripetie für ein Faustdrama. Daß Sie da allerlei Hiebe austheilen können, ist ganz richtig, und das Detail, das Sie mir angeben, ist recht ergötzlich. Aber muß denn immer so viele Zeit und guter Humor auf Hiebe und Ohrfeigen verwendet

werden? Sie lesen mit Rührung die Lyriker wieder, die Ihnen in den guten blonden Jahren des erwachenden Bewußtseins gefielen. Sind Sie denn jetzt schon so gänzlich über jene Stimmungen hinweg? empfinden Sie jene Zeit schon als ein Plusquamperfektum? Uebrigens waren Sie doch schon damals ein großer Satiricus, wenn ich nicht irre? — Wenn ich Ihnen nur diesen Teufel austreiben könnte! er bedroht mit der Zeit Ihr inneres und äußeres Glück. Sie sind dazu bestimmt, Schönes zu schaffen, die Dinge als Ganzes, in ihrer Harmonie zu schauen und darzustellen, nicht als Zerrissenes und Zwiespältiges. Sie kennen die Schründe und Spalten unseres Daseins nicht und brauchen sie nicht zu kennen; in Ihrem glücklichen Alter soll der Dichter mit gottbeseeltem Schritte drüber hinschweben.

28. Jan. 1856.

Also Sie wollen die Welt strafen und Satiriker werden. Einstweilen in unserer kleinen Vaterstadt, wo jede Satire persönlich sein muß, wo man aber auch je nach Umständen mit einer Münze heimbezahlt wird, die nicht gerade ein literarisches Gepräge hat, und wo der Satiriker in eine Complicität mit Leuten geräth, deren Physiognomien ihm sehr unerwartet vorkommen mögen. Ich kann Ihre geistige Disposition nicht ändern, so schmerzlich weh es mir thut, Ihr Talent auf diesen Wegen zu sehen. Ich kann nur weissagen: wenn Sie sich auf diese Gattung legen, so sollen Sie ein Publikum kennen lernen, das den Scandal schätzt, von der Kunstform nichts versteht und den Dichter, der ihm Vergnügen gemacht hat, gründlich haßt. — Dixi et salvavi etc.

Einstweilen machen Sie es wie Heine: in Ermangelung eines Gegenstandes großer satirischer Züchtigung übertragen Sie den Hohn auf die privaten Herzenssachen. Dieses rächt sich vor der Hand dadurch, daß Ihre fünf Liebesklagen sammt Prooemium ganz erstaunlich unbedeutend und unschön sind. Eine davon, Sie wissen wohl welche, hat einen so grellen Ton, daß ich Mühe hatte, Ihre Blätter zu Ende zu lesen. — Mein Trost dabei ist, daß Sie offenbar von der wahren Liebe noch keine Ahnung gehabt haben, wie schon aus Ihrem ewigen Renommiren hervorgeht mit Eroberungen, die auch andern Leuten sehr leicht werden, ja ja, sehen Sie nur etwas um sich! In Ihrem Alter hatte ich Altersgenossen, von welchen ich wußte, daß sie die glücklichsten der Menschen waren; sie machten auch Gedichte, vielleicht trivial und sehr endlich im Ausdruck des Unendlichen, aber die bloße Erinnerung daran bewegt mich doch.

Sie werden bessere Gedichte machen, als Jene, sobald einmal die wahre Leidenschaft über Sie kommt. Mit welchen Augen Sie dann Ihre Hohnverse ansehen werden, wird sich zeigen. Auch wo Sie nicht eigentlich höhnen, überlassen Sie sich doch bisweilen einem saloppen Geschreibsel, mit welchem weder Apoll noch Aphroditen irgend welche Ehre geschieht. Die Ausrede, Sie schrieben das nur so hin, nehme ich nicht an. Wenn Sie Dichtung nicht als eine Kunst mit ganz bestimmten Pflichten ansehen wollen, so lassen Sie es lieber bleiben. . . . (Hier folgt eine kurze Kritik der eingesandten Gedichte). Von Ihren anderweitigen Studien schreiben Sie nichts; ich möchte doch gerne auch erfahren, wo es mit Ihnen hinaus will.

21. Febr. 1856.

Ihr Brief vom 17. ds. hat mich primo bis zu einem gewissen Grade höchlich erfreut und secundo gar nicht befremdet. Wir wollen den Hauptgegenstand vorweg behandeln. Also die Gedanken an Ihre zukünftige Lebensstellung fangen an zu wurmen. Wohl Ihnen; Sie träumen also nicht mehr von einer poetischen Existenz, wo Einem die gebratenen Eichendorffe in's Maul

fliegen. (W e n n Sie so geträumt haben, so macht es Ihnen weiter keine Schande.) Gerade wer in seinem Leben einen großen und starken idealen Gehalt braucht, muß in unserm Jahrhundert am allermeisten auf eigenen ökonomischen Füßen stehen. Bilden Sie d i e s e n Ehrgeiz, diesen Stolz im höchsten Grade aus! Da die Welt wenig von uns will und wenig annimmt, so dürfen wir auch von ihr wenig annehmen. Vor allem, haben Sie die Muse zu lieb, als daß Sie von ihr, d. h. von Honoraren, leben möchten! Selbst die Größten, die um des Erwerbs willen producirten, haben dabei schwere innere Einbuße erlitten. Nein, der Boden des Erwerbs sei recht gründlich prosaisch; er kann einem doch sehr lieb werden, die Pflicht kann bei saurer Mühe doch ihre angenehme Seite haben. Nun will ich Ihnen sogar einigen Heroismus predigen, dergleichen ich in Ihrem Alter freilich selbst nicht viel vorräthig hatte. Ich meine das Wegbleiben von kostspieligen Vergnügungen und von denjenigen Gesellschaften, welche wesentlich darauf eingerichtet sind. Unter uns Schweizern ist man in diesem Punkt ganz vernünftig und die Pflicht wird Einem nicht schwer gemacht. Anders ist es besonders unter den deutschen Studenten, wo Einer das Vermögen eines ganzen Hauses sammt Aussteuer seiner Schwestern ꝛc. nicht etwa blos auf s t u d i r t — denn wenn er ein braver Kerl ist, so kann er vielleicht das meiste ersetzen — sondern mit Suiten auf l u m p t und noch sonst eine Menge Schulden macht. Das Ende vom Lied ist: eine Lumpenexistenz zu Hause oder in Amerika — oder ein Unterkommen als Beamter, wo man sich von den liebenswürdigen Büreaukraten zupfen, kneten, treten und schinden läßt, d. h. ein Dasein, welches mit dem vorhergegangenen Luxus im lächerlich-elendesten Gegensatze steht. Dixi et salvavi etc., man muß bei Zeiten lernen, auf eigenen Füßen stehen und mit Ehren arm sein. Dies ist die erste Vorbedingung aller Poesie, die Schutzwehr des Characters, die einzige Garantie reiner und schöner Stimmungen. Einstweilen wird nun wohl noch ein paar Jahre für Sie gesorgt werden; es genügt, wenn Sie während dieser Studienjahre diesen Ihren künftigen Erwerb nie aus den Augen lassen und sich an diese Aussicht gewöhnen, nicht als eine lockende, aber doch als eine freundliche. Nehmen Sie die Perspektive tief: Stunden geben, Vicariat im Gymnasium, dann womöglich Anstellung daran. Lassen Sie sich nicht zu leicht von der akademischen Laufbahn anlocken; es ist ein Glücksspiel, schon weil unendlich weniger disponible Stellen für jedes einzelne Fach vacant zu werden pflegen, selbst wenn man alle deutschen Universitäten zusammenrechnet, und diese Stellen werden dann nach dem natürlichen Lauf der Dinge oft nach Zufall und Gunst, nicht nach Verdienst besetzt. Von der Gründung einer Familie ist nur dann die Rede, wenn man von dem Vermögen der Frau leben kann, während Sie alle unsere Gymnasiallehrer im 25.—28sten Jahr heirathen sehen. — Ach, wenn Sie in deutsches akademisches Elend hineingeschaut hätten, wie ich! — Sodann das Allerletzte, an das Sie denken dürfen, ist eine Thätigkeit als Journalist. Sie frißt den Poeten rein auf und trägt, Arbeit gegen Arbeit gehalten, ohnedies selten so viel ein, als eine Lehrerstelle. — Alle diese Prosa trage ich Ihnen nur vor im Namen der Poesie, welche bei ihren Bekennern das Solide und Ruhige liebt. — Ferner: das Studentenleben befriedigt Sie nicht. O Blindheit! Sehen Sie, nun komme ich und steche Ihnen den Staar wie folgt: Der active Poet braucht ja das Studentenleben nicht, qui n'est qu'une espèce de poésie mise à la portée de tout le monde! — Er bewegt sich in einem ganz andern Reichthum von Bildern und Gefühlen, als ihm der Comment geben kann. Und welch ein dürftiges Excerpt von Comment ist das, was man auf unsere schweizerischen Universitäten verpflanzt hat! — Ach Leute, legt doch diese Feierlichkeiten ab und behandelt alle eure Verhältnisse als Privatverhält-

nisse! Laßt eurem schönen, ehrwürdigen Zofingerverein sein einfaches schweizerisches Gewand — oder ist euch der Landesvater so an's Herz gewachsen?

Ferner Sie sind unzufrieden mit X, mit Y, mit Z, — ich vermisse nur eins, was Sie wohl fühlen, aber mir nicht anvertraut haben. Sie sind unzufrieden mit sich selbst. Ach, Sie sind übel dran, wenn Sie die erhöhte Stimmung bei Andern suchen, von Andern abhängig machen und in der Sie umgebenden Welt eine ideale Welt verlangen. Ich mache Ihnen einen Vorschlag zur Güte: Werfen Sie die Superiorität des Witzes und der Satire in den s. v. Abtritt, bemühen Sie sich, Alles das im Umgang hervorzukehren, was von wahrer Herzensgüte, Fidelität und Hingebung in Ihnen ist, und Sie werden sehen, daß man Ihnen ebenso antwortet. Stören Sie keine Gesellschaft mehr durch Bissiges und Geistreiches, zeigen Sie aber den wirklichen Geist, welcher eine natürliche Milde und Güte hat, und da werden Sie auch bei Andern den wirklichen Geist entdecken, vielleicht zaghaft und unbeholfen, aber gut, willig und liebevoll. Dann wird Ihre Geselligkeit zwar keine ideale sein, aber in guter Stunde wird der Hauch des Idealen drüber schweben. Glauben Sie an das, was ich sage? Antworten Sie mir. Wenn Ihnen die Leute um Sie herum flau und lahm vorkommen, so thun Sie zuförderst im stillen Kämmerlein einige Buße dafür, daß Sie Diesen eingeschüchtert und Jenen erbittert haben, sodann seien Sie der Lustigste und Aufgewecktesten von Allen und Sie werden sehen, was es hilft. Ein Witziger, der sich vollkommen bezähmt, ist eo ipso ein mächtiger Mensch. Schleiermacher war ein solcher. — Sie sehen, ich bleibe trotz Ihrer Warnung noch immer ein wenig bei den „äußern Folgen" stehen.

Nun zu den Studien. Ich bin zu wenig vom Fache, um Ihnen direct helfen zu können. Soviel aber ist gewiß: Wenn Sie nicht bis zu einem hohen Grade „Gedächtnißmensch" werden, so bleiben Sie ein Dilettant. Ferner verlange ich allerdings, daß Sie diejenigen nothwendigen Dinge in Folianten studiren, welche in 4to, 8vo, 12mo nicht zu haben sind. Was haben Sie gegen die armen Folianten? Es stehen 1000 wunderschöne Dinge drin, selbst solche, die man mit Entzücken, rasend, unter Thränen lesen kann. Nur ein Beispiel: Ich weiß nicht, ob Sie anwesend waren, als ich letzten Winter das Leben des h. Severin vortrug. Diese wunderbare Geschichte, die mich zwar weder rasen noch weinen macht, mein Gefühl aber von menschlicher wie von historischer Seite auf das stärkste aufregt, ist m. W. im Original nur zweimal edirt und jedesmal innerhalb eines Folianten. Uebrigens gewöhnen Sie sich das Rasen und Weinen womöglich etwas ab; das ist gut für hysterische Frauenzimmer. Es ist immer nur eine Wirkung des Stoffes, nicht der Kunstform. Summa, wenn Sie was Rechtes wollen, so muß die Scheu vor den Büchern aufhören. Es versteht sich ganz von selbst, daß nur der 100ste Theil des Inhaltes für Sie Werth haben wird, aber eben die Arbeit, welche in dem Ausscheiden dieses Hundertstels besteht, ist das Bildende. Macht es denn der Grubenarbeiter anders? — Und schließlich noch einen Trost: Sie werden allmälig jenes Hundertstel rasch und präcis zu Tage fördern lernen.

Was das Studium vermöge Lebensbeobachtung anbelangt, so mißgönne ich Ihnen dasselbe nicht, solange das Bücherstudium nicht davon beeinträchtigt wird. Sie versichern mir ja, daß Sie dies Lebensstudium auch auf sich selbst anwenden in Gestalt von Selbstprüfung. Ich müßte aber lügen, wenn ich sagen wollte, daß mir dies Alles Ihrem glücklichen Alter sehr gemäß erscheine. Ein Gott hat den 20jährigen sonst die Binde um die Augen gelegt, damit sie diese bunte Welt für harmonisch halten und in diesem Bewußtsein oder Wahn glücklich sein sollen. Wenn Sie nun durchaus kritisch anstatt genießend verfahren wollen, so ist das Ihre Sache. Uebrigens freut mich doch das eine

Resultat sehr, welches Sie mir mittheilen: „daß der Wille in der Welt von größerer Wichtigkeit ist als der Verstand" — wenn Sie so philosophiren, dann fahren Sie nur fort. Ein wenig anders stylisirt lautet der Satz: der Character ist für den Menschen viel entscheidender als Reichthum des Geistes, welches eine meiner ältesten und stärksten Ueberzeugungen ist.

16. März 1856.

Ihr Brief vom 11. ds. hat mich sehr geschmerzt und mit Sorgen für Sie erfüllt. Ich will den zweiten Theil desselben zuerst beantworten. — Wenn Sie sich wirklich für eine dämonische Natur halten, so verlange ich nur eins: daß Sie sich in diesem Gedanken niemals, keinen Augenblick gefallen mögen. Bleiben Sie auf alle Gefahr hin gut, liebreich und wohlwollend, zwingen Sie sich, jedem das Beste zu gönnen und zeigen Sie dieses im täglichen Gespräch und Umgang, damit sich doch möglicherweise Jemand an Sie anschließen kann. Wenn Sie die fürchterlichen Spalten und Klüfte kennten, welche unser Leben unterirdisch durchziehen, Sie würden heut lieber als morgen alle Schätze der Liebe und Hingebung aufthun. Denn nur auf diese Weise entwickelt sich etwas, das dem hohen und reinen Gefühl gleicht, welches über jene Abgründe kühn und ergeben hinwegschreitet. Sie wissen noch nicht, was wir Menschen für Bettler sind vor den Pforten des Glückes, wie weniges sich ertrotzen und erzwingen läßt, und wie die genialste Begabung vergebens an jene Pforten anprallt, um sie einzurennen. „Denn ach, die Menschen lieben lernen, es ist das einzige wahre Glück."

Es ist ein rechter Jammer, daß Sie die goldenen Studentenjahre in diesen traurigen Stimmungen verdämmern sollen. Nun sitzen Sie und brüten über Ihrem „consequenten Indifferentismus", bis Ihnen über den Kategorien „Nothwendig — Zufällig" das alltägliche, vortreffliche Hausbrod „Gut — Böse" ausgeht. Soll ich es an Ihnen noch einmal erleben, was ich vor 16 Jahren an Andern erlebte, daß über vermeinten oder wahren weltgeschichtlichen „geschichts- oder naturphilosophischen" Axiomen das Bewußtsein dessen verloren ging, was allein die Existenz des Individuums hüten und beglücken kann? (Vor Allem beiläufig eins: Diese geistigen Operationen ätzen und beizen die Poesie total weg; sie haben uns Lenau gekostet, der sich durch den hochpoetischen Schimmer der Nothwendigkeitsphilosophie blenden ließ, bis es aus war.) Geben Sie, wenn es nun doch sein müßte, wenigstens Acht auf sich selbst; der geistige Hochmuth, der sich bei dieser Beschäftigung entwickelt, ist von so penetrantem, für uns Weltkinder unerträglichem Geruch, wie irgend ein religiöser Hochmuth.

Es ist die 12te Stunde; wenn Sie Poet bleiben wollen, so müssen Sie 1. die Menschen, 2. die einzelne Erscheinung in Natur, Leben und Geschichte ganz persönlich lieben können. Sollte es sich etwa gar um Hegel'sche Philosophie handeln, so sage ich Ihnen: es ist ein Ladenhüter, lassen Sie ihn liegen, wo er liegt. — Und nun denken Sie ein wenig an Ihre künftige Bestimmung, sei es als Autor oder als Lehrer: Sie sollen sich darauf einschulen, vielen und verschiedenartigen Menschen die geistigen Dinge lieb zu machen. Ist Ihr jetziges Grübeln irgend ein Schritt dazu?

Doch ich rede wohl umsonst; ich kann Ihnen ja keine andere Stimmung in die Seele senken, — denn Vieles von dem, was Sie für Ueberzeugung halten, ist doch nur Stimmung, nehmen Sie es nicht für ungut.

Und weiter zu Ihren akademischen Klagen. Ich will meinen letzten Brief nicht wiederholen; ich glaube auch, daß in Ihrem Bilde von dem Studentenleben die einzelnen Züge wahr sind. Aber Sie verrathen mir es, daß Sie selber als ein dissolvens, nicht als ein jungens wirken. Zu unsern Zeiten

war ich weder das eine noch das andere sondern lebte ein Phantasieleben im Verein wie außerhalb, will mich auch auf keine Weise rühmen. Aber ich habe jetzt ein sehr lebendiges und schmerzliches Gefühl von dem, was ich hätte thun sollen, nicht bloß dort, sondern noch in manchen andern Verhältnissen. Spätere Anknüpfungen in Basel wurden mir sehr schwer gemacht; in den meisten Kreisen sitzt einer oder zwei höhnische, rein negative Menschen, die von der großen, gutartigen und etwas versimpelten Majorität geduldet werden, und denen, die gerne Besseres brächten, die Kehle zuschnüren. Werden Sie kein Solcher! Es ist sehr leicht: zerstören, und sehr schwer: ersetzen! Es gehört unendlich wenig Geist dazu, um an dem, was die Andern treiben und reden, die mangelhaften und lächerlichen Seiten, oder in etwas noblerem Styl: das Bedingte und Befangene hervorzuheben, überhaupt an das Gesellige, an das Sichgehenlassen den schärfsten Maßstab zu legen. — Ich rede hiervon, weil ich an eine überwiegend starke positive Seite Ihres Wesens glaube. Wäre ich hiervon nicht versichert, so schriebe ich Ihnen nicht. — Denken Sie nur, wie gut Sie es haben! Es zwingt Sie z. B. kein Mensch, den heute früh geborenen französischen Thronerben zu besingen, während ein Dutzend unglückliche Franzosen schon seit Monaten an den Federn kauen mögen!

24. Mai 1856.

.... Also zur Sache, Punkt für Punkt. An Ihrem Gemüthsleben nehme ich den größten Antheil, da Sie mir sehr werth sind, wie Sie wohl wissen. Aber ihr tagebuchartiges Schildern und Anatomiren der eigenen Anschauung und Empfindung — so gerne ich dergleichen lese — ist nicht, was ich begehre, sondern den poetischen Ausdruck hätte ich gerne, das Unbewußte, welches in künstlerisch bewußter Form hervorbricht. Fassen Sie doch einmal ganz einfach die Courage, die verschiedenen Strahlen der eigenen Empfindung in verschiedenen Gestalten zu verewigen und mit der Persönlichkeit derselben in einem künstlerisch-nothwendigen Verhältniß zu mischen. Ihr wahres, höheres, dauerndes Tagebuch sind nur Gedichte. — Wenn Sie philosophiren, so höre ich zu, bis es vorüber ist, wie in einer Predigt, und sage nichts dazu. Ich habe überhaupt nichts mehr gegen diese Art von Zeitvertreib einzuwenden, wenn Sie nur Eins versprechen wollen, nämlich in den Momenten philosophischen Hochgefühls (die nicht ausbleiben werden) jedesmal dreimal im Stillen zu sagen: „Und ich bin doch nur ein armer Tropf gegenüber den Mächten der äußeren Welt." „Und dieses Alles wiegt doch keinen Gran realer Anschauung und Empfindung auf." „Und die Persönlichkeit ist doch das Höchste, was es giebt." Wenn Sie diese drei Sprüche hergemurmelt haben, dann philosophiren Sie in Frieden weiter. — In Betreff der Satiren machen Sie, was Ihnen gefällt. Die wahren, stets genießbaren Satiren sind bekanntlich nur solche, bei welchen ein sehr glücklicher, innerlich sicherer und im Grunde guter Autor im Hintergrund steht. Ueberhaupt muß man viel erlebt habeu, um das Komische in der richtigen Perspective zu sehen. Was Sie jetzt in diesem Fache produciren, das sind — gutmüthigen Falls — heitere Possen (und ich gratulire dazu) — bösartigen Falles aber sind es Pasquille, die möglicher Weise ganz possierlich zu lesen sind, wenigstens für den Erdwinkel, wo man die Anzüglichkeiten versteht. Da ihr Werth aber nicht dem Gebiete der Kunst angehört, so können Sie von dem ersten besten Giftmenschen stofflich überboten werden, sobald derselbe frecher und böser ist, als es Ihnen die Erziehung und das gute Herz erlaubt. Wetteifern (Wettgeifern) ist aber Ihre Sache nicht. — Das Drama lassen Sie liegen, bis eine absolut unwiderstehliche Lust dazu erwacht. Eine solche kann der Bote einer entschiedenen Bestimmung sein. Leider muß

ich Sie in diesem Fall bedauern, da das Beste in diesem Fach ganz sicher keinen Succeß hat, d. h. daß es ungelesen und unaufgeführt bleibt. Ich kann beweisen, was ich sage. — Gegen Aufzeichnung von Stoffen habe ich nichts. Sie können einmal z. B. einem Freund einen Gefallen damit thun.

Novellen und Romanpartien — ja! aber sie müssen interessant sein. Der gute Vorsatz, wirkliche, lebendige Charaktere zu schildern, genügt nicht; die Charaktere müssen sich als das, was sie sind, durch ihre Handlungen ausweisen. Der Charakter muß sich an dem Hergang zeigen. Dies gilt hier wie beim Drama. Ich glaube, was von solchen Stoffen jetzt schon im Bereich Ihrer Erfahrung, Combination und Gestaltungskraft liegt, das geben Sie am besten lyrisch, z. B.: in Elegien. Ich möchte sehr gern eine Anzahl von jenen Situationen kennen, welche Sie aufnotiert haben. Es kann höchst Geeignetes darunter sein. Wo sind Sie auch mit jenen Liebesliedern hingeraten, die Sie einst in einem Zug schrieben? Haben Sie mir in Basel welche davon gezeigt?

Mit denen, die Sie mir jetzt mittheilen, wollen wir nun in's Gericht gehen . . . (Hier folgt die Kritik von acht Gedichten.)

Im Ganzen bin ich mit Ihnen unzufrieden. Sie schmeißen die Sachen noch immer so hin und lassen sie liegen, wie es kommt. Mit Ausnahme des jugendlichen Goethe aber hat keiner ungestraft geschmissen. Er durfte es, kraft seiner höchst außerordentlichen Persönlichkeit. Es läßt sich ein größerer Dichter als Er denken, der es doch nicht gedurft hätte.

Auf Ihr Märchen wäre ich begierig. Ich bitte aber nur um Eins: nicht anzufangen, bis der Plan im Ganzen feststeht. Sonst gehen Sie wieder im Himmel, auf Erden und unter den Wassern spazieren und wissen das Schlüsselloch nicht mehr zu finden.

Nun herzliches Lebewohl von Ihrem stets theilnehmenden und getreuen

J. Burckhardt.

* * *

Wir glauben unsern Lesern mit vorstehender Publication etwas Unersetzliches geboten zu haben. Briefe von Jakob Burckhardt werden aus Gründen, die die nachfolgende Erklärung von Dr. Oeri angiebt, für absehbare Zeit nicht erscheinen dürfen und die hier veröffentlichten werden die einzigen bleiben. Ihr Erscheinen in Deutschland war nur zu ermöglichen, indem sie gleichzeitig in der Schweiz herauskamen. Wir verdanken dem liebenswürdigen Entgegenkommen von Herrn Hans Brenner und Dr. Oeri, daß sie nicht in einer Baseler Lokalzeitschrift versteckt bleiben sondern einem weiteren Publikum bekannt werden dürfen. D. R.

Erklärnng.

Nachdem die vorstehenden Briefe Jakob Burckhardts an Albert Brenner, deren Originale Burckhardt von der Familie des Adressaten zurückverlangt und absichtlich vernichtet hatte, bereits im Basler Jahrbuche zur Veröffentlichung gelangt sind, will der Unterzeichnete, obschon dies ohne sein Wissen und gegen seinen Willen geschah, der Redaction der Neuen Deutschen Rundschau die Veröffentlichung für Deutschland nicht untersagen. Er giebt hiermit aber die bestimmte Erklärung ab, daß, so lange eine Schutzschrift für Jakob Burckhardts

schriftliche Hinterlassenschaft besteht, er, als der durch Burckhardts letztwillige Verfügungen bezeichnete Erbe des ganzen handschriftlichen Nachlasses, allein das Recht hätte Briefe desselben zu publicieren und daß er gewillt ist künftig gegen jeden Andren, der dies thut, gerichtlich vorzugehn. Er fühlt sich hiezu durch den tiefen Abscheu verpflichtet, den Burckhardt gegen jede Art von Briefpublicationen hatte, insofern solche ohne den Willen des Schreibenden erfolgen.

Basel, den 24. Dezember 1900.

Dr. Jacob Oeri.

In Finnland.

Von **Ellen Key** Stockholm.

Giebt es wohl in unserem Jahrhundert ein Volk, das zur Weckung seines Nationalgefühls Glücksschicksale hatte, gleich denen des finnischen?

Aus der Tiefe seiner Wälder wird „Kalevala“ geholt, — das einzige neuere Volksepos der Weltliteratur, und „Kanteletar“. Aus der Tiefe seiner Herzen schöpft Runeberg das herrlichste Vaterlandslied, das irgend eine Nation besitzt, und den einzig dastehenden Cyclus von Gedichten, der dem Volksgeist seine bewußte Erhebung gab, durch den Anblick seiner selbst in „seiner Siege, seiner Sorgen, seines Ruhmes goldner Zeit“.

Und diese Gedichte gehörten nicht zu jenen, die den Patriotismus dadurch erhöhen, daß sie die Volksseele mittels Verherrlichung der Kriegsleidenschaft, des Militärgeistes, der Eroberungslust herabdrücken. Was verherrlicht wurde, war ausschließlich der Heldenmuth des Volkes bei der Vertheidigung des Vaterlandes und das demokratische Gleichheitsgefühl, das aus den stolzen Erinnerungen der gemeinsamen Heldenthaten Aller zum Schutz der Freiheit und des Rechts emporwächst.

Aber Runeberg hat nicht nur den Erinnerungen den Goldglanz der Dichtung und den Seelen die Feuergluth der Erinnerungen verliehen: er hat auch mit diesen Gedichten seinem Volk eine strahlende Veste errichtet, eine unsichtbare und uneinnehmbare Sveaburg, wo es in Zeiten wie die jetzige, Waffen und Wehr hat für seine Kämpfe, Sammlung und Stärkung für seinen Muth.

Was half es, daß man den Finnen kürzlich verweigerte, die fünfzigjährige Erinnerung an „Fähnrich Ståls Erzählungen“ durch eine Medaille von Gold festzuhalten, wenn diese für alle Zeiten in dem edleren Stoff, der finnischen Volksseele, geprägt sind? Und wenn, wie man befürchten kann, die Gedichte in den Schulen verboten werden, wenn man es untersagt, die Lieder öffentlich

zu singen — keine Macht vermag sie aus den Heimen und den Herzen zu reißen!

Runeberg hat auch Finnland einen seiner schönsten Nationaltage gegeben: den, wo an jedem 5. Februar das ganze Land sich in der Erinnerung an ihn selbst vereint, den unsterblichen Inbegriff dessen, was das Volk Höchstes besitzt und am tiefsten liebt! Und wenn man sich in Helsingfors mit Blumen- und Sangeshuldigungen an der Runebergstatue versammelt — oder an der Alexanderstatue, an dem gleichfalls von der Liebe des Volkes gewählten, von seinem Schmerz geweihten Tage, dem dreizehnten März — dann ist es Johann Ludwig Runebergs Sohn, Walter Runeberg, der in plastischen Gestalten den tiefsten Gefühlen des Volkes Ausdruck und Erhebung verliehen, der einen Sammelpunkt und ein Symbol geschaffen hat für ihre Huldigung der Persönlichkeiten und Ideen, die sie am tiefsten verehren: durch die Runebergstatue mit der Gestalt von Finnland an ihrem Piedestal; durch die Alexanderstatue mit der Gestalt des Gesetzes — dem stolzen Weibe, das gegen den Löwen an ihrer Seite das Schild mit dem Worte Lex stützt — vor ihrem Piedestal. Dieselbe mächtige Frauengestalt begegnet auch den Sendboten des Volkes von dem Treppenabsatz im Ständehaus.

Und endlich, wenn jetzt die finnländische Jugend in neuen Gedichten ihre neuen Gefühle kündet, dann findet man unter den anderen jungen Sängern auch einen Sohn von Walter Runeberg, der in formschönen, feinen Strophen — in denen der gedämpfte Vortrag die vom Volkscharakter und den Verhältnissen geschaffene Sangesart ist, — mit tiefer Natürlichkeit, mit stiller Gluth seiner eigenen und seiner Altersgenossen Lebenssehnsucht, Erbitterung, Hoffnung und — Resignation Ausdruck leiht. Aber einer Resignation, deren innerster Grund Ausdauer ist.

Ebenso natürlich wie daß der plastische und klassische Zug in J. L. Runeberg sich bei einem Sohne zur Bildhauerkunst entwickelte, ebenso natürlich ist es, daß Walter Runeberg selbst wieder einen Lyriker zum Sohne hatte, einen Sohn, mit welchem der Vater dem Sinne nach gleichalterig zu sein scheint, so jugendwarm ist Walter Runeberg noch. Durch seine ehrliche Natürlichkeit, seine sanfte Güte, seine anspruchslose Einfachheit ist er der unmittelbar gewinnendste Herzensmensch, die kindlich liebenswürdigste Künstlerseele, die weise Worte sagt, ohne es zu wissen und die neuen Gedanken der Zeit denkt, ohne es zu merken!

Aber, daß ein Volk aus drei Gliedern desselben Geschlechts künstlerische Ausdrucksformen für sein nationales Bewußtsein erhält, das ist einer jener Gnadenbeweise der Natur, die ein Volk nie voraussehen kann, — aber vielleicht verdienen?

* * *

Alle Finnen sprachen von dem 13. März 1899 als von einem jener Eindrücke, die man nie vergißt und die sich nie — in gleicher Weise — wiederholen.

An dem Jahrestage des Tages, an dem Alexander der Zweite in Rußland ermordet wurde, hatte wie bekannt das finnische Volk seine Statue in einhundertundsiebzig Kränze aus allen Theilen des Landes eingehüllt, viele durch Beiträge in Pfennigbeträgen zusammengekommen, die von den Armen gezeichnet waren. Was der Blumentribut ausdrückte, erzählte die Inschrift auf einem der Kränze:

Edel waren deine Handlungen,
Unverbrüchlich deine Eide,
Darum liebte dich Finnland.

Die Alexanderstatue steht auf dem architektonisch schönsten Platz in Helsingfors, da, wo der hervorragende Deutsche Engels ein Ganzes geschaffen hat, so wie man es in neueren Zeiten selten zu sehen bekommt, am allerwenigsten in der unseren, wo den leitenden Kreisen jede Ahnung fehlt, daß es für den architektonischen Schönheitseindruck nicht genug ist, daß ein schönes Gebäude aufgeführt wird, sondern daß seine Lage, seine Umgebung von ebenso großer Bedeutung für die Gesammtwirkung ist. Engels besaß die Freiheit, die den Architekten der Jetztzeit fehlt, seine Bauten da anzulegen, wo sie sich am besten geltend machen können. Und er selbst hütete sich wohl, die stattliche Höhe wegzusprengen, die jetzt den Platz beherrscht: durch eine majestätische Treppe, die breiteste in der Welt verband er sie anstatt dessen mit dem Platze. Oberhalb der Treppe erhebt sich die Nikolaikirche mit ihrer schönen Kuppel, und hinter der Kirche die Säulenreihen der Universitätsbibliothek, während der Platz unten auf der einen Seite von dem großen Senatsgebäude eingerahmt ist, auf der anderen von dem noch größeren Universitätsgebäude, die sich architektonisch gleichen.

Man erzählt, wie am 13. März die erwähnte Anhöhe, die Treppe, der Platz, die angrenzenden Gassen sich mit tausenden und abertausenden, schweigenden trauergekleideten Menschen füllten; wie dann Alle auf ein gegebenes Zeichen „Ein feste Burg ist unser Gott“ anstimmten und wie hierauf „Unser Land“ ertönte, während alle Männer ihr Haupt entblößten — selbst die, denen es verboten war, dem Volkslied diesen Salut zu erweisen — und wie, nachdem „Unser Land“ so gesungen worden war wie nie zuvor, die Schaaren sich ebenso stumm zerstreuten, wie sie gekommen waren.

Am selben Tag hatten sich die Mitglieder der großen Deputation in Helsingfors versammelt und es fand eine Zusammenkunft statt, bei der Professor Werle eine ergreifende Rede hielt, und die Stimmung den ganzen Abend von vaterländischen Gesängen befeuert wurde. Die Zusammenkunft näherte sich ihrem Ende, als ein Student das Wort verlangte, ein hochaufgeschossener, junger Mann, bleich vor Gemüthsbewegung. In einer Rede, in der ein dreizüngiges Feuer leuchtete — das des Jünglings, des Dichters, und des Finnländers — legte er dar, wie jetzt, wo Finnlands Söhnen die Gefahr drohte, daß sie in Rußland ihren Kriegsdienst machen mußten, keiner von ihnen das Land verlassen sollte ohne die Kenntnisse zn besitzen, durch die es ihm möglich war, Mittheilungen aus der Heimat zu lesen und sich ihr selbst schriftlich mitzutheilen.

Der junge Sprecher — der so das wirksamste Motiv für die Volksbildungsbewegung angab, auf die ich im Folgenden zurückkomme — war Arvid Mörne: Er ist der zweite der schwedisch-sprachigen finnländischen Schriftsteller, durch deren im Herbst herausgegebene Gedichtsammlungen ihren Landsleuten die Freude zu theil wurde, neue Sänger in schwedischer Zunge zu begrüßen, während im Finnländischen nicht weniger als sieben Gedichtsammlungen erschienen. Von diesen sollen zwei — von den hervorragendsten lyrischen Begabungen des jüngsten Finnland, Leino und Kyösti Larsson — beinahe ganz patriotischen und aktuellen Stoffen gewidmet sein. Ueber diese finnisch-sprachigen Verfasser habe ich natürlich kein persönliches Urtheil. Von Mörne, der ein Freund und Altersgenosse des jungen Runeberg ist, gilt auch das was dieser Letztere von sich selbst äußerte: „Wir Finnen, die wir nicht heraus singen dürfen, haben es gelernt mit halber Stimme zu singen, und es ist beinahe, als würden wir am besten verstanden, wenn wir es so machen: der unmittelbare und starke Ausdruck ist für uns weniger natürlich und weniger ergreifend, als der mittelbare und gedämpfte.“

Dies gilt bei diesen jungen Dichtern auch für den Ausdruck der Vater-

landsliebe. Die unmittelbar patriotischen Gedichte sind bei beiden von geringer Zahl, und bei diesen verweilte die finnländische Kritik eigentlich auch gar nicht; vielleicht aus dem Grunde, den ein vertrauter Kenner der Volksstimmnng angegeben hat: „Niemand kann diese Dinge so sagen, wie wir sie fühlen — nicht einmal so wie die Jugend sie fühlt. Die Zeit des Handelns ist schon lange für uns angebrochen: die Worte haben ihre Dolmetschkraft dabei verloren, und wir sehen es überhaupt am Liebsten, wenn man darüber nicht anders spricht oder singt als ganz im Stillen“. . . Aber solche stille Worte werden bei der finnischen Jugend, deren Gefühle sie ausdrücken, von der stärksten Handlungskraft getragen.

Durch das Auftreten des neuen Wehrpflichtvorschlages im Jahre 1898 begann jene Bewegung, die im vergangenen Jahre buchstäblich jede finnische Landschaft erreicht hat!

Allerdings war die finnische Jugend schon tief in der Arbeit begriffen, Bildung im Volke zu verbreiten. Im Jahre 1890 z. B. hatte bei einem Studentenfeste der Verbindung Nyland deren Kurator vor dem Glauben gewarnt, daß die gebildeten Klassen auf die Länge die Autonomie des Landes aufrechterhalten könnten, ohne hinter sich ein aufgeklärtes Volk zu haben, dessen zähe Widerstandskraft die sicherste Wehr sein würde. Mehr Licht für unser Volk, sagte man schon damals, müsse die Losung der Gebildeten werden.

Mit Feuereifer wirkten deshalb in den Neunzigerjahren die finnischen Studenten — beider Sprachen, obgleich der Anfang von finnischer Seite gemacht war, — durch Arbeiterkurse, Flugschriften, Arbeit für Volkshochschulen u. s. w. für die Volksbildung. So hat z. B. der Verein, „Die Freunde der Arbeit“ in Helsingfors Vorlesungskurse angeordnet. Da giebt es auch eine Volksbibliothek mit Zeitungssaal, Zeitschriften- und Kindersaal, die im letzten Jahre von rund 188 000 Personen besucht war, und von der über 90 000 Bände ausgeliehen wurden; es giebt ferner ein Volkshaus mit Sälen für Vorträge, Musik u. s. w. — welches durch die Initiative und Energie einer Frau Frau Trygg-Helenius entstanden ist — und vieles Andere, das hier unerwähnt bleiben muß.

Aber all das zielte eigentlich nur darauf hin, jene Volksbildung zu vermehren, zu der schon der Grund gelegt war. Doch die im Frühling ungebahnte Unternehmung war umfassender. Fürs Erste galt es auch den Gegenden Wissen zuzuführen, in denen die Armuth und die Schwierigkeiten des Verkehrs die Volksschulverordnungen zu einem verhältnißmäßig todten Buchstaben gemacht hatten, wo Viele kaum lesen und gar nicht schreiben konnten. Und fürs Zweite, das Volk seine vaterländischen Rechte und Pflichten kennen zu lehren. Dieses große Unternehmen wurde in Finnland mit jener einfachen und raschen Handlungskraft durchgeführt, die sich unter unsicheren oder gefährlichen Verhältnissen entwickelt — eine nunmehr beinahe unbekannte Art von Handlungskraft hier daheim in Schweden, wo wir einen Verein für jedes Unternehmen brauchen und zwanzig in zehn Versammlungen discutierte, alle freien Initiative und allen ursprünglichen Enthusiasmus tödtende Paragraphen für jeden Verein! Man ersuchte freilich auch in Finnland um die Erlaubniß Vereine zu bilden. Aber dieses Ersuchen wurde abgeschlagen, und da die ganze Bewegung von maßgebender Seite als „verbrecherisch und aufrührerisch“ charakterisirt wurde, mußte sie sich in ganz freien Formen abspielen. Viele jungen Menschen arbeiteteten so während des Sommers, im Dienste des patriotischen Werkes, ohne auch nur zu wissen, daß ihre Thätigkeit ein Theil einer großen und zusammenhängenden Organisation war! Ueberall in den Städten wurden Versammlungen abgehalten; Vorleser und Lehrer meldeten sich bei den Vertrauensmännern der Organisation an, die in Verbindung mit

den verschiedenen Dörfern standen, um ihren Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Geld wurde gesammelt, theils mittelbar, theils unmittelbar.

Nachdem so Mittel für jene Fälle zusammengekommen waren, wo Reisen und Arbeit nicht freiwillig geleistet werden konnten, zerstreute sich im Sommer die Jugendschaar — zu der sich auch ältere Enthusiasten für den großen Gedanken gesellten — rings in alle Dörfer Finnlands. An Wochentagabenden nach beendeter Arbeit — gewöhnlich zwischen 7 und 9 Uhr — und an den Sonntagnachmittagen versammelten sich nun die Männer und Frauen, die Knaben und Mädchen des Ortes, nachdem man ihnen zuerst durch eine allgemeine Versammlung gesagt hatte, um was es sich handelte. Alte, knotige Hände, die nie mehr als ein Namenskreuz hatten kritzeln können, umklammerten eifrig die Feder; denn bei der großen Petition hatte man gelernt, was es bedeutete, seinen Namen unterzeichnen zu können. Jung und Alt lauschte den Erzählungen über Finnland, sein Land und seine Leute, seine Vergangenheit und Gegenwart, hörte mit athemloser Spannung Runebergs Gedichte an und lernte vaterländische Lieder. Kaffeegesellschaften wurden von Zeit zu Zeit abgehalten, um Gelegenheit zu Unterredungen über den großen Gegenstand der Trauer Aller und der Liebe Aller zu geben: Finnlands Zukunft.

Und jetzt bei meinem Besuch im December bewegten sich die Gedanken der Jugend nicht um die Ruhe und die Vergnügungen der Weihnachtsferien. Nein, die Studenten waren schon im Begriffe, sich im Anschluß an die Thätigkeit des Sommers als Vorleser oder Lehrer auf Fahrten in die Provinzen zu vertheilen.

Der Eifer der Landbevölkerung, die gebotene Bildung zu benützen, ist in seiner Art ein ebenso bedeutungsvoller Ausdruck regen und zielbewußten Patriotismus' wie die Opferwilligkeit der Jugend. Oft gaben ja nach einem anstrengenden Tagewerk die Kinder des Volkes ihre Abend- oder Sonntagsruhe für die ebenso anstrengende Mühe hin, schreiben oder rechnen zu lernen; und doch bestand die Schwierigkeit beinahe nie darin, diese Menschen zum Kommen sondern nur darin, sie zum — Gehen zu bewegen. Mit rührendem Eifer arbeiteten besonders die Jünglinge daran, schreiben zu lernen: Viele unter ihnen hatten nie eine Feder in der Hand gehabt. Auch das Rechnen interesirte sie lebhaft. Auswendiglernen wurde mit den in dieser Hinsicht Schwächeren geübt; Geschichte und Geographie gehörten auch zum Plan, wo es erreicht werden konnte. Ein junges 16jähriges Schulmädchen, das in einem Brief ihre Erfahrungen geschildert hat, sagt, daß die Feierstunden doch die Sonntagnachmittage um „Fähnrich Stål" waren, denn die Wärme und das Verständniß, mit dem die Jünglinge die Gedichte aufnahmen und die Gespräche, zu denen die Gedichte Anlaß gaben, waren gleich ergreifend.

Es dünkt mich, als könnte ein finnischer Künstler kaum im Traume ein schöneres Bild des finnischen Volkes sehen, als diese Gruppe: das sechzehnjährige Mädchen, umgeben von dreißig Bauernburschen, die Meisten schon ganz erwachsen und älter als sie, aber Alle die beste Haltung bewahrend, Alle mit demselben Eifer und derselben Andacht ihrer jungen Lehrerin lauschend, die sie über „die großen Fragen" aufklärt und sie anfeuert!

Schon bei der großen Petition zeigte ja die Bevölkerung ihre finnische Energie und Verschwiegenheit — das Ganze verblieb wie bekannt ein Geheimniß, bis die fünfhundert Deputierten auf dem Wege nach Petersburg waren — aber vor Allem durch ihr reges Gefühl der Solidarität mit den Schicksalen ihres Landes. Man erzählt rührende kleine Züge von der Unbestechlichkeit des finnischen Charakters. So antwortete ein alter Mann, der ein Mitglied der Deputation gewesen war, auf die Frage, wie ihm Petersburg gefallen habe:

„Weiß nicht, 's war dunkel, als ich vom Hause fortging." Und als der Fragende erstaunt fragte, ob er denn nicht spazieren gegangen sei, war die Antwort:

„Ich bin mit dem Schreiben des Volks hergekommen, das war mein Auftrag, aber da ich ihn nicht ausrichten konnte, bin ich natürlich wieder heimgefahren . . . . ." Und endlich auf die Frage, was er in den drei Wartetagen angefangen, kam die echt finnländische Antwort: „Daheim gesessen natürlich und gewartet. Petersburg geht mich nichts an."

Eine andere ebenso typische Replik gab ein Bauer, der beordert war, bei der Reise des Großfürsten Wladimir ihn und sein Gefolge zu kutschiren. Der Bauer wurde gefragt, wie er die hohen Herren gefunden, und antwortete, daß er sie nicht gesehen. Wie war das möglich, wendete der Fragende ein, da Du doch kutschirt hast?

„Ich habe den Kopf weggedreht," antwortete er.

Und Finnen anderer Stände, die während des Sommers im Volke herumgekommen sind, haben von ihm oft Aeußerungen wie diese gehört: „Mag der Russe unsere Söhne nehmen. Ja, mag er sie niederschießen lassen. Wir ergeben uns doch nicht. Finnland machen sie nicht russisch, solange es Finnen im Lande giebt."

Gerade diese letztere Gewißheit machte es, daß man in Finnland mit Unruhe und Schmerz den Emigrantenstrom sah, der im Jahre 1899 bis zu 15000 Personen betragen hat, besonders aus Ostbothnien. Also doppelt so viel als die höchsten Ziffern, die die Auswanderung in Finnland in irgend einem Jahre im letzten Vierteljahrhundert erreicht hat! Die Ursache ist theils die Mißernte, theils die Wander- und Erwerbslust des Ostbothniers, aber theils und vor Allem der Unwille und die Furcht, fünf kostbare Jugendjahre der Wehrpflicht zu opfern, abgedient in einem fremden Lande, wo überdies die Prügelstrafe beim Heere noch besteht. Und wenn die jungen Männer ihrer Wege ziehen folgen ihnen die jungen Frauen und Mädchen. Obgleich viele Finnen auf Südafrika nach dem Ende des Krieges hoffen, — da das Bedürfniß nach Arbeitskräften ja dort ein großes sein dürfte, — ist bis auf Weiteres der Emigrantenstrom nach Amerika gegangen. Anstatt nur seinen Zug zu beklagen, hat man in Finnland versucht, seinem Lauf eine Richtung zu geben, und den Plan entworfen, die Auswanderer zu einer transatlantischen Gesellschaft zu vereinigen. Zu diesem Zwecke hat die finnische Kanada-Commission im Sommer eine Reise nach Amerika unternommen. Eines der Mitglieder dieser Commission, der Schriftsteller Konni Zilliacus, hat in der Zeitschrift „Atheneum" in interessanter Weise den Gedanken ausgeführt, die Auswanderer aus Finnland in Kanada zu sammeln. Aus diesem Aufsatze geht hervor, daß kein Hinderniß seitens der englischen Regierung vorliegt, den Emigranten große Landgebiete in Britisch-Kanada zu überlassen. Die Gebiete, zu denen die Commission räth, erfüllen die Hauptforderungen: eine Natur und ein Klima, die in gewissem Maße dem Finnlands gleichen; die Möglichkeit zu einer lange Zeit fortgesetzten Erweiterung der Kolonie, und dabei doch keine so entfernte Lage, daß der Verkehr erschwert wird, sondern im Gegentheil die Möglichkeit guter Absatzverhältnisse.

Der Boden soll unentgeltlich überlassen werden, und nur für Inventar und Betriebskapital ist Unterstützung in Form von billigen Darlehen erforderlich. Und wenn man die Fähigkeit der Finnen kennt, patriotische Ziele zu verwirklichen, kann man überzeugt sein, daß in einer nicht fernen Zukunft — wenn der Geldmarkt in Finnland nicht wie jetzt von einem Nothjahr auf allen Gebieten gedrückt wird — die erforderlichen Mittel aufgebracht sein werden, um

auf Kanadas unbebauter Erde neuen finnländischen Boden urbar zu machen und den Auswanderern wenigstens einige der Zusammengehörigkeitsformen und Freudenquellen des Heimathlandes zu bewahren.

Eine andere Folge der jetzigen Verhältnisse ist vielleicht die, daß junge Finnen häufiger ihre Schulerziehung im Auslande erhalten. Aber dies schwächt ihr Zusammengehörigkeitsgefühl mit dem eigenen Lande durchaus nicht ab! Daß die gebildete finnische Jugend in ihrem Lande bleiben will, davon wurde ich nicht nur unmittelbar durch die jungen Frauen und Männer überzeugt, mit denen ich sprach, sondern auch mittelbar durch das, was man erzählte. Z. B. Züge reifer Selbstbeherrschung schon bei Kindern, zugleich mit dem Ausdruck eines so tiefen Schmerzes, daß er bei intensiven Naturen geradezu beunruhigend wurde. Ein zwölfjähriger Knabe wurde so nach dem Staatsstreich für mehrere Wochen schlaflos; jedes Mittel, ihm Zerstreuung oder Ruhe vor den quälenden Gedanken zu verschaffen, mißlang. Einen schönen Ausdruck dieser Knabengluth hat Finnland nun in der Musik erhalten, die der geniale Tondichter, Jean Sibelius, zu dem „Gesang der Athener" aus „Dexippos" komponirt hat, eine Musik, die 1899, in der Zeit des allertiefsten Schmerzes geboren wurde. Dieses Lied, das schon rings in ganz Finnland gesungen wird, war die mit tiefster Begeisterung aufgenommene Glanznummer, bei dem sogenannten „Fest der Athener," so geheißen, weil es für die obenerwähnte Zeitschrift Atheneum abgehalten wurde, und weil man dem Ganzen — Tableaux, Tanz und Schattenspiel — ein griechisches Gepräge gegeben hatte. Der Gesang der Athener wurde von dem Komponisten selbst dirigirt, auf dessen junges, interessantes Gesicht alle Knabenblicke sich fest hefteten, während die — zum großen Theil noch ganz kleinen Sänger — mit ergreifendem Ernst die Tondichtung ausführten, zuerst auf schwedisch, dann mit finnischem Text. Wie sie sie selbst auffaßten, geht am Besten aus dem hervor, was eine Mutter erzählte: sie hatte, während der Gesang eingeübt wurde, ihren Knaben gebeten, ihn ihr zu Hause vorzusummen, damit sie die Melodie kennen lernte. Aber er brach in Thränen aus und antwortete: „Nein, das Lied ist zu heilig, um es so zu singen, das muß ernst gesungen werden!"

Das Fest der Athener vereinte Helsingfors beste Kräfte. Karl Flodin, auch als ausgezeichneter Musikkritiker bekannt, und Oskar Merikanto, ein junger Liederkomponist, die sich Beide schon einen Namen in Finnland gemacht haben, hatten einen Theil der Musik komponirt. Edelfelt, Gallén und Enckell hatten die schönen Tableaux gestellt, von denen besonders des Letzteren, nach einer antiken Vase komponirtes Bild „Orestes von den Eringen verfolgt" von außerordentlicher Farbenwirkung war.

Aber von dem Augenblick an, wo ich die klaren Knabenstimmen sich zum Gesang der Athener mit den ergreifenden Worten erheben gehört hatte:

> Herrlich der Tod, wenn Du muthig in vorderster Reihe dahinsinkst,
> Hinsinkst im Kampf für Dein Land — — —

war ich nur halb anwesend.

Frühere Erinnerungen drängten sich vor, Erinnerungen an Streitrufe und Siegesgesänge aus Marathon und Salamis, beredte Worte von Pnyx und Kerameikos, Worte, wie z. B. diese:

„Für ein an Ehre so reiches Vaterland haben unsere Krieger edelmütig das Leben geopfert; für dieses sind wir Alle, die sie überleben, bereit, zu leiden .... Sie waren so wie sie sein mußten. Als das Glück ihnen unhold war, glaubten sie darum doch nicht das Recht zu haben, den Staat ihrer Tugend zu berauben, und das Opfer ihrer selbst schien ihnen der Tribut zu

sein, den sie ihrem Vaterlande schuldig waren . . . Glaubet, daß das Glück in der Freiheit besteht und die Freiheit im Muthe! . . . .“

Aber ich hörte in mir auch andere Worte, auch sie eine Kindheitserinnerung, zerstreute Strophen, die mir mit ihrem Klang einer Schlachtposaune die liebsten von allen jenes Denkers sind, der mir später zu sehr ein Mann des Friedens wurde, Strophen aus dem Werke, in dem der Dichter des „Dexippos“*) zuerst seine Anschauung des Weltverlaufs angab:

„Es giebt zwei Grundtypen, auf die alle menschlichen Wesen zurückgeführt werden können, einen orientalischen und einen abendländischen . . . . Der Grundzug des orientalischen Typus ist die fromme Unterwerfung unter die äußeren Mächte . . . Der hellenisch-abendländische Geist hat hingegen entdeckt, daß diese äußeren Mächte mit Unvollkommenheit behaftet sind, dem Princip der Umgestaltung unterworfen . . . Das hellenisch-abendländische Princip ist das der Entwickelung . . . Die Reaktion will uns dadurch beglücken, daß sie uns zur unmündigen Kindheit zurückführt . . . . . Der Hellenismus hingegen macht das Menschengeschlecht mündig . . . Der Kampf wird auf beiden Seiten mit voller Bewußtheit über die Absicht und das Ziel geführt . . . Wir leben, athmen und haben unser Wesen in dem Kampfe zwischen diesen entgegengesetzten Richtungen. Jede unserer Handlungen fördert bewußt oder unbewußt den Sieg der einen . . . Diese, die Sache der politischen, der religiösen und der wissenschaftlichen Freiheit kämpft noch, aber nicht mehr verzweifelt, sondern mit Siegesgewißheit . . .“

Ich wußte jetzt, was es war, das mich an jedem Tage in Finnland Thränen des Schmerzes, aber auch der Freude hatte vergießen lassen. Ich sah ein Volk, in jenem heiligen Kampf begriffen, der in Europa auf der Wahlstatt von Marathon begann: Der Kampf zwischen Hellenen und Barbaren, diesen ewigen Feinden, zwischen Abend- und Morgenland, diesen noch unvereinten Gegensätzen! In diesem Kampf hatten bis dahin — hier an den Ufern der finnischen Bucht oder auf Europas Schlachtfeldern — Schweden und Finnen zusammen Siege erkämpft und Niederlagen erlitten! Nun kämpfen die Finnen den Kampf allein, kämpfen ihn mit anderen, edleren Waffen. Aber auch jetzt ist Finnland unser blutiger Schild! Und mit tiefer Bewegung fühlte ich mich im Einklang mit dem ganzen schwedischen Volksgefühl, als ich bei dem Gedanken an die jetzige Lage der Finnen, von der Dankbarkeit der Erinnerungen und dem Schmerz des Augenblicks erfüllt, in meinem Herzen das alte Gelöbnißwort wiederholte:

Bruder, eh' ich Dein vergesse, möge meine rechte Hand vertrocknen!

* * *

Während man in Finnland die Hebung der Volksbildung als seine nächste nationale Aufgabe betrachtet, sieht man ebenso klar die Bedeutung dessen ein, daß gleichzeitig Finnland vor Europa eine hohe kulturelle Entwickelung seiner nationalen Eigenart zeigen kann. Eine Gelegenheit, diese Entwickelung darzuthun, bieten z. B. ungesucht internationale Kongresse. Auf dem siebenten Geographenkongreß im vorletzten Sommer in Berlin legte so die 1888 gestiftete „Gesellschaft für Finnlands Geographie“ einen Atlas über Finnland vor, der schon bei dem vorhergehenden Geographenkongreß in London 1895 im Entwurf so großes Interesse erregt hatte, daß die finnischen Professoren — Neovius und Palmén — die denselben dort demonstrirt hatten, vorschlugen, daß man das große Werk

*) Victor Rydberg.

zum nächsten Kongreß 1899 fertig machen sollte. Der Plan wurde mit Wärme aufgenommen, und rings im Lande sammelte man nun Material unter der Leitung der erwähnten geographischen Gesellschaft, deren Aufgabe — neben der Herausgabe der Zeitschrift Fennia — von Anfang an die war, alle Kräfte zu sammeln, die für die Erforschung des Landes arbeiten. Die finnländische Gesellschaft der Wissenschaften und die neue finnische meteorologische Anstalt hatten ein bedeutendes Material zu bieten. Und überdies hat ringsum auf dem Lande freiwillige Arbeit — von Studenten, Geistlichen, Landleuten u. s. w. — stattgefunden, zur Anschaffung von Daten für diesen Atlas. In zahlreichen Bildern und einem weitläufigen französischen, schwedischen und finnischen Text giebt er nun ein anschauliches statistisches Handbuch über das Land und gleichzeitig ein historisches Bild über seine letzte ungeheuere Entwickelung auf allen Gebieten, besonders in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Der Atlas, — an dem bei der Bearbeitung des Materials eine große Anzahl Männer der Wissenschaft mitgearbeitet hatten, wurde in seiner finnisch-schwedischen Auflage gerade fertig, als ich in Helsingfors war. Da war der große Saal des Universitätsgebäudes von einem Publikum überfüllt, das anhörte, wie Professor Neovius das große Werk demonstrirte, von dem man schon wußte, daß es in seiner französischen Redaction auf dem Geographenkongreß in Berlin und dann in Petersburgs wissenschaftlichen Kreisen außerordentliche Aufmerksamkeit erregt hatte. Und es ist bezeichnend, daß obwohl man in London 1895 vorgeschlagen hatte, daß alle Länder ein Kartenwerk ähnlich dem, welches die Finnen damals im Entwurf zeigten, ausarbeiten sollten, nur die Finnen allein 1899 ihres ausgeführt hatten! Dieses in vieler Hinsicht einzig dastehende Kartenwerk veranschaulicht Land und Leute, die klimatologischen, geologischen, pflanzengeographischen Erscheinungen, die Geschichte und die Kulturentwickelung, ethnographische und sprachliche Verhältnisse, Volksmenge und Volksaufklärung, Industrie und Gewerbe, Post und Telephon, Seefahrt und Eisenbahnen u. s. w. Und doch, meinen die Finnen selbst, ist noch viel unbearbeitetes Material zu verwerthen, bis dieser Atlas ein Totalbild des Landes und des Volkes giebt! Was er schon jetzt bietet, ist jedoch so großartig, daß ein in diesem Fache maßgebender schwedischer Gelehrter kürzlich in die Worte ausbrach: „Selbst wenn dieser Atlas die einzige kulturelle That der Finnen wäre, ist sie allein groß genug, um ihr weiteres nationales Dasein zu berechtigen!" Und dieser Sieg für die finnische Wissenschaft wurde nicht nur durch den rastlosen Eifer der unmittelbar Arbeitenden gewonnen, sondern auch durch den des Druckereipersonals. Als die Setzer hörten, daß die Arbeit eilte, erboten sie sich nämlich freiwillig, Nachtarbeit zu machen, damit das Werk wirklich zum Berliner Kongreß fertig werden konnte — erboten sich dazu, weil sie wußten, daß das Werk ihrem Lande Ehre machen würde!

Auf dieses stets wachsende nationale Solidaritätsgefühl — zwischen den Arbeitern des Gehirns und der Hand, zwischen Hausherrn und Dienern, zwischen Fennomanen und Svekomanen, zwischen Alt und Jung — könnte man in Finnland als das große Resultat dessen hinweisen, daß Alle in einer gemeinsamen Trauer und Unruhe vereint wurden. Und es war überhaupt ein für die Finnen tief bezeichnender Zug, daß man mehr von dem Guten sprach, das die Prüfungen mit sich gebracht hatten, als von dem Bösen; mehr von dem, was man zu thun, als von dem, was man zu erwarten hatte!

Eine andere ungesuchte Gelegenheit zu finnländischer Kraftentwickelung gab die Weltausstellung. Schon das schöne und originelle Aeußere des finnischen Pavillons hat in Paris die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Der Stil des Gebäudes erinnert an eine einfache Landkirche. Es besteht aus einem Lang-

schiff, gekrönt von einem achteckigen Glockenthurm, dessen Aeußeres von Tannenzapfen verkleidet ist. Das Dach ist mit Rindenscheiben gedeckt. Die Portale sind im Rundbogenstil gehalten, und rings um ihre Wölbungen sind schön geschnitzte Wolfsköpfe in Reihen angebracht, in vier Ecken des Glockenthurms stehen Bären! Der Erbauer ist ein ganz junger Mann, Saarinen — der Sohn des Probstes Saarinen, der kürzlich aus dem ganzen petersburgischen Gouvernement ausgewiesen wurde, weil er der „Propaganda der finnländischen Sache“ in Ingermanland angeklagt war, wo er Pfarrer gewesen.

Das Innere des Pariser Pavillons war von mehreren finnischen Künstlern dekoriert. Gallén führt vier Motive aus der „Kalevala“ aus. Ebenso natürlich wie es in Finnland selbst ist, die Symbole der Kalevala zu gebrauchen, ebenso ungewiß scheint es mir doch, ob es gelingen wird, für solche Darstellungen Interesse bei einem mit den Symbolen und ihrem Ursprung unbekannten Publikum zu erwecken. Aber Galléns reiche Künstlerseele und sein finnländisches Herz verleihen seinen Bildern jene Schönheit der Farbe und der Linie, durch die sie verstanden werden können, wenn auch die Motive unverstanden bleiben. Er stellt überdies seine Gestalten in Finnlands Haiden, Felsen und Schären, in seine Sternennacht und sein Sommerlicht, und in diesen Bildern der Natur seines Landes weiß seine glühende Vaterlandsliebe allgemeingiltige künstlerische Ausdrucksformen zu finden. Selbst ist er einer der interessantesten Typen des jungen Finnland. Mit der schöngeschmeidigen Gestalt, den schwarzgrauen Augen und dem dunklen Farbenton des Magyaren vereint er die dieser Race eigenthümliche feurige Melancholie. Ein Temperament, zusammengesetzt aus Leidenschaftlichkeit und Schwermuth, aus Innigkeit und Einsamkeitsdrang, aus Wildheit und Kulturtrieben! Bei Gallén finden sich in der höchsten Potenz diese eigenartigen Züge des finnischen Temperaments wieder im Verein mit einer ausgeprägten persönlichen Individualität. Einer seiner Freunde sagte mir kürzlich: „Ich kenne ihn seit Langem, tief, gründlich. Und doch entdeckt man stets bei ihm neue Reichthümer, neue Welten. Es ist eine Freude zu leben, wenn man einen solchen Menschen in seiner Mitte hat.“

Während man in der Mittelpartie der finnischen Halle mit ihrer Kuppel Galléns Werk begegnet, ist der Chor, mit dem die Halle abschließt, von anderen Künstlern dekoriert. Zuerst sechs in Fichte geschnitzte Hochreliefs, von E. Halonen ausgeführt, und zwei dekorative Gemälde von Enckell. Das eine zeigt eine „Finnländische Volksschule“, wo eine junge Lehrerin, — ein wirklicher Idealtypus weiblicher Milde und weiblichen Ernstes — einige stumpfnasige kleine Kinder schreiben lehrt. In der Farbe ist Enckell hier von seiner schwarzen und weißen Farbenskala abgegangen, für die er eine solche Vorliebe hatte, daß er sie bis zu dem Satze trieb: daß eine Frau nur in Schwarz oder Weiß gekleidet einen vollkommenen Eindruck machen kann.

In der Komposition des eben erwähnten Bildes tritt das gleichzeitig heiße und verschlossene Gefühl hervor, das bei diesem jungen in hohem Grade interessanten Künstler in so eigenthümlicher Weise durch die strenge Schlichtheit der Darstellungen und die Kargheit der Farbe gedämpft und gefühlt wird. Das zweite seiner Bilder für den finnischen Pavillon weist einen „Finnischen Volkslesesaal“ auf.

In dem Langschiff der Halle kommen dann Panneaux mehrerer anderer Maler. So stellt W. Blomstedt das alte „Olofsborg“ aus, ferner „Skiläufer“ und „Winter“. Rissanen malt „Fischer auf dem Eise“, „Koreliſche Bauern auf dem Eise“ und den „Eisbrecher Sampo“. P. Halonen, der Vetter des früheren, bringt „Ein Dorf in Savolaks“ und „Jäger auf Schneeschuhen“, und schließlich malt Edelfelt einen „Sonnenuntergang in den Borgåschären“,

wo er in Haiko sein schönes Sommerheim hat. Noch ein Sommerbild von Edelfelt zeigt im finnischen Pavillon die Vorbereitungen zum „Wettsegeln“ mit dem ganzen in Sommerlicht gebadeten Helsingfors im Hintergrund.

Edelfelt, dessen Kunst und Persönlichkeit ihm und Finnland in gleicher Weise Freunde in ganz Europa erworben hat, ist in Schweden als Künstler so bekannt und wegen seiner vielen anziehenden Eigenschaften so beliebt, als wäre er einer der Unseren. Alle seine künstlerischen Freunde in Schweden, — die Finnland ebenso wie Schweden Anerkennung draußen in Paris wünschen, — freuten sich, daß Edelfelt der „Bilderhänger“ der finnischen Abtheilung geworden war. Der Vicepräsident der russischen Kunstakademie schlug vor zwei Jarren vor, daß Edelfelt — der unter anderen Porträts europäischer Berühmtheiten auch das des jetzigen Czars ausgeführt hat — im Jahre 1900 in Paris auch der Repräsentant der gesamten russischen Kunst sein sollte. Aber nach den Ereignissen des Vorjahres verzichtete Edelfelt auf diese Ehre und wollte nun ausschließlich für die Kunst seines eigenen Landes wirken. Und da er — mit dem leidenschaftlichen Enthusiasmus des Finnen für jede vaterländische Aufgabe — die Erfahrungen des vieljährigen Parisers, die feine Kultur des weitgereisten Europäers, das vornehme einfache Wesen des Weltmanns und eine seltene persönliche Liebenswürdigkeit verbindet, besaß er alle Voraussetzungen, die finnische Kunst in jeder Weise zur Geltung zu bringen.

Nach dem, was ich im Vorstehenden erwähnt, kann man begreifen, mit welchen Gefühlen die Finnländer Vorschläge empfangen, wie den kürzlich von Bobrikoff ausgegangenen: daß kein finnländischer Gelehrter ohne seine Erlaubnis internationale Kongresse besuchen dürfe; oder Mittheilungen wie diese, daß Finnlands — und seiner Kommissäre, Sanmarks und Runebergs — Namen in dem offiziellen Verzeichniß über die Mitglieder der ausländischen Kommissariate der Weltausstellung gänzlich fehlen! Der russische Generalkommissär, Fürst Tenischeff konnte so kürzlich ohne Einschränkung die Glückwünsche des Präsidenten Loubet über den schönen „russischen“ Pavillon entgegennehmen, den die Finnen gehofft hatten, zu einem nationalen Kultursieg zu machen! Es bedarf der unerschütterlichen Beharrlichkeit der Finnländer, um trotz alledem unverdrossen ihr Fahrzeug gegen den Strom zu rudern. In diesem besonderen Fall — der Behauptung der finnischen Eigenart bei dem friedlichen Kraftwettkampf der Nationen — werden sie doch ganz gewiß das Ziel erreichen. Denn das Fahrzeug wird von so starken Mächten wie Vaterlandssinn, Künstlergeist und Jugendmuth vorwärtsgeführt. Und — vorausgesetzt, daß der finnische Pavillon stehen bleiben darf, — werden diese Mächte zusammeu die Völker wohl zwingen, vor demselben Halt zu machen. Denn obgleich die finnische Kantele*) noch nicht die Macht der orpheischen Lyra gewonnen hat, selbst „die Steine Funken sprühen zu lassen“, so hat sie doch ihren eigenen, durchdringenden Ton, dem jedes feine Ohr lauschen muß.

* * *

Ich hoffe, daß aus diesen zerstreuten Zügen für meine Leser ein Bild davon aufzutauchen beginnt, wie die kulturelle Arbeit in Finnland sich gestaltet. Von der Kunst, der Musik, der Litteratur empfängt man den Eindrnck, daß das finnische Gefühl, vor Allem das Vaterlandsgefühl, unter seinen einfacheren, knapperen Ausdrucksformen eine tiefere Gluth hat als unseres. Diese Gluth wird von der bebenden Angst, der empfindungstiefen Innigkeit genährt, mit

*) Finnisches Saiteninstrument.

der ein armes, in Gefahr befindliches Land geliebt wird; von der starken Leidenschaft, die eine großartige und einsame Natur ihren Kindern einflößt. Diese Gluth ist bei den Finnen immer hinter den zuweilen schwachen, zuweilen herben, zuweilen schönen künstlerischen Ausdrucksformen vorhanden.

Und — glücklicherweise — gehören diese Ausdrucksformen der finnischen Volksseele der Welt an, die kein Herrscherwille erreicht, der Welt, in der Ideen und Schönheitsschöpfungen Eigenthum der Völker werden. Hoch über alle Grenzen erstreckt sich nunmehr diese freie „unendliche Welt des Geistes“, in der die Strahlen entzündet werden und funkeln, die Tropfen beben und schimmern, die erst wenn sie sich in Wurzel und Stamm des Volksbaumes umgesetzt haben, von Beil und Brand getroffen werden können.

Juhani Aho hat in seiner letzten Sammlung „Wachholder“ eine ähnliche Gewißheit durch folgende Worte ausgesprochen — aus Anlaß dessen, daß Finnlands weißblaue Flagge verboten worden war.

„Wollen sie vielleicht der Wolke verbieten, über das Himmelsgewölbe zu ziehen; oder soll der Schnee nicht mehr weiß leuchten dürfen; oder dürfen unsere tausend Seeen nicht länger blau schimmern? Wollen sie das Firmament zwingen, seine Farbe zu ändern und die weiße Schneewehe grau zu werden, und soll es ihnen gelingen, des Tages Sonne zu hindern auf das Segel zu leuchten?

Werden ihre Hände hinanreichen, um auch diese Flaggen fortzureißen?“

Die Sage erzählt, daß England Wales nicht früher unterwerfen konnte, bis alle seine Barden ihrer Harfen beraubt worden waren! Jetzt im Zeitalter der Druckerpresse und des Verkehrs, wird kein russischer Selbstherrscher es vermögen, dem finnischen Volke sein von Wäinimöinen zum ewigen Besitzthum geschenktes Saitenspiel zu rauben! Und so lange das erklingt, wird auch der finnische Volksgeist nicht unterjocht werden können.

* * *

Ueberzeugt von der Wahrheit der Mirabeau'schen Worte, daß, wenn die Frauen nicht mitthuen, nichts erreicht wird, will ich das Bild der Stimmung in Finnland durch einige Mittheilungen über die Frauen vervollständigen.

Bei dem früher erwähnten „Fest der Athener“ fand ich sowohl unter den in antiken Gewändern auftretenden Damen, wie unter den in den Salons zerstreuten, die damals — am 4. Dezember — zum ersten Male seit dem Manifest des vorigen Winters die Trauerkleidung abgelegt hatten, viele Beweise für meine schon gegründete Meinung: daß, wenn die Finnländerin schön ist, ihre Schönheit farbenreicher, lebensvoller, origineller — mit einem Worte bezaubernder ist — als in den übrigen nordischen Ländern.

Die finnische Frau besitzt jedoch einen noch allgemeineren und hervorstechenderen Zug als die Schönheit, nämlich ihr reges Gemeingefühl, ihre lebhaften politischen und sozialen Interessen, ihre leidenschaftliche Vaterlandsliebe, Eigenschaften, durch die sie im vorigen Jahre bei der Volksaufklärung und anderen patriotischen Werken als Arbeitskamerad an der Seite der Männer gestanden ist. So waren es zweihundert junge Männer und Frauen — die Mehrzahl Studenten und Studentinnen — die einander in der Tag und Nacht fortdauernden Arbeit bei den Vorbereitungen zu der Massenpetition des Volkes im März 1899 ablösten. Und während dreihundert Männer aller Klassen sich in den vielen Fällen, wo man Telegraph oder Post nicht benützen konnte, als Boten zur Verfügung stellten, als Skiläufer Wunder der Schnelligkeit vollbrachten, waren es in Helsingfors die Frauen, — die in der Gesellschaft

Höchstgestellten — die die Stadt in vierzig Kreise eintheilten und es auf sich nahmen, eine in jedem Kreis, mit jungen weiblichen und männlichen Hilfskräften, Unterschriften zu sammeln. Man sah Frauen wie Männer in den entlegensten Dörfern mit rührendem Eifer ihren Namen zeichnen lernen, da nur der, welcher ihn selbst schreiben konnte, die Petition unterzeichnen durfte. Und Hausmütter erzählten, wie sie oft bei neuen Unglücksbotschaften in diesem Jahr ihre Dienerinnen in Thränen gefunden hatten, noch ehe sie ihnen selbst die Ursache ihrer eigenen Betrübnis mitteilen konnten! Die jüngere Generation der finnischen Frauen hat durch die Gemeinschaft mit den Knaben in der Gemeinsamen Schule, mit den männlichen Studenten an der Hochschule — und überdies durch den auf das Gesellschaftsleben so stark einwirkenden Umstand, daß die Hauptstadt zugleich eine Universitätsstadt ist — den Ernst bei allgemeinen Arbeiten, die Ausdauer für geistige Interessen erworben, welche die notwendigsten Modifikationen der weiblichen Veranlagung sind! Die jüngere Generation der Finnländerinnen genießt die Früchte der Wirksamkeit der älteren für die Befreiung der Frau, ohne die Einseitigkeiten dieser älteren Generation zu teilen. In Finnland wie überall hatte die Frauenfrage zuerst die Epoche der Lächerlichkeit und des blinden Widerstandes zu überwinden; ihre enthusiastische, muthige und ritterliche Vorkämpferin war die jetzt gealterte Schriftstellerin Adelaida Ehrenroth. In der Frauengeneration reiferen Alters besaß und besitzt die Frauensache noch immer viele opferwillige und hervorragende Arbeiterinnen. In Finnland wie bei uns sind schöne Siege für das Recht der Frau errungen worden, obgleich noch mehr zu erringen übrig sind. In Finnland wie bei uns und überall hat diese Freiheitsbewegung an Freiheit verloren, was sie an Stetigkeit und Glaubenseifer gewonnen! Aber die jüngeren finnischen Frauen scheinen nicht sehr orthodox zu sein! Vor allem scheint es, daß sie sich von dem unfruchtbarsten aller Dogmen der Frauensache befreit haben, dem Dogma von der Gleichheit zwischen Mann und Weib. Was sie vor Allem verstehen, das ist: daß, wenn die jetzige Sachlage in erster Linie den festen Muth erfordert, — zu dem ja auch ein behutsames Abwägen aller Möglichkeiten, ein gewisses Vermeiden aller Gefahren gehört, — sie darum nicht weniger den Uebermuth der Frau erheischt. Das will sagen, ihren brennenden Glauben an Auswege, wo alle Wege verschlossen sind, ihre Gabe gegen alle Hoffnung zu hoffen; ihr Unvermögen, sich vor der Nothwendigkeit der thatsächlichen Verhältnisse zu beugen; ihren Trotz vor der Gefahr, weil sie sie nicht sehen will! Dieser schönen Rücksichtslosigkeit der Weibnatur, dieser wagemuthigen Wildheit hat niemand genialeren Ausdruck geliehen als gerade der Finne, Wille Vallgren, als er das kleine Meisterwerk formte, wo der Handgriff zu einem Thürklopfer von einer bebend weichen und doch energischen Frauengestalt gebildet wird, die mit der Stirne an eine geschlossene Thür stößt. Unzählige Frauen haben, seit dem Morgen der Zeiten, sich so die Stirn an versperrten Thüren blutig gestoßen! Aber für unzählige andere haben sich so Thore aufgethan, die unerbittlich verschlossen schienen! Giebt es etwas, dessen Finnlands Männer nun bedürfen — um nicht in jene Schwermuth der Hoffnungslosigkeit zu versinken, die eitel fruchtlose Anstrengungen schließlich mit sich bringen, — so ist es gerade jener Uebermuth der Frauennatur, jener Aberglaube, der in der tiefsten Verzweiflung aufrecht erhält. Und es ist keine Gefahr, daß dieser Zug bei der finnischen Frau anders denn als Stärke erscheinen wird, so vertieft ist er von dem ernstesten mitbürgerlichen Verantwortlichkeitsgefühl. Bei finnischen Frauen wie Männern hat die Erziehung zu Geduld und zu Selbstbeherrschung, die die Natur und die politischen Verhältnisse mit sich gebracht haben, das stolze Selbstgefühl nicht gebeugt. Aber

dieses äußert sich selten in Rechthaberei bei Kleinigkeiten, in reizbarer Emfindlichkeit, sondern spart sich zu unbeugsamer Kraft in ernsten und großen Augenblicken auf.

Es ist ein schöner Gedanke, daß Exsenator Mechlin gerade heuer für Finnlands Frauen volle kommunale Gleichstellung mit den Männern vorgeschlagen hat: Wahlrecht sowie Wählbarkeit — ein Vorschlag, dem auch alle Stände außer dem geistlichen ihren Beifall geschenkt haben. Denn wenn je haben die finnischen Frauen sich dieses Jahr mitbürgerlich gesinnt, würdig und unentbehrlich für die gemeinsamen Aufgaben gezeigt!

Bei der weiblichen sowie der männlichen finnischen Jugend findet man ein ganz neues Moment, nämlich ein sich vertiefendes Verantwortlichkeitsgefühl für die sozialen Aufgaben.

Ein sozialistischer Arbeiterführer sagte mir, daß auch bei den Jung-Fennomanen und in ihrem Organ „Paivalehti“ derselbe Zug hervortrete. Und nach meiner Meinung ist dies — in Bezug auf die Oberklasse — nicht nur der entscheidende Beweis für eine wirklich humane Kultur, sondern auch für einen wirklich politischen Blick. Auch in Finnland ist die Zeit vorbei, wo man — im Geiste der Aufklärungsepoche — Alles für die Arbeiterklasse thun wollte, aber mit Mißtrauen Alles betrachtete, was diese für sich selbst zu thun beabsichtigte! Weder hier noch anderswo ist es genug, das Vaterlandsgefühl der Arbeiterklasse für die Erinnerungen und die Rechte, die sie besitzt, anzufeuern, wenn man nicht zugleich die vaterländische Entwickelung in Zusammenhang mit einem menschenwürdigeren Dasein für die Arbeiter selbst bringt. Und in dieser Beziehung hängt es von der gebildeten Jugend — der männlichen sowie der weiblichen — in erster Linie ab, ob sich die sociale Frage in Finnland so wie überall zu einem bitteren Klassenkampf gestalten soll, oder zu einer gemeinsamen Entwickelungsarbeit.

Mit ihrem tiefen Patriotismus vereint die finnische Frau ein europäisches Gepräge, das bei ihr stärker ist als bei den übrigen Frauen des Nordens. Dies beruht theils auf fleißigen ausländischen Reisen, theils auf einer starken Rassemischung. Ausländische Heirathen sind hier sehr häufig, vor Allem natürlich nach Rußland. Aber auch wenn solche Eheschließungen Finnländerinnen nach Rußland oder Russinnen nach Finnland geführt haben, ist es meistens die Russin, die dort finnländisch gesinnt wird, während die Finnin in ihr Land mit demselben Herzen wiederkehrt, wie sie es verlassen! Es giebt hier zwei interessante Beispiele in ein paar Frauen, die Beide Topelius als Historiographen gehabt haben.

Die Eine ist die noch in Helsingfors lebende Oberstin Karamsin, deren Aeußeres noch immer Spuren der europäisch berühmten Schönheit, die sie gewesen, zeigt; deren liebenswürdiges Wesen noch immer das der großen Weltdame ist und deren Seele noch immer die des ihrem Lande ergebenen finnischen Weibes. Aurora Stjernvall wurde im Jahre 1808 mitten im brennenden Kriege geboren; als Kind hielt sie sich auf dem schönen Gute Träskände ihres Stiefvaters, Freiherrn Wallén auf; als sie erwachsen war, wurde sie Hoffräulein bei der Kaiserin, und verheirathete sich 1836 mit dem Staatsrathe Demidoff. Witwe geworden, widmete sie sich ganz der Erziehung ihres einzigen Sohnes, bis sie eine neue Ehe einging, aus Liebe zu einem in weltlicher Hinsicht sehr unbedeutenden Manne, dem Obersten Karamsin, dem Sohn des großen Geschichtsschreibers. Wie alles ideale Glück war auch das ihre kurz: ihr Mann fiel im Krimkrieg, und seine verzweifelte Wittwe zog sich nun für mehrere Jahre nach Träskände zurück, wo ihr Leben in einem großartigen Wohlthun verfloß. Von dem fürstlichen Vermögen, über das sie vor ihrer zweiten Ehe disponirte,

hat sie zu Bildungs- oder Wohlthätigkeitszwecken die einen zehntausend Rubel nach den anderen gespendet. Und in Finnland und Rußland ist ihre Opferwilligkeit als Mäcen oder als Lindererin der privaten Noth ebenso groß in der Oeffentlichkeit wie im Verborgenen gewesen. Ihre Enkel gehören Rußlands ersten Familien an; bei jedem Kaiserbesuch in Helsingfors hat der Monarch die Oberstin Karamsin in ihrer schönen Villa vor der Stadt aufgesucht. Aber keine ihrer vielen Verbindungen mit dem russischen Hofe hat die Stärke dieses finnischen Herzens geschwächt, das seine ersten Schläge in Finnlands Heldenzeit schlug! Selbst sprach sie bei meinem Besuch nur andeutungsweise von dem Brief, den sie voriges Jahr der Kaiserin-Wittwe gesandt hatte. Andere sagten mir, daß es ein Brief von acht dichtbeschriebenen Seiten war, in denen sie mit ebenso viel Klarheit als Wärme Finnlands Sache führte; ein Brief, auf den die Kaisertn antwortete, daß sie ihn mit Schmerz gelesen und ihrem Sohne übergeben habe: mehr konnte nicht einmal sie thun!

Diese Handlung der Neunzigjährigen ist in ihrer Art ebenso bezeichnend, wie daß es ein junges Helsingforser Mädchen war, das die — noch nicht verbotene — Blumensprache an der Alexanderstatue begann!

Die Oberstin Karamsin besaß eine Schwestertochter, Marie Mussin-Puschkin, die in ihrer ersten Jugend die Trösterin ihrer Tante und ihre Helferin in der Armenpflege in Träskände war. Sie wurde dann nach Frankreich geschickt, um dort ihre Erziehung zu vollenden, und als sie hierauf von der Oberstin Karamsin in die Gesellschaft von Helsingfors und Petersburg eingeführt wurde, huldigte man ihr überall als einer ganz einzigen Erscheinung. Ihre Schönheit war ebenso selten wie ihre unbezwingliche Originalität, ihr stolzer Muth, sie selbst zu sein, ihr französisch geistvolles, anmuthiges Wesen. Topelius sagt, daß das lebendige russische väterliche Blut in ihr mit dem mütterlicherseits ererbten finnländischen Ernst kämpfte; daß der feine Takt der Weltdame sich mit der unüberwindlichen Selbstständigkeit der Individualität paarte; daß der freie Gedanke, die hochsinnige Seele, das opferwillige Herz mit gleich glühender Liebe die Sache der Freiheit und der Menschheit umspannte, ein Feuer, das überdies durch ihre Vertrautheit mit Rußlands und Frankreichs großen Dichtern genährt wurde. Schon als Kind hatte sie das Land ihrer Mutter geliebt, und ein Finne, der spätere Oberhofjägermeister Linder war es, mit dem sie 1860 die Ehe schloß, die Finnland gänzlich zu ihrer Heimath machte. Als Alexander 1863 nach 55 Jahren den Landtag wieder eröffnete, legte Marie Linder in einer Unterredung mit dem Czaren — einer Unterredung, die jedenfalls die Verhältnisse berührte, die in Petersburg der jungen Freidenkerin strenge Warnungen von der heiligen Synode zugezogen hatten — ihre ganze strahlende Seele in die Worte: „Ich spreche nicht für mich selbst; ich spreche für die vielen Tausende, die in derselben Lage sind, wie ich: Geben Sie Rußland Gewissensfreiheit!“ Und mit demselben rücksichtslosen Muth, mit dem sie sich hier bloßstellte, um das Recht des Gedankens zu behaupten, that sie es später, um der Pflicht des Herzens zu genügen, als sie — die erlesene und zartbesaitete Weltdame — sich der Pflege der im Nothjahre 1867—1868 am Hungertyphus Erkrankten widmete. Diese „Seele von Feuer und Seele von Gedanken“ gehörte zu jenen, die bald ihre zarte Hülle verzehren: Schon mit 29 Jahren war ihr Leben beschlossen. Eine ihrer Töchter, die Generalin de Pont, die ihr in vieler Hinsicht zu gleichen scheint, gab mir einen mittelbaren Eindruck dieser in Aller Gedächtniß nnvergeßlichen Frau, die das Feinste und Schönste der beiden Nationen, denen sie angehörte, in sich vereinigte, aber die sich mit ihrem Herzen ganz dem Lande hingab, das das ihrer Mutter gewesen und das ihrer Kinder wurde.

Und obgleich Marie Linder sowie Aurora Karamsin zu den Ausnahmsmenschen gehören, sind sie in dem Falle, den ich schon erwähnt habe, weit davon entfernt, Ausnahmen zu sein, nämlich in ihrer Treue gegen Finnland, trotz der Bande des Bluts, die sie mit Rußland vereint hatten.

Die finnischen Frauen sind sich in jeder Hinsicht der Gefahren bewußt, die durch die Systemveränderung in Finnland drohen. Sie wissen, daß die schwerste Gefahr die ist, die der Fennomane, Consul Wolf in seiner hochsinnigen und weltberühmten Rede in Petersburg hervorhob, als die große Deputation heimgeschickt wurde — die Rede, welche ihm seine Stelle als englischer Consul in Viborg kostete! Er betonte darin den Schmerz finnischer Eltern, die vielleicht gezwungen waren, ihre Kinder — denen sie ein sittliches Ideal, höher als ihr eigenes vererben wollten — im Gegentheil zu einer Schaar Heuchler herabsinken zu sehen, mit Falschheit im Herzen, so daß des finnischen Volkes Ruf der Treue und Ehrlichkeit bald nur mehr eine Sage sein würde. Doppelt schwer und doppelt verantwortungsvoll fühlen die finnischen Frauen ihre Aufgabe als Mütter und Erzieherinnen, bei dem Gedanken, daß die Gesetzesverletzungen und Gewaltthaten der Regierenden die Regierten zu geheimen Gesetzesübertretungen veranlassen könnten, daß die nothgedrungene Gewohnheit an Schleichwege die Redlichkeit des Sinnes beflecken könnte, die bei dem Finnen — nach Georg Brandes treffenden Worten — das schöne innere Wiederspiel zu seiner äußeren Reinlichkeit ist!

Und dies ist ja der Fluch der Unterdrückung und der Rechtlosigkeit, möge sie nun in der Familie oder im Staate geübt werden, daß die Unterdrückten nach und nach durch die Versuche, die Willkür zu umgehen, demoralisiert werden. Wie streng muß nicht die Rechtschaffenheit sein, die stets zwischen den Mitteln zu unterscheiden weiß, die wirklich geheiligt werden — weil sie nothwendig zu der Vertheidigung der höchsten Rechte und Ideale der Nation sind — und den Wegen, durch die der Einzelne einem höheren Recht zunahe tritt.

Die Frauen, wenigstens die Jüngeren, fühlen auch das Nahen einer anderen Gefahr: daß wenn der Druck zur Gewohnheit geworden, wenn das Leiden getragen werden muß wie eine alltägliche Sache, wenn bis auf Weiteres nichts zu thun ist, wenn die Hochgestimmtheit des Schmerzes nicht länger aufrechterhalten werden kann, dann, wie eine junge Finnländerin kürzlich schrieb, „das Elend sich wie ein Gift über die Menschen legen und sich in Bitterkeit gegen Alle und Alles Luft machen wird. Denn wenn man nicht mehr sagen darf, was man will, dann sagt man, was man sagen kann — über seinen Nächsten!“

Und was ist der Stachel des Leidens, wenn nicht die Gewißheit, daß es ebensowohl erniedrigen wie veredeln kann! Aber eben gegen diesen, den kleinen Einfluß des Alltags wollen die finnischen Frauen dadurch kämpfen, daß sie ihre eigenen und ihrer Kinder Herzen weiter machen. Eine größere Menschlichkeit, nicht ein engerer Chauvinismus, — das ist es, wozu sie in dem heranwachsenden Geschlechte den Grund legen wollen. Nicht die niedrigen Triebe des Nationalhasses, sondern die hohen Leidenschaften des Kulturidealismus wollen sie bei diesem Geschlechte entwickeln!

* * *

Ich bemerkte früher, daß man in den 80er Jahren alles Russische verabscheute, selbst in seinem Verkehr. Aber damals wie jetzt bedeutete dies nur das Russische, das mittelbar oder unmittelbar in Finnland für die Zwecke der Russifizierung wirkte. Was hingegen das russische Volk anbetrifft, so hört man

nirgends verständnisvollere und gerechtere Urtheile über dasselbe als in Finnland. Ich vernahm nicht einmal jetzt ein einziges Wort des Russenhasses. nur Haß gegen das orientalische System, unter dem der beste Theil des russischen Volkes mehr leidet, als bis auf Weiteres sogar das finnische. Ja keines von den Ereignissen des Vorjahres hindert die Finnen, in Wort und That ihre volle Schätzung dessen, was die Russen Wertvolles besitzen, zu zeigen und sich zu bemühen, es sich anzueignen. So hatte man unmittelbar vor meinem Besuch in Helsingfors dort mit großem Beifall die Antarsymphonie des berühmten russischen Tonsetzers Rimsky-Korsakow aufgeführt, die der früher erwähnte Musikkritiker Karl Flodin als eines der bedeutungsvollsten Werke der modernen Orchestermusik bezeichnete. Und gleich nach meinem Besuch bewillkommnete man in Helsingfors den berühmten russischen Folkloristen und Literaturhistoriker Wessolofsky. Dieser erfuhr während seines Aufenthaltes in Helsingfors verschiedene Nachrichten, über die Rußlands Presse nichts mitzutheilen gehabt hatte — z. B. die europäische Deputation an den Zaren!! — ebenso wie er auch einen Einblick in das Rechtsgebiet und die Arbeitsweise des finnischen Landtages erhielt, der für ihn eine ebenso überraschende Neuigkeit war!

Es ist vielleicht für ein anderes Volk schwer, einen so flammenden und doch so leidenschaftslosen Patriotismus wie den finnischen zu fassen! Als ich nach den Ereignissen des Vorjahrs die Finnen von den Russen sprechen hörte, und mich erinnerte, wie man besonders in Schweden von den Norwegern, aber auch in Norwegen von den Schweden spricht, da erst bekam ich einen richtigen Maßstab für den edlen Gehalt des finnischen Nationalgefühls. Die Finnen vergleichen sich zuweilen selbst mit den Norwegern in Bezug auf die Intensität der Vaterlandsliebe, die demokratische Sinnesrichtung und die kulturellen Interessen, ebenso wie die gebundene und wortkarge Ausdrucksweise für ihre Gefühle, eine Gebundenheit, die die Finnen ihrer eigenen Behauptung nach so weit treiben, daß sie ihre Freundlichkeiten am Liebsten in ironischer Form sagen! Aber zum Unterschiede von den Norwegern haben die Finnen theils durch die schwedischen Traditionen, theils durch den Verkehr mit Europa, theils in Folge der Selbstbeherrschung, die ihre Verhältnisse nothwendig gemacht hatten, eine bald fein ritterliche, bald treuherzig gerade Liebenswürdigkeit in ihrem Wesen erworben, die — gerade im Verein mit der Gefühlstiefe — sehr anziehend wirkt.

Daß der Patriotismus der Finnen eine höhere Kulturentwickelung erlangt hat als bei, man kann beinahe sagen, jedem anderen Volke, beruht auf besonderen Verhältnissen. Ich habe schon die Bedeutung dessen hervorgehoben, daß Runeberg — der noch immer die patriotische Erziehung sowohl des schwedisch als des finnisch sprechenden Finnen bildet, — nicht eine Zeile geschrieben hat, die die Kriegsleidenschaft, den militärischen Hochmuth, die militärischen Ausnahmsansprüche aufreizt; wie er im Gegentheil nur einen heiligen Streit anerkannte, den zur Vertheidigung von Vaterland, Freiheit und Gesetzen; nur eine Rangliste, die, nach der der Bettler dem General ebenbürtig war, wenn sie Beide ein Mannesherz in der Brust trugen! Und zu diesen Zügen kommt bei Runeberg wie bei Topelius noch Eines, das Fehlen jedes Nationalvorurtheils: nicht auf einen Tropfen Russenhaß kann man bei Einem von ihnen hinweisen!

Und diesem großgesinnten Patriotismus, den Beide unmittelbar in ihrem Volke groß gezogen haben, haben die Verhältnisse mittelbar Festigkeit gegeben. Finnlands besondere Stellung seit der Lostrennung von Schweden hat es gemacht, daß die bewaffnete Vertheidigung als Ausdruck der Vaterlandsliebe dort alle Bedeutung verloren hat. Die Finnen haben erst als eingetheiltes Heer, dann als Waffenpflichtige ihre Schuldigkeit in Rußlands Kriegen gethan; und die Russen wissen wohl, daß es nicht die geringere Tauglichkeit der militär-

pflichtigen Finnen ist, die eine verlängerte Dienstzeit erfordert! Sie wissen im Gegentheil, daß die sieben finnischen Bataillone unter 359 gemusterten zu den 10 ersten in der Schießgeschicklichkeit gehörten! Und wohin auch die russische Politik die Bataillone der Finnen geführt — nie hat man irgend einen Anlaß zur Klage darüber gefunden, daß ihre Sonderstellung sie weniger pflichttreu oder kampftauglich gemacht hätte. Selbst wenn Rußlands Waffen sich gegen Schweden kehrten, würde es so gehen, wie ein Finne auf die Frage antwortete, wie sein Volk bei einer solchen Möglichkeit zu handeln gedächte: „Wir würden weinen und — kämpfen!“

Aber andererseits giebt es ja keine politische Kombination, die die Finnen veranlassen könnte, sich für irgend einen Krieg zu begeistern, in den das russische Reich verwickelt werden kann, nachdem es seine Interessensphäre so erweitert hat, daß sie sich — bis auf Weiteres — zwischen dem Stillen Ocean und dem Mittelmeer, dem nordischen Eismeer und dem Indischen Ocean erstreckt; keine Kombination, die den Finnen beweisen kann, daß sie jetzt irgend einer anderen Nothwendigkeit als der geopfert werden: mit finnischen Millionen und finnischen Männern Mittel zu schaffen, die zu versiegen anfangen, nachdem man in Rußland — durch die Hungersnoth und die Truppensendungen nach Asien — bald nicht mehr Geld und Leute zur Verfolgung der Erweiterungspolitik des „Friedenskaisers“ auspressen kann!

Also nicht zur Anfeuerung der Kampflust wird der Finne seine glorreichen Erinnerungen gebrauchen! Aber er gebraucht sie stets zur Anfeuerung für eine in den Aufgaben des Friedens wirksame Vaterlandsliebe, für eine nach innen wirkende Vaterlandsvertheidigung.

Das schöne — für die Zukunft verheißungsreiche — Schauspiel einer von Kriegsleidenschaft, Militarismus und Nationalhaß befreiten, in ihrem eigenen Feuer geläuterten Vaterlandsliebe bietet Finnland nun der Menschheit dar.

Ich will kaum in diesem Zusammenhang die ökonomische Opferwilligkeit erwähnen, wie großartig sie auch war. Wie z. B. in drei Tagen die Mittel zu den Reisen der Massendeputation gesammelt wurden, zuweilen in anonymen Beträgen von 20—40 000 Mark; oder wie in ein paar Stunden Reisegeld für die Deputierten nach Nizza aufgetrieben wurde, als man glaubte, daß der Zar nach der Riviera zu reisen beabsichtigte; oder bei den Sammlungen zur Volksaufklärung, zur Unterstützung der Presse. Die Selbstbesteuerung des finnischen Volkes für allgemeine Zwecke ist im vergangenen Jahre ungeheuer gewesen. Aber auch unter weniger aufregenden Verhältnissen hat man in dem „armen“ Finnland immer Mittel für die Gesellschaft zu opfern, vielleicht weil man dort dem materiellen Wohlleben weniger huldigt.

Aber was ich bei den Finnen besonders hervorheben möchte, das ist, daß sie in der schwersten aller Qualen, den Qualen, die die Kränkung unserer edelsten Gefühle bereitet, doch hochsinnig genug waren, das Shakespeare'sche Wort zum geplünderten Macduff:

„Macht nicht das Herze weich, verwildert es . . .“

in die neue Mahnung des modernen Menschen an sich selbst umzuwandeln:

„Macht nicht das Herze wild, vergrößert es . . .“

Und eine solche Vergrößerung und Erhebung hat das Herz des finnischen Volkes im Unglücksjahre 1899 durchgemacht.

Dieses Volk hat sich so großgesinnt und selbstbeherrscht gezeigt, daß keine Verzweiflung es zu einer einzigen Handlung der Uebereilung zu treiben vermochte. Man weiß, daß Bobrikoff auf eine solche wartet, um den Belagerungs-

zustand einführen zu können. Schlau und roh, mit genügend gutem Kopfe und genügend schlechtem Herzen, für sein Büttelamt wird er es verstehen, die unbedeutendste Gelegenheit für seine Zwecke zu gebrauchen.

Und doch ist es ihm nicht einmal gelungen, ein paar finnländische Gassenjungen als seine — unfreiwilligen Bundesgenossen zu finden!

* * *

In jener Zukunft, wo die Ereignisse des Tages als Geschichte gelesen werden, wird man mit denselben Gefühlen die Lage des finnischen Volkes im Jahre 1899 und die Auffassung derselben seitens des Monarchen, die sich durch die Versicherung an die 500 Deputierten, „daß er auf sie nicht böse sei" ausdrückte, neben einander stellen, so wie wir jetzt die Versicherung Napoleon's I. beim Rückzug aus Rußland — „Der Kaiser hätte sich niemals besser befunden" — mit dem Zustande des um ihn verbluteten oder erfrorenen Heeres vergleichen! Das eine sowie das andere Kaiserwort deutet jenen Kaiserwahnsinn an, der — für das Individuum oder das System — den Anfang vom Ende bezeichnet.

Der Zar ist von der Anschauung des Morgenlandes erfüllt. Für ihn sind die Finnen nur eine Gruppe unter vielen Unterthanen, eine Gruppe, deren Proteste, den Russen gleichgestellt zu werden, ihm ebenso ungereimt und unverschämt erscheinen, als wenn eine Gruppe Soldaten verlangte, sich durch eine besondere Tracht von den Uniformen der übrigen Regimenter zu unterscheiden. Er findet, daß er solche Einwände weder anhören noch erwägen muß. Als seine älteren Verwandten beim Herbstbesuch in Kopenhagen Finnland das Wort redeten, hörte er höflich zu und antwortete nichts. Wenn Finnlands Name von seiner Umgebung genannt wird, soll er durch eine Handbewegung Schweigen gebieten. Wie er die europäische Deputation, wie die Finnen selbst abgewiesen, daran brauche ich nicht zu erinnern! Aber ist dieses ganze Betragen nicht typisch für die schwache Intelligenz, die nicht von einem Gedankengang beunruhigt werden will, den sie selbst nicht aufzuklären vermag, und für den schwachen Charakter, der mit Halsstarrigkeit einen Entschluß verfolgt, den er mit Schwierigkeit gefaßt hat? Der Despot, der sich der Kraft seines Hirns und seiner Hand bewußt ist, kann ebenso rücksichtslos handeln wie Nikolaus II. — das zeigte Nikolaus I. — aber er handelt nicht in Blindheit, er fürchtet nicht aufgeklärt zu werden: Im Gegentheil, er will aufgeklärt werden, um sich dann selbst für seine Handlungsweise zu entscheiden. Bei Alexander III. soll zuweilen die Furcht aufgetaucht sein, daß man ihn betrüge. Sein Sohn fürchtet nur, unschlüssig zu werden, und wenn er die Hände vor das Gesicht hält, um nicht zu sehen, bedeutet das wahrscheinlich, daß er es nicht wagt, seinen Opfern in die Augen zu blicken!

Von Personen, die in unmittelbarer Berührung mit dem Zar gewesen sind, habe ich gehört, daß er wohlwollend, einfach, arbeitsam wirkt, mit klarer, aber geringer Intelligenz. Als die Russen von Mr. Stead belehrt wurden, daß ihr Kaiser eine der feinsten Intelligenzen sei, fingen sie dadurch nur an — an der Mr. Steads zu zweifeln!

Von den Eltern des Zaren hatte keines der Theile viel Intellekt zu hinterlassen, und die Lebenslage eines russischen Selbstherrschers ist nicht geeignet, das kleine Pfund, das er besitzen mag, zu entwickeln. Außer der Schwäche des Gedankens, die sich in der systematischen Absperrung, aus Furcht, etwas zu erfahren, zeigt, findet sich natürlich bei ihm der ererbte Glaube des Selbstherrschers, daß es keiner Aufklärungen bedarf, daß keine Mißgriffe begangen

werden können! Wie unfähig zu denken er ist, das zeigt sein von seiner Seite ganz gewiß ehrliches Friedensmanifest, zugleich mit Rußlands Rüstungen und Finnlands Russificierung! In Rußlands Geschichte wird das Jahr 1899 als eine unauslöschliche und großartige „Comedy of Errors“ stehen, deren höchstironischer Moment der ist, wo der Zar eine Verordnung aus dem Jahre 1820 gegen unnöthige Deputationen hervorzieht, als Grund — die 500 finnischen Männer nicht zu empfangen, die gekommen waren, um ihm den Schmerz einer halben Million Unterthanen darzulegen, darüber, daß er seinen eigenen Eid gebrochen hatte, die Gelöbnisse seiner Vorväter und die Gesetze des Landes!! Dieses in einem solchen Augenblick als „schützendes Tuch“ gebrauchte alte Dokument wurde ein X-Strahl, durch den man Einblick in ein kaltes Herz, ein enges Hirn und einen Willen erhielt, stark allein im beharrlichen Festhalten an einer Thorheit.

Was weiß ein solcher blindgeborener — oder von seiner Umgebung geblendeter — Asiat von dem bebenden Harm abendländischer Männer und dem Gesetz gehorsamer Finnen über seine Meineide, was von der brennenden Scham freier Männer, sich vor Ungesetzlichkeiten beugen zu müssen, was von ihrem Haß gegen die brutale Roheit, die schleichende Lüge in der Person seiner Handlanger??! Pobedonozew und Kuropatkin oder Andere haben dem Zar gesagt, daß Gleichförmigkeit zwischen allen Theilen des Reiches eine nothwendige Bedingung für die Einheit des Reiches ist. Das Wort Nothwendigkeit ist die glänzende Kugel, mit der man das Hirn des Zars hypnotisiert hat, und seither antwortet er auf Alles, was man ihm zu Finnlands Unglück suggeriert, sein: Es werde so, während er die Unberührtheit des Hypnotisierten gegenüber jedem anderen Einfluß bewahrt!

Keine solchen Einflüsse dürften ihn auch jetzt erreichen, seit er den Russen Plehwe zum finnischen Staatssekretär gemacht hat. Und was das für Finnland bedeutet, kann man verstehen, wenn man weiß, daß er der Einzige ist, der in finnischen Angelegenheiten mit dem Zaren sprechen darf. Wie wird da nicht Alles umredigiert, wenn nicht ganz unterdrückt werden! Bobrikow hat ja schon dem Zaren eingeredet, daß die Deputation von einigen gewissenlosen Führern zusammengebracht worden war, daß die Emigration auf der Armuth der Finnen beruht. Die Petition, die Finnlands Stände jetzt bereiten, daß die Verwaltung nicht in Widerstreit mit den Gesetzen des Landes und den Grundsätzen gestellt werde, die in Bezug auf Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit für mitbürgerliche, allgemeinnützliche Thätigkeit geltend waren, wird wahrscheinlich nie vor den Zaren gelangen! Bobrikow hat ja sogar gleich nach der Eröffnung des Landtages heuer gewagt, als ein neues Reskript des Zaren das vom Juli 1899 zu publicieren, mit der scharfen Auslassung des Zaren über Finnlands Rechtstellung, — die er in verfälschten Publikationen kennen gelernt!

Denn auf der Schaubühne des russischen Systems herrscht noch immer die Gewohnheit der Kulissenanordnungen derselben Art, wie die Potemkin's für Katharina II. Aber von seinen eigenen — und seinen größten Söhnen — bekommt Rußland die Wahrheit über sein „System“ zu hören! Im Vorjahre hat Europa zwei dieser russischen Schriften über Rußland erhalten, Tolstoi's Auferstehung und Krapotkin's Selbstbiographie, von der Brandes in seiner Einleitung sagt, daß Krapotkin darin die Psychologie des officiellen und des mißhandelten, des arbeitenden und des erstarrten Rußland giebt, zugleich mit Schilderungen seiner eigenen Schicksale, die sowohl die Idylle als die Tragödie und den Roman einschließen. Brandes stellt Krapotkin und Tolstoi als die beiden großen Russen zusammen, die in dieser Stunde für ihr Volk

denken, und deren Gedanken der ganzen Menschheit zu Gute kommen. Beide sind, sagt er, von derselben Menschenliebe erfüllt; Beide verabscheuen die Gleichgültigkeit, Rohheit, Gedankenlosigkeit und Grausamkeit der höchsten Klassen; Beide fühlen sich zu dem vernachlässigten, mißhandelten Volke hingezogen; Beide sind Idealisten, Beide reformatorische Geister . . . ."

Und aus Beider Bücher erhält man mittelbar wie unmittelbar denselben Eindruck: daß der Begriff Gesetz ganz anderen Sinn, andere Wirkung, anderen Werth für eine russische Vorstellung hat — selbst die der besten Russen — als für die eines Abendländers, z. B. eines Finnen.

In welchem Grade die Finnen selbst dem Scheine ausweichen, die Gesetze umgehen zu wollen, die die Regierenden täglich kränken, das zeigt die kürzlich erfolgte Ablehnung des Senats der von den Zeitungsredakteuren verlangten Bestätigung ihrer Censur-Versicherungs-Gesellschaft; die Weigerung wurde wie bekannt damit motiviert, daß die Gesellschaft theilweise darauf hinzielte, den Folgen der — auf Grund der Preßverordnung des Landes — gegen die Zeitungsherausgeber ergriffenen Maßregeln entgegenzuarbeiten! Und diese Brutus-gleiche Sinnesstärke hat der Senat bewiesen, trotzdem die Preßverordnung Finnlands, dank der landesväterlichen Fürsorge des Generalgouverneurs, Zusätze erhalten hat, die Bußen für Buchdrucker festsetzen, die eine Schrift mit dem Zwecke drucken, ein Verbot gegen die Herausgabe einer periodischen Schrift zu umgehen; die außer dem Recht, das der Generalgouverneur schon besaß, temporär oder für immer Zeitungen einzuziehen, ihm noch das geben, die Absetzung des Redakteurs zu fordern, widrigenfalls die Zeitung eingezogen wird, und die schließlich ein konsultatives Preßkomitee eingeführt hat, dessen Mitglieder der Generalgouverneur einsetzt. Dieses hat gerade jetzt vom Generalgouverneur die Bestätigung des Urtheils bekommen, das — wegen Abdrucks am 15. Februar eines Artikels aus derselben Zeit im Vorjahre — unter anderem Päivälehti getroffen hat, das will sagen Einziehung für immer, oder Wechsel des Redakteurs; nnd da E. Erkko einer der hervorragendsten Männer der finnischen Presse sein soll, kann man die Unerträglichkeit der Situation begreifen! Schließlich hat das Censurkomitee vorgeschlagen, daß sowohl Ausschußgutachten als einzelne Aussprüche in den Landständen, censuriert werden sollen, bevor sie veröffentlicht werden dürfen!

Außerdem hat wie bekannt Bobrikow — da von gewissen Orten Petitionen, eingezogene Zeitungen wieder freizugeben, einliefen — solche Petitionen verboten und erklärt, daß wenn er fortdauernd solche Zeitungen mit schädlicher Richtung ungestraft ließe, dies eine von seiner Seite verbrecherische Nachgiebigkeit, ja Unterlassungssünde zum Schaden des Landes wäre! Er hat ferner dem Senate vorgeschlagen zu erwägen, in jedem Kreise eine Kreiszeitung zu gründen, unter der Aufsicht des betreffenden Gouverneurs. Solche Regierungsorgane, die keine Artikel politischer Natur enthalten dürften, würden alle für die Administration und die locale Bevölkernng nothwendige Nachrichten bringen, wodurch vermieden würde, daß die Bevölkerung ohne Zeitungen bliebe! Und schließlich hat dieser „Freund der Presse" den Preßcommissären befohlen:

Den Druck von Zeitungen nicht früher zu gestatten, bis alle leeren Räume, die durch Ausschluß tadelnswerter Artikel oder Vorschläge entstehen, mit einem anderen gewöhnlichen gedruckten Text ausgefüllt worden sind; nicht solche Artikel zum Drucke zuzulassen, die Angriffe gegen die Censur im Allgemeinen oder gegen einzelne Preßcommissäre und ihre Thätigkeit enthalten; ferner den Druck von Mittheilungen zu verbieten, wie daß in Folge von Censurhindernissen die Zeitung nicht rechtzeitig an ihre Abonnenten versandt werden konnte; ferner den Druck statistischer Angaben über Confiscationen zu verbieten.

Nachdem der Generalgouverneur den früheren Chef des Preßbureaus, — Cajander — als zu wenig fügsam verabschiedet hatte, hat er an seiner Statt ein geschmeidigeres Werkzeug in dem Grafen Cronhjelm gefunden. Diesem ist es wie bekannt gelungen zu entdecken, daß die „Reichseinheit“ verlangt, daß die in Rußland censurierte Ausgabe von Tolstois Auferstehung auch die einzige in Finnland geltende wird — das heißt die Ausgabe, wo man große Theile der Schilderungen des Gefangenentransportes nach Sibirien gestrichen hat!

Diese Entdeckung charakterisiert den Chef des Preßbureaus als das, wofür man ihn in Finnland schon kannte, als eines jener Wesen, die man am Tiefsten verachtet, dem Reptilgeschlecht angehörig.

Die Presse lebt in Finnland augenblicklich ein Halbleben. Es giebt keine größere Zeitung, die nicht im Vorjahre zeitweilig eingezogen oder mit Einziehung bedroht war; keine, die nicht jede Woche einen Artikel, ein Gedicht, eine Notiz, eine Zeile ausschließen muß, ehe das Preßhinderniß behoben ist. Es ist so weit gegangen, daß Zeitungen eingezogen wurden, weil sie mittheilten, daß in einer Kirche ein — Gebet für das Vaterland gelesen werden solle.

Der Zar hat bekanntlich die Petition des Bauernstandes in der Sprachenfrage abgeschlagen, aber versprochen, selbst den Ständen Anweisung zur Verwendung der drei einheimischen Sprachen in den Gerichten und Aemtern zu geben. Wie Bobrikoff finnische Mittel dazu bestimmen ließ, eine russische Regierungszeitung zu unterhalten, wie die griechisch-katholischen Kirchen anwachsen, ohne daß bei den griechisch-katholischen Bekennern das gleiche der Fall ist, wie in Zukunft nur jene Finnen als Senatoren, Gouverneure 2c. angestellt werden, die fließend russisch sprechen — das will in der Regel sagen, Finnen, von denen man annimmt, daß sie während eines langen Aufenthaltes in Rußland Schmiegsamkeit unter den Willen des Selbstherrschers gelernt haben — an all dies schon Bekannte erinnere ich in diesem Zusammenhange, um zu zeigen, wie planmäßig die Russificierung ist; wie selbst das Wehrpflichtgesetz — das den jungen Finnen fünfjährige Dienstzeit in Rußland bringt, unter von Russen erlassenen Kriegsgesetzen, und mit russischen Officieren im finnischen Heer — dabei gewiß das hauptsächliche, aber durchaus nicht das einzige Mittel ist! Wenn man dazu die Drohungen des Zaren nimmt, den Landtag aufzuheben, wenn dieser es wagt, sich gegen irgend eine seiner Maßregeln in Reichsangelegenheiten zu äußern; seine Aussprüche über das Bedauerliche darin, daß die Finnen sich nicht von dem allgemeinen Nutzen dieser seiner Maßregeln überzeugt zeigen, die existierende Situation nicht verstehen — die nämlich, daß Finnland ein untrennbarer Theil von Rußland ist, und daß es dem Zaren also durch die Reichsgesetze zusteht, das Verhältnis des Großfürstenthums zum russischen Reich zu bestimmen — ferner daß er von der Ergebenheit des finnischen Volkes den Beweis erwartet, daß sie ihm in Wort und That seine Anordnungen zum Besten des Reichs erleichtern; wenn den Censoren eingeprägt wird, daß kein Artikel gedruckt werden darf, in dem die Ungesetzlichkeit der Landtagsbeschlüsse bezüglich des Wehrpflichtmanifestes in Abrede gestellt werden — dann sieht man das morgenländische System in voller Blüthe!

Durch Ukase herrschen, Proteste mit Machtsprüchen zum Schweigen bringen, sein Wort unter Ausflüchten brechen, den Schrei des Rechtsgefühls mit dem Knebel ersticken — all dies glaubt noch im Jahre 1900 ein russischer Alleinherrscher bei einem Volke zu vermögen, wo jeder Knabe, der groß genug ist, um sprechen zu können, den richtigen Namen für ein solches Vorgehen weiß!

Das Schauspiel dieses kleinen Zaren vor diesem großgesinnten Volke wäre komisch, wenn nicht Bobrikoffs, des Scharfrichters Nähe die Situation tragisch machte.

Dessen Sorgfalt erstreckt sich bis auf die Ferialtage der Schulen — er hat ja kürzlich Rechenschaft gefordert, warum am Runebergtage frei gegeben wurde! — und auf die Schulkinder, indem er deren Eltern die Erlaubnis verweigerte, ihre Söhne in ein anderes Land übersiedeln zu lassen, ebenso wie er durch Paßzwang die Reisen und die Auswanderung der Finnen zu hindern suchen will. Gelingt es ihm dann einen Postchef zu finden, der auf seinem Gebiet ebenso interessante Entdeckungen über die Forderungen der Reichseinheit macht wie der Preßchef, — zum Beispiel, daß diese „Einheit“ den Gebrauch derselben Brieföffnungsinstrumente verlangt, wie man sie in Rußland verwendet, ein Einheitsgedanke, den der jetzige Chef, Lagerborg nicht verstand, als er dargelegt wurde; gelingt es ihm, immer mehr Stellen mit beweisbaren Spionen wie Spåre zu besetzen, und dazu deren physisches Wohlbefinden in Helsingfors durch seine verfügte Umredigierung der Ordnungsvorschriften für seine Hotels zu schützen, so daß ihnen nicht wie Spåre Wohnung und Essen verweigert wird — nun ja, so gelingt es ihm doch nicht, in Finnland russische Moral einzuführen!!

In dem Weihnachtskalender „Svea“ steht eine ebenso wortkarge als beredte Skizze von einem berühmten dort anonymen Verfasser. Sie heißt „Eine Audienz“ und schildert, wie der Generalgouverneur einen finnischen Polizeimeister bearbeitet, um „spontane“ Hochrufe beim Besuch des Großfürsten Wladimir zusammenzubringen — dieselben blieben bekanntlich aus! Im Laufe des Gesprächs fallen folgende Repliken:

Seine Excellenz: „Wie groß sind Ihre Einkünfte?“

Der Polizeimeister: „Ich habe meinen Lohn, 5000 Mark . . .“

Seine Excellenz: „Ich meine nicht Ihren Lohn, ich meine, wie groß sind Ihre Einkünfte?“

Der Polizeimeister: „Ich habe keine anderen Einkünfte als meinen Lohn . . .“ Seine Excellenz bricht in Verwunderung aus und fragt, ob er nicht genötigt war, Schulden zu machen?

Der Polizeimeister: „Ich war nicht gezwungen, Schulden zu machen . .“

Als Seine Excellenz fortfährt und Extrabelohnungen vorschlägt, faßt der Polizeimeister nicht, wie er solche verdienen könnte; und als der Polizeimeister endlich geht, grübelt seine Excellenz über diese verblüffende Unzugänglichkeit nach, bis ihm schließlich ein Licht aufgeht: der Mann hat seinen Unterhalt aus dem geheimen Agitationsfond!!!

Russische und finnische Amtsmoral sind hier auf zwei Seiten mit mörderischer Klarheit veranschaulicht. Der finnische Knabe hat beim Verräthernamen erschauern gelernt — er hat ja „Sveaborg“ und die „Brüder“ neben seinen zehn Geboten gelesen — und die Verachtung, die einen Finnen mit russischer Moral trifft, ist unaussprechlich.

Nur aus ganz verunglückten Existenzen unter den Finnen selbst kann Bobrikoff sich Werkzeuge schmieden. Es ist erstaunlich, mit welchem instinktivem Solidaritätsgefühl und Takt die Finnen bei jedem Anlaß handeln. So gab es kein irgendwie verbrieftes Uebereinkommen zwischen den Hotelwirten, Spåre die Thüre zu verschließen — aber Alle thaten es doch, außer Einem, dessen Portier ihn nicht kannte. Am Tage darauf wurde Spåre vom Wirte gekündigt, und seine Bezahlung den Armen gegeben! In gleicher Weise weigerte sich im Sommer ein junger finnischer Arzt, der die Frau des Generalgouverneurs behandelt hatte, ihr Honorar anzunehmen! Im Frühjahr, als man bei der Osterfeier der Russen befürchtete, daß die nächtlichen Ceremonien, wie es zuweilen geschehen war, Anlaß zu Schimpfworten von Seite der niedrigeren Bevölkerung geben könnte, und Bobrikoff so einen willkommenen Anlaß finden würde, von

Verfolgungen gegen Russen zu sprechen, zogen Männer und Frauen der höheren Gesellschaftsklassen — ohne irgend eine Verabredung, aber Alle von derselben Unruhe getrieben — aus, um während der Nacht solche mögliche Friedensstörer von der russischen Kirche zu entfernen! Ein anderer bezeichnender Zug für die finnische Findigkeit war, als man die russischen Agenten aus den Dörfern dadurch fortscheuchte, daß man Preise für ihre Ertappung aussetzte — Preise, die aus dem Fonds für Ausrottung von Schadenthieren ausgetheilt werden sollten!!

Weil man Bobrikoff eingeredet hatte, daß die Initialen W. S. B. (Wiborgs Sanges-Brüder) Weh dem Schweine Bobrikoff bedeuten sollten, hat er von allen Vereinen des Landes — auch von denen für Viehzucht — Angaben über Zeit und Zweck ihrer Gründung gefordert, aber noch hat er sich nicht veranlaßt gefunden, einen der schon bestehenden aufzulösen. Den Gesang beargwöhnt er doch überall, und man erwartet — gerade weil er es dementiert hat — die Bestätigung des Verbotes für die finnische Militärmusik, bei nationalen Festen finnische Volkslieder vorzutragen. Aus Anlaß der Serenade für Senator Mechlin hat er Serenaden als eine Störung der allgemeinen Ordnung erklärt! Und wenn ein Finne gegen diese kleinen oder großen Willkürlichkeiten mit dem Hinweise auf Finnlands Rechtseide und Gesetze protestiert, dann ist es geschehen, daß der Satrape mit einem Faustschlag auf den Tisch erwiedert hat: Was kümmere ich mich um Euere Gesetze!

Gegen diese russische Auffassungsweise kann man wieder die finnische in Gouverneur Gripenbergs Gestalt stellen. Als dieser sich wie bekannt nicht zur ungesetzlichen Vertreibung eines Schullehrers hergeben wollte, wurde ihm von Bobrikoff befohlen, selbst seinen Abschied zu nehmen. Aber, was wenig bekannt ist: er wußte, daß, wenn er gehorchte, er gewiß Pension erhalten würde, was für ihn bedeutungsvoll war, denn er besitzt kein Vermögen und hat eine Familie zu versorgen. Gripenberg antwortete jedoch, daß er seinen Abschied nicht verlange, denn er wollte seiner Verabschiedung nicht einmal den Schein der Berechtigung lassen, als ob diese auf Grund eines Dienstfehlers erfolgte, wo sie doch im Gegentheil durch seine Achtung für das Gesetz verursacht wurde! Und so wurde er verabschiedet, — ohne Aussicht auf Pension nach 40 Dienstjahren, und der Senat bekam noch von Bobrikoff zu hören, daß er Gripenbergs Versäumnisse mit unverantwortlicher Schlappheit behandelt hatte. Daß Gripenberg später faktisch Pension erhalten hat — man sagt infolge Plehwes Einschreiten — verringert den Werth seiner Handlung nicht. Sie ist ein mitbürgerliches Opfer jener Art, wie es Einem in der Kindheit das Herz weit machte, wenn man von den großen Charakteren der Antike las! Und wenn deren Tugend sich irgendwo wieder findet, so ist es in dem Finnland unserer Tage.

Mit solchen Beispielen vor den Augen können die Finnen Alles von dem russischen System fürchten, aber mit solchen Vorbildern stärken sie ihren Sinn, dem zu begegnen, was sie unter dem Zeichen der „Reichseinheit“ zu erwarten haben!

Daß es kein beschränkter Nationalismus ist, der die finnische Auffassung des Zusammenschlußgedankens bestimmt, dafür hat man kürzlich zwei sprechende Beweise gehabt, theils Ex-Senators Mechelins ernste Worte in der „Finnischen Zeitschrift“ „Zu Beginn des Jahres 1900“ wo er zeigt, daß Rußlands Sicherheit gerade dadurch gefördert wurde, daß seine Herrscher die politische Existenz des finnischen Volkes gesichert hatten, so daß Ordnung, Ruhe und Gesetzesgehorsam in dem finnischen Theile des sonst so oft beunruhigten russischen Reiches herrschte; wie also eine Rückkehr zu der Politik früherer Monarchen

nicht nur in Finnlands, sondern auch in Rußlands Interesse wäre, und wie bei vorurtheilsloser gemeinsamer Berathung zwischen russischen und finnischen Staatsmännern, die normalen und zufriedenstellenden Beziehungen zwischen den Reichen wieder hergestellt werden könnten und Finnland mit festeren Banden, von den besten Gefühlen des Volkes gewoben, mit dem Kaiserreich vereint sein würde.

Der andere Beweis war die Rede, die bei der Eröffnung des Landtages von dem Wortführer des Bürgerstandes, Bankdirektor Felix Heikel, gehalten wurde und in der er darlegte, wie eine Annäherung an Rußland von Finnlands Seite allmählich stattgefunden, und — unter Bewahrung von Finnlands alter Rechtsstellung — immer mehr stattgefunden haben würde. Und dies ist ein Faktum. Je mehr Bewegungsfreiheit Rußlands Monarchen Finnland gelassen haben, desto freundlicher ist Finnlands Stimmung gewesen; je mehr Rußland sich Finnland aufdrängt, desto mehr entfernt es sich. Auf diesem wie auf allen anderen menschlichen Gebieten sind es nicht Zwangsmittel, sondern die freiwillige Liebe, die sich nicht blos als das feinste, sondern auch als das stärkste aller zusammenhaltenden Bande zeigt.

Aber nicht dieses langsame natürliche Zusammenwachsen, bei gegenseitigem Verständnis, gegenseitigem Vertrauen und gemeinsamen Interessen wünscht man in Rußland von Finnland. So würde man ja im Gegentheil riskieren., daß das, was ein kleiner russischer Prinz im Vorjahre „den Krebsschaden des Constitutionalismus“ nannte, sich Rußland mittheilen könnte! Darum zielt das neue System auch nicht auf ein Zusammenwachsen nach organischen Gesetzen ab, sondern auf die Homogenität der Zusammenknetung, auf die Einheit, die entsteht, wenn alles unter dieselben breiten und platten Füße getreten wird, ohne alle Rücksicht auf das, was man die „provinzpatriotische Isolierungslust“ der Finnen nennt.

Die morgenländische Anschauung nimmt ebenso wenig Rücksicht auf nationale wie auf einzelne Individualitäten. Gleichförmigkeit für die Völker wie für die Seelen ist für das System, das nur Unterwerfung, keine Selbstthätigkeit will, der ideale Zustand. Das Recht der Persönlichkeit, die Heiligkeit der Gesetze, die Freiheit des Wortes, die Unverletzlichkeit der Ehre, all das ist für diese Anschauung Spielzeug, wie die rothen Ballons der Kinder, die sie an Frühlingstagen in der Luft segeln lassen, bis sie die Schnur verlieren, die sie festhält.

Die Finnen fangen nun an, dies zu verstehen. Obgleich sie fortfahren, in Reden, in Petitionen, in Zeitungsartikeln — die die Censur unterdrückt — von ihren Gesetzen zu sprechen, glauben sie wohl kaum mehr, daß dies etwas nützt! Ein Ukas wird es vielleicht sein, der ihnen das Wehrpflichtgesetz aufzwingt; sie können erwarten, daß andere Ukase Schule und Universität unter russische Obrigkeit bringen, die russische Sprache und die griechisch-katholische Kirche einführen, den Bau und die Administration der Eisenbahnen unter russischen Befehl stellen — der Anfang ist schon dadurch gemacht, daß die Anlage der neuen finnischen Bahnen von dem Gutachten russischer Autoritäten und der Forderung abhängig gemacht wurde, daß der russische Kriegsminister Sitz und Stimme in der finnischen Eisenbahnleitung erhalte 2c. Sie erwarten, daß die Marken russisch gemacht werden*) und — nachdem die Russen nun ausgedehnte Gewerbefreiheit in Finnland erhalten haben — dürfte man auch bald finden, daß die „Reichseinheit“ die Münzeinheit verlangt! Sie wissen, daß Steuern ohne Anhörung der Stände auferlegt werden können; daß man die Gepflogenheiten der russischen Aemter einführen kann; daß das Koncessions-

*) Ist schon geschehen.

princip — die Erlaubniß der betreffenden Obrigkeit in jedem besondern Fall — die Versammlungs- und Vereinsfreiheit lähmen wird; daß sie von Gefängnißstrafen und Deportationen auf administrativem Wege getroffen werden können — mit einem Worte: daß Alles, was in Rußland geschieht, was in Polen, in den Ostseeprovinzen geschehen ist, auch in Finnland geschehen kann. Und doch!

Doch leben die Finnen von der Ueberzeugung, daß die gesetzmäßige Rechtsordnung, der individuell wirkende Freiheitssinn eine höhere Lebenskraft besitzen wird als das russische System. Und während die Finnen mit ihrem ganzen Pathos den freier Menschen unwürdigen Zustand bekämpfen, in den man sie versenken will — ohne daß sie durch eine einzige Handlung ihre Freiheit mißbraucht haben — ist es doch nicht ihre Kraft allein, worauf sie bauen. Das russische System — der Willkür und der Rechtlosigkeit — hat sich nur tauglich gezeigt, niedriger stehende, halbwilde Völkerschaften mit dem russischen Reiche zu verbinden. Aber für höher Stehende gilt das, was Rousseau schon an die Polen schrieb: Es kann geschehen, daß die Russen Euch verschlucken, aber gebt nur Acht, daß sie Euch nicht verdauen! Noch ist das in Polen nicht geschehen. Leroy-Beaulieu, der kräftige Wortführer auch für Finnlands Recht, hat kürzlich in einer polnischen Zeitschrift dargelegt, daß die Volksindividualitäten die höchsten Persönlichkeiten in der Geschichte sind; daß die Tödtung einer Nation nicht nur ebenso verbrecherisch ist, wie ein Individuum zu tödten, sondern auch noch eine Gewaltthat gegen die ganze Menschheit, die die Volkspersönlichkeit ebenso braucht wie das große Individuum in jedem Volke. Aber er führt gleichzeitig aus, daß wenn das Leben des Individuums gebrechlich ist, das des Volkes umso zäher ist: daß thatsächlich nichts so schwer ist, als eine Nation zu tödten. Polen lebt so noch immer; ja trotz Allem ist sein geistiges Leben nie stärker gewesen, als seit das Land zerstückelt wurde: in keinem Jahrhundert hat Polen mehr Dichter, Gelehrte und Künstler gehabt, als im 19. Jahrhundert.

Und mit wie viel mehr günstigen Faktoren hat nicht Finnland zu rechnen, wenn es die Möglichkeit einer ähnlichen Ausdauer unter ähnlichen Verhältnissen gilt! Während die Tugenden des polnischen Nationalcharakters für den Bestand des Volkes beinahe ebenso gefährlich waren wie seine Fehler, kann man sagen, daß die Fehler des finnischen Volkes in diesem Falle ebenso nützlich sind wie seine Tugenden!

Es giebt eine ganze Seite des zähen Kampfes und wunderbaren Erwachsens des finnischen Volkes, die ich gar nicht berühren konnte, nämlich die ungeheuere Entwickelung des Landes im vergangenen halben Jahrhundert, auch auf allen materiellen Gebieten, und die Tragkraft, die dies der Nation verleiht. Von all dem kann man jedoch theils durch das schöne Prachtwerk „Finnland im 19. Jahrhundert" einen Eindruck erhalten, theils durch die letzte finnische Großthat, den schon früher erwähnten „Atlas über Finnland".

Ich habe nur Augenblicksbilder der geistigen Kulturarbeit geben können, deren langsam durchdringender Einfluß sich rings zu den entlegensten Dörfern erstreckt und dort die Kleinen und Unbekannten erreicht, die unter einem unablässigen Kampf mit den harten Bedingungen der Natur und der Armuth dem Lichte zustreben.

Topelius hat durch das treffliche „Buch unseres Landes" ebenso wie durch alle seine innig finnischen — und gleichzeitig allgemeinmenschlichen — Lieder und Sagen für Kinder bei den Kleinen, den Jahren sowie der Entwickelung nach, die Vaterlandsliebe schon zum Instinkt gemacht, noch bevor sie als Gefühl oder Gedanke bewußt sein kann. Und Topelius' Lieder und Sagen

pflügen und säen in der weichesten Erde, während der Einfluß Runebergs und „Kalevala's“ dann im selben Geiste fortfährt: in der Liebe zu Finnlands Natur, zu den Großthaten des Volkes, zu den Siegen der friedlicheu Arbeit.

Juhani Aho hat in seiner Weise den großen volkserzieherischen Beruf Topelius' übernommen. Aho kann auch im einfachsten Volkston schreiben und das macht, daß er es jetzt weiter als irgend ein Anderer in dem Bestreben bringt, das heilige Feuer bis in die fernsten Oedemarken lebendig zu erhalten; das Feuer, das auf den Altären brennt, auf denen man betet, auf den Herden in den vielen Heimen, für deren Schätze man streitet!

Aho hat in seiner letzten Sammlung „Wachholder“ eine kleine Sage, deren Titel zugleich das bezeichnende Motto des ganzen Buches ist:

„Löschest du, —
So zünde ich.“

In der Sage löscht der böse Troll des Dunkels das weiße Licht der Lampen, bei deren Schein die Menschen des neuen Morgens geharrt haben. Aber der Genius des Lichtes entzündet die Kerzen auf dem Tisch. Auch diese werden gelöscht, aber wieder kommt der Genius des Lichtes und entzündet Fackeln. Auch die bläst der Troll aus. Endlich entzündet der Genius des Lichtes die Flamme auf jedem Herd und die vermochte der Troll nicht zu löschen! Wie er so bläst, ist die Nacht vorüber und die Sonne aufgegangen — und da bedurfte es keines Lichts mehr, und der böse Troll des Dunkels hatte seine Arbeit vergebens gethan. Denn bei Tage sind die Trolle ohnmächtig — und Nachts wacht der gute Genius des Lichtes über mein Vaterland.

* * *

Als ich heuer im Sommer in unserem schwedischen Finnendorf die Abkömmlinge der unter Karl IX. eingewanderten Finnen sah, die ihre schornsteinlosen Hütten noch mit Fackeln beleuchteten, in ihren Holzschuhen umherwanderten und in ihren Badehäusern badeten, da erinnerte ich mich lebhaft der Antwort, die ein Finne einem Russen gab:

„In 600 Jahren ist es dem Schweden nicht geglückt, uns zu Schweden zu machen! Und der Russe könnte doppelt so lange damit fortfahren, ohne daß es ihm gelingen würde!“

Aus dieser Zähigkeit schöpfen die Finnen ihren Muth.

Die Zähigkeit hat natürlich auch ihre Schattenseiten. Sie kann sich als fanatische Rechtshärte äußern, als dogmatische Einseitigkeit, als hartnäckiger Konservatismus, als Unversöhnlichkeit, als Unverträglichkeit. Aber was bedeutet all dies gegen die gewaltige Urkraft, die immer veredelt werden kann, wenn sie nur vor Allem d a ist!

Die finnische Zähigkeit äußert sich bei der Mehrzahl des Volkes als ein festes Vertrauen auf Gottes Vorsehung, die Form, in die der Glaube an die eigene Kraft für unentwickeltes Denken sich noch einkleidet. Bei dieser Mehrzahl ist die Gewißheit des Bauers Paavos lebendig, daß „der Herr bloß prüft und nicht „verwirft“, und dies giebt die Stärke,“ doppelt soviele Deiche zu graben, um — neuen Nachtfrösten zu begegnen!

Aber auch die, die das Vertrauen auf die eigene Kraft nicht so einkleiden, sind von einer ebenso religiösen Begeisterung erfüllt, obgleich diese ihr Gefühl nicht Glaube, sondern Gewißheit nennen. Sie wissen, daß Finnland einmal ums andere als Oedeland dagelegen und wieder aufgebaut worden ist. Sie wissen, daß sie durch 55 Jahre keine Landtage gehabt haben, und daß doch,

sowie sie sie wiederbekamen, die Nation bereit und würdig dastand, dieses ihr Recht zu gebrauchen, um eine ungeheuere materielle und geistige Entwickelung zu fördern. Sie fühlen so, daß ihre nationale Eigenart stark genug ist, um sie auch unter dem Eise athmen zu lassen, hoch organisirt genug, um nicht zu einer niedrigeren Organisationsform herabzusinken! Gerade Diejenigen, die zu klarsehend sind, um nicht mit Bismarck zu wissen, daß „Gott immer auf der Seite ist, wo die beste Artillerie ist," sehen auch ein, wie wahrscheinlich es ist, daß das russische System bis auf Weiteres auch in Finnland siegen wird, siegen vielleicht auf Generationen. Aber gerade diese sehen auch, wie dieses System mit jedem Jahr Boden verliert, auch in Rußland selbst, und wie die Ideen, die Finnland jetzt gegen Rußland repräsentirt, auch dort schließlich siegen werden!

Der historische Weltverlauf, — der ja zuweilen grobe Ansätze zu einer Weltgerechtigkeit zeigt — weist unverkennbar auf das Zerfallen der Weltgewalten hin, und auf eine neue Differenzirung in getrennte und selbstregierte Volksindividualitäten, aber vereint — zusammenwachsend — durch freiwilligen Zusammenschluß für gemeinsame Interessen. Von dieser oder anderen Zukunftsmöglichkeiten hat man in Finnlands Schicksal eine Morgenröthe zu erwarten.

Die Finnen selbst erhoffen augenblicklich keine Aenderung im System. Sie erwarten nichts von Europa als seine moralische Stütze. Sie erwarten nichts anderes von Schweden als die Sympathie, die als Eisbrecher wirken kann, wenn die Kälte vom Osten die finnischen Gewässer bindet.

* * *

Um nach Maßgabe meiner Kräfte das auszudrücken, was wir Schweden in dieser Beziehung thun möchten, reiste ich im Herbst nach Finnland. Schon lange gebeten zu kommen, hatte ich im Frühling 1899 fahren wollen. Aber nach den damals vorgefallenen Ereignissen schien es mir, als hätte die bloße Voraussetzung, daß es dort Interesse für etwas Anderes geben könnte, als die eigenen Angelegenheiten der Finnen, einen Mangel an Verständnis für die Tiefe ihres Schmerzes gezeigt. Als man mir hingegen im Herbste schrieb, daß nun in dem Stillstand zwischen den Angriffen ein Eindruck von außen gut thun könnte, da eilte ich nach Finnland mit demselben Gefühl der Nothwendigkeit, wie man zu einem betrübten Freunde eilt, von dem man weiß, daß man betrübter als man gekommen, von ihm gehen wird.

So war es auch in gewisser Weise. Je mehr persönliche Freunde man in einem Volk hat, desto mehr leidet man bei jedem neuen Schlage, der das ganze trifft. Aber im Großen gesehen verließ ich Finnland mit einer neuen und großen Freude. Nicht nur die persönliche, die eine überströmende Freundlichkeit mit sich bringt. Sondern die viel höhere, die Freude der Erbauung, die ein groß getragener Kummer einflößt.

Und wie tief trauert man nicht bei dem Volke, wo die Augen des Greises sich mit den Thränen der Kindheit füllen, aber die des Knaben von dem nächtlichen Grübeln des Alters wach blicken; wo eine junge Mutter nicht nur aus Freude über der Wiege ihres erstgeborenen Sohnes weint, sondern aus Schmerz üoer die Schicksale, denen er entgegen geht; wo junge Gatten sogar übereinkommen, sich das Elternglück zu versagen, weil sie die Verantwortung nicht tragen können, Kinder zu einer so dunklen Zukunft heranwachsen zu lassen! Kann wohl der Ernst in der Unruhe eines Volkes, die Tiefe seines Schmerzes einen beredteren Ausdruck finden als diesen?

Aber dieses Volk erhebt sich doch zu keinem anderen Widerstand als dem

der Selbstentwickelung; erwartet keine andere Hilfe als die seiner geistigen Expansionskraft, um den Druck ertragen zu können. Dem Trug und der Gewalt setzt es nur seinen strahlenden Patriotismus entgegen, den hochsinnigen Patriotismus der Zukunft, seinen im Feuer weißgeglühten vaterländischen Willen, zu warten und zu wachsen!

Und sie werden es verstehen zu warten, ebenso gewiß als sie das Vermögen zu wachsen zeigen werden! Sie werden ihr hartes Schicksal tragen und es allmählig umwandeln!

Tief ist das Symbol des finnischen Nationalgedichtes, wo der Held öfter durch den Sang als durch das Schwert siegt, wo die Saiten stets wenn sie von der Sorge gespannt waren, am Schönsten klangen, wo der Besitzer der Ursprungsworte schließlich die Macht über die Dinge bekommt!

Weil Finnlands Volk als lebendige Wirklichkeit diese Ursprungsworte für die zukünftige Menschheit in sich trägt, ist sein endlicher Sieg sicher.

Denn von Finnland gelten in hundertfältigem Grade die schönen Worte, die Georg Brandes von Polen gesagt, und die ich hier zum Schlusse anführen will, nur mit verändertem Namen:

„Finnland ist so wie die Verhältnisse sich historisch entwickelt haben, eins mit dem Menschenrecht auf bürgerliche und geistige Freiheit geworden, und mit dem Rechte der Völker auf Selbstständigkeit. Finnland ist eins mit unserer Hoffnung — oder unserer Illusion — von dem Fortschreiten unseres Zeitalters in Kultur. Seine Zuknnft fällt mit der Zukunft der Civilisation zusammen. Sein schließlicher Untergang würde gleichdeutig sein mit dem Siege der modernen militaristischen Barbarei in Europa.“

Frau Bertha Garlan.

Von Arthur Schnitzler.

(1. Fortsetzung.)

Als Bertha am späten Abend in ihr Zimmer trat, kam ihr der Einfall, noch jetzt allein auf den Boden hinaufzugehen und die Tasche herunterzuholen, beinahe abenteuerlich vor. Sie fürchtete, daß man im Hause ihre nächtliche Wanderung bemerken und sie für verrückt halten möchte. Sie konnte es ja morgen ohne Aufsehen, in größter Bequemlichkeit thun, und so schlief sie mit der Empfindung eines Kindes ein, dem für den folgenden Tag ein Ausflug aufs Land versprochen ist.

Am nächsten Vormittag hatte sie mancherlei zu thun; häusliche Beschäftigungen und die Klavierlektionen nahmen den Vormittag in Anspruch. Ihrer Schwägerin mußte sie von ihrer Wiener Reise berichten. Sie erzählte, daß sie mit ihrer Cousine nachmittags spazieren gegangen wäre und stellte die Sache so dar, als hätte sie auf Ersuchen der Cousine der Frau Rupius abgeschrieben.

Erst nachmittags ging sie auf den Dachboden und holte die verstaubte Reisetasche herunter, die neben einem Koffer und zwei Kisten lag — Alles zusammen von einem alten, rothgeblümten, zerschlissenen Kaffeetuch überdeckt. Bertha wußte, daß sie sie das letzte Mal aufgeschlossen, um Briefschaften aufzubewahren, die ihre Eltern hinterlassen. Als sie die Tasche in ihrem Zimmer öffnete, erblickte sie auch vor Allem eine Anzahl von Briefen ihrer Brüder und andere mit unbekannten Schriftzügen; dann fand sie ein wohlgesichtetes Päckchen, die spärlichen Briefe ihrer Eltern an sie enthaltend; zwei Haushaltungsbücher ihrer Mutter, ein kleines Heft aus ihrer eigenen Schulzeit, wo sie Stundenpläne und Aufgaben eingezeichnet, dann einige Damenspenden von den Bällen, die sie als junges Mädchen besucht, und endlich, in blaues Seidenpapier gewickelt, das an einigen Stellen eingerissen war, Emils Briefe. Nun wußte sie sich auch auf den Tag zu besinnen, da sie diese das letzte Mal in der Hand gehabt, ohne sie zu lesen; das war, als ihr Vater schon krank gelegen und sie tagelang gar nicht aus dem Haus gekommen war. Sie legte das Päckchen beiseite. Sie wollte zuerst alles Andere sehen, was hier noch aufbewahrt und worauf sie sehr neugierig war. Ganz lose lag eine Anzahl von Briefen auf dem Grund der Tasche, einige im Couvert, andere ohne Hülle; sie blickte wahllos den einen und den anderen an. Es waren Briefe von alten Freundinnen, ein paar von ihrer Cousine, und hier einer von dem Arzte, der sich seinerzeit um sie beworben; er enthielt die Bitte um den ersten Walzer auf dem Medicinerkränzchen. Und hier — was war das? Ja, das war der anonyme Brief, den ihr Einer ins Conservatorium geschickt. Sie nahm ihn zur Hand: „Mein Fräulein! Ich hatte gestern wieder das Glück, Sie auf Ihrem täglichen Weg zu bewundern, ich weiß nicht, ob auch ich das Glück hatte, von Ihnen bemerkt

zu werden.“ Nein, dieses Glück hatte er nicht gehabt. Dann kamen noch drei Seiten, auf denen sie angeschwärmt wurde; kein Wunsch, kein kühnes Wort. Auch hatte sie nie wieder von dem Schreiber etwas gehört. Und hier ein Brief, mit zwei Initialen unterschrieben: M. G. — Das war dieser Unverschämte gewesen, der sie auf der Straße angesprochen und ihr in diesem Brief Anträge gestellt hatte — ja, welche denn nur? Ah, hier war die Stelle, die ihr damals das Blut in den Kopf getrieben: „Seit ich Sie gesehen, seit Sie Ihren strengen und doch so verheißenden Blick auf mich gerichtet hielten, hab' ich nur mehr einen Traum, eine Sehnsucht: diese Augen küssen zu dürfen!“ — Sie hatte natürlich nicht geantwortet; es war die Zeit gewesen, in welcher sie Emil liebte. Ja, sie hatte sogar daran gedacht, ihm diesen Brief zu zeigen, aber die Angst vor seiner Eifersucht hielt sie zurück. Nie hatte Emil von M. G. etwas erfahren. — Und das weiche Band, das ihr jetzt in die Hand gerieth —? Eine Schleife . . . Aber sie wußte nicht, woran sie die erinnern sollte. Und hier wieder ein kleines Tanzalbum, wo die Namen ihrer Tänzer eingetragen waren. Sie versuchte, sich der Personen zu erinnern, aber vergeblich. Und dabei war ja gerade auf diesem Ball Einer gewesen, der ihr so glühende Worte gesagt, wie nie ein Anderer. Es war ihr, als tauchte der plötzlich wie ein Sieger auf unter den vielen Schatten, die sie umschwebten. Ja, das war schon zu der Zeit gewesen, da Emil und sie einander seltener sahen. Wie sonderbar war das . . . oder hatte sie es nur geträumt? Dieser Glühende drückte sie während des Tanzes an sich, — und sie wehrte sich gar nicht, und fühlte seine Lippen auf ihrem Haar, und es war unglaublich schön . . . Ja, und weiter? — Sie hatte ihn nie wieder gesehen. Es war ihr plötzlich, als hätte sie in jener Zeit doch Vieles und Seltsames erlebt, und wie in ein Staunen versank sie, daß alle diese Erinnerungen so lang in der alten Reisetasche und in ihrer Seele geschlafen hatten . . . Doch nein! Manchmal hatte sie an alle diese Dinge gedacht: an Leute, die ihr den Hof gemacht, an den anonymen Brief, an den glühenden Tänzer, an die Spaziergänge mit Emil, — aber als wenn es weiter nichts Besonderes, als wenn es eben die Vergangenheit wäre, die Jugend, die jedem Mädchen beschieden ist und aus der sie in das stille Frauenleben eingeht. Heute aber schien ihr, als wären diese Erinnernngen zugleich uneingelöste Versprechungen, als lägen in jenen fernen Erlebnissen verkümmerte Schicksale, ja als wäre irgend ein Betrug an ihr verübt worden, seit lang, von dem Tage an, da sie geheiratet, bis zum heutigen Tag, und als wäre sie zu spät daraufgekommen, stünde nun da und könnte nichts mehr thun. Doch wie war denn das? . . . An alle diese Nichtigkeiten dachte sie, und hier neben ihr lag noch immer, in Seidenpapier eingewickelt, der Schatz, um dessentwillen sie ja in der alten Tasche herumgekramt, die Briefe des Einzigen, den sie geliebt, die Briefe aus der Zeit, da sie glücklich gewesen. Wie viele mochten sie heute darum beneiden, daß gerade Dieser sie einmal geliebt, — anders, besser, keuscher sie als alle Anderen nach ihr. Und sie fühlte sich am Tiefsten betrogen, daß sie, die seine Frau hätte sein können, wenn . . . wenn . . . Ihre Gedanken stockten.

Rasch, wie um sich von Zweifel, ja von Angst zu befreien, riß sie das Seidenpapier herab und griff nach den Briefen. Und sie las, las einen nach dem anderen. Die kurzen und die langen, die kleinen Zettel mit den flüchtigen Worten: „Morgen Abend sieben Uhr, mein Schatz!“ oder: „Liebste, nur einen Kuß, bevor ich schlafen gehe!“ und die seitenlangen, von der Reise aus geschrieben, wenn er im Sommer mit seinen Kollegen Fußwanderungen machte, oder andere, in denen er ihr abends seinen Eindruck von einem Concert, gleich nach dem Nachhausekommen, mitzutheilen sich gedrängt fühlte; dann die

endlosen, wo er Zukunftspläne entwickelte: wie sie zusammen durch Spanien und Amerika reisen wollten, berühmt und glücklich . . . las sie alle, alle, einen nach dem anderen, wie von einem unauslöschlichen Durst gepeinigt — las sie vom ersten, mit welchem er ein paar Notenhefte begleitet, bis zum letzten, der zweieinhalb Jahre später datirt war und nichts enthielt als einen Gruß aus Salzburg — und als sie zu Ende war, ließ sie die Hände sinken und starrte auf die herumliegenden Blätter. Warum war dies der letzte Brief? Wie hatte es geendet? Wie hatte es enden können? Wie war es möglich, daß diese große Liebe schwinden konnte? Es war nie zu einem Bruch, nie zu einer Auseinandersetzung gekommen, und irgend einmal war es aus gewesen. Wann . . . sie wußte es nicht. Denn damals, als jene Karte aus Salzburg kam, hatte sie ihn noch geliebt, im Herbst hatte sie ihn noch gesehen, — ja im nächsten Winter darauf schien Alles noch einmal aufzublühen. Sie erinnerte sich gewisser Spaziergänge auf knirschendem Schnee, Arm in Arm, bei der Karlskirche; — wann aber war es das letzte Mal gewesen? Sie hatten ja niemals Abschied von einander genommen . . . Sie verstand es nicht. Wie hatte sie so leicht auf ein Glück verzichten können, das zu halten doch in ihrer Macht gewesen wäre? Wie hatte sie aufgehört, ihn zu lieben? Hatte die dumpfe Alltäglichkeit, die zu Hause auf ihr gelastet, von dem Augenblick an, da sie das Conservatorium verlassen, wie ihren Ehrgeiz so auch ihr Fühlen eingeschläfert? Hatten die unzufriedenen Bemerkungen ihrer Eltern über den aussichtslosen Verkehr mit dem blutjungen Violinspieler so ernüchternd auf sie gewirkt? Und jetzt fiel ihr ein, daß er auch noch später einmal einen Besuch bei ihnen abgestattet, nachdem sie ihn monatelang nicht gesehen, und im Vorzimmer hatte er sie geküßt. Ja, das war das letzte Mal gewesen. Und nun besann sie sich auch, wie sie damals gespürt, daß seine Beziehungen zu den Frauen andere geworden sein, daß er Dinge erlebt haben mußte, von denen sie nichts wissen durfte, — aber sie hatte darüber keinen Schmerz empfunden. Und sie fragte sich: wie wäre Alles geworden, wenn sie damals kein so tugendhaftes Mädchen gewesen, wenn sie das Leben so leicht genommen hätte wie Andere? Eine Kollegin fiel ihr ein, mit der sie den Verkehr aufgegeben, weil sie ein Verhältniß mit einem Schauspielschüler gehabt hatte. Und sie erinnerte sich wieder jenes kühnen Wortes von Emil, als er mit ihr an seinem Fenster vorüberging, und jener Sehnsucht, während sie am Wienufer standen. Unbegreiflich erschien ihr, daß jenes Wort damals nicht lebhafter in ihr nachgewirkt, daß jene Sehnsucht nur einmal und auf so kurze Zeit in ihr erwacht war. Und mit einer Art von rathlosem Staunen dachte sie an die Zeit jener unbeirrten Jungfräulichkeit, und mit plötzlichem peinvollem Schamgefühl, das ihr das Blut in die Schläfen jagte, an die kühle Bereitwilligkeit, mit der sie sich einem Manne hingegeben, den sie nie geliebt. Und das Bewußtsein, daß das ganze Glück, das sie als Frau genossen, darin enthalten war, in den Armen dieses Ungeliebten zu liegen, durchschauerte sie das erste Mal in seinem ganzen Jammer. Das also war für sie das Leben gewesen, das ersehnte, geheimnißvolle Glück? . . . Und ein dumpfer Unwille begann in ihr zu wühlen, der sich gegen alle möglichen Dinge und Menschen wandte, gegen Todte und Lebendige. Sie zürnte ihrem verstorbenen Mann, ihren hingeschiedenen Eltern, ärgerte sich über die Leute, unter denen sie hier lebte und unter deren Augen sie sich nichts hätte erlauben dürfen, sie kränkte sich über Frau Rupius, die nicht so freundlich gegen sie war, daß sie an ihr einen Halt hätte finden können, sie haßte Klingemann, weil er häßlich und widerwärtig war und sie doch begehrte, und endlich wallte es heftig in ihr auf gegen den Geliebten ihrer Jugend, weil er nicht frecher gewesen, weil er ihr das letzte Glück vorenthalten und ihr nichts zurückgelassen als Erinner-

ungen voll Duft, aber voll Qual. Da saß sie nun in ihrem einsamen Zimmer, unter den vergilbten Denkzeichen einer nutzlos und freudlos verbrachten Jugend, hart an der Grenze einer Zeit, wo es keine Hoffnungen und keine Wünsche mehr giebt — unter den Händen war ihr das Dasein zerronnen, und sie war durstig und arm.

Sie packte die Briefe und alles Uebrige zusammen, warf sie zerknüllt in die Tasche, versperrte diese und trat ans Fenster. — Der Abend war nah. Eine weiche Luft kam von den Weingeländen zu ihr gezogen; vor ihren Augen flimmerte es von ungeweinten Thränen der Erbitterung, nicht des Schmerzes. Was sollte sie nun thun? Sie, die Tage, Nächte, Monate, Jahre ohne Erwartung, ohne Angst sich in der Zukunft hatte dehnen sehen, schauerte vor der Leere des Abends, der vor ihr lag.

Es war die Stunde, um die sie sonst von ihrem Spaziergang heimzukehren pflegte; heute hatte sie das Kindermädchen mit ihrem Buben fortgeschickt, sie sehnte sich nicht einmal nach ihm, ja für einen Augenblick fiel selbst auf dieses Kind wie ein Strahl von dem Zorn, den sie gegen die ganze Menschheit und ihr Schicksal fühlte, und in ihrer ungeheuren Unzufriedenheit wurde sie von Neid gepackt auf viele Leute, die ihr sonst gar nicht beneidenswerth erschienen waren. Sie beneidete Frau Doktor Martin um die Zärtlichkeit ihres Gatten; die Tabaktrafikantin, die von Herrn Klingemann und von dem Hauptmann geliebt wurde; ihre Schwägerin, weil sie schon alt, Elly, weil sie noch jung war; sie beneidete das Dienstmädchen, das drüben auf einem Holzbalken mit einem Soldaten saß und das sie lachen hörte. Sie hielt es zuhause nicht länger aus, nahm Strohhut und Schirm und eilte auf die Straße. Da wurde ihr etwas wohler. In ihrem Zimmer hatte sie sich unglücklich gefühlt, jetzt war sie nur mehr verdrießlich.

In der Hauptstraße begegneten ihr Herr und Frau Mahlmann, deren Kindern sie Klavierunterricht gab. Die Frau wußte schon, daß Bertha gestern bei einer Schneiderin in Wien ein Kleid bestellt, und dieser Umstand wurde jetzt von ihr mit großer Wichtigkeit behandelt. Später traf Bertha ihren Schwager, der ihr aus der Kastanienallee entgegenkam und ihr sagte: „Du warst ja gestern in Wien, was hast Du denn dort gemacht? Hast Du ein Abenteuer gehabt?“

„Wie?“ fragte Bertha und sah ihn ganz erschrocken an, als wäre sie ertappt worden.

„Nein? nicht? Du warst ja mit Frau Rupius, gewiß sind Euch alle Herren nachgelaufen.“

„Was fällt Dir denn ein, Schwager? Frau Rupius benimmt sich tadellos; sie ist eine der feinsten Damen, die ich kenne.“

„Ja, ja, ich sage nichts gegen Frau Rupius und sage nichts gegen Dich.“

Sie sah ihm ins Gesicht; in seinen Augen war ein Glanz wie manchmal, wenn er ein bißchen zuviel getrunken hatte. Sie mußte daran denken, daß irgendwer einmal prophezeiht hatte, Herrn Garlan würde der Schlag treffen.

„Ich muß auch nächstens einmal wieder in die Stadt,“ sagte er, „ja; bin seit dem Aschermittwoch nicht mehr drin gewesen, will wieder einmal einige von meinen Kunden besuchen. Ihr könnt mich nächstens einmal mitnehmen, Frau Rupius und Du.“

„Mit Vergnügen,“ sagte Bertha. „Ich muß nächstens doch wieder hinein, um zu probiren.“

Garlan lachte. „Ja, da kannst Du mich mitnehmen, wenn Du probirst.“ Er ging näher neben ihr als nothwendig. Es war seine Art, sich immer an sie heranzudrängen und auch seine Späße war sie gewohnt; aber heute war

ihr alles das besonders zuwider. Es ärgerte sie sehr, daß gerade dieser Mensch stets in einer so verdächtigenden Weise über Frau Rupius sprach.

„Setzen wir uns," sagte Herr Garlan, „wenn es Dir Recht ist." Sie ruhten beide auf einer Bank aus, Garlan nahm die Zeitung aus der Tasche.

„Ah," sagte Bertha unwillkürlich.

„Willst Du sie haben?" fragte Garlan.

„Hat sie Deine Frau schon gelesen?"

„Ach was," sagte Garlan wegwerfend. „Willst Du sie haben?"

„Wenn Du sie entbehren kannst."

„Für Dich mit Vergnügen. Wir können sie ja auch zusammen lesen." Er rückte näher an Bertha heran und blätterte auf.

Herr und Frau Martin kamen Arm in Arm und blieben stehen.

„Nun, schon wieder zurück von der großen Reise?" fragte Herr Martin.

„Ach ja, Sie waren in Wien," sagte Frau Martin, indem sie sich an ihren Gatten schmiegte. „Und mit Frau Rupius?" fügte sie bei, als wenn das eine Verschärfung bedeutete.

Jetzt mußte Bertha wieder von ihrer neuen Toilette berichten. Sie that es schon ein bißchen mechanisch, aber sie fühlte doch, daß sie seit langer Zeit nicht so interessant gewesen war wie heute. Klingemann kam vorüber, grüßte mit spöttischer Höflichkeit und wandte sich nach Bertha mit einem Blick um, in welchem sein Bedauern ausgedrückt schien, daß sie mit solchen Leuten verkehren müßte. Es war Bertha, als hätte sie heute die Gabe, in den Blicken der Menschen zu lesen.

Es begann zu dunkeln. Man machte sich gemeinschaftlich auf den Rückweg. Bertha wurde plötzlich besorgt, weil sie ihren Buben nicht getroffen hatte. Sie ging vorn mit Frau Martin. Diese lenkte das Gespräch auf Frau Rupius. Sie wollte durchaus herausbekommen, ob Bertha nicht irgend etwas bemerkt hätte.

„Aber was denn, Frau Martin? Ich habe Frau Rupius zu ihrem Bruder begleitet und sie von dort wieder abgeholt."

„Und sind Sie überzeugt, daß Frau Rupius die ganze Zeit bei ihrem Bruder war?"

„Ich weiß wirklich nicht, was man Frau Rupius zumuthet! Wo sollte sie denn gewesen sein?"

„Nun," sagte Frau Martin, „Sie sind wirklich naiv — oder stellen Sie sich nur so? Vergessen Sie denn ganz . . . ." Und jetzt flüsterte sie Frau Bertha eine Bemerkung zu, über die diese ganz roth wurde. Nie hatte sie von einer Frau einen solchen Ausdruck vernommen. Sie war entrüstet. „Frau Martin," sagte sie, „auch ich bin noch keine alte Frau, und Sie sehen, daß man sehr gut so leben kann."

Frau Martin wurde etwas verlegen. „Nun ja, nun ja," sagte sie, „Sie müssen eben denken, daß ich ein bißchen verwöhnt bin."

Bertha fürchtete, daß ihr Frau Martin noch nähere Aufschlüsse geben könnte, und war sehr froh, daß man eben an die Straßenecke gekommen war, wo sie sich verabschieden durfte.

„Bertha!" rief ihr ihr Schwager nach, „Deine Zeitung!" Bertha wandte sich rasch um und nahm das Blatt. Dann eilte sie nach Hause. Ihr Bub erwartete sie schon am Fenster. Sie ging rasch hinauf. Sie umarmte und küßte ihn, als hätte sie ihn wochenlang nicht gesehen. Sie fühlte, daß sie ganz in der Liebe zu ihrem Kind aufging, was sie zugleich mit Stolz erfüllte. Sie ließ sich von ihm erzählen, wie er den Nachmittag verbracht, wo er gewesen, mit wem er gespielt, theilte ihm sein Nachtmahl vor, entkleidete ihn, brachte ihn

zu Bett und war zufrieden mit sich. Wie an einen Fieberanfall dachte sie an ihren Zustand vom heutigen Nachmittag, da sie in alten Briefen gewühlt, ihr Schicksal verflucht und sogar die Tabaktrafikantin beneidet hatte. Sie aß mit gutem Appetit und legte sich früh zu Bett. Bevor sie aber einschlief, wollte sie noch Zeitung lesen; sie streckte sich aus, knüllte den weichen Polster zusammen, damit ihr Kopf höher läge, und brachte das Blatt der Kerze so nah als möglich. Sie durchflog wie gewöhnlich zuerst die Theater- und Kunstnachrichten. Aber auch die „Kleinen Anzeigen" hatten seit dem Wiener Ausflug neues Interesse für sie bekommen, sowie der Lokalbericht. Schon begannen ihr die Lider zu sinken, als sie mit einem Mal unter den Personalnachrichten den Namen Emil Lindbach entdeckte. Sie öffnete die Augen weit, setzte sich im Bett auf und las: „Der königlich bairische Kammervirtuose Emil Lindbach, über dessen große Erfolge am spanischen Hofe wir kürzlich zu berichten in der Lage waren, ist von der Königin von Spanien durch die Verleihung des Erlöser-Ordens ausgezeichnet worden."

Ein Lächeln ging über ihr Gesicht. Sie freute sich. Emil Lindbach hatte den Erlöser-Orden bekommen . . . ja, . . . derselbe, dessen Briefe sie heute gelesen, . . . derselbe, der sie geküßt, — derselbe, der ihr einmal geschrieben, er würde nie eine Andere anbeten als sie . . . ja, Emil — der einzige Mensch von allen auf der Erde, der sie eigentlich noch etwas anging — außer ihrem Buben natürlich. Es war ihr, als stände diese Notiz nur für sie in der Zeitung, ja als hätte Emil dieses Mittel gewählt, um sich mit ihr zu verständigen. Ob nicht doch er es war, den sie gestern von weitem, von rückwärts gesehen? Sie kam sich mit einmal ihm so nah vor, sie lächelte noch immer und flüsterte vor sich hin: „Herr Emil Lindbach, königlich bairischer Kammervirtuose . . . . ich gratulire Ihnen . . . ." Ihre Lippen blieben halb offen. Eine Idee war ihr plötzlich gekommen. Sie stand rasch auf, nahm ihren Schlafrock um, ging mit dem Licht vom Nachtkästchen ins Nebenzimmer, setzte sich an den Tisch und schrieb folgende Zeilen mühelos, als stände irgendwer neben ihr, der ihr diktirte:

„Lieber Emil!

Eben lese ich in der Zeitung, daß Du von der Königin von Spanien durch die Verleihung des Erlöser-Ordens ausgezeichnet wurdest. Ich weiß nicht, ob Du Dich noch meiner erinnerst" — sie lächelte, als sie diese Worte niederschrieb — „aber ich will doch diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne Dir zu Deinen vielen Erfolgen zu gratuliren, von denen ich mit Vergnügen so oft lese. Ich lebe in der kleinen Stadt, wo mich das Schicksal hin verschlagen hat, sehr zufrieden; es geht mir ganz gut. Du würdest durch ein paar Antwortzeilen sehr glücklich machen

Deine alte Freundin Bertha.

P. S. Viele Grüße auch von meinem kleinen Fritz (fünf Jahre)."

Sie war zu Ende. Einen Augenblick fragte sie sich, ob sie erwähnen sollte, daß sie Witwe wäre; aber das, wenn er es nicht wußte, ging ja mit Deutlichkeit aus ihrem Brief hervor. Sie überlas ihn noch einmal und nickte befriedigt. Sie schrieb die Adresse. „Herrn Emil Lindbach, kgl. bair. Kammer-Virtuosen, Besitzer des Erlöser-Ordens . . . ." Sollte sie das schreiben? Er hatte gewiß noch viele andere. „Wien . . ." Aber wo wohnte er denn jetzt? Doch das war gleichgiltig bei einem so berühmten Namen. Und dann, diese Ungenauigkeit in der Adressirung zeigte auch, daß sie selbst der ganzen Sache

nicht gar so viel Werth beilegte; kam der Brief an, nun, umso besser. Es war auch eine Art, das Schicksal zu versuchen .... ja — wie sollte sie aber mit Bestimmtheit wissen, ob der Brief angekommen war? Die Antwort konnte doch auch ausbleiben, wenn .... Nein, nein, gewiß nicht! Er wird ihr doch danken. — So, nun zu Bett. Sie hielt den Brief in der Hand. Nein, sie konnte sich jetzt nicht schlafen legen, sie war wieder ganz wach; und überdies, wenn sie den Brief erst morgen Früh aufgäbe, so konnte er erst mit dem Mittagszug fort und Emil erhielt ihn übermorgen. Das war endlos lang. Eben hatte sie zu ihm gesprochen nnd erst in sechsunddreißig Stunden soll er es hören ...? Wenn sie jetzt noch zur Post .... nein, auf den Bahnhof ginge? Dann könnte er den Brief morgen um zehn Uhr haben. Er schläft ja gewiß sehr lang, man wird ihm den Brief mit dem Frühstück ins Zimmer bringen, schon morgen Früh .... Ja, so muß es geschehen! Sie kleidete sich rasch wieder an. Sie eilte über die Treppen hinunter — es war noch nicht spät, — rasch durch die Hauptstraße zum Bahnhof, den Brief in den gelben Kasten, und wieder zurück. Als sie in ihrem Zimmer stand, neben dem aufgewühlten Bett, und sie die Zeitung auf dem Boden liegen, die Kerze flackern sah, schien es ihr, als kehrte sie von einem seltsamen Abenteuer zurück; sie blieb noch lang auf dem Bettrand sitzen, durch's Fenster in die helle Sternennacht schauend, und war ganz erfüllt von unbestimmten, freundlichen Erwartungen. —

* * *

„Meine liebe Bertha!

Ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr ich mich über Deinen Brief gefreut habe. Denkst Du denn wirklich noch an mich? Wie komisch, daß gerade ein Orden der Anlaß für mich sein muß, wieder einmal was von Dir zu hören! Na, immerhin, so hat wenigstens auch ein Orden einmal einen Sinn gehabt. Also danke herzlich für die Gratulation. Im übrigen, kommst Du nicht einmal nach Wien? Es ist doch nicht gar so weit. Ich möcht' mich riesig freuen, Dich einmal zu sehen. Also komm bald! Von Herzen Dein alter

Emil.“

Bertha saß beim Frühstück, ihr Bub neben ihr, plaudernd, ohne daß sie auf ihn hörte, und dieser Brief lag vor ihr auf dem Tisch. Es war wie ein Wunder. Vorgestern nachts hatte sie den ihren auf die Post gegeben und heute früh war dieser schon da. Er hatte keinen Tag, nein keine Stunde vergehen lassen! Und so herzlich hatte er ihr geschrieben, als wären sie gestern von einander gegangen. Sie sah zum Fenster hinaus. Was für ein herrlicher Morgen! Draußen sangen die Vögel, und von den Hügeln kam der Duft des Frühsommers herangeweht. Bertha las den Brief wieder und wieder. Dann nahm sie ihren Buben, hob ihn in die Höhe und küßte ihn ab. Sie war glücklich wie seit lang nicht. Während sie sich ankleidete, überlegte sie. Heute war Donnerstag, Montag sollte sie wieder nach Wien, probieren; das wären vier lange Tage; gerade so lang wie von dem Tag an, da sie bei ihrem Schwager zu Mittag speiste, bis heute — und was da Alles dazwischen lag! Nein, sie mußte Emil früher sehen. Sie könnte ja schon morgen hineinfahren und ein paar Tage in der Stadt bleiben. Was aber sollte sie hier den Leuten sagen? ... Ah, sie wird schon eine Ausrede finden! — Das Wichtigere ist, in welcher Weise sie ihm antworten und wo sie ihn wiedersehen sollte ... Sie kann ihm nicht schreiben: Ich komme und bitte Dich mir zu sagen, wo

ich Dich sehen kann .... Am Ende antwortet er ihr: Komm zu mir .... nein, nein, nein! Das Beste ist, sie stellt ihn einer Thatsache gegenüber. Sie wird ihm schreiben: Ich komme an dem und dem Tag nach Wien und bin da und dort zu finden ... O, wenn sie nur Jemand hätte, mit dem sie über alles das reden könnte .... Sie dachte an Frau Rupius — sie hatte eine wahre Sehnsucht, ihr das mitzutheilen. Zugleich hatte sie die Empfindung, als käme sie dadurch dieser Frau näher und könnte ihre Achtung gewinnen. Sie fühlte, daß sie viel mehr geworden, seit dieser Brief an sie gelangt war. Jetzt merkte sie auch, daß sie sich sehr gefürchtet hatte; Emil konnte ja ein ganz Anderer geworden sein, eingebildet, unnatürlich, verwöhnt — wie eben berühmte Männer manchmal sein sollen. Aber von all dem war ja keine Spur; es war die gleiche starklinige, rasche Schrift, der gleiche warme Ton, wie in jenen Briefen von früher. Und was er seither auch erlebt haben mochte — nun, hatte sie nicht auch Vieles erlebt und war jetzt nicht Alles wie ausgelöscht? — Vor dem Fortgehen las sie Emils Brief noch einmal. Er wurde immer lebendiger, sie hörte den Tonfall der Worte, und jenes abschließende „Komm bald" rief nach ihr, wie in zärtlicher Sehnsucht. Sie steckte den Brief in ihr Mieder und erinnerte sich, daß sie dasselbe als junges Mädchen öfters mit seinen kleinen Zetteln gethan und daß sie die leise Berührung mit einem angenehmen Schauer erfüllt hatte.

Sie ging zuerst zu Mahlmanns, wo sie die Zwillinge unterrichtete. Sehr häufig thaten ihr die Fingerübungen, die sie da anhören mußte, geradezu weh, und sie schlug die Kleinen ärgerlich auf die Hände, wenn sie danebengriffen. Heute war sie ohne jede Strenge. Als Frau Mahlmann ins Zimmer trat, dick und freundlich wie immer, und sich erkundigte, ob Bertha zufrieden sei, lobte Bertha die Kleinen, und wie in einer plötzlichen Erleuchtung setzte sie hinzu: „Nun werd' ich ihnen ein paar Tage frei geben können."

„Frei? Wieso denn, liebe Frau Garlan?"

„Ja, Frau Mahlmann, es wird mir nichts Anderes übrig bleiben. Denken Sie, wie ich neulich in Wien war, hat mich meine Cousine so dringend aufgefordert, doch einmal ein paar Tage bei ihr zu wohnen."

„Freilich, freilich," sagte Frau Mahlmann.

Bertha wurde immer muthiger und log weiter mit einer Art von Vergnügen über ihre eigene Frechheit. „Ich wollte es mir eigentlich auf den Juni lassen. Aber da kommt heute ein Brief von ihr, ihr Mann verreist, sie ist so allein und gerade jetzt" — sie fühlte den Brief knistern, hatte eine unbeschreibliche Lust, ihn hervorzuziehen, unterließ es aber doch — „und ich denke, daß ich vielleicht die Gelegenheit benütze ...."

„No freilich," sagte Frau Mahlmann und faßte Bertha bei beiden Händen, „wenn ich eine Cousine in Wien hätt', ich möcht alle vierzehn Tag' acht Tag' bei ihr wohnen."

Bertha strahlte. Ihr war, als räumte eine unsichtbare Hand die Hindernisse aus dem Weg; Alles ging so leicht. Nun ja, wem war sie schließlich Rechenschaft schuldig? Plötzlich aber durchzuckte sie die Befürchtung, ob ihr Schwager wirklich auch nach Wien wollte. Alles verwirrte sich wieder, Gefahren tauchten auf, und selbst unter dem gutmüthigen Lächeln der Frau Mahlmann lauerte der Verdacht .... Ah, sie mußte unbedingt Frau Rupius ins Vertrauen ziehen! Gleich nach der Lektion nahm sie den Weg zu ihr.

Erst als sie Frau Rupius in einer weißen Morgentoilette auf dem Sopha sitzen fand und den erstaunten Blick bemerkte, der sie empfing, fiel Bertha das Sonderbare ihres frühen Besuches auf, und sie sagte mit erkünstelter Heiterkeit: „Guten Morgen! Früh komm' ich heut, nicht wahr?"

Frau Rupius blieb ernst, sie hatte nicht das Lächeln wie sonst. „Ich freue mich sehr, Sie zu sehen. Die Stunde gilt mir gleich.“ Dann sah sie sie fragend an und Bertha wußte nicht, was sie sagen sollte; dabei ärgerte sie sich über die kindische Befangenheit, die sie dieser Frau gegenüber nicht los werden konnte. „Ich wollte Sie fragen,“ sagte sie endlich, „wie Ihnen unser Ausflug bekommen.“

„Ganz gut,“ sagte Frau Rupius etwas hart. Aber mit einmal veränderten sich ihre Züge und sie setzte mit übergroßer Freundlichkeit hinzu: „Eigentlich wär' es an mir gewesen, Sie zu fragen. Ich bin ja diese Ausflüge gewohnt.“ Sie schaute durchs Fenster, während sie das sagte, und Bertha folgte unwillkürlich ihren Blicken, die auf die andere Seite des Marktplatzes wanderten, zu einem offenen Fenster mit Blumenstöcken. Es war ganz still, die Ruhe eines Sommertags über einer schlafenden Stadt. Bertha hätte sich am liebsten neben Frau Rupius gesetzt, sich von ihr auf die Stirne küssen und segnen lassen; aber zugleich hatte sie Mitleid mit ihr. Alles das war ihr selbst räthselhaft. Wozu war sie nun eigentlich hierher gekommen? Was sollte sie ihr denn sagen? „Ich werde morgen nach Wien fahren, meinen Jugendgeliebten wiedersehen“ . . .? Was ging das alles Frau Rupius an? Interessirte sie es denn auch nur im mindesten? Sie saß da, wie von irgend etwas Undurchdringlichem umgeben, man konnte nicht zu ihr. — Sie konnte nicht zu ihr, das war es. Gewiß gab es ein Wort, mit dem man sich den Zugang zu ihr eröffnen konnte, nur daß Bertha es nicht kannte.

„Was macht denn Ihr Kleiner?“ fragte Frau Rupius, ohne den Blick von den Blumenstöcken zu wenden.

„Es geht ihm gut wie immer; er ist sehr brav. Es ist ein unendlich gutes Kind.“ Sie legte eine absichtliche Zärtlichkeit in dieses Wort, als wäre Frau Rupius vielleicht dadurch zu gewinnen.

„Ja, ja,“ sagte diese, und im Ton lag etwa: es ist schon gut, darum hab' ich Sie nicht gefragt. Dann setzte sie hinzu: „Haben Sie ein verläßliches Kindermädchen?“ Bertha war einigermaßen erstaunt über diese Frage und erwiderte: „Mein Mädchen hat ja noch vielerlei Anderes zu thun, aber ich kann mich nicht über sie beklagen; sie kocht auch sehr gut.“

Nach einem kurzen Schweigen sagte Frau Rupius ganz trocken: „So einen Buben zu haben, das muß ein großes Glück sein.“

„Es ist ja mein einziges,“ sagte Bertha überlaut. Es war eine Antwort, die sie schon oft gegeben, aber heute wußte sie, daß sie nicht ganz aufrichtig war. Sie fühlte das Blatt Papier ihre Haut berühren und beinah erschreckt sah sie ein, daß sie es auch als Glück empfand, diesen Brief erhalten zu haben. Zugleich fiel ihr ein, daß die Frau, die ihr gegenübersaß, kein Kind, und auch nicht die Aussicht hatte, eines zu bekommen, und so hätte Bertha gern wieder zurückgenommen, was sie gesagt. Ja, sie war nah daran, nach einem Wort der Einschränkung zu suchen, aber als könnte Frau Rupius in ihre Seele schauen und keine Lüge dürfte vor ihr bestehen, sagte sie gleich: „Ihr einziges Glück? Sagen Sie: ein großes, das ist auch nicht wenig. Ich beneide Sie manchmal darum, obzwar ich eigentlich glaube, daß schon das Leben an und für sich Ihnen Freude macht.“

„Ich lebe ja so einsam, so . . . .“

Anna lächelte. „Nun ja, ich habe es nicht so gemeint; ich meine: daß die Sonne scheint, daß wir jetzt so schönes Wetter haben, das macht Sie auch froh.“

„O ja, sehr!“ erwiderte Bertha mit Beflissenheit. „Ich bin in meiner Laune überhaupt der Witterung abhängig. Wie das Gewitter vor ein paar

Tagen war, da bin ich vollkommen niedergedrückt gewesen, und dann, als es vorbei war —"

Frau Rupius unterbrach sie. „Das ist ja bei jedem Menschen so."

Bertha wurde kleinlaut; sie fühlte es: für diese Frau war sie nicht klug genug, sie konnte immer nur so hin und her reden wie die anderen Frauen in der kleinen Stadt. Es war ihr, als hätte Frau Rupius jetzt eine Prüfung mit ihr veranstaltet, die sie nicht bestanden hatte, und mit einem Mal bekam sie eine große Angst vor dem Wiedersehen mit Emil. Wie würde sie sich dem gegenüber anstellen? Wie war sie in diesem sechsjährigen engen Leben verschüchtert und hilflos geworden!

Frau Rupius stand auf. Der weiße Morgenrock wallte um sie, sie sah größer und schöner aus als sonst, und Bertha mußte an eine Schauspielerin denken, die sie vor sehr langer Zeit auf der Bühne gesehen und die ganz ähnlich ausgeschaut. Sie dachte: Wär' ich doch wie sie, dann wäre mir nicht bang! und zugleich fiel ihr ein, daß diese wunderschöne Frau mit einem kranken Mann verheiratet war. — Ob die Leute nicht doch Recht hatten? Aber von hier aus konnte sie wieder nicht weiter; auf welche Weise die Leute Recht haben sollten, konnte sie sich nicht vorstellen. Und in diesem Augenblick kam eine Ahnung über sie von der Schwere des Schicksals, das über diese Frau verhängt war, ob sie es nun trüge oder sich dagegen wehrte. Doch als hätte Anna wieder in den Gedanken Berthas gelesen und duldete nicht, daß sie in dieser Weise sich in ihr Vertrauen einschliche, löste sich plötzlich der unheimliche Ernst ihres Gesichts und sie sagte harmlos: „Denken Sie, daß mein Mann jetzt noch schläft. Er hat die Gewohnheit angenommen, bis tief in die Nacht hinein wach zu bleiben, zu lesen und Stiche anzuschauen, und dann schläft er bis zum hellen Mittag. Im übrigen, das ist ganz Gewohnheitssache; als ich noch in Wien lebte, war ich eine unglaubliche Langschläferin." Und nun begann sie von ihren Mädchenjahren zu plaudern, heiter und mit einer Zutraulichkeit, wie sie Bertha nie früher an ihr bemerkt. Sie erzählte von ihrem Vater, der Offizier im Generalstab gewesen, von ihrer Mutter, die als ganz junge Frau gestorben war, von dem kleinen Haus mit Garten, in dem sie als Kind gespielt. Jetzt erst erfuhr Bertha, daß Frau Rupius ihren Mann schon als Knaben kennen gelernt, daß er mit den Seinen im angrenzenden Haus gewohnt und daß sie sich schon als Kinder verlobt hatten. Es war für Bertha, als wenn die ganze Jugend dieser Frau wie sonnenbestrahlt auftauchte, eine Jugend voll Glück und voll Hoffnung, und es schien ihr, als hätte auch die Stimme der Frau Rupius einen frischeren Klang, da sie nun von den Reisen erzählte, die sie in früherer Zeit mit ihrem Manne unternommen. Bertha ließ sie nur immer weiter reden und scheute sich, sie anzurufen, als wäre sie eine Mondsüchtige, die über Dachfirste wandelt. Aber während Frau Rupius von einer vergangenen Zeit sprach, als deren besondere Schönheit immer die Seligkeit des Geliebtwerdens durchschimmerte, begann es in Berthas Seele mitzubeben, von der Hoffnung eigenen Glücks, das sie noch nicht erlebt. Und während Frau Rupius von Fußwanderungen erzählte, — durch die Schweiz und Tirol — die sie einmal mit ihrem Gatten unternommen, sah Bertha sich selbst an der Seite Emils auf gleichen Wegen wandeln, und eine so ungeheure Sehnsucht erfüllte sie, daß sie am liebsten gleich aufgestanden, nach Wien gefahren wäre, ihn suchen, in seine Arme stürzen, endlich einmal die Wonnen erleben, die ihr bisher versagt geblieben waren.

Ihre Gedanken irrten so weit, daß sie nicht bemerkte, wie Frau Rupius längst wieder schwieg, auf dem Sopha saß und mit starren Augen zu den Blumenstöcken des Hauses gegenüber sah. Die große Stille weckte Bertha auf;

das ganze Zimmer schien ihr wie erfüllt von etwas Geheimnißvollem, in dem Vergangenes und Zukünftiges sonderbar in einander spielten. Sie fühlte einen unbegreiflichen Zusammenhang zwischen sich und dieser Frau. Sie stand auf, reichte ihr die Hand und als wäre es ganz selbstverständlich, küßten sich die beiden Frauen zum Abschied, wie alte Freundinnen. Bei der Thüre sagte Bertha: „Ich fahre morgen wieder nach Wien auf einige Tage.“ Sie lächelte dabei wie eine Braut.

Von Frau Rupius ging sie zu ihrer Schwägerin. Ihr Neffe saß schon am Klavier und phantasirte sehr wild auf den Tasten; er that, als bemerkte er ihr Eintreten nicht und ging in Fingerübungen über, die er mit gemacht steifer Gelenkhaltung spielte.

„Wir werden heute vierhändig spielen“, sagte Bertha und suchte den Band mit den Schubert'schen Märschen hervor. Sie hörte sich selbst gar nicht zu und merkte kaum, wie ihr Neffe beim Pedalgreifen ihren Fuß berührte. Indeß kam Elly herein und küßte die Tante. „Ja richtig,“ sagte der Neffe, „das hab' ich ganz vergessen.“ Und, immer weiter spielend, näherte er seinen Mund der Wange Berthas.

Die Schwägerin trat ein, mit dem Schlüsselbund klappernd und tiefe Schwermuth in dem blassen, verschwommenen Gesicht. „Ich habe die Brigitte entlassen,“ sagte sie tonlos. „Es war nicht mehr auszuhalten.“

„Soll ich Dir ein Mädchen aus Wien versorgen?“ sagte Bertha mit einer Leichtigkeit, über die sie selbst staunte. Und nun erzählte sie die Lüge von der Einladung der Cousine ein zweites Mal, mit noch größerer Sicherheit und bereits ein wenig ausgeschmückt. Die innere Freude, die sie selbst während ihrer Erzählung verspürte, steigerte zugleich ihren Muth. Selbst die Möglichkeit, daß ihr Schwager sich ihr anschließen könnte, schreckte sie nicht mehr. Auch fühlte sie, daß sie durch die Art, in der er sich ihr zu nähern pflegte, im Vortheil ihm gegenüber war.

„Wie lang denkst Du denn in der Stadt zu bleiben“ fragte die Schwägerin.

„Zwei, drei Tage, länger gewiß nicht. Und weißt Du, Montag hätt' ich jedenfalls hinein müssen — zur Schneiderin.“

Richard klimperte auf dem Piano, aber Elly stand, mit beiden Armen auf das Klavier gestützt, und sah ihre Tante mit beinahe angstvollen Blicken an. Bertha rief unwillkürlich aus: „Was hast Du denn?“

Elly fragte: „Warum denn?“

Bertha sagte: „Du siehst mich so komisch an, als wenn Du — ja, als wenn's Dir nicht recht wäre, daß Du zwei Tage keine Klavierstunde hast.“

„Nein,“ erwiderte Elly und lächelte, „das ist es nicht. Aber . . . nein, ich kann's nicht sagen.“

„Was denn?“ fragte Bertha.

„Nein, bitte, ich kann's wirklich nicht sagen.“ Sie umhalste die Tante wie flehend.

„Elly,“ sagte die Mutter, „ich dulde nicht, daß Du Geheimnisse hast.“ Sie setzte sich nieder, als wenn sie aufs Tiefste gekränkt und sehr ermüdet wäre.

„Nun, Elly,“ sagte Bertha, von einer unbestimmten Angst erfüllt, „wenn ich Dich schon bitte . . .“

„Aber Du darfst mich nicht auslachen, Tante.“

„Gewiß nicht.“

„Siehst Du, Tante, schon das letzte Mal, wie Du fort warst, hab' ich mich so gefürchtet, — ich weiß ja, es ist dumm . . . . wegen . . . wegen der vielen Wagen in den Straßen . . .“

Bertha athmete wie erleichtert auf und streichelte die Wangen Ellys. „Ich werde schon Acht geben, Du kannst ganz ruhig sein."

Die Mutter schüttelte den Kopf. „Ich fürchte," sagte sie, „Elly wird sehr überspannt."

Bevor Bertha sich entfernte, wurde noch verabredet, daß sie zum Abendessen kommen sollte und daß sie ihren Kleinen während der Dauer ihrer Abwesenheit zu den Verwandten ins Haus geben sollte.

Nach Tisch setzte sich Bertha an den Schreibtisch, las den Brief Emils noch einige Mal und entwarf ihre Antwort.

„Mein lieber Emil!

Es ist sehr liebenswürdig von Dir, mir so bald zu antworten. Ich war ganz glücklich" — Sie strich „ganz glücklich" wieder aus, und setzte dafür „sehr erfreut, als ich Deine lieben Zeilen erhielt. Wievieles hat sich verändert, seit wir uns nicht gesehen haben! Du bist seitdem ein berühmter Virtuose geworden, was für mich niemals einem Zweifel unterlag" — Sie hielt inne und strich den ganzen Satz wieder aus. „Auch ich theile Deinen Wunsch, mich bald wiederzusehen" . . . nein, das war ja ein Unsinn! Also: „Auch mir wäre es riesig angenehm, wenn ich Dich wieder einmal sprechen könnte." — Jetzt fiel ihr etwas Vortreffliches ein und sie schrieb mit vielem Vergnügen: „Es ist eigentlich sonderbar, daß wir uns so lange nicht begegnet sind, da ich gar nicht selten nach Wien komme, so zum Beispiel Ende dieser Woche." . . . Jetzt ließ sie die Feder sinken und dachte nach. Sie war entschlossen, morgen Nachmittag nach Wien zu fahren, in einem Hôtel abzusteigen und dort zu schlafen, um am nächsten Tag ganz frisch zu sein und schon ein paar Stunden Wiener Luft geathmet zu haben, ehe sie mit ihm zusammentraf. Nun galt es noch, den Ort festzustellen. Der war leicht gefunden. „Deinem freundlichen Wunsche gemäß theile ich Dir mit, daß ich Samstag Vormittag um elf Uhr" . . . nein, das war nicht das Rechte! Es war so geschäftsmäßig und doch wieder zu bereitwillig. Sie schrieb: „Willst Du Deine alte Freundin schon bei dieser Gelegenheit wiedersehen, so bemühe Dich am Samstag Vormittag elf Uhr ins kunsthistorische Museum zu den Niederländern." Sie kam sich ziemlich großartig vor, als sie das niederschrieb, und alles Verdächtige schien damit weggewischt. Sie überlas ihr Concept. Es erschien ihr etwas trocken, aber schließlich enthielt es das Nothwendigste, und sie hatte sich nichts vergeben; alles Andere würde sich im Museum finden, bei den Niederländern. Sie schrieb den Entwurf ins Reine, unterzeichnete, couvertirte und eilte auf die sonnige Straße hinunter, um den Brief in den nächsten Kasten zu werfen. Wieder zuhause, warf sie ihr Kleid ab, nahm einen Schlafrock um, setzte sich auf den Divan und blätterte in einem Roman von Gerstäcker, den sie schon zehnmal gelesen. Aber sie vermochte kein Wort zu fassen. Anfangs versuchte sie, die Gedanken, die sie bedrängten, von sich abzuweisen, aber es half nichts. Sie schämte sich vor sich selbst, aber immer wieder träumte sie sich in Emils Armen. Warum denn nur? Daran hatte sie doch noch gar nicht gedacht! Nein . . . daran wird sie auch nie denken . . . sie ist keine solche Frau . . . . Nein, sie kann nicht die Geliebte von Jemandem werden — und nun gar diesmal . . . . Ja, vielleicht, wenn sie noch einmal nach Wien kommt und wieder und wieder . . . . nun ja, viel später — vielleicht. Und im übrigen: er wird es ja auch gar nicht wagen, davon zu reden, es nur anzudeuten . . . Aber es half nichts, sie konnte nichts Anderes mehr denken. Immer zudringlicher kamen ihre Träume und endlich gab sie den Kampf auf, lehnte träg in

der Ecke des Divans, ließ das heruntergeglittene Buch auf dem Boden liegen und schloß die Augen.

Als sie sich nach einer Stunde wieder erhob, schien ihr eine ganze Nacht vergangen zu sein, insbesondere der Besuch bei Frau Rupius lag weit zurück. Wieder wunderte sie sich über diese Regellosigkeit der Stunden; wahrhaftig, sie waren länger und kürzer, wie es ihnen beliebte. Sie kleidete sich an, um mit Fritz spazieren zu gehen. Sie war in der müd gleichgiltigen Stimmung, wie sie nach ungewohntem Nachmittagsschlaf zu kommen pflegt, in der man kaum die Fähigkeit hat, sich ganz auf sich selbst zu besinnen, in der Einem das Gewöhnliche seltsam, aber wie auf jemand Anderen bezogen, vorkommt. Sie empfand es zum ersten Mal als sonderbar, daß der Bub, den sie jetzt in sein Gewand steckte, ihr eigenes Kind war, das sie von Einem empfangen, der längst begraben war, und das sie unter Schmerzen geboren. Irgend etwas in ihr sagte ihr, daß sie heut wieder einmal auf den Friedhof gehen müßte. Sie hatte aber nicht die Empfindung, als hätte sie ein Unrecht gutzumachen, sondern als müßte sie Jemanden, dem sie sich ohne triftigen Grund entfremdet, höflicherweise wieder einmal besuchen. Sie wählte den Weg durch die Kastanienallee. Hier drückte die Hitze heute besonders schwer. Erst als sie in die Sonne trat, wehte ein leichter Hauch, und vom Friedhof her schien das Laub der Bäume durch leichtes Neigen sie zu begrüßen. Als sie mit dem Buben durch die Friedhofthür eintrat, kam es ihr kühl, ja erfrischend entgegen. In einer milden, beinah süßen Müdigkeit spazierte sie durch die große Mittelallee, ließ den Buben voranlaufen und kümmerte sich nicht, wie er hinter einem Grabstein ihrem Blick auf Sekunden entschwand, was sie sonst nie leiden mochte. Vor dem Grabe ihres Mannes blieb sie stehen, schaute aber nicht auf das Blumenbeet herunter, wie es sonst ihre Art war, sondern an dem Marmor vorbei, weg über die Mauer, in den blauen Himmel. Sie fühlte keine Thräne im Auge, keine Rührung, kein Grauen; sie dachte eigentlich nicht daran, daß sie über Tote hingeschritten war und daß hier unter ihr Einer in Staub zerfiel, der sie einmal in den Armen gehalten hatte.

Plötzlich hörte sie Schritte hinter sich auf dem Kies, eilige, wie sie sie sonst an diesem Ort nicht zu hören gewohnt war, — beinah verletzt wandte sie sich um. Klingemann stand vor ihr, hielt seinen Strohhut, der durch ein Band an einem Rockknopf befestigt war, grüßend in der Hand und neigte sich tief vor Bertha.

„Nein, was für ein sonderbarer Zufall,“ sagte diese.

„Das eben nicht, gnädige Frau; ich sah Sie von der Straße aus, an Ihrer Art zu gehen hab' ich Sie erkannt.“ Er sprach sehr laut und Bertha sagte fast unwillkürlich: „Sst!“ Auf Klingemanns Antlitz erschien sofort ein höhnisches Lächeln und er sagte zwischen den Zähnen: „Er wacht nicht auf.“ Bertha war über diese Bemerkung so entrüstet, daß sie gar nicht nach einer Antwort suchte, sondern sich wegwandte, nach Fritz rief und sich entfernen wollte. Aber Klingemann faßte ihre Hand und flüsterte, indem er zu Boden sah: „Bleiben Sie.“ Bertha machte die Augen weit auf; sie begriff das nicht. Plötzlich blickte Klingemann wieder vom Boden auf und bohrte seine Augen in die Berthas. Dann sagte er: „Ich liebe Sie nämlich!“ Bertha stieß einen leisen Schrei aus. Klingemann ließ ihre Hand los und setzte in ganz leichtem Gesprächston hinzu: „Das kommt Ihnen wohl etwas verwunderlich vor?“

„Es ist unerhört, es ist unerhört!“ Sie wollte wieder gehen und rief „Fritz!“

Klingemann sprach, jetzt in bittendem Ton: „Bleiben Sie! Wenn Sie mich jetzt allein lassen, Bertha . . . . .“

Bertha hatte ihre Besinnung wiedergefunden. Sie sagte heftig: „Nennen Sie mich nicht Bertha! Wer hat Ihnen dazu das Recht gegeben? Ich habe keine Lust, weiter mit Ihnen zu reden . . . Und gar hier," setzte sie hinzu mit einem Blick nach unten, der den Toten gleichsam um Entschuldigung bat. Indeß war Fritz auch herzu gekommen. Klingemann schien sehr enttäuscht. „Gnädige Frau," sagte er und folgte Bertha, die, den Kleinen an der Hand führend, sich langsam entfernte, „ich fühle mein Unrecht, ich hätte anders anfangen und erst am Schlusse einer wohlgesetzten Rede das sagen sollen, wodurch ich Sie nun erschreckt zu haben scheine."

Bertha sah ihn nicht an, sondern sagte, als wenn sie zu sich selbst spräche: „Ich hätte es nicht für möglich gehalten; ich dachte, ein gebildeter Mensch . . . ." Sie waren an der Friedhofsthür. Klingemann sah noch einmal zurück, und in seinem Blick lag das Bedauern, daß er seine Scene am Grabe nicht hatte zu Ende spielen können; aber, immer an der Seite Berthas, den Hut in der Hand und das Band, an dem er befestigt war, um den Finger drehend, sprach er weiter: „Ich kann nun nichts Anderes thun, als wiederholen, daß ich Sie liebe, daß Sie mich in meinen Träumen verfolgen — mit einem Wort: Sie müssen mein werden." Wieder blieb Bertha wie entsetzt stehen.

„Sie werden diese Bemerkung vielleicht frech finden, aber nehmen wir die Dinge, wie sie sind: Sie . . ." er machte eine lange Pause — „sind allein, ich nicht minder —"

Bertha starrte Klingemann ins Gesicht.

„Ich weiß, woran Sie denken," sagte Klingemann. „Alles das hat nichts zu bedeuten, Alles das ist im Augenblick aus, wo Sie es befehlen. Eine dunkle Ahnung sagt mir, daß wir Zwei sehr gut für einander passen, ja wenn mich nicht Alles trügt, dürfte das Blut in Ihren Adern, gnädige Frau, nicht weniger heiß fließen, als . . ." Der Blick, der ihn jetzt aus Berthas Auge traf, war so erfüllt von Zorn und Ekel, daß Klingemann den Satz nicht vollenden konnte. Er begann daher einen andern. „Ach, was ist das eigentlich für ein Leben, das ich jetzt führe! Es ist eben schon sehr lange Zeit verflossen, seit ich von einer edlen Frau, wie Sie es sind, geliebt worden. Ich verstehe ja Ihr Zögern oder vielmehr Ihre Ablehnung. Zum Teufel noch einmal, es gehört schon ein bischen Courage dazu, sich mit einem so verlotterten Kerl, wie ich einer bin . . . Obzwar es vielleicht nicht einmal so arg ist — Ah, wenn ich eine menschliche Seele, eine gütige, weibliche Seele" — er betonte „Seele" — „fände . . . Ja, gnädige Frau, mir war es so wenig an der Wiege gesungen als Ihnen, daß ich in einem solchen Nest verkümmern und versauern werde. Sie dürfen's mir nicht übel nehmen, wenn ich . . . wenn ich —" Die Worte begannen ihm zu versagen, seit er nahezu die Wahrheit sprach. Bertha sah ihn an. Er kam ihr jetzt ein bischen lächerlich, beinahe bedauernswerth und recht alt vor, und sie wunderte sich, daß dieser Mann noch den Muth hatte, nicht etwa um sie anzuhalten — nein, sogar einfach um ihre Gunst zu werben.

Und doch, zu ihrem eigenen Staunen und zu ihrer Beschämung, überströmte es sie, auch aus diesen ungebührlichen Worten eines Menschen, der ihr lächerlich erschien, wie mit einer Welle von Verlangen; denn wie diese Worte schon verklungen waren, hörte sie sie im Geiste wieder — aber wie aus dem Mund eines Andern, der in Wien ihrer harrte; — und sie empfand, daß sie diesen nicht widerstehen könnte. Klingemann redete noch immer weiter, er sprach davon, daß sein Dasein ein verfehltes, aber der Rettung würdiges wäre; die Frauen hätten ihn auf dem Gewissen, und eine Frau müßte ihn wieder emporziehen. Schon als Student war er mit Einer durchgegangen, und damit fing

das Elend an. Er redete von seinen ungebändigten Sinnen, und Bertha mußte lächeln; dabei schämte sie sich der Sachverständigkeit, die ihr selbst in diesem Lächeln zu liegen schien. Beim Hausthor sagte Klingemann: „Ich werde heute Abend vor Ihrem Fenster auf- und abgehen. Werden Sie Klavier spielen?"

„Ich weiß nicht."

„Ich werd' es als Zeichen nehmen." Damit ging er.

Am Abend saß sie wie so oft am Tisch von Schwager und Schwägerin, zwischen Richard und Elly. Man sprach von ihrer bevorstehenden Reise nach Wien, als handelte es sich thatsächlich um nichts Anderes als um den Besuch bei der Cousine, um das Probiren bei der Schneiderin und um einige Besorgungen, welche sie für den Haushalt der Schwägerin zu übernehmen versprochen. Gegen Ende des Nachtmahls, während der Schwager seine Pfeife rauchte, Richard ihm aus der Zeitung vorlas, die Mutter strickte und Elly, ganz nah neben Bertha gerückt, ihren Kinderkopf an ihre Brust lehnte, erschien sich Bertha wie eine abgefeimte Lügnerin. Hier saß sie, die Wittwe eines braven Manns, im Familienkreise, der sich ihrer so treu angenommen, an der Seite eines jungen Mädchens, das wie zu einer älteren Freundin zu ihr aufblickte, sie, bisher selbst eine brave Frau, die ihr Leben anständig und in Arbeit hingebracht, nur für ihren kleinen Sohn gelebt, — und war sie jetzt nicht im Begriff, alles das hinzuwerfen, diese trefflichen Leute zu belügen und sich in ein Abenteuer zu stürzen, dessen Ende sie nicht absehen konnte? Denn was war in den letzten Tagen aus ihr geworden, von welchen Träumen war sie verfolgt, wie schien ihr ganzes Dasein nur mehr dem einen Augenblick entgegen zu streben, da sie wieder in den Armen eines Mannes liegen durfte? Wenn sie nur daran dachte, überlief sie der unsagbare Schauer, unter dem sie sich willenlos, wie einer fremden Macht verfallen, vorkam. Und während die Worte, die Richard las, eintönig an ihr Ohr schlugen und ihre Finger mit den Locken Ellys spielten, lehnte sie sich ein letztes Mal auf, schwor sich zu, daß sie standhaft sein, daß sie nichts Anderes wollte, als Emil wiedersehen, und daß sie, wie alle braven Frauen, die sie kannte, wie ihre längst verstorbene Mutter, wie ihre Cousine in Wien, wie Frau Mahlmann, wie Frau Martin, wie ihre Schwägerin und wie . . . ja, wie gewiß auch Frau Rupius nur dem angehören wollte, der sie zu seiner Gattin machte. Wie sie aber daran dachte, durchfuhr es sie wie ein Blitz: wenn er selbst . . . wenn Emil . . . Aber sie hatte Angst vor diesem Gedanken, sie wies ihn von sich. Nicht mit so kühnen Träumen durfte sie zu diesem Rendezvous fahren. Er, der große Künstler, und sie, eine arme Wittwe mit einem Kind . . . Nein, nein! — Sie wird ihn noch einmal wiedersehen . . . ja, im Museum, bei den Niederländern . . . einmal und zugleich das letzte Mal, und sie wird es ihm auch sagen, daß sie nichts Anderes wollte, als ihn noch einmal sehen. Mit einer lächelnden Genugthuung stellt sie sich sein etwas enttäuschtes Gesicht vor, und sie legt, wie zur Vorübung, ihr Gesicht in ernste Falten und weiß schon die Worte, die sie ihm sagen wird: O nein, Emil, wenn Du das glaubst . . . Aber sie darf diese Worte nicht in allzu hartem Tone sagen, damit er nicht wie damals . . . vor zwölf Jahren! . . . schon nach dem ersten Versuch einhält; er soll sie ein zweites, er soll sie ein drittes Mal — ach Gott, er soll sie eben so lange bitten, bis sie nachgiebt . . . Denn sie fühlt es: hier, inmitten aller dieser guten, anständigen, tugendhaften Leute, zu denen sie dann freilich nicht mehr zählen wird, — sie wird nachgeben, sobald er es verlangt. Sie fährt nur nach Wien, um seine Geliebte zu werden und nachher, wenn's sein muß, zu sterben.

Am andern Nachmittag reiste Bertha ab. Es war sehr heiß, die Sonne brannte auf die ledernen Sitze, Bertha hatte das Fenster geöffnet und den gelben Vorhang vorgezogen, der aber immer im Luftzug hin- und herflatterte. Sie war allein. Aber sie dachte kaum an den Ort, an den sie fuhr, an den Menschen, den sie wiedersehen wollte, an das, was ihr bevorstehen mochte, — sondern nur an die seltsamen Worte, die sie eben, eine Stunde vor ihrer Abreise vernommen. Sie hätte sie gern vergessen, wenigstens für die nächsten Tage. Warum hatte sie nur diese paar Stunden zwischen Mittagessen und Abfahrt nicht zu Hause bleiben können? Welche Unruhe trieb sie, an dem glühend heißen Nachmittag aus ihrem Zimmer auf die Straße, auf den Markt, und hieß sie an der Wohnung Rupius' vorbeigehen? Da saß er auf dem Balkon, die Augen auf das strahlend weiße Pflaster gerichtet, und über die Kniee, wie immer, den grauen Plaid gebreitet, dessen Enden zwischen den Gitterstäben des Balcons herabhingen; vor ihm das kleine Tischchen mit der Flasche Wasser und dem Glas. Als er Bertha gewahrte, richteten seine Augeu sich auf sie, als bäte er sie um etwas, und sie merkte, wie er sie durch eine leichte Kopfbewegung zu sich rief. Warum folgte sie ihm? Warum nahm sie es nicht einfach als Gruß, dankte und ging ihres Wegs? Wie sie aber, seinem Wink gehorchend, dem Hausthor sich zuwandte, sah sie, wie ein Lächeln des Danks über seine Lippen glitt, und das gleiche fand sie noch auf seinem Antlitz, als sie durch das kühle, dunkel gehaltene Zimmer zu ihm auf den Balkon trat, seine entgegengestreckte Hand nahm und sich an die andere Seite des Tischchens ihm gegenüber setzte.

„Wie geht's Ihnen?" fragte sie.

Er erwiderte anfangs nichts, dann merkte sie an Bewegungen in seinem Gesicht, daß er reden wollte, aber es war, als könnte er kein Wort herausbringen; endlich stieß er hervor, die ersten Worte überlaut: „Sie will mich . . ." dann, als sei er selbst von dem beinahe schreienden Ton erschrocken, ganz leise: „verlassen. Meine Frau will mich verlassen."

Bertha sah unwillkürlich um sich.

Rupius hob die Hände wie beruhigend. „Sie hört uns nicht. Sie ist in ihrem Zimmer; sie schläft."

Bertha wurde verlegen, sie stammelte: „Woher wissen Sie . . . ? Das ist ja nicht möglich!"

„Fortreisen will sie — fortreisen, auf einige Zeit, wie sie sagt . . . auf einige Zeit . . . verstehen Sie mich?"

„Nun ja, wahrscheinlich zu ihrem Bruder."

„Auf immer will sie fort . . . auf immer! Natürlich wird sie mir nicht sagen: Leb' wohl, Du wirst mich nie wiedersehen! Daher sagt sie: Ich möchte ein wenig reisen, ich brauche Erholung, ich will auf einige Wochen an einen See, möchte schwimmen, brauche Luftveränderung! Sie sagt mir natürlich nicht: Ich ertrag' es nicht länger, ich bin jung und blühend und gesund, und Du bist lahm und wirst bald sterben und mich graut vor Deiner Krankheit und vor dem Ekelhaften, das noch kommen wird, eh es zu Ende ist. Darum sagt sie mir: Ich will nut auf einige Wochen fort, dann komm' ich wieder zurück, dann bleib' ich bei Dir."

Berthas schmerzliche Bewegtheit ging in ihrer Verlegenheit auf; sie konnte nichts erwidern, als: „Sie irren sich bestimmt."

Rupius zog den Plaid, der herabgleiten wollte, hastig über die Kniee; ihn schien zu frösteln. Während er weiter sprach, zog er den Plaid immer höher hinauf und hielt ihn endlich mit beiden Händen vor die Brust gepreßt. „Ich hab' es kommen sehen, jahrelang hab' ich diesen Moment kommen sehen.

Und denken Sie, was das für eine Existenz ist: einem solchen Moment entgegensehen und wehrlos sein und schweigen müssen! Warum sehen Sie mich so an?"

„O nein," sagte Bertha und blickte auf den Marktplatz hinab.

„Nun, ich bitte Sie um Entschuldigung, daß ich davon spreche. Ich hatte nicht die Absicht; aber als ich Sie vorbeigehen sah — nun, ich dank' Ihnen sehr, daß Sie mich anhören."

„Aber bitte," sagte Bertha und streckte ihm unwillkürlich die Hand entgegen. Da er sie nicht bemerkte, ließ sie sie auf dem Tisch liegen.

„Nun ist es vorbei," sagte Rupius. „Jetzt kommt die Einsamkeit und alles Furchtbare."

„Aber hat Ihre Frau . . . sie liebt Sie doch! . . . Ich bin ganz überzeugt, Sie machen sich unnöthige Sorgen. Und wär' es nicht das Einfachste, Herr Rupius, Sie bäten Ihre Frau, daß sie auf diese Reise verzichte?"

„Bitten . . .?" sagte Rupius fast hoheitsvoll. „Hab' ich überhaupt das Recht dazu? Diese ganzen sechs oder sieben Jahre waren nur eine Gnade, die sie mir erwiesen. Ueberlegen Sie gefälligst. In diesen ganzen sieben Jahren ist kein Wort der Klage über ihre Lippen gekommen, daß sie ihre Jugend verloren hat."

„Sie hat Sie lieb," sagte Bertha mit Entschiedenheit, „und darauf kommt es an."

Rupius sah sie lange an. „Ich weiß, was Sie sagen wollen und sich zu sagen nicht getrauen. Aber Ihr Mann, gnädige Frau, liegt tief im Grab, schläft nicht Nacht für Nacht an Ihrer Seite." Er schaute auf mit einem Blick, der wie eine Verwünschung zum Himmel fuhr.

Die Zeit rückte vor; Bertha dachte an ihren Zug. „Wann soll denn Ihre Frau reisen?"

„Darüber ist noch nicht gesprochen worden. — Aber ich halte Sie wohl auf?"

„Nein, gewiß nicht, Herr Rupius, nur . . . Hat es Ihnen Anna nicht gesagt? Ich fahre nämlich heute nach Wien." Sie wurde glühend roth. Er sah sie wieder lange an. Es schien ihr, als wüßte er Alles.

„Wann kommen Sie wieder?" fragte er trocken.

„In zwei bis drei Tagen." Sie hätte ihm gern gesagt, daß er sich irrte, daß sie nicht zu einem Menschen reiste, den sie liebte, daß alle diese Dinge, um die er sich kränkte, etwas Schmutziges und Niedriges wären, worauf es den Frauen eigentlich gar nicht ankäme, — aber es war ihr nicht gegeben, dafür die rechten Worte zu finden.

„Wenn Sie in zwei bis drei Tagen wiederkommen, finden Sie meine Frau wohl noch hier. Also adieu und unterhalten Sie sich gut."

Sie hatte gefühlt, wie sein Blick ihr folgte, während sie durch das dunkel verhängte Zimmer und über den Marktplatz ging. Und auch jetzt, im Coupé, fühlte sie diesen Blick und immer noch hörte sie jene Worte klingen, in denen ihr das Bewußtsein eines ungeheuern Unglücks zu liegen schien, das sie bisher gar nicht verstanden. Das Peinvolle dieser Erinnerung schien stärker als die Erwartung alles Freudigen, das ihr bevorstehen mochte, und je näher sie der großen Stadt kam, umso schwerer wurde ihr um's Herz. Während sie an den einsamen Abend dachte, der heute vor ihr lag, war ihr, als führe sie in die Fremde, ins Ungewisse, ohne Hoffnung. Der Brief, den sie noch immer im Mieder trug, hatte seinen Zauber verloren, er war nichts als ein knisterndes Stück beschriebenes Papier, dessen Ecken einzureißen begannen. Sie versuchte sich das Aussehen Emils vorzustellen. Gesichter, die eine leichte Aehnlichkeit

mit dem seinen hatten, tauchten auf, manchmal glaubte sie schon das rechte zu halten, doch verschwamm es gleich. Sie begann zu zweifeln, ob sie recht gethan, schon heute zu reisen. Warum hatte sie nicht wenigstens bis Montag gewartet? So aber mußte sie sich's eingestehen: sie fuhr nach Wien, zu einem Rendez-vous mit einem jungen Mann, den sie seit zehn Jahren nicht mehr gesprochen und der vielleicht eine ganz Andere erwartete, als die ihm morgen entgegenkam. Ja, das war es, was sie unruhig machte; jetzt wußte sie's. Dieser Brief, der ihrer zarten Haut schon ein bißchen weh that, war an die zwanzigjährige Bertha gerichtet, denn Emil konnte ja nicht wissen, wie sie jetzt aussah. Und wenn sie auch selbst sich sagen mußte, daß ihr Antlitz die Linien ihrer Mädchenjahre und daß ihre Gestalt, nur in größerer Fülle, die Umrisse ihrer Jugend bewahrt hatte, würde er nicht trotz alledem sehen, was ein Jahrzehnt an ihr verändert, wohl auch zerstört hatte, ohne daß sie selbst es gemerkt?

Klosterneuburg. Viele helle Stimmen, das Geräusch von rasch laufenden Schritten drang an ihr Ohr. Sie sah hinaus. Eine Menge von Schuljungen drängte heran, stieg mit Lachen und Geschrei in die Waggons. Jetzt mußte Bertha daran denken, wie ihre Brüder als Kinder von Landpartien nach Hause gekommen waren, und plötzlich stand ihr das blaugemalte Zimmer vor Augen, in dem die Buben damals geschlafen hatten. Es lief wie ein Schauer über sie, als ihr bewußt ward, wie alles Vergangene in die Winde gestreut war, wie die Menschen, denen sie das Dasein verdankt, gestorben, die, mit denen sie jahrelang unter einem Dach gewohnt, verschollen, wie Beziehungen gelöst waren, die für die Dauer gegründet schienen. Wie unverläßlich, wie sterblich war Alles! Und er . . . er hatte ihr geschrieben, als wenn in diesen zehn Jahren sich nichts verändert hätte, als wenn dazwischen nicht Begräbnisse, Geburten, Schmerzen, Krankheiten, Sorgen und — für ihn wenigstens — soviel Glück und Ruhm gelegen wäre. Sie schüttelte unwillkürlich den Kopf. Wie eine Verwirrung über soviel Unbegreifliches kam es über sie. Und selbst das Sausen des Zugs, der sie da mittrug zu Erlebnissen, die sie nicht kannte, schien ihr ein Gesang von merkwürdiger Traurigkeit. Sie dachte an die Zeit zurück, die noch gar nicht ferne war, die kaum Tage hinter ihr lag, in der sie ruhig und zufrieden gewesen und ihr Dasein ohne Wünsche, ohne Bedauern und ohne Staunen hingenommen. Wie war das nur Alles über sie gekommen? Sie faßte es nicht.

Immer schneller schien der Zug seinem Ziele zuzueilen. Schon stieg der Dunst der großen Stadt wie aus der Tiefe empor. Das Herz begann ihr zu klopfen. Es war ihr, als werde sie erwartet, von irgend etwas Unbestimmtem, das sie nicht hätte nennen können, von irgend etwas Hundertarmigem, das bereit war, sie zu umfassen; jedes Haus, an dem sie vorüberfuhr, wußte, daß sie kam, die Abendsonne auf den Dächern glänzte ihr entgegen, und als der Zug jetzt in die Halle einfuhr, fühlte sie sich mit einem Mal geborgen. Jetzt erst empfand sie, daß sie in Wien, in ihrem Wien war, in der Stadt ihrer Jugend, ihrer Träume, in der Heimat! Hatte sie denn bisher gar nicht daran gedacht? Sie kam nicht vom Hause, — nein, jetzt war sie zuhause angelangt. Der Lärm auf dem Bahnhof erfüllte sie mit Wohlbehagen, das Gewühl der Wagen und Menschen freute sie, alles Traurige war von ihr abgefallen. — Hier stand sie, sie, Bertha Garlan, jung und hübsch, an einem warmen Maiabend in Wien, am Franz-Josefs-Bahnhof, frei, Niemandem Rechenschaft schuldig, und morgen Früh wird sie den Einzigen wiedersehen, den sie je geliebt, — den Geliebten, der sie gerufen hat.

In einem kleinen Hôtel nahe dem Bahnhof stieg sie ab. Sie hatte sich

vorgenommen, eines von den weniger eleganten zu wählen, einerseits aus Sparsamkeit, dann aus einer gewissen Scheu vor eleganten Kellnern und Portiers. Sie bekam ein Zimmer im dritten Stock angewiesen, mit einem Fenster auf die Gasse, das Stubenmädchen schloß es, als die Fremde eintrat, brachte frisches Wasser, der Hausknecht stellte ihren Koffer neben den Ofen und der Kellner legte ihr den Meldzettel vor, den Bertha sogleich und sicher mit dem Stolz des guten Gewissens ausfüllte.

Ein Gefühl von äußerer Freiheit, das sie lang nicht gekannt, umfing sie; nichts von den täglichen kleinen Sorgen des Haushaltes, keine Verpflichtung, mit Verwandten und Bekannten zu reden; heute Abend hätte sie thun können, was sie wollte. Als sie umgekleidet war, öffnete sie das Fenster. Sie hatte schon die Kerzen anzünden müssen, aber draußen war es noch nicht ganz dunkel. Sie stützte die Ellbogen aufs Fensterbrett und blickte hinunter. Wieder erinnerte sie sich ihrer Kinderzeit, da sie oft abends zum Fenster hinuntergeschaut, manchmal mit einem ihrer Brüder, der den Arm um ihre Schultern geschlungen hatte. Sie dachte jetzt auch ihrer Eltern, mit so lebhafter Rührung, daß ihr die Thränen nahe waren. Unten brannten schon die Laternen. Nun mußte sie doch irgend etwas unternehmen. Morgen um diese Zeit, fiel ihr ein . . . Sie konnte sich's nicht vorstellen. In diesem Augenblick fuhr eben ein Fiaker unten vorbei, in dem ein Herr mit einer Dame saß. Wenn es nach ihrem Wunsch ginge, so müßten sie morgen zusammen aufs Land fahren — ja, das wäre das Schönste. Irgendwo draußen in einem stillen Gartenrestaurant, auf dem Tisch ein Windlicht, und er mit ihr Hand in Hand, wie ein junges verliebtes Paar, und dann wieder zurück, — und dann . . . . Nein, sie wollte lieber nicht weiter denken! Wo mag er jetzt sein? Ist er jetzt allein? Oder spricht er jetzt eben mit Jemandem? Und mit wem? Mit einem Mann — mit einer Frau? Mit einem Mädchen? Im übrigen, was geht sie das an? Vorläufig geht sie das gar nichts an. So wenig es ihn kümmert, daß Herr Klingemann ihr gestern ein Liebesgeständniß gemacht, daß ihr Neffe, der freche Bub, sie zuweilen küßt, und daß sie für Herrn Rupius eine große Verehrung hat. Morgen wird sie ihn schon fragen — ja. Ueber all diese Dinge muß sie Gewißheit haben, ehe sie . . . . . nun, ehe sie mit ihm Abends aufs Land fährt.

Fort also — aber wohin? An der Thüre blieb sie unschlüssig stehen. Sie konnte nichts anderes thun, als ein bißchen spazieren gehen und dann nachtmahlen . . . . aber wo? — Eine Dame allein. . . . Nein, sie wird hier auf ihrem Zimmer speisen, und früh zu Bette gehen, um morgen gut ausgeschlafen, frisch, jung und hübsch zu sein. Sie sperrte ab und begab sich auf die Straße. Sie wandte sich der innern Stadt zu. Sie ging sehr rasch, denn es war ihr unangenehm, abends allein zu gehen. Bald war sie auf dem Ring und ging an der Universität vorbei bis zum Rathhaus. Aber das ziellose Herumlaufen machte ihr gar kein Vergnügen. Sie empfand Langweile und Hunger, setzte sich in einen Pferdebahnwagen und fuhr zurück. Sie hatte keine rechte Lust, ihr Zimmer aufzusuchen. Schon von der Straße aus hatte sie gesehen, daß der Speisesaal des Hôtels kaum erleuchtet und offenbar leer war. Dort speiste sie zu Nacht, wurde gleich müde und schläfrig, ging mit Mühe die drei Treppen auf ihr Zimmer hinauf, und während sie sich, auf dem Bett sitzend, die Schuhe aufschnürte, hörte sie es von einem nahen Kirchthurm zehn Uhr schlagen.

Als sie in der Frühe erwachte, eilte sie vor Allem zum Fenster und zog die Rouleaux auf, mit einer großen Sehnsucht, das Licht des Tages und die Stadt zu sehen. Es war ein sonniger Morgen und die Luft so frisch, als

wäre sie, wie aus tausend Quellen, von den Wäldern und Hügeln in die Gassen der Stadt herabgeflossen. Auf Bertha wirkte die Schönheit des Morgens wie ein gutes Zeichen; sie wunderte sich über die sonderbare, dumpfe Art, in der sie den gestrigen Abend verbracht, — als hätte sie gar nich trecht gewußt, warum sie nach Wien gekommen. Sie fühlte, was sie so froh stimmte: die Gewißheit, nicht mehr durch den Schlaf einer ganzen Nacht von der ersehnten Stunde getrennt zu sein. Mit einem Mal verstand sie gar nicht mehr, daß sie neulich schon in Wien gewesen, ohne nur den Versuch zu wagen, Emil zu sehen. Ja, endlich wunderte sie sich, daß sie diese Möglichkeit wochen-, monate-, vielleicht jahrelang grundlos hinausgeschoben. Daß sie in dieser ganzen Zeit kaum an ihn gedacht, fiel ihr anfangs nicht ein, aber als ihr das zu Bewußtsein kam, staunte sie darüber am meisten.

Nun waren nur mehr vier Stunden zu überstehen, und dann sah sie ihn wieder. Sie legte sich nochmals ins Bett, lag zuerst mit offenen Augen da und flüsterte vor sich hin, als wollte sie sich an dem Wort berauschen: Komm' bald! Sie hörte ihn selbst das Wort sprechen, nicht mehr fern, — nein, so als wenn er mit ihr im gleichen Raume wäre, seine Lippen hauchten es an den ihren: Komm' bald! sagte er, aber es hieß: Sei mein! sei mein! Und sie öffnete ihre Arme, als müßte sie sich vorbereiten, wie man einen Geliebten ans Herz drückt, und sie sagte: Ich liebe Dich! und hauchte einen Kuß in die Luft.

Endlich erhob sie sich und kleidete sich an. Sie hatte diesmal ein einfaches graues Kleid in englischem Schnitt mitgenommen, das ihr nach allgemeinem Ausspruch sehr gut stand, und war mit sich ganz zufrieden, als sie ihre Toilette beendigt hatte. Sie sah wohl nicht aus wie eine vornehme Dame aus Wien, aber doch auch nicht wie eine vornehme Dame aus der Provinz; am ehesten, schien ihr, wie eine Gouvernante in einem gräflichen oder fürstlichen Hause. Ja, in der That, sie hatte etwas Fräuleinhaftes; Niemand hätte sie für eine Frau, für die Mutter eines fünfjährigen Knaben gehalten. Freilich, dachte sie mit einem leichten Seufzer, sie hatte immer eher gelebt wie ein junges Mädcheu. Aber darum war ihr heut auch zu Muth wie einer Braut.

Neun Uhr. Noch zwei lange Stunden. Was sollte sie bis dahin thun? Sie ließ sich Kaffee bringen, setzte sich an den Tisch, schlürfte langsam die Tasse aus. Es hatte keinen Sinn, länger zu Haus zu bleiben. Lieber gleich hinaus ins Freie.

Sie spazierte eine Weile in den Gassen der Vorstadt herum und empfand das Streichen der Luft um ihre Wangen wie ein besonderes Vergnügen. Was mochte jetzt ihr Bub machen? Wahrscheinlich spielte Elly mit ihm. Bertha schlug den Weg nach dem Volksgarten ein; sie freute sich darauf, in den Alleen spazieren zu gehen, in denen sie vor vielen Jahren als Kind gespielt. Durch das Thor gegenüber dem Burgtheater betrat sie den Garten. Um diese frühe Stunde war er spärlich besucht. Kinder spielten auf dem Kies, auf den Bänken saßen Bonnen und Kindermädchen, ganz kleine Mädchen liefen über die Stufen des Theseus-Tempels und unter seinen Säulengängen herum. In den schattigen Alleen ergingen sich meist ältere Leute; junge Männer, die aus großen Heften zu studiren schienen, Damen, die in Büchern lasen, hatten unter kühlen Bäumen Platz genommen. Bertha setzte sich auf eine Bank und sah zwei kleinen Mädchen zu, die über eine Schnur sprangen, wie sie es als Kind — ihr schien es, ganz an der gleichen Stelle — so oft gethan. Sanfter Wind strich durch das Laub, von Weitem hörte sie das Rufen und Lachen von Kindern, die Fangen spielten; das kam immer näher: jetzt liefen sie alle an ihr vorbei. Ein junger Herr in einem langen Gehrock ging langsam an ihr vorüber und wandte sich am Ende der Allee noch einmal nach ihr um, was sie angenehm

berührte. Dann kam ein sehr junges Paar vorbei, sie mit einer Notenrolle in der Hand, nett, aber etwas auffallend angezogen, er glattrasirt, mit lichtem Sommeranzug uud Cylinder. Bertha erschien sich sehr erfahren, da sie in ihm einen angehenden Schauspieler, in ihr eine Musikschülerin mit Sicherheit zu erkennen glaubte. Es war sehr behaglich, hier zu sitzen, nichts zu thun zu haben, allein zu sein und die Menschen so an sich vorbei gehen, laufen, spielen zu lassen. Ja, das wäre schön, in Wien leben nnd machen zu können, was man will. Nun, wer weiß, wie sich Alles fügen, was die nächste Stunde bringen, wie heute Abend der Ausblick ins Dasein vor ihr liegen wird. Was zwingt sie denn eigentlich, in der entsetzlichen, kleinen Stadt zu leben? So wie sie sich dort durch Lektionen ihr Einkommen verbessert, so könnte sie's doch auch hier thun. Ja, warum nicht? Hier werden die Lektionen auch besser bezahlt, und . . . Ah, was für ein Einfall! . . . Wenn er ihr zu Hilfe käme, wenn er, der berühmte Musiker, sie empfähle? Von ihm brauchte es doch gewiß nur ein Wort. Wenn sie mit ihm darüber spräche? Und wäre es nicht auch sehr vortheilhaft im Hinblick auf ihren Buben? In wenig Jahren muß er auf ein Gymnasium, und die sind hier doch gewiß besser als daheim. Nein, es ist gar nicht möglich, daß sie ihr ganzes Leben in der kleinen Stadt verbringt, — in absehbarer Zeit muß sie nach Wien! Ja, auch wenn sie sich hier einschränken muß, und — und . . . Vergeblich versucht sie die kühnen Gedanken zurückzudrängen, die nun herangestürmt kommen . . . Wenn sie Emil gefällt, wenn er sie wieder . . . wenn er sie noch immer liebt . . . wenn er sie zur Frau begehrt —? Wenn sie nur ein wenig klug ist, wenn sie sich nichts vergiebt, wenn sie es versteht, ihn zu fesseln. — Sie schämt sich ein wenig ihrer Schlauheit . . . aber ist es denn so schlimm, daß sie daran denkt, da sie ihn ja liebt? Da sie nie einen Andern geliebt hat, als ihn? Und giebt ihr nicht der ganze Ton seines Briefs ein Recht daran zu denken? Und wie ihr jetzt einfällt, daß sie ihm, dem diese Hoffnungen zustreben, in einigen Minuten gegenüber treten soll, flimmert es ihr vor den Augen. Sie steht auf, sie schwankt beinah. Dort am Ausgang des Gartens gegen den Burgplatz sieht sie das junge Paar verschwinden, das früher an ihr vorüber gegangen ist; sie nimmt den gleichen Weg. Drüben sieht sie die Kuppel des Museums ragen nnd glänzen. Sie will langsam gehen, um nicht allzu erregt oder gar athemlos zu erscheinen, wenn er sie erblickt. Noch einmal durchschießt es sie wie eine Furcht: — wenn er nicht kommt? Aber wie es immer sei: sie wird diesmal Wien nicht verlassen, ohne ihn gesehen zu haben. Ob es nicht sogar besser wäre, wenn er heute nicht hinkäme? Sie ist jetzt so verwirrt . . . wenn sie irgend etwas Dummes, Ungeschicktes sagte . . . ? Vom nächsten Augenblick hängt so viel ab — ihre ganze Zukunft vielleicht . . . Das Museum liegt vor ihr. Nun über die Stufen, durch den Eingang, und sie steht in der großen, kühlen Vorhalle, sieht die mächtige Treppe vor sich, und dort, wo sie sich nach rechts und links scheidet, das ungeheure Marmorstandbild des Theseus, der den Minotauros erschlägt. Langsam steigt sie hinauf, blickt um sich, wird ruhiger. Die Pracht ringsum nimmt sie gefangen. Sie schaut in die Höhe, zu den Galerieen, die im Innern der Kuppel mit goldenen Geländern laufen, — sie hält inne. Hier eine Thür, darüber in goldenen Lettern: Niederländische Schule. Jetzt zuckt ein Stich durch ihr Herz. Die Flucht der Säle liegt vor ihr. Sie sieht da und dort Leute vor den Bildern stehen. Sie tritt in den ersten Saal, betrachtet das erste Bild, das gleich am Eingang hängt, mit Aufmerksamkeit. Die Mappe des Herrn Rupius fällt ihr ein. Und jetzt hört sie die Worte: „Guten Morgen, Bertha."

* * *

Es ist seine Stimme. Sie wendet sich um. Er steht vor ihr, jung, schlank, vornehm, etwas blaß, mit einem Lächeln, das nicht ganz ohne Spott scheint, und nickt ihr zu, indem er zugleich ihre Hand nimmt und eine Weile in der seinen behält. Er ist's, und es ist gerade, als wenn sie einander gestern das letzte Mal gesprochen hätten. „Grüß Dich Gott, Emil," sagt sie, und Beide schauen einander an. In seinem Blick ist mancherlei: Vergnügen, Liebenswürdigkeit und irgend etwas Prüfendes. All das fühlt sie sehr genau, während sie ihn mit Augen anschaut, in denen nichts ist als lauteres Glück.

„Also wie geht's Dir denn?" fragt er.

„Gut."

„Komisch frag' ich eigentlich, nach acht oder neun Jahren. Es ist Dir wahrscheinlich sehr verschieden ergangen."

„Das ist schon wahr: Du weißt ja, daß mein Mann vor drei Jahren gestorben ist." Sie fühlt sich verpflichtet, ein betrübtes Gesicht zu machen.

„Ja, das weiß ich; auch daß Du einen Buben hast, weiß ich. Wer hat's mir denn nur erzählt?"

„Wer?"

„Na, es wird mir schon einfallen. Aber daß Du Dich für Bilder interessierst, ist mir neu."

Sie lächelt. „Es war auch wirklich nicht wegen der Bilder allein. Aber für gar so dumm darfst Du mich nicht halten. Ich interessier' mich schon für Bilder."

„Ja, ich auch. Wenn ich die Wahrheit sagen soll: lieber als alles Andere möcht' ich doch ein Maler sein."

„Du könntest doch mit dem ganz zufrieden sein, was Du erreicht hast."

„Na, das ist nicht so mit einem Wort zu erledigen. Es ist mir ja ganz angenehm, daß ich schön Violin spielen kann, aber was bleibt davon übrig? Ich meine, wenn ich einmal tot bin, — höchstens mein Name auf kurze Zeit. Das —" seine Augen wiesen auf das Bild, vor dem sie standen — „das ist doch was Anderes."

„Du bist schrecklich ehrgeizig."

Er sah sie an, aber ohne sich um sie zu kümmern. „Ehrgeiz? Na, so einfach ist das nicht. — Aber lassen wir das. Sonderbare Idee, theoretische Gespräche über Kunst zu führen, wenn man sich hundert Jahre lang nicht gesehen hat! Also red' doch was, Bertha! Was machst Du denn immer? Wie lebst Du denn? Und was ist Dir eigentlich eingefallen, mir zu dem dummen Orden zu gratuliren?"

Sie lächelte wieder. „Ich hab' Dir wieder einmal schreiben wollen. Und hauptsächlich: ich hab' wieder einmal was von Dir hören wollen. Wirklich sehr lieb, daß Du mir gleich geantwortet."

„Gar nicht lieb, mein Kind. Ich hab' mich so gefreut, wie plötzlich Dein Brief — ich habe Deine Schrift sofort erkannt. Du hast nämlich noch immer die Schulmädelschrift, wie . . . na, sagen wir: einst, obwohl ich solche Worte nicht gut leiden kann."

„Warum denn?" fragte sie etwas erstaunt.

Er schaute sie an, dann sagte er rasch: „Also wie lebst Du? Du mußt Dich doch für gewöhnlich sehr langweilen."

„Dazu hab' ich nicht viel Zeit," erwidert sie ernst, „ich gebe nämlich Lektionen."

„Oh!" sagt er mit einem Ton so unverhältnißmäßigen Bedauerns, daß sie sich veranlaßt fühlte, rasch hinzuzusetzen:

„Oh, nicht grad, weil ich's dringend brauche, — immerhin es kommt

mir schon zustatten, denn ....“ Sie fühlt, daß sie am besten thut, ganz aufrichtig mit ihm zu sein: „Von dem Wenigen, was ich hab', könnt' ich kaum leben.“

„Worin unterrichtest Du denn eigentlich?“

„Worin? Hab' ich Dir nicht gesagt, daß ich Klavierlektionen gebe?“

„Klavier? So? Ja richtig ... Du warst sehr talentirt. Wenn Du damals nicht ausgetreten wärst .... Siehst Du, eine von den großen Pianistinnen wärst Du ja nicht geworden, aber für gewisse Dinge hast Du eine ganz ausgesprochene Begabung gehabt. Zum Beispiel, Chopin und die kleinen Sachen von Schumann hast Du sehr hübsch gespielt.“

„Du erinnerst Dich noch?“

„Im übrigen, Du hast doch den besseren Theil erwählt.“

„Wieso?“

„Nun, wenn man nicht das Ganze beherrscht, so ist es schon besser, man nimmt einen Mann und kriegt Kinder.“

„Ich hab' nur eins.“

Er lachte. „Erzähl' mir was von dem einen. Und überhaupt von Deiner ganzen Existenz.“ Sie nahmen in einem kleinen Saal vor den Rembrandts auf dem Divan Platz.

„Was soll ich Dir von mir erzählen? Das ist gar nicht interessant. Erzähl' mir Du lieber von Dir.“ Sie sah ihn mit Bewunderung an. „Dir ist es ja großartig gegangen, Du bist ja so berühmt.“ Er zuckte ganz leicht, wie unzufrieden, mit der Unterlippe.

„Nun ja,“ sagte sie unbeirrt, „erst neulich hab' ich Dein Bild in einer illustrirten Zeitung gesehen.“

„Ja, ja,“ sagte er ungeduldig.

„Ich hab's aber immer gewußt,“ setzte sie fort. „Erinnerst Du Dich noch, wie Du damals bei der Schlußprüfung das Mendelssohn-Concert gespielt hast, da haben's schon Alle gesagt.“

„Ich bitte Dich, mein liebes Kind, wir werden uns doch nicht gegenseitig Complimente machen! Was war Dein verstorbener Mann eigentlich für ein Mensch?“

„Ein braver, ja ein edler Mensch.“

„Weißt Du übrigens, daß ich Deinem Vater etwa acht Tage vor seinem Tod begegnet bin?“

„So?“

„Das weißt Du nicht?“

„Er hat bestimmt nichts davon erzählt.“

„Wir sind vielleicht eine Viertelstunde auf der Straße mit einander gestanden. Ich kam damals gerade von meiner ersten Concertreise zurück.“

„Kein Wort hat er mir erzählt — aber kein Wort!“ Sie sagte es beinahe zornig, als hätte ihr Vater damals etwas verabsäumt, was ihr künftiges Leben hätte anders gestalten können. „Aber warum bist Du damals nicht zu uns gekommen? Wie kommt das überhaupt, daß Du plötzlich ausbliebst, schon lang vorher?“

„Plötzlich? Allmählich.“ Er sah sie lang an, und diesmal glitten seine Augen über ihren ganzen Körper herab, sodaß sie unwillkürlich ihre Füße unter's Kleid und die Arme näher an ihren Leib zog, wie um sich zu vertheidigen.

„Also wie kam das eigentlich mit Deiner Heirath?“

Sie erzählte die ganze Geschichte, Emil hörte ihr scheinbar aufmerksam zu, doch während sie noch weitersprach und sitzen blieb, stand er auf und sah durch's

Fenster ins Freie. Als sie mit einer Bemerkung über die Gutherzigkeit ihrer Verwandten geendet, sagte er: „Wollen wir uns jetzt nicht, da wir nun einmal da sind, ein paar Bilder anschauen?" Sie gingen langsam durch die Säle, da und dort vor einem Bild verweilend, Bertha sagte manchmal: „Schön, wunderschön!" Er nickte dann nur mit dem Kopf. Es schien ihr, als wenn er ganz vergäße, daß er mit ihr hier sei. Sie empfand eine leichte Eifersucht auf das Interesse, das ihm die Gemälde einflößten. Plötzlich fand sie sich vor einem der Bilder, das sie aus der Mappe des Herrn Rupius kannte. Während Emil vorüber wollte, blieb sie stehen und begrüßte das Bild wie einen alten Bekannten. „Wunderschön! Emil!" rief sie. „Nicht wahr, schön ist das? Ueberhaupt hab' ich die Bilder von Falckenborgh sehr gern."

Er blickte sie etwas befremdet an.

Sie wurde verlegen und versuchte weiter zu reden: . . . . . „weil so ungeheuer viel, — weil die ganze Welt . . . ." Sie fühlte, daß sie unehrlich war, ja, daß sie Jemanden bestähle, der sich nicht wehren konnte, und setzte daher, wie reuig, hinzu: „Nämlich ein Herr bei uns in der Stadt hat ein Album, oder vielmehr eine Mappe mit Stichen, und daher kenn' ich dieses Bild. Ein gewisser Rupius; er ist schwer krank, denk' Dir, ganz gelähmt." Sie erschien sich verpflichtet, Emil das alles mitzutheilen, denn ihr war, als fragten seine Augen ununterbrochen.

Jetzt sagte er lächelnd: „Das wäre auch ein Kapitel. Es giebt ja bei Euch gewiß auch Herren," er setzte leiser hinzu, als schämte er sich ein wenig des unzarten Scherzes, „die nicht gelähmt sind."

Ihr war es, als müßte sie den armen Herrn Rupius in Schutz nehmen, und sie sagte: „Er ist ein sehr unglücklicher Mensch." Sie erinnerte sich, wie sie gestern bei ihm auf dem Balkon gesessen, und großes Mitleid ergriff sie.

Aber Emil, der seinem eigenen Gedankengang folgte, sagte: „Ja, das möcht' ich eigentlich gern wissen, was Du erlebt hast."

„Du weißt's ja."

„Ich meine, seit dem Tod Deines Mannes."

Sie verstand jetzt, was er meinte, und war ein wenig verletzt. „Ich lebe nur für meinen Buben," sagte sie bestimmt. „Ich lasse mir nicht den Hof machen. Ich bin sehr anständig."

Er mußte über die komisch ernste Art lachen, in der sie dieses Geständniß ihrer Tugend ablegte. Sie fühlte auch gleich, daß sie das hätte anders ausdrücken sollen, und so lachte sie mit.

„Wie lange bleibst Du denn in Wien?" fragte Emil.

„Bis morgen oder übermorgen."

„So kurz? Und wo wohnst Du denn eigentlich?"

„Bei meiner Cousine," erwiderte sie. Irgend etwas hielt sie davon ab, zu erwähnen, daß sie in einem Hôtel abgestiegen wäre. Aber sie ärgerte sich gleich über diese dumme Lüge und wollte sich verbessern. Doch Emil sagte rasch:

„Du wirst wohl für mich auch ein wenig Zeit übrig haben, hoff' ich."

„O ja."

„Also da könnten wir ja gleich etwas besprechen." Er sah auf die Uhr. „Oh!"

„Mußt Du fort?" fragte sie.

„Ja, ich sollte eigentlich schon um zwölf . . ."

Ein heftiges Unbehagen überfiel sie, daß sie so bald wieder allein sein sollte, und sie sagte: „Ich habe Zeit, soviel Du willst. Natürlich darf es nicht zu spät sein."

„Ist Deine Cousine so streng?"

„Aber —“ sagte sie, „diesmal wohn' ich ja gar nicht bei ihr.“

Er sah sie verwundert an.

Sie wurde roth. „Nur sonst . . . ich meine, manchmal . . . weißt Du, sie hat so viel Familie . . .“

„Also Du wohnst im Hôtel,“ sagte er etwas ungeduldig. „Nun, da bist Du ja Niemandem Rechenschaft schuldig, und wir können den Abend ganz gemüthlich miteinander verbringen.“

„Aber sehr gern. Ich möchte keineswegs zu spät . . . . auch im Hôtel möcht' ich nicht zu spät . . . .“

„Aber nein, wir werden einfach nachtmahlen und um zehn kannst Du schon lange im Bett liegen.“

Sie schritten langsam die große Stiege hinab. „Also wenn's Dir recht ist,“ sagte Emil, „treffen wir uns um sieben Uhr.“

Sie wollte erwidern: „So spät?“, doch sie unterdrückte es, da sie ihres Vorsatzes gedachte, sich nichts zu vergeben. „Ja, um sieben.“

„Und zwar . . . wo? . . . . Im Freien, denk' ich? Da können wir dann noch immer hin, wohin es uns beliebt, da liegt sozusagen das Leben vor uns . . . ja.“ Er schien ihr jetzt auffallend zerstreut. Sie gingen durch die Vorhalle. Am Ausgang blieben sie stehen. „Um sieben also — bei der Elisabethbrücke.“

„Ja, schön; um sieben bei der Elisabethbrücke.“

Vor ihnen lag im Mittagssonnenglanz der Platz mit dem Maria-Theresien-Denkmal. Es war warm, aber ein sehr heftiger Wind hatte sich erhoben. Es kam Bertha vor, als wenn Emil sie prüfend betrachtete. Zugleich schien er ihr kühl und fremd, ein ganz Anderer als drin vor den Bildern. Jetzt sprach er: „Nun wollen wir uns adieu sagen.“

Sie fühlte sich wie unglücklich, daß er sie verlassen wollte. „Willst Du mich nicht . . . oder kann ich Dich nicht ein Stück begleiten?“

„Ach nein,“ sagte er. „Außerdem stürmt es so. Nebeneinander gehen und den Hut halten müssen, daß er nicht davonfliegt, ist ein mäßiges Vergnügen. Ueberhaupt redet sich's nicht gut auf der Straße, und dann muß ich mich auch so beeilen . . . aber darf ich Dich vielleicht zu einem Wagen bringen?“

„Nein, nein, ich gehe zu Fuß.“

„Kann man auch thun. Also grüß' Dich Gott und auf Wiedersehen heute Abend.“ Er reichte ihr die Hand und eilte rasch über den Platz davon. Sie sah ihm lang nach; er hatte den Hut abgenommen und hielt ihn in der Hand, während der Wind in seinen Haaren wühlte. Er ging über den Ring, dann durch's Burgthor und verschwand ihren Blicken.

Unwillkürlich war sie ihm sehr langsam nachgegangen. Warum war er plötzlich so kühl geworden? Warum hatte er sich so rasch entfernt? Warum wollte er nicht von ihr begleitet sein? Schämte er sich ihrer? Sie schaute an sich herunter, ob sie nicht doch vielleicht provinzmäßig und lächerlich angezogen sei. O nein! Und überdies hatte sie an der Art, wie die Leute sie ansahen, bemerken können, daß sie nicht lächerlich, sondern sehr hübsch aussah. Also warum dieser plötzliche Abschied? Sie besann sich der Zeit von früher, und es kam ihr vor, als hätte er damals auch diese sonderbare Weise gehabt, ganz unvermuthet ein Gespräch abzubrechen, indem er plötzlich wie entrückt war und sich in seinem ganzen Wesen eine Ungeduld aussprach, die er nicht meistern konnte. Ja, gewiß, das war damals auch so gewesen. Vielleicht minder auffallend als jetzt. Sie erinnerte sich auch, daß sie damals zuweilen über seine Launenhaftigkeit gescherzt und seine „Künstlernatur“ dafür verantwortlich gemacht

hatte. Und seitdem war er ein größerer Künstler und gewiß noch zerstreuter und unberechenbarer geworden.

Die Mittagsglocken tönten von vielen Thürmen, der Wind wurde immer heftiger, Staub flog ihr in die Augen. Sie hatte eine ganze Ewigkeit vor sich, mit der sie nichts anzufangen wußte. Warum wollte er sie denn erst um sieben sehen? Unbewußt hatte sie darauf gerechnet, er würde den ganzen Tag mit ihr verbringen. Was hatte er denn zu thun? Mußte er sich vielleicht für sein Concert vorbereiten? Und sie stellte sich ihn vor, die Violine in der Hand, an einen Schrank, oder ans Piano gelehnt, so wie er ihr vor vielen Jahren bei ihr zuhause vorgespielt. Ja, das wäre schön, jetzt auch dabei sein zu können, in seinem Zimmer sitzen, auf dem Sopha, während er spielte, oder gar ihn auf dem Klavier zu begleiten. Wäre sie wohl zu ihm gekommen, wenn er sie gebeten? Warum hat er es nicht gethan? Nein, das konnte er doch nicht in der ersten Stunde des Wiedersehens .... Aber abends — wird er sie heute Abend bitten? Und wird sie ihm folgen? Und wenn sie ihm folgt, wird sie ihm irgend etwas Anderes verweigern können, um das er sie bitten wird? Er hat ja eine Art, Alles so harmlos auszudrücken. Wie er nur über diese ganzen zehn Jahre weggekommen ist! — Hat er nicht mit ihr gesprochen, als hätten sie einander in der Zwischenzeit täglich gesehen? „Guten Morgen, Bertha. Wie geht's Dir denn?“ Ungefähr wie man fragt, wenn man am Abend vorher „Gute Nacht!“ und „Auf Wiedersehen! gesagt hat. Und was hat er seither Alles erlebt! — Und wer weiß, wer heut Nachmittag auf dem Divan sitzt in seinem Zimmer, während er am Klavier lehnt nnd spielt .... Ah nein! daran will sie nicht denken. Wenn sie es wirklich ausdenkt, muß sie da nicht einfach wieder nach Hause reisen?

Sie ging am Gitter des Volksgartens vorüber und konnte die Allee sehen, in der sie vor einer Stunde gesessen und durch die jetzt Wolken von Staub fegten. Also das, wonach sie sich so sehr gesehnt, war vorüber, — sie hatte ihn wiedergesehen. War es so schön gewesen, wie sie sich erwartet? Hatte sie irgend etwas Besonderes gefühlt, während er an ihrer Seite gegangen, sein Arm den ihren gestreift? — Nein. Hat sie sein Abschied verstimmt? — Vielleicht. Möchte sie wieder fort, ohne ihn wiederzusehen? — Um Gotteswillen, nein! Es durchfährt sie wie ein Schreck bei diesem Gedanken. Ist denn ihr Leben nicht seit einigen Tagen wie erfüllt von ihm? Und haben die ganzen Jahre, die hinter ihr lagen, überhaupt einen andern Sinn gehabt, als sie wieder zur rechten Zeit ihm entgegen zu führen? — Ah, wenn sie nur etwas mehr Erfahrung hätte, wenn sie etwas lebensklüger wäre! Sie möchte die Fähigkeit haben, sich selbst einen bestimmten Weg vorzuzeichnen. Sie fragt sich, was das Vernünftigere wäre: zurückhaltend oder hingebend zu sein. Sie möchte wissen, was sie heute Abend thun darf, thun soll, womit sie ihn sicher gewinnen könne. Sie fühlt, daß sie ihn durch Alles erringen, daß sie ihn auch durch Alles verlieren kann. Aber sie weiß auch, daß ihr alles Nachsinnen nichts hilft und daß sie thun wird, was er will.

(Schluß folgt.)

Stefan George.

Eine kunstphilosophische Studie.

Von **Georg Simmel.**

Die Selbständigkeit des Genießenden gegenüber den Künstlern seiner Zeit geht selten weiter als bis zur Unbefriedigung an der einzelnen Leistung, an der einzelnen künstlerischen Persönlichkeit, vielleicht auch an dem Können der ganzen Generation; nicht aber darauf, daß der Umfang ihrer Probleme überhaupt verkümmert oder verfälscht ist; diesen vielmehr pflegt man an jeder gegenwärtigen Kunst einfach hinzunehmen. Unterläge man hier nicht der Suggestion durch die Kunst, die da ist, so wäre uns schon längst die Tyrannei unerträglich geworden, die in der Lyrik das erotische Motiv ausübt. Ist das Wesen der Seele: Einheit des Mannigfaltigen — während alles Körperhafte in ein unaufhebbares Außereinander gebannt ist — so ist keine Kunstform so, wie die lyrische durch ihre überschaubare Enge geeignet, diese Kraft und Geheimniß der Seele wirksam und fühlbar zu machen. Aber die Gesammtheit ihrer Inhalte, an deren jedem die Seele durch diese Form ihr tiefstes Sein offenbaren könnte, ist zu Gunsten jenes Einen schlechthin vernachlässigt worden. Hierfür ist großentheils der Einfluß Goethes verantwortlich, wenn auch nur so, wie Michelangelo für die Entstehung des Barock. Das unermeßliche Künstlerthum Goethes ließ freilich auch die jedem Triebe unmittelbar entquellende Aeußerung als Kunstwerk zu Tage treten; er konnte „singen wie der Vogel singt", und ganz von selbst hatte es die Distanz gegen alles Vereinzelte und Subjektive, deren Mangel sonst die Klippe der erotischen Kunst bildet. Von der Erregung durch das Liebesgefühl aus gesehen wirkt freilich auch die schlechteste Versmacherei noch als Distanzirung: daher die Erlöstheit und Befreiung, die der Dilettant in ihr findet. Aber vom Standpunkt der Kunst aus ist fast die ganze Lyrik des 19. Jahrhunderts — mit der leuchtenden Ausnahme Hölderlins — von dem Athem naturalistischen Trieblebens durchdrungen. Mag man auch diese Reize nicht rigoristisch zurückweisen, so verräth es doch eine seelische Armuth der Zeit, daß sie sich einer Kunstform, die der ganzen Weite des Innenlebens Raum gäbe, nur unter dem Zusatz von Attraktionen zu bedienen pflegt, die von außerhalb der Kunst stammen.

Vielleicht ist die Linie, die das künstlerische Wesen Stefan Georges umschreibt, am deutlichsten von diesem Punkt aus zu ziehen. Der organische, oder richtiger: überorganische Prozeß aller Kunst, in dem sie die Inhalte des Lebens über das Leben selbst hinauswachsen läßt, dürfte einmal an der Höhe besonders sichtbar sein, in die der Dichter sich und uns über die Unmittelbarkeit jener Impulse selbst da stellt, wo sie seinen Gegenstand bilden; und demnächst an

der Leidenschaft und Zartheit, mit der er das Bild der Lebenswerthe jenseits der Liebe ausstattet. Denn damit erst wird der Künstler seine wirklich eigene Kraft und Vertiefung offenbaren, während alle erotischen Aeußerungen etwas Zufälliges haben: man weiß sozusagen nicht, wie viel von der Leistung man der Einheit und Tiefe des eigentlichen Ich und wieviel jener Erregung zuschreiben soll, die man als etwas Peripheres, halb und halb der aeußeren Welt zugehörig, empfindet. Zu diesen höchsten Stufen entwickelt die Lyrik Georges die Elemente etwa bis zum Jahr 95 in einer gewissen Sonderung. Seine Kunst wird von vornherein durch das Bestreben bezeichnet, ausschließlich als Kunst zu wirken. Während sonst die Endabsicht des Lyrikers in dem Gefühls- oder Vorstellungsinhalt zu liegen pflegt, zu dessen Darstellung und Erregung ihm die künstlerische Form als Mittel dient — ist hier die grundsätzliche Wendung vollzogen: daß umgekehrt aller Inhalt das bloße Mittel ist, um rein ästhetische Werthe zu bilden. Diese Wendung hat freilich Viele zu bloßem Formalismus verführt: die künstlerische Vollendung in der wohlklingenden Korrektheit von Reim und Rhythmus zu suchen. Jedes wirkliche Kunstwerk kann uns belehren, daß die Scheidung von Form und Inhalt nur der verstandesmäßigen Analyse dient, während es selbst jenseits dieses Gegensatzes steht. Der ästhetische Genuß — weder mit dem, dem „Vorwurf“ des Werkes korrespondirenden Gefühle noch mit der Freude an der bloß äußerlichen Harmonie der Form zusammenfallend — knüpft sich an die Einheit, der gegenüber diese Einzelmomente nur elementare Mittel sind. Je strenger die innere Logik des Kunstwerks ist, desto mehr offenbart sich diese innere Einheit in der Thatsache, daß jede leiseste Aenderung der sogenannten Form sogleich eine Aenderung des Ganzen, also auch des sogenannten Inhaltes ist, und umgekehrt. Man kann garnicht denselben Gedanken oder dasselbe Gefühl auf zwei verschiedene Arten ausdrücken. Nur die oberflächliche Abstraktion, die statt des wirklichen, individuellen, genau umgrenzten Inhalts den Allgemeinbegriff desselben setzt — wie es fast durchgehends Brauch ist — kann denselben Inhalt mannigfaltigen Ausdrucksnuancirungen zusprechen. Liebe kann man freilich sehr verschieden ausdrücken; die Liebe aber, die die Trilogie der Leidenschaft darstellt, ist eben genau nur so ausdrückbar und würde mit jedem geänderten Wort irgend eine ihrer Nuancen ändern. Diese mit nichts vergleichbare Einheit des Kunstwerks erhebt sich also ebenso über die Zweiheit von Form und Inhalt, wie die spezifisch-ästhetische Erregung über die primären Gefühle, die sich an jene bloßen Elemente des Kunstwerks knüpfen mögen. Die ersten Gedichte Georges, von denen man erfuhr, verriethen schon diese ausschließlich ästhetische Absicht: weder wollten sie außer dieser noch etwas „geben“ — Gefühle oder Gedanken an und für sich — noch durch das leichte Spiel formalistischer Vollendung ergötzen; und durch diese beiden Jenseits unterschieden sie sich sogleich von der typischen Lyrik. Nur grade das erotische Thema bereitet ihm in diesen früheren Gedichten — von so großer Zartheit und Reinheit sie auch sind — hier und da noch einen Rückfall in die alte Art.

Die prinzipielle Wendung wird erst im dem „Jahr der Seele“ (1897) restlos verwirklicht. Der Inhalt ist hier fast ausschließlich ein Verhältniß zwischen Mann und Weib. Aber die Distanz zu ihm ist gefunden, die ihm keinen andern Reiz, keine anders mitklingende Erregung gestattet, als dem Gegenstand eines Kunstwerks als solchem zukommt. Der Rohstoff des Gefühles ist so lange umgeschmolzen, bis er in sich der ästhetischen Formung keine Grenze mehr durch sein Fürsichsein setzt. Alle Kunst hat gegenüber dem lebendigen Dasein ihres Gegenstandes einen Zug von Resignation, sie versagt sich das Auskosten seiner Realität, um freilich seinem Inhalt, dem Qualitativen an ihm,

mehr zu entlocken, als es eigentlich selbst besitzt. Indem jener Verzicht und diese Fülle sich gegeneinander abheben, eines zur Bedingung des anderen wird, erzeugen sie den Reiz des ästhetischen Verhaltens zu den Dingen. Hier hat nun die Resignation die Gefühlsgrundlage selbst ergriffen: alle Bewegungen und Vertiefungen der Liebe, die dies Buch erfüllen, stehen im Zeichen der Resignation, sie werden gleich an ihrer Quelle von dieser gefärbt. Und zwar ist es nicht die Resignation im Sinne eines bloßen Nicht=habens, und Nicht=wollens, sondern jener ästhetisch werthvollen gleich: als Gegenstück und Bedingung dessen, daß man doch den letzten, tiefsten, feinsten Sinn und Inhalt des Menschen und der Beziehung zu ihm und unserer eigenen Empfindung ausschöpfe. So ist das erotische Motiv, dem sonst das Künstlerische nur wie zufällig oder äußerlich kopulirt ist, hier seinem ganzen eigenen Sein nach in die Formgestaltung dieses eingegangen; und das, was uns als der heimliche Gegner des ästhetischen Zustandes erschien: der selbständige Reiz des Materials, ist diesem selbst nun vereinheitlicht und dienstbar gemacht. Die Form der Resignation, in der allein hier das unmittelbare Gefühl zum Kunstwerden zugelassen wird, stiftet von innen heraus, als eine inhaltliche Bestimmtheit eben des Gefühles selbst die Distanz, die die Kunstform ihm sonst erst nachträglich und wie von außen zufügt.

Was hier das räumliche Symbol der Distanz ausdrückt, kann durch eine zeitliche Beziehung ein verstärktes Licht erhalten. Der Inhalt dessen, was wir unsere Gegenwart nennen, entspricht eigentlich nie ihrem strengen Begriff: obgleich sie nach diesem nur die Wasserscheide zwischen Vergangenheit und Zukunft ist, suchen wir in der Unheimlichkeit ihres Wegschwindens einen Halt, indem wir ihr Bild aus einem Stückchen Vergangenheit und einem Stückchen Zukunft bauen. Dieser logischen Zweideutigkeit der „Gegenwart“ steht aber ein durchaus eindeutiges Gefühl ihrer gegenüber. Gewisse Vorstellungsinhalte werden von einem Gefühle begleitet, das wir nur so ausdrücken können: dieser Inhalt sei eben gegenwärtig. Das ist noch nicht dasselbe, wie daß er wirklich ist; vielmehr, der Ton des Gegenwärtigen, die eigenthümliche innere Macht, die es ausübt, kann manches begleiten, an dessen Wirklichkeit wir garnicht denken; und manches kann „wirklich“ sein, dem doch der Gefühlswerth der Gegenwärtigkeit fehlt. Diese Gegenwärtigkeit des Erlebens nun hat zu dem lyrischen Gedicht mannigfaltige Verhältnisse. An den Jugendgedichten Goethes empfindet man sie außerordentlich stark. Der Gefühlszustand, den sie darstellen, ist gegenwärtig, seine Gegenwart ist unmittelbar in diese Form gebannt, er ist in seiner ursprünglichen Wärme in sie gegossen. Bei dem älteren Goethe ist die Gegenwärtigkeit des dichterischen Erlebens verschwunden; das innere Schicksal scheint abgeschlossen zu sein, wenn die Kunst sich seiner bemächtigt. Aber nicht, als sei es ein fertiger Stoff, zu dem diese hinzutrete: sondern auch bei ihm ist der Charakter der Kunstform von vornherein auch der ihres im Gefühle erlebten Stoffes. Der Moment seines Fühlens selbst hat aber nicht mehr den Gegenwartston, nicht mehr das vollständige Aufgehen in seinem Jetzt. Der Grund dieser Aenderung ist, daß sein Erleben im Alter mit der ganzen Vergangenheit belastet war, jeder Augenblick, den er empfand, war nicht mehr bloß dieser, sondern er schloß tausenderlei Früheres, Gleiches und Entgegengesetztes, in sich. Darum werden selbst Gedichte, die aus einem so unmittelbaren Gefühlszustand hervorbrechen, wie die Trilogie der Leidenschaft, durchaus sententiös, der Inhalt des Augenblicks verbreitert sich zu einem übermomentanen, allgemein gültigen, gewinnt Beziehungen zu dem ganzen Umfang des Lebens.

In dem Jenseits der Gegenwart hält sich auch George; nur daß es nicht wie bei Goethe der erdrückende Reichthum der Vergangenheit ist, der die Gegenwart von ihrem eigenen Platze weg zu sich lockt und überdeckt; sondern

hier ist es eine von innen her kommende Beschaffenheit des Kunstwerks. Als wäre die Empfindung, das Gefühl, das Bild von vornherein nur in ihrem reinen Inhalt, ohne jede Beziehung auf einen Zeitmoment erlebt. Die eigenthümliche Qualität des Empfundenwerdens, die wir als die Gegenwärtigkeit seines Inhaltes bezeichnen, hat immer etwas Zufälliges; grade jetzt ist er von Schicksalsmächten verwirklicht, die doch außerhalb seiner selbst liegen, es ist, als verdankte er seine Lebhaftigkeit nicht seinem eigenen Werthe, sondern dem glücklichen oder unglücklichen Zusammentreffen innerer und äußerer Ereignißreihen; so fühlen wir oft auch tiefer und eindrucksvoller Lyrik gegenüber, daß die Betonungen und Werthe, mit denen sie wirkt, ihren einzelnen Inhalten als momentane Erregungen, aus Zuspitzungen und Komplikationen der Gefühlsschicksale heraus, zuwachsen. Dieses Cachet der Gegenwärtigkeit trifft das, was eigentlich gemeint und gefühlt ist, wie der Strahl eines zufällig aufflammenden Lichtes; die Helligkeit nnd Wärme, die es bedeutet, kommt den eigentlich künstlerischen Bildern und Ideen mehr wie ein Glück von außen, denn als eine eigene, innere Nothwendigkeit zu. Bei George dagegen — wenn auch nicht bei ihm allein — scheint der Aggregatzustand des Gefühls, die ganze Existenzempfindung um die einzelnen Elemente, Worte, Gedanken des Gedichtes herum aus diesen selbst hervorzubrechen, statt ihnen durch die Gunst und Erhebung des Augenblicks anzufliegen. Ein Unterschied, der freilich qualitativ innerlich ist, ein Unterschied der Impressionen, für den die Verschiedenheit der Ursprünge nur ein symbolischer Ausdruck sein kann; so mögen wir für den Eindruck, den die Welt auf uns macht, kein anderes Wort haben, als daß sie aus dem Geist und Willen eines Gottes hervorgegangen ist — aber damit können wir nicht ihre historische Genesis begründet, sondern nur das qualitative Wesen der gewordenen, wirklichen, durch eine symbolische Verlegung des Seins in das Werden geschildert haben.

Was ich mit diesem, aller bloßen Gegenwärtigkeit entrückten Wesen der George'schen Lyrik meine, ordnet sich einem ganz allgemeinen Verhalten unserer Seele ein, das auf dem Gebiet der Erkenntniß vielleicht am deutlichsten ist. Sobald wir uns durch Begriffe verständigen wollen, setzen wir voraus, daß jeder von ihnen einen festumschriebenen, feststehenden Inhalt habe, den wir freilich nicht in jedem Augenblick dabei wirklich vorstellen, den vielmehr dieses wirkliche Vorstellen in größerem oder geringerem Abstand umspielt. Wie eine Wirklichkeit einem Ideal, so steht das Vorstellen in jedem gegebenen Moment jenem Sachgehalt des Begriffes gegenüber, und obgleich auch er nur v o r g e s t e l l t wird, so ist doch das, was wir mit ihm m e i n e n, über die Zufälligkeit des augenblicklichen Bewußtseins erhaben, und von ihr ebenso unabhängig, wie Inhalt und Gültigkeit des Staatsgesetzes davon, daß die ihm Untergebenen es bald vollständiger, bald mangelhafter erfüllen. Eine solche Zweiheit muß, wie zwischen den logischen, so auch zwischen den Gefühlsbedeutungen der seelischen Gebilde bestehen. Wir empfinden — auch ohne es uns abstrakt klar zu machen — daß Worten wie Dingen, Sätzen wie Schicksalen, ein gewisses Gefühl, eine innere Resonanz, eine Antwort der gesammten Seele entspricht; dies ist sozusagen ihr Sachgehalt an Subjektivität, das haben sie zu fordern, das s i n d sie, wenn sie in der Sprache der Innerlichkeit richtig ausgesprochen werden. Aber jenseits dieser beharrenden Bedeutung für das Fühlen überhaupt, die dem Innenleben jener Gebilde korrespondirt, bewegt sich das Chaos aller zufälligen, persönlich-wirklichen Gefühle, nur mehr oder weniger denen verwandt, die den Dingen nach dem Gesetz ihrer Beziehungen zu uns zukommen. Alle Kunst nun scheint in höherem oder niederem Maße grade jene inneren Erregungen zum Anklingen zu bringen, die ihren Worten und

Farben, Gedanken und Gestalten, Bewegungen und Ideen wie durch eine sachliche Nothwendigkeit eigen sind, wie Bestimmungen, die sich ihrem Wesen unmittelbar verbinden. Gewiß sind es nur subjektive, innerliche Vorkommnisse, um deren Anknüpfung an äußerliche, sinnliche Gegebenheiten es sich handelt; allein die Thatsache, daß sie sich an sie anknüpfen, wird als objektive Nothwendigkeit empfunden, und zwar als eine, die der Beschaffenheit des Gegebenen selbst anhaftet. Dies ist vielleicht der Sinn der zeitlosen Bedeutung, die wir Kunstwerken zusprechen. Die Zeitlosigkeit oder Ewigkeit des Naturgesetzes besagt doch, daß der Erfolg gewisser Bedingungen sachlich nothwendig ist, ganz gleichgültig gegen den Zeitmoment, in dem sie eintreten, und ob und wie oft sie überhaupt eintreten; die Zeitlosigkeit einer Idee hat den Sinn, daß ihre logische oder ethische Bedeutung ihr selbst einwohnt, wir mögen sie in uns nachbilden oder nicht — aber wenn wir diese Idee denken wollen, jetzt oder in tausend Jahren, so kann sie immer nur diese Bedeutung haben; und so überzeugt uns die Kunst, daß jedem ihrer Elemente gewisse subjektive Bewegungen — wir nennen sie, vielleicht nicht durchweg zutreffend, Gefühle — aus der eigenen Beschaffenheit eben jener Elemente heraus zugehören. Wir mögen sie in uns seelisch vollkommen oder unvollkommen, heute oder morgen oder nie realisiren, wenn wir aber diese Ausdrücke, Bilder, Formen so empfinden wollen, wie es ihnen entspricht, so können wir es nur mit diesen und keinen anderen Gefühlsvorgängen.

Diese objektiven Valeurs aller Elemente des lyrischen Gedichtes zur Alleinherrschaft zu bringen, uns fühlen zu machen, welche innere Nothwendigkeit psychischer Reaktion jedes Wort, jeden Gedanken, jedes Gleichniß wie ein Astralleib umgiebt — das ist George nun am vollendetsten in seiner letzten Veröffentlichung („der Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod, mit einem Vorspiel") gelungen. Das „Vorspiel", das mir als der Gipfel seiner bisherigen Leistungen erscheint,*) schildert in vierundzwanzig Gedichten, wie das höhere Leben, die immer weiter greifende Zugehörigkeit zu den idealen Mächten uns von der verworrenen Wirklichkeit erlöst. Unter dem Bilde des „Engels", der ihn durch das Dasein führt, erscheint ihm die ganz allgemeine Form unserer höchsten Werthpotenzen, die der Dichter als seine Muse, der Forscher als die Wahrheit, der handelnde Mensch als das praktische Ideal bezeichnen mag; dies ist für jeden die letzte Instanz, deren Einheit uns ebenso den Ueberschwang alles Glückes, wie die Unerbittlichkeit schmerzlichster Pflichten bedeutet; die uns von der darunter gelegenen Welt ebenso trennt, wie sie doch deren gerade für uns bestimmte Werthe kenntlich macht und in sich sublimirt; die uns von den Forderungen wie von den Genüssen des flacheren Lebens scheidet, um den Preis, allein vor ihr und uns selbst verantwortlich zu sein. Der Engel ist der Sinn, den das Leben in sich, und zugleich die Norm, die es über sich hat. Nach Goethe weiß ich keine Dichtung, in der ein so völlig Allgemeines, durch keine Einzelbestimmung Festzulegendes, wie der Engel, so künstlerisch anschaulich, in der das Ungreifbare doch so fühlbar gemacht wäre. Der ungeheure Ernst seines Problems würde nun mit dem sinnlichen Reize seiner Form nicht zusammengehen, wenn nicht jedes Wort und jedes sonstige Element mit jener, ihm allein zukommenden, als nothwendig empfundenen Bedeutung wirkte, wenn das Kunstwerk nicht aus diesen inneren, jede Bereicherung oder Abzug von außen her ablehnenden Bedeutungen zusammenwüchse. Die Verse ziehen eine unvergleich-

*) Ich lehne ausdrücklich ab, mit alledem eine Kritik der Georgeschen Dichtung zu geben. Mich geht hier nur an, was an dieser die Exemplifizirung gewisser kunstphilosophischer Gedanken ist — ganz dahingestellt lassend, ob das Werk damit, quantitativ und qualitativ, vollständig bezeichnet wird oder nicht.

liche Schwere und Bedeutsamkeit aus der Strenge, mit der jedes Wort nur den genauen Sinn seiner Innerlichkeit ansprechen läßt und dadurch alles das Spielerische und Flatternde ausschließt, das der Zufälligkeit seines blos subjektiven Wieder- und Weiterklingens anhaftet. Durch welche Eigenthümlichkeit der Zusammenordnung, der innerpsychischen Akustik, der Verflechtung zwischen logischem Inhalt und Versbau ihm dies gelingt, kann keine Analyse feststellen. Es ist aber, als ob die Worte und Gedanken, Reime und Rhythmen hier erst zu ihrem eigenen Rechte kämen, als gehörten die inneren Bewegungen in uns zu *ihrem* eigenen Wesen, als dessen sachliche Konsequenz. Dadurch kann sich jene Synthese erzeugen, daß ein ganz Allgemeines und Abstraktes doch völlig sinnlich und ästhetisch wirksam ist: wir empfinden das Subjektive, das in uns vorgeht, als ein objektiv Nothwendiges, dem Werke selbst Zukommendes. Wenn in den Engelgedichten der spielende Reiz klanglicher Harmonie (der darum so wenig spielerisch ist, wie das Kindliche kindisch ist), eine Tiefe des Lebensinhaltes trägt, die an sich über aller Form steht — so ist dies möglich, weil alle Erregungen und Schwingungen subjektiver, momentaner, mittönender Gefühle den ganzen Werth, gleichsam den Aggregatzustand des sachlich Begründeten besitzen, die Signatur einer Gesetzmäßigkeit tragen, die über dem Subjekte thront; und dies wiederum ist ersichtlich nur ein anderer Ausdruck dafür, daß hier von jedem Elemente des Kunstwerks nur derjenige Sinn zum seelischen Anklingen zugelassen ist, der seinem eigensten, innersten Sein, seiner zeitlosen, über das ephemere Empfunden- oder Nicht-Empfunden-Werden erhabenen Bedeutung zukommt.

Dies muß mit einer weiteren Eigenart der Georgeschen Lyrik, insbesondere seines letzten Werkes zusammenhängen. Jenes vollkommene Artistenthum, das keinem bloß persönlichen Tone Raum giebt, und in dem der Wille zum objektiven Kunstwerk alleinherrschend geworden ist, verbindet sich hier doch mit einem Zuge, den ich nur als Intimität bezeichnen kann. Man fühlt eine Seele ihr geheimstes Leben offenbaren, wie dem vertrautesten Freunde. Dies entspricht genau der höchsten Aufgabe bildender Kunst: indem diese den Formgesetzen und Idealen der reinen Anschaulichkeit genügt, indem sie die sichtbare menschliche Erscheinung nach den Normen, Ausgleichungen, Reizen gestaltet, die wirklich nur der Selbstgenügsamkeit der räumlichen und farbigen Erscheinung zukommen — giebt sie eben damit auch eine Vorstellung des Seelischen *hinter* der Erscheinung, des Charakters und der Geistigkeit, des ewig Unanschaulichen; und zwar unter der eigentlich metaphysischen Voraussetzung, daß der Vollendungsgrad der Darstellung in der einen Reihe, gemessen an ihren eigenen immanenten Bedingungen, eben den gleichen in der anderen, nicht weniger in sich geschlossenen, mit sich bringe. Den beiden, gegeneinander ganz selbständigen, so oft divergirenden Gesetzgebungen genügt diejenige künstlerische Erscheinung in ganz gleichem Grade, die für eine von ihnen die höchste ist: die Vollendung nach dem Maaßstab der anderen fällt ihr wie durch eine mystische Harmonie in den Schoß. Wenn nun diese Gedichte, den Normen objektiv ästhetischer Vollendung vorbehaltlos gehorsam, doch zugleich den Reiz und die Tiefe ganz persönlicher Intimität zeigen, die einer ganz anderen Ordnung als jener mehr formalen, bloß künstlerischen angehören — so kann man auf diesem Gebiet doch vielleicht den Treffpunkt der beiden, sonst von einander so unabhängigen Reihen etwas genauer bezeichnen.

Ich halte es für das erste Erforderniß aller wirklich ästhetischen Betrachtung, daß dieselbe dem Kunstwerk als einem ganz auf sich ruhenden, völlig selbständigen Kosmos gelte, in absoluter Loslösung von seinem Schöpfer und allen Gefühlen, Deutungen, Hinweisungen, die ihm etwa durch die Beziehung

zu diesem zugehören könnten. Die Absicht und Stimmung, aus der das Werk geschaffen ist, haben zu dem geschaffenen gar keine Beziehung mehr, außer insoweit sie zu objektiven Qualitäten desselben geworden sind: nicht weil der Künstler sie empfand, sondern weil sie dem Werke wahrnehmbar einwohnen, sind sie jetzt wesentlich. Das genetische, historisch-psychologische Verständniß des Werkes greift über die Grenzen desselben hinaus, in denen die rein aesthetische, nur dem Kunstwerk als solchem geltende Betrachtung sich hält. Während aber so die Projizirung der Leistung auf den realen, individuellen Schöpfer aus der ästhetischen Betrachtung jener schlechthin verbannt sein muß, ist mir noch die Frage, ob diese Betrachtung nicht doch den Begriff einer das Werk tragenden Persönlichkeit, wenn auch von anderer Art, direkt in sich schließt. Zu der Auffassung eines Kunstwerkes und seiner Wirkung auf uns gehört allerdings, wie mir scheint, als Bedingung, daß wir es als Aeußerung eines, und zwar eines bestimmt qualifizirten Geistes auffassen. Dadurch bekommt es den Zusammenhang seiner Theile, der es für uns erst zur Einheit macht, damit erst fühlen wir uns berechtigt, uns durch das Werk zu gewissen inneren Reaktionen anregen zu lassen, die einer bloßen Kombination äußerer Naturwirkungen nicht gelingen. Aber diese Persönlichkeit, die für uns, ebenso wirksam wie unbewußt, das Werk trägt, ist nicht die des wirklichen Autors, von dem man etwas außer seinem vorliegenden Werke weiß; sondern eine ideelle, die eben nichts ist, als die Vorstellung einer Seele, die grade dies Werk vollbracht hat. Wie wir eine Vielheit äußerer Eindrücke, die sich in unserem Bewußtsein treffen, zu der Einheit eines Gegenstandes zusammenschließen, zu einer Substanz, von der sie ausstrahlen, und deren Einheit das Gegenbild der Form unserer Seele ist: so wird uns die Mannigfaltigkeit der Töne und Farben, der Worte und Gedanken eines Kunstwerks in Wechselwirkung gesetzt, durchdrungen, zusammengehalten durch die Seele, von der wir sie ausstrahlen fühlen und die als der Träger der Einheit erscheint, zu der sie in unserer eigenen Seele werden. Daß wir das Kunstwerk sub specie animae empfinden, ist eine der zum Grunde liegenden Kategorien, durch die es überhaupt erst wird, was es für uns ist — wie entsprechend die Natur es wird, indem wir sie unter der Kategorie von Ursache und Wirkung anschauen. So wenig aber die Ursächlichkeit etwas für sich und hinter den Erscheinungen Stehendes ist, sondern nur das immanente, sie zusammenhaltende Gesetz, so wenig steht die schöpferische Persönlichkeit, auf die das Kunstwerk projizirt wird, jenseits seiner, sondern ist eine innere Bedingung unserer Auffassung, sie ist eine Funktion des gegebenen Kunstwerkes selbst und ausschließlich von ihm aus zustande gekommen. Es wird hier also nicht, wie bei der Interpretation durch die historische Persönlichkeit des Schöpfers, auf eine R e a l i t ä t zurückgegangen, die für das rein ästhetische Gebiet immer etwas Fremdes, ein illegitimer Eindringling ist; sondern die Personalität wohnt hier selbst in der Sphäre des Ideellen, sie ist die Form, in der die einzelnen ästhetischen Gegebenheiten verständlich zusammenhängen. Wenn etwa ein Werk Michelangelos den Eindruck des Tragischen macht, so wirkt zu diesem vielleicht die Erinnerung an die Persönlichkeit Michelangelos mit: an diese ins Unendliche aufstrebende und von allem Schwergewicht innerer und äußerer Wirklichkeit niedergezogene Seele, erfüllt von der Sehnsucht nach Versöhnung mit sich und ihrem Gott und doch in angstvollem Dualismus verharrend, das eigene Sein und Thun nur nach dem Ideal absoluter Vollendung bewerthend und dabei durchdrungen von dem Bewußtsein, nur ein Anfang, ein Bruchstück, ein halbgeformter Rohstoff zu sein. Alles dies mag Ausdruck und Symbol in seinen Skulpturen finden, von denen fast keine ganz fertig geworden ist, in denen die Spannung zwischen dem leidenschaftlichsten Affekt und der physischen Möglichkeit

seines Ausdrucks ein Maximum geworden ist, deren jede als Moment des Kampfes einer inneren, gleichsam latenten Vollendung mit einer ihr von außen aufgedrungenen Unvollendetheit und Unvollendbarkeit erscheint. Wenn aber das Gegebene uns erst durch jenes Persönliche solchen Sinn erhält, so ist das Bereich des Ästhetischen damit verlassen, das Verständnis des Kunstwerks ist nicht mehr von ihm selbst ausgegangen, es ist ihm transscendent geworden. Hiervon also müssen wir sorgfältig die Thatsache trennen (so sehr im unmittelbaren Eindruck beides durcheinander gehen mag), daß uns das Werk an und für sich, ohne irgend ein Wissen um seinen Schöpfer, tragisch erscheint, wie es bei den Skulpturen Michelangelos sicher der Fall ist. Möglich aber ist dies allerdings auch nur auf Grund einer Seelenhaftigkeit, die für uns aus den sinnlich gegebenen Formen, als ihr Quell und Träger, herauswächst. Dazu bedarf es nur jenes ganz allgemeinen und instinktiven Wissens um die Aeußerungen und Darstellungen der Innerlichkeit, ohne die es weder zu einem gesellschaftlichen Dasein noch zu einer Kunst käme und die sich völlig von dem historischen Kennen einer bestimmten Einzelpersönlichkeit unterscheidet. Es ist nicht der reale, individuelle, sondern der ganz allgemeine Mensch, wenn auch in derjenigen Modifikation, die durch den sachlichen Inhalt des Kunstwerkes angezeigt ist — ungefähr wie wir jeden beliebigen Satz der Sprache verstehen, indem wir die psychische Bewegung in uns anklingen lassen, die ihn normaler und logischer Weise hervorbringt, ohne auf die besondere und vielleicht ganz andersartige seelische Konstellation zurückzugehen, die ihn in einem einzelnen Fall wirklich entspringen ließ. Deshalb ist es aber doch kein fehlerhafter Zirkel, wenn wir so aus dem Werk eine schaffende Seele erschließen, und aus dieser Seele heraus wiederum das Werk deuten. Denn thatsächlich wächst dem gegebenen Werk aus unserem Vorrath instinktiver Psychologie etwas neues zu, das ihm erst Sinn und Leben giebt: nur daß dies nichts Zufälliges, Historisches, aus einer anderen Ordnung Stammendes ist, sondern ein Nothwendiges, die Kristallisation des inneren Gesetzes der gegebenen Erscheinung. Sollte es ein Zirkel sein, so ist er nicht vermeidlicher, als wenn wir aus einer Reihenfolge sinnlicher Eindrücke ihre ursächliche Verbindung erschließen, um dann durch eben diese Kausalität jene Eindrücke und ihr Aufeinanderfolgen zu verstehen.

Und hiermit wird nun endlich klar, wieso Georges Gedichte, die sich, so ganz jenseits der Subjektivität, unter die reine Gesetzgebung der Kunst stellen, dennoch so ganz intim, so ganz als Offenbarung letzter Seelentiefe und allerpersönlichsten Lebens erscheinen können. Jene überindividuelle Persönlichkeit, die, aus dem Kunstwerk gleichsam auskristallisirend, in ihm selbst als sein Brennpunkt und Träger empfunden wird, bindet beides zusammen. Die ideelle Seele, deren Verhältniß zu dem Kunstwerk wir nur sehr unvollkommen mit dem räumlichen Gleichniß des gleichzeitigen Darin- und Dahinterstehens ausdrücken, hat eben hier die Qualität des Intimen; das innere Gesetz des Werkes, das sich uns als zusammenhaltende, das Ganze durchdringende Seelenhaftigkeit darstellt, ist hier: Erschließen des innersten Lebens, Fortsetzung der fundamentalsten Regungen in die ästhetische Erscheinung. Weil es aber keine konkrete, singuläre Persönlichkeit ist, auf die die Qualitäten des Werkes uns gefühlsmäßige Anweisung geben, sondern nur die ihnen sachlich, innerlich Zugehörige, die Ausstrahlung wie die Bedingung ihrer selbst — so unterscheidet sich diese Intimität aufs schärfste von derjenigen, die als Indiskretion über sich selbst und unziemliche Enthüllung wirkt. Dies ist z. B. bei den sehr tief empfundenen und in ihrer Art sehr schönen Gedichten Paul Heyse's über den Tod seines Kindes (in den „Versen aus Italien") zu spüren. Hier klingt, ganz naturalistisch, noch der reale Schmerz mit, man fühlt die ganz einzelne Persönlichkeit, die dies

Leid betroffen hat, und zwar in der Wirklichkeit, in einer Ordnung der Dinge ganz außerhalb des Kunstwerks, betroffen hat. Deshalb entsteht hier ein ästhetisch peinliches, unorganisches Gemenge zweier ganz heterogener Reihen, der Realität mit ihren einzelnen, zufälligen, konkreten Individuen, und der Kunst, in der nur die sachlichen, also zeitlosen und von ihren historischen Trägern gelösten Bedeutungen der Dinge gelten. Indem George sich rein innerhalb dieser hält, kann er dennoch ganz persönliche Bewegungen zum Ausdruck bringen, weil er sie nur an jenem Persönlichkeitsbilde fühlen läßt, das die Worte und Gedanken des Gedichts als ihr Apriori, ihre innere Einheit umfaßt — gleichsam die eigentliche Bedeutung der individuellen Wirklichkeit, aber aus dieser Wirklichkeit selbst herausgerettet und in die Seinsart der bloßen Ideellität gekleidet. Aber indem die Kunst hier das Gefäß für die letzten Persönlichkeitswerthe wird, darf nun der Genießende auch so objektiven Kunstwerken Empfindungen subjektivster Art, gleichsam verklärt, zuwenden: so sehr die Persönlichkeit, die diese Gedichte uns fühlbar machen, nur der ideale Brennpunkt des Kunstwerkes selbst und nicht die reale Individualität ist, gewährt sie doch der Dankbarkeit für das Empfangene, aus der Form der Bewunderung in die der Liebe überzugehen.

Rundschau.

Das Liebesleben in der Natur.

Wilhelm Bölsche hat von seinem Werke, „Das Liebesleben in der Natur" (Leipzig. Eugen Diederichs) die zweite Folge erscheinen lassen. Dieser Band ist ebenso prächtig wie der erste, vor allem zeigt er wieder denselben prächtigen Menschen mit seinem sicheren Wissen ohne Schulmäßigkeit, mit dem klaren Auge, das sich sinnend wieder ins Weite richtet, nachdem es sich im Mikroskop des Kleinsten liebevoll angenommen hat, mit den frischen Sinnen, die das strotzende Leben froh aufsaugen, mit der Phantasie, die sich von den Büchern los macht und in das Werden und Wachsen der Dinge hineinsieht, hineinlauscht, bis die Entwicklung wie ein gewaltiges Epos an ihm vorüberrauscht. Wenn Bölsche von der Geschichte des Tieres und des Menschen schreibt, wenn er unser Werden zurückverfolgt bis zur Quelle und zur Urzelle, dann fühlen wir uns wieder in den Kreislauf der Natur gestellt, mit einer Art stolzer, gläubiger Demut als die kostbarsten Produkte einer Entwicklung, die alles versucht, immer verliert, immer gewinnt, die uns schaukelt wie der Ozean, und uns überkommt die Empfindung der im Eingang geschilderten Walpurgisnacht, in der wir uns eins fühlen mit allem, was da wächst und wird, mit den Wolken, mit dem Nebel, mit den plätschernden Bächen, mit den Tieren, den Blumen, den Bäumen. Die schaffende Natur erscheint wie eine ewige Walpurgisnacht, in der die Liebe als die höchste Herrscherin gebietet, eine große berauschende Melodie zieht durch dieses Buch, über dem „Im Namen Goethes" stehen könnte, und das den großen Nachfolgern Darwin und Häckel huldigt, die von dem Meister des Schauens die Augen geerbt und in seinem Reiche nach den geahnten Tiefen weiter gegraben haben. Bölsche ist ein moderner, will sagen ein ganz frischer und junger Mensch, er hat die alten Symbole abgethan, deren wir uns aus Bequemlichkeit oder Anhänglichkeit immer noch bedienen, er steht fest auf dem Boden der Naturwissenschaft mit der Sicherheit und zugleich mit der Bescheidenheit des Forschers, dem jede Erkenntnis nur provisorische Geltung hat, und aus dieser Wissenschaft wird wieder Poesie, eine neue Phantasie des Denkers, weil Bölsche ein Künstler ist, der das Vergangene gegenwärtig macht, uns in Jahrmillionen eine Sekunde der Entwicklung und wiederum im kleinsten Staubteil den ganzen Makrokosmus sehen läßt.

Das Liebesleben in der Natur verfolgt er von dem Verschmelzen zweier Zellen bis zu der schwärmerischen Raserei des homo sapiens, durch alle Nüancen der Entwicklung aufsteigend und doch immer der Gleichheit, der Einheitlichkeit des mächtigsten Naturtriebes eingedenk. Der Professor sagt, daß der Mensch vom Affen abstammt, und der Philister fängt an, es zu glauben. Die wahre Grenze zwischen Mensch und Tier liegt aber nicht im Grau uralter Tage, sie geht durch die Menschen von heute wie ein ungeheurer blutiger Schnitt, sie scheidet den Menschen, der Erkenntnis sucht, von dem, der bloß lebt. Adam und Eva hatten an der Erkenntnis genascht, aber sich nicht resolut davon genährt, sie waren nicht mehr Tier und noch nicht Mensch. Aber eines Tages kamen sie wieder zurück vor die Paradiesespforte. „Sie waren wieder nackt und lachten über den Bärenpelz, den sie sich damals in namenloser Angst um die zitternden Hüften gewickelt. Ueber ihre neue Nacktheit strömte aber jetzt etwas wie diamantener Schein. Sie waren jetzt wirklich Menschen geworden, Menschen, die Erkenntnis forderten, und nicht bloß naschen wollten. Und vor dieser Forderung schmolz der alte Seraph mit seinem Schwert wie ein Schemen dahin. Sie traten in das Paradies und lagerten sich unter dem unendlichen grünen Baldachin des Baumes der Erkenntnis. Jedes Blatt war eine Milchstraße und jede rote Blüte war eine neue Stufe der Entwicklung. Im Schatten dieser Blätter und dieser Blüten gab es keine beschämende Nacktheit mehr. Die Erkenntnis war wieder splitternackt wie eine Maienrose, der auch der Verschämteste keine Schwimmhose überziehen wird. Und doch

war sie diese Rose nicht mehr. Sie war Mensch . . ."

„Es ist mehr Vernunft in deinem Leibe als in deiner besten Weisheit," sagt Nietzsche. Der Geist ist ein Jüngling, immer naiv und frei wieder geboren, ein Weltenkind. Gegen ihn ist der Leib uralt, ein eisgrauer Heiliger, in dem das Erinnern an Uranfängliches nie ausgestorben ist. Der Embryo im Mutterleib nimmt nicht gleich Menschengestalt an, sondern einfachere Formen an bestimmte Tiere erinnernd, die nach Darwin die Vorfahren in der Entwicklung des Menschen gewesen sind. Die bauenden Zellen wissen Dinge aus der Urwelt, daß der Mensch einmal in einem Tiere steckte, das einen Schwanz trug oder im Wasser lebte und mit Kiemen atmete, sie wissen und sie erinnern sich. Man setze ein Mädchen oder einen Knaben auf einer wilden Insel aus, der Leib wird die geschlechtlichen Akte vollziehen, wenn auch der Geist dieses einsamen Menschenkindes die Sehnsucht nach dem anderen Geschlechte nicht verstehen kann.

Die Liebe ist die tiefste, älteste Erinnerung, wie geologische Schichten liegen die verschiedenen Phasen aufeinander, die alle noch in einer dunklen Einheit nachwirkend thätig sind. Ihre Urform ist die einfache Vermischung, die der entwickelteren Wesen ist die Distance-Liebe, die aber in Momenten zur alten Mischliebe zurückzukehren strebt. Allerdings nur in einem Moment, dann aber siegt das Prinzip des Aneinanderwachsens noch einmal wie in einer äußersten posthumen Vision, einem Aufleben eines Stücks Urnatur, Urwelt, Kinderzeit vor einer Sekunde tiefsten Sichversenkens in das größte Mysterium des dunklen Natur-Urgrundes, der keine Zeit, kein Alt und Neu kennt: der Zeugung. In diesem Moment muß auch das Liebesindividuum heim, ans Herz der Urmutter, es muß schöpfen aus dem innerlichsten Jungbrunnen, muß herabsteigen wie Odhin zu den Nornen, Faust zu den Müttern. Zwischen der Urform der Mischliebe mit ihrer Körperverwachsung und der Distance-Liebe, die sich durch den Anblick (Lichtwellen) und die gedankenvermittelnde Sprache (Schallwellen), durch Tast- und Geruchssinn nährt, sind alle Nüancen enthalten. Eine der merkwürdigsten Uebergangsformen ist der Kuß. In seinem ursprünglichsten Wesen gehört er dicht an die Schwelle der Mischliebe, aus ihrer Introduktion ist er zu einem Surrogat geworden, da wo die letzte Minimaldistance nicht mehr beseitigt werden konnte, als Grenzwert gleichsam des Kampfes und der Sehnsucht um die Mischliebe. Dann ist aus dem Surrogat ein Symbol geworden, also schon eine rein geistige Sache; das denkende Gehirn war nicht umsonst so nahe. Und dieses Symbols hat sich jetzt gerade die ausgesprochene Distance-Liebe bemächtigt. In ihren Händen ist der Kuß zum Symbol der Liebe geworden, die ausgesucht niemals körperliche Mischliebe werden **soll** oder es überhaupt nicht werden **kann**.

Die Wollust mit ihrem groben, einförmigen Grundbaß ist eine nivellierende Kraft, aber von ihr geht es hinauf bis zu der höchsten Form der Liebe, der individualisierenden Wahl. Und hier tauchen Zukunftswerte auf, von dem befreiten Menschen zu schaffen, der für das Gefühl auch der wirklichen Wollust nur noch empfänglich wäre bei inniger Einigung mit **dem** anderen Wesen, das auch sein ganzer unendlich verfeinerter Kulturgeist, all seine Ethik und Aesthetik, Idealität und Idealschaffungssehnsucht für das Richtige, ihm Entsprechende erkannt hätte, das also Madonna und Venus im höchsten Sinne zugleich für ihn wäre. Diese erhabene Harmonie ist bei uns selber noch ein Entwicklungsideal, das wir sehnend schauen, noch nicht besitzen, dem aber wohl keine echte und reine Seele trotz allen widersprechenden Akten je im Leben untreu geworden ist.

Bis an diesen Punkt führt uns Bölsche, bis zu der vergeistigenden Liebe, die auch die Mutter der Kunst und der Schönheit ist. Nach der langen Wanderung der beiden ersten Bücher von der Urzelle zum Menschen wird sie das Ziel des dritten und letzten Buches sein. Als einen vorläufigen Scheidegruß giebt er uns das schöne Wort des Angelus Silesius mit.

„Freund, es ist nun genug.
Im Fall du mehr willst lesen,
So geh und werde selbst
Die Schrift und auch das Wesen."

E—r.

Liszts Christus.

Die Aufführung des Liszt'schen Christus durch den Ochs'schen Gesangverein wurde „That" genannt. Man hat dieses Wort seit Bayreuth in der Musikkritik eingeführt, wenn es sich um Erfüllungen längst schwebender Pflichten handelt. Strichlose Opern, opferbereite Novitäten und historische Dankbarkeiten sind Thaten. Die That der Berliner Christusaufführung bestand in der fast vollendeten Wiedergabe eines Werkes, das längst historisch geworden wäre, wenn es überhaupt viele Aufführungen erlebt hätte. In dieser That deckte die Dankbarkeit gegen Liszts anregendes Genie vollkommen die Mängel einer Komposition, die von schmerzlicher Schwäche ist. Das besonders Schmerzliche liegt darin, daß hier ein großer Geist krampfhafte, aber vergebliche schöpferische Anstrengungen macht und daß ein Erwachsener mit aller Technik die Geberden eines Anfängers auszustatten sucht, ohne sie verleugnen zu können: ein

alter Mann, der Kind sein will. Der Geist allein — was thut der? Die Idee eines lyrischen Oratoriums, das die Hauptmomente aus Christi Erscheinung, Wirken und Fortleben in einzelnen Stücken behandelt, diese Idee hätte jeder Geist haben können aus einer großen Vorstellung heraus. Aber es handelt sich um das Können. Liszt war kein Könner. Er war Anreger und war Sammler, aber kein Intuitiver. Im Christus treffen sich gregorianische steinerne Melodien, Weihnachtsgesang, verklingende Hymnen, Kirchentonarten und moderne Septimen in der Mischung, wie sie nur ein geschmackvoller Sammler zu geben weiß — auch die Virtuosität ist ein berechtigter Edelstein in diesem reichen Gewande. Der Christus regt uns zu gewaltigen Ideen an — freieste absolute Musik, Riesenstimmungen bald archaisch geschnitten, bald in Landschaft zerfließend, kolossale Steigerungen, auf deren Gipfel ein Soloquartett blüht, rauschende Symphonien und mystische Acapellaklänge, es wächst der Triumph der Musik vor uns auf, aber er wächst nur in unserer Vorstellung auf, wir hören ihn nicht. Wir hören nur Einzelnes: eine mysteriöse Sordinenfuge, farbige Harmonien im Stabat mater speciosa, eine bezwingende Melodie im Stabat mater dolorosa, eine tiefe Traurigkeit im Tristis est anima mea, süße Hirtenklänge und des Engels nackte Stimme, die in alten Monodien die Geburt des Kindes verkündet. Dazwischen Hilflosigkeit, Stückwerk Tag für Tag, der Ueberdruß der Fortsetzung, die fehlende Perspektive und, wenn die Einbildungskraft still steht, die peinlichste aller Künstlerverlegenheiten: das Verlieben ins eigene Motiv, seine mechanische ewige Wiederholung, in die die Empfindung sich vergräbt, ohne Feuer zu schlagen. Niemals hat selbst Liszt etwas Erfindungsärmeres geschrieben als diesen Einzug in Jerusalem. Hier sehen wir einen herrlichen Menschen, als Mensch so bezaubernd, daß Niemand, der ihn einmal sah, bis ans Lebensende ein Wort gegen ihn hat sagen können, wir sehen einen herrlichen Menschen vor einem wunderbaren fernen Bilde stehen, nach dem er greift, ohne es zu erhaschen. Es giebt nichts Erschütternderes. Worüber soll man klagen? Liszt war als Mensch zu wichtig, als daß wir dies seinem Künstlertum hätten opfern wollen. Er war der Heiland der neuen Musik, aber das Evangelium müssen Andere schreiben. Der Christus hat längst gewirkt. In Wolframs Weihnachtsoratorium, in Bossis hohem Lied, in Tinels Franciscus kommen seine Kinder. Der Vater wollte dieses Reich erobern, die Kinder führen es aus. Nachdem es nun einmal so weit ist, dürfen wir ehrlich sein und brauchen mit Liszt keinerlei Schöngeisterei zu treiben. Es giebt heut Gruppen von Sensitiven, die in Liszts Christus das sehen, was ich in Verdis quattro pezzi sacri finde: die sublime lyrische Form der Religion. So sehr viel schadet das nicht, denn das Gewollte mit dem Geschaffenen zu verwechseln ist immer noch besser, als alle Indifferenz. Und es ist kein Wort zu sagen gegen den unschätzbaren Opfermut, mit dem der feinsinnigste aller Berliner Chordirigenten uns die Gewißheit gegeben hat, daß von der Fürstin Wittgenstein bis zu den Neokatholiken alle einen Wegweiser mit dem Berggipfel verwechselten.

Federzeichnungen.

Ich zeige ein vergriffenes Buch an. Es steht im Schaufenster der Bibliophilenhandlung von Breslauer und Meyer mit dieser seltenen Marke Ausverkauft und eine Seite ist aufgeschlagen, wo eine geistreiche Feder die Keilerei zweier Shakespeare'schen Raufbolde schildert. Das Pflaster des Hofes ist wie Kuchen hingelegt und wird nach dem Vordergrund fratzenhaft groß. Die Kerle hauen sich mit Eimer und Säcken, und ein Bäcker ist hinzugepurzelt. Ringsherum stehen Zuschauer und lachen. Auf dem vordersten Pflasterstein steht die Signatur John Hassall. John Hassall ist entschieden ein trefflicher Federzeichner, ich kenne ihn nicht, aber ich bewundere ihn. Im Text steht auch die Erklärung des Bildes, aber ich habe sie nicht gelesen. Das ist eben der Fehler, daß man in Bilderbüchern den Text erst mit großem Widerstreben liest. Es geht nichts über die Bequemlichkeit, sich durch Bilder in Sekunden Kunst, Geist, Belehrung und Geographie zu verschaffen, und es giebt keine nützlichere Erfindung als den Gesichtspunkt. Der Gesichtspunkt beruhigt uns über das, was fehlt; denn das liegt rechts und links; der Gesichtspunkt placiert uns vor einen Krimstecher und wir können ruhig sitzen bleiben. Die Winternummer des „Studio“, von der ich phantasiere, hat einen unübertrefflichen Gesichtspunkt. Da sind nämlich alle Federzeichnungen der Welt, nicht alle, aber einige, vereinigt. Modern Pendrawings European and American auf englisch. Ich besitze ihn, und da es vielleicht gar nicht wahr ist, daß er vergriffen ist, möchte ich ihn meinen Lesern empfehlen. Die Weihnachtsgeschenke des Studio sind immer sehr willkommen. Einmal waren es Moderne Kinderbücher, einmal Moderne Exlibris, diesmal die Welt in der Feder. Die Feder kann viel, sie giebt jedem Druck der Hand nach, läßt sich alles gefallen, außer Korrekturen, macht die Linien hübsch deutlich und kann sogar sentimental werden, wenn sie in die Finger englischer Prärafaeliten kommt. Wenn sie

schüchtern ist, macht sie Lichter, wenn sie kleckst, macht sie Schatten, wenn sie punktiert, nennt man es Luftperspektive, wenn sie einen großen Rand stehen läßt, Vornehmheit, sie kann karrierte und gestreifte Stoffe, sie kann Linden und Pappeln und sogar Wellen und Dächer unterscheiden, die in der Malerei oft nicht zu trennen sind. Sie kann offen gestanden zu viel und verliert dadurch oft die feinen Reize ihres Geschlechts. Sie läßt sich für jede Liebhaberei gewinnen und giebt dem Buche eine Ausdauer, die ein Bleistift- oder Tuschbüchlein niemals gehabt hätte. Wenn man sehen will, was die Feder in der Hand unserer Kollegen an Stilverschiedenheit leistet, blättere man dieses Buch durch. Kein Litterat kommt da mit. Ein weiches träumendes Mädchen von Walter West, eine luftige Landschaft von Cameron, ein paar Gassenjungen von Phil. May in vier Strichen, die Spinnlinien von Pelleas und Melisande bei Jessie King, die paar Schattenhäkchen, die den Eisbär von Seton-Thompson machen, Pennels tropfende Gothik der Rouener Kathedrale, Raffaellis lebendiger Schuhputzer, die Deputirtenrede auf dem Lande, die Forain kurz notirt, Sattlers Kolossalkleckse, aus denen Menschen werden, Schlittgens Kreuz- und Querstriche, die ein anliegendes Frauenkleid machen, Bruno Pauls stenglige Rennfiguren, Meuniers Strike in laufenden Tinten — das ist noch ein Vergnügen, und die fleißigen Mitarbeiter, die den Text zur englischen, amerikanischen, französischen, deutschen, belgischen, schweizer Federzeichnung zu federn hatten, werden sich vielleicht hüten, nochmals den lachenden Konkurrenten zu besingen. Ein Zeichner hat die Methode seines Geistes, das nimmt ihm keiner übel, er macht damit spielend eine Welt; aber beim Schreiben wird die Methode zur Langweile und der Geist ist kostbar. O. B.

Bismarck und Liliencron.

Wollte man die neue Gesammtausgabe Liliencronscher Gedichte und Erzählungen*) durch Platz und Nachbarschaft ehren, so sollte man sie in das Regalfach zu den Bismarckbriefen**) stellen.

Beiden ist gleich die lebenstrotzende Poesie, die gewaltig-flammernden, einsaugenden Organe, der empfangende und zeugende Blick, der alles, was er sieht, Landschaft, Menschen, Leidenschaften als Phantasiebesitztum herrisch greift und nimmer hergiebt.

Und gerade diese Briefe Bismarcks, an seine Frau, die für die gänzlich Unpolitischen das politische Element ganz zurücktreten lassen, und alle die anderen Elemente dieses überreichen Menschentums entwickeln und spielen lassen, die Bismarck nicht als den mit dämonischer Sicherheit zur Macht emporklimmenden Höhensteiger zeigen, sondern als Landmann und Jäger in der Siestastunde der Beschaulichkeit auf der Bank vor der Gartenstube in Schönhausen, wenn die Luft voll Lindenblüte ist, die Wachteln schlagen und die Rebhühner locken, oder am prasselnden Kamin über Scott und Byron mit dem im Knäul zusammengerollten Hund zur Seite, haben Liliencronsche Poesie.

Die Temperamente dieser niederdeutschen Junker treffen sich, wenn sie in dicken, hohen Wasserstiefeln unter lotrechtem Frühlingsregen durch Knick und Busch streifen, die Büchse im Arm. Jäger, die nicht nur Jagdinstinkt haben, sondern deren Augen, wie „zwei Vorstehhunde“ (das Bild ist von Lichtwark, könnte aber auch von Bismarck oder Liliencron sein) alle Lebensregung heißhungrig packen, der Rauch über den Wäldern, rote Kirchtürme am Horizont, Sonntagsfrieden über bunten Bauerndörfern, ziehende wilde Gänse, Morgennebel zwischen den Bäumen.

Die Jäger können auch weich werden, und wie Liliencron einmal auf der Hasenhetze den Tod im Auge des verendenden Tieres schaudernd sieht, so hatte auch Bismarck einmal ganz unweidmännische Anwandlungen: „ich nahm die Büchse mit, aber ich sah nur Mütter und Babys, die ich nicht trennen mochte.“

Zu raschem Ritt im Regen, auf Mousquetaire, oder mit den Teckeln ins Holz zu pürschen hätte dem jungen Bismarck der Gefährte mit der Sperberfeder am grauen Filz behagt und nach der Jagd die Rast in der Heide:

> Kalter Ente, kalten Eiern
> Rotspohn hinterhergeschickt
> Feld und Wald in grauen Schleiern . . .

Und wiederum Liliencron hätte gern mitgehalten, wenn Bismarck mit dem „alten Jagdmesser über die niedliche Wurst herfiel,“ die als Liebesgabe in der Berliner Bohémienwirtschaft von 1850 erschien.

Bismarck der Deichhauptmann schreibt Eisgangdithyramben, brausend voll Unruh und wilder Lust an die Braut: „jetzt kannst Du daran denken, wie das zerfetzte Fähnlein Deines Ritters und Knechts in nächtlichem Sturm und Regen am Rand der aufrührerischen Fluten flattert, auf einem braunen Pferd, das ohrspitzend und schnarchend seinen Schrecken über den donnernden Lärm der Schlacht zu erkennen giebt, die sich die riesigen Eisfelder untereinander liefern, wenn sie sich in Zwietracht gelöst haben und ihre mächtigen Trümmer

*) Schuster und Löffler.
**) Stuttgart, J. G. Cotta.

sich im Strudel auftürmen und zersplittern." „Leb wohl, die Eisschollen spielen mir den Pappenheimer Marsch zum Ruf und der Chor der berittenen Bauern singt: Frisch auf Kameraden. Warum thun es die Klötze nicht wirklich, wie schön wäre das und wie poetisch. Es weht mich wie frisches Leben an, daß dies langweilige Warten vorbei ist und die Sache vorgeht. Heut Nacht „steh ich in finsterer Mitternacht" und Du schickst ein fromm Gebet zum Herrn, wohl für den Liebsten in der Fern."

Das ist Liliencronsche Stimmung, die in Stürmen jauchzt:

> Und rauschende, schwarze langmähnige Wogen
> Kommen wie rasende Rosse geflogen
> Trutz, blanke Hans.

Beide voll Reiterlust und Kriegsliedern und leidenschaftlichem Vaterlandsgefühl, das uns nach Heinrich Kleist noch einmal zeigt, wie Patriotismus und inneres Künstlertum sich eint.

Bismarck packt es mit Allgewalt, wenn er die Windsbraut der Kavallerieattacke stieben sieht, Staub und Glänzen, Eisenrasseln und Trompetensignale . . und Liliencron läßt Fanfarenverse schmettern:

> Sattelleere, Sturz und Staub
> Klingenkreuz und Scharten
> Trunken schwenkt die Faust den Raub
> Flatternder Standarten.

Und sie sind beide Edelleute und fühlen ihr Blut stolzer rinnen. Sie tragen die Joppe und den alten Filz und streifen durch den Busch, sie kehren im Krug ein und sie reden plattdeutsch mit den Landleuten, im weißen Saal aber im Schimmer hunderter der Kerzen grüßt der alte Kaiser sie als Waffengefährte.

In ihrem Fühlen pulsiert Grandseigneurtum, freudige Lust am edlen Blut und Namen und Wappen. Bismarck skizziert eine Landschaftsstimmung: „Die Rieselwiesen und die Stachelbeeren sind hier saftig grün, auch Faulbaum und Flieder haben Blätter wie ein Dukaten groß, und der Erdboden unter den Bäumen und Büschen des Dornbergs war mit blauen, weißen und gelben Blumen dicht bezogen, in meinen vollständigen Wappenfarben wie zum Abschiedsgruß prangend."

Solch lyrisch und heraldisch zugleich empfundene Landschaftsstimmung könnte auch bei Liliencron stehen.

Und wiederum wären Bismarck verwandt gewesen, wenn er sie auch der glaubensempfindlichen Frau nicht so ausgesprochen hätte, jene altgermanisch vollblütigen metphantastischen Himmelswünsche Liliencrons: „Im Himmel müßte ich zuweilen auch einen Krieg, eine Schlacht mitmachen können. Das stärkt die Nerven und bringt Appetit. Dann auch müßten mir Jagdgründe dort zu Gebote stehen, und nach der Jagd muß ich Erbsensuppe haben und darauf gute Cigarren, behaglichen Kamin," ob Bismarck freilich die weiteren Programmnummern dieses Liliencronschen intimen Himmelstheaters, als da sind Vorsingen lassen Schumannscher und Hugo Wolfscher Lieder mitmachen würde ist zweifelhaft. Für Vorsingenlassen ist er nicht. Er plaudert wohl inzwischen mit Fontane über Bülow.

Aber sonst steht der Fürst mit dem Freiherrn in künstlerischer Anschauung ganz gewiß auf der gleichen lapidaren Basis:

„Die Idealisten sind die Kerls mit Fischblut; die Realisten sind die Kerls, die die Mädels gern haben."

Casanovas Erbe.

Die „Gesellschaft der Bibliophilen" hat für ihre Mitglieder eine nur in tausend Exemplaren edirte Privatpublikation veranstaltet: „Jacob Casanova von Seingalt, sein Leben und seine Werke" von Victor Ottmann.

Die Bedeutung dieses von Hermann Hirzel mit diskretem Geschmack geschmückten Buches liegt nicht in dem schriftstellerisch-monographischen Charakter, sondern in dem Bibliographischen. Ottmann hat mit Geschick und Erfolg lange brach liegende Schätze gehoben. Aus dem Archiv des Duxer Schlosses der Grafen von Waldstein, das dem lebens- und glücksbankrotten Ritter der Fortuna die letzte Zuflucht wurde und das Sterbehaus fern von der einst in schillerndem Triumphzug durchmessenen Welt hat Forscherbegierde eine Fülle interessanter und lebendiger Dokumente gefördert. Sie schildern in momentan festgehaltenen Eindrücken, in Aufzeichnungen des Augenblicks das grämliche Alter dessen, der den Glanz geliebt und der immer gierig nach den lockendsten Früchten des Lebens griff, der durch die bunte Fahrt seiner Existenz die Hauptstädte der Welt in Atem hielt, und der nun ein schnell Vergessener, von dem sich die Fortuna gewendet, in der ultima Thule eines von ihm tiefverachteten böhmischen Landstädtchens, sein Gnadenbrot ißt, ohne selbst vergessen zu können — ein Schauspiel voll Tragikomik.

Vor uns steht Casanova in der Gestalt, in der ihn Hofmannsthal im „Abenteurer" gesehen und sichtbar gemacht hat, der flackernde Genießer, der wie Barbey d'Aurévillys Dandys die beste Gesellschaft haben muß, wenn er sich nicht in die schlechteste stürzen soll, der aus dem Augenblick sich eine Phantasie schafft und an dem Rausch des eigenen Lebensrhythmus sich betäubt.

der mit tausend Armen
nach allen Freuden griff und wie ein Kind
mit allem wild zum Munde fuhr; der mit Lust
am Schein von Seifenblasen hing; der achtlos
ein wundervolles Herz hinfallen ließ
um eine liederlich geschminkte Maske zu haschen,

so zeichnet den Abenteuerer Hofmannsthal und so porträtiert sich Casanova selbst: „Hatte ich bisher nur den Gesetzen genügt, so glaubte ich jetzt der Vorurteile spotten zu können. Ich hielt es für möglich, in einem streng aristokratischen Staat vollkommen frei zu leben. Erträglich reich (— er war damals venetianischer Patrizierpflegesohn —), von der Natur gebildet, daß ich Eindruck machen konnte, Spieler von Profession, bodenloser Verschwender, gesprächig, immer sarkastisch, fern von aller Prüderie, rastlos, Verfolger aller schönen Frauen, jeden Nebenbuhler aus dem Sattel hebend, endlich nur die Gesellschaft anerkennend, die mich belustigte, mußte ich gehaßt sein. Da ich stets mit meiner Person zu zahlen bereit war, hielt ich alles meiner Person erlaubt."

Casanova war 1725 geboren. Bis zum Jahre 1787 hatte er mit wechselndem Glück sich die Rolle als Herr der Welt vorgegaukelt, der mit vier Rossen vor dem Wagen durch Europa fährt, an allen Höfen als geistreicher Tafelgast willkommen, überall offene Taschen findend, aus allen Krisen, die oftmals nach Gefängnisluft schmecken, einmal in London sogar einem Galgen infam ähnlich sehen, immer wieder unverwüstlich emportauchend, Weltlust des pikanten Wechsels halber auch mit Kontemplation in Klöstern und Bibliotheken mischend; ein Ubique, Finanzdelegierter, Friedensgesandter, Flotten- und Bergwerksinspektor, Voltaireübersetzer, Homerforscher, Verjüngungsadept geheimer Künste, Dandy mit Goldschnallen, venetianischen Spitzen, Brillantendosen und Ringen, immer in Liebes- und Waffenhändeln: mit Männern sich geschlagen, mit Weibern sich vertragen und mehr Kredit als Geld, so kommt man durch die Welt.

Nun aber nahen nach blonden, schwarzen, braunen und roten Frauen — er liebte alle Farben — die grauen Weiber und raunen und schlürfen an seiner Schwelle: „ich stand isoliert da und sah mich allmählich in dem gewissen Alter, dem das Glück gewöhnlich nicht mehr hold ist und das die Frauen wenig schätzen." Die Memoiren, die Casanova in dem Duxer Schlosse schrieb und die ihn, der immer Spiegel, aber schmeichlerische Spiegel um sich brauchte, durch reizende Erinnerungsbilder über Alter und Exil wegtäuschen sollten, halten es wie die Frauen. Sie schätzen jene Jahre wenig. Sie brechen mit dem Jahre 1774 ab. Sein Bild im Alter zu überliefern, daran lag dem Abenteuerer wenig. Er liebte sich nur in gesteigerten Momenten.

Den aber, den menschliche Kuriositäten reizen, interessiert vielleicht dies seltsame, vom Grotesken nicht ganz freie Porträt, das doch durch den wechselnden Hintergrund buntesten Lebens, durch einen in seiner Vergangenheit niemals kleinlichen Stil der Haltung bedeutsam ist, erst recht.

Casanova in Dux, das ist freilich eine Kuriosität.

Qu'est-ce que c'est que ça, ce Dux? hätte der Abenteuerer, der nur Venedig, Paris, London, Petersburg, Wien, Warschau, Konstantinopel und Rom für Namen hielt, überlegen gefragt. Jetzt mußte er, neunundfünfzig Jahre alt, froh und still über die Gastfreundschaft und über die edelmütige, wenn auch für Casanovamaßstäbe unglaubliche Jahrespension von tausend Gulden sein, die ihm der Graf von Waldstein bot.

Wäre Casanova mehr Philosoph gewesen, so hätte er unter Büchern und Papier, ein der Erotik entronnener Bibliophile gleich Eduard Grisebach, ein beschauliches Dasein führen können. Aber er konnte nicht vergessen, daß er die kostbarsten Frauen besessen und die teuersten Weine getrunken, die Höfe nicht und nicht die siegreichen Duelle.

Die Erinnerungen wurden ihm Dämonen und sie gingen mit ihm, wenn er über das holprige Pflaster der Winkelgäßchen im Galakleide von einst schritt, den Orden vom goldnen Sporn um den Hals, mit dem er sich auch vermutlich zu Bett legte. Den Spießbürgern war das unheimlich und komisch zugleich und die Domestiken, die ihn nicht für voll nahmen, spöttelten über seine Grandezza und seine höfischen Formen der alten Schule. Etwas Donquixoteskes muß diese Gestalt in ihrem verblaßten Pomp gehabt haben. Und dies herrisch cholerische Temperament, das früher gefürchtetermaßen nur mit sicherem Stoß oder Schuß antwortete, läßt sich jetzt in kleinlich würdeloser Gereiztheit durch Domestikenkabalen zu ohnmächtigen Wutausbrüchen hinreißen.

Und derselbe, der aus diesem verschollenen Winkel immer noch mit großen Akteuren der Weltbühne, die ihren Posten besser behaupteten, korrespondirt, mit Kaunitz, Zinzendorf, Lobkowitz, dem Grafen Brühl, dem Fürsten Luobomirsky, dem Prinzen Karl von Kurland; der geistreiche Essays hier niederschreibt über französische Revolution, Robespierre und Mirabeau, natürlich von leidenschaftlichster Polemik des alten Grand Seigneurs gegen die Fraternité, Egalité, Liberalité; der voll sprühender Einfälle und glänzend geschliffener dramatischer Form, Dialoge spitzt zwischen dem Philosophen und Theologen, zwischen Casanova und Gott, der sich in mathematische und geschichtliche Untersuchungen scharfsinnig vertieft, derselbe macht seiner Galle gegen die inferiore Dienstboten- und Philistergesellschaft dadurch Luft,

daß er an seine Feinde wütende Briefe schreibt. Da er ihnen mündlich in seinem ungeläufigen Deutsch nicht gewachsen ist, liefert er ihnen auf dem Papiere blutige Sarkasmusschlachten. Hier bleibt er Sieger und ist solch Brief gelungen, ein Köcher giftiger Pfeile, so ist er befriedigt, er hat seine Genugthuung und legt die Epistel in den Kasten. Oder er zeichnet, um sich in Ueberlegenheit zu spiegeln, seine peripatetischen Gespräche mit einem Duxer Zeitgenossen auf, in denen der Duxer Zeitgenosse als dummer beschränkter Gevatter Schneider und Handschuhmacher figuriren muß, Casanova aber als der in Unglück und Armut durch Lebensauffassung immer noch souveräne Cavalier. Ottmann zeigt uns gut gewählte Proben aus diesen bisher völlig ungedruckten Blättern und erweckt damit das lebhafteste Interesse für diesen ungemein lebendigen Nachlaß.

Auch ein Theaterstück hat er daraus ausgegraben, ein Zeichen liebenswürdigerer Stunden, das Casanowa als Galantuomo zu einem Fest für die Fürstin von Klari, geborene Fürstin von Ligne „auf ihrem Schloß zu Teplitz im Sommer des Jahres 1791“ schrieb: „Das Polemoskop oder die durch Geistesgegenwart entlarvte Verläumdung.“

Dies Spiel hat nicht nur Kulturparfüm sondern auch Leben und Bewegung.

Aus den Wirren, die eine Vexierlorgnette anrichtet, ergeben sich originelle und gespannte Situationen; der Ton und die gesellschaftliche Strategie im Salon des achtzehnten Jahrhunderts, der Flirt mit Sentiment und Esprit vergegenwärtigt sich.

Und amüsant ists, daß der alte Frauenjäger als Pointe dieses Conversationsstückes der weiblichen Tugend die Reverenz erweist. Aus der Casanovarolle, aus der Rolle des Weltmannes fällt er aber bei diesem ihm schließlich nicht gerade gewohnten Amt keineswegs. Sein Frauenlob ist nicht im Stil der zeitgenössischen englischen Moralromane, die thränenfeucht, mit einem Blick zum Himmel Bedrängnisse und Versuchungen von Gouvernantentugend und ihr standhaftes Bestehen salbadernd schilderten. Casanovas Anschauungen stammen aus der großen Welt und er rühmt hier eigentlich weniger die Tugend aus Tugendhaftigkeit, als vielmehr den Geist einer mondänen Frau, die vor der Kompromittirung durch einen Schuft mit klugem Einfall ihren Ruf und ihre Ehre wahrt.

Das Stück stammt nicht aus der Moral-, sondern aus der Gesellschaftssphäre. Es ist nicht andächtig und huldigend der Reinheit, es ist nur galant und chevaleresk. Und dadurch persönlich, Casanovasch.

Wer von diesem Nachlaß gekostet hat, wird Ottmanns Wunsch unterschreiben, daß die Firma Brockhaus in Leipzig, die 1820 zweiundzwanzig Jahre nach Casanovas Tod von einem im Auftrag eines angeblichen Nachkommen handelnden Unbekannten das Manuskript der Memoiren erwarb, statt der selten gewordenen und lückenhaften Editionen von Schütz und Buhl, eine vollkommen authentische und kommentirte Ausgabe letzter Hand mit Nachlaß des Ungedruckten veranstalten sollte. Vielleicht giebt der Goethebund, der gewiß schon lange sehnsüchtig nach Freiheitsbethätigung verlangt, aus seinen Schätzen eine Subvention.

Deutsche Chansons.

Ein hübsches rotscheckiges Bändchen deutscher Chansons, von Otto Julius Bierbaum teils aus dem Simplicissimus, teils aus den Liederbüchern seiner Freunde mit dem Vornamendoppelvorschlag gepflückt und mit lavendel- und rosafarbenen Bändern locker gebunden, ist bei Schuster und Löffler erschienen.

In allen Tonarten und in der Mischung aller Register klingt es hier. Die ironische Sentimentalität des Leierkastens quält, feurig geschlagene Mandolinensaiten klingen, eine einsame Flöte bläst die traurige Weise, Frühlingsschalmeien jauchzen, Pans Syrinx singt, weiche Guitarren mit blaßblauer Schleife zittern altmodische preciöse Galanterien. Ihr zierlich Zirpen wird von leidenschaftlich wilden Geigenklängen verschlungen:

Komm, ich trage dich, du wildes Wunder
Wie dich Gott gemacht hat, weg den Plunder
Und dein Brautbett ist die ganze Erde.

Und wirbelnd zwischen kokettem Stil und heißem Fühlen, schlingt sich toller Lebensreigen, von der Chambre separée mit Atlasdomino und ferner Zigeunermusik bis zur Spelunke mit böhmischen Harfenmädeln:

Und nun drehte der Alte die Fidel um
Und klappte drauf mit den Bogen.
Und auf einmal schwieg der Keller ganz
Die Jüngste hob die Röcke zum Tanz
Die Harfe machte ti—plinki—plunk
Und die Jüngste war so kinderjung . . .

Und der Lärm des Tanzbodens dröhnt und der Brummbaß kreischt und die Luft ist dick und schwer und die Tische schwimmen. Walpurgisnacht, je wüster desto besser: „O mei, o mei, kurz is die Gaudi und saudumm die Reu“ . . . „Is jetzt dös des Lebens Zweck? Gehts mer mit der Tugend weg!“

Die Taschen klappern:

Herr Wirt, heut hab ich zwei Zehner im Sack
Dafür kann ich den König nicht kaufen,
Und könnt ich ihn kaufen, zwei Zehner im Sack,
Den König mit Krone und Orden und Frack
Ich lachte und ließe ihn laufen.
Zwei goldene Zehner macht zwanzig Mark
Ja zwanzig Mark
Und die, die will ich versaufen.

Und Falke trinkt Liliencron zu, und Baron Detlev stürzt ein Glas und präsentirt und jauchzt:

> Die Feder am Sturmhut in Spiel und Gefahren
> Halli
> Nie lernt ich im Leben Fasten noch Sparen,
> Hallo
> Der Dirne laß ich die Wege nicht frei
> Wo Männer sich raufen, da bin ich dabei
> Und wo sie saufen da sauf ich für drei
> Halli und Hallo.

Und Dehmel, der philosophische dunkelglühende Zecher stimmt mit „Dagloni, gleia, glühlala" in den Chorus:

> Dagloni Scherben klirr lala
> kling klang, neues Glas! trinkt! wir schweben
> über dem Leben an dem wir kleben."

Und dann geht es, — der Wein verrauscht doch der Sang nicht verschollen — durch die hellen, mondeshellen Gassen hin,

> fröhlich zwischen zwei Mamsellen
> Wäscherin und Plätterin
> Links Luischen, rechts Marie
> Und voran die Musici,

Denn „alles wankt, doch das steht fest, ein Gespusi muß man haben, so ein liebes kleines Mädchen, das sich gerne haben läßt."

Buntes Theater.

Die gedruckten stummen Lieder sollten zu chansons animés werden in Wolzogens „Buntem Theater", das am 18. Januar seine Bühne aufschlug:

> Eine Bühne, bunt und heimlich
> Deren Vorhang Breughel malte,
> Shakespeare malte die Paläste
> Und Watteau die sanften Weiden . .

Solche Bühne des Pierrot Lunaire war es nicht nnd auch nicht die Bühne Anatols. Es war ein Intérieur mti Plüsch und dem Apoll von Gips und rotem goldgesticktem Lambrequins. Das schien mir nicht der Rahmen für künstlerische Stimmungsspiegelung verfeinerter Art. Doch Wolzogen ließ sich die Laune dadurch nicht verderben und führte tapfer den ganzen Abend hindurch die Rolle des Cabaretproteus bald Conférencier, bald Dichter, bald Regisseur, bald Rezitator, bald parodistischer Kritiker durch; seine Unermüdlichkeit und seine mitschwingende Fähigkeit, mit der er aller Lebenslustigkeit nachspürt und sie zu künstlerischem Ausdruck umprägt, imponiert. Und sein Wunsch den Deutschen ein Variété des Geschmacksstils zu bereiten, in dem Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung, die Sektlaune der Redoute, Mummenschanz der Seele im Gefühl und Gewand lieblich ornamentaler Vergangenheiten, phantastische Mitternachtsgeister ans Meister Kreislers brennender Punschbowle ihr tolles, zierliches, höllisches Wesen treiben, — diesen Wunsch grüßen alle Besseren. Solche Dinge sehen sich aber propammatisch manchmal besser an, als wenn sie nun wirklich tanzen sollen.

Die Cabaretillusion ist wohl eine der raffinirtesten. Man sitzt in einem Theater. Man soll sich aber wie in einem Atelier fühlen. Man hält ein Programm in der Hand. Der Wechsel der Bilder soll sich aber nicht programmatisch abspielen, sondern man soll in der Stimmung rein impressionistischer Genüsse sein. Lieder, Tänze, Scenen sollen wie Götterkinder des Moments erscheinen und vorübergaukeln. Carneval soll sein und wir sitzen ehrbar, trocken auf unseren Klappsitzen wie im Kgl. Schauspielhaus.

Die Pariser Cabarets haben dafür das richtige Gefühl. Sie sind kleiner, und dann vor allem ist hier wirklich Bühne und Zuschauerraum ein Ensemble. Es ist nicht die theatralische Abgrenzung. Bei Bruant und im Conservatoire scheinen die Mimen wirklich aus dem Publikum zu kommen. Hier ist die Illusion des magischen Cirkels voll gewahrt. Doch der Alexanderplatz ist nicht Montmartre.

Wolzogen hat sonst recht nach der Kunst die Farben gemischt. Es fehlte in der Skala kein Genre. Gesungene, gesprochene, getanzte, gespielte Lieder, von ihm, Bierbaum, Liliencron; Schattenspiele zu Liliencrons nordischer Königs-Ballade, eine litterarische Parodie (von Christian Morgenstern auf d'Annunzio), eine dramatische Scene (Episode aus „Anatol"), die obligate Pierrotpantomime. Doch für die Scene reichte die schauspielerische Kraft der Mimen nicht; an eine Pierrotpantomime legt man im Ueberbrettl', wenn man den Filsprodigue kennt und Peter Graumann-Wedekinds grotesk-dämonische Phantasien vor Augen hat höheren Maßstab.

Die Parodie, eine Aesthetenkarrikatur hätte man in diesem Rahmen feiner geschliffen erwartet, weniger Bierzeitungsals Absinthzeitungsstil. Sie wirkte durch rein äußere Mittel, durch Unterstreichung der Aeußerlichkeiten, statt mit Vallotonscher souveräner Umrißzeichnung das Wesen zu treffen, sich in verblüffender Eskamotage alle inneren und äußeren Geberden der andern Art anzueignen, sie in einem Moment ganz ernst zu brauchen, daß man nicht weiß, ist's echt oder Spiel, dann souverän damit zu jongliren: eine Karrikatur zu geben, aber in der Karrikatur eine hieb- und stoßfeste Charakteristik.

Daß das geht, zeigte im amüsanten Gegenbild Wolzogen gleich darauf selbst, der zehn Minuten später die kinematographische Kritik über diesen neuen d'Annunzio vorlas und dabei mit virtuosen Griffen auf den Nervensträngen unseres lieben unter Schu-

mannschen Melodien zwischen verlassnen Geliebten wandelnden Kerr spielte.

Wolzogen war überhaupt der Beste an diesem Abend. Wolzogen und die Lieder und damit kommen wir auf den Anfang zurück. Bierbaums anmutig-lustige Weise:

Ringelringelrosenkranz
Ich tanz mit meiner Frau
Wir tanzen um den Rosenbusch
Kling klang gloribusch
Ich dreh mich wie ein Pfau

in der holden Tracht von 1830 getanzt, voll Innigkeit und tänzelnder Grazie wirkte, ein lebendig gewordnes Bild.

Und noch einmal ward der Stil getroffen von der Bozena Bradsky, die Wolzogens „Madame Adèle" glänzend agirte. Dies Temperament hat etwas von der Kunst französischer Chansonheroinnen. In wenigen Strophen weiß sie ein ganzes Leben mit Lachen, Weinen, hysterischen Schluchzern und tobendem Cancanrausch zu durchrasen.

Und sie hat den Stil der Plakatlinien. Sie kann Chérét spielen oder — bleiben wir im Lande, sieh der Gute hing so nah — Edmund Edel, wenn sie mit rauschenden Volants, eine Sekt-Galathea auf Chiffonwogen daherrauscht; sie spielt aber auch Toulouse Lautrec, wenn sich ihr Gesicht unter brandrotem Haar verzerrt in Hohn und Verachtung und wenn sie kreischt:

„O Gift; o Gott! S' ist jammervoll
Daß solche Lied auch enden soll!
— — — — — — — — — — — —
Treu hat noch nie was eingebracht
Trulala, Trulala
Was glaub'n Sie, wie das glücklich macht."

F. P.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

John Ruskin als Sozialreformer.

Von Prof. Dr. **Heinrich Herkner** (Zürich).

Als die Tagesblätter Ende Januar 1900 meldeten, John Ruskin sei gestorben, da mag sich Mancher im Stillen gefragt haben: Wer und was war eigentlich Ruskin? Einige sagen: Ein Don Quixote, eine Karikatur von Carlyle. Und in der That, Ruskin war in vielen Dingen ein Sonderling ersten Ranges, mit dem man nicht immer leicht auskommen konnte. Sein Widerwille gegen die moderne Maschinentechnik ging beispielsweise so weit, daß er seine Werke einige Jahre hindurch in einem abgelegenen Dorfe mittels Handpressen herstellen ließ. In seinem Hause wurde nur das Licht der Wachskerze geduldet. Seinen Landsleuten gab er den Rat, an Stelle des Sportes lieber nützliche körperliche Arbeiten zu verrichten. Er nahm selbst den Besen zur Hand, um eine Gasse in London zu reinigen, und erbaute mit seinen Schülern eine Straße. Seine Professur der Kunstgeschichte in Oxford gab er auf, als dort die Vivisection Eingang fand. Und nachdem er einst, um die ihm verhaßte Einrichtung der Eisenbahnen zu vermeiden, in altertümlicher Postkutsche mit entsprechend kostümirten Postillonen und Dienern durch's Land gefahren, da glaubten alle Philister den zwingenden Beweis in den Händen zu haben, daß der Mann nun doch ganz verrückt geworden sei.

Trotz alledem wird dieser „Don Quixote", wenigstens in England und Amerika, jetzt zu den führenden Geistern der viktorianischen Aera gezählt. Als er gestorben war, sollte er in der Westminster-Abtei bestattet werden. Nur weil er selbst ausdrücklich andere Verfügungen getroffen hatte, mußte man die Absicht fallen lassen. Zahlreiche Gemeinden begeisterter Verehrer schauen zu ihm wie zu einem Heiligen oder Propheten empor. In Hunderttausenden von Exemplaren sind seine Werke verbreitet. An Mannigfaltigkeit des Wissens wird er einem Lionardo verglichen. Als Meister der Sprache bald neben Shakespeare, bald neben Byron oder Shelley genannt. Tolstoi hat ihn als den größten seiner Zeitgenossen bezeichnet, und Männer von Urteil wie R. de la Sizeranne oder Fr. Harrison führen alles Gute und Große, was Kunst und Kunstgewerbe Englands seit den letzten fünfzig Jahren aufzuweisen haben, in letzter Linie auf Ruskin zurück.

Und wirklich, seine Schriften strömen einen seltenen Zauber aus. Vielleicht langsam, aber unwiderstehlich wird jeder von ihm ergriffen, der sich ihrem Bannkreise nähert. Zum guten Teile auf Schweizer Bergen entstanden gehören sie zu den seltenen Werken, die Höhenluft vertragen, die auch im Angesichte der erhabensten Naturschönheiten nichts von ihrem Reize einbüßen. Ja, ich möchte sogar behaupten, um Ruskin ganz zu verstehen, bedarf die Seele jener großen, feierlichen Stille, welche die Höhen vor den Niederungen des städtischen Alltagslebens voraushaben.

So zählt denn Ruskin doch wohl zu den Männern, die selbst in ihren

Verirrungen interessant und lehrreich sind, und es gebührt ihm, wie ich glaube, jene Beachtung im reichsten Maße, die ihm endlich auch im weiten Reiche des deutschen Wortes zu Teil wird.*)

* * *

Ruskin, geboren in London 1819, war das einzige Kind eines sehr reichen, aus Schottland stammenden Kaufmannes. Er empfing eine streng religiöse Erziehung, wie sie den puritanischen Ueberzeugungen seiner Eltern entsprach. Von diesen engen konfessionellen Formen des Christentums hat sich Ruskin aber mit der Zeit vollkommen frei gemacht. Der Glaube seiner reiferen Jahre ließ nur dasjenige gelten, was, seiner Meinung nach, aller echten Religion zu Grunde liegt: Nützliche Arbeit, gläubige Liebe und grenzenlose Barmherzigkeit. Mit der glühenden Begeisterung für sittliche Ideale verband sich eine ungewöhnliche Empfänglichkeit für das Schöne, zunächst für das Schöne in Natur und Landschaft. Schon als vierjähriger Knabe bat er den Maler, der ihn porträtirte, im Hintergrunde des Bildes doch ja einige blaue Hügelketten anzubringen. Zahlreiche Reisen in England, Frankreich, in der Schweiz und Italien boten Gelegenheit, in das Wesen landschaftlicher Schönheiten immer tiefer einzudringen. Bald regte sich auch die Sehnsucht, die empfangenen Eindrücke mit Stift und Farbe wiederzugeben. So wurde Ruskin vom Studium der Natur zu dem der Künste geführt, namentlich derjenigen Künste, welche, wie Landschaftsmalerei und Architektur, mit landschaftlicher Schönheit in engster Beziehung stehen. Seine erste literarische That war eine glänzende Vertheidigung jenes Impressionismus, welchem der berühmte Landschaftsmaler William Turner zu huldigen begonnen hatte. Die kunstkritischen und kunstgeschichtlichen Jugendarbeiten Ruskin's, zumal diejenigen über Architektur, enthalten im Uebrigen auch schon die Keime, aus denen sich die sozialreformatorischen Ideen der späteren Zeit entwickeln sollten.

Stets hat Ruskin die Sittlichkeit über die Kunst gestellt. Als größtes Kunstwerk bezeichnet er dasjenige, das dem Geiste des Beschauers auf irgend einem Wege die größte Zahl erhabener Ideen zuführt. Aber die Wirkung auf den Beschauer ist ihm nicht allein maßgebend. Er forscht auch — und das ist seine wahrhaft geniale That — nach dem Einflusse, welchen die Kunst auf ihre Schöpfer, auf die Künstler und ihre Arbeiter selbst auszuüben vermag. So rühmt er z. B. die Gothik wegen des weiten Spielraumes, den sie in allen dekorativen Einzelheiten, in der Gestaltung der Pfeilerkonsolen und Kapitäle, der Kreuzblumen, Krabben, Simse und des Maßwerkes, der künstlerischen Indi-

---

*) Die größten Verdienste um die Verbreitung der Ruskin'schen Lehren in Deutschland hat sich Jacob Feis erworben, ein in London lebender deutscher Kaufmann, der leider in diesem Jahre (1900) gestorben ist. Er hat in 6 Bändchen (Straßburg, Heitz und Mündel) die hervorragendsten Abschnitte der Ruskin'schen Schriften vortrefflich übersetzt und mit feingestimmten, verständnisvollen Einleitungen ausgestattet. Von einer bei E. Diederichs in Leipzig erscheinenden deutschen Uebersetzung der Meisterwerke Ruskin's liegen bereits drei Bände vor. I. Die sieben Leuchter der Baukunst. II. Sesam und Lilien. III. Der Kranz von Olivenzweigen.

Eine Würdigung Ruskin's enthalten auch die von Reyher in's Deutsche übertragenen Werke des Schweden Gustav F. Steffen über Großbritannien. (Aus dem modernen England; Streifzüge durch Großbritannien; England als Weltmacht und Kulturstaat, bei Hobbing und Büchle in Stuttgart 1896/99). Steffen ist selbst begeisterter Anhänger Ruskin's und bringt bei der Beurteilung der modernen englischen Zustände stets Ruskin'sche Maßstäbe zur Anwendung.

vidualität zugestanden hat. Nirgends herrschte rein mechanische Gleichheit, und so konnte der Arbeiter mit voller Lust und Liebe, mit ganzem Herzen bei einem Werke verweilen, das seiner Phantasie und Gestaltungsgabe stets neue Aufgaben eröffnete.

Solche Kunst, die Beschauer und Schöpfer adelt, wird zum vornehmsten Bildungsmittel der Menschheit. Der Mensch wird gekennzeichnet durch dasjenige, was ihm gefällt. „Sage mir, was Du bewunderst, und ich sage Dir, was Du bist.“ Da nun aber die Art und Weise, in welcher der Geschmack entwickelt wird, maßgebend ist für dasjenige, was der Mensch bewundert, so bedeutet für Ruskin Geschmacksbildung auch zugleich Charakterbildung.

Die Entwicklung der Kunst ist an gewisse äußere Vorraussetzungen geknüpft. „Die Kunst kann nur gedeihen bei einem Volke, das ein zufriedenes Leben führt, in reiner Luft, fern vom Anblicke häßlicher Dinge und frei vom Zwange rein mechanischer Arbeit.“ „Keine Kunst ist möglich, ohne die ursprünglichen Kunstschätze Gottes vor Augen zu haben: Flur, Blume, See und Himmel.“ „Niemals gab es eine Kunst in einem Lande,“ betheuert Ruskin, „wo das Volk von blutsaurer Arbeit bleich war und vom Todesschatten welk, wo die Lippen der Jugend, statt rosig, abgezehrt vom Hunger oder angefressen waren vom Gifte.“

Von all' diesen unerläßlichen Vorbedingungen war aber im England der 40er und 50er Jahre für breite Schichten des Volkes nichts, rein gar nichts vorhanden.

Das Elend und die Verkommenheit, aber auch die Erbitterung und Empörung der unheimlich anschwellenden industriellen Arbeiterklasse hatten einen Höhegrad erreicht, daß man am Vorabende einer blutigen sozialen Revolution ohne Gleichen zu stehen glaubte. Carlyle schrieb seine „Flugschriften aus elfter Stunde“ und jammerte händeringend, „daß die britische industrielle Existenz ein ungeheurer Giftsumpf von dampfender physischer und moralischer Pestilenz werde, ein scheußliches lebendes Golgatha von lebendig begrabenen Seelen und Körpern, ein Abgrund, mit den Tiefen der Unterwelt in Verbindung stehend, wie ihn die Sonne niemals bis jetzt gesehen.“

Aber auch Männer, welche der industriellen Entwicklung durchaus sympathisch gegenüberstanden, wie Léon Faucher oder Nassau Senior, gaben ohne Umschweife zu, daß die Häßlichkeit der neuen Fabrikstädte ihres Gleichen nicht fände; daß bei ihrer Entwicklung auf gar nichts Rücksicht genommen würde, als auf den unmittelbaren Profit ihrer spekulirenden Erbauer. Sie enthielten nichts als rauchgeschwärzte Fabriken und verwahrloste Arbeiterquartire; keine Kirchen, keine Schulen, keine öffentlichen Plätze, keine Anlagen und Brunnen, nicht einmal die allerdringendsten Vorkehrungen hygienischer Art. Ihre Silhouette — wenn der über ihnen lastende Qualm überhaupt eine Silhouette erkennen ließ — wurde durch einen Wald von Fabrikschloten, durch Gasometer, Bahnhofshallen und Gefängnisse bezeichnet. Die Flußläufe, durch die Abwässer der industriellen Anlagen verpestet, schlichen träge dahin, „ein schmieriges Gerinnsel, schwarz wie Ebenholz.“

So hatte der Industrialismus alles, was Ruskin liebte und als unumgängliche Voraussetzung künstlerischer Blüte ansah, zu Nichte gemacht. Der einst so wonnige, liebliche Charakter der englischen Landschaft war vielerorts zerstört, das gesunde, blühende Volk old merrie England's zu seelenlosen Bestandteilen eines unaufhörlich rasselnden Räderwerkes, zu zerlumpten, schmutzigen, unwissenden, rohen, trunk- und schwindsüchtigen, engbrüstigen und hohläugigen Proletariern herabgewürdigt.

Hier bestand die erste und wichtigste Aufgabe darin, Land und Luft wieder

rein, das Volk wieder gesund und schön zu machen. So wurde Ruskin aus einem Kunstschriftsteller ein Sozialreformer.*)

Nachdem er schon während der 50er Jahre öfters die Unvereinbarkeit der Kunst mit den herrschenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen angedeutet hatte, unternahm er endlich Anfang der 60er Jahre gegen die herrschenden Götzen des Kapitalismus, Industrialismus und „laissor-faire" einen Sturmangriff von niederschmetternder Wucht und nun kannte Ruskin kein Wanken und kein Weichen, keine Ruhe und keine Rast mehr.

Und doch war er im Grunde seines Wesens kein harter, streitlustiger Charakter. Gewiß, er konnte in heiligem Zorne die Geißel schwingen über Händler und Wechsler, ihnen die Tische umstoßen und ihr Geld verschütten, wie einst Christus, als er sah, daß das Haus seines Vaters zu einer Mördergrube gemacht worden war. Es glühte und loderte in ihm die große Leidenschaft, ohne welche nichts Gewaltiges auf Erden vollbracht wird. Aber er ist nicht wie Carlyle ein Prophet von dem harten, trotzigen und düsteren Typus, den wir Michel Angelo verdanken. In dem feurigen Blau seines Auges bleibt die **anima candida** unverkennbar, jene kindliche Gemüthsweichheit, jene zarte wehmutsvolle Innigkeit, die ihn selbst an den Gestalten Botticelli's so entzückt hat und die auch aus den Schöpfungen seiner präraphaelitischen Verehrer, zumal Rossetti's und Burne-Jone's, immer wieder hervorbricht. Am liebsten hätte er in der idyllischen Stille seines Landhauses am Coniston-See Vögel und Blumen gemalt. Sein größtes Glück bestand darin, daß die Sonne an einem wolkenlosen, reinen Firmamente emporstieg, daß in seinem Garten die Vögel, ohne jegliche Scheu, zwitschernd, trillernd und jubilierend ihn umflatterten. Eine autoritäre, aristokratisch veranlagte Natur, ein heftiger alter Tory, konnte er sich erst nach schweren innern Kämpfen dazu entschließen, die bestehende Ordnung der Dinge anzugreifen. Da aber die herrschenden Klassen ihre Macht zur Ausbeutung mißbraucht hatten, schien es unmöglich, die Sache der Bedrängten zu führen, ohne die Ordnung zu verhüllen und die Sache der Ordnung zu verteidigen, ohne himmelschreiendem Unrecht Vorschub zu leisten. Vor allem gehörte aber Ruskin zu denen, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit. Sein Gewissen fand keine Ruhe mehr. Bei dem Jammer, den er täglich mit ansah, kam es ihm vor, als ob er auf einem Friedhofe an offenen Gräbern dahinwandelte. Von allen Seiten werden ihm die Hände Hilfeflehender entgegengestreckt, welche sich nur noch mit dem letzten Reste ihrer Kraft, angeklammert an die Kante des Grabes, vor dem Versinken in die ewige Nacht behaupten. „Ich kann nicht malen, noch lesen, noch einen Stein betrachten, noch irgend etwas, was ich liebe, thun, ja selbst das Licht der Morgensonne ist mir verhaßt geworden wegen der Qualen, die ich kennen gelernt habe, und deren Zeichen ich auch dort sehe, wo ich sie nicht kenne, und die keine Einbildungskraft entsetzlich genug vorstellen kann. Deshalb mag ich nicht länger säumen, sondern will mit so vielen oder so wenigen, als mir beistehen wollen, alles, was in meiner Macht steht, thun, um das Elend zu überwinden."

Die ersten sozialökonomischen Aufsätze Ruskin's erschienen in einer von Thackeray herausgegebenen Zeitschrift. Sie erregten in der „guten Gesellschaft" einen solchen Sturm der Entrüstung, daß der Herausgeber es nicht wagte, die Veröffentlichungen fortzusetzen. Man wollte „von solchem Schund", wie es hieß,

---

*) Die besten Arbeiten über die sozialreformatorischen Bestrebungen Ruskin's sind: **Patrick Geddes, John Ruskin, Economist. (The Round Table Series, edited by H. Bellyse Buildon) Edinburgh 1887; J. A. Hobson, J. Ruskin, Social Reformer. 2. ed. London 1899**; Sam. Saenger, J. Ruskin, Sein Leben und Lebenswerk. Straßburg **1901.**

nichts weiter hören. Selbst Ruskin's Vater war über des Sohnes Werk erzürnt. Ruskin ließ sich aber nicht beirren. Er blieb dabei, diese Aufsätze über die ersten Grundsätze der Nationalökonomie*) seien das Wahrste, Richtigste und Nützlichste, was er je geschrieben habe. Heute ist man bereits sehr geneigt, diesem Urteile beizupflichten. Damals besaß aber Ruskin nur einen einzigen Freund, der ihm zustimmte, Carlyle.

Im Laufe der 60er und 70er Jahre hat Ruskin noch eine ganze Reihe sozialökonomischer Schriften (**Munera pulveris, The crown of wild olive, Fors clavigera**) verfaßt, welche teils Modifikationen, teils weitere Ausführungen der ursprünglichen Ideen enthalten. Es ist ganz unmöglich, im Rahmen dieser Skizze eine zutreffende Vorstellung von der Fülle gediegener, fruchtbringender Gedanken zu erwecken, die in jenen Büchern zum Ausdrucke gelangen. Hier soll nur eine einzige Lehre vorgetragen werden, die freilich im Mittelpunkte des Ganzen steht, seine Lehre von der Arbeit.

* * *

Schon als Kunsthistoriker und Kunstkritiker hat Ruskin nach der Art geforscht, in welcher die künstlerische Thätigkeit auf Künstler oder Kunsthandwerker zurückwirkt. Die gleiche Frage sucht Ruskin nun für das gesamte Gebiet der wirtschaftlichen Arbeit zu beantworten. In welchem inneren Verhältnisse steht der moderne Arbeiter, der Arbeiter der Fabrik mit hoch entwickelter Arbeitsteilung und Maschinenverwendung, zu seiner Arbeitsaufgabe, zu seinem Lebensberufe? Welchen Einfluß übt diese Arbeitsweise auf das ganze Seelenleben des Arbeiters, auf den Charakter der Arbeiter aus?

Das war ein Problem, das die berufsmäßigen Nationalökonomen in England überhaupt kaum, die anderer Länder nur sehr mangelhaft erörtert hatten.

Ruskin unterscheidet bei seiner Analyse der Arbeit zwischen work und labour. Work ist die nützliche Thätigkeit überhaupt, labour die Beschwerde, die Mühe, die Last, welche mit der Thätigkeit in mehr oder minder großem Umfange verknüpft sein kann. Die moderne Produktionsweise hat, nach Ruskin, die unglückselige Tendenz, dieses Moment der Beschwerde immer mehr zu steigern. Das geschieht einmal durch die entsetzlich weit getriebene Arbeitsteilung. Es giebt heute Arbeiter, welche in alle Ewigkeit nur immer denselben, aus 2—3 Tempos bestehenden Handgriff wiederholen müssen. „Das ist keine Arbeitsteilung mehr", klagt Ruskin, „das ist Menschenteilung. Man zerstückelt sie in winzige Lebensfragmente und Bruchteile, so daß das bischen Geisteskraft, das einem Menschen verbleibt, nicht mehr hinreicht, um eine Nadel zu machen, sondern darin aufgeht, einen Nadelkopf fertig zu bringen. Es mag wünschenswert sein, viele Nadeln an einem Tage zu machen, aber könnten wir sehen, mit welchem Krystallsande ihre Spitzen zugeschliffen sind — mit dem Sande menschlicher Seelen — so dächte man auch über gewisse Verluste dabei nach. Und der große Jammer, der sich aus allen unseren Fabrikstädten erhebt, deutlicher als der Qualm der Hochöfen, kommt ganz und gar daher, daß wir dort alles, nur keine Menschen bilden. Wir bleichen Baumwolle, härten Stahl, raffiniren Zucker, formen Töpferwaaren; aber einen einzigen lebenden Geist aufzuklären, ihn zu kräftigen, ihn zu bilden — das kommt bei der Berechnung unseres Vorteiles nicht in Betracht."

*) Später unter dem Titel „Unto this last" herausgegeben, sind sie in dem Büchlein „Wie wir arbeiten und wirtschaften müssen" von Feis fast vollständig in's Deutsche übersetzt.

In der gleichen, verhängnisvollen Weise wirkt so manche Maschine auf den Arbeiter ein. Sie erstickt seine Seele. Sie raubt ihm jede Möglichkeit freier schöpferischer Bethätigung. Sie verlangt nicht mehr, wie das Werkzeug, eine geschickte, gebildete Hand, sie will nur eine Bedienung, aber eine Bedienung von unausgesetzter, auf's äußerste gespannter Aufmerksamkeit. So wird sie zum tyrannischen Herrn des Arbeiters. Maschinen brauchen in der Regel motorische Kräfte. Sie pflegen durch den Dampf geliefert zu werden. Die Erzeugung des Dampfes hat massenhaften Kohlenbedarf zur Voraussetzung. Die Kohlenförderung verdammt Hunderttausende dazu, tief im Schooße der Erde, wie Schatten der Unterwelt, in engen Stollen, die zu stets gebückter Körperhaltung zwingen und in denen eine gräßliche Hitze herrscht, die besten Stunden ihres Daseins zu verbringen. Auch ist der ewige Qualm und Ruß der Fabrikstädte mit in erster Linie dafür verantwortlich zu machen, daß heute das Leben großindustrieller Arbeiter wie mit einem Trauerflore verhüllt erscheint. Ferner hält Ruskin die ebenfalls durch die Maschinen geforderten Arbeiten der Roheisen- und Stahlproduktion für besonders widerwärtig und degradierend. Kurz, die moderne Arbeitsweise hat der Bevölkerung den wohlthätigsten, edelsten und sittlichsten aller Genüsse geraubt: die Freude den der eigenen Arbeit. Nichts hat auf die Entwicklung sozialrevolutionärer Strömungen so mächtig eingewirkt als dieser Mangel.

„Es ist thatsächlich diese Erniedrigung des Handwerkers zur Maschine“, schreibt Ruskin, „die mehr als irgend ein anderes Uebel der Zeit die große Masse überall zu einem vergeblichen, wirren und verderblichen Kampf für eine Freiheit antreibt, über deren Natur sie sich selber nicht klar ist. Ihre allgemeine Wut gegen Reichtum und Adel wird nicht von der Qual des Hungers oder vom Stachel verletzten Stolzes abgerungen. Diese vermögen viel und haben zu allen Zeiten viel vermocht, aber die Grundlagen der Gesellschaft waren niemals so erschüttert wie heutzutage. Nicht, daß Menschen schlecht genährt wären, sondern sie haben keine Freude an der Arbeit, durch welche sie ihr Brod verdienen und sie schauen deshalb zum Reichtume auf als zu dem alleinigen Mittel für Genuß. Nicht, daß Menschen unter der Geringschätzung der oberen Stände schmachteten, sondern ihr eigener Stand ist ihnen zuwider; denn sie empfinden, daß die Arbeit, zu der sie verdammt sind, wahrhaft erniedrigt und zu weniger als Menschen macht. Niemals hegten die oberen Stände mehr Teilnahme oder mehr barmherzigen Sinn für die niederen Klassen als heutzutage, und dennoch waren sie niemals von ihnen so gehaßt: denn ehedem war die Trennung zwischen Edel und Arm nur eine vom Gesetze errichtete Schranke; jetzt aber besteht ein wahrhaftiger Unterschied zwischen den Ständen, eine Kluft im Bereiche der Menschheit zwischen Hoch und Niedrig, und (unten) auf dem Boden ist die Luft eine verpestete . . . . . Fühlen, wie ihre Seelen, ohne daß man es ihnen dankt, absterben; gewahren, wie ihr ganzes Wesen in einen Abgrund sinkt, den man nicht dafür hält; einem Haufen Mechanismus zugezählt, seinen Rädern zugerechnet und seinen Hammerschlägen zugewogen werden: dies will die Natur nicht, dies heißt Gott nicht gut, dies kann die Menschheit nicht lange mehr ertragen.“

Dieses System verdient aber schließlich, selbst vom Standpunkte der Nationalökonomie aus betrachtet, ebenso wenig Anerkennung wie vom Standpunkte der Sittlichkeit und Menschlichkeit. Wir haben uns in ganz falsche Vorstellungen über das Wesen der Arbeitsersparung eingelebt. Man bildet sich oft ein, Arbeit erspart zu haben, wenn es dem Unternehmer gelungen ist, sein Geschäft so einzurichten, daß die Ausgaben für Arbeitslöhne möglichst niedrig ausfallen. Eine wahrhaftige, menschlich segensreich wirkende Arbeitsersparung

liegt aber erst dann vor, wenn innerhalb der Thätigkeit überhaupt (work) das eigentliche Moment der Beschwerde (labour) immer weiter vermindert wird.

Auf welchem Wege können wir uns diesem Ziele nähern? Vor allem dadurch, daß die rein mechanischen, schablonenmäßigen, einförmigen, keinerlei Anregung bietenden und deshalb freudeleeren Arbeiten durch entsprechende Veränderungen der Produktions- und Konsumtionsverhältnisse nach Möglichkeit zurückgedrängt werden. Die Individualität des Arbeiters, seine persönlichen Vorstellungen von Schönheit und Zweckmäßigkeit müssen in der Arbeitsleistung wieder zum Ausdrucke kommen dürfen. Im Wesen eines jeden Menschen, auch des schlichtesten und ungeschliffensten, schlummern gewisse Anlagen. Auch bei dem Geringsten regt sich eine gewisse Phantasie, Empfindung und Geisteskraft, wenn auch schwach, zaghaft und schwankend. Den Beweis liefern die anmuthigen Zierkunstarbeiten, die uns in dem gewerblichen Hausfleiße früherer Entwicklungsstufen entgegentreten. Wenn heute diese künstlerischen Anlagen schwach und schwankend bleiben, so ist es unsere Schuld, die Schuld unserer Arbeitsweise, welche nur selten Gelegenheit giebt, das Sinnige in dem Arbeiter herauszufinden und auszubilden. Ruskin's Wünschen würden am besten die Verhältnisse entsprechen, die heute z. B. noch in der japanischen Keramik erhalten sind. „Der Töpfer, der den Thon mengt und anmacht, dreht, brennt, glasirt und dekoriert ihn auch . . . Der Töpfer, der seine Waaren ganz und gar mit eigener Hand vollendet, sieht sie mit einem Stolze und einer Liebe an, die keiner unserer Arbeiter, der nur einen einzigen Theil des Prozesses ausführt, zu fühlen vermag. Jedes Werk ist ihm gleichsam ein geliebtes Kind; er hat über jeden Schritt seiner Entwicklung gewacht; er hat es sorgfältig gepflegt; er hat alles, was er vermochte, gethan, um ihm Charakter und Schönheit zu geben. Man kann deutlich die Befriedigung beobachten, die sich auf dem Gesichte des Handwerkers malt, wenn er ein solches Werk endlich signiert."*)

Indeß nicht nur die Art der Arbeit selbst, auch die allgemeineren Umstände, unter denen gearbeitet wird, üben auf den Grad der Arbeitsfreudigkeit einen maßgebenden Einfluß aus. Früher wurden viele Arbeiten im Freien, in symphathischer, fröhlicher Gesellschaft und unter Begleitung geeigneter Gesänge ausgeführt.**) Die Handbewegungen folgten dem Rhythmus der Lieder und verloren deshalb viel von ihrem ermüdenden Charakter. Außer diesen Momenten kommen z. B. noch in Betracht die Gefühle, welche der Lohnarbeiter gegenüber seinem Arbeitgeber hegt, das Maß, in dem er die Technik beherrscht, die Ehre und Anerkennung welche der Arbeit gezollt werden, und die Vorstellungen, die sich über die sittliche Pflicht zur Arbeit ausgebildet haben.

Gelänge es durch Berücksichtigung dieser und ähnlicher Gesichtspunkte innerhalb eines zehnstündigen Arbeitstages, in dem bisher etwa acht Stunden als beschwerliche Arbeitsleistung empfunden wurden, das Gewicht der Beschwerde auf vier Stunden herabzusetzen, so würde eine Arbeitsersparung im Sinne Ruskin's erzielt sein. Die moderne Arbeitsweise wirkt in der Regel in durchaus entgegengesetztem Sinne. Es ist sogar möglich, daß trotz einer Verminderung der Arbeitszeit die Arbeitsleistung drückender empfunden wird. So kann vielleicht ein zehnstündiger Arbeitstag acht Stunden Arbeit im engeren Sinne des Wortes (labour) enthalten haben. Nun wird die Arbeitszeit auf 9 Stunden vermindert, aber gleichzeitig erfolgt eine Veränderung der Arbeitsweise (Einführung einer

---

*) Vergl. E. Große, Kunstwissenschaftliche Studien. Tübingen 1900, S. 254.

**) Ueber den freudigeren Charakter, den diese Verhältnisse in früherer Zeit der Arbeit eingeprägt haben, hat uns neuerdings Carl Bücher in vorzüglicher Weise unterrichtet; vergl. dessen Entstehung der Volkswirtschaft. 2. Aufl. Tübingen 1898, 257 flg. und Arbeit und Rhythmus 2. Aufl. Leipzig 1899.

Maschine, weitere Ausbildung der Arbeitsteilung u. dgl.), welche alle 9 Stunden des Arbeitstages zur Last macht.

Der Gedanke Ruskin's dürfte durch nachstehende Aeußerungen, die mir aus Arbeiterkreisen zugegangen sind, noch deutlicher werden. So teilt mir ein Eisendreher mit: „Noch trostloser (als in den Armaturenfabriken) ist die Sache in Nähmaschinen-, Fahrrad- und Schraubenfabriken, wo mit monotoner Einförmigkeit jahraus, jahrein von den einzelnen Arbeitern die gleichen Artikel gemacht werden, weil sie eben Massenartikel sind. Der eventuelle Akkordverdienst ist das einzige, was hier die Lage noch einigermaßen erträglich macht. Wenn die Arbeiter aber nach der Meinung der Unternehmer zu viel verdienen, werden die Akkordsätze herabgedrückt. Dann wird die Arbeit zur Qual, keine Sekunde darf bei den herabgedrückten Tarifen ausgesetzt werden, wenn etwas verdient werden soll. Die Vorteile, welche sich der Arbeiter angeeignet hat und die statt Nutzen schließlich nur Schaden gebracht haben, interessiren ihn nicht mehr. Er macht alles nur mechanisch und sein einziger Wunsch in diesem Zuchthausleben ist „Feierabend". Die Arbeit wird in 8 Stunden mehr zum Ekel als demjenigen, der verschiedene Artikel fabriziert, welche seine geistige Thätigkeit beanspruchen, in 12 Stunden."

Ein Monteur der Installationsbrauche berichtet: „Ich bin in einer Fabrik für Wasch- und Badeeinrichtungen beschäftigt und muß bei flauem Geschäftsgange zeitweilig in der Fabrik selber als Klempner aushelfen. Da bekomme ich dann 100—500 Stück eines bestimmten Artikels in Arbeit. Während mir nun bei verschiedenartiger Arbeit die Zeit wie im Fluge verrinnt, zähle ich bei derartiger Massenarbeit jede Viertelstunde und bin von Herzen froh, wenn es endlich Feierabend ist."

Aus diesen Erwägungen heraus hält Ruskin also die moderne Arbeitsweise für ebenso unökonomisch wie unmenschlich.

Diese Vorwürfe gelten der großindustriellen Technik als solchen. Sie würden auch dann ihre Bedeutung nicht einbüßen, wenn diese Technik innerhalb einer sozialistisch organisirten Gesellschaft zur Anwendung käme. Das ist eine Anschauung, durch die sich Ruskin von dem kontinentalen Sozialismus unterscheidet. Er ist absoluter Feind der Fabrikarbeit*), während die meisten Sozialisten nicht in dieser Technik an und für sich, sondern nur darin das Uebel erblicken, daß sie heute im Dienste privatkapitalistischer Gewinninteressen funktionirt, daß die Arbeitszeit noch zu lang, der Lohn zu niedrig ist. Ruskin leugnet, daß je durch Abkürzung der Arbeitszeit und Erhöhung des Lohnes ein ausreichender Ersatz für den freudeleeren Charakter unserer Arbeitsmethoden erreicht werden könne. Gerade je höher der Arbeiter in sozialer Hinsicht etwa durch Abkürzung der Arbeitszeit und Erhöhung des Lohnes steigen würde, desto schwerer müßte ihm der mechanische Charakter seiner Arbeit fallen. Es ist deshalb besser, den Menschen höhere Arbeit zu geben, als eine Erziehung, die sie über die Arbeit erhebt. Von zwei Dingen Eines: Entweder die Arbeiter behalten und entwickeln Sinn für höhere menschliche Güter. Dann werden sie in ihrer grundsätzlichen Feindseligkeit gegen den Industrialismus so lange verharren, bis wieder Melodie in ihr ödes Arbeitsleben gekommen ist. Oder aber die Arbeiter passen sich dem Fabrikwesen und seinem Milieu an; dann dürfen wir uns auch nicht beklagen, wenn sie niederen, materiellen Genüssen, wenn sie der Trunksucht und dem Hazardspiel fröhnen sollten.

*) Es entspricht ganz der Auffassung Ruskin's, wenn E. Grosse in seinen „Kunstwissenschaftlichen Studien" 1900 S. 252 die Maschinen mit jenen Dämonen der Fabel vergleicht, welche den Menschen zuerst reich und mächtig machen, ihm schließlich aber die Seele aus dem Leibe reißen.

Immerhin weiß Ruskin sehr wohl, daß auch das System der freien Konkurrenz für so manches, was er beklagt, verantwortlich gemacht werden muß; so z. B. für die fortgesetzte qualitative Verschlechterung vieler Artikel durch Kunstwolle und Kunstseide, für die Verfälschung der Nahrungsmittel u. dgl. m. Auch diese Umstände wirken verderblich auf den Arbeiter nicht bloß als Konsumenten, sondern auch als Produzenten. Wie kann bei solcher auf die Täuschung des Publikums berechneter Wirksamkeit ein erhebendes Gefühl, eine sittliche Befriedigung über die vollbrachte Arbeit entstehen? Muß die erzwungene, fortwährende Beihilfe zu Lug und Trug nicht geradezu das sittliche Bewußtsein des Arbeiters vergiften und ihm die Ueberzeugung einprägen, es komme nur darauf an Geld zu machen, gleichgiltig auf welche Weise?

* * *

Das Vorgeführte bildet einen kleinen Ausschnitt aus der Kritik, die Ruskin an unsern Zuständen übt. Sein Hauptinteresse bildet aber nicht die Kritik, sondern die positive Reform. Um eine Besserung herbeizuführen, appelliert er in erster Linie an die Konsumenten. Das bestehende Elend beruht nicht, wie der kontinentale Sozialismus in der Regel annimmt, vorzugsweise auf der Gewinnsucht der kapitalistischen Produzenten. Die Gedankenlosigkeit, das mangelnde Verantwortlichkeitsgefühl der Konsumenten, auch sie sind schuldig, auch sie gehören auf die Anklagebank. Die Entrüstung des Publikums über schlechte Arbeitsbedingungen muß den im Konkurrenzkampfe stehenden Unternehmern unaufrichtig genug vorkommen, wenn dieses Publikum, ja selbst die Behörden doch nur immer der billigsten Waare nachlaufen, ohne sich um die Bedingungen, unter denen sie allein so billig hergestellt werden konnte, ernsthaft zu kümmern. Die Uebelstände können, nach Ruskin, nur dadurch geheilt werden, daß alle Klassen einsehen lernen, welche Art von Arbeiten gut für den Menschen sind, um sie zu erheben und glücklich zu machen; ferner, daß alle Klassen bereitwillig auf jede Bequemlichkeit, Schönheit oder Billigkeit verzichten, welche der Erniedrigung des Arbeiters abgerungen werden, und daß alle Klassen ebenso bereitwillig nur die Erzeugnisse einer gesunden und veredelnden Arbeit kaufen.

Die vornehme Dame, die sich mit Glasperlen oder Edelsteinen schmückt, die fein geschliffene Krystallgläser auf ihre Tafel stellt, befördert verderbliche Arbeiten. Perlen machen, Steine oder Glas schleifen wirkt auf die Gesundheit des Arbeiters geradezu vernichtend ein. Wer den Beruf nicht rechtzeitig verläßt, fällt der Tuberculose anheim. Außerdem ist die Arbeit in keiner Weise geeignet, sinnreiche Gedanken des Arbeiters zur Entwicklung zu bringen. Dagegen wird gutes bewirkt, wenn schön geformte oder gefärbte Gläser, wie die venezianischen, oder künstlerisch gravierte Gläser gekauft werden. Auch Goldschmiedearbeit, Emaille oder Cameen gewährten dem menschlichen Geiste Spielraum, sich auf edle Weise zu bethätigen, und sind deshalb beim Ankaufe von Schmuckgegenständen vorzuziehen.

Um nun dem Konsumenten die Auswahl zu erleichtern, verlangte Ruskin ursprünglich, daß der Staat für alle wichtigeren Artikel Musterwerkstätten errichte. In solchen Betrieben sollte die Kraft des Dampfes verbannt und nur diejenigen von Wind und Wasser zugelassen sein. Maschinen wären nur bei solchen Verrichtungen zu verwenden, welche der Mensch überhaupt nicht, oder nur mit großer Beschwerde ausführen kann. Der Schwerpunkt würde in einer künstlerisch veredelten Handarbeit ruhen. Natürlich müßten solche Werkstätten

auch in bezug auf Arbeitszeit und Arbeitslohn allen berechtigten Forderungen Genüge leisten.

In späteren Jahren stiegen Ruskin in betreff der ersprießlichen Wirksamkeit der Regierungswerkstätten immer ernstere Zweifel auf. Er empfahl dann die Gründung von Gilden, von besonderen Produzentenkorporationen, welche die gleichen Aufgaben erfüllen sollten.

Ruskin hat sich mit der Thätigkeit des Schriftstellers nicht begnügt. Wo immer er konnte, versuchte er unmittelbar auf das Leben, auf die Dinge selbst einzuwirken.

* * *

Schon 1854 trat Ruskin dadurch in persönliche Beziehungen zu Arbeitern, daß er in der Londoner Arbeiterbildungsanstalt den Zeichenunterricht übernahm und durch 10 Jahre erteilte. Während der 60er Jahre finden wir Ruskin an dem großen Werke Oktavia Hill's zur Verbesserung der Londoner Arbeiterwohnungsverhältnisse beteiligt. Miß Hill, Ruskin's Schülerin, erhält von ihm die Mittel, um seine Lehren über den richtigen Gebrauch des Reichtumes in die Praxis zu übersetzen. Es werden mehrere verwahrloste und vorzugsweise von Arbeitern bewohnte Gebäude angekauft. Dann erfolgen die nöthigen baulichen Verbesserungen und Reinigungsarbeiten. Die sehr niedrig angesetzte Miethe zieht Miß Hill persönlich jede Woche ein. So gewinnt sie enge Beziehungen zu den Miethern, volle Einsicht in ihre Lage und Bedürfnisse und damit auch die Möglichkeit einer nutzbringenden erzieherischen Einwirkung. Die Erfolge dieses Systems haben einen Weltruf errungen und zu vielen Nachahmungen geführt. Dagegen sind die Verdienste, die sich Ruskin um diese Reform erworben hat, auffallenderweise fast ganz in Vergessenheit gerathen. Desgleichen wird sein Name auch nur selten genannt, wenn von den sogenannten Universitäts-Niederlassungen in den Arbeitervierteln die Rede ist, und doch hat auch hier Ruskin die ersten Anregungen gegeben.

Die größten Hoffnungen setzte Ruskin auf die St. Georgs-Gilde, deren Gründung anfangs der 70er Jahre erfolgte. Sie sollte der Fels sein, auf dem er seine Kirche gründen wollte, sie sollte eine Gemeinschaft darstellen, deren Mitglieder ihre ganze Lebensführung nach den sittlichen, ästhetischen und wirtschaftlichen Lehren des Meisters einrichteten. Es handelte sich also um eine Art Ordens- oder Sekten-Stiftung. Die Mitglieder hatten sich auf eine ganze Reihe keineswegs leicht zu erfüllender Gelübde zu verpflichten, z. B. selbst den eigenen Lebensunterhalt zu verdienen, den zehnten Teil des Einkommens an die Gilde abzuliefern u. s. w. Das hieß nun in der That mehr fordern, als die Zeit leisten konnte. Trotz der mächtigen Propaganda, die Ruskin in seinen Fors Clavigera betitelten Briefen an die Arbeiter Großbritanniens für die Idee entfaltete, brachte es die Gilde nicht recht vorwärts und hat sich schließlich damit begnügt, ein allerdings ganz vortreffliches, den Interessen der Arbeiter dienendes Kunstgewerbe-Museum in Sheffield zu errichten.

Größere Erfolge hatten die industriellen Unternehmungen aufzuweisen, welche nach Ruskin's Maximen ausgezeichnete Leinen- und Wollstoffe mit der alten Handarbeitstechnik herstellten; ferner die Bemühungen zur Erhaltung und Beförderung künstlerisch bedeutsamer Zweige des gewerblichen Hausfleißes.

Die beste Illustration, welche die Ruskin'schen Lehren in der Praxis gefunden haben, wird aber doch durch die große Anstalt geliefert, die William Morris, der geniale Reformator des englischen Kunstgewerbes, in der idyllischen Abgeschiedenheit von Merton Abbey gegründet hat. Morris ging genau nach

Ruskin's Anweisungen vor.*) Mit unendlicher Mühe wurden die Arbeitsmethoden des Mittelalters erforscht und wieder aufgenommen. Handwerk, Kunstgewerbe und Kunst, welche die moderne Zeit verständnis- und erbarmungslos auseinander gerissen hatte, wurden auf's Neue vereinigt. So entstanden die Gobelins, die Tapeten, die Glasmalereien, die Meisterwerke des Buchdruckes und der Buchbinderei, welche die Bewunderung der ganzen Welt errungen haben.

Mochte es sich um Zwecke der genannten Art, um die Unterstützung begabter, aber unbemittelter Kunstjünger oder um irgend welche Wohlthätigkeitsanstalten handeln, immer stand Ruskin mit verschwenderischer Freigebigkeit zur Verfügung. Sein Vater hatte ihm 200000 £ hinterlassen. Dazu traten noch die sehr beträchtlichen Einkünfte, die aus der schriftstellerischen Thätigkeit flossen. Trotzdem kam es schließlich zuweilen so weit, daß Ruskin nicht mehr die Mittel besaß, um die für seine Studien notwendigen Bücher anzuschaffen oder eine geplante Schweizerreise auszuführen. Er konnte sich nie genug thun und empfand Gewissensbisse darüber, daß er seine sozialen Schriften in einem Zimmer schrieb, dessen Boden ein Perserteppich und dessen Wand ein Tizian zierte.

* * *

Angesichts dieser ungewöhnlichen Hingebung, mit welcher Ruskin für die Sache der Arbeiter wirkte, drängt sich die Frage auf: Welche Stellung nehmen die englischen Arbeiter selbst gegenüber den Ideen Ruskin's ein? Haben sie diese in ihre Programme aufgenommen?

Das scheint zunächst nicht der Fall zu sein. Man nimmt in der Regel an, daß die Arbeiter Englands nicht nur mit der großindustriellen Technik, sondern sogar mit der kapitalistischen Erwerbsordnung selbst Frieden geschlossen haben. Wie ist dieser Friedensschluß zu erklären? Ich glaube so:

Der Industrialismus, mit welchem die englischen Arbeiter, ich möchte nicht sagen, einen vollkommenen Frieden, wohl aber eine Art Waffenstillstandes abgeschlossen haben, ist denn doch ein ganz anderer als derjenige war, den Ruskin in den 50er und 60er Jahren angriff. Er ist menschlicher geworden. Die englischen Fabrikstädte haben im Laufe der letzten Jahrzehnte Bedeutendes zur Verbesserung der sozialen Zustände geleistet. Man findet heute in den industriellen Mittelpunkten öffentliche Anlagen, reines Trinkwasser, zahlreiche unentgeltliche Schulen, eine Fülle von Bildungsgelegenheiten auch für Erwachsene, musterhafte humanitäre Anstalten aller Art, viele saubere und geräumige Arbeiterwohnungen. Die Arbeiter haben mit Hilfe der trefflich organisirten Berufsverbände nicht nur einen großen Antheil an den goldenen Früchten der industriellen Entwicklung, sondern überhaupt eine viel angesehenere Stellung im gesellschaftlichen und politischen Leben des Landes erreicht.

Und worin besteht denn schließlich die vielgerühmte Zufriedenheit des englischen Arbeiters? Doch nur darin, daß sie an die Panacee des orthodoxen Sozialismus nicht glauben, daß sie von gewaltsamer Revolution nichts, von friedlicher Reformarbeit alles erhoffen. Aber sie wollen durchaus nicht, daß die Zustände etwa in alle Ewigkeit so verbleiben, wie sie eben sind. Wie sehnlich man nach einer Verschönerung der Städte strebt, zeigt der große Erfolg,

*) Auch in seinen schriftstellerischen Werken vertritt Morris durchaus die Ideen Ruskin's. Vgl. insbes. Morris, Kunde von Nirgendwo, herausgegeben von W. Liebknecht. Stuttgart 1900. S. 50 flg. **Aymer Vallance, W. Morris, his art, writings and public life, London 1898. p. 305—366.**

den Howard's Buch über die Gartenstädte*) erreicht hat. Noch heute lebt in der Brust von Millionen das heiße Verlangen nach ländlicher Thätigkeit, nach besserer Fühlung mit der Mutter Erde. Nichts populärer, als die Programme, welche jedem Arbeiter ein paar Morgen Land und eine Kuh versprechen. Daß auch Interesse für Kunst vorhanden, beweist der rege Besuch, dessen sich Kunstausstellungen und Museen von Seiten der Arbeiter zu erfreuen haben. Von den sozialen Propagandaschriften hat keine die Massen so entzückt, wie Blatchford's Merrie England, ein ganz im Geiste Ruskin geschriebenes Büchlein. Vielversprechend ist ferner die Thatsache, daß sich gerade die hervorragendsten Führer der englischen Arbeiterbewegung gern als Jünger und Schüler Ruskin's bezeichnen. So scheint denn selbst im ruß- und rauch-erfüllten England das Vestafeuer ästhetischer Kultur bei den Arbeitermassen durchaus nicht erloschen zu sein, sondern liebevoller und sorgsamer denn je gepflegt zu werden.

Die englischen Arbeiter haben durchaus verständig und richtig gehandelt, wenn sie sich bemühten zunächst einmal auf den durch die Großindustrie gegebenen wirtschaftlichen Grundlagen das Allerdringlichste und Notwendigste zu erringen: ausreichende Nahrung, anständige Kleidung, saubere Wohnung und etwas Muße für geistige Bestrebungen. Damit ist aber nach der Auffassung der Avant-Garde nicht das Endziel, sondern gewissermaßen nur eine Rustica gewonnen, auf welcher das zwanzigste Jahrhundert fein gegliederte, schöne Stockwerke und Loggien errichten wird.

Ich möchte deshalb die Chancen des Ruskinismus durchaus nicht pessimistisch beurteilen. Gänzlich verfehlt und aussichtslos halte ich ihn nur in einer Beziehung. Ruskin erwartet eine schönere bessere Zukunft ganz überwiegend von der Rückkehr zu mittelalterlichen Produktionsmethoden. Wie die Erfolge von Morris beweisen, hat der technische Romantizismus auf einzelne Zweige des Kunstgewerbes in der That eine wohlthuende Wirkung ausgeübt. Aber vergessen wir nicht, daß diese Erzeugnisse nur Leute von fürstlichem Reichtume kaufen können, daß also auch die Zahl der auf diese Weise thätigen Arbeiter eine sehr geringe bleiben muß. Handelt es sich aber um künstlerisch weniger hochstehende Artikel, so ist die Handarbeitstechnik allein keineswegs immer geeignet, eine besondere Arbeitsfreude zu erzeugen.

Die abschreckenden Seiten der Großindustrie werden, meiner Ansicht nach, wenn überhaupt, dann nur durch die weiteren Fortschritte der großindustriellen Technik selbst überwunden werden. Schon heute lassen sich mancherlei Belege dafür beibringen, daß eine hochentwickelte Technik die Makel auszulöschen beginnt, mit denen die erst sich ausbildende Technik uns verletzt hat. So wird die Verpestung, welche die Giftgase der Hochöfen verschulden, in dem Maße überwunden werden, als es gelingt, diese Gase für motorische Zwecke auszunützen. Die Belästigung durch die schwefelhaltigen Rückstände der Sodafabriken wird aufhören, da es durch das Chance-Claus-Verfahren möglich geworden ist, diese Rückstände noch zur Schwefelgewinnung zu verwerten. Denken wir ferner an die Wendung zum Besseren, die wir der Elektrotechnik verdanken. So machen schon heute die italienischen Industriebezirke am Südabhange der Alpen, da sie vorwiegend elektrotechnisch ausgenutzte Wasserkräfte verwenden, durchaus nicht den abschreckend rußigen Eindruck, den die alten Mittelpunkte des Fabrikwesens hervorrufen. Auch der Fortschritte des Automobilismus darf nicht vergessen werden. Wie vielen Arbeitern erlaubt das Fahrrad bereits in besserer und gesünderer Umgebung zu wohnen!

---

*) E. Howard, To-Morrow a peaceful path to real reform. London 1898.

Auf alle Fälle stellt die Verbreitung ästhetischer Kultur im ganzen Schaffen wie im Genießen ein so hoch gespanntes Ideal vor, daß man sich ihm nur dann nähern wird, wenn es gelingt, die Einsichten in die Natur weit über das bis jetzt erreichte Maß hinaus zu steigern. Heute folgt der Erfindungsgeist den Interessen des Kapitales. Mancher sogenannte Fortschritt hat genau besehen zur Voraussetzung und Folge, keine erweiterte Herrschaft über die Natur, sondern nur eine Hilflosigkeit der Arbeiterbevölkerung und die Steigerung der Macht des Menschen über den Menschen. Wie der technische Fortschritt dem Kapitale gedient hat, so wird er auch dem Interesse der Arbeit in dem Grade folgen, als der Arbeiter aufhört, thatsächlich ein bloßes Mittel zum Zwecke der Kapitalverwertung darzustellen, als nicht mehr er im Dienste des Kapitales, sondern dieses im Dienste der Arbeit steht.

Frau Bertha Garlan.

Von Arthur Schnitzler.

(Schluß.)

Sie ist vor der Votivkirche, wo die vielen Straßen sich kreuzen. Hier bläst der Wind ganz unerträglich. Es wird Zeit zum Mittagessen. Aber sie will heute nicht in ihr kleines Hotel zurück. Sie wendet sich gegen die innere Stadt. Es fällt ihr plötzlich ein, daß sie ihrer Cousine begegnen könnte, aber das ist ihr ganz gleichgiltig. Oder wenn gar ihr Schwager ihr nachgefahren wäre? Auch dieser Gedanke stört sie nicht im Geringsten. Sie hat ein Gefühl des Verfügungsrechts über ihre Person und ihre Zeit, wie nie zuvor. Sie schlendert gemächlich durch die Straßen, vergnügt sich damit, die Auslagen zu betrachten. Auf dem Stephansplatze hat sie den Einfall, auf eine Weile in die Kirche zu treten. In dem dämmrigen, kühlen Riesenraum überkommt sie ein tiefes Wohlgefühl. Sie ist niemals fromm gewesen, doch in Gotteshäuser tritt sie nie ohne Andacht, und ohne ihre Gebete in eine bestimmte Form zu kleiden, hat sie doch stets irgend eine Art gesucht, ihre Wünsche zum Himmel empor zu senden. Sie wandelt in der Kirche zuerst umher wie eine Fremde, die einen schönen Bau besichtigt. Vor einem kleinen Altar in einer Seitenkapelle setzt sie sich auf eine Bank.

Der Tag ihrer Trauung fiel ihr ein, und sie sah sich mit ihrem verstorbenen Mann vor dem Priester stehen, — aber das war so unendlich weit und berührte ihre Seele so wenig, als wenn sie an ganz fremde Menschen dächte. Doch plötzlich, wie ein Bild in einer Zauberlaterne sich ändert, sah sie statt ihres Mannes Emil an ihrer Seite, und so gänzlich ohne Mithilfe ihres

Willens schien dieses Bild dazustehen, daß es ihr wie eine Ahnung, ja wie eine vom Himmel gesandte Vorhersage scheinen wollte. Unwillkürlich faltete sie die Hände und sagte leise: „Laß' es so werden." Und als käme ihrem Wunsche dadurch noch bessere Kraft, blieb sie auf der Bank eine Weile sitzen und versuchte, das Bild festzuhalten. Nach einigen Minuten trat sie wieder auf die Straße, wo das volle Licht und der Lärm sie als etwas so Neues, so lang nicht Erlebtes anmuthete, als hätte sie ganze Stunden in der Kirche verbracht. Sie fühlte sich ruhig und wie von Hoffnungen umschwebt.

In einem vornehmen Hotelrestaurant in der Kärnthnerstraße speiste sie zu Mittag. Sie war gar nicht befangen und fand es recht kindisch, daß sie nicht lieber in einem Gasthof ersten Ranges abgestiegen war. Wieder zuhause in ihrem Zimmer angelangt, kleidete sie sich aus; sie war durch die ungewohnt reichliche Mahlzeit und den genossenen Wein in einen solchen Zustand von Mattigkeit gerathen, daß sie sich auf dem Divan ausstreckte und einschlief. Erst um fünf Uhr erwachte sie. Sie hatte keine rechte Lust, sich zu erheben. Sonst um diese Stunde .... Was thäte sie jetzt wohl, wenn sie nicht nach Wien gereist wäre? Wenn er ihr nicht geantwortet — wenn sie ihm nicht geschrieben? Wenn er keinen Orden bekommen? Wenn sie nie sein Bild in einer illustrirten Zeitung gesehen? Wenn nichts sein Dasein ihr ins Gedächtniß zurückgerufen hätte? Wenn er ein kleiner, unbekannter Geiger in irgend einem Vorstadt-Orchester geworden wäre? Was für sonderbare Gedanken! Liebt sie ihn denn, weil er berühmt ist? Was bedeutet ihr das Alles? Ja, interessirt sie sich denn überhaupt für sein Violinspiel? ... Wär' es ihr nicht lieber, wenn er nicht berühmt und bewundert wäre? — Gewiß, da würde sie sich ihm viel näher, viel verwandter fühlen, da hätte sie nicht diese Unsicherheit ihm gegenüber, und auch er wäre anders zu ihr. — Er ist ja auch jetzt sehr liebenswürdig, und doch ... jetzt kommt es ihr zu Bewußtsein ... irgend etwas ist heute zwischen ihnen gewesen und hat sie getrennt. Ja, und das ist nichts Anderes, als daß er ein Mensch ist, den die ganze Welt kennt, und sie nichts als eine kleine dumme Frau aus der Provinz. Und sie sieht ihn plötzlich vor sich, wie er im Saal vor den Rembrandts gestanden und zum Fenster hinausgeschaut, während sie erzählt hat; wie er ihr kaum Adieu gesagt, und wie er von ihr fortgegangen, ja geradezu geflohen war. Aber hatte sie denn selbst irgend etwas empfunden wie für Jemanden, den man liebt? Ist sie glücklich gewesen, während er zu ihr sprach? Hat sie sich gesehnt, ihn zu küssen, während er neben ihr stand? ... Nichts von alledem. Und jetzt — freut sie sich auf den Abend, der kommt? Freut sie sich, ihn in zwei Stunden wiederzusehen? Und wenn sie sich durch einen Wunsch hinversetzen könnte, wohin sie will, wäre sie jetzt vielleicht nicht lieber daheim, bei ihrem Buben, ginge mit ihm zwischen den Weingeländen spazieren ohne Angst, ohne Aufregung, mit gutem Gewissen, als brave Mutter, als anständige Frau, statt hier in dem ungemüthlichen Hotelzimmer auf einem schlechten Divan zu liegen und unruhig und doch ohne Sehnsucht die nächsten Stunden erwarten? Sie denkt an die Zeit, die noch so nahe ist, da sie sich um nichts gekümmert, als um ihren Buben, um die Wirtschaft und um ihre Lektionen — ist sie da nicht zufrieden, beinahe glücklich gewesen? ... Sie schaut um sich. Das kahle Hotelzimmer mit den häßlich blau und weiß gemalten Wänden, den Staub- und Schmutzflecken oben an der Decke, dem Schrank mit der halboffenen Thüre ist ihr sehr widerwärtig. Nein, das ist nichts für sie! Auch an das Mittagessen in dem vornehmen Hotel denkt sie jetzt mit Unbehagen zurück, ebenso an ihr Umherlaufen in der Stadt, an ihr Müdewerden, an den Wind und den Staub; es ist ihr, als ob sie herumvagabundirt wäre. Und jetzt fällt ihr noch etwas ein: wenn sich zu Hause

irgend was ereignet! — Ihr Kleiner kann Fieber bekommen, man telegraphirt nach Wien an ihre Cousine, oder man kommt gar sie suchen, und man findet sie nicht, und es stellt sich heraus, daß sie gelogen hat, wie irgend eine schlechte Person, die eben Ursache dazu hat .... Entsetzlich! wie steht sie da! Vor ihrer Schwägerin, vor dem Schwager, vor Elly, vor ihrem erwachsenen Neffen, ... vor der ganzen Stadt, die es ja gleich erfahren wird, ... vor Herrn Rupius! — Nein, wahrhaftig, sie ist nicht geschaffen für solche Dinge! Wie kindisch, wie ungeschickt hat sie es doch angefangen, sodaß es nur des kleinsten Zufalls braucht, um sie zu verrathen. Ja, hatte sie sich denn das Alles gar nicht überlegt? War sie nur von der Idee besessen gewesen, ihn wiederzusehen und hatte sie dafür Alles aufs Spiel gesetzt .... ihren guten Ruf, ja ihre ganze Zukunft?! — Denn wer weiß, ob nicht die Familie sich von ihr lossagt und sie ihre Lektionen verliert, wenn Alles herauskommt? .... Alles ..... Aber was kommt denn heraus? Was ist denn geschehen? Was hat sie sich vorzuwerfen? — Und mit dem beglückenden Gefühl reinen Gewissens darf sie sich antworten: Nichts. Und sie kann ja noch heute ... gleich jetzt mit dem Sieben-Uhr-Zug Wien verlassen, um zehn wieder daheim sein in ihrer Wohnung, in ihrem traulichen Zimmer, bei ihrem geliebten Buben ... Ja, das kann sie; allerdings ist ihr Bub nicht zu Haus, ... aber sie könnte ihn holen lassen ... Nein, sie wird es nicht thun, sie wird nicht zurückfahren, ... nein, dazu liegt kein Anlaß vor — morgen früh ist's auch noch nicht zu spät. Sie wird eben heute Abend von Emil Abschied nehmen, ... ja, sie wird ihm gleich mittheilen, daß sie morgen früh wieder nach Hause fährt, daß sie überhaupt nur gekommen ist, ihm einmal die Hand zu drücken ... ja, so ist es am besten. Oh, er kann sie auch bis zu ihrem Hotel begleiten, ach Gott, auch mit ihr nachtmahlen, in einem Gartenrestaurant, ... und sie wird von ihm gehen, wie sie gekommen .... Und überdies, aus seinem Benehmen wird sie ersehen, wie er sich eigentlich zu ihr stellt; sie wird sehr zurückhaltend sein, sogar kühl, und es wird ihr sehr leicht ankommen, denn sie fühlt sich vollkommen ruhig. Es ist ihr, als wären alle Wünsche wieder eingeschlafen, und sie fühlt es wie ihre Bestimmung, eine anständige Frau zu bleiben. Sie hat als junges Mädchen den Versuchungen widerstanden, ihrem Gatten ist sie treu gewesen, ihre ganze Wittwenzeit war bisher ohne Anfechtungen verlaufen, ... nun, kurz und gut, wenn er sie zu seiner Frau nehmen will, wird sie sehr froh darüber sein, aber jeden kühneren Antrag wird sie mit derselben Strenge abweisen wie ... wie ... vor zwölf Jahren, als er ihr hinter der Paulanerkirche sein Fenster gezeigt.

Sie steht auf, sie dehnt sich, reckt die Hände, geht zum Fenster. Der Himmel ist trübe geworden, vom Gebirg her ziehen Wolken, aber der Sturm hat sich gelegt. Sie macht sich zum Fortgehen bereit.

* * *

Kaum war Bertha ein paar Schritte vom Hotel entfernt, begann es zu regnen. Unter dem aufgespannten Schirm kam sie sich gegen unerwünschte Begegnungen geschützt vor. In der Luft verbreitete sich ein angenehmer Geruch, als sänke mit dem Regen ein Duft der nahen Wälder über die Stadt. Bertha überließ sich ganz dem Vergnügen des Spazierengehens, selbst das Ziel ihres Wegs schwebte ihr nur wie im Nebel vor. Sie war von der Fülle wechselnder Empfindungen endlich so müde geworden, daß sie gar nichts mehr empfand. Sie war ohne Angst, ohne Hoffnung, ohne Vorsatz. Sie ging wieder an den Gärten vorbei über den Ring und freute sich des feuchten Fliederdufts. Heute

Vormittag hatte sie gar nicht bemerkt, daß Alles in violetten Blüthen prangte. Ein Einfall brachte ein Lächeln auf ihre Lippen: sie trat in eine Blumenhandlung und kaufte ein kleines Veilchenbouquet. Während sie die Veilchen an den Mund führte, kam eine große Zärtlichkeit über sie; sie dachte: jetzt um sieben geht der Zug nach Hause ab, und sie freute sich, als hätte sie Jemanden überlistet. Sie ging langsam quer über die Brücke und erinnerte sich, wie sie sie vor wenigen Tagen überschritten, um in die Gegend seiner früheren Wohnung zu kommen und jenes Fenster wiederzusehen. Hier ist das Menschengewühl groß, zwei Ströme, der eine von der Vorstadt in die Stadt, von der Stadt in die Vorstadt der andere, fluthen durcheinander, Wagen aller Art fahren vorbei, Klingeln, Pfeifen, Rufen der Kutscher ertönt, Bertha versucht stehen zu bleiben, wird aber vorwärts geschoben. Plötzlich hört sie ganz nah neben sich einen Pfiff. Ein Wagen hält, ein Kopf beugt sich zum Fenster heraus .... er ist es. Er winkt sie mit den Augen herbei; einige Leute werden sofort aufmerksam und haben große Lust zu hören, was der junge Mann der Dame, die an seinen Wagen herantritt, zu sagen hat. Er spricht ganz leise:

„Willst Du einsteigen?"

„Einsteigen ...?"

„Nun ja, es regnet doch."

„Ich möcht' eigentlich lieber zu Fuß gehen."

„Wie Du willst." Emil steigt rasch aus, bezahlt den Kutscher und Bertha merkt mit einigem Schreck, daß etwa ein halbes Dutzend Menschen ringsum sehr gespannt sind, wie sich diese merkwürdigen Vorgänge weiter entwickeln werden. Emil sagt zu Bertha: „Komm." Rasch übersetzen Beide die Straße und entgehen so dem ganzen Gewühl. Jetzt spazieren sie langsam längs des Wienbetts in einer wenig belebten Straße weiter.

„Du hast ja nicht einmal einen Schirm, Emil!"

„Willst Du mich nicht unter den Deinen nehmen? Wart', so geht das nicht." Er nimmt ihr den Schirm aus der Hand, hält ihn über sie Beide und schiebt seinen Arm unter den ihren. Jetzt fühlt sie, es ist *sein* Arm, und freut sich sehr.

„Mit dem Land ist's leider nichts," sagt er.

„Schade."

„Also was hast Du den ganzen Tag gemacht?"

Sie erzählt ihm von dem vornehmen Restaurant, in dem sie gespeist.

„Ja, warum hab' ich denn das nicht gewußt? Ich dachte, Du bist bei Deiner Cousine zu Mittag; wir hätten ja so gut zusammen frühstücken können!"

„Du hast ja so viel zu thun gehabt," sagt sie, und ist ein wenig stolz, daß sie diesen leichten Ton des Spottes findet.

„Nun ja, nachmittags allerdings; eine halbe Oper hab' ich mir anhören müssen."

„Wieso denn?"

„Es war ein junger Komponist bei mir, — übrigens ein sehr talentirter Mensch."

Sie ist sehr froh; also in dieser Weise verbringt er seine Nachmittage.

Er blieb stehen, und ohne ihren Arm auszulassen, blickte er ihr ins Gesicht. „Weißt Du, daß Du eigentlich viel hübscher geworden bist? Ja, in allem Ernst! Aber jetzt erzähl' mir einmal aufrichtig, wie Du auf die Idee gekommen bist, mir zu schreiben."

„Ich hab' Dir's ja gesagt."

„Hast Du denn in der ganzen Zeit an mich gedacht?"

„Sehr viel."

„Auch während Du verheirathet warst?"

„Gewiß, ich habe immer an Dich gedacht. Und Du?"

„Oft, sehr oft."

„Aber . . ."

„Nun, was?"

„Du bist eben ein Mann."

„Ja, — aber was meinst Du damit?"

„Du hast gewiß Viele lieb gehabt."

„Lieb gehabt . . . lieb gehabt . . . O ja, auch."

„Aber ich," sagte sie lebhaft, als bräche die Wahrheit übermächtig aus ihr hervor, „ich habe Niemanden geliebt als Dich."

Er nahm ihre Hand und führte sie an seine Lippen. Dann sagte er: „Das lassen wir doch lieber dahingestellt."

„Ich hab' Dir auch Veilchen mitgebracht."

Er lächelte. „Sollen die mir's beweisen? Du hast das so gesagt, als hättest Du nichts Anderes gethan, seit wir uns nicht gesehen, als Veilchen für mich gepflückt oder wenigstens gekauft. Uebrigens, danke schön. Warum hast Du denn nicht in den Wagen einsteigen wollen?"

„Ja, das Spazierengehen ist doch so hübsch."

„Aber auf die Dauer . . . Wir nachtmahlen doch miteinander?"

„Ja, recht gern. — Hier ist zum Beispiel ein Gasthaus," setzte sie eilig hinzu.

Sie gingen jetzt durch stillere Gassen. Es dämmerte.

Er lachte. „Ah nein, das wollen wir uns doch ein bißchen gemüthlicher einrichten."

Sie schaute zu Boden. Dann sagte sie: „Wir müssen uns doch nicht an einen Tisch zu fremden Leuten setzen."

„Gewiß nicht. Wir werden sogar irgendwohin gehen, wo gar keine andern sind."

„Was fällt Dir ein!" sagte sie. „Das thu' ich nicht."

Er zuckte die Achseln. „Ganz wie Du willst. Hast Du schon Appetit?"

„Nein, gar nicht."

Sie schwiegen Beide. Dann sagte er: „Werd' ich nicht einmal Deinen Buben kennen lernen?"

„Gewiß," entgegnete sie erfreut. „Wann Du willst." Sie begann von ihm zu erzählen und kam dann auf ihre Familie zu sprechen. Emil warf zuweilen eine Frage dazwischen und bald wußte er Alles, was in der kleinen Stadt vorging, bis zu den Bemühungen Klingemanns, von denen Bertha lachend, aber mit einer gewissen Befriedigung berichtete.

Die Laternen brannten, auf dem feuchten Pflaster spiegelte das Licht.

„Liebes Kind, wir können ja nicht die ganze Nacht auf der Straße herumlaufen," sagte Emil plötzlich.

„Ja . . . ich kann doch nicht mit Dir . . in ein Restaurant . . . Denke nur, wenn ich zufällig meine Cousine treffe oder sonstwen."

„Sei unbesorgt, es wird uns Niemand sehen." Rasch trat er in einen Thorweg und schloß den Schirm.

„Was willst Du denn?" Sie sah in einen großen Garten. Nahe den Mauern, von denen aus schützende Segelleinwand gespannt war, saßen Leute an gedeckten Tischen.

„Da, meinst Du?"

„Nein. Komm nur." Gleich rechts vom Thor befand sich eine kleine Thür, die angelehnt war. „Hier herein."

Sie befanden sich in einem schmalen, beleuchteten Gang, an dessen beiden

Seiten je eine Reihe von Thüren lief. Ein Kellner grüßte, schritt voraus, an allen Thüren vorbei, die letzte öffnete er, ließ die Gäste eintreten und schloß hinter ihnen wieder zu. In der Mitte des kleinen Zimmers stand ein Tischchen mit drei Gedecken, an der Wand ein blau-sammtenes Sopha, gegenüber hing ein goldgerahmter, ovaler Spiegel, vor welchem Bertha ihren Hut abnahm und auf dessen Glas sie die Namen „Irma" und „Rudi" eingekritzt sah. Zugleich sah sie im Spiegel, daß Emil hinter sie trat. Er legte seine Hände an ihre Wangen, beugte ihren Kopf nach rückwärts zu sich und küßte sie auf die Lippen. Dann wandte er sich ab, ohne zu reden, und klingelte. Ein sehr junger Kellner trat sofort ein, als wenn er vor der Thüre gewartet. Nachdem er seinen Auftrag entgegengenommen hatte, ging er, und Emil setzte sich. „Nun, Bertha?" Sie wandte sich ihm zu, er faßte leicht ihre Hand und ließ sie auch noch nicht los, als Bertha schon in der Sophaecke neben ihm Platz genommen. Unwillkürlich berührte sie mit ihrer andern Hand seine Haare.

Ein älterer Kellner trat ein, und Emil stellte das Menu zusammen. Bertha war mit Allem einverstanden. Als der Kellner verschwunden war, sagte Emil: „Muß man da nicht fragen: warum erst heut?"

„Wie meinst Du das?"

„Warum hast Du mir nicht längst geschrieben?"

„Ja . . . hättest Du früher Deinen Orden bekommen!"

Er hielt ihre Hand in der seinen und küßte sie.

„Du kommst ja so oft nach Wien."

„O nein."

Er sah auf. „Du hast mir doch sowas Aehnliches geschrieben?"

Sie erinnerte sich jetzt und wurde roth. „Nun ja, . . . manchmal . . . Erst am Montag bin ich da gewesen."

Der Kellner brachte Sardinen und Caviar und ging.

„Nun," sagte Emil, „es ist wahrscheinlich gerade die rechte Zeit."

„Inwiefern?"

„Daß wir einander wieder begegnet sind."

„O, ich hab' mich oft nach Dir gesehnt."

Er schien nachzusinnen. Dann sagte er: „Und daß es damals so war und nicht anders, ist vielleicht auch gut. Gerade deswegen ist die Erinnerung so wunderschön."

„Ja, wunderschön."

Sie schwiegen beide. Dann sagte sie: „Erinnerst Du Dich . . ." Und nun begann sie von der fernen Zeit zu reden, von den Spaziergängen im Stadtpark, und von seinem ersten Auftreten im Konservatorium. Er nickte zu alldem, hielt seinen Arm auf der Lehne des Sopha und berührte leicht die Haare, die sich ihr im Nacken kräuselten. Zuweilen warf er ein Wort dazwischen. Auch er erinnerte sich; er wußte sogar noch von einem Ausflug, an einem Sonntag Vormittag in die Praterauen, den sie selbst vergessen hatte.

„Und weißt Du noch," sagte Bertha, „wie wir uns . . ." sie zögerte, es auszusprechen, „einmal beinah verlobt haben?"

„Ja," sagte er. „Und wer weiß . . ." Er wollte vielleicht sagen: es wäre das Beste für mich gewesen, wenn ich Dich geheirathet hätte — aber er sagte es nicht.

Emil bestellte Champagner.

„Es ist noch nicht lang," sagte Bertha, „daß ich das letzte Mal Champagner getrunken; vor einem halben Jahr, als der fünfzigste Geburtstag meines Schwagers gefeiert wurde." Sie dachte an die Gesellschaften bei ihrem Schwager, und es schien ihr wunderbar, wie weit das Alles war: die ganze kleine Stadt

und Alle, die dort lebten. Der junge Kellner brachte den Eiskübel mit dem Wein. In diesem Augenblick fiel es Bertha ein, daß Emil gewiß hier schon manchmal mit anderen Frauen gewesen war. Aber es war ihr ziemlich gleichgiltig.

Sie stießen mit den Gläsern an und tranken. Emil umschlang Bertha und küßte sie. Dieser Kuß erinnerte sie an etwas . . . Woran denn nur? . . . An die Küsse von einst, da sie ein junges Mädchen war? . . . An die Küsse ihres Mannes? . . . Nein . . . Und plötzlich fiel es ihr ein: geradeso hatte ihr kleiner Neffe sie neulich geküßt.

Der Kellner brachte Obst und Backwerk. Emil legte für Bertha einige Datteln und Trauben auf den Teller.

„Warum sprichst Du nichts?“ fragte Bertha. „Warum läßt Du immer nur mich reden? Und Du könntest doch soviel erzählen!“

„Ich . .?“ Er schlürfte langsam den Wein.

„Nun ja, von Deinen Reisen.“

„Ach Gott, es ist eine Stadt wie die andere. Du darfst ja nicht vergessen, daß ich nur selten zu meinem Vergnügen reise.“

„Ja, natürlich.“ Sie hatte die ganze Zeit nicht daran gedacht, daß es der berühmte Geigenvirtuose Emil Lindbach war, mit dem sie hier saß, und sie fühlte sich verpflichtet zu sagen: „Nächstens spielst Du ja hier. Ich möchte Dich gern wieder hören.“

Er erwiderte trocken: „Niemand auf der Welt wird Dich daran hindern.“

Es ging ihr durch den Sinn, daß es ihr eigentlich viel lieber wäre, ihn nicht im Concert, sondern für sich allein zu hören. Fast hätte sie's ausgesprochen, da fiel ihr aber ein, daß das nichts Anderes hieße, als: ich will zu Dir. — Und wer weiß, vielleicht ist sie sehr bald bei ihm. — Ihr wird so leicht, wie immer, wenn sie etwas Wein getrunken hat . . . Doch nein, es ist anders als sonst; — nicht der sanfte Rausch, in dem sie nur ein wenig heiter wird, es ist besser, schöner. Und nicht die paar Tropfen Wein machen das, das macht die Berührung dieser lieben Hand, die ihr über Stirn und Haare streicht. Er hat sich neben sie gesetzt und zieht ihren Kopf an seine Schultern. So möchte sie einmal schlummern . . . ja, wahrhaftig, nichts Anderes möchte sie. . . . Jetzt hört sie ihn flüstern: „Schatz . . .“ Sie zittert leise. Warum erst heute? Hätte sie das nicht Alles früher haben können? Was hatte das überhaupt für einen Sinn, so zu leben wie sie? . . . Das, was sie jetzt that, war doch nichts Böses . . . Und wie süß war es, den Athem eines jungen Mannes über den Augenlidern zu fühlen. . . . Nein, nein — nicht eines jungen Mannes . . . eines Geliebten. . . . Sie hatte die Augen geschlossen. Sie versuchte gar nicht, sie wieder zu öffnen, wollte gar nicht wissen, wo sie war, mit wem sie war. . . . Wer ist's denn nur? . . Richard? . . . Nein . . . schläft sie denn ein? . . . Sie ist hier mit Emil . . . Mit wem? . . . . Wer ist denn dieser Emil? . . . Wie schwer das ist, sich darüber klar zu werden! . . . Dieser Hauch über ihren Lidern, ist der Athem ihres Jugendgeliebten — und zugleich der eines berühmten Künstlers, der nächstens ein Concert giebt . . . und zugleich eines Menschen, den sie viele tausend Tage nicht gesehen hat . . . und zugleich der eines Herrn, mit dem sie allein im Restaurant sitzt und der jetzt mit ihr machen kann, was er will. . . . Sie fühlt seinen Kuß auf den Augen. . . . Wie zärtlich er ist . . . und wie schön. . . . Wie sieht er denn nur aus? . . . . Sie braucht nur die Augen zu öffnen, und sähe ihn ganz genau. . . . Aber sie will ihn lieber sich vorstellen, ohne ihn zu sehen. . . . Nein, wie komisch — das ist ja gar nicht sein Gesicht! . . . Das ist ja das des jungen Kellners, der eben hinausgegangen . . . Wie sieht denn nur Emil aus? . . . So —? . . . Nein, nein, das ist ja Richard . . . . .

Aber fort . . fort . . . Ist sie denn so gemein, daß sie an lauter andere Männer denkt, während sie . . . mit ihm. . . . Wenn sie nur die Augen öffnen könnte! . . . Ah! — Sie bewegt sich heftig, sodaß sie Emil beinahe fortstößt, — jetzt reißt sie die Augen weit auf.

Emil sieht sie lächelnd an und fragt: „Hast Du mich lieb?"

Sie zieht ihn an sich und küßt ihn selbst, zum ersten Male heut küßt sie ihn selbst, und zugleich fühlt sie, daß sie jetzt etwas thut, was einem Vorsatz von heut Morgen widerspricht . . . Was wollte sie nur? — Sich nichts vergeben, sich versagen . . . Ja, gewiß war irgend ein Moment, in dem sie das wollte, aber warum? Sie hat ihn ja lieb, und der Augenblick ist da, den sie seit Tagen erwartet, — nein, seit Jahren! — Noch immer ruhen ihre Lippen auf einander. . . . Ah, sie möchte in seinen Armen . . . sie möchte ganz die Seine sein! — Er soll nichts mehr reden . . . er soll sie mit sich nehmen . . . . er wird es fühlen, daß ihn keine andere so lieben kann wie sie . . . . .

Emil steht auf, geht in dem kleinen Zimmer ein paar Mal hin und her. Sie setzt das Glas wieder an den Mund. Emil sagt leise: „Nicht mehr, Bertha." Ja, er hat Recht, — was thut sie denn? will sie sich denn berauschen? Braucht es das? Sie ist ja Niemandem Rechenschaft schuldig, sie ist frei, sie ist jung, sie will auch endlich einmal glücklich sein!

„Wollen wir nicht gehen?" sagt Emil. Bertha nickt. Er hilft ihr beim Anlegen der Jacke, sie steht beim Spiegel und steckt die Nadel durch den Hut. Sie gehen. Vor der Thür steht der junge Kellner und grüßt. Ein Wagen hält vor dem Thor, Bertha steigt ein; sie hört nicht, was Emil dem Kutscher sagt. Emil setzt sich zu ihr. Beide schweigen, eng an einander gedrängt. Der Wagen rollt fort, lang, lang — Wo mag denn Emil nur wohnen? Vielleicht auch läßt er den Kutscher absichtlich einen Umweg machen, weil er weiß, wie angenehm es ist, so zusammen durch die Nacht zu fahren — Der Wagen hält. Emil steigt aus. „Gieb mir Deinen Schirm", sagt er. Sie reicht ihn aus dem Wagen, er spannt ihn auf. Sie steigt aus; sie stehen Beide unter dem Schirm, auf den der Regen niederprasselt. — Ist das die Gasse, in der er wohnt? — Das Thor öffnet sich; sie treten in den Flur, Emil nimmt dem Portier die Kerze aus der Hand. Eine schöne, breite Stiege. Im ersten Stock schließt Emil eine Thür auf. Sie treten ein, durch einen Vorraum, in einen Salon. Emil entzündet mit der Kerze, die er in der Hand hält, zwei andere auf dem Tisch, dann tritt er zu Bertha, führt sie, die noch an der Thür wie wartend stand, weiter herein, nimmt ihr die Nadel aus dem Hut und legt den Hut auf den Tisch. Im unbestimmten Licht der zwei schwach brennenden Kerzen sieht Bertha nur, daß an der Wand ein paar kolorirte Bilder hängen, — die Porträts der Majestäten, wie ihr scheint, — daß an der einen Wand ein breiter Divan mit einem persischen Teppich steht und nah dem Fenster ein kleines Pianino mit einer Anzahl eingerahmter Photographieen auf dem Deckel. — Darüber hängt ein Bild, das sie aber nicht zu erkennen vermag. Dort drüben fallen rothe Portièren herab zu Seiten einer Thür, die halb offen steht, — irgend etwas Weißes leuchtet durch die breite Spalte herein. Sie kann die Frage nicht länger zurückhalten: „Wohnst Du hier?"

„Wie Du siehst."

Sie blickt vor sich hin. Auf dem Tische steht eine Karaffe mit Liqueur und zwei Gläschen, ein kleiner Aufsatz mit Obst und Backwerk.

„Ist das Dein Studierzimmer?" Ihre Augen suchen unwillkürlich nach einem Pult, wie es Geigenspieler brauchen. Er führt sie, den Arm um ihre Taille, vor das Pianino; dort setzt er sich hin, zieht sie auf seine Kniee,

„Ich will's Dir nur lieber gestehen," sagt er dann einfach und beinahe trocken. „ich wohne eigentlich nicht hier. Nur unseretwegen . . . hab' ich . . . für einige Zeit . . . ich hab' es für vernünftig gehalten . . . Wien ist nämlich eine Kleinstadt, und ich wollte Dich nicht nachts in meine Wohnung bringen."

Sie sieht es ein, und doch ist es ihr nicht ganz recht. Sie blickt auf. Jetzt kann sie die Contouren des Bilds über dem Pianino wahrnehmen: es ist eine nackte Frauengestalt. Bertha hat eine merkwürdige Lust, das Bild ganz genau zu sehen. „Was ist das?" fragt sie.

„Kein Kunstwerk," antwortet Emil. Er brennt ein Zündhölzchen an und leuchtet damit in die Höhe. Sie merkt, daß es ein ganz miserables Bild ist, aber es ist ihr zugleich, als sähe das gemalte Weib mit lachenden, frechen Augen auf sie herab, und sie ist froh, wie das Zündhölzchen verlischt.

„Du könntest mir jetzt eigentlich," sagt Emil, „auf dem Klavier etwas vorspielen." Sie wundert sich, daß er so kühl ist. Weiß er denn nicht, daß sie bei ihm ist . . . ? . . . Aber fühlt denn sie selbst etwas Besonderes? . . . Nein . . . eine sonderbare Traurigkeit scheint hier aus allen Ecken zu quellen . . . Warum hat er sie nicht lieber in seine Wohnung genommen? . . . Was mag das für ein Haus sein? . . . Sie bedauert jetzt, daß sie nicht mehr Wein getrunken . . . Sie möchte nicht so nüchtern sein . . .

„Nun, willst Du mir nicht vorspielen?" sagt Emil. „Denke, wie lang ich Dich nicht gehört habe."

Sie setzt sich und greift einen Accord. „Ich hab' ja Alles verlernt."

„Versuch's nur." Sie spielt ganz leise das Albumblatt von Schumann, und sie erinnert sich, wie sie vor wenig Tagen daheim spät abends phantasirt hat und Klingemann vor dem Fenster auf und ab spazirt ist; auch an das Gerücht von dem lasciven Bild in seinem Zimmer muß sie denken. Und unwillkürlich blickt sie wieder zu der nackten Frau über dem Pianino auf, die jetzt ins Leere schaut.

Emil hat sich einen Stuhl neben den ihren gerückt. Er zieht sie an sich und küßt sie, während ihre Finger immer weiter spielen und endlich ruhig auf den Tasten liegen bleiben. Bertha hört, wie der Regen an die Fensterscheiben schlägt, und ein Gefühl von Zuhause-Sein kommt über sie.

Jetzt war ihr, als wenn Emil sie in die Höhe trüge; ohne sie aus den Armen zu lassen, war er aufgestanden und führte sie langsam. Sie fühlte, wie ihr rechter Arm an der Portière streifte . . . die Augen hielt sie geschlossen. . . . Ueber ihren Haaren fühlte sie Emils kühlen Athem . . .

* * *

Als sie auf die Straße traten, hatte der Regen aufgehört, aber in der Luft war eine wunderbare Milde und Feuchtigkeit. Die meisten Laternen waren schon ausgelöscht, erst dort an der Straßenecke brannte wieder eine. Da auch der Himmel noch mit Wolken bedeckt war, so lag eine tiefe Dunkelheit auf dem Weg. Emil hatte Bertha den Arm gereicht, sie gingen schweigend. Eine Thurmuhr schlug: eins. Bertha wunderte sich. Sie hatte den Morgen nahe geglaubt; aber sie freute sich nun, in der weichen, stillen Luft, an seinen Arm gelehnt, stumm durch die Nacht zu wandeln, denn sie liebte ihn sehr.

Sie traten auf einen freien Platz; vor ihnen lag die Karlskirche.

Emil rief einen Kutscher an, der, auf dem Trittbrett seines offenen Wagens sitzend, eingeschlafen war. „Es ist so schön," sagte Emil, „wir können noch ein bißchen spazieren fahren, eh ich Dich in Dein Hotel bringe — ja?"

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Emil hatte den Hut abgenommen,

sie legte ihn auf ihren Schooß; auch das that ihr wohl. Sie betrachtete Emil von der Seite, seine Augen schienen ins Weite zu schauen. „Woran denkst Du?"

„Ich . .? Um die Wahrheit zu sagen, denk' ich an eine Melodie aus der Oper, die mir dieser Mensch Nachmittag vorgespielt hat. Aber es wird eine andere daraus."

„An Melodieen denkst Du jetzt . . .?" sagte Bertha lächelnd, aber mit einem leichten Vorwurf. —

Wieder ein Schweigen. Der Wagen fuhr langsam über die menschenleere Ringstraße, vorbei an Oper, Museum, Volksgarten.

„Emil?"

„Was willst Du, mein Schatz?"

„Wann werd' ich Dich endlich wieder spielen hören?"

„Ich spiele ja dieser Tage in einem Concert." Er sagte es, als wenn es ein Spaß wäre.

„Nein, Emil, — Du, für mich allein. Das wirst Du doch einmal thun .. ja? Ich bitte Dich."

„Ja, ja."

„Es läge mir soviel dran. Ich möchte, daß Du weißt: es ist Niemand da als ich, die Dich hört."

„Nun ja. Aber lassen wir das doch jetzt." Er sagte es so bestimmt, als nähme er irgend etwas vor ihr in Schutz. Sie verstand nicht, weshalb ihm das, worum sie ihn gebeten, unangenehm sein könnte, und fuhr fort: „Es bleibt doch dabei: morgen Nachmittag um fünf bei Dir?"

„Ja. Ich bin neugierig, ob es Dir bei mir gefallen wird."

„O gewiß. Sicher ist es bei Dir schöner als da, wo wir waren. Und bleiben wir Abend zusammen? — Weißt Du, ich meine nur, ob ich nicht für meine Cousine . . . . ."

„Aber lieber Schatz, machen wir doch lieber kein Programm." Dabei legte er den Arm um ihren Nacken, als wollte er ihr so die Zärtlichkeit geben, die nicht im Ton seiner Worte lag.

„Emil."

„Nun?"

„Morgen wollen wir die Kreutzersonate zusammen spielen — das Andante wenigstens."

„Aber liebes Kind, lassen wir doch endlich die Musik. Ich glaub' schon, daß Du Dich riesig dafür interessirst." Er sagte es wieder in jener unbestimmten Art, von der sie nicht wußte, ob sie spöttisch oder ehrlich gemeint war; aber sie wagte nicht zu fragen. Dabei sehnte sie sich in diesem Augenblick so sehr, ihn Violine spielen zu hören, daß es beinahe wie ein Schmerz war.

„Ah, da sind wir ja in Deiner Nähe!" rief Emil. Und als ob er ganz vergessen hätte, daß er noch eine Spazierfahrt mit ihr machen wollte, rief er dem Kutscher die Adresse des Hôtels zu.

„Emil —"

„Nun, Liebste?"

„Hast Du mich noch lieb?"

Statt jeder Antwort drückte er sie an sich und küßte sie auf die Lippen.

„Sag' mir, Emil —"

„Was denn?"

„Aber Du hast ja nicht gern, wenn man Dich viel fragt . . ."

„Frag' nur mein Kind."

„Was wirst Du . . . was pflegst Du denn Vormittag zu thun?

„Oh, das ist höchst verschieden. Morgen zum Beispiel, spiel' ich in der Lerchenfelder Kirche ein Violin-Solo in einer Messe von Haydn."

„Wirklich? Da kann ich Dich ja schon morgen Früh hören?"

„Wenn's Dir Spaß macht. Aber es ist wirklich nicht der Müh' werth ... Das heißt, die Messe ist natürlich sehr schön."

„Wie kommst Du eigentlich dazu, in der Lerchenfelder Kirche zu spielen?"

„Es ist ... eine Gefälligkeit von mir."

„Für wen?"

„Für ... nun, für Haydn selbstverständlich."

In Bertha zuckte irgend etwas schmerzlich zusammen. In diesem Augenblick fühlte sie, daß es mit dieser Mitwirkung in der Lerchenfelder Kirche eine besondere Bewandtniß haben müßte. Vielleicht sang irgend Eine mit, die ... Ja, was wußte sie schließlich? ... Aber sie wird hingehen, ganz bestimmt ... sie kann ihn keiner Andern lassen! — Er gehört ihr, ihr allein ... er hat es ihr auch gesagt ... und sie wird verstehen, ihn festzuhalten ... Sie hat ja so unendlich viel Zärtlichkeit ... sie hat ja alle aufgespart für ihn allein ... sie wird ihn ganz damit umhüllen ... er wird sich nach keiner Andern mehr sehnen ... Sie wird nach Wien übersiedeln, jeden Tag bei ihm sein, immer bei ihm sein.

„Emil —"

„Was hast Du denn, Schatz?" Er wandte sich zu ihr, sah sie wie besorgt an.

„Hast Du mich lieb? — O Gott, da sind wir schon!"

„So?" fragte Emil verwundert.

„Ja — dort, siehst Du — dort wohne ich. Also bitte, Emil, sag' mir noch einmal —"

„Ja, morgen um fünf, mein Schatz. Ich freu' mich sehr."

„Nein, nicht ... Ob Du —"

Der Wagen hielt, Emil wartete an Berthas Seite, bis der Portier aufsperren kam, dann küßte er ihr ganz förmlich die Hand, sagte „Auf Wiedersehen, gnädige Frau" und fuhr davon.

In dieser Nacht schlief sie fest und tief.

Das Licht des Morgens war um sie, als sie erwachte. Der gestrige Abend fiel ihr ein, und sie war sehr froh, daß irgend etwas, das sie sich so schwer, beinah düster vorgestellt hatte, als etwas ganz Leichtes und Heitres hinter ihr lag. Und dann war sie stolz in der Erinnerung an ihre Küsse, die gar nichts von der Schüchternheit eines ersten Abenteuers an sich gehabt hatten. Von Reue verspürte sie nicht das Geringste, obwohl ihr einfiel, daß es üblich ist, nach Dingen, wie sie sie erlebt, Reue zu empfinden. Auch Worte, wie: Sünde, Liebesverhältniß fuhren ihr durch den Kopf, ohne verweilen zu können, da ihnen aller Sinn zu fehlen schien. Sie glaubte sicher zu sein, daß sie Emils Zärtlichkeit ganz wie eine liebeserfahrene Frau erwidert, und war sehr glücklich, daß Alles, was bei andern Frauen aus der Erfahrung trunkner Nächte, bei ihr nur aus der Tiefe ihrer Empfindungen gekommen war. Es schien ihr, als hätte sie gestern Abend eine Gabe an sich entdeckt, von der sie selbst bisher nichts geahnt, und ganz leise regte sich das Bedauern, sie früher nicht ausgenützt zu haben. Sie erinnerte sich einer Frage Emils nach ihrer Vergangenheit, durch die sie nicht so verletzt war, als sie es hätte sein müssen, und jetzt in der Erinnerung kam ihr das gleiche Lächeln auf die Lippen, mit dem sie ihm die Wahrheit geschworen, an die er nicht hatte glauben wollen. Dann dachte sie an das nächste Wiedersehen mit ihm, stellte sich vor, wie er sie empfangen und durch die Zimmer geleiten würde. Der Einfall kam ihr,

daß sie sich ganz so benehmen wollte, als wäre noch gar nichts geschehen. Nicht einmal in ihren Augen dürfte er die Erinnerung an den gestrigen Abend lesen; er sollte sie ganz von Neuem erobern, um sie werben müssen, — nicht allein mit Worten, nein, auch mit seiner Musik .... Ja, ... wollte sie ihn nicht schon heute Vormittag hören? .. Natürlich! — in der Kirche ... Und sie besann sich der plötzlichen Eifersucht, die sie gestern Abend erfaßt hatte ... Ja, warum nur? ... Das kam ihr jetzt so komisch vor, — Eifersucht auf eine Sängerin, die vielleicht in der Messe mitsang, oder auf eine andere Unbekannte. Aber hingehen wollte sie jedenfalls. — Ah, wie schön wird das sein, im Dämmer der Kirche stehen, ungesehen von ihm, ihn nicht sehend, und nur sein Spiel zu hören, das vom Chor herunter schwebt. Und es ist ihr, als freue sie sich einer neuen Zärtlichkeit entgegen, die ihr von ihm werden soll, ohne daß er es ahnt.

Langsam steht sie auf, kleidet sich an. Ein leiser Gedanke an zuhause schwebt in ihr auf, aber er ist ganz ohne Kraft. Es macht ihr sogar Mühe, ihn zu denken. Auch darüber fühlt sie keine Reue, auch darauf ist sie eher stolz. Sie fühlt sich ganz als Emil's Geschöpf, Alles, was vor ihm da war, scheint ausgelöscht. Wenn er von ihr verlangen möchte: Lebe ein Jahr, lebe diesen Sommer mit mir, dann aber mußt Du sterben, — sie würde es thun.

Die aufgelösten Haare fallen ihr über die Schultern. Erinnerungen kommen ihr, die sie beinahe taumeln machen ... O Gott, warum alles das so spät, so spät? — Aber noch ist eine lange Zeit vor ihr, — noch fünf, noch zehn Jahre kann sie schön bleiben... o, auch noch länger für ihn, wenn sie zusammen bleiben, denn er würde ja mit ihr zusammen altern. Und wieder fliegt ihr jene Hoffnung durch den Sinn: wenn er sie zu seiner Frau machte, wenn sie zusammen wohnten, zusammen reisten, zusammen schliefen, Nacht für Nacht? — Aber jetzt beginnt sie sich ein wenig zu schämen. Warum denn immer und immer diese Gedanken? Zusammen leben heißt doch auch Anderes — gemeinschaftliche Sorgen haben, über alle Dinge mit einander reden können? . Ja, seine Freundin will sie sein vor Allem! Und das, vor Allem das will sie ihm heute sagen. Heute muß er endlich erzählen, über sich erzählen, sein ganzes Leben vor ihr ausbreiten, von dem Augenblick, da sie sich vor zwölf Jahren getrennt, bis ... und mit Staunen muß sie weiter denken: — bis gestern Früh .... Gestern Früh hat sie ihn zum ersten Mal wiedergesehen, und in diesem einen Tag ist sie so völlig sein geworden, daß sie nichts mehr Anderes denken kann als ihn, daß sie kaum mehr eine Mutter ist, ... nein, nichts als seine Geliebte.

Sie trat in den hellen Sommertag hinaus. Es fiel ihr auf, daß ihr mehr Menschen begegneten als sonst, daß die meisten Geschäfte geschlossen waren. — Richtig, Sonntag! Sie hatte gar nicht daran gedacht. Nun machte sie auch das froh. Bald begegnete ihr ein sehr schlanker Herr, der den Ueberzieher offen trug und an dessen Seite ein junges Mädchen mit sehr dunklen, lachenden Augen. Bertha mußte denken: ein Paar wie dieses sind wohl auch wir ... Und sie stellte es sich schön vor, nicht nur im Dunkel der Nacht, sondern auch so wie diese Beiden auf heller Straße, Arm in Arm, mit lachenden, glücklichen Augen umher zu wandeln. Manchmal, wenn ein Herr ihr im Vorbeigehen ins Gesicht sah, war ihr, als verstünde sie wie etwas Neues die Sprache der Blicke. Einer, der sie mit einem gewissen Ernst betrachtete, schien zu sagen: Na, Du bist auch geradeso wie die Andern! Dann kamen zwei junge Leute, die zu reden aufhörten, als sie sie sahen. Ihr war, als wüßten die ganz gewiß, was heut nachts geschehen war. Wieder ein Anderer schien große Eile zu haben, sah sie flüchtig von der Seite an und seine Augen sagten: Was

gehst Du da so großartig herum wie eine brave Frau? Gestern Abend bist Du mit einem von uns im Bett gelegen. Dieses „Einer von uns“ hörte sie innerlich ganz deutlich, und sie mußte das erste Mal in ihrem Leben bei allen Männern, die vorübergingen, denken, daß sie Männer, bei allen Frauen, daß sie Frauen waren, daß sie einander begehrten und daß sie einander fanden, wenn sie wollten. Und sie hatte das Gefühl, als ob sie noch gestern um diese Zeit eine Ausgeschlossene gewesen wäre, vor der alle Anderen Geheimnisse hatte, während sie jetzt mit zu ihnen gehörte und mitreden durfte. Sie versuchte sich auf die erste Zeit nach ihrer Hochzeit zu besinnen, und sie erinnerte sich, daß sie nichts empfunden hatte, als einige Enttäuschung und Beschämung. Ganz dunkel tauchte etwas in ihr auf, wovon sie nicht wußte, ob sie es einmal gelesen oder gehört, nämlich der Satz: Es ist ja doch immer dasselbe. Und sie kam sich viel klüger vor als die oder der, der das gesagt oder geschrieben.

Jetzt merkte sie, daß sie den gleichen Weg ging wie gestern. Ihr Auge fiel auf eine Plakatsäule mit der Ankündigung des Concertes, bei dem auch Emil mitwirken sollte. Mit Behagen blieb sie davor stehen. Ein Herr stand neben ihr. Sie lächelte und dachte: Wenn er wüßte, daß jetzt meine Augen gerade auf dem Namen desjenigen Menschen ruhen, der gestern Nacht mein Geliebter war .... Sie war plötzlich sehr stolz. Was sie gethan hatte, dünkte sie etwas Besondres. Sie konnte sich kaum vorstellen, daß andere Frauen den gleichen Muth besäßen. Sie ging wieder durch den Volksgarten, in dem heute mehr Menschen waren als gestern. Wieder sah sie Kinder, die spielten, Gouvernanten und Kindermädchen, die plauderten, lasen, strickten. Ein sehr alter Herr fiel ihr auf, der sich auf eine Bank in der Sonne gesetzt hatte, sie ansah, den Kopf schüttelte und sie mit harten und unerbittlichen Augen verfolgte. Sie war sehr unangenehm berührt und hatte ein dunkles Gefühl von Unrecht gegenüber diesem alten Herrn. Als sie aber unwillkürlich wieder zurücksah, bemerkte sie, wie er auf den sonnenbeleuchteten Sand schaute und noch immer den Kopf schüttelte. Sie wußte jetzt, daß das mit seinem Alter zusammenhing und sie fragte sich, ob auch Emil einmal ein so uralter Herr sein würde, der sich in die Sonne setzt und den Kopf schüttelt. Und mit einem Mal sah sie sich neben ihm einhergehen, in der Kastanienallee daheim, aber sie war noch jung wie jetzt und er fuhr im Rollstuhl. Sie bebte leise. Wenn Herr Rupius es wüßte .... Nein, — nie und nimmer würde er das von ihr glauben! Hätte er das von ihr vorausgesetzt, so hätte er sie nicht zu sich auf den Balcon gerufen und ihr erzählt, daß seine Frau ihn verlassen wollte ..... Sie staunte in diesem Augenblick über das, was ihr wie eine große Fülle ihres Lebens vorkam. Sie hatte den Eindruck, innerhalb so verwickelter Verhältnisse zu existiren, wie keine andere Frau. Und auch diese Empfindung trug zu ihrem Stolz bei. Während sie an einer Gruppe von Kindern vorbeiging, von denen vier ganz gleich gekleidet waren, dachte sie, wie sonderbar es wäre, daß sie keinen Moment an mögliche Folgen ihres gestrigen Abenteuers gedacht. Aber ein Zusammenhang zwischen dem, was gestern geschehen, zwischen diesen wilden Umarmungen in einem fremden Bett — und einem Wesen, das einmal zu ihr „Mutter“ sagen sollte, schien außerhalb jeder Möglichkeit zu liegen.

Sie verließ den Garten und nahm den Weg zur Lerchenfelderstraße. Ob er jetzt daran dachte, daß sie auf dem Weg zu ihm wäre? Ob sie sein erster Gedanke heute Früh gewesen? Und es schien ihr nun, daß sie sich früher den Morgen nach einer Liebesnacht ganz anders vorgestellt ... ja, als ein gemeinsames Erwachen, Brust an Brust, Mund an Munde.

Soldaten kamen ihr entgegen, Officiere schritten zur Seite auf dem Trottoir, einer streifte sie und sagte höflich: „Bitte, entschuldigen!“ Es war

ein sehr hübscher Mensch und er kümmerte sich weiter nicht um sie, was sie ein wenig ärgerte. Und unwillkürlich dachte sie: Ob der auch eine Geliebte hat? Und plötzlich wußte sie, daß er sicher heute Nacht mit ihr zusammen war und auch nur sie allein liebt und sich so wenig um andere Frauen kümmerte als Emil.

Sie war vor der Kirche. Orgelklang drang bis auf die Straße. Eine Equipage stand da, mit einem Lakaien auf dem Bock. Wie kam die da her? Es war Bertha mit einmal ganz klar, daß dieser Wagen in einer bestimmten Beziehung zu Emil stehen müßte, und sie nahm sich vor, vor Schluß der Messe die Kirche zu verlassen, um zu sehen, wer hier einstiege. Sie trat in die menschenerfüllte Kirche. Sie schritt zwischen den Bankreihen nach vorwärts, bis zum Hochaltar, an dem der Priester stand. Die Orgeltöne verklangen, das Streichorchester setzte ein. Sie wandte den Kopf nach der Richtung des Chors. Es war doch sonderbar, daß Emil hier in der Lerchenfelderkirche, sozusagen incognito, das Solo in einer Haydn'schen Messe spielen sollte . . . Sie betrachtete die weiblichen Gestalten in den vorderen Bänken. Sie bemerkte zwei — drei — vier junge Frauen und mehrere alte Damen; zwei saßen in der vordersten Reihe, die eine war sehr vornehm in schwarze Seide gekleidet, die andere schien ihre Kammerfrau zu sein. Bertha dachte, daß die Equipage jedenfalls dieser vornehmen alten Dame gehörte, was sie sehr beruhigte. Sie ging wieder nach rückwärts und hielt überall, halb unbewußt, nach schönen Frauen Umschau. Es gab noch einige leidlich hübsche, alle schienen ihr in Andacht versunken, und sie schämte sich, daß sie allein hier ohne jeden heiligen Gedanken umherwandelte. Jetzt merkte sie, daß das Violin-Solo schon begonnen hatte. Er spielte jetzt, er, er! . . . Und in diesem Augenblick hörte sie ihn seit mehr als zehn Jahren zum ersten Mal, und es schien ihr, als wär' es der gleiche süße Ton von damals, so wie man Menschenstimmen erkennt, die man jahrelang nicht vernommen. Der Sopran setzte ein. Wenn sie die Sängerin nur sehen könnte! Es war eine helle, frische, nicht sehr geschulte Stimme, und Bertha fühlte etwas wie einen persönlichen Zusammenhang zwischen dem Geigenspiel und dem Gesang. Daß Emil das Mädchen kannte, welches jetzt sang, war natürlich . . . . aber verbarg sich da nicht noch irgend etwas Anderes? . . . Der Gesang verstummte, die Geige klang weiter, und nun sprach sie zu ihr allein, als wollte sie sie beruhigen. Das Orchester fiel ein, das Geigensolo schwebte über den anderen Instrumenten und schien nur den einen Wunsch zu haben, sich mit ihr zu verständigen. Es sagte: Ich weiß, daß Du da bist und ich spiele nur für Dich! . . . Die Orgel setzte ein, aber noch behielt das Geigensolo die Führung. Bertha war so ergriffen, daß sie Thränen im Auge hatte. Endlich war das Solo zu Ende, wie verschlungen von dem Schwall der Instrumente und tauchte nicht wieder auf. Bertha hörte kaum zu, aber die Musik umklang sie mit wunderbarem Trost. Manchmal glaubte sie, die Geige Emils im Orchester mitspielen zu hören, und da war es ganz sonderbar, beinah märchenhaft, daß sie da unten an einer Säule stand und er oben im Chor an einem Pulte saß, und sie hatten einander heut Nacht in den Armen gehalten, und alle die Hunderte hier in der Kirche wußten nichts davon . . . Sie mußte ihn gleich sehen — ja! Sie wollte unten an der Stiege warten . . . sie wollte nichts zu ihm sprechen, — nein, aber sehen wollte sie ihn, und auch die Andern, die kamen, — auch die Sängerin, auf die sie eifersüchtig gewesen war. Aber das war nun ganz vorüber; sie wußte es, daß er sie nicht belügen konnte. — Die Musik war verstummt, Bertha fühlte sich vorwärts geschoben, dem Ausgang zu, sie wollte die Stiege finden, aber sie wurde von ihr entfernt. Doch es war gut so . . . Nein, das durfte sie nicht, sich hinstellen, ihn erwarten — — was würde er denken? Es wäre ihm gewiß nicht Recht! Nein, sie wollte mit den Andern verschwinden

und ihm abends sagen, daß sie ihn gehört. Sie hatte nun geradezu Angst davor, von ihm bemerkt zu werden. Sie stand am Ausgang, schritt die Stufen hinab und kam gerade an der Equipage vorbei, als die alte Dame mit ihrer Kammerfrau einstieg. Sie mußte lächeln, als sie sich erinnerte, in welche Besorgniß sie der Anblick dieses Wagens versetzt, und es schien ihr, als müßten mit diesem Verdacht auch alle andern zerflattern. Es war ihr, als hätte sie ein merkwürdiges Abenteuer hinter sich und stünde am Anfang eines ganz neuen Daseins. Zum ersten Mal schien es ihr einen Sinn zu haben, alles Andere war eingebildet gewesen und wurde zu nichts gegenüber dem Glück, das durch ihre Pulse strömte, während sie von der Kirche durch die Straßen der Vorstadt langsam nach Hause schlenderte. Erst wie sie schon nah dem Hotel war, merkte sie, daß sie den ganzen Weg wie im Traum zurückgelegt und konnte sich kaum erinnern, welchen Weg sie gegangen und ob sie Leuten begegnet war oder nicht.

Als sie den Schlüssel zu ihrem Zimmer nahm, übergab ihr der Portier ein Billet und einen Strauß von Veilchen und Flieder . . . O, warum hatte sie nicht auch daran gedacht, ihm Blumen zu schicken? — Aber was hatte er ihr zu schreiben? Sie öffnete den Brief mit einer leisen Furcht und las:

„Liebste! Ich muß Dir noch einmal für den schönen Abend danken. Heute können wir uns leider nicht sehen. Sei mir nicht bös, meine liebe Bertha, und vergiß nicht, mich rechtzeitig zu verständigen, wenn Du das nächste Mal nach Wien kommst.

Ich bin ganz der Deine Emil."

Sie ging, sie lief die Treppen hinauf in ihr Zimmer . . . Warum konnte er sie heute nicht sehen? Warum gab er nicht wenigstens die Ursache an? — Nun ja, was wußte sie schließlich von seinen Verpflichtungen aller Art, künstlerischer, gesellschaftlicher Natur? . . . Es wäre gewiß zu weitläufig gewesen und hätte wie nach einer Ausrede ausgesehen, wenn er seine Verhinderung ausführlich entschuldigt. Aber trotzdem . . . . Und warum schrieb er denn: „Wenn Du das nächste Mal uach Wien kommst? . . . " Hatte sie ihm nicht gesagt, daß sie noch einige Tage dabliebe? Das hatte er vergessen — gewiß. Und gleich setzte sie sich hin und schrieb:

„Mein liebster Emil! Ich bedaure sehr, daß Du mir heute absagen mußtest, aber glücklicherweise reise ich noch nicht ab. Bitte sehr, Liebster, schreib mir doch gleich, wann Du morgen oder übermorgen für mich Zeit hast.

Mit tausend Küssen Deine Bertha."

P. S. Es ist höchst ungewiß, wann ich wieder nach Wien komme und ich möchte keinesfalls fortreisen, ohne Dich noch einmal zu sehen."

Sie überlas den Brief. Dann schrieb sie noch dazu: „Ich muß Dich noch einmal sehen!"

Sie eilte auf die Straße, übergab den Brief einem Dienstmann und schärfte ihm ein, ja nicht ohne Antwort wiederzukommen. Dann ging sie wieder hinauf und stellte sich zum Fenster. Sie wollte nichts denken, sie wollte nur auf die Straße hinuntersehen. Sie heftete ihre Aufmerksamkeit gewaltsam auf die Vorübergehenden, und ein Spiel aus ihrer Kinderzeit kam ihr wieder in den Sinn, wo sie und ihre Brüder vom Fenster aus sich darüber unterhielten, welchem Bekannten der oder jener Vorübergehende ähnlich sähe. Solche Aehnlichkeiten zu entdecken, war für sie jetzt mit Schwierigkeit verbunden, weil ihr Zimmer im dritten Stock gelegen war, aber anderseits erleichterte die Entfernung die Willkürlichkeit der Deutung. Zuerst kam eine Frau, die der Cousine Agathe ähnlich sah, später erschien Jemand, der an ihren Clavierlehrer aus dem Conservatorium erinnerte, Arm in Arm mit Einer, die so aussah, wie die Köchin

ihrer Schwägerin. Ein junger Bursch sah ihrem Bruder, dem Schauspieler ähnlich, gleich hinter ihm, und zwar in Hauptmannsuniform, kam ihr verstorbener Vater des Wegs, der blieb eine Weile vor dem Hotel stehen, blickte auf, gerade als wenn er sie suchte, und verschwand dann im Thor. Sie erschrak einen Augenblick so, als wenn es wirklich ihr Vater wäre, der als Gespenst aus dem Grab gekommen. Dann lachte sie absichtlich laut, und versuchte, das Spiel fortzusetzen, aber es gelang nicht mehr. Sie blickte nur nach dem Dienstmann aus. Endlich beschloß sie, nur um die Zeit hinzubringen, ihr Mittagmahl einzunehmen. Nachdem sie es bestellt, trat sie wieder ans Fenster. Aber nun blickte sie nicht mehr in die Richtung, aus welcher der Dienstmann kommen mußte, sondern folgte den Omnibus- und Pferdebahnwagen, die alle menschenüberfüllt den Vororten zufuhren. Jetzt sah sie wieder den Hauptmann von früher, wie er eben auf eine Tramway aufsprang, eine Viriginia im Mund. Er sah ihrem verstorbenen Vater gar nicht mehr ähnlich. Sie hörte ein Geräusch hinter sich: der Kellner war eingetreten. Bertha aß wenig und trank den Wein sehr rasch. Sie wurde schläfrig und lehnte sich in die Ecke des Divans. Die Gedanken verschwammen ihr, in ihren Ohren tönte es, wie Nachklänge von der Orgel, die sie in der Kirche vernommen hatte. Sie schloß die Augen, und mit einem Mal, wie hervorgezaubert, sah sie das Zimmer von gestern, und hinter den roten Vorhängen leuchtete das weiße Bett. Sie selbst saß wieder vor dem Pianino, aber ein Anderer hielt sie umfaßt, ihr Neffe Richard. Sie riß gewaltsam die Augen auf, erschien sich über alle Maaßen verworfen, und eine jähe Furcht überkam sie, als hätte sie für diese traumhaften Vorstellungen eine Sühne zu erwarten. Wieder ging sie zum Fenster. Eine Ewigkeit schien ihr verflossen, seit sie den Dienstmann ausgeschickt. Sie überlas noch einmal den Brief Emils. Ihr Blick haftete auf den letzten Worten: „Ich bin ganz der Deine", und sie sprach sie aus, laut, mit Zärtlichkeit, und dachte ähnlicher Worte von heute Nacht. Sie erfand sich einen Brief, der jetzt gleich da sein und der lauten mußte: „Meine liebste Bertha! Gott sei Dank, daß Du morgen noch da bist! Ich erwarte Dich bestimmt um drei bei mir", oder: „Wir wollen morgen den ganzen Tag miteinander verbringen" oder gar: „Ich habe meine Verabredung rückgängig gemacht, wir sehen uns noch heute. Komme gleich zu mir, ich erwarte Dich mit Sehnsucht!"

Nun wie es immer sei, wenn auch nicht heute, bevor sie Wien verläßt, wird sie ihn wiedersehen. Es ist ja gar nicht anders denkbar. Wozu also diese entsetzliche Aufregung, als wenn Alles vorüber wäre? Warum nur bleibt die Antwort so lange aus? . . . Er hat jedenfalls außer Haus gegessen — natürlich, er führt ja keine Wirtschaft! So kann er frühestens um drei wieder daheim sein . . . . Aber wenn er vor Abend nicht nach Hause kommt? . . . Der Dienstmann hat zwar den Auftrag, jedenfalls zu warten — auch bis in die Nacht hinein. . . aber was soll sie thun? Sie kann doch hier nicht die ganze Zeit am Fenster stehen und ausblicken? Die Stunden sind ja endlos! Sie könnte weinen vor Ungeduld, vor Verzweiflung! . . . . Sie geht im Zimmer auf und ab, dann steht sie wieder eine Weile am Fenster, dann setzt sie sich nieder, für kurze Zeit nimmt sie ihren Roman zur Hand, den sie in der Reisetasche mitgeführt, auch zu schlummern versucht sie, — aber es gelingt ihr nicht. Endlich wird es vier: bald drei Stunden sind vergangen, seit sie wartet. Da klopft es an die Thür, der Dienstmann tritt ein und übergiebt ihr einen Brief. Sie reißt das Couvert auf und, mit einer unwillkürlichen Bewegung, um dem fremden Menschen den Ausdruck ihrer Mienen zu verbergen, wendet sie sich zum Fenster. Sie liest:

„Meine liebe Bertha! Du bist sehr freundlich, daß Du mir noch die

Auswahl zwischen den nächsten Tagen freistellst, aber, wie übrigens auch in meinem ersten Brief schon angedeutet war: ich kann leider über die nächsten Tage absolut nicht verfügen. Daß ich es mindestens so bedaure wie Du, kannst Du mir glauben. Nochmals tausend Dank und tausend Grüße, und auf ein schönes Wiedersehn das nächste Mal. Vergiß mich nicht ganz. Dein Emil."

Als sie diesen Brief gelesen, war sie ganz ruhig, bezahlte dem Dienstmann, was er forderte, und fand, daß es für ihre Verhältnisse gar nicht wenig sei. Dann setzte sie sich an den Tisch und versuchte nachzudenken. Sie wußte sofort, daß sie nicht länger hier bleiben könnte und bedauerte nur, daß nicht gleich ein Zug nach Hause ging. Auf dem Tisch stand die halbgeleerte Flasche Wein und Brotkrumen waren neben dem Teller verstreut, auf dem Bett lag ihre Frühjahrsjacke, daneben die Blumen, die er ihr noch heute morgens geschickt. Was sollte das Alles bedeuten? War es zu Ende? .... Undeutlich, aber so, als müßt' es zu dem, was sie eben erlebt, eine Beziehung haben, fällt ihr ein Satz ein, den sie einmal gelesen, von Männern, die nichts Anderes wollen, als „ihr Ziel erreichen"... Aber sie hat das immer für eine Romanphrase gehalten. Im übrigen, das ist doch kein Abschiedsbrief, den sie da in der Hand hält? ... Ist es auch wirklich keiner? Können diese freundlichen Worte nicht auch Lüge sein? ... Auch Lüge — das ist es! ... Zum ersten Mal drängt sich das entschiedene Wort in ihre Gedanken: ... Lüge.... Denn es ist gewiß, schon heut Nacht, als er sie nach Hause brachte, war sein Entschluß gefaßt, sie nicht wiederzusehen, und die Verabredung wegen des heutigen Tags, sein Wunsch, sie heute bei sich zu sehen, war Lüge.... Sie ruft sich den gestrigen Abend ins Gedächtniß zurück, und sie fragt sich, wodurch sie ihn verstimmt, enttäuscht haben konnte? ... Es war doch Alles so schön und er schien so glücklich, geradeso glücklich als sie..... Sollte das auch Lüge gewesen sein? ... Was konnte sie wissen? ... Vielleicht hatte sie ihn doch verstimmt, verletzt, ohne es zu ahnen .... Sie ist ja nichts als eine brave Frau gewesen ihr Leben lang... wer weiß, was für eine Ungeschicklichkeit oder Dummheit sie begangen... ob sie nicht in irgend einem Moment, wo sie hingebend, zärtlich, beseligt und beseligend zu sein glaubte, lächerlich und abstoßend gewesen ist? ... Was weiß sie denn von allen diesen Dingen? .... Und mit einem Mal fühlt sie beinah etwas wie Reue, daß sie sich in dieses Abenteuer so unvorbereitet eingelassen, daß sie bis gestern so keusch und brav gewesen ist, daß sie nicht andere Liebhaber vor ihm gehabt hat.... Jetzt besinnt sie sich auch, wie er ihre schüchternen Fragen und Bitten abgewehrt, die sein Violinspiel betrafen, als wollte er sie diesen Kreis nicht betreten lassen. So war er ihr gerade in dem, was ihm tiefster Lebensinhalt war, fremd, mit Absicht fremd geblieben; sie wußte mit einem Mal, daß sie nichts mit ihm gemeinsam gehabt als das Vergnügen einer Nacht, und daß der heutige Morgen sie Beide so fern von einander gefunden, als alle die Jahre, die hinter ihnen lagen.... Und nun glüht die Eifersucht wieder in in ihr auf... Aber ihr ist, als wäre sie immer, als wäre überhaupt Alles immer in ihr dagewesen... Liebe und Mißtrauen und Hoffnung und Reue und Sehnsucht und Eifersucht... und zum ersten Mal in ihrem Leben ist sie so bis ins Innerste aufgewühlt, daß sie die Menschen begreift, die sich aus Verzweiflung zum Fenster hinunterstürzen.... Und sie sieht ein, daß sie es nicht ertragen, daß nur die Gewißheit ihr helfen kann... sie muß hin zu ihm, ihn fragen.... aber so fragen, wie man Einem ein Messer an die Brust setzt...

Sie eilt davon, auf die Straßen, die beinahe leer sind, als wäre ganz

Wien aufs Land gewandert. . . Wird sie ihn nur daheim finden? . . . Wird er nicht vielleicht ahnen, daß sie auf den Einfall kommen kann, ihn aufzusuchen, ihn zur Rede zu stellen, und wird er nicht dieser Möglichkeit aus dem Weg gegangen sein? . . . Sie schämt sich, daß sie auch daran denken muß . . . . . Und wenn er zuhause ist, wird er allein sein? . . . Und wenn er nicht allein ist, wird man sie vorlassen?

Und wenn sie ihn selbst in den Armen einer Anderen fände, was dürfte sie sagen? . . . . Hat er ihr etwas versprochen? Hat er ihr Treue geschworen? Hat sie sie auch nur von ihm verlangt? Durfte sie sich einbilden, daß er hier in Wien gewartet, bis sie ihm zu seinem spanischen Orden gratulirt? . . . Ja, durfte er ihr nicht sagen: Du hast Dich mir an den Hals geworfen und hast nichts Besseres gewünscht, als daß ich Dich nehme, wie Du bist. . . Und wenn sie sich selbst fragte — hatte er nicht Recht? . . . Ist sie nicht hierher gekommen, um seine Geliebte zu werden — nur darum. . . ohne jede Rücksicht auf früher, ohne jede Sicherheit für später. . . . ja nur darum! Alle anderen Wünsche und Hoffnungen hatten ihre Begierde nur flüchtig umschwebt, und sie war nichts Besseres werth als das, was ihr geschehen . . . Und, wenn sie ehrlich gegen sich selbst ist, muß sie sich auch sagen: von Allem, was sie erlebt, ist das noch immer das Beste gewesen. . . .

Sie ist an einer Ecke stehen geblieben, es ist ganz still um sie, die Sommerluft über ihr wird dunstig und schwül. Sie nimmt den Weg zurück ins Hôtel. Sie ist sehr müde, und ein neuer Gedanke zuckt in ihr auf: ob er ihr nicht nur deshalb abgeschrieben hat, weil auch er müde ist. . . . Sie kommt sich sehr erfahren vor, wie ihr das einfällt . . . Und noch Eins geht ihr durch den Sinn . . . Er kann auch eine Andere nicht auf andere Art lieben als sie . . . Und plötzlich fragt sie sich, ob denn die heutige Nacht ihr einziges Erlebniß bleiben — ob sie selbst keinem Andern mehr angehören wird als ihm? Und sie freut sich dieses Zweifels, als nähme sie mit ihm an seiuem mitleidigen Blick und an seinen spöttischen Lippen eine Art von Rache.

Nun ist sie wieder oben im dritten Stock des Hôtel in dem ungemüthlichen Zimmer. Noch immer sind die Reste des Mittagessens nicht abgeräumt, noch immer liegen Jacke und Blumen auf dem Bett. Sie nimmt die Blumen in die Hand, führt sie an die Lippen, als wollte sie sie küssen. Plötzlich aber, als bräche ihr ganzer Zorn wieder hervor, schleudert sie sie heftig auf die Erde. Dann wirft sie sich aufs Bett, die Hände über'm Gesicht.

Als sie eine Weile so gelegen war, wurde sie sehr ruhig, immer ruhiger. Es war vielleicht ganz gut, daß sie noch heute nach Hause fahren konnte. Sie dachte an ihren Buben, wie er in seinem Bettchen zu liegen und mit dem ganzen Gesicht zu lachen pflegte, wenn die Mutter sich über das Gitter beugte. Sie sehnte sich nach ihm. Sie sehnte sich auch ein wenig nach Elly und nach Frau Rupius. Ja richtig — die wollte ja von ihrem Manne fortgehen . . . . Was da dahinter stecken mochte? . . . Eine Liebesgeschichte? . . . Aber sonderbar, jetzt konnte sie sich das noch weniger vorstellen, als früher.

Es wird spät, es ist Zeit, sich zur Abreise bereit zu machen . . . So ist sie also schon Sonntag Abend wieder zuhause.

Sie sitzt im Coupé, auf ihrem Schooß liegen die Blumen, die sie wieder vom Boden aufgehoben . . . . Ja, nun fährt sie nach Hause, verläßt die Stadt, wo sie . . . etwas erlebt hat — so nennt man es doch wohl? . . . . Und Worte schwirren ihr durch den Sinn, die sie in solchem Zusammenhang gelesen oder gehört hat . . . . Worte wie: Seligkeit . . Liebesrausch . . . Taumel . . . und ein leiser Stolz regt sich, daß sie das erfahren, was diese Worte bedeuten. Und noch ein anderer Gedanke kommt ihr, der sie seltsam

beruhigt: Wenn er auch — vielleicht — jetzt ein Verhältniß mit einer anderen Frau hat . . . . der hat sie ihn genommen . . . nicht für lang freilich, aber doch so vollkommen, wie man einer Frau einen Mann nur nehmen kann. Sie wurde immer ruhiger, beinahe heiter.

Das war ja klar, daß sie, Bertha, die unerfahrene Frau, sich nicht mit einem Ansturm völlig in den Besitz des Geliebten setzen konnte . . . . Aber ob es ein anderes Mal nicht gelänge? . . . Sie freute sich sehr, daß sie nicht ihrem Entschluß gefolgt war, gleich zu ihm zu laufen, ja sie faßte sogar die Absicht, ihm einen so kühlen Brief zu schreiben, daß er in einen gelinden Aerger geraten müßte, sie wollte kokett, verschlagen sein . . . Aber sie mußte ihn wieder haben, das wußte sie . . . bald und womöglich für immer! . . . Und so gingen ihre Träume weiter, während der Zug sie nach Hause führte . . . immer kühner, je tiefer das Sausen der Räder sie in den Halbschlummer sang . . .

Die kleine Stadt lag in tiefem Schlaf, als sie ankam. — Zuhause gab sie dem Dienstmädchen den Auftrag, ihren Kleinen in aller Früh von ihrer Schwägerin abzuholen. Dann kleidete sie sich langsam aus. Ihre Augen fielen auf das Bild ihres verstorbenen Gemahls über ihrem Bett. Sie fragte sich, ob es weiter da hängen dürfe. Als sie jetzt daran dachte, daß es Frauen giebt, welche von ihrem Geliebten kommen und dann an der Seite ihres Gatten schlafen können, schauderte sie . . . Nie hätte sie so etwas zu Lebzeiten ihres Gatten gethan! . . . Und hätte sie's doch gethan, sie wäre nie wieder nach Haus zurückgekehrt.

* * *

Am nächsten Morgen weckte sie ihr Bub. Er war auf ihr Bett gesprungen und hatte ihr leise auf die Augenlider gehaucht. Bertha setzte sich auf, umarmte und küßte den Kleinen, der nun gleich zu erzählen begann, wie gut es ihm bei Onkel und Tante ergangen, wie Elly mit ihm gespielt und wie Richard einmal mit ihm gerauft, ohne ihn besiegen zu können. Und gestern hatte er Klavier spielen gelernt und konnte es schon bald so gut wie Mama. Bertha hörte ihm nur immer zu. Sie dachte: wenn Emil jetzt das süße Geplauder hören könnte! und überlegte, ob sie das nächste Mal nicht den Kleinen nach Wien zu Emil mitnehmen könnte, wodurch diesem Besuch gleich alles Verdächtige genommen würde. Sie dachte nur an das Schöne, das sie in Wien erlebt, und von den Absagebriefen war ihr kaum Anderes im Sinn geblieben als die Worte, die sich auf ein Wiedersehen bezogen. Sie stand beinahe in vergnügter Stimmung auf, und während sie sich ankleidete, fühlte sie eine ganz neue Zärtlichkeit für ihren eigenen Leib, der ihr noch von den Küssen des Geliebten zu duften schien.

Noch am frühen Vormittag ging sie zu ihren Verwandten. Als sie am Hause der Rupius vorbeiging, besann sie sich einen Augenblick, ob sie nicht gleich hinaufgehen sollte. Aber sie hatte eine unbestimmte Angst, gleich wieder in die erregte Stimmung des Hauses hineingezogen zu werden, und verschob den Besuch auf Nachmittag. Im Hause des Schwagers kam ihr Elly zuerst entgegen und empfing sie so stürmisch, als wenn sie von einer langen Reise wiederkehrte. Der Schwager, eben im Fortgehen, drohte Bertha scherzhaft mit dem Finger und sagte: „Na, gut unterhalten?“ Bertha fühlte, wie sie dunkelroth wurde. „Ja,“ setzte er fort, „das sind schöne Geschichten, die man von Dir hört.“ Er merkte aber nicht ihre Verlegenheit und grüßte Bertha noch von der Thür aus mit einem Blick, der deutlich sagte: Vor mir giebt es keine Geheimnisse!

„Papa macht immer solche Witze“, sagte Elly, „das gefällt mir gar nicht von ihm.“

Bertha wußte, daß ihr Schwager nur ins Blaue geredet, wie es seine Art war, und wenn sie selbst ihm die Wahrheit sagte, würde er sie gar nicht glauben.

Die Schwägerin trat ein, und Bertha mußte von ihrem Wiener Aufenthalt erzählen. Zu ihrem eigenen Erstaunen gelang es ihr sehr gut, Wahres und Erfundenes geschickt zu verbinden. Mit ihrer Cousine war sie im Volksgarten und in der Bildergallerie gewesen, Sonntag hatte sie eine Messe in der Stephanskirche gehört, auf der Straße hatte sie einen Lehrer aus dem Konservatorium getroffen, und schließlich erfand sie sogar ein komisches Ehepaar, das einmal bei der Cousine zu Abend gegessen. Je mehr sie ins Lügen kam, umso größer wurde ihre Lust, auch von Emil zu erzählen und mitzutheilen, daß sie den berühmten Violinvirtuosen Lindbach, der im Conservatorium ihr Kollege gewesen, auf der Straße getroffen und gesprochen. Aber eine unbestimmte Furcht, nicht rechtzeitig innehalten zu können, hielt sie davon zurück. Frau Albertine Garlan saß in schwerer Müdigkeit auf dem Sopha und nickte mit dem Kopf, und Elly stand wie gewöhnlich am Klavier, den Kopf auf die Hände gestützt und schaute die Tante mit großen Augen an. Von der Schwägerin ging Bertha zu Mahlmanns und gab den Zwillingen die Klavierlektionen; die Fingerübungen und Scalen, die sie zu hören bekam, waren ihr anfangs unerträglich, endlich hörte sie nicht mehr zu und ließ ihre Gedanken ins Freie schweifen. Die vergnügte Stimmung des Morgens war verflogen, Wien erschien ihr unendlich fern, eine sonderbare Unruhe überkam sie, und plötzlich überfiel sie die Angst, daß Emil gleich nach seinem Concert abreisen könnte. Das wäre ja entsetzlich! Mit einem Mal war er fort, ohne daß sie ihn noch einmal gesehen — und wer weiß, wann er wiederkäme! Ob sie es nicht jedenfalls so einrichten sollte, am Tag des Concertes in Wien zu sein. Sie mußte sich gestehen: ihn spielen zu hören, sehnte sie sich gar nicht, — ja, es kam ihr vor, als wär' es ihr ganz lieb, wenn er gar kein Violinvirtuos, wenn er überhaupt kein Künstler, wenn er ein einfacher Mensch wäre, — Buchhalter oder was immer! Wenn sie ihn nur für sich, für sich allein haben könnte! .... Indeß spielten die Zwillinge ihre Scalen herunter; es war doch ein schreckliches Los, dasitzen müssen und diesen talentlosen Fratzen Klavierlektionen geben müssen. Warum war sie nur heute Früh so gut gelaunt gewesen? ..... Ah, die schönen Tage in Wien! Ganz abgesehen von Emil — diese vollkommene Freiheit, dieses Herumflanieren in den Straßen, dieses Spazierengehen im Volksgarten .... allerdings, Geld hatte sie während dieser Zeit mehr ausgegeben, als ihr erlaubt war, das brachten zwei Dutzend Lektionen bei den Mahlmannischen Zwillingen nicht herein .... Und jetzt hieß es wieder zurück zu den Verwandten, Stunde geben, und eigentlich wäre es sogar nothwendig, sich noch nach neuen Lektionen umzuschauen, denn in diesem Jahr wollte die Rechnung gar nicht stimmen! .... Ah, was für ein Leben!

Auf der Straße begegnete Bertha der Frau Martin. Frau Martin fragte Bertha, wie sie sich in Wien unterhalten, mit einem Blick der deutlich ausdrückte: so gut wie ich mit meinem Mann unterhältst Du Dich ja doch nicht! Bertha hatte eine unsägliche Lust, dieser Person ins Gesicht zu schreien: Mir ist es viel besser gegangen, als Du ahnst. Ich bin in einem schönen, weichen Bett gelegen, mit einem entzückenden, jungen Mann, der tausendmal liebenswürdiger ist als Dein Herr Gemahl! Und ich versteh' das Alles gerade so gut wie Du! Du hast nur einen Gatten, ich hab' aber einen Geliebten, Geliebten, Geliebten! .... Doch sie sagte natürlich nichts von alledem, sondern erzählte, daß sie mit ihrer Cousine und deren Kindern im Volksgarten spazieren gegangen sei.

Es begegneten ihr noch andere Frauen, mit denen sie oberflächlich bekannt

war. Diesen gegenüber fühlte sie sich ganz anders als früher; freier, überlegener: sie war die einzige in der Stadt, die etwas erlebt, und es that ihr beinah leid, daß Niemand etwas davon wußte, denn wenn man sie auch öffentlich verachtet, im Innern hätten sie alle diese Frauen unsäglich beneidet. Und wenn sie nun gar gewußt hätten, wer .... Obzwar, in diesem Nest kannten sicher Viele nicht einmal seinen Namen. — Wenn es doch irgend Jemanden auf der Welt gäbe, mit dem sie sich aussprechen könnte! .... Frau Rupius, ja Frau Rupius .... Aber die geht ja fort, auf Reisen! .... Eigentlich ist ihr das auch gleichgültig. Sie möchte nur wissen, wie das endlich mit Emil werden wird, sie möchte wissen, was es eigentlich war .... das ist die fürchterliche Unruhe in ihr .... Hat sie denn nun ein „Liebesverhältniß“ mit ihm? .... Ah, warum ist sie nicht doch noch einmal zu ihm gegangen? .... Aber sie konnte ja nicht! .... Dieser Brief .... er wollte sie ja nicht sehen! ... Aber Blumen hatte er ihr doch geschickt ...

Nun ist sie wieder bei den Verwandten. Richard will ihr entgegen, sie in seiner scherzhaften Manier umarmen, sie stößt ihn weg; frecher Bub, denkt sie sich, ich weiß schon, wie er das meint, wenn er es auch selbst nicht weiß; ich verstehe diese Dinge, ich hab' einen Geliebten in Wien! .... Die Stunde nimmt ihren Gang; am Schluß spielen Elly und Richard vierhändig die Festouverture von Beethoven, was eine Ueberraschung zum Geburtstag des Vaters werden soll.

Bertha dachte nur an Emil. Sie war nahe daran verrückt zu werden über dieses elende Geklimper. .... Nein, es war nicht möglich, so weiter zu existiren, in keiner Hinsicht! .... Sie ist auch noch so jung .... Ja, das ist es, besonders das .... sie wird so nicht weiter leben können .... und das geht doch nicht, daß sie irgend einen anderen .... Wie kann sie nur an so etwas denken! .... Sie ist doch eine ganz schlechte Person! — Wer weiß, ob es nicht das war, was Emil mit seiner großen Erfahrung an ihr herausgespürt hat — und warum er sie nicht mehr sehen will .... Ach, die Frauen sind doch am besten dran, die alles leicht nehmen, die es fertig bringen, gleich nachdem sie einer sitzen gelassen — .... Aber was sind denn das wieder für Ideen! Hat er sie denn „sitzen lassen?“ .... In drei, vier Tagen ist sie wieder in Wien, bei ihm, in seinen Armen! .... Und drei Jahre hat sie so leben können? .... Drei? .... — Sechs Jahre — Ihr ganzes Leben! .... Wenn er das nur wüßte, wenn er das nur glaubte!

Die Schwägerin tritt ein; sie fordert Bertha auf, heute Abend bei ihnen zu nachtmalen .... Ja, das ist die einzige Zerstreuung: einmal an einem anderen Tisch als dem häuslichen eine Mahlzeit einnehmen! — Wenn es doch einen Menschen hier gäbe, mit dem man reden könnte! ... Und Frau Rupius reist ab, verläßt ihren Mann .... Ob nicht doch eine Liebesgeschichte da mitspielt? .... Die Stunde ist zu Ende, Bertha empfiehlt sich. Auch ihrer Schwägerin gegenüber hat sie das Gefühl der Ueberlegenheit, beinah des Mitleids. Ja, das weiß sie, nicht für ein ganzes Leben, wie diese Frau es führt, möchte sie jene eine Stunde hergeben. Dabei, so denkt sie, während sie wieder nach Hause spaziert, ist sie garnicht recht zum Bewußtsein ihres Glücks gekommen, das war ja alles so rasch vorbei. Und dann dieses Zimmer, diese ganze Wohnung, dieses schreckliche Bild .... Nein, nein, es war eigentlich Alles eher häßlich. Wirklich schön war doch nur, wie er sie nachher im Wagen nach Haus begleitet und ihr Kopf an seiner Brust geruht hat .... Ah, er hatte sie schon lieb — freilich nicht so wie sie ihn, aber war das auch möglich? Was für ein Leben lag schon hinter ihm! — Sie dachte jetzt daran ohne Eifersucht, eher mit einem leichten Bedauern für ihn, der soviel in

seinem Gedächtniß mitzutragen hatte. Denn daß er das Leben nicht leicht nahm, sah man ihm an .... Ein heitrer Mensch war er nicht .... Alle die Stunden, die sie mit ihm verbracht, waren in ihrer Erinnerung wie von einer unbegreiflichen Wehmuth umflossen. Wenn sie nur alles von ihm wüßte! Er hatte ihr so wenig, ... nichts, nichts hatte er von sich erzählt! .... Aber wie sollte er das auch am ersten Tag? Ah, wenn er sie nur wirklich kennte! Wenn sie nur nicht so schüchtern, so unfähig wäre sich auszudrücken ... Sie muß ihm noch einmal schreiben, eh sie ihn wiedersieht .... Ja, noch heute wird sie das thun. Der Brief, den sie ihm gestern geschickt, wie war der dumm! Er konnte auf den wahrhaftig nicht anders antworten, als er gethan. Sie durfte weder herausfordernd schreiben, noch demüthig .... nein, sie war ja doch seine Geliebte! Sie, die hier über die Straßen ging, von all diesen Leuten, die ihr begegneten, wie ihresgleichen angesehen, ... sie war die Geliebte dieses herrlichen Menschen, den sie seit ihrer Jugend angebetet. Und wie rückhaltlos, wie ohne Ziererei hatte sie sich ihm hingegeben, — keine von allen Frauen, die sie kannte, hätte das gethan! .... Ah, und sie thäte noch mehr! Oh ja! sie würde auch bei ihm leben, ohne seine Frau zu sein, und es wäre ihr sehr gleichgiltig, was die Leute sagten .... sie wäre sogar stolz darauf! Und später würde er sie ja doch heiraten .... ganz gewiß. Sie war auch eine so vortreffliche Hausfrau .... Und wie wohl mußte ihm das thun, nach den ungeordneten Wanderjahren in einem wohlbestellten Hauswesen zu leben, ein braves Weib an seiner Seite, das nie einen Anderen geliebt als ihn.

Sie war wieder zuhause und richtete sich noch, bevor das Mittagessen aufgetragen wurde, alles zum Schreiben her. Sie aß in fieberhafter Ungeduld, sie nahm sich kaum Zeit, ihrem Buben vorzutheilen und vorzuschneiden, dann ließ sie ihn durch Dienstmädchen auskleiden und zum Nachmittagsschlaf ins Bett legen, was sie sonst immer selbst that, setzte sich zum Schreibtisch, und die Worte flossen ihr mühelos aus der Feder als sei der ganze Brief in ihrem Kopf längst fertig gewesen.

„Mein Emil, mein Geliebter, mein Alles!

Seit ich wieder zurück bin, hab' ich eine unbezwingbare Lust, Dir zu schreiben und möchte Dir nur immer und immer sagen, wie glücklich, wie unendlich glücklich Du mich gemacht hast. Ich war Dir im Anfang böse, daß Du mir für den Sonntag abgeschrieben hast, auch das muß ich Dir gestehen, weil ich das Bedürfniß habe, Dir Alles zu sagen, was in mir vorgeht. Leider konnte ich dies nicht, solang ich mit Dir zusammen war; es ist mir nicht gegeben, aber jetzt finde ich die Worte und Du mußt es schon ertragen, daß ich Dich mit meinem Geschreibsel langweile. Liebster, Einziger — ja, das bist Du, wenn Du auch, wie es scheint, nicht so ganz davon überzeugt warst, wie Du es sein solltest. Ich bitte Dich, glaub' es mir. Schau, ich hab' ja nichts Anderes als diese Worte, um es Dir zu sagen. Emil, ich habe nie, nie jemanden Andern geliebt als Dich — und werde nie einen Andern lieben! Mach' mit mir, was Du willst, nichts bindet mich an die kleine Stadt, in der ich jetzt lebe, — ja, vielmehr es ist mir öfter schrecklich, hier existiren zu müssen. Ich will nach Wien ziehen, um in Deiner Nähe zu sein. O, habe keine Angst, ich werde Dich nicht stören! Ich bin ja nicht allein, habe mein Kind, welches ich abgöttisch liebe. Ich werde mich einschränken, und schließlich, warum soll es mir nicht gelingen, geradeso wie hier, auch in einer großen Stadt wie Wien, ja vielleicht noch eher, Lectionen zu finden, durch die ich meine Tage aufbessern kann. Doch ist dies Nebensache, da es ja längst meine Absicht war,

schon wegen meines angebeteten Kindes, wenn es größer wird, nach Wien zu übersiedeln. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie dumm hier die Menschen sind! Und ich kann überhaupt Niemanden mehr ansehen, seit ich wieder das Glück hatte, mit Dir beisammen zu sein. Gieb mir einen Rath, mein Liebster! Doch Du brauchst Dich nicht zu bemühen, mir einen ausführlichen Brief zu schreiben, ich komme jedenfalls noch diese Woche nach Wien, ich müßte es jedenfalls wegen einiger dringenden Besorgungen, und Du kannst mir dann Alles sagen, wie Du Dir's denkst und wie Du's am besten hälst. Du mußt mir nur versprechen, daß Du mich dann, wenn ich in Wien lebe, manchmal besuchen wirst; wenn es Dir unangenehm ist, braucht es ja Niemand zu wissen. Aber Du kannst mir glauben, daß jeder Tag, an dem ich Dich sehen darf, ein Festtag für mich sein wird, und daß es auf der ganzen Welt kein Wesen giebt, das Dich treuer und so bis in den Tod liebt wie ich.

Lebe wohl mein Geliebter!

Deine Bertha."

Sie wagte nicht, den Brief zu überlesen, sie verließ gleich das Haus, um ihn selbst zum Bahnhof zu bringen. Dort sah sie Frau Rupius, einige Schritte vor ihr, von einem Dienstmädchen begleitet, das eine kleine Handtasche trug. Was sollte das bedeuten? Sie erreichte Frau Rupius in dem Augenblick, da sie in den Wartesaal trat. Das Dienstmädchen legte die Tasche auf den großen Tisch in der Mitte, küßte ihrer Herrin die Hand und ging.

„Frau Rupius!" rief Bertha wie fragend aus.

Frau Rupius reichte ihr freundlich die Hand. „Ich hörte, daß Sie schon wieder zurück sind. Nun, wie ist es Ihnen gegangen?"

„Gut, o sehr gut, aber —".

„Sie sehen mich ja ganz erschrocken an; nein, Frau Bertha, ich komme wieder zurück — schon morgen. Aus der langen Reise wird nichts, ich habe mich .... zu etwas Anderem entschließen müssen.

„Zu etwas Anderem?"

„Nun ja, zum Bleiben. Morgen bin ich wieder da. Nun, wie ist es Ihnen gegangen?"

„Ich sagte schon: sehr gut."

„Ja richtig, Sie sagten es schon. Aber Sie wollen ja diesen Brief aufgeben, nicht wahr?"

Jetzt erst bemerkte Bertha, daß sie den Brief an Emil noch in der Hand hielt. Sie betrachtete ihn mit so entzückten Augen, daß Frau Rupius lächelte.

„Soll ich ihn vielleicht mitnehmen? Er soll doch wohl nach Wien."

„Ja", sagte Bertha, und als wäre sie glücklich, es endlich aussprechen zu können, setzte sie entschlossen hinzu: „an ihn."

Frau Rupius nickte wie zufrieden mit dem Kopf, sah Bertha aber garnicht an und antwortete nichts.

„Wie froh ich bin", sagte Bertha, „daß ich Ihnen noch begegnet bin. Sie sind ja die Einzige hier, zu der ich Vertrauen habe, Sie sind ja die Einzige, die so etwas verstehen kann."

„Ach nein", sagte Frau Rupius wie im Traume vor sich hin.

„Ich beneide Sie so, daß Sie heute schon in ein paar Stunden Wien wiedersehen. Wie glücklich sind Sie!"

Frau Rupius hatte sich auf einen der Lederfauteuils am Tisch gesetzt, das Kinn auf eine Hand gestützt, blickte zu Bertha auf und sagte: „Mir scheint doch eher, daß Sie es sind."

„Nein, ich muß doch hier bleiben.“

„Warum?“ fragte Frau Rupius. „Sie sind ja frei. Aber werfen Sie den Brief doch jetzt in den Kasten, sonst seh' ich die Adresse und weiß dann mehr, als Sie mir sagen wollen.“

„Nicht deswegen, aber — ich möchte, daß der Brief noch mit diesem Zug. . . .“ Sie eilte rasch in die Vorhalle, warf den Brief ein, war gleich wieder bei Anna, die in derselben ruhigen Haltung dasaß, und fuhr zu reden fort: „Ihnen könnte ich nämlich Alles sagen, ja vielmehr, ich wollte schon, bevor ich hineinfuhr . . . . aber denken Sie, wie sonderbar, da hab' ich mich nicht getraut.“

„Damals war wohl auch noch nichts zu erzählen“, sagte Frau Rupius, ohne Bertha anzusehen.

Bertha staunte. Wie klug war diese Frau! Wie durchschaute sie die Menschen! „Nein, damals war noch nichts zu erzählen“, wiederholte sie, indem sie Frau Rupius mit einer Art von Verehrung ansah. „Denken Sie nur, es ist wohl unglaublich, was ich Ihnen jetzt sagen werde, aber ich käme mir wie eine Lügnerin vor, wenn ich's verschwiege.

„Nun?“

Bertha hatte sich auf einen Sessel neben Frau Rupius gesetzt und sprach leiser, da die Thüre zur Vorhalle offenstand. „Ich wollte Ihnen nämlich sagen, Anna, daß mir garnicht so ist, als wenn ich etwas Böses gethan hätte, nicht einmal etwas unerlaubtes.“

„Das wär' auch nicht sehr klug.“

„Ja, Sie haben schon Recht . . . ich meinte auch noch mehr: es ist mir, als wenn ich etwas ganz Gutes, als wenn ich etwas Besonderes gethan hätte. Ja, Frau Rupius, es ist nun einmal so, ich bin stolz seitdem!“

„Nun, dazu liegt wohl auch kein Grund vor“, sagte Frau Rupius, indem sie Berthas Hand, die auf dem Tisch lag, wie in Gedanken streichelte.

„Das weiß ich ja, aber doch bin ich so stolz und komme mir ganz anders vor, als alle Frauen, die ich kenne. Sehen Sie, wenn Sie wüßten... wenn Sie ihn kennten — es ist eine so seltsame Geschichte! Sie dürfen nämlich nicht glauben, daß das eine Bekanntschaft ist, die ich kürzlich gemacht habe — ganz im Gegentheil, Sie müssen wissen, ich bin in ihn verliebt, seit ich ein ganz junges Mädel war, zwölf Jahre ist das schon her, und lange Zeit hatten wir uns garnicht gesehen, und jetzt — ist es nicht wunderbar? — jetzt ist er mein . . . mein . . . mein . . . Geliebter!“ Endlich hatte sie's gesagt, ihr ganzes Gesicht strahlte.

Frau Rupius sah sie mit einem Blick an, in dem etwas Spott und sehr viel Freundlichkeit lag. Sie sagte: „Ich freue mich, daß Sie glücklich sind.“

„Sie sind ja so gut! Aber sehen Sie, es ist doch andererseits wieder schrecklich, daß wir so fern von einander sind; er lebt in Wien, ich hier, — ich glaube, ich werde das garnicht aushalten. Ich hab' auch nicht mehr das Gefühl, wie wenn ich hierher gehörte, insbesondere zu meinen Verwandten. Wenn die es wüßten . . . . nein, wenn die es wüßten —! Sie würden es übrigens garnicht glauben. Eine Frau wie meine Schwägerin zum Beispiel, — nun, ich bin überzeugt, die denkt garnicht daran, daß sowas überhaupt möglich ist.“

„Aber Sie sind wirklich sehr naiv“, sagte Frau Rupius plötzlich, beinahe aufgebracht. Sie lauschte. „Mir war, als hörte ich den Zug schon pfeifen.“ Sie stand auf, ging zu der großen Glasthür, die auf den Perron führt, und sah hinaus. Der Portier kam und ersuchte um die Fahrkarten, die er markieren wollte. Zugleich sagte er: „Der Zug nach Wien hat 20 Minuten Verspätung.“

Bertha war aufgestanden und zu Frau Rupius getreten. „Warum haben Sie gemeint, daß ich naiv bin?“ fragte sie schüchtern.

„Aber Sie kennen ja die Menschen gar nicht“, erwiderte Frau Rupius wie ärgerlich. „Sie haben ja gar keine Ahnung, unter was für Leuten Sie existieren. Ich versichere Sie, Sie brauchen garnicht stolz zu sein.“

„Ich weiß ja, daß es sehr dumm von mir ist.“

„Ihre Schwägerin — das ist köstlich — Ihre Schwägerin —!“

„Was meinen Sie denn?

„Ich meine, daß Ihre Schwägerin auch einen Geliebten gehabt hat.“

„Aber wie kommen Sie auf diese Idee!“

„Nun, sie ist nicht die Einzige in dieser Stadt.“

„Ja, es giebt gewiß Frauen, die . . . . aber Albertine —“

„Und wissen Sie, wer es war? Das ist sehr amüsant! Herr Klingemann!“

„Nein, das ist nicht möglich!“

„Allerdings ist es schon lange her; etwa zehn Jahre oder elf.“

„Aber zu der Zeit waren Sie ja selbst noch nicht hier, Frau Rupius.“

„O, ich hab' es aus der besten Quelle — Herr Klingemann selbst hat's mir erzählt.“

„Herr Klingemann selbst? — Ist es denn möglich, daß ein Mensch so gemein — “

„Das ist sogar ganz gewiß.“ Sie setzte sich nieder, auf einen Sessel neben der Thür, Bertha blieb neben ihr stehen und hörte ihr staunend zu. „Ja, Herr Klingemann . . . . er hat mir nämlich die Ehre erwiesen, gleich als ich in die Stadt kam, mir sehr lebhaft den Hof zu machen, auf Tod und Leben, wie man so sagt. Sie wissen ja selbst, was für ein widerwärtiger Kerl er ist. Ich hab' ihn ausgelacht, das hat ihn wahrscheinlich sehr gereizt, und offenbar hat er geglaubt, mich durch die Erzählungen von seinen Eroberungen von seiner Unwiderstehlichkeit zu überzeugen.“

„Aber vielleicht hat er Ihnen Dinge erzählt, die nicht wahr sind.“

„Manches wohl, aber diese Geschichte ist zufällig wahr . . . . Ah, was sind die Männer für ein Gesindel!“ Sie sprach es mit dem Ausdruck tiefsten Hasses. Bertha war ganz erschrocken. Nie hatte sie es für möglich gehalten, daß Frau Rupius solche Worte sprechen könnte. „Ja, warum sollen Sie nicht wissen, unter was für Menschen Sie existiren?

„Nein, das hätt' ich nie für möglich gehalten! Wenn das mein Schwager wüßte —!“

„Wenn er es wüßte? Er weiß es so gut wie Sie, wie ich.“

„Wie?! Nein, nein!“

„Er hat sie ja erwischt — verstehen Sie mich! . . . Herrn Klingemann und Albertine! Sodaß beim besten Willen kein Zweifel möglich war!“

„Ja, um Gotteswillen, was hat er denn da gethan?“

„Nun, Sie sehen ja, er hat sie nicht hinausgeworfen.“

„Nun ja, die Kinder . . . . freilich!“

„Ach was, die Kinder! Aus Bequemlichkeit hat er ihr verziehen — und hauptsächlich, weil er dann selber thun konnte, was er wollte. Sie sehen ja, wie er sie behandelt. Sie ist doch nichts viel Besseres als sein Dienstmädchen; Sie sehen ja, wie gedrückt und elend sie immer herumschleicht. Er hat es dahin gebracht, daß sie sich von dem Moment an immer wie eine Begnadigte vorkommen mußte, und ich glaube, sie hat sogar eine ewige Angst, daß er die Bestrafung einmal nachholen könnte. Aber das ist eine dumme Angst, er würde sich um keinen Preis um eine andere Wirthschafterin umsehen . . . Ah,

meine liebe Frau Bertha, wir sind ja gewiß keine Engel, wie Sie nun aus eigener Erfahrung wissen, aber die Männer sind infam, solang . . ." Es war, als zögerte sie, den Satz zu enden, „solang sie Männer sind."

Bertha war wie vernichtet. Weniger, wegen der Dinge, die ihr Frau Rupius erzählte, als wegen der Art, in der sie es gethan. Sie schien eine ganz Andere geworden zu sein, und Bertha war es ganz weh ums Herz. —

Die Perronthür wurde geöffnet, man hörte das leise, ununterbrochene Klingeln des Telegraphen. Frau Rupius stand langsam auf, ihr Gesicht nahm einen milden Ausdruck an, sie reichte Bertha die Hand und sagte: „Verzeihen Sie mir, ich war nur ein bischen ärgerlich. Es kann ja auch sehr schön sein, es 'giebt sicher auch anständige Menschen . . . o gewiß, es kann sehr schön sein!" Sie blickte auf die Geleise hinaus, als folgte sie den eisernen Linien ins Weite. Dann sagte sie wieder ganz mit der sanften, wohltönenden Stimme, die Bertha so sehr an ihr liebte: „Morgen Abend bin ich wieder zu Hause... Ja, richtig, mein Necessaire." Sie eilte zum Tisch und nahm ihre Tasche. „Das wär' nämlich furchtbar gewesen, ohne meine zehn Flaschen kann ich nicht reisen! Also leben Sie wohl! Und vergessen Sie doch nicht, daß das Alles seit zehn Jahren vorbei ist."

Der Zug fuhr ein, sie eilte rasch zu einem Coupé, stieg ein und nickte Bertha noch vom Fenster aus freundlich zu. Bertha versuchte, ebenso heiter zu erwidern, aber sie fühlte, daß das Händewinken, mit dem sie der Scheidenden nachgrüßte, steif und gekünstelt war.

Langsam ging sie wieder nach Hause. Vergeblich suchte sie sich zu überreden, daß sie all das gar nichts anging, weder das längstvergangene Verhältniß ihrer Schwägerin noch die Niedrigkeit ihres Schwagers, noch die Gemeinheit Klingemanns, noch die sonderbaren Launen dieser unbegreiflichen Frau Rupius. Sie konnte sich's nicht erklären; aber es war ihr, als hätte alles das, was sie gehört, auch irgend eine geheimnißvolle Beziehung zu ihrem Abenteuer. Plötzlich waren die nagenden Zweifel wieder da . . . . Warum hatte er sie nicht noch einmal sehen wollen? Nicht am Tage drauf, nicht zwei, nicht drei Tage später? Warum? — Er hatte sein Ziel erreicht, das war ihm genug . . . . Wie hatte sie ihm nur diesen tollen, schamlosen Brief schreiben können? Und eine Angst tauchte in ihr auf . . . . Wenn er ihn am Ende einer andern Frau zeigte . . . mit ihr zusammen sich darüber lustig machte . . . . Nein, was fiel ihr denn nur ein! An so etwas nur zu denken! . . . Es war ja möglich, daß er den Brief nicht beantwortete, in den Papierkorb warf, — aber sonst nichts . . . nein . . . Im übrigen, nur Geduld, in zwei, drei Tagen ist Alles entschieden. Sie wußte nicht recht, was, aber sie fühlte, daß diese unerträgliche Verirrung in ihr nicht mehr lange dauern konnte. Irgendwie mußte sie sich lösen.

Am späten Nachmittag machte sie wieder einmal mit ihrem Buben einen Gang in den Weingeländen, aber sie betrat den Friedhof nicht. Dann wandelte sie langsam hinunter und spazierte unter den Kastanien. Sie plauderte mit Fritz, fragte ihn über allerlei aus, ließ sich Geschichten von ihm erzählen, unterrichtete ihn über Manches, wie sie es oft zu thun pflegte, versuchte ihm zu erklären, wie weit die Sonne von der Erde entfernt sei, wie aus den Wolken der Regen komme und wie die Trauben wachsen, aus denen der Wein gemacht wird. Sie ärgerte sich nicht, wie sonst manchmal, wenn der Bub nicht recht aufmerkte, weil sie ganz gut fühlte, daß sie nur sprach, um sich selbst zu zerstreuen. Dann wandelte sie den Hügel hinab und unter den Kastanien wieder der Stadt zu. Bald sah sie Klingemann kommen, aber es machte nicht den geringsten Eindruck auf sie; er sprach sie mit erzwungener Höflichkeit an, hielt

immer den Strohhut in der Hand und affectirte einen großen, beinahe düstern Ernst. Er schien sehr gealtert, auch merkte sie, daß seine Kleidung eigentlich gar nicht elegant, sondern vernachlässigt sei. Sie mußte sich ihn plötzlich in einer zärtlichen Umarmung mit ihrer Schwägerin vorstellen und war sehr angewidert. Später setzte sie sich auf eine Bank und sah zu, wie Fritz mit andern Kindern spielte immer mit gespannter Aufmerksamkeit, um nicht an Anderes denken zu müssen.

Am Abend war sie bei den Verwandten. Sie hatte die Empfindung, als hätte sie Alles längst geahnt; denn wie wäre ihr sonst die Art der Beziehungen zwischen Schwager und Schwägerin nicht früher aufgefallen. Der Schwager machte wieder seine Scherze über Berthas Reise nach Wien, er fragte, wann sie wieder hineinfahren und ob man nicht bald von ihrer Verlobung hören würde. Bertha ging auf die Scherze ein und erzählte, daß sich mindestens ein Dutzend um ihre Hand bewürben, darunter ein Minister; aber sie fühlte, daß nur ihre Lippen sprächen und lächelten, während ihre Seele ernst und schweigend blieb. Richard saß neben ihr und berührte zufällig mit seiner Knie das ihre, und als er ihr ein Glas Wein einschenkte und sie abwehrend seine Hand ergriff, fühlte sie eine wohlige Wärme an ihrem Arme bis in die Schulter gleiten. Sie war darüber zufrieden. Es schien ihr, sie beginge jetzt eine Untreue. Und das war ganz recht: Sie wollte, Emil wüßte, daß ihre Sinne wach wären, daß sie geradeso war, wie andere Weiber, und daß sie sich von dem jungen Neffen geradeso umarmen lassen konnte, wie von ihm . . . Ah ja, wüßte er es nur! Das hätte sie ihm schreiben sollen! Nicht den demüthig lüsternen Brief . . . Aber auch unter dem Wellengang dieser Gedanken blieb der Grund ihrer Seele ernst, und selbst ein Gefühl von Verlassenheit kam über sie, weil sie wußte, daß niemand ahnen konnte, was in ihr vorging.

Als sie dann allein durch die leeren Straßen nach Hause ging, begegnete sie einem Offizier, den sie vom Sehen kannte, mit einer hübschen Frauensperson, die sie noch nie gesehen. Sie dachte: offenbar eine aus Wien. Denn es war ihr bekannt, daß die Offiziere manchmal derartige Besuche erhielten. Sie hatte ein Gefühl des Neides gegen diese Frau, sie wünschte, daß auch sie jetzt von einem hübschen, jungen Offizier nach Hause begleitet werden könnte . . . Warum auch nicht? . . . Alle sind schließlich so . . und sie ist jetzt auch keine anständige Frau mehr! Emil glaubt es ja auch nicht, und es ist Alles so egal!

Sie kommt nach Hause, entkleidet sich, legt sich zu Bett. Aber es ist zu schwül. Sie steht noch einmal auf, geht zum Fenster, öffnet es; draußen ist es ganz dunkel. Vielleicht sieht sie jetzt Jemand am Fenster stehen, sieht ihre Haut durchs Dunkel leuchten . . . . Ja, wenn sie nur Einer so sähe, es wäre ihr ganz recht! . . . . Dann legt sie sich wieder ins Bett . . . . Ach ja, sie ist nicht besser als die Andern! Und es ist auch gar nicht nothwendig, daß sie's ist . . . . Die Gedanken verschwimmen ihr . . . . Ja, und er ist d'ran schuld, er hat sie dazu gemacht, er hat sie einmal genommen wie Eine von der Straße — und dann fort mit Dir! . . . Ah, pfui, pfui — sind die Männer infam! — Und doch . . . es war schön . . . . . .

Sie schläft. —

* * *

Am nächsten Morgen fiel ein langsamer, warmer Regen. So konnte Bertha ihre ungeheure Ungeduld leichter ertragen, als wenn die Sonne herunterbrannte. Es war ihr, als hätte sich während des Schlafes Manches in ihr geglättet. In der grauen Milde dieses Morgens erschien Alles so einfach und

durchaus nicht merkwürdig. Morgen wird der Brief da sein, den sie erwartet, und heute ist ein Tag wie hundert andere. Sie gab ihre Lektionen. Mit ihrem Neffen war sie heute sehr streng und klopfte ihm auf die Finger, als er gar zu schlecht spielte. Er war ein fauler Schüler, nichts weiter.

Nachmittag kam sie auf eine Idee, die ihr selbst höchst lobenswürdig vorkam. Schon lange hatte sie sich vorgenommen, ihren Buben lesen zu lehren, heute sollte der Anfang gemacht werden, und sie plagte sich richtig eine gute Stunde damit, ihm einige Buchstaben beizubringen.

Es regnete noch immer; schade, daß man nicht spazieren gehen konnte! Der Nachmittag wird lang, sehr lang werden. Sie sollte doch endlich zu Rupius gehen. Es ist häßlich, daß sie noch nicht bei ihm war, seit sie zurück ist. Es ist wohl möglich, daß er sich ein wenig vor ihr schämt, weil er neulich so große Worte gebraucht, und nun bleibt Anna doch bei ihm.

Sie verließ das Haus. Trotz des Regens ging sie vorerst hinaus ins Freie. So ruhig wie heute war sie lange nicht gewesen, sie freute sich dieses Tages ohne Aufregung, ohne Angst, ohne Erwartung. Könnte es doch immer so sein! Es war wunderbar, mit welcher Gleichgiltigkeit sie an Emil dachte. Am liebsten hätte sie gar nichts mehr von ihm hören und diese Ruhe für alle Zeit bewahren wollen . . Ja, so war es schön und gut. In der kleinen Stadt leben, die paar Lektionen geben, die doch keine große Anstrengung verursachten, den Buben aufziehen, ihn lesen, schreiben, rechnen lehren! — War denn das, was sie in den letzten Tagen erlebt, so viel Kummer, — ja so viel Demütigung wert? . . . Nein, sie war zu solchen Dingen nicht geschaffen. Es war ihr, als klänge ihr der Lärm der großen Stadt, der sie das letzte Mal nicht gestört, jetzt erst in den Ohren; und sie freute sich der schönen Stille, die sie hier umgab.

So erschien ihr die tiefe Ermattung, darein ihre Seele nach den ungewohnten Erregungen versunken war, wie eine endgiltige Beruhigung . . . Und doch, schon nach kurzer Zeit, als sie sich der Stadt wieder zuwandte, schwand diese innere Ruhe allmählich, und unbestimmte Ahnungen von neuen Aufregungen und Leiden erwachten. Der Anblick eines jungen Paars, das an ihr vorüber ging, eng aneinander gepreßt, unter aufgespanntem Regenschirm, jagte die Sehnsucht nach Emil in ihr auf; sie wehrte sich nicht dagegen, denn sie wußte schon: in ihr war Alles so umgewühlt, daß jeder Hauch Anderes und meist das Unvermutete an die Oberfläche ihrer Seele brachte.

Es dämmerte, als Bertha zu Herrn Rupius ins Zimmer trat. Er saß am Tisch, eine Mappe mit Bildern vor sich. Die Hängelampe war angezündet. Er sah auf und erwiderte ihren Gruß. Dann sagte er: „Sie sind ja schon seit vorgestern Abend wieder zurück.“ Es klang wie ein Vorwurf und Bertha fühlte sich schuldig. „Nun, setzen Sie sich“, fuhr er fort, „und erzählen Sie mir, was Sie in der Stadt erlebt haben.“

„Erlebt hab' ich nichts. Im Museum bin ich gewesen, hab' auch manche von Ihren Bildern wieder erkannt.“

Rupius antwortete nichts.

„Ihre Frau kommt noch heute Abend zurück?“

„Ich glaube nicht.“ Er schwieg; dann sagte er mit absichtlicher Trockenheit: „Ich muß Sie um Entschuldigung bitten, daß ich Ihnen neulich Dinge gesagt, die Sie ja unmöglich interessiren können. Im übrigen glaub' ich nicht, daß meine Frau heute wiederkommen wird.“

„Aber . . . Sie sagte mir ja selbst . . . .“

„Ja, auch mir. Sie wollte mir einfach den Abschied ersparen, vielmehr die Komödie des Abschieds. Damit mein' ich gar nicht etwas Verlogenes, sondern nur die Dinge, die das Abschiednehmen zu begleiten pflegen: gerührte

Worte, Thränen . . . Nun, genug davon. Werden Sie mir zuweilen Gesellschaft leisten? Ich werde nämlich ziemlich allein sein, wenn meine Frau nicht mehr bei mir ist.“ Der Ton, in dem er das Alles sagte, stimmte in seiner Schärfe so wenig zu dem Inhalt seiner Rede, daß Bertha vergeblich nach einer Erwidernng suchte. Aber Rupius sprach gleich weiter: „Nun, und außer dem Museum, was haben Sie noch gesehen?“

Bertha begann mit großer Geschäftigkeit allerlei von ihrer Wiener Reise zu erzählen, auch von einem Jugendfreund berichtete sie, den sie nach langer Zeit wieder getroffen, und zwar, wie sonderbar! gerade vor dem Falckenborgischen Bild. Während sie so von Emil sprach, ohne seinen Namen zu nennen, wuchs ihre Sehnsucht ins Ungemessene, und sie dachte daran, ihm heute noch einmal zu schreiben.

Da sah sie, wie Rupius die Augen starr auf die Thüre geheftet hielt. Seine Frau war eingetreten, kam lächelnd auf ihn zu, sagte: „Da bin ich wieder“, küßte ihn auf die Stirn und reichte Bertha ihre Hand zum Gruß. „Guten Abend, Frau Rupius“, sagte Bertha, höchst erfreut. Herr Rupius sprach kein Wort, doch sein Antlitz schien in heftiger Bewegung. Frau Rupius, die noch den Hut nicht abgelegt hatte, wandte sich einen Augenblick ab, da bemerkte Bertha, wie Rupius sein Gesicht auf beide Hände stützte und in sich hinein zu schluchzen begann.

Bertha ging. Sie war froh, daß Frau Rupius wiedergekommen war, es schien ihr wie eine gute Vorbedeutung. Morgen Früh schon konnte der Brief da sein, der vielleicht ihr Schicksal entschied. Mit ihrer Ruhe war es wieder ganz vorbei; doch war ihr Wesen von einer anderen Sehnsucht erfüllt als früher. Sie wollte ihn nur da haben, in ihrer Nähe, sie hätte ihn nur sehen, an seiner Seite gehen wollen. Am Abend, nachdem sie ihren Buben zu Bett gebracht, blieb sie noch lang allein im Speisezimmer; sie spielte auch ein paar Akkorde auf dem Klavier, dann trat sie ans Fenster und sah ins Dunkle hinaus. Der Regen hatte aufgehört, die Erde trank die Feuchtigkeit ein, noch hingen die Wolken schwer über dem Land. Berthas ganzes Wesen wurde Sehnsucht, Alles in ihr rief nach ihm, ihre Augen suchten ihn aus der Dunkelheit hervorzuschauen, ihre Lippen hauchten einen Kuß in die Luft, als könnte er die seinen erreichen, und unbewußt, als müßten ihre Wünsche in die Höhe, fort von allem Andern, was sie umgab, flüsterte sie, indem sie zum Himmel aufschaute: „Gieb mir ihn wieder!“ . . Nie war sie so fein gewesen als in diesem Augenblick. Ihr war, als liebte sie ihn jetzt zum ersten Male. Nichts von Allem war beigemischt, was sonst ihr Gefühl trübte, keine Angst, keine Sorge, kein Zweifel, Alles in ihr war die reinste Zärtlichkeit, und als jetzt ein leichter Wind herangeweht kam und ihre Stirnhaare bewegte, war ihr, als käme der Hauch von ihm.

Am nächsten Morgen kam kein Brief. Bertha war ein wenig enttäuscht, aber nicht bennruhigt. Bald erschien Elly, die plötzlich eine große Lust bekommen hatte, mit dem Buben zu spielen. Das Dienstmädchen brachte vom Markt die Nachricht, daß man von Rupius aus sehr eilig zum Arzt geschickt hätte, doch wußte sie nicht, ob Herr oder Frau Rupius erkrankt sei. Bertha beschloß, noch vor Tisch selbst anzufragen. Sie gab ihre Lection bei Mahlmanns sehr zerstreut und nervös, dann ging sie zu Rupius. Das Dienstmädchen sagte ihr, die gnädige Frau wäre erkrankt und läge zu Bett, es sei nichts Gefährliches, aber Doktor Friedrich habe Besuche streng verboten. Bertha erschrak. Sie hätte gern Herrn Rupius gesprochen, aber sie wollte nicht zudringlich sein.

Nachmittags versuchte sie, den Unterricht ihres Buben fortzusetzen, aber

es wollte ihr nicht gelingen. Wieder war ihr, als würden durch die Erkrankung Annas ihre eigenen Hoffnungen beeinflußt; wenn Anna gesund wäre, müßte auch der Brief schon da sein. Sie wußte, daß das ganz unsinnig war, aber sie konnte sich nicht dagegen wehren.

Nach fünf Uhr begab sie sich wieder zu Rupius. Das Mädchen ließ sie ein. Herr Rupius wollte sie selbst sprechen. Er saß in seinem Sessel am Tische. „Nun?" fragte Bertha.

„Eben ist der Doktor drin; wenn Sie ein paar Minuten warten wollen ..."

Bertha getraute sich nicht zu fragen. Beide schwiegen. Nach ein paar Sekunden trat Doktor Friedrich heraus. „Nun, es läßt sich noch nicht mit Bestimmtheit sagen", sagte er langsam, und setzte mit einem plötzlichen Entschluß hinzu: „Entschuldigen Sie, gnädige Frau, es ist durchaus nothwendig, daß ich mit Herrn Rupius allein rede."

Rupius zuckte zusammen. Bertha sagte mechanisch: „So will ich nicht stören" und entfernte sich. Aber in ihrer Erregung war es ihr unmöglich, nach Hause zu gehen, und sie nahm den Weg zwischen den Rebengeländen dem Friedhofe zu. Sie fühlte, daß irgend etwas Geheimnißvolles in jenem Hause vorging. Es kam ihr der Gedanke, ob Anna nicht einen Selbstmordversuch gemacht haben könnte. Wenn sie nur nicht stirbt, dachte sie. Und zugleich war der Gedanke da: wenn nur ein lieber Brief von Emil kommt! Sie schien sich von lauter Gefahren umgeben. Sie betrat den Friedhof. Es war heute ein schöner, warmer Sommertag und die Blüten und Blumen dufteten neu nach dem gestrigen Regen. Bertha ging den gewohnten Weg bis zum Grab ihres Mannes. Aber sie fühlte, daß sie hier garnichts zu suchen hatte. Es war ihr beinah peinlich, die Worte auf dem Grabstein zu lesen, die ihr nicht das Geringste mehr bedeuteten: Victor Mathias Garlan, gestorben am 6. Juni 1895. Jetzt schien ihr irgend ein Spaziergang mit Emil vor zehn Jahren näher zu liegen als die Jahre, die sie an der Seite ihres Mannes verbracht. Das war überhaupt garnichts mehr . . . sie hätte garnicht daran geglaubt, wenn Fritz nicht auf der Welt gewesen wäre . . . . Plötzlich fuhr ihr durch den Sinn: Fritz ist garnicht sein Sohn . . . am Ende ist er Emils Sohn . . . Sind solche Dinge nicht am Ende möglich? . . . Und es war ihr in diesem Augenblick, als könnte sie die Lehre vom heiligen Geist verstehen . . . Dann erschrak sie selbst über das Unsinnige ihrer Gedanken. Sie blickte auf den breiten Weg, der von dem Thor des Kirchhofs geradlinig bis zur gegenüber liegenden Mauer zog, und mit einem Mal wußte sie ganz bestimmt, daß man in wenigen Tagen den Sarg mit der Leiche der Frau Rupius diesen Weg tragen würde. Sie wollte diesen Gedanken verscheuchen, aber er war in völliger Bildhaftigkeit da, der Leichenwagen stand vor dem Thor; dort, dieses Grab, das zwei Männer eben aufschaufelten, war für Frau Rupius bestimmt; und Herr Rupius wartete am offenen Grab. Er saß in seinem Rollstuhl, den Plaid auf den Knieen, und starrte dem Sarg entgegen, den die schwarzen Männer langsam herantragen . . . . Das war mehr als eine Ahnung, das war ein Wissen . . . . Aber woher kam ihr das? — Jetzt hörte sie Leute hinter sich reden; zwei Frauen kamen an ihr vorüber, die eine war die Wittwe eines Oberstleutnants, der vor Kurzem gestorben war, die andere die Tochter; Beide grüßten sie und schritten langsam weiter. Bertha dachte, daß diese beiden Frauen sie für eine treue Wittwe halten würden, die noch immer ihren Gatten beweinte; sie kam sich wie eine Lügnerin vor und entfernte sich eilig. Vielleicht war irgend eine Nachricht da, am Ende ein Telegramm von Emil — das wäre ja nichts Besonderes . . . sie stünden einander doch nah genug . . . Ob Frau Rupius noch daran denkt, was Bertha ihr auf dem Bahnhof gesagt, ob sie vielleicht

im Fieber davon redet . . . Uebrigens ist das ja so gleichgültig. Wichtig ist nur, daß Emil schreibt und daß Frau Rupius gesund wird . . . Sie muß noch einmal hin, sie muß Herrn Rupius sprechen, er wird ihr schon sagen, was der Arzt von ihm wollte . . . Und sie eilt zwischen den Rebengeländen den Hügel hinab, nach Hause . . . . Nichts ist gekommen, kein Brief, kein Telegramm . . . Fritz ist mit dem Mädchen ausgegangen. Ah, wie allein ist sie! Sie eilt wieder zu Rupius, das Mädchen öffnet ihr. Es geht sehr schlecht, Herr Rupius ist nicht zu sprechen . . . .

„Was fehlt ihr denn? Wissen Sie nicht, was der Doktor gesagt hat?"

„Eine Entzündung, hat der Doktor g'sagt."

„Was für eine Entzündung?"

„Oder hat er gar g'sagt, eine Blutvergiftung. Es wird gleich eine Wärterin vom Spital kommen."

Bertha ging. Auf dem Platz vor dem Kaffeehaus saßen einige Leute, an einem Tisch ganz vorn Offiziere, wie gewöhnlich um diese Zeit. Die wissen nicht, was da oben vorgeht, dachte Bertha, sonst könnten sie nicht da sitzen und lachen . . . . Blutvergiftung — ja, was hatte das zu bedeuten? . . . Gewiß: es war ein Selbstmordversuch! . . . Aber warum? . . . Weil sie nicht fortreisen durfte — oder wollte? — Aber sie wird nicht sterben — nein, sie darf nicht sterben!

Um die Zeit hinzubringen, besucht Bertha ihre Verwandten. Nur die Schwägerin ist zuhause, sie weiß schon von der Erkrankung der Frau Rupius, aber das berührt sie nicht sehr, und sie spricht bald von anderen Dingen. Bertha erträgt es nicht und entfernt sich.

Am Abend versucht sie, ihrem Buben Geschichten zu erzählen, dann liest sie die Zeitung, wo sie unter Anderem auch wieder eine Ankündigung des Concerts unter Mitwirkung Emils findet. Es kommt ihr ganz sonderbar vor, daß das Concert noch immer bevorsteht und nicht schon längst vorüber ist.

Sie kann nicht schlafen gehen, ohne noch einmal bei Rupius angefragt zu haben. Sie trifft die Wärterin im Vorzimmer. Es ist diejenige, die Doktor Friedrich immer zu seinen Privatpatienten schickt. Sie hat ein heiteres Antlitz und tröstliche Augen.

„Unser Doktor wird die Frau Rupius schon herausreißen," sagt sie. Und obzwar Bertha weiß, daß diese Wärterin immer Bemerkungen solcher Art macht, fühlt sie sich doch beruhigter. Sie geht nach Hause, legt sich zu Bett und schlummert ruhig ein.

Am nächsten Morgen wacht sie spät auf. Sie ist ausgeschlafen und frisch. Auf dem Nachtkästchen liegt ein Brief. Jetzt erst besinnt sie sich: Frau Rupius ist schwer krank, und das ist ein Brief von Emil. Sie greift so eilig nach ihm, daß der kleine Leuchter heftig schwankt, reißt das Couvert herunter und liest:

„Meine liebe Bertha! Vielen Dank für Deinen schönen Brief. Er hat mich sehr gefreut. Aber Deine Idee, für immer nach Wien zu kommen, mußt Du Dir doch noch sehr wohl überlegen. Die Verhältnisse hier liegen ganz anders, als Du Dir vorzustellen scheinst. Es ist selbst für den einheimischen, gut accreditirten Musiker mit der größten Mühe verbunden, halbwegs anständig bezahlte Lectionen zu bekommen, für Dich wäre es — wenigstens im Beginn — fast ein Ding der Unmöglichkeit. Zuhause hast Du Deine gesicherte Existenz, Deinen Kreis von Verwandten und Freunden, Dein Heim, und schließlich, es ist der Ort, an dem Du mit Deinem Gatten gelebt hast, wo Dein Kind auf die Welt gekommen ist, und dort ist Dein Platz. Alles das aufzugeben, um Dich in den aufreibenden Concurrenzkampf der Großstadt zu stürzen, hieße sehr thöricht handeln. Ich rede absichtlich nichts von der Rolle, welche Deine Sympathie für mich (Du

weißt, ich erwidre sie von ganzem Herzen) in Deinen Erwägungen zu spielen scheint, aber das würde die ganze Frage auf ein anderes Gebiet hinüberspielen und das soll nicht geschehen. Ich nehme kein Opfer von Dir an, unter keiner Bedingung. Daß ich Dich gern und zwar bald wieder sehen möchte, braucht wohl keiner Versicherung, denn ich wünsche nichts sehnlicher, als wieder eine solche Stunde mit Dir zu verleben wie die, welche Du mir neulich geschenkt hast (und für die ich Dir sehr dankbar bin). Richte Dir's doch so ein, mein Kind, daß Du etwa alle vier bis sechs Wochen auf einen Tag und eine Nacht nach Wien kommen kannst. Wir wollen noch öfter recht glücklich sein, hoff' ich. In den nächsten Tagen kann ich Dich zu meinem Bedauern nicht sehen, auch verreise ich gleich nach meinem Concert, ich muß in London spielen (Season), von dort fahre ich nach Schottland. Also auf ein frohes Wiedersehen im Herbst. Ich grüße Dich und küsse die süße Stelle hinter Deinem Ohr, die ich am meisten liebe.

Dein Emil."

Als Bertha diesen Brief zu Ende gelesen, saß sie noch eine Weile aufrecht im Bett. Es ging wie ein Schauer durch ihren Leib. Sie war nicht überrascht, sie wußte, daß sie keinen anderen Brief erwartet hatte. Sie schüttelte sich . . . Alle vier bis sechs Wochen . . . vortrefflich! — Ja, für einen Tag und für eine Nacht . . . . Pfui, Pfui! . . . Und was für eine Angst er hatte, daß sie nach Wien käme . . . Und nun gar zum Schluß diese Bemerkung, als hätte er es darauf abgesehen, sozusagen noch aus der Ferne ihre Sinne zu reizen, weil ja das seine einzige Art war, mit ihr zu verkehren . . . . Ah, pfui, pfui! . . . was für eine . . . war sie gewesen! — Es ekelt sie — ekelt sie! . . . . Sie springt aus dem Bett, kleidet sich an. . . . Nun ja, was weiter? . . . Es war aus, aus, aus! Er hatte keine Zeit für sie — gar keine Zeit! . . . Vom Herbst an alle sechs Wochen eine Nacht. . . . Ja, sofort, mein Herr, ich gehe auf Ihren ehrenvollen Antrag mit Vergnügen ein — ich wünsche mir ja nichts Bessres! Ich werde weiter hier versauern, Lectionen geben, verblöden in diesem Nest. . . Sie werden weiter Geige spielen, den Weibern den Kopf verdrehen, reisen, reich und berühmt und glücklich sein — und alle vier bis sechs Wochen darf ich auf eine Nacht in irgend einem schäbigen Zimmer, wo Sie ihre Frauenzimmer von der Straße hinführen, in einem Bett, wo so und so Viele vor mir gelegen sind . . . . pfui, pfui, pfui! . . . Rasch fertig gemacht — zu Frau Rupius. . . Anna ist krank, schwerkrank — was geht mich alles Andere an?

* * *

Bevor sie fortging, herzte sie ihren Buben, und die Stelle aus dem Brief fiel ihr ein: hier, wo Dein Kind zur Welt gekommen ist, bist Du zuhause . . . Ja, so war es auch, aber er hatte es nicht gesagt, weil es wahr ist, sondern nur, um nicht in die Gefahr zu kommen, sie öfter sehen zu müssen als alle sechs Wochen einmal.

Fort, fort! . . . Warum zitterte sie denn gar nicht für Frau Rupius? . . . Ah, sie wußte schon, es war ihr ja gestern Abend besser gegangen. — Wo war nur der Brief? . . . . Sie hatte ihn wieder ganz mechanisch ins Mieder gesteckt.

Die Offiziere saßen vor dem Kaffeehaus und frühstückten, ganz bestaubt waren sie, sie kamen schon von der Feldübung zurück. Einer sah Bertha nach, ein ganz junger, er mußte erst vor Kurzem eingerückt sein . . . . Bitte, sehr,

ich bin ganz zu Ihrer Verfügung, in Wien bin ich nur alle vier bis sechs Wochen beschäftigt . . . bitte, sagen Sie nur, wann Sie es wünschen . . .

Die Balkonthür war offen, über dem Geländer hing die rothsammtene Clavierdecke. Nun, offenbar, Alles war wieder in Ordnung, — würde sonst die Decke auf dem Balkon hängen? . . . Freilich, also vorwärts, hinauf ohne Angst! . . .

Das Mädchen öffnet. Bertha braucht sie nichts zu fragen, in ihren aufgerissenen Augen ist der Ausdruck von entsetztem Staunen, wie ihn nur die Nähe eines grauenvollen Sterbens hervorbringt. Bertha tritt ein, zuerst in den Salon, die Thür zum Schlafzimmer ist flügelweit geöffnet.

Von der Wand fortgerückt, in der Mitte des Zimmers steht das Bett, frei von allen Seiten. Am Fußende sitzt die Wärterin, sehr müde, mit auf die Brust gesunkenem Kopf, zu Häupten in seinem Rollsessel Herr Rupius. Das Zimmer ist so dunkel, daß Bertha erst, wie sie ganz nah tritt, das Gesicht von Anna deutlich sehen kann. Sie scheint zu schlafen. Bertha tritt näher. Sie hört den Athem Annas, er ist gleichmäßig, aber unbegreiflich rasch, nie hat sie ein menschliches Wesen so athmen gehört. Jetzt fühlt Bertha die Blicke der beiden Andern auf sich gerichtet. Nur einen Augenblick wundert sie sich, daß man sie so ohne weiteres hereingelassen, dann begreift sie, daß jetzt alle Vorsichtsmaßregeln überflüssig geworden sind; diese Sache ist entschieden.

Noch zwei Augen richteten sich plötzlich auf Bertha. Frau Rupius selbst hatte die ihren aufgeschlagen und betrachtete die Freundin mit Aufmerksamkeit. Die Wärterin machte Bertha Platz und ging ins Nebenzimmer. Bertha setzte sich und rückte näher heran. Sie sah, wie Anna ihr eine Hand langsam entgegenhielt und ergriff sie. „Liebe Frau Rupius“, sagte sie. „Nicht wahr, es geht Ihnen jetzt schon viel besser.“ Sie fühlte, daß sie wieder etwas Ungeschicktes sagte, aber sie fand sich darein. Es war nun einmal ihr Los dieser Frau gegenüber, noch in der letzten Stunde.

Anna lächelte; sie sah so blaß und jung aus wie ein Mädchen. „Ich danke Ihnen, liebe Bertha“, sprach sie.

„Aber liebe, liebe Anna, wofür denn?“ Sie hatte die größte Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten. Zugleich aber war sie sehr neugierig zu erfahren, was denn eigentlich geschehen war.

Ein langes Schweigen entstand. Anna schloß die Augen wieder und schien zu schlafen, Herr Rupius saß regungslos da; Bertha sah bald auf die Kranke, bald auf ihn. Sie dachte: Jedenfalls muß ich warten. Was Emil sagen würde, wenn *sie* plötzlich tot wäre? Ah, das thäte ihm doch ein wenig leid, wenn er so denken müßte: die ich vor ein paar Tagen in meinen Armen hielt, jetzt verwest sie. Er würde sogar weinen. Ja in diesem Fall würde er weinen . . . ein so elender Egoist er sonst ist . . . . . Ah, wohin flogen denn wieder ihre Gedanken? Hielt sie nicht immer noch die Hand der Freundin in der ihren? O, wenn sie sie retten könnte! . . . Wer war nun übler dran! Diese, die da sterben mußte, oder sie, die man so schmählich betrogen hatte? War denn das nothwendig, wegen einer Nacht? . . . . Ah, das klang noch viel zu schön! . . . wegen einer Stunde — sie so zu erniedrigen, sie zu ruiniren — war das nicht gewissenlos, frech? . . . Wie haßte sie ihn! wie haßte sie ihn! . . . . Wenn er nnr in seinem nächsten Concert stecken bliebe, daß ihn alle Leute auslachten und er sich schämen müßte und in allen Zeitungen stände: Herr Emil Lindbach ist fertig, vollkommen fertig. Und alle seine Geliebten würden sagen: Ah, fällt mir gar nicht ein! ein Geigenspieler, der stecken bleibt . . . ! . . . Ja, dann würde er sich wohl ihrer erinnern, der Einzigen, die ihn seit ihrer Kindheit, die ihn wahrhaft geliebt . . . . und die er nun so

niederträchtig behandelte! .... Dann müßte er doch zurück und sie um Verzeihung bitten, — und sie würde ihm sagen: Siehst Du, Emil, siehst Du, Emil .... denn etwas Gescheiteres fiele ihr natürlich nicht ein ..... Da denkt sie nun schon wieder an ihn, immer an ihn — und hier stirbt Eine, und sie sitzt am Bett, und dieser Schweigende dort ist ihr Gatte ...... So still ist es, nur von der Straße her, über den Balkon, durch die offene Thür wie hereingetragen verwirrtes Geräusch — Menschenstimmen, Räderrollen, das Glockensignal eines Radfahrers, ein Säbel, der über's Pflaster scheppert, dazwischen Gezwitscher von Vögeln — aber all das ist so fern, gehört so gar nicht dazu ...

Anna wird unruhig, sie wirft den Kopf hin und her — oft, rasch, immer rascher .... Eine Stimme hinter Bertha sagt leise: „Jetzt fängt's an." Bertha wandte sich um. Es war die Wärterin mit dem heiteren Gesicht; aber Bertha sah jetzt, daß dieser Ausdruck gar keine Heiterkeit bedeutete, sondern nur den erstarrten Versuch, nie einen Schmerz merken zu lassen, und sie fand dieses Gesicht unbeschreiblich furchtbar ... Wie hatte sie gesagt? .... Jetzt fängt es an .... ja wie ein Concert oder eine Theatervorstellung ..... Und sie erinnerte sich daran, daß einmal auch an ihrem Bett dieselben Worte gesprochen wurden, damals als ihre Wehen begannen .....

Anna öffnete plötzlich die Augen, sehr weit, sehr groß; heftete sie auf ihren Mann und sagte ganz vernehmlich, indem sie sich vergeblich aufzurichten trachtete: „Nur Dich, nur Dich .... glaub' mir, nur Dich hab' ich ....." Das letzte Wort war nicht zu verstehen, aber Bertha errieth es.

„Ich weiß", sagte Rupius. Dann beugte er sich herab und küßte die Sterbende auf die Stirn. Anna schlang die Arme um ihn, seine Lippen weilten lange auf ihren Augen. Die Wärterin war wieder hinausgegangen. Plötzlich stieß Anna ihren Mann von sich, sie kannte ihn nicht mehr, ihr Bewußtsein war dahin. Bertha stand sehr erschrocken auf, blieb aber am Bette stehen. Herr Rupius sagte zu Bertha: „Gehen Sie jetzt." Sie zögerte.

„Gehen Sie," sagte er noch einmal und streng.

Bertha sah ein, daß sie gehen mußte. Auf den Zehenspitzen entfernte sie sich aus dem Zimmer, als könnte das Geräusch von Schritten Anna noch stören. Als sie ins Vorzimmer kam, sah sie eben Doktor Friedrich, der den Ueberzieher ablegte und während dieser Zeit mit einem jungen Arzt, dem Secundarius des Spitals sprach. Er bemerkte Bertha nicht und sie hörte ihn Folgendes sagen: „In jedem andern Falle hätt' ich die Anzeige erstattet, aber da die Sache so ausgeht .... Ueberdies wär' es ein entsetzlicher Skandal, und der arme Rupius litte am meisten darunter." Jetzt sah er Bertha. „Guten Tag, Frau Garlan."

„Ja, Herr Doktor, was ist denn eigentlich?"

Doktor Friedrich sah den Secundararzt mit einem raschen Blick an; dann erwiderte er: „Blutvergiftung. Sie wissen ja, gnädige Frau, manchmal schneidet man sich in den Finger und stirbt daran; die Verletzung ist nicht immer zu entdecken. Es ist ein großes Unglück ... ja, ja." Er ging ins Zimmer, der Assistent folgte ihm.

Bertha war wie betäubt, als sie auf die Straße trat. Was für eine Bedeutung hatten die Worte, die sie gehört? — Anzeige? — Skandal? Ja, hatte am Ende Rupius selbst seine Frau umgebracht? ... Nein, was für ein Unsinn! — Aber irgend etwas war an Anna verübt worden, ganz gewiß .... und es mußte irgendwie mit der Reise nach Wien zusammenhängen: denn in der Nacht nachher war sie erkrankt .... Und die Worte der Sterbenden fielen ihr ein: Nur Dich, nur Dich hab' ich geliebt! ... Hatte das nicht geklungen wie eine Bitte um Verzeihung ... Nur Dich geliebt — aber einen Andern ...

Gewiß, sie hatte einen Liebhaber in der Stadt .... nun ja, aber was weiter? .... Ja, sie hatte fortreisen wollen und es doch nicht gethan .... Wie hatte sie nur damals auf dem Bahnhof gesagt .... Ich habe mich zu etwas Anderm entschlossen .... Ja, gewiß, sie hatte von dem Liebhaber in Wien Abschied genommen und sich hier — vergiftet? ... Aber warum denn, wenn sie nur ihren Gatten liebte? .... Und das war keine Lüge! Gewiß nicht! Bertha konnte es nicht verstehen ....

Warum war sie denn nur fortgegangen? ... Was sollte sie denn jetzt thun? .... Sie hatte zu nichts Ruhe. Sie konnte weder nach Hause, noch zu ihren Verwandten, sie mußte wieder zurück .... Ob Anna auch hätte sterben müssen, wenn heut' ein anderer Brief von Emil gekommen wäre? .... Wahrhaftig, sie verlor den Verstand .. Das waren ja Dinge, die gar nicht zusammenhingen — und doch .... warum konnte sie sie nicht voneinander trennen? —

Wieder eilte sie die Stiege hinauf. Es war noch keine Viertelstunde, daß sie das Haus verlassen. Die Thür zur Wohnung stand offen, die Wärterin war im Vorzimmer. „Schon vorbei", sagte sie. Bertha ging weiter. Herr Rupius saß ganz allein am Tisch, die Thür zum Sterbezimmer war geschlossen. Er ließ Bertha ganz nah an sich herankommen, ergriff ihre Hand, die sich ihm entgegenstreckte, dann sagte er: „Warum nur hat sie's gethan? hat sie das gethan?"

Bertha schwieg.

Rupius sprach weiter. „Es war nicht nothwendig — heiliger Himmel es war nicht nothwendig! Was gehen mich die anderen Menschen an — nicht wahr?"

Bertha nickte.

„Auf das Lebendigsein kommt es an — das ist es. Warum hat sie das gethan?" Es klang wie ein verhaltenes Jammern, obzwar er ganz ruhig zu reden schien. Bertha weinte.

„Nein, es war nicht nothwendig! Ich hätt' es aufgezogen, aufgezogen wie mein eigen Kind."

Bertha blickte jäh auf. Mit einem Mal verstand sie Alles und eine furchtbare Angst durchlief ihr ganzes Wesen. Sie dachte an sich selbst. Wenn auch sie in dieser einen Nacht ... in dieser einen Stunde ..?! Ihre Angst war so groß, daß sie glaubte, die Sinne müßten ihr vergehen. Was ihr bisher kaum als Möglichkeit vorgeschwebt, stand plötzlich wie eine unbestreitbare Gewißheit vor ihr. — Es konnte garnicht anders sein, der Tod Annas war eine Vorbedeutung, ein Fingerzeig Gottes. Und zugleich tauchte die Erinnerung in ihr auf, an jenen Spaziergang an der Wien vor zwölf Jahren, da Emil sie geküßt und sie das erstemal heiße Sehnsucht nach einem Kind empfunden. Warum hatte sie keine empfunden, als sie neulich in seinen Armen lag? ... Ja, nun wußte sie: sie hatte nichts anderes wollen als die Lust eines Augenblicks, sie war nicht besser gewesen als Eine von der Straße, und es wäre nur eine gerechte Strafe des Himmels, wenn auch sie an ihrer Schande so zu Grunde ginge wie die Arme, die da drin lag.

„Ich möchte sie noch einmal sehen," sagte sie.

Rupius wies auf die Thüre. Bertha öffnete sie, näherte sich langsam dem Bett, auf dem die Tote ruhte, betrachtete sie lange und küßte sie auf beide Augen. Da überkam sie eine Ruhe ohnegleichen. Sie wäre am liebsten stundenlang bei der Leiche geblieben, in deren Nähe ihre eigenen Enttäuschungen und Leiden alle Wichtigkeit verloren. Sie kniete am Bette nieder und faltete die Hände, doch ohne zu beten.

Plötzlich flimmerte es ihr vor den Augen, eine wohlbekannte plötzliche Schwäche kam über sie, ein Schwindel, der sich gleich verlor. Zuerst bebte sie leise, dann aber athmete sie tief und wie erlöst auf, denn mit dem Hereinbrechen dieser Ermattung fühlte sie ja auch, daß in diesem Augenblick nicht nur ihre Befürchtungen von früher, sondern der ganze Wahn dieser wirren Tage, die letzten Schauer einer verlangenden Weiblichkeit, Alles, was sie für Liebe gehalten, in nichts zu verströmen begannen. Und an diesem Totenbette knieend, wußte sie, daß sie nicht von Denen war, die, mit leichtem Sinn beschenkt, die Freuden des Lebens ohne Zagen trinken dürfen. Mit Ekel dachte sie an die eine Stunde der Lust, die ihr vergönnt gewesen, und wie eine ungeheure Lüge erschienen ihr die schamlosen Wonnen, die sie damals gekostet, gegenüber der Unschuld jenes sehnsüchtigen Kusses, dessen Erinnerung ihr ganzes Dasein verschönt hatte. Klar hingebreitet in wundervoller Reinheit erschienen ihr jetzt die Beziehungen, die zwischen dem Gelähmten da draußen und dieser Frau bestanden hatten, die an ihrem Betruge sterben mußte. Und während sie die blasse Stirn der Toten betrachtete, mußte sie an den Unbekannten denken, für den sie hatte sterben müssen und der straflos und wohl auch reuelos draußen in der großen Stadt herumgehen und weiterleben durfte, wie ein Anderer auch . . . nein, wie tausend und tausend Andere, die neulich ihr Kleid gestreift und sie begehrlich angestarrt hatten. Und sie ahnte das ungeheure Unrecht in der Welt, daß die Sehnsucht nach Wonne ebenso in die Frau gelegt ward, als in den Mann; und daß es bei den Frauen Sünde wird und Sühne fordert, wenn die Sehnsucht nach Wonne nicht zugleich die Sehnsucht nach dem Kinde ist.

Sie erhob sich, warf einen letzten Blick des Abschieds auf die geliebte Freundin und verließ das Sterbegemach. Herr Rupius saß im Nebenzimmer geradeso wie sie ihn verlassen. Ein tiefes Verlangen überkam sie, ihm Worte des Trostes zu sagen. Es war ihr einen Augenblick, als hätte ihr eigenes Schicksal nur den einen Sinn gehabt, sie das Elend dieses Mannes ganz verstehen zu machen. Sie hätte gewünscht, ihm das sagen zu können, aber sie fühlte, daß er zu Denen gehörte, die mit ihrem Schmerz allein sein wollen. So setzte sie sich schweigend ihm gegenüber. —

Französische Schriftstellerinnen der Gegenwart.

Von Camilla Theimer.

Der Zusammenhang zwischen Kultur und Literatur ist vielleicht noch niemals in der Zeiten Lauf so scharf zu Tage getreten, wie gegenwärtig. Diese Thatsache ist darauf zurückzuführen, daß unsere ganze zeitgenössische Dichtkunst durchwegs den Stempel des Persönlichen trägt. Aus seinen Werken erkennt man das Individuum, das Individuum wieder gestattet einen Rückschluß, zwar nicht auf die Gesammtheit, wohl aber auf die besonderen Verhältnisse, die es hervorgebracht haben. In diesem Sinne ist die Literatur ein Brennspiegel, der die Strahlen der Zeitensonne auffängt, und sie gebrochen zurückwirft. Das gilt nicht nur für die männliche Dichtkunst unserer Tage, sondern in noch gesteigerterem Maße für die dichterischen Erzeugnisse, die aus der Feder von Evastöchtern stammen. Seit ungefähr einem Jahrzehnt ist die Frau auch bei uns am Festland in den Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt, und zwar dies weniger Dank den eigentümlichen sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen, unter denen wir derzeit leben, als vielmehr Dank einer einschneidenden Veränderung, die mit dem Wesen der Frau selbst vor sich gegangen ist. Zur Stunde beginnt das Weib sein jahrtausende langes Schweigen über sich zu brechen. Es spricht. Es spricht manchmal sogar zu viel. Ja es lügt, zuweilen absichtlich, um das Labyrinth noch um einige Jahrgänge mehr zu bereichern, zuweilen unbewußt, teils aus angeborener in seiner Physis bedingter, teils aus anerzogener Wahrheitsscheu. Aber der Anfang ist endlich gemacht. Das Weib teilt sich mit im Leben auf den Brettern, in der bildenden Kunst, in der Literatur. Wir haben nicht mehr gute Romane, Novellen, Gedichte, deren Verfasser zufällig Evastöchter sind, sondern wir besitzen weibliche Bücher, Bücher, die aus der weiblichen Seele herausgeschrieben sind, deren Feder in das weibliche Herzblut getaucht war. Ob diese Bücher ausnahmslos als Kunstwerke in ästhetischer Beziehung zu betrachten sind, gehört nicht hierher. Sie schenken uns andere Werthe. Wir erfahren durch sie, wie sich der Augenblicksstand der Civilisation, Wesen und Dinge im Herzen und Hirn der anderen Hälfte der Menschheit spiegeln. Und dies Bild wird zwar vielleicht ein befangeneres sein, wie das, was wir aus den Werken der Männer gewinnen, aber intensiver, in seinem begrenzten Horizont, schärfer umrissen. Die schöpferische Hirnthätigkeit liegt zumeist außerhalb des Bereiches der Frau. Geistig schaffen, bedingt alles verneinen zu können, was nicht das eigene „Ich" ist. Und Mutterschaft ist das Loos des Weibes auf Erden. Als Ersatz hierfür bildet ihr Herz aber einen doppelten Resonanzboden. Auch auf äußere Reize reagirt die Frau schneller und stärker, wie der Mann. Die Frau besitzt darum auch ein viel feineres Ohr für die Zeitschwingungen wie der Mann, ihr Einsatz

in der Literatur ist daher auch ein anderer, wie der seine. Seit die Frau aufgehört hat ihre eigene Seele durch den Brennspiegel der männlichen Phantasie gebrochen zu sehen, sondern sich auf sich selbst besonnen, sich selbst entdeckt hat, entdeckt sie auch in der Außenwelt Dinge, an denen sie früher achtlos vorüber gegangen ist, oder die, wenn ihre Sinne doch zufällig von ihnen gefangen wurden, nicht bis zu ihrer Bewußtseinsschwelle zu dringen vermochten. In welcher Richtung sie sich auslebt, liegt nun allerdings nur zum geringsten Teile in ihrem Machtbereich. Ich meine nicht äußere Umstände, Fesseln, Gelegenheiten. Es ist erstaunlich zu beobachten, wie leicht das Gegenwartsweib die ersteren sprengt, die zweiten schafft. Ich meine innere Möglichkeiten. Beim Durchschnittsmann läßt sich mit fast mathematischer Gewißheit vorausbestimmen, welche Wirkungen unter gegebenen Bedingungen gewisse Einflüsse auf ihn erzielen werden. Beim Weib nie! Sie ist stets mehr und weniger ein Milieukind wie er, mehr weil wenn ihre Umgebung auf sie wirkt, sie stärker wirken wird wie bei ihm, weniger, weil eine einzige wahrnehmbare Note, die nicht genau mit der Saite in ihrem Innern übereinstimmt, genügt den Accord für sie, statt in Harmonie aufzulösen, in eine schreiende Dissonanz zu verwandeln. Der Mann denkt: „ein einziger nicht ganz rein gegriffener Ton,“ das Weib fühlt: „alles ist falsch!“ Darum ist es auch bei ihr viel schwieriger, die Fäden bloßzulegen, die sie mit ihrer Zeit verknüpfen, sie zu einem Kind derselben stempeln, wie beim männlichen Künstler. Die schreibenden Frauen sind heute fast bereits so zahlreich, wie die federführenden Männer. Aber selbst unter der beschränkten Zahl derjenigen, die wenn sie sich mitteilen, auch wirklich etwas zu sagen haben, wird man eine schärfere Differenzirung, einen größeren Abstand in der Lebensauffassung und Daseinsanschauung wie einen grelleren Unterschied in der Ausdrucksform der dichterischen Wiedergabe feststellen können, wie bei der Gesammtheit ihrer männlichen Berufsgenossen. Um aus den litterarischen Bestrebungen seiner Söhne ein getreues Bild der mannigfachen Strömungen zu gewinnen, von denen der Boden Frankreichs zur Stunde unterwühlt ist bedarf es einer gründlichen Kenntnis der hervorragendsten Werke aller derer, die im Vordertreffen des Ringens der Finsternis mit dem Lichte stehen. In der französischen Frauenliteratur der Gegenwart erfährt man was man zu wissen begehrt auf wenig Seiten. Die Aufzählung von 6 Namen genügt. Allerdings bedeutet jeder einzelne dieser Namen ein Programm für sich, wenn vielleicht auch keinen Fixstern am Dichterhimmel. Die sechs Frauen, deren Züge festzuhalten ich versuchen will, sind typisch für ihr Jahrhundert und ihre Race. Wenn sie auch kaum ein anderes, äußeres, wie inneres Band miteinander verknüpft, wie das des Geschlechtes und der gemeinsamen Muttersprache. Marie Anne de Bovet, Georges de Peyrebrune, Manoël de Grandfort, Jeanne Marny, Daniel Lesueur und Camille Pert sind alle Frauen, und die ersten Laute, die an ihr Kindesohr schmeichelnd schlugen verleugneten nicht den schmelzenden Wohlklang der einst in den Sängen der Troubadours und Trouvères nachzitterte, sonst aber gehören sie verschiedenen Welten an, durch die Geburt, die Lebenszufälle und die Gesinnung. Ich habe sie daher herausgegriffen aus der Fluth der schreibenden Schwestern unter ihren Landsmänninnen, weil ich glaube, indem ich die Umrisse ihres Lebenswerkes zu entwerfen mich bemühe, meinen Lesern nicht allein die Bekanntschaft mit Frauen zu vermitteln, denen es gelungen ist, sich eine geachtete Stellung in ihrem Vaterland durch eigene Kraft zu erringen, sondern weil ich hoffe, gleichzeitig an ihrem Beispiel die allmähliche und so verschiedenartige Evolution der Weibespsyche nachweisen zu können, wie sie sich uns unter den geänderten Gegenwartsbedingungen offenbart.

Wenn ich die Reihe der Frauen von denen ich jetzt sprechen will, mit

Marie de Bovet eröffne, so beruht dies weder auf einem Zufall, noch geschieht es, weil ihr meines Erachtens nach der erste Platz unter den jetzt lebenden französischen Frauen der Feder gebührt, sondern weil sie mich sinnbildlich für den Zusammenhang zwischen Kultur und moderner weiblicher Literatur dünkt. In ihrer Heimat ist Marie de Bovet nur unter dem Namen „l'âme de l'armée“ bekannt. Wer den jüngsten Vorgängen auf der gallischen politischen Bühne auch nur flüchtige Aufmerksamkeit zugewendet hat, weiß was dies Wort zu bedeuten hat. Marie de Bovet ist der weibliche Coppée und Rostand in einer Person. Es hieß jedoch sich ihr gegenüber eines schweren Unrechtes schuldig bekennen, wollte man die geistvolle Verfasserin der Confessions mit den berufsmäßigen Scandalmachern verwechseln, deren Tummelplatz während der letzten Jahre die französische Republik war. Was bei diesen nur Ursache und Selbstzweck ist, das ist bei Marie de Bovet nur Wirkung, Folgeerscheinung. Sie ist nicht Legitimistin, und Nationalistin aus zufälliger politischer Ueberzeugung, sondern Kraft eines inneren Zwanges, weil sie gar nichts anderes sein kann. Marie de Bovet ist ein Milieukind so ganz, so vollkommen, wie es nur das Weib sein kann, das psychisch und geistig über das Dutzendmaß seines Geschlechtes hinausragt. Ihre äußere Umgebung stimmte mit ihren inneren Möglichkeiten überein. Keiner einzigen fehlte die notwendige Spanne zur Entwickelung, keine einzige brach sich an einer unübersteigbaren Mauer und wurde dadurch in andere Bahnen gelenkt, keine einzige verkümmerte. Als Persönlichkeit, wie sie uns aus ihren Werken entgegentritt, gewährt Marie de Bovet einen selten harmonischen Eindruck. Man mag mit den darin vertretenen Lebensanschauungen übereinstimmen oder nicht, aber jeder der „Parole jurée“ oder die „Confessions“ durchblättert, fühlt, das hat eine Dame geschrieben. Marie de Bovet ist thatsächlich auch die Tochter des Marquis General de Bovet, der Sproß eines ob seiner Königstreue, sprichwörtlichen Geschlechtes. Ich bin durchdrungen, auch Marie de Bovet hätte ohne zu zaudern unter der Schreckensherrschaft das Blutgerüst bestiegen. Wie die Gestalten ihrer Phantasie, so ist auch sie aus einem Guß. Am deutlichsten prägt sich dieser Ganzheitszug der Empfindung in Parole jurée aus. Die Heldin dieses Buches, die Stiftsdame Jaqueline, hat sich um ihrer Liebe willen kühn über alle weltlichen Rücksichten hinweggesetzt. Endlich giebt der Tod der Gattin die sich einst freiwillig von ihm schied, den Geliebten frei. Maurice ist bereit die Bande die ihn an Jaqueline knüpfen, vor dem Altar zu heiligen. Durch Zufall erfährt Jaqueline daß Mauricens Gattin diesem am Sterbebett in einer Aufwallung von postumer Eifersucht, das Versprechen abgerungen habe, sich kein zweites Mal zu verehelichen. Maurice versucht es Jaqueline zu überreden, daß ein nur zur Beruhigung eines umnachteten Gemütes gegebenes Wort nicht bindend für alle Ewigkeit sein könne. Vergebens. Er spricht zu ihrem Kopf, er überzeugt ihre Vernunft, nicht aber ihr Herz. Sie weiß, daß er recht hat, aber die angeborene Abscheu, gegen den Treubruch ist stärker wie alle Argumente. Sie kann nicht. Lieber verzichtet sie auf den Geliebten. Das Weib, das einst alle anderen Stimmen in ihr mit dem Gedanken zum Schweigen brachte: „Je ne puis mal faire en donnant tant de bonheur“ — Glückspenden kann nicht sträflich sein, — kommt über das Gespenst eines leeren inhaltslosen Wortes nicht hinaus, weil dieses Gespenst, daß dem nüchtern erwägenden Verstand nicht einen Augenblick Stand zu halten vermag sich an ihr Gemüt wendet. Mit dem Gefühl giebt es kein transigiren, keine Kompromisse. Man empfindet oder man empfindet nicht. Ein Mittelding giebt es nicht. Gegen eine Lehre die man mit dem Herzen erfaßt hat, giebt es keine stichhaltigen Einwände. In jedem anderen Punkt, wo dem Herz nicht das entscheidende Wort zufällt denkt

hingegen Marie de Bovet modern. Mit dem Kopf ist sie up to date. Conventionelle Vorurteile existiren für sie nicht. Ebenso wenig falsche Prüderie. Unerbittlich schwingt sie die Geißel ihres Spottes über alles, was ihr der äußeren Form nach verjährt, unberechtigt dünkt. Ihre Schilderungen kleinlicher Verhältnisse und geistig schmalbrüstiger Menschen sind wahre Meisterstücke, der modernen französischen Dichtkunst. Hier kann sie alle Facetten ihres scharf geschliffenen Geistes leuchten lassen. „Les confessions d'une fille de trente ans," sind ein Brillant-Feuerwerk von Witz, geistvollen Aperçus und unvermuteten originellen Pointen. Dabei ist Marie de Bovet niemals frivol. In ihrer Art ist sie sogar Frauenrechtlerin. Allerdings ist ihr weibliches Kämpentum so verschieden von dem der Führerinnen dieser Bewegung, wie der Abgrund tief ist, der ihre politischen Anschauungen trennt. Dennoch hat sie ein neues weibliches Element in die französische Literatur eingeführt. Ist „die Maud" in Marcel Prevost's berüchtigter Studie vorbildlich geworden für eine ganze Schicht der weiblichen Jugend Frankreichs, so verdanken wir Marie de Bovet ebenfalls, einen bis dahin unbekannten Mädchentypus. Die psychische demi-vierge. Regine de Sylvéreal unterscheidet sich so scharf von Maud, wie diese von Marguerite Gautier und ihresgleichen. „Dire des bêtises empêche d'en faire" ist Marie de Bovet's moderne Version des alten, französischen Dictons „Qui ose tout dire, arrive à tout faire". Nach Regine ist der Mund das Sicherheitsventil der Anständigkeit. Sie und die Stiftsdame Jaqueline sind die Verkörperung der Tochter der privilegirten Klassen ihrer Heimat, wie sie sich unter dem Einfluß der ihnen gewährten größeren Freiheit des Denkens und des Handelns der Gegenwart naturnotwendig entwickeln mußten. Wie das ihrer Schöpferin, so ist auch ihr Leben sorgsam behütet worden, nicht vor jedem rauhen Luftzug, wohl aber vor der Möglichkeit im C-dur-Dreiklang statt der Octave das H zu greifen. Hätten ihr ihre innere Veranlagung, zufällige äußere Umstände gestattet ihre engeren Standesgenossen in dem Lichte zu sehen, in dem sie beispielsweise ihre Collegin Gyp sah, Marie de Bovet wäre in das entgegengesetzte Lager übergegangen. So aber erblickt sie nur vorübergehende Schwäche, verursacht durch Verhältnisse, nicht in dem Menschen selbst begründet, wo andere das Zügenglöcklein bereits zu hören vermeinen. Auf diese Art wurde Marie de Bovet l'âme de l'armée, die Bannerträgerin einer entschwundenen Epoche. Ganze Menschen, ganze Liebe ist ihre Sehnsucht. Ihre Erfüllung ist ihrer Meinung nach nur möglich durch die Rückkehr zu den Ueberlieferungen der Väter. Die Minnesänger sind Ritter, Ritter begleitet Schwertergeklirr. Ein leidenschaftlich pochendes, liebeheischendes und liebebedürftiges Herz ist der Schlüssel zu Marie de Bovet's nationalistisch gefärbte Leier. Es ist die Erklärung für das was uns widerspruchsvoll, unerklärlich in ihren Werken anmutet. Sie träumt von einer Liebe in der das Weib untergeht, untertaucht, sich versenkt und sich verliert, einer großen starken einzigen Liebe, vor der Alles zerrinnt, versinkt, einer Liebe für die ein ganzes reiches Leben kaum ausreicht. Nur der Mann ist würdig, solche Liebe einzuflößen, fähig sie zu erwidern, der imstande ist sein Alles für das Alles einzusetzen. Echte Minne bedingt in Mannesbrust auch zugleich die glühendste Liebe für die heilige Erde, die unsere Wiege trug. „In Deinem Lager ist Frankreich," als echte Soldatentochter, kennt Marie de Bovet nur ein Symbol Frankreichs „Die Fahne". Der größte Reiz von Marie de Bovet's Schriften liegt in ihrer rückhaltslosen Ehrlichkeit. Auch hier ist sie „ganz". Was sie predigt, das glaubt sie. Sie ist schriftstellerisch ungemein fruchtbar. Unter dem Pseudonym „Mab" ist sie jahrelange Mitarbeiterin der vie parisienne und hat überdies die zeitgenössische französische Litteratur durch zahlreiche

Romane und Kunstwerke bereichert. Ihr Erstlingswerk, durch das sie die Aufmerksamkeit der gebildeten Kreise auf sich lenkte, ist eine Uebersetzung des Tagebuches von Lord Gordon aus Cartum. Von der Academie preisgekrönt ist das „junge Griechenland,“ erwähnenswert sind ferner noch „confessions conjugales“, „roman de femmes“, „pris sur le vif,“ „petites rosseries“ etc. Sie zählt gegenwärtig zu den gelesensten Schriftstellerinnen ihrer Heimat.

Georges de Peyrebrune ist von allen ihren Nachfolgerinnen diejenige, die sich am unmittelbarsten an die große Ahnin, von der sie auch den Rufnamen borgt, anlehnt. Wie Georges Sand, so ist auch Georges de Peyrebrune eine Meisterin in Stil und Form ihrer Werke. Ihre hinreißende, bilderreiche Sprache, die plastische Abrundung der Gestalten ihrer Einbildungskraft, ihr feines Ohr für den Wollaut der Sprache, verraten unverkennbar den Einfluß der Freundin Musset's. Aber was ihr völlig abgeht, ist die blutwarme Erotik, die der Sand als Weib und Dichterin das Gleichgewicht hielt. Georges de Peyrebune zählt ungeachtet des Ruhmesglanzes der ihr Haupt mit einem Glorienschein umgiebt, zu den am Wege Gefallenen, nicht durch die Ungunst der Verhältnisse, sondern Kraft des Zwiespaltes in ihrer eigenen Brust. Sie knüpft in ihrem Empfindungsleben direkt an die Goethische Leonore d'Este an, die der Kampf zwischen der Welt ihrer Vorstellungen und der ihres Willens bricht. Auch zwischen dem Gefühls- und Gedankenleben Marie de Bovet's gähnt eine Kluft. Aber sie ist überbrückbar, weil sie nicht hineinreicht in das Centrale der Weibesnatur. Dort allein ist der Riß unheilbar für die Frau. Der Konflikt zwischen Weltanschauung und Empfinden kann unter Umständen den feiner differenzirten Mann aus seiner Bahn werfen. Kein Weib ist noch innerlich verblutet, weil ihr Gemüt keinen Resonanzboden für das bildete, was ihr Kopf als richtig erkannt hatte. Bei Georges de Peyrebrune wollen nicht allein Herz und Hirn nicht zusammenklingen, auch ihre Psyche als solche, stellt keine Einheit dar. Sie steht in der Mitte zwischen Georges Sand und Marie de Bovet, zu denen sie einen scharfen Gegensatz bildet. Bei Marie de Bovet ist es stets das Gefühl, das den Sieg davon trägt über die nüchterne Erwägung. Umgekehrt, was Georges Sand's Kopf erfaßt hatte, das war ihr auch in Fleisch und Blut übergegangen. So verschieden sie auch sonst sein mögen, im Grunde erscheinen beide Frauen als durchaus harmonische, in sich selbst abgeschlossene, in ihrem Weibtum nicht angekränkelte Frauennaturen. Georges de Peyrebrune ist mehr und weniger Weib als ihre geniale Vorläuferin. Die Sand'schen Freiheits- und Gleichheitstheorien in Bezug auf die Geschlechter sind bei ihr eine Schichte tiefer eingedrungen, als bei Marie de Bovet, aber doch wieder nicht tief genug, um sich wie bei ihrer berühmten Namensschwester auch in die That umzusetzen. In einem Lichte gesehen ist Georges de Peyrebrune die Essenz der Weiblichkeit, denn alles an ihr ist Widerspruch, Rätsel. Dann wieder gerät man unvermutet auf einen todten Punkt in ihrem Sein. Das Weib schweigt völlig. Die Saite ist nicht verstimmt, sondern zerrissen. Wenigstens glaubt man es. Georges de Peyrebrune gehört zu den Ausnahmsfrauen, die das Kind ihres Fleisches mit der ganzen Glut und Intensität, deren ihre Seele fähig ist, herbeisehnen, aber die Umarmung des Mannes scheuen, der sie zum Weibe küßt. Sie ist unerotisch geblieben, nicht aus innerer Unvollkommenheit, sondern weil der Wecker bei ihr den umgekehrten Weg hätte durchlaufen müssen, wie bei dem Gros ihrer Schwestern. Die physiologisch normal veranlagte Frau ersehnt die Mutterschaft nur als Krönung ihres Liebesgebäudes. Für Georges de Peyrebrune hätte sie die Einführung in die Mysterien des Liebeslebens bedeutet. Der Schrei, den der Schmerz des Gebärens ihr ausgepreßt hätte, hätte erst den Schleier zerrissen, der einen Teil ihres Innenlebens

ihr selbst verbarg. Georges de Peyrebrune wäre erst ganz und voll zum Weibe erwacht, nach dem Genuß der Mutterfreuden. Sie ist weniger und gleichzeitig stärker sinnlich veranlagt, wie die Mehrzahl der Frauen. Sie verzichtet neben einer vollen Zuckerschale ihr Mal zu süßen, nur weil ihr der Zucker nicht süß genug scheint. Dabei verzehrt sie sich aber vor unstillbarer Sehnsucht nach des Lebens Honig. Geboren um zu lieben, hat sich die Welt frühzeitig ihrer zärtlichen Umarmung entzogen. Nach einer traurigen Jugend, als die Kindesliebe sich durch die freie Wahl der Ergänzung der eigenen Persönlichkeit ersetzt hatte, konnte sich Georges de Peyrebrune's Herz anscheinend nicht voll entfalten nach dem Rhythmus, den ihr inneres Wesen bedingte. Sie, die mit allen ihren Wünschen die Mutterschaft herbeirief, blieb kinderlos. Was sie ersehnte, außerhalb der gesetzlich geheiligten Bande zu suchen, vermochte sie nicht. Georges de Peyrebrune erblickte zu spät oder zu früh das Licht der Welt. Zu spät, weil der sengende Atem der allgemeinen geistigen Auferstehung, der wie ein Wirbelwind die Gemüter erfaßt und nicht wieder losgelassen hatte bis jedes Atom von ihm durchdrungen war, verweht, verflogen war, zu früh, weil bei ihr alle anderen Faktoren noch nicht hatten zusammenwirken können, um die Bildung des neuen Frauentypus vorzubereiten, den uns der Ausgang des 19. Jahrhunderts bescheert hat. Sie ist ein Zeitopfer, so gut wie Marie Baschkirtzeff und deren unglückliche Landsmännin Sonja Kowalewska. Eine neue Lehre wirbt nur glaubensstarke Jünger in der ersten Aufwallung des Märtyrermuts, oder dann wieder, viel später, wenn es ihr gelungen ist, die zähe Kraft des Vorurteiles zu überwinden, die, solange als der Opferrausch anhält, spinnwebfein erscheint, und auch thatsächlich mit einem kühnen Griff durchreißbar sich erweist, aber sowie er verflogen, den Menschen mit stärkeren Banden umklammert, wie eiserne Fesseln. Georges de Peyrebrune träumt von Freiheit und Unabhängigkeit. Aber es fehlen ihr alle Vorbedingungen sich sie zu erzwingen. Ihre verfeinerten Sinne sind der Extase fähig, aber von da bis zur völligen Weibeshingabe ist der Weg weit. Sie kann nicht allein auf eigenen Füßen stehen, aber das Weibchen in ihr erschrickt bei der Annäherung des Männchens, dessen sie doch nicht entbehren kann. Erziehung und Ueberlieferung haben eine Eiskruste um ihre Weibeswünsche gebildet. „Eine anständige Frau kennt kein Begehren, kein Liebessehnen“, ist ihr von der Wiege an solange in die Ohren geschmettert worden, bis sie wähnt, den Schrei ihres Herzens nach Liebesglück und Seligkeit damit übertönt zu haben. Denn ohne daß sie es weiß, ist die Eiskruste doch langsam gebrochen, und das konstituirt im Leben Georges de Peyrebrune's das tragische Moment. Die warmen Strahlen der Verkündigung der Menschenrechte auch für die Frau, haben die starre glitzernde, weiße Decke nicht ganz umsonst beschienen. Sie weist Fugen auf, durch die der goldene Bogen hinabdringt bis in die Tiefe und dort weckt, was den ewigen Schlummer zu schlafen schien. Aber nicht zu Genuß- und Daseinsfreude. Der Strahl war wohl stark genug gewesen, die Knospe zum Springen zu bringen, aber doch nicht kräftig genug, um die Eiskruste zu schmelzen. Die vorzeitig Geweckte, ehe ihre Schlafenszeit vorüber war, ist nur zum Leiden erwacht. Erste Eindrücke, Ueberlieferungen sind stärker, wie die neuen Formeln, die die Lippen gedankenlos nachbeten, stärker, wie das künstlich zum rascheren Pulsiren in ihren Adern erregte Blut. Gewohnheitskeuschheit ist ein enges Gewand. Man könnte wähnen, es sei eins mit der Haut, so schwer ist es, sich davon zu befreien. Georges de Peyrebrune hat es nicht gesprengt, ungeachtet ihres hellen Auges und ihres noch helleren Kopfes, der sie die Wahrheit erkennen ließ, ungeachtet ihres heißen Temperaments, das sie den Naturgesetzen gehorchen hieß. Ihre Psyche war zu kräftig geartet, um dem gleich-

zeitigen Einstürmen auf sie von Geist und Sinnen zu erliegen und doch wieder zu schwach, um diese völlig zum Schweigen zu bringen. Der Zwiespalt zwischen alter und neuer Zeit, war bei ihr in den innersten Kern ihres Weibtums getragen worden und darum ist sie innerlich daran verblutet. Georges de Peyrebrune's Riesenwerk ist die grandiose Illustration ihres inneren Schicksals. In jeder Seite ihrer 20 Bände spürt man den Flügelschlag ihrer gemarterten Psyche, wie sie zerrissen, zerfleischt von den vier Winden der Leidenschaft, auf jeder Station ihres Golgathaganges durchs Leben gekreuzigt wird. Man lese den erschütternden, grausamen Roman „die Geschichte eines Blaustrumpfes", das hat nur eine Frau geschrieben, die den Schmerzenskelch bis an die Neige geleert hat, ein Weib, das geweint und gelitten und auf ein besseres Dasein hoffte, das vielleicht überhaupt unerreichbar für Sterbliche ist, ganz gewiß aber einer Natur wie der ihren niemals beschieden sein konnte. Tiefinnerstes Leid ist der Quell, aus dem die idealen Blüten von Georges de Peyrebrune's Träumen sprießen. Die Hoffnung auf eigenes Glück hienieden ist bei der noch jungen Frau auf immerdar versiegt, aber den Glauben an die Menschheit hat ihr dessenungeachtet nichts zu rauben vermocht. Das ist das verklärende, versöhnende Moment in ihren düstern Schilderungen. Sie ahnt wohl selbst, daß die Tragödie ihres Lebens in dem einen Wort gipfelt „zu früh". Daß sie auch in ihren Schriften stets und immer nur als Weib fühlt, wird ihr kein billig denkender Mensch verübeln. Als ihr Meisterwerk gilt „Victoire la rouge", eine Bauerngeschichte, sehr bedeutend sind noch die bereits erwähnte Geschichte eines Blaustrumpfes und „la Margotte", das ihrem Meister Armand Sylvestre zugeeignet ist.

Manoël de Grandfort ist, wie sie sich selbst ausdrückt, die Stammmutter eines Geschlechts von Blaustrümpfen. Sie ist nämlich die Mutter der berühmten französischen Schriftstellerin Jeanne Marny und die Großmutter der Redactrice en chef des Pariser radicalen Frauenblattes „La Fronde" Madame „Emmy Fournier". Ein zeitgenössischer, französischer Kritiker bezeichnete Mutter und Tochter liebenswürdig als „Dumas père et Dumas fils". Manoel de Grandfort ist, obgleich um ein wenig älter an Jahren, dennoch als eine Contemporaine der zweiten Georges zu betrachten. Im Uebrigen scheinen doch die zwei hochbegabten Frauen von verschiedenen Sternen zu entsprossen. Alles an Georges de Peyrebrune ist zuckender, vibrirender Nerv. Bei Manoël de Grandfort ist alles vornehme, ausgeglichene Ruhe. Nicht angelernte, äußere, sondern tief innerlich empfundene, errungene Ruhe. Sie giebt das Beste von sich in ihren Werken, sich selbst nie. Man gedenkt unwillkürlich der Memoiren von Malwida von Meysenbug und „des Lebendsabends einer Idealistin", wenn man „confessions feminines" und „comme on s'aime, quand on ne s'aime plus", liest. Es ist etwas Verwandtes zwischen den zwei Frauen, trotz der Verschiedenheit, der Race und des Milieus, in dem sie aufgewachsen sind. Manoel de Grandfort besitzt die milde ausgleichende Frauennatur der deutschen Schwester. Keine scharfen Ecken und Kanten in ihrer Persönlichkeit, keine ätzende, beißende Schärfe, keine Härte in ihrer Muse. Ein warmes, fühlendes Herz schlägt in ihrer Brust für die leidende Menschheit. Der altruistische Zug der Epoche, in der sie lebt, hat sich bei ihr in mildes Verzeihen ausgelöst. Wie die Meysenbug, so findet sie für Alle und Alles ein Wort der Entschuldigung. Weil man den Duft der Centifolie einatmet, so bedeutet dies noch lange nicht, daß unseren Nasenlöchern die Empfindlichkeit für das Parfüm abgehe, das Düngerhaufen verbreiten. Manoel de Grandfort weicht ihm nur sorgfältig aus, riechen vermag auch sie ihn. Sie fühlt genau, daß ihren feinen aristokratischen Händen die Kraft mangeln würde, der befleckten Wäsche ihre Reinheit wiederzu-

geben, darum unterläßt sie lieber den Waschversuch ganz. Sich selbst beschmutzen und dabei andern doch nicht zu helfen vermögen, wozu? Gleichgiltigkeit, diese häßlichste Form der Selbstliebe, ist nicht die Triebfeder dieser Empfindung, sondern Bescheidenheit. Wenn der Thon nicht von den Meisterfingern eines Angelo geformt wird, dann bleibt er nicht allein Lehm, sondern verwandelt sich in Schmutz. In Manoel de Grandfort's Selbstschätzung haben sich augenscheinlich die zwei unheilvollen Silben „über" nicht eingeschlichen. Sie hat frühzeitig die Weisheit des alten Bibelspruches von den Berufenen und den Erwählten beherzigt. Sie wußte, daß sie eine Berufene sei, würde sie auch eine Auserwählte werden? —

Können sich unsere Blicke nicht auch zeitweilig ausruhen auf den sonnenbeschienenen Fluren, müssen sie sich nur immer verirren, wo die Nacht ihre Schatten verbreitet? Auch Manoel de Grandfort hegt wie ihre Zeitgenossen den Wunsch, die Welt schöner und besser zu verlassen, als sie sie betreten, nur bestreitet sie die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges der Vielzuvielen. Noch kaum 17 Jahre alt stand sie bereits auf eigenen Füßen und ist seither ihren Grundsätzen der Unabhängigkeit treu geblieben. Nichtsdestoweniger verwahrt sie sich aber entschieden dagegen, eine Frauenrechtlerin genannt zu werden. „Stark sein im Handeln nicht im Reden", ist Manoel de Grandforts Devise. Acta non verba. Man frommt der Menschheit mehr, indem man ihr die Bekanntschaft mit dem Schönen vermittelt, als wenn man ihr nutzlos Einblick gewährt in Abgründe, die auszufüllen oder zu überbrücken weder in der Macht liegt, noch die Aufgabe der Frau darstellt. Ihre Mission ist vielmehr die Seelen aufzurichten, zu erheben, nicht sie durch wüstes Lärmen noch tiefer hinabzuziehen, in den Staub. Dabei verdient Manoel de Grandfort keineswegs den Vorwurf der Oberflächlichkeit, aber ihr Spott ist ohne Bitterkeit und sie pflegt die Lebensweisheit, zu der sie sich aus sich selbst durchgerungen hat, nicht zum Vorteil des Lesers bei jeder Zeile mit doppelter Kreide zu unterstreichen. Manoel de Grandfort gehört der Generation von Frauen an, deren allmähliches Aussterben im Leben und in der Kunst man nicht tief genug beklagen kann. Eines warmen echten Gefühls ohne Ueberschwänglichkeit fähig, ernst ohne die Traurigkeit als Weltschmerz zu posiren, ehrlich ohne Brutalität, graziös ohne Frivolität, stets das rechte Wort am rechten Ort findend, bedeuten sie in der That die bessere Hälfte der Menschheit. In ihrer liebenswürdigen Form erinnern Manoel de Grandforts zahlreiche Romane und Novellen ins Weibliche übertragen an die entzückenden belletristischen Bilder von Leon de Tinseau. Wie er, so ist auch sie eine leidenschaftliche Naturfreundin, eine Träumerin und tief innerlich gläubig. Manoel de Grandfort wurde aus Anerkennung ihrer Verdienste zum „officier de l'instruction publique" ernannt. Sie ist Mitarbeiterin der vie parisienne und des Gil Blas unter dem Pseudonym Ryno und schreibt ferner für andere große Pariser Tagesblätter. Ihr Roman Ryno ist couronné.

Jeanne Marny, mit ihrem rechten Namen Jeanne Marie Francoise Marnière, die Tochter der Letzteren, ist mit Isabella Bogelot und Mademoiselle de Grandpré, eine der Mitbegründerinnen des œuvre des libérées de St. Lazare. Es wird wahrscheinlich so Manchen unter meinen Lesern befremdlich dünken, daß ich als Einführung der Persönlichkeit einer Schriftstellerin die Thatsache anführe, daß sich jene an der Gründung einer Wohlthätigkeitsanstalt beteiligt habe. Ich möchte darauf erwidern, daß mein Wunsch vor Allem dahin ging, die sechs Frauen, die es mir gegönnt ist, meinen Lesern vorzustellen, zunächst als Zeiterscheinungen festzuhalten. Dazu ist in erster Reihe die genaue Kenntnis ihrer Weibespsyche erforderlich. Ich möchte nicht, daß es mir ergehe, wie Frau Edgren, Herzogin von Cajanello, von der Laura Marholm in ihrem Buch der

Frauen behauptete, daß in der Biographie ihrer Freundin Sonja Kowalewska zwar alle hervorragenden Momente des äußeren Schicksales der berühmten Gelehrten gewissenhaft verzeichnet und geordnet erschienen, was sie aber nicht darin eingefangen habe, das sei nur die Kleinigkeit, nämlich Sonja Kowalewska selbst. Georg Brandes hat verflossenen Herbst einen Aufsatz, der die Künstlerin Jeanne Marny nach ihrem Wert schätzt veröffentlicht. Er sagt darin wörtlich: „ihre Schreibweise und Stoffwahl ist augenscheinlich eine Zeit lang durch die Organe bestimmt worden, für die sie schrieb. So beispielsweise durch die Notwendigkeit für die sehr weltliche „vie parisienne“ einzelne Serien passend zu machen. Und man hat so glauben können, ihr Gebiet sei das recht enge, das die Pariser demimonde in ihren verschiedenen Verhältnissen umfaßt.“ Meiner Meinung nach ist es Georg Brandes mit Jeanne Marny beinahe so ergangen, wie Frau Edgren mit der unglücklichen Mathematikerin. Allerdings ist Georges Brandes ein Mann und die Thatsache des verschiedenen Geschlechtes allein zwischen ihm und ihr erschwerte es ihm bereits bei Jeanne Marny tiefer einzudringen in das, was auch beim schaffenden Weib das Fatum konstituirt. Und dann war zur Zeit des Erscheinens des Aufsatzes das letzte und beste Werk aus der Feder der Marny „celles qu'on ignore“ noch nicht veröffentlicht. Nur die Mitbegründerin des „œuvre“ konnte die „Unbekannten“ schreiben. Jeanne Marny ist die unpersönlichste unter den französischen Schriftstellerinnen der Gegenwart. Es giebt unter hundert Scenen, die sie uns vorführt, kaum eine, worin man sie selbst mitreden hört. Auch die Serie „celles qu'on ignore“ macht hiervon keine Ausnahme und doch ist die Marny mit ihrem ganzen Wesen in diesem Buche enthalten. Bereits in ihren früheren Bändchen „comme elles se donent“, „comme elles nous lachent“, „les enfants qu'elles ont“ und „en fiacre“ bricht ab und zu ein Ton der Milde und des Mitleids hindurch, mit den Schwachen und Kleinen, ein Ton aufrichtigen Mitgefühls mit den Armen und Verlassenen und der jetzt so seltenen demütigen und darum so rührenden Weibeserotik. Aber es ist nur ein Ton. Im Allgemeinen sind diese Serien kleiner belletristischer Gemälde nichts anderes, wie wohlgelungene Porträts mehr oder minder leichtfertiger Damen. Dialoge die auf eine komische oder satyrische Spitze hinauslaufen. Sie offenbart in ihnen rückhaltslos alle Schattenseiten, die in dem Verhältnis von den Frauen zu den Männern zutage treten. Denn auch die Frau der sogenannten guten Gesellschaft, ja selbst das junge Mädchen der höheren Stände, kommen in „en fiacre“ und „les enfants qu'elles ont“ nicht gut weg, und erhalten gelegentlich tüchtige Hiebe von der Geißel ihrer Satyre. Daß auch den Männern ihr ganzes Sündenregister vorgehalten wird, ist selbstverständlich. Das geht nun einmal in einer naturgetreuen Schilderung der Pariser Sittenzustände nicht anders. Im Großen und Ganzen bildet aber in ihren ersten Werken das schöne Geschlecht die Zielscheibe des Spottes und des stellenweise blutigen Hohnes. Von all dem finden wir keine auch nur flüchtige Spur in ihrer letzten Skizzenserie. Wäre nicht dieselbe äußere Form der Technik und der bereits erwähnte Ton der Milde und des Mitleids, der ab und zu auch aus „en fiacre“ und „les enfants qu'elles ont“ herausklingt, man wäre beinahe versucht, die Thatsache der gemeinsamen Autorschaft von diesen Bändchen und der „Unbekannten“ in Zweifel zu ziehen. „Celles qu'on ignore“ enthalten in keiner Szene auch nur ein einziges Körnchen Salz. Die, von denen man nicht spricht, sind die unbekannten Heldinnen, die den schwersten Kampf mit sich selbst stillschweigend gerungen haben und als Siegerinnen daraus hervorgegangen sind. Und es giebt deren mehr als man ahnt. Aber sie sind in einem einzigen Lager zu finden. „Celles qu' on ignore“ sind das Werk der Frauenrechtlerin Marny.

Jede einzelne der Gestalten, die sie uns in dieser Sammlung vorführt, scheint uns zu sagen: „Hut ab vor dem Geschlecht, das solches zu vollbringen im Stande ist“; denn wenn die Marny in ihren ersten Werken mit ihren Hieben nicht kargte, so geizt sie jetzt noch viel weniger mit ihrem Preis. „Celles qu'on ignore“ sind von Anfang bis zu Ende ein großer Lobgesang auf die Frau als Geschlecht. Wie z. B. in en fiacre das einzige Bindeglied zwischen den einzelnen Scenen die Thatsache ist, daß der Schauplatz der verschiedenen Begebenheiten immer das Innere eines Wagens ist, so verbindet die Heldinnen von Celles qu'on ignore kein anderes Band, als daß sie alle ohne Ausnahme Frauen und Dulderinnen sind. Auch sie entstammen den verschiedensten Gesellschaftsschichten. Das stumme weibliche Heldentum ist durchaus nicht auf eine bestimmte Klasse beschränkt. Wenn man sich der Mühe unterziehen will, nach ihm zu forschen, findet man es überall. In dem vornehmen Palais der champs élysées so gut wie in der 5. Stock-Mansarde der banlieue. Und beide sind gleich vortrefflich gezeichnet in wenigen Strichen, die altadelige Marquise und die Arbeiterin im Accordverdienst, die betrogene in allen ihren Weibinstinkten unheilbar getroffene Gattin und das verlassene Mädchen, die niemals Frau war und doch Mutter ist. Keine in den leidenschaftlichsten Ausdrücken abgefaßte Verteidigung der Rechte der Frau spricht eine so beredte Sprache zu Gunsten der unterdrückten Hälfte der Menschheit wie „Celles qu'on ignore“. Es sind Scenen in diesem Buch enthalten, die kaum drei Spalten umfassen, und dennoch feuchten sich unsere Augen. Gleich die erste. Zwei Frauen stehen in einer Allee des Père Lachaise, vor einem herrlichen Grabdenkmal. Die ältere legt mit zitternden Fingern einen Kranz auf das Mausoleum, die Jüngere entdeckt einen weiblichen Namen neben dem des Gatten ihrer Freundin auf dem Stein. „Ich weiß, es wäre sein letzter Wunsch gewesen, hätte er ihn aussprechen dürfen, mit ihr vereint im Tode zu ruhen, die im Leben sein vor aller Welt zu nennen ihm nicht vergönnt war“ ist die Antwort auf die stumme Frage. Giebt es etwas Rührenderes, wie die Gestalt dieser Frau, die nicht allein das Unvergeßbare verzeiht, sondern auch noch die Sorge für das Glück des Geliebten bis über das Grab hinaus ausdehnt? Oder diese andere, die als sie endeckt, daß die Erzieherin ihrer Kinder das Haus aus Ursachen verlassen müsse, denen ihr Gatte nicht fremd ist, der Unglücklichen, Verlassenen mütterlich beisteht in ihrer schweren Stunde. Was ist wohl Napoleons ganzer Schlachtenlorbeer im Vergleich zu solch' einem über sich selbst erfochtenen Sieg? Celles qu'on ignore gehört zu dem Besten, das überhaupt jemals von Frauenhand geschrieben wurde. Frau Marny hat sich darin selbst übertroffen. Jedes Gespräch offenbart neue Seiten ihres reichen Talentes. Jede Scene ist eine stumme und doch so beredte Thräne aus gequältem Weibesherzen. Wer „Celles qu'on ignore“ schreiben konnte, dessen Schreibweise und Stoffwahl ist nicht einen Augenblick durch Rücksichten persönlicher Natur bestimmt worden. Frau Marny hat sich die Vorbilder zu den Gestalten ihrer Einbildungskraft nicht aus Pikanteriegründen aus der Welt geholt, die Dumas fils bretterfähig machte. Was sie nach ihnen greifen hieß, ist derselbe intensiv weibliche Instinkt, der sie dazu trieb, sich an der Gründung des œuvre des libérées zu beteiligen: Das intuitive Bewußtsein, daß in dieser Schicht ihrer Schwestern, ob hoch oder niedrig, die Quelle der Thränen zu suchen sei, die durch sie und mit ihnen das ganze Geschlecht weint. Jeanne Marny weist in ihrem Empfindungsleben viele verwandte Züge mit der Mutter auf, so in der instinktiven Scheu allzuviel von sich selbst Preis zu geben, ihrer stummen Ergebung in das unvermeidliche Weibesschicksal, ihrem Abscheu gegen alles Unwahre, Unechte. Beide

Frauen sind erklärte Feinde der Heuchelei und der falschen Prüderie, beide hassen sie die hohle Phrase. Daß Jeanne Marny einer jüngeren Generation von Frauen angehöre, wie Manoël de Grandfort, erkennt man sofort an ihrem Bestreben auch an den Abgründen des Lebens nicht vorüberzugehen ohne den Blick in die Tiefen zu senden. Manoël de Grandfort wendet ihn ab, nicht weil sie des Sehlichtes beraubt ist, sondern weil sie nicht zu schauen begehrt, was es doch nicht in ihrer Macht liegt zu ändern. Jeanne Marny wünscht auch die Blindheit dort nicht, wo sie im Voraus weiß, daß sie nicht werde rettend eingreifen können. Rächerin durch Worte ist aber auch sie noch nicht. Auch jede moralisirende Neigung fehlt ihr. Sie begnügt sich alles unterschiedslos wiederzugeben, was sie sieht, Gutes und Böses, Häßliches und Schönes, ohne die Mittel anzugeben durch die eine Besserung des Bösen und Häßlichen erzielt werden könnte. Jeanne Marny ist augenblicklich die künstlerisch begabteste, unter den Schriftstellerinnen ihrer Heimat. Ihr Genre ist dasjenige das die Gyp und Lavedan zu seinen bekanntesten Vertretern zählt, und in dem ihr die Palme gebührt: der dramatisirte Dialog. Von literarisch gewöhnlich gut unterrichteter Seite wurde behauptet, Frau Marny sei die Heldin des „Les amants“ von Maurice Donnay. Es entzieht sich selbstredend meiner Beurteilung, ob Frau Fama die Wahrheit spricht, wenn sie Madame Marny als die einstige Egeria des jungen französischen Dramatikers bezeichnet. Aber die kurze tragische Liebesgeschichte der Verliebten stimmt seltsam mit dem Bild überein, das wir von Frau Marny aus so manchem der Aussprüche ihrer weiblichen Gestalten gewinnen. Die Heldin des „Les amants“ verzichtet auf den Geliebten, da sie zum Stein des Anstoßes auf seiner Bahn nach aufwärts wird. Marie Anne in dem Dialog par amour, in comme elles se donnent meint: „je suis la femme des heures de lutte et de souffrance — — — — Maintenant il est heureux, il n'a plus besoin de moi.“ Ich glaube kaum fehlzugehen, wenn mich dünkt, es wehe ein Hauch verwandten Geistes durch die Seele beider Frauen.

Ich glaube Daniel Lesueur das höchste Lob zu zollen wenn ich sie mit unserer Ebner vergleiche. Allerdings einer später geborenen, bürgerlichen Ebner. Wie die Verfasserin des Gemeindekindes, so ist auch die französische romanciere vor allem und vornehmlich eine Dichternatur. Nebenbei incarnirt sie aber auch gleich ihrer österreichischen Berufsgenossin den Typus des zum Menschenbewußtsein erwachten Weibes. Beide gehören zu den seltenen Frauen deren Macht über die Gemüter unbestritten ist. Wie bei der österreichischen Schwester so schweigt auch in Daniel Lesueur's reiner Nähe Mißgunst und Eifersucht. Wen ein Strahl ihres dunkelblauen träumerischen und dabei so ehrlich kerzengrade in die Welt blickenden Auges trifft, ist ihrer für Lebenszeit, bezwungen durch die Allmacht der Ehrlichkeit und Ueberzeugungstreue, die ihr ganzes Wesen verklärt und durchwärmt, gleichviel ob er ihrer Weltanschauung huldige oder nicht. Daniel Lesueurs beispiellose Beliebtheit unter ihren männlichen und weiblichen Berufsgenossen beruht eben so sehr auf dem unwiderstehlichen Zauber ihres Wesens, wie der seltenen Anmut und Grazie ihres Talentes. Dabei birgt sich aber unter dieser Anmut ein sittlicher Ernst, eine Kraft und Strebsamkeit, die auch unter Männern ihresgleichen sucht und durch 20 in 15 Jahren veröffentlichte Bände hinlänglich erhärtet ist, durch Romane und Verse, die ausnahmslos erfüllt sind von allen den großen philosophischen und socialen Problemen die die Gemüter der Menschheit gegenwärtig bewegen. Von den 20 Bänden sind 6 preisgekrönt. Sursum corda eine Sammlung lyrischer Gedichte, errang sogar den grand prix de poesie. Daniel Lesueur hat die schriftstellerische Laufbahn nicht aus Laune ohne Zweck und Sorgen betreten, sondern auf dem mühevollen Weg der Betrachtung, des

ernsten Studiums und des eisernen Wollens. Der Anfang wurde ihr nicht leicht. Sie erblickte das Licht der Welt nicht auf der Sonnenseite des Lebens, wie die aristokratische Collegin. Die Waise eines Erfinders und Träumers, lernte sie frühzeitig den harten Kampf ums Dasein kennen. Das 17jährige Haupt der Ihren, der einzige, auf dessen Arm sich die Geschwister hätten stützen können, fiel bei Froschweiler. Die Sorge um das tägliche Brot trieb Jeanne Loiseau, — dies Daniel Lesueurs bürgerlicher Name — in den Lehrberuf. Indem sie fremde Seelen modelte, reifte die ihre. Dieser Zeit des Ringens verdankt sie zweifelsohne die Virilität ihres Talentes, ihr stählernes moralisches Rückgrat. Was Marie Ebner aus Beobachtungen und Betrachtungen schöpfte, das hat Daniel Lesueur an sich selbst erfahren. Der österreichischen Dichterin mangelte es sicher nicht an richtigem Verständnis für die Leiden der Armen und Schwachen, sie verleugnet auch niemals die überzeugte Moralistin, aber noch viel weniger die gebürtige Patricierin, die Tochter der geschützten Stände. In Daniel Lesueurs Werken fühlt man, daß das Schicksal ihrer Verfasserin die Hiebe nicht erspart habe. Sie ist nicht abseits gestanden, während die Kugeln neben ihr Löcher rissen. So bildete sich allgemach die Kämpfernatur in ihr aus. Charakteristisch für die Frau Daniel Lesueur ist auch der Bericht im bulletin du congrès international du commerce et de l'industrie: „Die weibliche Evolution in der gegenwärtigen Gesellschaft und ihre wirtschaftlichen Ursachen," der mit ihrem Namen gezeichnet ist. Wenige Männer hätten einen sachlicheren, im Tone ruhiger gehaltenen, zustande gebracht. Und dieser Bericht hat zur Verfasserin die Dichterin von Träume, Sursumcorda und die Uebersetzerin der Werke Lord Byrons in gebundener Sprache! Ungeachtet ihrer Tendenz zum Kämpentum wo es den wirklichen Fortschritt gilt, ist Daniel Lesueur doch eine eminent weibliche Natur. Es fehlt ihr der goldene Humor unserer Ebner, dafür ist sie aber um eine Schattirung erotischer veranlagt, wie die keusche deutsche Schwester. Auch hierin spürt man den heißeren Atem der Zeit. Ob sich Daniel Lesueur in dasselbe Milieu und dieselbe Zeitepoche wie Marie Ebner versetzt, in derselben Bahn und Richtung wie diese entwickelt hätte, ist natürlich schwer zu entscheiden. Die Ideale, die beiden Frauen vorschweben, sind die nämlichen. Aber bei den verschiedenen Umständen ihrer Geburts- und Lebenszufälle mußten beide verschiedene Mittel ergreifen sie zu verwirklichen. Marie Ebner ist unter dem Schatten des Doppeladlers geboren. Ueber Daniel Lesueur's Wiege flatterte die Tricolore. Was bei jener durch warme Menschenliebe, freie Wahl bestimmt wurde, das geschah bei dieser unter dem eisernen Zwang der Verhältnisse. Beiden Frauen schwillt nur ein Gedanke die Brust, das Weib als ebenbürtige Gefährtin des Mannes zu sehen. Aber zwischen Marie Ebner's erstem Auftreten und Daniel Lesueur's liegt die allgemeine Erhebung der Frau. Nora und Frau Alwing sind über die Bretter gegangen. Das moderne Weib hat die Resignation aus seinem Lexicon gestrichen. Es siegt oder es fällt. Daniel Lesueur ist Kraft ihres inneren Ebenmaßes von der Art der Victrix. Vieles ist wandelbedürftig, ja, aber mit Geduld und Ausdauer auch besserungsfähig. Nur auf den Willen allein dazu kommt es an. Die Zeit des Träumens ist vorüber, der bewußten That gehört die Zukunft!! Marie Ebner begnügt sich unterschiedslos die Einkehr in sich selbst zu predigen. Daniel Lesueur benutzt die Mußestunden, die ihr der Dienst Apoll's gewährt, zur Abfassung von Berichten über die schlechte wirtschaftliche Lage der Frau! Ein Stück Kulturgeschichte der letzten 25 Jahre steckt in dieser so verschiedenen weiblichen Lebensauffassung!

Ein altes Wahrwort behauptet, man spare sich stets das beste zum Schluß auf. Camille Pert ist nicht die bedeutendste der Frauen, deren inneres Schicksal

ich hier entworfen habe, wohl aber die jüngste und eigenartigste. Ihre Studien sind von einem Teil der Presse mit dem Ausdruck „Pornographisch“ gebrandmarkt worden. Dem entgegen kennzeichnet Camille Pert's künstlerische Bedeutung am Besten die Thatsache, daß Francisque Sarcey ihr in der These gewagtestes Buch: le frère mit einer Vorrede versah. Francisque Sarcey's Wort gelegentlich der Ablehnung eines in Ton und Inhalt gleich leichtfertigen Dramas von Seiten des französischen Publikums kurz vor seinem Tod ist bekannt! Gottlob der Schmutz auf der Bühne zieht nicht mehr. Francisque Sarcey, dieser vorsichtigste unter den zeitgenössischen französischen Kritikern hätte sich niemals dazu verstanden, ein Werk durch ein Vorwort aus seiner Feder auszuzeichnen, dessen Vorzüge lediglich in einem Abweichen von den herkömmlichen Moralanschauungen gipfeln. Nur den wenigsten unter ihren engeren Berufsgenossen ist es bekannt, daß sich unter dem Pseudonym Camille Pert eine Frau birgt. Diejenigen, denen diese Thatsache kein Geheimnis ist, sprechen von ihr als dem weiblichen Zola. Beides ist meiner Meinung nach irrig. Das erste Werk Camille Pert's das mir ein Zufall in die Hände spielte war „la camarade“. Nach der Lektüre der ersten drei Kapitel stand es in mir fest: Das kann nur eine Frau geschrieben haben. Alles was ich später aus ihrer Feder las, „leur-égale“, „les florifères“, „le frère“ verstärkte nur diesen ersten Eindruck. Und mein Gefühl hatte mich auch nicht getäuscht. Camille Pert ist ebensowenig ein Mann, wie ihr der Titel des weiblichen Zola gebührt. Camille Pert verfügt über eine geradezu virtuose Technik, in der Wiedergabe charakteristischer Details, einen untrüglichen Scharfblick in dem Erfassen von Stimmungen, eine Unerschrockenheit und eine von jeder Schönfärberei freie Wahrheitsliebe, die sie zur Milieuschilderin par excellence bestimmen. Ich kenne unter allen zeitgenössischen Schriftstellerinnen eine einzige, die ich ihr als Realistin würdig an die Seite zu stellen vermöchte: Das ist Amalie Skram, die Bergenserin. Sogar Helene Böhlau, Gabriele Reuter, die Britin Sara Grand und die Italienerin Neera, denen man doch wahrhaftig nicht Zaghaftigkeit und Halbheit vorwerfen kann, erscheinen unsicher mit dem Vorurteil der Welt pactirend, mit ihrem Geschlecht Kompromisse schließend, neben der großartigen atemraubenden Offenheit und Rücksichtslosigkeit der französischen Kollegin. Damit sind aber die Beziehungen zwischen ihr und dem Träger des modernen Naturalismus erschöpft. Was sie scheidet ist keineswegs das Geschlecht allein. Wer Camille Pert den weiblichen Zola nennt, der hat die ganze Serie der Rougon Macquards, die überwältigende Dreistädtetrilogie wie „le frère“, „leur égale“ und „florifères“ nur als Einzelwerke eines schöpferischen Genies gelesen, das Wesen des Genies selbst ist ihm jedoch fremd geblieben. Zola der Realist der hinuntersteigt in die tiefsten Abgründe menschlicher Verworfenheit, in alle lichtscheuen Tiefen unseres sozialen und wirtschaftlichen Organismus, ist auch zugleich der unerschütterlichste Optimist. Wie das Kind an der Mutterbrust, das Sinnbild des sich stetig erneuernden gebärenden Lebens, der versöhnende Akkord ist, in dem die grandiose Symphonie des Wahrheitsapostel unserer Tage ausklingt, so sind auch alle seine Werke durchtränkt, beseelt von einem nimmer wankenden Idealismus. Was Camille Pert verkündet ist la débacle du mariage, nicht als religiöser und staatlicher Einrichtung, sondern la débacle des geregelten Verhältnisses überhaupt zwischen den Geschlechtern. Camille Pert zeichnet sich durch eine für eine schreibende Frau seltene Unbefangenheit in der Menschenbeurteilung aus. Sie ist unerbittlich für den Mann, aber sie beschönigt auch keine der Schwächen des Geschlechtes, dem sie angehört. Die Gilde der Frauenrechtlerinnen hat sie nach dem Erscheinen von la camarade und leur égale für sich als Mitstreiterin

in Anspruch genommen. Jedoch unberechtigter Weise. Therese Bolsenn, die in sich gefestigte Heldin von leur égale überragt zweifelsohne, in jeder Beziehung thurmhoch ihren schwachen, leicht lenkbaren, dem guten wie dem bösen Einfluß gleich zugänglichen Partner Adrien. In „camarade" ist es ebenfalls der Mann, der durch sein Beispiel und seine Erziehung die Gattin zur Verletzung ihrer Pflichten verleitet. „Georges Dandin tu l'as voulu." Ihr habt nichtsnutzige Frauen, weil ihr sie selber dazu macht und weil ihr die Euch ebenbürtigen Gefährtinnen nicht zu schätzen wißt. „Nous les femmes d'exception, d'intelligence, de droiture, d'energie, leurs égales nous ne sommes point aimées," sagt Therese zu Adrien, der sie eines kapriziösen Gänschen willen verläßt, die keine anderen Reize ihr eigen nennt, wie ein chiffonirtes Gesichtchen und die schmeichlerischen Geberden eines spielenden Kätzchens. „Tu m'as voulue, ta camarade, ta pareille, je tes qualités et tes défauts, de quoi te plains tu?" schleudert in camarade die Heldin ihrem Gatten ins Antlitz. Das ist augenscheinlich unverfälschte Frauenrechtelei. Man glaubt beinahe, Vater Ibsen im dritten Akt der Nora zu hören. Aber es ist nicht die ganze Camille Pert. Auch in dem „florifères" findet man zwar ebenfalls Anklänge an das beliebte Leitmotiv „Du bist schuld daran." Ein Teil der Blütenträgerinnen bleibt fruchtlos, dem Mann zu Gefallen, um seine Neigung auch nicht zeitweilig einzubüßen. Aber nur der geringere Teil. Die Mehrzahl der Blütenträgerinnen will es bleiben, weil das moderne Weib seine Bestimmung hinieden vergessen hat, feig geworden ist, den körperlichen wie den seelischen Schmerz scheut. Das ist das trennende Moment zwischen Camille Pert und den berufsmäßigen Frondeusen. Die Furcht vor dem Kind, das Ausschalten des Kindes, als der einzigen Berechtigung der erotischen Beziehungen der Geschlechter, das Verkennen und Vereitelnwollen der obersten Naturgesetze ist die Ursache der débacle du mariage und in diesem Punkt wiegt die Frau nicht schwerer, aber auch nicht leichter als der Mann. Sie sind einander würdig. „Die Herren der Schöpfung sind die Verbrecher, die es verabsäumten dem Weib das Verständnis für die idealen Güter der Menschheit beizubringen" beten der Ahnfrau des denkenden Weibes ihre Enkelinnen auf dem Erdenrund nach. „Er ist schlecht und Du bist schlecht und die Verhältnisse sind noch schlechter, aber er, Du, und die Verhältnisse so schlecht ihr sein mögt, ihr seid doch besserungsfähig," hofft Zola der Idealist mit der realistischen Maske. „Ihr seid schlecht, Menschen und Verhältnisse, aber Weib, Mann und Verhältnisse ihr werdet schlecht bleiben," fühlt Camille Pert, das enttäuschte Weib. Camille Pert's Geschlecht offenbart sich an drei Prüfsteinen. An ihrem Pessimismus, der bei ihr unzweideutig nicht die Frucht einer Weltanschauung, sondern nur das Ergebnis eigener trüber Lebenserfahrung ist, die auf alles in ihr und um sie herum abgefärbt hat, an der Sicherheit, mit der sie die Ehefrage als das centrale Daseinsproblem im Leben des Weibes herausgreift, und an der eigentümlichen Färbung ihrer Erotik. Der in seinen edelsten Gefühlen verletzte Mann wird wahrscheinlich auch die Ungerechtigkeit begehen für das Vergehen einer Einzelnen, das ganze Geschlecht verantwortlich zu machen. Aber das Verhältnis als Institution wird er deshalb kaum antasten, ebensowenig wie, wenn er sonst nur nicht im Schatten geboren wurde, ihm um dieser einen Gefühlsenttäuschung willen, von nun an alles andere leer und schal erscheinen wird.

Jedes Werk von Camille Pert ist ein Pamphlet gegen die Ehe und die Liebe. La camarade, leur égale, les florifères und auch le frère. Eine Verteidigung der alten Pharaonischen Ueberlieferungen ist nichts anderes, wie der Grabgesang der Familie. An dem Tag, an dem der Bruder ohne Furcht

vor weltlicher Strafe sein Auge zur Schwester erheben darf, an diesem Tag hat der staatserhaltende Gedanke aufgehört zu sein. Aber einen Ersatz für die Ehe und Liebe, die sie verdammt, findet Camille Pert doch nicht. Es sind mir zu wenig Thatsachen aus dem Leben dieser merkwürdigen Frau bekannt, als daß es mir mit Sicherheit gelingen könnte, den Zusammenhang zu bestimmen, der zwischen ihrem Schicksal und ihrer künstlerischen Thätigkeit besteht. Aber eines liest man deutlich aus allen ihren so verschiedenartigen Romanen heraus. Camille Pert hat keinen Ebenbürtigen, sondern einen Minderwertigen geliebt und attaquirt als echtes Zeitkind nicht denjenigen durch den sie gelitten, sondern die Einrichtung die sie an ihn fesselte. Camille Pert bekennt sich augenscheinlich zu den Lehren der modernen Weltanschauung, aber dessen ungeachtet ist sie Weib geblieben mit jeder Faser ihres Seins. Man eifert nur gegen das, was in unseren Augen eine Bedeutung hat. Was uns gleichgültig ist, das bekämpfen wir nicht. Den Kampf mit allen Geisteswaffen führen, führen gegen Ehe und Liebe, diesen Kampf als Lebenszweck und Inhalt zu betrachten, dessen ist nur das Weib fähig. Denn nur ihr allein bestimmen eben Liebe und Ehe Grenze und Inhalt ihres Lebens. Camille Perts fein differenzirte Frauennatur verrät sich auch in allen der Erotik gewidmeten Stellen ihrer Werke. Sie ist unstreitig die sinnlichst veranlagte aller ihrer weiblichen Berufsgenossen. Ich kenne überhaupt kein einziges Werk, das der Feder einer Evastochter entstammt, das die Sinnlichkeit so förmlich ausatmet wie „le frère“. Doch unterscheidet sich Camille Pert's Sinnlichkeit ganz merklich von der ihrer männlichen Collegen. Die Sinnlichkeit ist ihr niemals Selbstzweck, rein körperlich, wenn auch mit Blumen bekränzt. Ihre Erotik entspringt der Zärtlichkeit, sie ist beschwingt, sie streift nur die Erde, sie haftet nicht an ihr. Die Seelen möchten sich ineinander versenken, sie wollen nur die Wand durchbrechen die sie trennt. Auch in der zärtlichen Umarmung sind es immer Psyches Lippen die sich suchen. Darum wirkt auch Camille Pert niemals verletzend, wo andere abstoßen würden. In ihren gewagtesten Schilderungen zittert ein Funke des unsterblichen Feuers nach, der sie verklärt und entschuldigt. Das hat auch Francisque Sarcey empfunden, als er die Einleitung zum „frère“ schrieb. Camille Pert ist außerhalb ihres Vaterlandes wenig bekannt, wird aber in diesem den besten ihres Faches zugezählt. Sie ist nicht so productiv wie Daniel Lesueur und scheut den Tageslärm. Das ist die alleinige Ursache, daß sie sich in weiten Kreisen nicht der Beliebtheit erfreut, zu der sie ihr reiches Talent berechtigt.

Gelangen wir nun zum Facit. Von Georges de Peyrebrune bis zu Camille Pert ist der Weg weit, wenn auch vielleicht zeitlich nicht ganz so lang, als man aus der Verschiedenheit ihrer Temperamente zu schließen geneigt sein könnte. Von der unmittelbaren Jüngerin, der großen Georges, die zwar rückhaltslos ehrlich dem Leser gegenüber ist, sich aber bis zum höchsten Mut auch wahr gegen sich selbst zu sein, noch nicht durchgerungen hat, bis zum letzten Merkstein einer verendenden Epoche, die sich kaum mehr die Mühe nimmt, ihre Worte zu wählen, nur damit ja nichts ungesagt bleibe, was sie auf dem Herzen hat. Die außerordentliche Sensibilität im Reflektieren von Eindrücken, die der gallischen Rasse eigentümlich ist, zeigt sich wieder deutlich in der ungemein scharfen Differenzierung der Persönlichkeit der zeitgenössischen Schriftstellerinnen, die sie hervorgebracht hat. Es wäre nahezu unmöglich bei einem anderen Volk in einem so gedrängten Zeitraum sechs Frauen herauszugreifen, an denen sich, jede in ihrer Art, der Zusammenhang zwischen Gegenwartskultur und moderner Literatur so schlagend nachweisen ließe, wie an den sechs Frauen, von denen zu schreiben mir gegönnt war. Kein einziger Typus fehlt, wie ihn die fortschreitende und

dabei doch so verschiedenartig sich äußernde und darum auch wirkende Kultur der Gegenwart bei dem durch die besondere Beschaffenheit seiner Psyche und Physis für äußere Reize empfänglicheren Geschlecht erzeugen mußte. Marie de Bovet, die Patrizierin, deren Ekel vor dem Dekadententum sie in die Reihen derer trieb, wo Degenknauf und Achselschnüre ihr den Traum ganzer Menschen vorgaukeln, Georges de Peyrebrune, die zu früh geborene, der die Zeit das Liebeslied sang, noch ehe ihre Psyche gewähren konnte, was durch das Ohr bestochen, Kopf und Sinne stürmisch forderten. Manoël de Grandfort, die vornehme, abgeklärte, die die größere ihrem Geschlecht zugeführte Bildung gelehrt hat, daß alles verstehen, alles vergeben heißt, Jeanne Marny, die Frauenrechtlerin, deren Lebensweisheit und Werk sich in dem einen Satze Marie Ebners zusammenfassen läßt: „Schwach im Kämpfen, stark im Dulden ist Frauenart", Daniel Lesueur die Kämpferin, die Sehen und Denken gelernt und dabei doch das Fühlen nicht verlernt hat, die Dichterin, die die Wirklichkeit der Dinge erfaßt und mit ihr rechnet, das moderne Weib im besten Sinne des Wortes, das starke, tapfere Weib mit den hellen Augen und dem warmen Herzen, die Trösterin und zugleich Stützerin, der ideale Schoß der Menschheit — und endlich Camille Pert, der weibliche Anarchist, der Fangball spielt mit den Trümmern einer zerschlagenen Welt. Keine fehlt. Das ganze moderne, so reich mit Vorzügen und Schwächen ausgestattete Weib steht in sechs verschiedenen Ausgaben vor uns. Ob Frau Clio einst mit goldenem Griffel den Namen jeder einzelnen aus ihrer Mitte festhalten wird? das zu entscheiden ist nicht mir, sondern dürfte erst unseren Enkeln vorbehalten sein. Als Zeiterscheinungen sind sie sinnbildlich. Nur über die Lieblinge der Götter rauscht die Zeitenwelle ohne ihre Spuren im Weltensande für immer zu verlöschen.

Volkstum und Weltstaat.

Von A. Wirth.

Si duo faciunt idem, non est idem. Kein Mensch gleicht dem andern und keiner geht an dieselbe Handlung mit den gleichen Voraussetzungen und Absichten, mit derselben Berechtigung und derselben Aussicht auf Erfolg. Was vom Einzelnen, das gilt tausendfach stärker von einem ganzen Volke. Kein Volkstum ist ganz wie das andere, ist aus denselben Bestandteilen hervorgegangen oder hat dieselben Geschicke durchgemacht. Daher kann auch sehr wohl bei dem einen Volke schädlich wirken, was dem andern genutzt hat, kann dieselbe Empfindung, dieselbe That, hier Tugend, dort Laster sein, wie ja auch starker Wein einen schwachen Patienten rettet, aber einem vollblütigen einen Schlaganfall bringen kann.

Es wird häufig angenommen, daß bestimmte Entwickelungen sich mit derselben Regelmäßigkeit wiederholen, wie Blühen, Reifen und Verwelken. So habe die Germanenwelt denselben Werdegang vom patriarchalischen Gaukönigtum zur Olicharchie und zum Imperialismus oder von Natural- zur Geldwirtschaft, von Ackerbau zum Industriestaat durchgemacht, wie Griechenland und Rom. Der ganze Vergleich paßt schon deshalb nicht, weil der Germanenstaat aus dem Gedanken des christlichen Weltreiches hervorging, einem Gedanken, der dem klassischen Staate durchaus fehlte. Und wie in der Gesamtheit, so im Einzelnen. Nichts falscher, als Entwickelungen, die zufällig mit demselben Schlagwort bezeichnet werden, über einen Kamm zu scheeren. Man nehme die Entfaltung der konstitutionellen Monarchie in den einzelnen Ländern oder nehme den Sozialismus. Die Aufstände rassenfremder Sklaven im Altertum, der Agrarkommunismus der Germanengaue, des russischen Mir und des Chinas der Sung, die Gesellenausstände und die Jacquerie des ausgehenden Mittelalters, der Bauernkrieg und die Wiedertäufer, die Arbeiterkrawalle des 17. und 18. Jahrhunderts der doktrinäre und der revolutionäre Sozialismus, deutsche und englische Gewerkschaften — jedesmal ein ganz anderes Bild, eine völlig abweichende Sonderart. Der Sonderart des Volkes entspricht die Sonderart des Staates. Eine frühere Zeit suchte antike Ideale in die Neuzeit hineinzuzaubern oder englische Einrichtungen dem europäischen Festland einzuimpfen. Allein, wie namentlich Treitschke mit dem größten Nachdruck betont hat: „Eines schickt sich nicht für alle.“ Zieht man die Folgerung aus dieser alten Wahrheit für die gegenwärtige Weltpolitik, so gelangt man zu der Erkenntnis, daß zwar das Streben nach Weltmacht mit elementarer Wucht bei den verschiedensten Völkern auftaucht, daß aber die Anstrengung und die Art der Verwirklichung solchen Strebens, sowie die Aussichten und Möglichkeiten von Fall zu Fall verschieden sind.

Volkstum entsteht aus vier Elementen: Rasse, Kultur, Boden und geschichtlichen Thaten. Der alte Riehl sagte: aus vier S, nämlich Stamm, Sitte, Sprache und Siedlung. Die Erklärung Riehls empfiehlt sich durch ihre Faß-

lichkeit und Schlichtheit, auch ist in Siedlung der Einfluß der Heimat und der politischen Geschicke nicht übel zusammengefaßt, dagegen ist Sprache entschieden eine zu enge Bezeichnung, die anderen Kulturelementen, namentlich der Religion keinen Platz einräumt.

In der Gegenwart ist vielfach die Rasse stark in den Vordergrund geschoben worden, als die hervorragendste und ausschlaggebende Eigenschaft der Völker. Der Rassengedanke ist eine Errungenschaft des Zeitalters der Humanität. Die Epoche allumfassenden Weltbürgertums hat den Gedanken geboren, der in seiner eifersüchtigen Ausschließlichkeit am schärfsten das Weltbürgertum bekriegen sollte. So erzeugt der süße Most sich selber den Gährstoff, der seine Süßigkeit in Säure verwandelt. Der Rassengedanke ward dann von Gobineau und späteren Geschichtsschreibern aufgenommen und nicht selten überspannt und hat in dieser Ueberspannung große politische Wirkungen erzielt. Der Panslavismus entstand und ist bis zum heutigen Tage noch eine Macht; Napoleon III. schwärmte für eine Wiederbelebung des romanischen Einflusses, zu Gunsten welcher er den italienischen und mexikanischen Krieg unternahm. Diejenigen Japaner, die nach Schimonoseki ein Bündnis zwischen China und Japan empfahlen, machten geltend, daß eine unüberbrückbare Kluft gähne zwischen der Rasse der Asiaten und der Rasse der Westvölker, gegen die das Bündnis gerichtet. Vor und nach Santiago de Cuba und Faschoda riefen angelsächsische Redner, daß der Stern des Romanentums im Erbleichen, während der Stern der Germanen unaufhaltsam aufwärts steige und heller erstrahle. Auch bei uns wird in neuester Zeit der Rassengedanke mächtig. Erst vor einem Jahre erklärte der deutsche Kaiser: „Wenigstens wir Germanen müssen zusammenhalten."

Das starke Hervorheben der Rasse ist vermutlich als Rückwirkung gegen übermäßiges Betonen von Boden und Kultur aufzufassen, gegen die Lehre, daß der Einzelne nichts und die Umwelt alles. Es ist in der That keineswegs ausgemacht, daß die Insel- und Küstenwelt des Archipels die leichte Beweglichkeit der Griechen schuf oder daß die einsame Oede des Küen-lüen und Tengrinor den Tibetaner schweigsam machte. Vielleicht ist es richtiger zu sagen: Der rastlose, veränderungssüchtige Hellene suchte Inseln und Meere auf, die ihm beständige Abwechselung gewährleisteten, der schwermütige Tibetaner ließ sich in Wüsten nieder, die seiner Eigenart entsprachen. Warum haben die Briten nur die australischen Küstenlande und davon nur den Süden besetzt, warum zog sich der Bur nicht nach den feuchten, waldreichen Triften von Transkai und Pondoland, sondern nach den trockenen Hochländern des Innern, wo die Sulu und Matabele ihnen weit größere Hindernisse in den Weg legten, als die schwachen Kosastämme der Südostküste? Ebenso das Verhältnis von Kultur und Rasse. Es hat die Kultur unserer linksvogesischen Nachbarn zehnmal gewechselt, von den Druiden zur Verehrung des Divus Augustus, von römischer Bureaukratie zum germanischen Feudalismus, hierauf Christentum, Renaissance, Glanzzeit unter Ludwig XIV., Aufklärung und Revolution, napoleonischer Imperialismus und Volksstaat, und unter all diesen unaufhörlichen Vermummungen dasselbe alte, gallische Gesicht, das alte Ideal des argute loqui et gloria belli, so der grimme Kritiker Kato den Kelten zuschrieb, der esprit und die gloire von heute. Es war mithin durchaus nicht unberechtigt, einer Ueberspannnng von Boden und Kultur dem Rassebegriff in schneidender Schärfe entgegenzustellen.

Allein die Rasse ist nicht das ganze Volkstum. Zunächst: Es giebt kein Volk auf Erden, dessen Rasse ungemischt wäre. Die Chinesen haben tungusisches, türkisches, mongolisches, tibetanisches, Miaotse-, indisches, arabisches, jüdisches, persisches und jedenfalls auch malayisches Blut aufgenomnen. Die Engländer sind aus vorarischen, namentlich irischen, ferner keltischen, sächsischen, dänischen

und französisch-normännischen Bestandteilen gemischt. In den Adern der Tschechen fließt slavisches, avarisches und deutsches Blut. Zum Judentum sind arabische, abessinische, marokkanische und khazarische Stämme, sowie Völkerschaften des Kaukasus übergegangen. Sämtliche amerikanischen Volkstümer sind aus fünf bis sechs Rassen entstanden. Wir Deutsche gingen aus mehreren, nicht eingereihten Urrassen (Alpenstämme und Ligurern), sodann Kelten, Romanen, Germanen und Slaven hervor, welch' letztere ihrerseits von finnischen und atarischen Elementen durchsetzt sind. Noch jetzt ist ein keltisch-romanisch gefärbter Südosten, ein germanischer Nordwesten und ein slavisch beeinflußter Osten zu unterscheiden. Doch haben sich die Linien stark verwischt, da Niederländer und Thüringer nach den Ostseeprovinzen zogen, schwäbische Bauern, Salzburger und Hugenotten sich in Preußen ansiedelten, Italiener seit 1700 nach Süddeutschland strömen und sonst, namentlich seit dem dreißigjährigen Kriege die deutschen Stämme durcheinander gewürfelt wurden. Auch haben sich britische Familien in ziemlicher Zahl bei uns niedergelassen, ihre Nationalität verlierend, wie unsere Ramsay, Carroll, Evans, Teacher, O'swald, Chamberlain, Butler, Drews, Morgan beweisen.

Erscheint das Rassenprinzip schon dadurch abgeschwächt, daß keine Rasse mehr ganz rein anzutreffen ist, daß jedes Volk aus mehreren Rassen besteht, so ist weiterhin der Einfluß der Kultur auf die Bildung des Volkstums zwar nicht als maßgebend anzusehen, aber immerhin zu berücksichtigen. Dabei war besonders die Religion von Bedeutung. Je nachdem die Mongolen sich dem Buddhismus oder wie die Kaschgarier dem Islam zugewendet haben, schlugen sie verschiedene Bahnen ein. Die mohamedanischen Türken und Turkmanen scheiden sich scharf von den teils buddhistischen Kirgisen und den halb heidnischen, halb griechisch-rechtgläubigen Jakuten, die beide ebenfalls zur Türkrasse gehören. Die römische Kirche hat die Polen von den Russen gerissen und hat die Slaven der Donauländer und des Balkans unheilbar entzweit. Infolge ihrer Bekehrung zur Lehre Roms ward Polen in die Gesammtbewegung der westeuropäischen Kultur geworfen, während die Russen sich dauernd byzantinischen Idealen zuneigten. Man muß jedoch im Auge behalten, daß die Kultur, daß selbst die Religion nicht Alles vermag. Obwohl die amerikanischen Neger Christen sind, obwohl sie für ihre Muttersprachen Englisch und Spanisch eingetauscht haben, bleiben sie doch immer Fremdkörper in den Staaten der Weißen. Obwohl die Japaner Religionen und Schrift und Wissenschaft und Kunst und die höhere Sitte von den Chinesen übernommen haben, waren sie doch stets ein von China scharf getrenntes Volk. Nicht minder die durch kein Meer geschiedenen Koreaner. Andererseits aber vermag der religiöse Gegensatz die katholischen Deutschen und Yankees nicht wurzelhaft von den protestantischen wegzurücken, noch steht er den Sympathien der Tschechen mit den glaubensfremden Russen im Wege. Rasse, Kultur und Staatsgemeinschaft sind nach Wilamowitz „Kreise, die sich zum Wohle der Menschheit beständig schneiden."

Am wichtigsten ist, nicht für den Staat und nicht für die Religion, aber für das Volkstum die Sprache. Alle diejenigen, die durch gemeinsame Laute sich verständigen können, sie gehören zu einem gemeinsamen Volkstum. Nimmt man diese Definitive zur Grundlage, so kommt man zu der Entdeckung, daß fast alle gegenwärtigen Volkstümer ungefähr zur selben Zeit entstanden sind, nämlich im 14. Jahrhundert. Nur einige wenige ältere Volkstümer, wie das chinesische, dessen Sprache etwa aus dem 9. Jahrh. n. Chr. datirt, das persische, das mit Firdusi eine neue Entwickelung beginnt, und das jüdische ragen wie ungeheuere erratische Blöcke in die Neuzeit hinein. In Indien dagegen hat das Pali erst im späteren Mittelalter aufgehört eine gesprochene Sprache zu sein, es

wird vom Kanari, vom Tamil, vom Bengali, von den Mundarten des Pendschab ersetzt, lauter Sprachen, deren frühste Litteraturdenkmäler aus dem 14. Jahrhundert oder dessen zeitlicher Nachbarschaft stammen. Von der großen Türkrasse lösen sich die Jakuten nach dem Mongolensturm und die Osmanen seit rund 1360 los. Die Mongolen trennen sich in Kalmücken, Burjaten, Khalka u. s. w. Im Süden erscheinen damals die Fulbe, die Galla und die arabisirten Obernilstämme. Vielleicht beginnt zur gleichen Zeit der Zerfall des mohamedanischen Nordafrika in die einzelnen Volkstümer und Volksdialekte, wie sie noch heutigen Tages bestehen. Der Sieg von Rio Salado 1340 über die Mauren begründet das neue Spanien. Ramon Muntaner († 1330) schreibt seine katalanische Chronik gleichzeitig mit den Anfängen der kastilianischen. Kurz vor dem Anfang des 14. Jahrh. vereinigt sich die langue d'oc mit der langue d'oil und am Ende des gedachten Jahrhunderts verfaßt Froissart seine Geschichte. Als Eduard III. sich den Titel eines Königs von Frankreich beilegte, da setzte das Parlament durch, daß die Unterthanen des Königs in England ihm nur als englischem Könige Gehorsam schuldeten. Das war 1340. Im selben Jahre ward Chaucer geboren. Und 1362 ward Englisch als Gerichtssprache festgesetzt, während Französisch sich als Hofsprache noch lange hielt. Die Erklärung der deutschen Kurfürsten zu Rhense, die Absage gegen den Papst, bedeutet zugleich eine Abwendung von der römischen Kultur. Ein Menschenalter darauf wird durch den Einfluß der böhmischen Kanzlei Karls IV. die Grundlage zu einer gemeinsamen deutschen Schriftsprache gelegt. Durch denselben Kaiser und noch mehr in der Folge durch Wenzel und die Hussiten wird das Entstehen eines tschechischen Volkstums befördert. Um 1390 schreibt der Ritter Emil von Pardubič die satirische Zierdichtung „Neuer Rat“. Tschechische Bibelübersetzungen erscheinen. Mit der Zerschmetterung der bulgarischen Macht um 1393 hebt das Neubulgarisch an. In Osteuropa war seit dem ersten Aufdämmern geschichtlicher Kunde ein Durcheinander von Finnen, Slaven, Tataren und Mongolen. Wann sind aus diesem Wirrwarr klar umrissene Volkstümer aufgetaucht? Ich muß bekennen, bei dieser Frage auf erhebliche Schwierigkeiten gestoßen zu sein. Selbst bei Fachmännern wie Schybergson (Geschichte Finnlands) forscht man vergeblich nach der Ursprungszeit finnischer Sagen und Geschichten. Immerhin dürfte der Göteburger Friede von 1323, durch den das Verhältnis von Schweden und Finnen festgelegt und das Christentum dauernd eingeführt wurde, als Ausgangspunkt der neufinnischen Entwickelung anerkannt sein, sodaß auch hier die Gleichzeitigkeit westöstlichen Werdeganges durchscheint. Die Macht Polens aber ward durch die Jagelloniden (seit 1399) begründet und zugleich durch deren Annahme des römischen Katholizismus der tiefe Gegensatz zu den Russen geschaffen. Die Russen sahen in dem Sieg von Kulikovo 1380 den Anfang ihrer Selbständigkeit, ihre Litteratur beginnt allerdings erst ein Menschenalter später. Das Vulgärgriechisch taucht zwar schon um 1100 auf, aber es hat sich wohl erst durch das lateinische Kaisertum zu jetziger Form und Ausdehnung entfaltet und drang erst seit dem 14. Jahrh. in erheblichem Maße in das amtliche Schrifttum ein. An das Ende stelle ich als ungewiß die Ursprungsepoche japanischen und koreanischen Volkstums. Das japanische Nihongi gilt ja für gewöhnlich als ein Werk des 8. Jahrh., aber Schlegel setzt es sieben Jahrhunderte später. Das No, das merkwürdige altjapanische Schauspiel, stammt aus dem 14. Jahrh. Aus derselben Zeit datiren viele buddhistische Sekten, sowie mehrere Kunstzweige.

Bedeutend jünger sind die Volkstümer der neuen Welt. Durch bewußte That löste sich 1776 das Yankeetum von den Briten los. Es folgen, seit 1820, die Mittel- und Südamerikaner, die sich allerdings bis zum heutigen

Tage noch nicht recht zu eignen Nationalitäten verdichtet haben. Es giebt jedoch bereits einen engeren Patriotismus der Mexikaner, Venezolaner, Brasilier, Argentinier, Chilenen und Peruaner.

Die Weltmächte von heute sind vollends in der Hauptsache erst im 19. Jahrhundert entstanden, es sei denn daß man China und die Türkei als solche ansprechen will. Das britische Reich umfaßte 1800 nicht mehr Raum, als jetzt das deutsche Reich nebst Kolonien. Ihre Haupterwerbungen und ihre wichtigsten Vergrößerungen schon bestehender Kolonien haben die Briten erst seit 1850 vorgenommen. Von letztgenannten Zeitpunkt an datiren auch die vornehmsten Eroberungen der Franzosen. Die Vereinigten Staaten haben zuerst 1854 durch die Erschließung Japans ihren Beruf zur Weltmacht bekundet; wenigstens wird man, ohne kleinlich zu werden, die frühere Stiftung Liberias hier nicht berücksichtigen. Rußland zeigte zwar auch unter Peter und Katharina gewaltige Absichten und Entwürfe, aber ist doch erst durch die Einverleibung des Kaukasus, der ostsibirischen Küstenprovinz (1860) und Turkestans zur Weltmacht emporgestiegen. Deutschland spielte zuerst beim Kongokongreß, dann in Schimonoseki eine weltpolitische Rolle, und der Ausdruck „Weltpolitik“ ist als Schlagwort der Parteien gar erst seit etwa vier Jahren allgemein geworden. Der Begriff ist natürlich viel älter, älter auch als das 19. Jahrh. Schon Wallenstein und Karl V., schon Kublai Khan und Welid I., vor allem aber Römer und Perser trieben eine Weltpolitik.

Ich gehe nunmehr dazu über, das Verhältnis zu untersuchen, das zwischen Volkstum und Weltmacht besteht. Es lassen sich da ungezwungen zwei Arten unterscheiden. Entweder es handelt sich beim Streben nach Weltmacht lediglich um die Ausbeutung des Auslands, während die Wirkungen des erobernden Volkstums nur unter der Hand, ungewollt, accidentell sich geltend machen. So die Handels- und Industriemacht der Phönizier. Oder es kommt auf die Aufsaugung fremder Rassen an, wie der Gallier durch die Römer, und die Gewinnung unbewohnten oder spärlich bewohnten Landes für Kolonisation, wie Australiens durch England. Mithin agrarische Macht, die aber nie von industrieller ganz frei bleibt. Die Weltstaaten der Gegenwart sind in Absicht auf staatliche Ausdehnung zum Teil Siedelungsmächte, wie Rußland bis 1898 und Nordamerika, zum Teil industrielle Mächte, wie Deutschland und Frankreich, insofern in sämtlichen französischen Kolonien nur 0,4 Mill. Franzosen, also noch nicht $^1/_2\,^0/_0$ des kolonisirenden Volkstums sitzt, und in deutschen Kolonien gar nur 3800 Deutsche vorhanden sind, oder endlich es ist die Macht zugleich eine der Siedlung und der Industrie, wie die Englands, das über $^1/_3$ Milliarden Rassenfremder herrscht, das aber auch $9^1/_2$ Mill. Briten, mithin $18\,^0/_0$ aller Briten, in seinen Kolonien hat.

Vergleichen wir nun, wie sich ältere Imperien in der Bevölkerungs- und Kolonisationsfrage verhielten, so finden wir, daß die Achämeniden anscheinend keinen Wert darauf legten, ihre Art den unterworfenen Völkern aufzudrücken. Höchstens kann darauf verwiesen werden, daß in Kleinasien, namentlich in Kappadokien, iranische Monatsnamen eingeführt wurden, mithin iranische Kultur wenigstens eine Tendenz nach Ausbreitung hatte, wie ja auch später der Mithrasdienst nicht nur in Kleinasien, sondern auch in ganz Westeuropa Anhänger gewann. Allein wir finden nicht, daß fremde Rassen iranisirt wurden, da sogar nicht einmal kleine Raubhorden wie die Kossäer, die Paracazener, die Tagärer inmitten des Reiches absorbirt werden konnten. Im Achämenidenreiche wird sich der Iranier zu dem Nicht-Iranier beiläufig wie 1 : 2 verhalten haben. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß dies nur ganz ungefähre Schätzung ist. Im Gegensatz hierzu trachteten die Römer bewußt und thatkräftig danach,

nicht nur ihrer Kultur, sondern auch ihrer Nationalität Raum zu erobern auf der Männererde. Und es gelang ihnen, Spanien und Gallien und halb Britannien und das Dekumatenland und Dalmatien und Nordafrika für römische Art und Sprache zu gewinnen. Laut Schmoller (Allg. Volkswirtschaftslehre) war zur Zeit des Augustus das westliche Imperium von etwa 20 Mill., das östliche, in dem Griechisch vorherrschte, von etwa 30 Mill. bewohnt. Mithin ein Verhältnis der Römer und Romanisirten zu den Volksfremden des Imperiums wie 2 : 3, also ein Fortschritt gegen die Achämeniden. Noch größere Erfolge hatten die Araber. Sie gewannen ganz Nordafrika und Syrien, sowie den größten Teil Mesopotamiens dem Arabertum. Freilich, die Vielehe wirkte zu ihren Gunsten. Ein gewisser Araber, so meldet die Uebersetzung, hatte 180 Kinder von Araberfrauen. So standen im Reiche des Islams um 950 vielleicht 3 Araber und arabisch Redende, gegen 2 Rassenfremde, von denen Viele wenigstens Moslime waren, also arabischer Kultur huldigten. Einen gewaltigen Absturz hingegen bedeutet das Mongolenreich. Kublai Khan, unter dem das Reich seinen Zenith erklomm, hatte wohl nur einen mongolischen Unterthan gegen 15—20 Nichtmongolen. Wenig einheitlich war auch das Reich Karls V., sowie das der Osmanen. Volkstum spielte hier wie dort keine Rolle. Das ändert sich völlig in der neuesten Zeit. England gebietet zwar über 7—7½mal mehr Fremde als Briten, jedoch, wenn man Indien wegläßt, so stehen nur 3 Fremde gegen 2 Briten. Allerdings ist hierbei noch zu erwägen, daß die Iren sowohl in Großbritannien wie in den Kolonien den herrschenden Engländern in der Regel abhold sind, wodurch sich das Verhältnis zu Ungunsten des herrschenden Volkstums verschöbe. Die Bevölkerung des einheitlichen Frankreichs ist ungefähr ebenso groß oder nur wenig kleiner, als die der französischen Kolonien. Die Zahl der Yankees beträgt gegenüber der Zahl der nicht yankeesierten Deutschen, Skandinavier, Italiener, Spanier, Slaven in der Union und der Zahl der Neger (9 Mill.) und der Bevölkerung der neuen Kolonien etwa 60 Mill. gegen 26 oder ungefähr 12 : 5. Nimmt man die Russen zu 85 Mill. an, so ist ihr Verhältnis zu den beiläufig 145 Mill. der Gesamtbevölkerung des Reiches, die Mandschurei mitgerechnet, wie 17 : 12 oder abgerundet wie 3 : 2. Es ist natürlich durchaus nicht einerlei, ob die Rassenfremden, wie in dem russischen Falle, unter den Herrschenden und neben ihren Ellenbogen sitzen oder ob sie durch Ozeane von ihnen getrennt sind, noch ist es gleich, ob die Fremden der starken Türkrasse oder schwachen Dravida angehören. Jedenfalls sind die nichtslavischen Unterthanen des Zaren gefährlicher für russisches Volkstum, als etwa die zahlreichen überseeischen Klienten der westvogesischen Republik für das Franzosentum oder die Suaheli für uns. Im Deutschen Reiche kommen auf 53 Mill. Deutsche an 14—16 Mill. Polen, Dänen, Franzosen, Afrikaner, Papua, Polynesier und Chinesen. Ein Verhältnis von 7 : 2 oder das günstigste Verhältnis von allen Weltstaaten.

Man kann erfreut sein, wenn ein Feuer wenig Asche oder ein Fluß wenig Schlamm läßt. Allein wie, wenn der Grund dafür nur der wäre, daß das Feuer oder der Fluß sehr klein ist? Das allergünstigste volkliche Verhältnis hat Korea, wo die Volksfremden noch nicht $^1/_{500}$ des herrschenden Volkstums ausmachen. Und was ist Korea? Das Uebergewicht der Volkszahl der Herrschenden kann erst erfreuen, wenn auch etwas von Belang da ist, das beherrscht wird. Und wenn die Volkszahl imstande ist, sich auch gegen den Druck und den Angriff anderer Nationen zu erwehren. Geradezu betrüben muß aber die überquellende Volkszahl, wenn der Ueberschuß der Volkskraft, wie der deutschen und der italienischen, statt die heimische Macht zu vermehren, abgestoßen wird, ins Ausland geht und im Auslande stirbt oder volklich verdirbt und entvolklicht

wird. Hier ist es nun, wo die Aufgabe der Weltmacht einsetzt, wo die Weltmacht ihre Berechtigung dadurch erweisen kann, daß sie den Geburtenüberschuß dem eigenen Volkstum erhält. Noch heute wird in Deutschland die Meinung gehegt, daß ein Auswanderer ein schlechter Mensch sei, der mutwillig seine Rechte und Pflichten im Stich lasse, der aus irgendwelchem Mangel sich im Vaterlande nicht halten könne und der deshalb als verlorener Sohn aufzugeben sei. Und noch heute wird in den Auswandernden der Haß gegen die Heimat genährt, die Heimat, die nichts für sie thut, die ihnen keine Gelegenheit giebt, sich zu ernähren, die sie herz- und gefühllos hinaustreibt in die Fremde, in die Verlassenheit, in die Verbannung. Das sind unleidliche Zustände, die von Jahr zu Jahr dringender nach Heilung schreien. Und worin liegt die Heilung? Im Erwerb von Neuland.

Alle Groß- und Weltstaaten gehen auf Neuland aus. Zumeist jedoch auf neue tropische Gebiete. Es können weder die Vereinigten Staaten hoffen, in Westindien und den Philippinen Farmer aus Maine und Kansas anzusetzen, noch die Italiener, ihr erythräisch Gebiet durch lombardische Bauern urbar zu machen, noch die Belgier, den Kongostaat für vlamische und wallonische Siedlung zu verwerten. Dagegen suchen die Russen aus der Mandschurei, und die Briten aus Rhodesia und den Burenländern Bauerngüter für ihre Volksgenossen herauszuschlachten. Die Russen, denen eine Unzahl von Ländereien in Sibirien, die Briten, denen unermeßliche Weiten in Kanada und Australien zum Ackerbau offen stehen. Und gerade die Deutschen, denen mehr Land am bittersten notthäte, sie darben neuen Bodens. Gegen 28 Millionen Geviertkilometer britischer Erde, wozu ich die Burenstaaten und den größten Teil der Kapkolonie nicht rechne, weil sich die Briten nur an der Küste halten werden, gegen 24 Millionen russischer Erde, mit Mandschurei, gegen 14 Millionen amerikanischer und 11 Millionen französischer Erde stehen blos 3,6 Millionen deutscher (Kolonien, Deutschschweiz und Deutschösterreich eingerechnet). Dabei ist blos 1/8 deutschen Bodens für Ackerbau geeignet, vom Reiche der Franzosen 1/3, vom englischen fast die Hälfte, vom amerikanischen und russischen wohl 2/3. Ein derartiges Mißverhältnis ist im schroffsten Gegensatz zu der Bedeutung Deutschlands in der Weltpolitik, und im Gegensatz zu der Zahl der Bevölkerungen. Denn auf die 85 Millionen der Russen folgen sofort 73 (nach anderen Ansichten 70 und 77) Millionen Deutsche, von denen wenigstens 68 Millionen einigermaßen örtlich zusammenhängen. Danach erst kommen 60 Millionen Yankees, 49 Millionen Briten, 41 Millionen Franzosen. Das verfügbare Ackerland der anderen Völker ist ja nicht überall oder nicht allein dem herrschenden Stamme zugänglich, aber das in Anschlag gebracht, so stehen im Durchschnitt

etwa 1/6 km^2 einem Russen
„ 1/7 „ einem Yankee
„ 1/4 „ einem Briten
„ 1/56 „ einem Deutschen

zu Gebote.

Der Kontrast, der sich hier offenbart, ist ein lehrreiches Gegenstück zu dem Streit, der uns verzehrt, dem Streit, der zwischen Ackerbau und Industrie entbrannt ist. Lujo Brentano hat jüngst hervorgehoben, daß kein Notschrei der Landwirtschaft das Geringste nütze, solange nicht zwei Grundgesetze wirtschaftlichen Lebens umgestoßen würden: der abnehmende Ertrag des Bodens und der zunehmende Ertrag des Großgewerbes. Erwägungen der Sozialhygiene, moralische Begeisterung thut es freilich nicht, wo harte Thatsachen

reden. Der einzige Weg aus dem Dilemma ist urbares oder noch zu ordnendes Neuland. Das gäbe dem Volkstum eine breitere Grundlage, gäbe zugleich eine sichere Basis für Weltmacht, weit zuverlässiger als Handel und Gewerbe mit wechselnden Konjunkturen sie zu bieten vermöchte.

Die Begierde nach Neuland verquickt sich mit volklichen Zielen. Außerhalb des Staatsbodens wohnen Volksgenossen. Die wünscht man seinem Staate, dem Hauptstaate zuzuführen. Italien will die „unerlöste Erde," die **terra irredenta** sich retten, will Nizza, Triest, Dalmatien, Malta sich einverleiben. Die Franzosen sehnen sich nach Lothringen. Die Reichsdeutschen schauen nach Oesterreich aus, nach den Ostseeprovinzen, nach der Schweiz, ja nach den Niederlanden. Man sieht jedoch ein, daß es schwer, wenn nicht unmöglich, alle Volksgenossen unter einen Hut zu bringen. So versucht man Volksbünde zu errichten. Die Briten schreiben Imperial Federation auf ihr Banner, das Allbritentum, die Deutschen reden von einem Zollverein mit Schweiz und Niederlanden. Wie stark den Germanen der föderalistische Gedanke im Blute liegt, erfuhr ich selber im Januar letzten Jahres, als Politiker in Pretoria und Präsident Steijn mir sagten, im Falle des Burensieges habe man nicht vor, einen Einheitsstaat zu gründen, sondern Transvaal und Oranjestaat selbständig zu belassen und einen dritten unabhängigen Staat aus den eroberten Gebieten im Süden und Westen zu schaffen, alle drei aber durch einen Bund zu einen. Gegen derartige Bundesgedanken hebt sich aufs schärfste der romanische Wunsch nach dem Einheitsstaate ab. Franzosen wie Italiener wollen ihre auswärtigen Volksgenossen einfach einverleiben. Ebenso will der Panslavismus, daß das Allslaventum in Rußland seine Spitze finde. Wir stoßen hier zugleich auf eine andere Abweichung der Anschauungen. Die Schlachtrufe ertönen: Hie Volkstum, hie Rasse! Die Bestrebungen der Deutschen, Italiener und Franzosen richten sich auf zerstreute Glieder desselben Volkstumes, die der Panslavisten auf eine Einigung von Rassengliedern. Ich habe oben auszuführen gesucht, daß die Begriffe Rasse und Volkstum sich keineswegs decken, daß sie nicht einmal koordiniert sind.

Nach dem alten Rechenexempel kann man blos Aepfel und Aepfel addieren, aber nicht Aepfel und Birnen. Ebensowenig kann man verschiedene Volkstümer, selbst wenn die maßgebende Rasse die gleiche, zu einem Nationalstaate zusammenschweißen. Die Sprache setzt eine unüberschreitbare Grenze. Mit welchem Feuer haben einst in der Pyrenäenhalbinsel begeisterte Schwärmer vom paniberischen Reiche geredet und wie weit ist ein solches von Verwirklichung! Einer Verschmelzung Portugals und Spaniens widerstrebt die Verschiedenheit der Sprache, der Volkscharaktere, der beiderseitigen Geschicke. Dagegen hat der allspanische Kongreß behufs Annäherung von Spanien und dem spanischen Amerika, der Oktober 1900 in Madrid tagte, beträchtlichen Erfolg gehabt. Aber ein Paniberismus ist unmöglich. Ebenso ein Panromanismus, ebenso ein Panslavismus und ebenso ein Pangermanismus.

Wozu es führe, wenn man einen Rassenbund durchführen will, das sieht man ja aufs deutlichste in Südafrika. Seit Grey, der um 1850 Statthalter am Kap war, einem Manne von seltener Einsicht und Güte, sind die Briten immer und immer wieder auf den Gedanken eines südafrikanischen Staatenbundes zurückgekommen. Lord Carnarvon förderte den Gedanken, Froude hielt ihn für möglich, Bryce, der in der Geschichte und Politik dreier Erdteile erfahrene Verwaltungsmann, hielt ihn für das einzige Allheilmittel, sogar die Männer vom Afrikanderbond waren gewonnen, und was war schließlich der Erfolg? Man darf nicht hoffen, daß wir von fremden Fehlern lernen, aber das eine ist sicher, daß es uns nie gelingen wird, etwa Skandinavien dem deutschen

Reichsgedanken zu gewinnen. Die dahin zielenden Versuche — und es hat seit den Nordlandfahrten des Kaisers nicht an ihnen gemangelt — sie können lediglich einen Freundschafts-, nicht aber einen Rassenbund zuwege bringen, können nur ein Verhältnis schaffen, wie es zwischen dem Reich und dem rassenfremden Italien besteht, mit anderen Worten eine vorübergehende Allianz. Selbst der Plattdeutsche versteht schlechterdings kein Dänisch, kein Norwegisch, kein Schwedisch. Anders steht es mit den Balten, anders auch mit der Schweiz, denn dort wird hochdeutsch geschrieben und verstanden. Den schwierigsten Fall bieten die Niederlande. Treitschke (Politik I 277) meint, sie hätten sich aus der alten Nationalgemeinschaft „herausgelebt". Sie hätten mit vollem Bewußtsein ihren Dialekt zu einer selbständigen Sprache ausgebildet. Es lasse sich gar nicht verkennen, daß die Holländer heutzutage keine Deutschen mehr seien. Die Ansicht Treitschkes ist gerade in den letzten Wochen vielfach gehört worden, allein ihre Richtigkeit scheint mir gar nicht so ausgemacht. Eine glühende Eisenmasse wird in die einzelnen Formen verteilt. Es ergiebt sich, daß eine Form fehlerhaft oder die unrechte. Soll man nun die Masse rasch in eine andere, daneben stehende Form umgießen oder ist die Masse schon zu sehr erstarrt? Der eine wird es bejahen, der andere verneinen. Es kommt auf den Versuch an. Den Großrussen ist der Versuch mit den Kleinrussen, den Dänen mit den Norwegern, den Engländern mit den Schotten geglückt. Das ausschlaggebende Moment bleibt immer das, daß die verschiedenen Laute noch gemeinsam verstanden werden. Und jeder Plattdeutsche versteht mehr oder minder holländisch, versteht es jedenfalls mit weniger Mühe, als ein Apenrader Schiffer und ein Holzknecht aus Uri mit dem einzigen gemeinsamen Verständigungsmittel, daß ihnen zur Verfügnng steht, mit dem Hochdeutsch haben würden.

Freilich, um hier und sonst Erfolge davonzutragen, muß das Volkstum geeignete Führer haben. Volkstum ist unpersönlich, ist gedankenlose Menge. Es kann sich wohl von selbst in unbewohnten Gebieten durchsetzen, aber wo starre Staatsschranken sich erheben, da bedarf es, um über sie hinaus das ersehnte Ziel zu erreichen, persönlichen Willens und bewußter That. Auch ist ja Volkstum keine Einheit. Es besteht aus verschiedenen Stämmen, innerhalb deren wieder ein jeder Gau seine Eigentümlichkeit hat, besteht aus Dörflern nnd Städtern, aus verschiedenen Klassen und Gesellschaften. Wie kann aus diesem Vielerlei eine einheitliche Handlung hervorgehen, wenn nicht die widerstrebenden Elemente durch überlegenen Willen gebändigt werden? Ist doch schon höhere Kultur ohne Einzelbethätigung und ohne Centralisation durch eine Oberleitung nicht denkbar. Was haben die ehrsamen Bürger von München und Weimar für die Kunst gethan? Was wären fast alle Bischofsstädte, wenn sie nicht Alles ihren Oberhirten verdankten? Ebenso staatlich. Was wäre Preußen, was Italien, wenn es blos auf das Volk angekommen wäre? Allerdings, Fürsten und Minister, sie können auch den Gang des Volkes hemmen. Zur Zeit der Reformation und 1813 erhob sich das Volk zu kühnem Fluge und frischem Aufschwung gegen den Willen von Kaiser und König. Gelegentlich, bei ganz großen Entscheidungen, ist wahrhaft die Volksstimme zugleich Gottesstimme. Das Höchste aber wird erzielt, wenn in Zeiten großen Aufschwunges, wie unter der englischen Elisabeth, wie unter Friedrich dem Großen, Fürst und Volk einig sind. So kann namentlich die Ausbreitung und Steigerung deutschen Volkstums durch Weltpolitik nur durch einen festen Zusammenschluß von Volk und Kaiser herbeigeführt werden. Der richtige Zusammenschluß hätte zugleich das Gute, daß dem Caesarismus, der von der einen Seite befürchtet wird, und der Gleichmacherei auf der andern Seite wirksam entgegen-

gearbeitet würde. Denn freie Bauern auf Neuland sind etwas anders als die miserable städtische Plebs von Rom und Venedig und London.

Wie aber ist Neuland zu gewinnen? Durch Vertrag, durch zielbewußte Auswanderung? Durch überseeische Kolonien? Durch Krieg? Da zuzusehen, das ist die Sache der Hochmögenden. Ihnen fällt in der zu erwartenden Entwickelung der Hauptteil zu. Ihrer ist die That. Sie erst kann entscheiden. Denn die Entwickelung zu erkennen, ist nichts; in die Entwickelung thatkräftig einzugreifen, das ist Alles.

Ane-Marie.

Satyrspiel von **Gustav Wied.**

I. Abteilung.

Laland. Abend im September.

Die Sonne hängt tief unten hinter den Weidenbäumen, und der Thau hat zu fallen begonnen.

Sören Jeppesen und sein ehelich Weib Ane-Marie Nielsdatter sind dabei, das letzte Fuder Korn des Jahres einzufahren. Es ist ein nasser Sommer gewesen, und man hat das Korn zwischen den Regenschauern bergen müssen. Aber jetzt kann man doch, Gottlob, das Ende absehen.

Die beiden kleinen, braunen, langhaarigen Pferde vor dem Leiterwagen stehen da und lassen die Köpfe schwer zur Erde hängen. Von Zeit zu Zeit stecken sie die Mäuler zwischen die Stoppeln und schnüffeln, um möglicherweise noch eine Aehre zu finden. Aber sie schnüffeln vergebens, denn Ane-Marie läßt nicht den kleinsten Halm liegen, will er nicht an dem Rechen festhängen, so sammelt sie ihn mit den Fingern auf. Das Feld sieht ungefähr so aus, als sei es mit einem engen Kamm gekämmt. —

Tiefer und tiefer sinkt die Sonne herab. Die Schatten der Pferde und des Kornfuders werden lang und mager. Im Westen steht der Himmel in Flammen; und die gewölbten Kronen der Weidenbäume heben sich davon ab wie große, schwarze Kugeln, die sich leise im Winde wiegen.

Aber auf dem Fuder liegt Sören Jeppesen und drückt mit seinem ganzen Gewicht den Baum nieder, um ihn herunter zu zwingen. Und am Ende des Wagens steht Ane-Marie und zieht mit beiden Händen an dem Strick, der von dem Boden des Wagens zwei Mal um den Baum geschlungen ist. Sie stöhnt und zieht und sinkt ruckweise in die Kniee, während sich das Tau strämmt.

„Noch mal ziehen!“ kommandiert Söven.

Und Ane richtet sich auf, schlingt den Strick mehrmals um ihre Hand und zieht an.

„Jetzt binden!“ ertönt es vom Wagen herunter.

Und sie schürzt mit geschickten Fingern einen Schifferknoten und zieht ihn fest zusammen.

„Willst Du mit nach Hause fahren?“

„Ne—e!“

Bedächtig befestigt sie die Zügel an den Zinken der Heugabel und reicht sie ihm hinauf. Dann reicht sie ihm auch den Rechen. Und dann fährt er.

Fuß für Fuß humpeln die Pferde über das kahle Stoppelfeld dem Hofe zu. — Die Sonne ist verschwunden. Der Himmel ist jetzt bleich-gelb mit einem schwachen, goldigroten Ton am untersten Rande. Die Dämmerung schreitet vor, und die Blätter der Pappeln rascheln im Abendwinde.

Ane-Marie legt den Kopf auf die Seite und sieht einem Flug wilder Gänse nach, die schreiend hoch oben dahin fliegen. Dann klopft sie ein wenig Erde und Kies aus einem ihrer Holzschuhe, wischt sich die Nase mit dem Rücken ihrer Hand ab und folgt langsam dem Wagen.

* * *

Sören ist zu Hause angelangt. Er steht nun da und verriegelt die Scheunenthür. Das Kornfuder ist in die Scheune gestellt, da es zu spät und zu dunkel geworden ist, um es heute Abend noch abzuladen.

Quer über den Hofplatz stolpern die Pferde schwerfällig nach dem Wassertrog. Sie stecken die Mäuler begierig hinein, prusten ein paar Mal mit weitgeblähten Nüstern und saugen dann begehrlich das Wasser ein. — Dann erheben sie gleichzeitig die Köpfe und sehen Sören an, der auf seinen Holzschuhen über das Pflaster geklappert kommt:

„Na, seid ihr bald fertig!“ sagt er.

Und die Tiere machen langsam kehrt und humpeln weiter, dem Stall zu.

Im selben Augenblick biegt Ane-Marie in das Hofthor ein, wo der Kettenhund liegt und schläfrig vor seinem Loch in der Mauer blinzelt.

Sie und Sören gehen dicht an einander vorüber, so daß sie fast ihre Kleider streifen. Aber sie sehen sich nicht an und sprechen auch nicht. — Er geht in den Stall, den Pferden nach; und sie geht an dem Wohnhaus entlang, bis zur Küchenthür.

Es ist beinahe ganz dunkel. Nur die weißen Gebäude schimmern schwach. Und an dem kleinen, viereckigen Stück Himmel über dem Hofplatz blitzen die Sterne.

II. Abteilung.

In der Stube.

Vier kahle weißgeklalkte Wände. Unter den Fenstern nach dem Hof hinaus, eine Bank mit einem rohen Tannentisch davor. An der entgegengesetzten Wand ein breites Alkovenbett mit blaugestreiftem Schirtingvorhang und mächtigen Feder-

kissen. Steinboden. Ofen, der von außen geheizt wird. Eine rotangestrichene Truhe. Und ein paar hölzerne Stühle.

Es ist dunkel im Zimmer. Aber man sieht die Umrisse von dem Kopf und den Schultern eines Mannes, die sich von den helleren Feldern der Fensterscheiben abheben.

Es ist Sören, der auf seine „Nachtkost“ wartet. Er sitzt zusammengesunken da, die Arme auf die Tischplatte gestützt. Von Zeit zu Zeit bewegt er sich ein klein wenig, und seine nagelbeschlagenen Holzschuhe scharren dann mit einem kratzenden Laut auf dem groben Sande des Steinbodens. — Durch eine Spalte fällt ein schwacher Lichtstreif aus der Küche über die Vorhänge des Alkovens.

Nachdem er eine Weile dagesessen und genickt hat, als schlummere er, wendet Sören langsam den Kopf nach der Richtung des Lichtstreifs um:

„Na kommst Du bald?“ sagt er.

Niemand antwortete.

Nach einer Weile aber wird die Thür aufgestoßen und Ane-Marie kommt herein, eine große irdene Schüssel in den Händen. — Sie setzt die Schüssel auf den Tisch und geht dann in die Küche zurück, um die Lampe zu holen, eine kleine, gedrungene Petroleumlampe auf einem Untersatz, aber ohne Kuppel.

„Ach, ja, ja, ja!“ gähnt Sören und streckt sich erwartungsvoll.

Dann dreht er sich ein wenig nach der Wand herum um und nimmt einen hölzernen Löffel aus einer schwarzen Lederstrippe, die oben zwischen den Fenstern befestigt ist. — Da stecken freilich zwei Löffel, aber der Gedanke, den andern Löffel auch herauszunehmen, kommt ihm garnicht. Ane-Marie muß sich den ihren selber holen. Was sie ganz in der Ordnung findet.

Dann nimmt sie einen Stuhl und setzt sich an die andere Seite des Tisches, dem Manne gerade gegenüber. Und dann fangen Sie an zu essen.

Sören hat die Schüssel ganz zu sich herüber gezogen, so daß Ane sich tüchtig ausrecken und jedes Mal, wenn sie sich einen Mund voll holt, fast aufstehen muß.

Es ist Grütze in Milch. Die Milch ist warm. Die Grütze aber schwimmt in großen, harten, eiskalten Klumpen darin.

Langsam und schlürfend nehmen sie die Mahlzeit zu sich. Und es wird kein Wort zwischen ihnen gewechselt. Das Licht der niedrigen, kuppellosen Lampe bohrt sich ihnen in die Augen. Die Luft in der Stube ist erstickend schwül. Und der Schweiß perlt ihnen von Stirn und Hals. Aber sie achten nicht darauf. Sie schlingen nur — —

Sören ist ein großer, kräftiger, breitschulteriger Mann mit schwarzem, krausem Haar und Bart. Sein Gesicht, Hals und Hände sind rotgebrannt von Sonne und Wetter. Und hinter seinem ungeknöpften Hemd schimmert seine braungelbe, starkbehaarte Brust hervor.

Ane-Marie ist kleiner und schmächtiger. Sie ist rothaarig und sehr sommersprossig. Aber ihre Haut ist hell und klar. Und ihre großen, blaugrauen Augen sind scharf und aufmerksam. Ihr Mund ist breit mit schmalen Lippen und kleinen, spitzen aber schimmernd weißen Zähnen. Sie ist ungefähr gleichaltrig mit dem Manne, Anfang der Vierziger, aber sie sieht jünger aus.

— — —

Als sich Sören vor sieben Jahren mit ihr verheiratete, steckten alle die

Frauen in der Nachbarschaft die Köpfe über ihren Kaffeetassen zusammen und bekreuzigten sich. Nicht so sehr weil Ane-Marie ein armes Mädchen war, während Sören Haus und Hof hatte, — denn das war ja seine eigene Sache! Aber das Mädchen war ja seit einem halben Jahr nach ihrer Konfirmation ein offenes Aergernis für die ganze Gegend gewesen!

Sie war mit einem zu großen Herzen auf die Welt gekommen. Niemandem konnte sie etwas verweigern. Und wie die Bienen um den Klee summten die Mannsleute um sie herum.

Und das wird ja auf die Dauer für die andern Blumen des Feldes ein wenig langweilig.

Aber was noch ärgerlicher war: Ane-Marie's Kinder starben!

Fünf hatte sie bekommen, aber jedes Mal hatte sie das Glück gehabt, sie zu verlieren.

Sie starben ihr. Entweder gleich bei der Geburt, oder nach ein paar Tagen.

Und das ist ja ein kolossales Glück!

Ein Mädchen nach dem andern saß da mit dem Pfand ihrer Liebe. Wenn aber Ane-Marie sich von ihrem Wochenbett erhob, war sie so frank und frei und arbeitsfähig, als sei nichts passiert. Da war weder die Rede von Thränen und Jammer, Gerichtsbarkeit oder Alimentationsgeldern. — So war es denn natürlich kein Wunder, daß das Mädchen sehr begehrt war.

Ein paar Mal hatte der Neid versucht, sie anzuschwärzen, und es war eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet. Ane aber hatte sich tapfer durchgebissen: Die Kinder waren eines natürlichen Todes gestorben.

Und sie lachte laut mit ihren weißen Zähnen. Und dann legte sie es auf ein neues an — — — —

* * *

Aber die Zeit ging dahin und mit ihr die Jahre; und Anne-Marie kam in die Dreißiger.

Da erschien Sören Jeppesen an ihrem Horizont.

Ganz vorsichtig tauchte er zu Anfang auf; und Ane-Marie sah ihn sich an. Und sofort war sie sich klar darüber, daß jetzt, wo er über die Jugend hinaus war, etwas mit ihm anzufangen sei.

Sören aber tauchte bald wieder unter, zurückgeschreckt durch die Gerüchte.

Ane-Marie lächelte. Sie hatte einmal seine Augen ganz nahebei gesehen. Und sie irrte nicht!

Dann machte sie reinen Tisch und legte für eine Zeit alles Andere weg.

Es war ein saures Stück Arbeit, am sauersten für sie selber; aber sie that es.

Und Sören Jeppesen tauchte von neuem auf.

Ane ließ ihn näher heranschleichen, ohne die geringste Notiz von ihm zu nehmen. Ja sie fing sogar an, Hokuspokus mit einem Andern zu treiben.

Das half! — Und eines Abends, als sie „ganz zufällig“ an Sörens Gehöft vorüberkam, sprang er über seinen Gartenzaun und vertrat ihr den Weg.

„Kannst Du es nicht länger aushalten?“ sagte sie.

„Ne—e! He!“

Und von der Stunde an waren sie häufiger zusammen. —

Aber es war keine Rede davon, daß er seinen Willen mit ihr bekam, sie

kannte jetzt die Männer! Und der größte Teil des Jahres verging mit Scharmützeln und Kraftproben zwischen dem Paar. — Endlich gab er nach und bot ihr an, sie zu heiraten.

Und nun war sie, wie gesagt, seit sieben Jahren sein rechtmäßiges Eheweib geworden. —

Aber das Gerede verstummte deswegen doch nicht. Bald hieß es, sie halte es mit Diesem oder Jenem. Aber niemand konnte den Finger direkt auf das Geschwür setzen und sagen: Da haben wir sie abgefaßt!

Und Sören bewachte sie außerdem wie ein Schießhund.

* * *

Die Mahlzeit ist beendet. Die hölzernen Löffel sind wieder in ihren Riemen gesteckt, und die Grützschüssel ist hinausgetragen.

Sören liegt halbhingegossen auf der Bank und raucht seine Pfeife.

Ane-Marie sitzt dicht neben der Lampe und strickt.

Auf dem Hofe herrscht Totenstille. Der Mond ist aufgegangen. Und man hört eine Eule draußen im Garten schreien.

Die Uhr geht stark auf neun. Und in der letzten halben Stunde ist kein Wort gesprochen worden.

Sören (reckt sich gähnend auf der Bank). Ja, — ach ja! Wir müssen wohl sehen, daß wir in die Federn kommen.

Ane-Marie (mit dem Strickzeug, einem langen, blaugrauen Strumpf). Ja—a, — ich wollte sonst eigentlich erst diese Zehe zustricken.

Sören (antwortet nicht).

Ane-Marie (strickt weiter).

Plötzlich hört man das Thor in seinen Hängen knarren, und im selben Augenblick fängt der Kettenhund an zu bellen.

Sören (steht auf). Wer zum Teufel ist denn das?

Ane-Marie (ruhig). Wie soll ich denn das wissen. — Ich denk' mir, es ist ein Mensch.

Eine Gestalt geht an den Fenstern vorbei, auf die Küchenthür zu, tastet sich dann durch die Küche und kommt in die Stube.

Es ist Mads Nielsen, Sörens guter Freund und Nachbar. Auch er ist Hofbesitzer und wohnt eine halbe Meile entfernt, jenseits des Lindenwaldes. — Augenblicklich ist er derjenige, den das Gerücht mit Ane zusammenbringt.

Sören (mit einem hastigen Blick auf die Frau, bei der keine Bewegung zu verspüren ist). So, das bist Du, Mads — —

Mads. Ja — a — N' Abend auch, Ihr Leute!

Sören. N' Abend!

Ane-Marie (ohne aufzusehen). N' Abend!

(Pause).

Der Kettenhund fährt fort zu kläffen.

Mads (dreht sich nach dem Fenster um). Er ist wachsam.

Sören. Ja — a.

Ane Marie. Ja — a — dazu ist er ja da.

Mads. Ja — das is er woll!

Ane-Marie. Willst Du Dich nich' setzen, Mads Nielsen?

Mads (setzt sich auf die Bank). Ja — a —, ich sollt' ja eigentlich sehen, daß ich nach Haus komme — —

Sören (blinzelt mit den Augen). Der Alten schadet es wohl nich', wenn sie allein liegt — he?

Mads. He!

Anne-Marie. He!

Mads Nielsen hat sich sein Gehöft angeheirathet. Er ist Anfang der Dreißiger, und seine Frau ist nahe an die Sechzig.

Sören (nimmt eine Düte Tabak vom Fensterbrett und stellt sie auf den Tisch).

Mads (klopft seine Pfeife auf den Fußboden aus, stopft sie und zündet sie an).

Ane-Marie (strickt).

(Pause).

Mads. Ja — a, ich bin ja eigentlich gekommen, um zu fragen, ob ich Freitag mit Euch zu Markt fahren konnt' — —

Sören. Ja — a — — das läßt sich wohl machen — —

Mads (erklärend). Der Radmacher Mickkel wollt meine Mähren gern zum Hungerharken leihen — —

Sören (blinzelt wieder mit den Augen). Will die Alte mit?

Mads. Ach ne! Sie is nich mehr auf einen Wagen zu laden, — und — zwei Meilen fahren, — ne! —

Sören. Na, das kann sie sachtens nich mehr — — Liegt sie?

Mads. Ja. Die Beine sind ja so dick wie 'n Paar Säcke — aber das Maulwerk geht noch wie geschmiert!

Sören. Hm, — ja! Das verliert sich ja immer zuletzt!

(Pause).

Mads. Habt Ihr die Gerste herein?

Sören. Ja — a!

Mads. Ja, ich hab' mein letztes Sonntag eingefahren —

Sören. Ja, das hast Du ja gethan —

Mads. Ja, das hab' ich gethan. — Um wieviel Uhr geht es denn Freitag los?

Sören. So gegen zehn —

Mads (steht auf). Na ja, — dann will ich man machen, daß ich nach Haus komme — —

Sören. Ist das so eilig?

Mads. Ja, es is ja schon spät — —

Sören. Ja — a.

Mads (reicht ihm nachlässig die Hand). Nacht auch!

Sören. Nacht Mads — —

Mads (wie oben). Nacht Ane-Marie.

Ane-Marie (ruhig). Nacht — —

Sören (grinst). Laß die Alte auch ja in Frieden, hörst Du!

Mads (sieht unwillkürlich zu Ane hinüber). Ja, Du kannst woll lachen!

Sören (zeigt auf die Frau. Etwas boshaft). Ja, Du möchst sie woll leihen, — was?

Ane-Marie (sieht von ihrem Strickstrumpf auf). Na Sören, laß die Narrenspossen man nach!

Sören (grinst wieder). He!

Mads (wendet das Gesicht ab und geht ohne weiteren Abschiedsgruß durch die Küche, an den Fenstern vorüber, auf den Hof und zum Thor hinaus. Der Kettenhund ist kurz davor vor Diensteifer zu platzen, so lange er die Schritte auf dem Wege hören kann).

(Pause).

Sören (hängt die Pfeife an die Wand und fängt an, die Kleider auszuziehen. Pufft die Frau mit dem Ellenbogen). He, — wie? — he — he!

Ane-Marie (ruhig). Ach, Du mit Deinem Schnack!

Sören. He, he! Es ist übrigens hart genug für ihn mit der alten Schindermähre!

Ane-Marie. Er hat ja doch den Hof gekriegt!

Sören. Ja — a —

(Pause).

Sören (der jetzt ausgezogen ist, schlägt das schwere Oberbett zur Seite und kriecht in das Bett).

Ane-Marie (kramt noch im Zimmer herum. Sie hat den Strumpf zugespitzt.) Rike Jensens war heute hier —

Sören (vom Bett aus). Hm —

Ane-Marie (fängt an, sich auszuziehen). Sie will gern den halben Scheffel Kartoffeln haben.

Sören. Dann gieb sie ihr. — Aber sie kann sie sich selbst graben!

Ane-Marie (zieht die Strümpfe aus, und bläst die Lampe aus).

Sören (gähnt). Ach ja, ach ja, — ach ja, Gott, ja!

Ane-Marie (steigt in's Bett, klettert quer über den Mann hinweg und legt sich auf ihren Platz an die Wand).

(Pause).

Sören. Wir müssen die Zwetschen wohl an den Küster schicken —

Ane-Marie. Die pflück' ich morgen —

(Längere Pause).

Sören (dem es in der Bettwärme gemütlich wird). Ane —

Ane-Marie (giebt kein Lebenszeichen von sich).

Sören (lauter). Ane!

Ane-Marie (noch immer stumm).

Sören. Zum Satan auch, Ane!

Ane-Marie (müde — ärgerlich). Ja, — so laß mich doch schlafen!

Sören (packt sie). Unsinn — !

Der Mond, der jetzt über der Scheune steht, guckt durch die Fenster und erfüllt die Stube mit seinem poetischen Licht.

III. Abteilung.

Der Hofplatz.

Freitag. Am Markttage.

Der Federwagen mit den beiden kleinen Braunen hält vor der Thür.

Es ist Sonnenschein und frischer Wind.

Sören und Mads stehen neben dem Fuhrwerk und paffen auf ihren Pfeifen.

Mads (macht mit der Pfeifenspitze eine Bewegung auf den Wagen zu). Soll da nur ein Sitz sein?

Sören. Ja —

Mads. Hm —

Sören. Wir nehmen Ane zwischen uns — das nimmst Du doch woll nich' übel, was?

Mads (ohne ihn anzusehen). Ne — e —

Sören. ha, ha, ha! — (ruft nach der Thür hinein). Na, kommst Du denn bald?

Ane-Marie (im Hause). Ja, ja, ich komm schon! (Erscheint. Auch sie ist im Staat: graublaues eigengemachtes Kleid, grelles Umschlagetuch, braune Zwirnhandschuhe und ein sonderbar kleiner, flachgedrückter „Frauenhut" aus schwarzem Sammet mit gelben, roten und blauen Blumen. Sobald sie den Wagen betritt, sagt sie): Sollen wir man den einen Sitz haben?

Sören. Ja —

Ane-Marie. Ja, aber wir haben doch zwei!

Sören. Ja — a —

Ane-Marie. Und wenn wir doch mal in die Stadt fahren, so —

Sören (ärgerlich). Ich will aber nich' mehr haben als einen, hörst Du doch! Setz Dich hin!

Mads (schleicht schweigend an den Wagen und setzt sich ganz an die linke Seite).

Sören. So, nun steig Du auf, Ane!

Ane-Marie. Ja, — aber die Thür —

Sören. Die will ich wohl abschließen —

Ane-Marie (klettert mühsam auf den Wagen. Niemand hilft ihr).

Sören (hängt ein mächtiges Schloß vor die Thür und versteckt dann die Schlüssel unterm Dachfirst).

Ane-Marie (hastig). Ich hab' mein Taschentuch vergessen

Sören. Verdammt und verflucht! Dann hol' es Dir!

Ane-Marie (vom Wagen herunter, sucht den Schlüssel und geht ins Haus. — Kommt wieder heraus und schließt ab).

Sören. So sput' Dich doch!

Ane-Marie (klettert hinauf). Du konnt'st mir auch gern helfen, Sören!

Sören (legt eine flache Hand auf jede Seite ihres Hinterteils und schiebt nach. Grinsend zu Mads). Hat die fette Schinken, Du, he!

Mads. He!

Sören kriecht selber hinauf. Man sitzt endlich: Mads links, Sören

rechts und Ane-Marie in der Mitte. Sie sitzt ein wenig unbequem eingekeilt zwischen den beiden, halb auf je einem Bein ihrer Nebenmänner.

Ane-Marie (rutscht mit dem Hinterkörper hin und her, um auf den Sitz zu kommen). Du hätt'st auch gern den andern Sitz mit auflegen können, Sören!

Sören (ein wenig boshaft). He, He! — Warum bist Du hinten so breit!

Mads (vermittelnd). Wenn wir man erst ein Ende gefahren sind, Ane, dann werden wir schon zusammengeschüttelt —

Sören. Ja, weiß Gott! (Nimmt die Zügel.) Na, hüh! Hüh, hüh! Denn man vorwärts!

Die Pferde setzen sich in Bewegung, und der Wagen humpelt über das Pflaster zum Thor hinaus. Der Kettenhund tobt wie ein Verrückter. Das Hofthor bleibt offen stehen.

IV. Abteilung.

Die Ausfahrt.

Während der ersten Meile spricht Niemand. Ein paar Mal klopfen Mads und Sören die Pfeifen aus, stopfen sie und zünden sie wieder an.

Langsam und behäbig rummelt das Fuhrwerk auf den von Weiden eingefaßten Wegen dahin. Die Sonne scheint warm, und der Wind wirbelt den Staub in großen, dichten Wolken auf.

Da hält Sören plötzlich die Pferde an. Die Männer steigen ab, einem Drange der Natur folgend.

Als das Geschäft verrichtet ist, sagt

Sören. Willst Du nicht auch runter, Ane?

Ane. Ne—e

Sören. Ich halt nicht wieder an, daß Du es weißt —

Ane-Marie. Ne, — fahr Du man zu —

Und dann fahren sie weiter.

Als man eine halbe Meile von der Stadt entfernt ist, zeigt Mads mit seiner Pfeife auf einen Durchblick zwischen zwei Weiden.

Da ist die Kirche —

Ane-Marie. Ja—a —

Sören. Ja—a — da is sie. — Die sieht man weiter als unsre.

Mads. Ja—a.

Ane-Marie. Unsere hat auch keinen Thurm.

Mads. Ne, — unsre hat auch keinen Thurm. —

Sören. Ne, — bloß die Kirchen in der Stadt haben Thürme. —

Ane-Marie. Ja—a.

Mads. Ja—a, — so is es. —

Der Wagen rollt weiter.

(Punktum und Gedankenstrich.)

V. Abteilung.

Der Markt.

Man hat vier knappe Stunden gebraucht, um die zwei Meilen zu fahren. Die Pferde sind beim Kaufmann ausgespannt. Und Mads, Sören und Ane treiben sich nun in der Stadt herum und besehen die Sachen.

Auf dem Rathausmarkt dreht sich ein funkelnagelneues Karoussel herum. Davor stehen sie schweigend drei Viertelstunden still und glotzen es an. Neben dem Karoussel wird gezeigt: Eine lebende Meerfrau, von der Bark Wilhelmine in der Nordsee gefangen. — Der Ausrufer vor der Zeltthür ist ganz schwarzblau im Gesicht von dem Schreien:

Zehn Oere, meine Herrschaften! Nur zehn Oere!

Ane-Marie (zieht Sören am Aermel). Woll'n wir nich' rein gehn und uns die besehn, Sören?

Sören (der schreckliche Lust hat). Ne, — wozu soll'n wir den Dreck besehen —

Ane-Marie. Ich habe noch nie 'ne Meerfrau gesehn — Sie schon Mads?

Mads. Ne —

Sören (aufopfernd). Na ja, meinetwegen können wir ja reingehn! — (Zu dem Ausrufer): Wir sind drei Personen, können wir nich' für 25 Oere reinkommen?

Der Ausrufer (mit liebenswürdiger Verneigung) Passieren Sie nur! (Wendet sich an die Menge). Nur zehn Oere!

Sören (freut sich über die gesparten fünf Oere). He, he!

Die Gesellschaft geht in das Zelt.

Mitten auf einem Tisch dadrinnen liegt die Meerfrau. Sie ist sehr mager und hat eine sehr rote Nase. Dabei ist sie tief ausgeschnitten mit vorspringenden Schlüsselbeinen, nackten, ruppigen Armen und weißen, dreiknöpfigen Handschuhen. In dem aufgelöstem Haar trägt sie Tang. Und sie endet in einem mächtigen, in die Höhe gebogenen Papiermaché-Fischschwanz, der an ein Füllhorn erinnert. Die Tischplatte ist mit Spiegelglas belegt und soll den Ozean darstellen.

Das Zelt füllt sich allmählich mit Schaulustigen. Der Ausrufer kommt herein und wird Erklärer:

Dieses einzig dastehende, wohlgelungene Exemplar aus dem Meerfrauengeschlecht, ist im vorigen Jahre am 24. Juli während eines Sturmes von der Bark Wilhelmine in der Nordsee gefangen. Sie sehen, meine Herrschaften, daß sie halb Fisch und halb Mensch ist. — —

Sören. Is sie lebendig?

Der Erklärer. Nun, ich sollte meinen, daß sie lebendig ist! (Zu der Meerfrau): Lächeln Sie, kgl. Hoheit! Und zeigen Sie gleichzeitig dem hochgeehrten Publikum, wie sie es machten, als Sie in der goldenen Zeit Ihrer Freiheit die Wogen der Meeres zertheilten!

Die Meerfrau (lächelt matt und macht einige Schwimmbewegungen).

Der Erklärer. Sie lächelt! Sie bewegt die schönen Vorderglieder! Sie denkt an —

Ein Bauer. Kann sie auch sprechen?

Der Erklärer. Der gewöhnliche Gebrauch der Sprache ist ihr allerdings versagt, mein braver Agrarier, indem sie taubstumm ist, wie der Rest ihrer nassen Brüder! Aber sie kann grunzen! Hören Sie nur!

Die Meerfrau (grunzt).

Der Erklärer. Und sie frißt ihre zehn Pfund Fisch am Tage und bringt lebende Junge zur Welt.

Ein Junggeselle. Können wir das nich' mal zu sehen bekommen?

(Gekicher.)

Der Erklärer. Nein, meine verehrten Herrschaften, das ist nicht möglich. Ihre Majestät frißt nur des Nachts und gebiert nur, wenn sie sich auf dem Meere und in Gefahr befindet.

Sören. Ihre Nase ist so rot!

Der Erklärer. Sie haben einen scharfen Blick, mein lieber Herr! Das ist aus Sehnsucht nach ihrem feuchten Element! (Zu der Meerfrau): Wollen Ihre kgl. Hoheit gefälligst ausklingeln?

Die Meerfrau (nimmt eine kleine Tischglocke, die hinter ihrem Schwanz versteckt steht und schellt damit).

Der Erklärer (begeistert). Welche Dressur! — Die Vorstellung — —

Ane-Marie. Warum hat sie Handschuhe an?

Der Erklärer (mit einer galanten Verbeugung). Edle Dame, weil ihre Schwimmhäute sonst in dem Hauch der Luft einschrumpfen und abfallen würden! — Die Vorstellung ist beendet, meine Herrschaften! Das Publikum draußen wird ungeduldig. Man stürmt die Bude! Empfehlen Sie mich gütigst Ihren geehrten Verwandten und Bekannten! — Nur zehn Oere, meine Herrschaften!

Er zieht den Vorhang vor der Zeltthür zurück und die Schaulustigen verschwinden. Die Meerfrau holt schnell eine Flasche Bier hinter ihrem Schwanz hervor und setzt sie an den Mund. — — —

— — —

Mads, Sören und Ane-Marie sitzen neben einander in einem Wirtskeller und essen.

Sie haben sich jeder eine Portion gebratenen Aal zu 20 Oere bestellt mit einer Unmenge von Kartoffeln und Schwarzbrot dazu.

Die Fenster stehen offen, und der Marktlärm erfüllt die Luft.

Fröhliche Bauern steigen die Kellertreppe hinunter und hinauf, um ihren Durst zu löschen.

Auch Mads und Sören haben ein gut Teil Spiritus hinter die Binde gegossen. Ihre Gesichter glänzen und ihre Bewegungen werden ein wenig unbeherrscht. Madsens Hände verirren sich von Zeit zu Zeit auf Ane-Mariens Körper, aber Sören nimmt keinen Anstoß davon. Er gluckst nur gutmütig:

He, he! (Der Rausch hat ihn liberal gemacht.)

Ane-Marie (sitzt regungslos zwischen den beiden und läßt sich befingern.

Nur wenn die Annährungen zu zudringlich werden, sagt sie zum Gatten wie zum Freund): Finger von der Butter!

Draußen spielen die Drehorgeln verschiedene Melodien.

Sören (der mit seinem Aal fertig ist): Woll'n wir nicht noch Einen nehmen?

Mads. Ja, — 'n Punsch!

Sören. Willst Du 'n Punsch haben, Ane?

Ane-Marie. Ne, — ich will bloß 'ne Tasse Kaffee — Finger von der Butter, Mads!

Sören (amüsiert sich). He, he! — Zum Teufel auch, Alte! Das kann Dir doch nich' schaden!

Mads (grinst). Hi, hi! (Macht einen neuen Versuch). Sie is so kitzlich.

Ane-Marie (schleudert seine Hand weg). Nimm Dich in Acht!

Sören (ruft in das Lokal hinein). Zwei Punsch und einen Kaffee!

Der Wirt. Sofort!

Der Punsch (schwarzer Kaffee mit Rum) und der Kaffee werden gebracht.

— — —

Abend.

Sören, Mads und Ane kommen in den Kaufmannsladen.

Die Männer sind jetzt ziemlich bezecht, und Ane-Marie hat sicherheitshalber Einen unter jeden Arm genommen.

Sören (mit schwerer Zunge. Wirft sich in die Brust). Woll'n Sie meinen — Wa — Wagen anspannen!

Der Ladengehülfe. Wollen Sie schon nach Hause, Sören Jeppesen?

Sören (macht eine flotte Bewegung mit dem freien Arm). I — ja! (Zu Ane.) Zum Teufel auch, was zerrst und zupfst Du so an mir? Laß mich los? (Versucht sich frei zu machen.)

Ane-Marie (ermahnend). Sören! Sören!

Mads (grinst blödsinnig.) Hi, hi, hi! (Der Arm, den Ane-Marie gepackt hat, hängt schlaff zwischen ihnen nieder. Plötzlich aber fangen die Finger an, an ihrem Bein herumzuzappeln.)

Ane-Marie (schüttelt ihn). Willst Du wohl, Mads!

Der Ladengehülfe. (Bringt Flaschen und Gläser von dem hintern Tisch herbei. Nicht noch einen kleinen Abschiedsschluck, meine Herren?

Ane-Marie (mit energischem Blick). Nein, — heute wird nicht mehr getrunken! (Setzt sich, die beiden Männer immer unterm Arm, auf eine Bank.)

Der Ladengehülfe (ruft zur Thür hinaus.) Sören Jeppesens Wagen soll angespannt werden!

Sören (auf der Bank nickt sehr bestimmt). Ja, das soll er! Ja!

Ane-Marie (zu dem Ladengehülfen.) Haben Sie die Sachen rausgetragen?

Der Ladengehülfe. Ja, Madamchen, es ist all right.

Die Männer auf der Bank rücken mehr und mehr in Selbstbeherrschung zusammen. Ane-Marie aber sitzt aufmerksam und gerade da.

Dann wird gemeldet, daß das Fuhrwerk in Ordnung ist.

Ane-Marie (schüttelt ihren Mann). Der Wagen is da, Sören!

Sören (hebt den Kopf in die Höhe). Was sagst Du Frau?

Ane-Marie. Der Wagen is da!

Sören, So is er da?

Ane-Marie schüttelt Mads, steht auf und stolziert mit ihren Kavalieren auf den Hof hinaus.

Mit Hülfe des Hausknechts gelangt man in der alten Ordnung auf die Sitze: Sören rechts, Mads links und Ane in der Mitte.

Eine brennende Laterne ist am Ende der Wagenstange befestigt.

Sören (zieht die Zügel straff). So nun geht's los.

Und man rollt durch das Thor und zur Stadt hinaus.

Auf dem Markt und in den Straßen herrscht Leben und Gedränge. Die Leute lacheu, singen und rufen. Um das Karoussel herum sind bunte Lampions aufgehängt. Vor der Bude flammen Petroleumfackeln. Und hinten bei der „Kraftprobe" wird mächtig auf den Ochsenkopf losgehämmert. Im Hotel „Harmonie" wird getanzt.

Der Wagen rasselt an der Brauerei vorüber und über die Brücke am Baumhause. Die letzte Laterne ist passiert. Man befindet sich draußen auf der Landstraße.

VI. Abteilung.

Die Rückfahrt.

Es geht im ebenen Trab. Von Zeit zu Zeit stecken die Braunen die Mäuler zusammen, schütteln jugendlich-schelmisch die Köpfe und setzen das beste Bein vor.

Sie können die „Kribbe riechen" wie es heißt.

Sören hält die Zügel getreulich mit beiden Händen. Aber sein Gesicht senkt sich tiefer und tiefer auf seine Brust herab, und es ihm platterdings unmöglich, die Augen offen zu halten. Die frische Luft hat es ihm angethan.

Auch Mads Nielsen ist total betrunken. Aber sein Kopf geht nach der entgegengesetzten Richtung. Er sinkt hinten über, seine Nase zeigt zu den Sternen empor.

Nur Ane-Marie ist ganz wach. —

Der Wagen biegt eben in einen Nebenweg ein. Die Pferde laufen langsamer. Der Weg wird schlechter. Zuletzt gehen die Pferde in Schritt über.

Ein großer, beweglicher Lichtbogen aus der Laterne vorne an der Wagenstange zeigt sich oben unter den Kronen der Weidenbäume. Die Gläser der Laterne klirren leise, hin und wieder schlägt eins der Pferde mit dem Hufeisen gegen einen Stein, so daß die Funken sprühen.

Sonst vernimmt man keinen anderen Laut in der Nacht als das langsame Knirschen der Wagenräder im Kies des Weges. —

Ane-Marie sieht auf die Hände ihres Gatten nieder. Sie liegen noch immer fest um die Zügel geschlossen. Aber irgend welche Gewalt über die Pferde hat er nicht. — Nun, die finden ihren Weg schon selber! Mads! — schläfst Du, Mads — — (Sie legt eine Hand auf seine Schulter und kneift ihn): Schläfst Du — —

Mads läßt den Kopf nach vorne sinken und öffnet die Augen.

Ane-Marie lehnt sich schwer stöhnend gegen ihn.

Mads wird mit einem Schlage ganz wach —

Sören dahingegen schlummert ruhig weiter.

Ein aufgescheuchtes Schaf bäht laut irgendwo in der Ferne, auf den öden Feldern.

VII. Abteilung.

Man ist zu Hause angelangt. Die Pferde sind in den Stall gezogen. Und der Wagen ist in den Schuppen gefahren.

Sören kommt durch die Küche in die Stube hinein, wo Mads und Ane-Marie sich eine Viertelstunde allein aufgehalten haben.

Die Lampe ist angezündet.

Sören, der durch den Schlaf und die Fahrt ein wenig erfrischt ist, zeigt auf Mads der zusammengesunken auf einem Stuhl sitzt. Is er noch immer so duhn?

Ane-Marie (im Begriff ihren Mantel abzulegen). Ja — a — das is er voll —

Sören (torkelt ein wenig). Den Satan auch, er hat doch nich' mehr und nich' weniger getrunken als ich! — Mads! — Du! — hör' mal!

Mads (den Kopf auf die Brust gesenkt, murmelt). Ich bin — duhn —

Sören (gemüthlich). Ha, ha, ha! Ja, das bist Du! — Meinst Du, daß Du nach Hause finden kannst, Mads?

Ane-Marie (blickt hastig auf).

Sören (lauter). Mads! He! Meinst Du wohl, daß Du nach Hause torkeln kannst?

Mads. Ne — e —

Sören. Was zum Teufel soll'n wir denn — (ihm kommt plötzlich ein lustiger Einfall. Geht näher an ihn heran). Hi, hi, hi! — Du kannst ja bei Ane und mir schlafen!

Mads (läßt den Kopf noch tiefer sinken).

Ane-Marie (ruhig). Was redst Du da für Unsinn, Sören?

Sören (ausgelassen lustig über seine geniale Idee). Ha, ha, ha! Wir könn'n ihn doch in der Verfassung nich wegtrollen lassen! — (Zu Mads). Du kannst gern über Nacht hier bleiben!

Mads (antwortet nicht).

Sören (schüttelt ihn kräftig). Willst Du über Nacht hier bleiben, frag' ich Dich!

Mads. Ja — a — —

Sören. Ha, ha! Dann zieh Dich aus!

Mads (fängt schweigend an, sich auszuziehen).

Ane-Marie (im Unterrock und auf Socken). Wo soll er liegen?

Sören (mit derselben Ausgelassenheit). Im Bett, natürlich, ha, ha!

Das is doch woll breit genug! (Nähert sich ihr). Dann kannst Du ja, so zu sagen mit Zweien fahren, Ane!

Ane-Marie (wendet sich ab). Sieh auf Deine Worte, Sören!

Sören (läuft ihr nach). Ha, ha, ha!

Ane-Marie (schlägt mit der Hand nach ihm). Nimm Dich in Acht!

Sören (grinsend). Verdammt und verflucht! Zu Hülfe Mads!

Mads (bis auf das Hemd entkleidet. Macht einen plötzlichen, lebhaften Angriff auf Ane). Kille, kille, kille! Sie is so kitzlich!

Ane-Marie (schlägt auch nach ihm). Seid Ihr denn schon ganz mallerig!

Sören (geht wieder auf sie los). Faß sie, Mads, — ha, ha, ha!

Mads (nähert sich ihr mit gekrümmter Hand).

Ane-Marie (ärgerlich). Jetzt laßt Ihr mich in Frieden, hört Ihr! (Setzt sich ruhig auf den Rand des Bettes und zieht Rock und Strümpfe aus. Dann in's Bett hinein!)

Sören (geht kichernd an den Tisch und bläst die Lampe aus. Wendet sich schnell um). Mads, wo bist Du, Mads!

(Keine Antwort).

Sören' (schnell auf das Bett zu —). Ne, halloh, ha, ha, ha, — Ne, das geht wirklich nich! Die Gastfreundschaft hat doch auch ne' Grenze! (Pufft Mads weg, legt sich dann wie ein zweischneidiges Schwert zwischen ihn und Ane). So duhn bin ich denn doch nich, ha, ha, ha!

Mads (murmelt).

Sören. Na, schiltst Du mich noch aus?

(Keine Antwort).

(Stille).

Sören (freut sich über seinen famosen Einfall). So hätt' Ihr Euch die Situaschon woll nich vorgestellt, ha, ha, ha?

(Keine Antwort).

(Tiefe Stille).

Sören (gähnt und reckt sich). Ach Gott ja, ja, ja! — Es ist doch 'ne anstrengende Geschichte, — so den ganzen Tag —!

(Tiefe Stille. Oben über der Decke knabbert eine Maus).

Sören (schläft ein).

Mads und Ane drehen sich noch ein paar Mal unruhig herum. — Dann schlafen auch sie ein — —

Ein Geschnarche, als würden Aeste durchgesägt. Die Maus macht sich aus dem Staube.

VIII. Abteilung.

Um 4 Uhr des Morgens.

Das Tageslicht schimmert grau durch die Fensterscheiben.

Sören richtet langsam den Kopf auf und sieht seine Schlafgenossen an. — Er muß hinaus, um die Pferde zu füttern. Aber er hat nicht recht den Mut, die

Genossen allein zu lassen: Denn die Gastfreundschaft hat ja doch 'ne Grenze! — Zum Teufel auch, die Pferde können auch die paar Stunden warten, bis sie Alle aufstehen müssen!

Und er legt sich wieder auf das Kopfkissen.

Aber dann auf einmal fängt er an, leise vor sich hin zu kichern. Er hat wieder einmal einen genialen Einfall gehabt! — Wenn er nun hinausschliche, um die Pferde zu füttern, und dann wieder hineinschliche, ohne daß Mads und Ane es merkten. Was für einen Streich er ihnen dann gespielt hätte! Sie würden sich grün und gelb ärgern, wenn sie es dann später erführen!

Er steht auf und späht vorsichtig nach beiden Seiten: Ane und Mads schlafen, daß es nur so eine Art hat! —

Sören voltigiert auf den Fußboden hinunter und zieht die Beinkleider an. Und auf bloßen Füßen schleicht er dann zur Thür hinaus, durch die Küche, nach dem Stall hinüber. — Den Vorhang vor dem Alkoven hat er sorgfältig zugezogen, damit das Tageslicht die beiden Einsamen nicht wecken soll. — —

Eine knappe halbe Stunde später kommt er zurückgeschlichen und voltigiert wieder in die warmen Kissen hinauf.

Er kann das Lachen kaum an sich halten, Mads und Ane liegen da, wie er sie verlassen hat, warm, tiefatmend im Schlaf. —

Um ½ 7 Uhr stehen sie Alle auf, und Mads Nielsen sagt Adieu und geht nach Haus.

Schluß.

Sören. Natürlich währte es nicht lange, so wußte die ganze Gemeinde, daß Mads Nielsen die Marktnacht in Sören und Ane's geräumigem Ehebett verbracht hatte. — Sören selber ist der eifrigste beim Erzählen der Geschichte. Und er kommt beinahe um vor Kichern, wenn er berichtet, wie er hinausschlich, um die Pferde zu füttern und wieder hineinschlich, während die beiden Anderen ruhig weiterschliefen: Da hab' ich sie gut angeführt! (sagt er und windet sich vor Lachen). Da hab' ich sie gut angeführt, wie? Nich? Ha, ha, ha! Sie schnarchten wie 'n Paar Rhinocerosse!

Mads. Aber wenn die Gemeindeglieder Mads treffen und in dieser Veranlassung ihren Scherz mit ihm treiben, so läßt er sie sich erst amüsieren, so lange sie Lust haben. Ja er lacht sogar oft selber mit. — Werden sie ihm aber zu dreist und unverschämt, so läßt er den Kopf einen Augenblick hängen. Aber dann geschieht es wohl, daß er ihn langsam wieder erhebt, während er ganz ruhig sagt: Ha, ha, ha! — Ja grinst ihr man, Leute! — Und Sören auch! Dabei kneift er das eine Auge zu, während das andere wie ein kleiner, listiger Stern blitzt: Aber er war ja nu doch nich da in der Stube, als er draußen war!

Japanische Landschaften.

Von **Georg Swarzenski.**

Seit den großen Meistern des Farben-Holzschnitts der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts steht etwa der bildliche Charakter fest, unter dem die japanische Kunst dem Abendlande geläufig ist. Eine Kritik dieser Kunst darf man sich gerne ersparen; denn ihrer Bedeutung ist sich heute jeder bewußt, und als bloße Kuriosität wird sie von niemand betrachtet. Das eigentlich ästhetische Problem des Japanismus ist überdies sehr schwer zu fassen und in Kürze überhaupt nicht darzustellen. Die Thatsache, daß unsere ganze moderne dekorative Kunst von der Naturauffassung der Japaner gelernt hat, erfahren wir täglich. Und wenn bei der Nachahmung meist nichts gutes herauskam, so liegt die Schuld nicht bei der japanischen Kunst, sondern beweist nur, daß es ebenso wertlos ist, Japaner nachzuahmen, wie Renaissance zu kopieren. Jedenfalls war vor wenigen Jahren ein Zeitpunkt gegeben, in dem es scheinen mußte, daß man von der japanischen Kunst mehr lernen konnte, als von der Renaissance. Das war zwar nur Schein, aber sicher ist, daß man das, was man damals suchte und brauchte, leichter und deutlicher in jenen Arbeiten des Ostens sehen und finden konnte, als in der Kunst der eigenen Vergangenheit.

Die wichtigste Vermittlerrolle spielten damals Farbenholzschnitte, Bronzen und Lackarbeiten: oft nicht einmal gerade in Meisterwerken der exotischen Kunst vertreten. Der Rendez-vous-Platz waren die letzten Weltausstellungen.

Seitdem hat sich manches geändert. Man durfte mit Stolz zu reden beginnen von den vielen Leistungen auf dekorativem Gebiete, zu denen man unter dem Einfluß des kultivierten Englands angeregt war und zu denen schließlich die konsequente Weiterbildung der Prinzipien moderner Malerei und Skulptur selbst führen mußte. Die fühlbare Notwendigkeit einer Umsetzung der Kunst in die täglichen Lebensformen schuf eine Reihe Gegenstände einer neuen Kunst, die Alle mit Genugthuung erfüllten: Laliques rauschende Paraphrasen in Gold und Edelstein, das Sakrarium Lechters, die Gesamtausstellung der Union des Arts décoratifs, die Wohnräume von Waring waren ein Stolz der Pariser Ausstellung. Trotz alledem ist es mit uns noch schlecht bestellt, und das wenige Erreichte zeigt eigentlich nur, wie wenig erreicht ist. Wer durch die Sektionen für Kunst und Kunstgewerbe der Pariser Ausstellung ging, um Kunst zu suchen, mußte das Niveau eines Bazars stets empfinden und das Gefühl der Gleichgültigkeit und Unmöglichkeit unseres Durchschnitts nicht loswerden. Trat man von dort in die Räume, vor denen das weiße

Banner mit der roten Scheibe weht, so hatte man etwa ein Gefühl, wie wenn man nach dem beängstigenden Geräusch eines Jahrmarkts an das lösende Schweigen eines Parkes des XVIII. Jahrhunderts denkt. Selbst wenn man von der modernen Malerei in die drei kleinen Säle trat, in denen die japanischen Maler ausgestellt hatten, wurde der Abstand der künstlerischen Qualität unendlich fühlbar. Dabei ist es gewiß, daß unter den ausgestellten japanischen Gemälden kaum eines die Hand einer besonders auffälligen, begnadeten Persönlichkeit verräth. Aber gerade hierin liegt das entscheidende: Euphronios, Brygos und die zahllosen unbekannten Meister griechischer Vasenbilder, die Handwerker, die die Terrakotten von Tanagra schufen, waren gewiß keine Genies. Und wenn die entscheidende That der Renaissance gegenüber dem Mittelalter nicht in der Uebernahme und Belebung antiker Dekorationen liegt, sondern in einem erhöhten Verständnis, in einem gesteigerten Feingefühl für den Organismus des Leibes und seine Stellung, ist es dennoch gewiß, daß die Renaissance auch dieses nur bei eigentlich mittelmäßigen Durchschnittsarbeiten der dem Verfall entgegeneilenden Antike lernen konnte. Wer dies sieht, den wird ein jedes Bruchstück eines römischen Sarkophages zur Bewunderung zwingen. In gleicher Bedeutung haben wir die japanischen Arbeiten zu bewundern und von ihnen zu lernen. Nur ist es nicht die Darstellung des Menschen, in der wir bei ihnen zu lernen haben, sondern die Darstellung der ganzen übrigen organischen Natur.

Wir haben wohl noch nie eine ganz objektive bildende Kunst gehabt, das heißt das letzte Ziel unserer Kunst war stets der Mensch und seine Seele. Damit ist natürlich etwas anderes gemeint als die Darstellung des Menschen in corpore. Denn als der Mensch zur Staffage herabsinken konnte, und schließlich die Niederländer erkannten, wie sehr eine solche Staffage entbehrlich sei, war bereits etwas Neues gegeben, das aber gleichfalls immer ein unmittelbarer Ausdruck menschlicher Empfindung war. Denn ob auf einem Ruysdael Menschen dargestellt sind oder nicht, das ist nur ganz nebensächlich. Diese Kunst geht dennoch stets nach der Menschenseele. Daher eben der Name Stimmung. Es giebt aber noch eine andere Weise künstlerischer Bethätigung. Jeder, der weiß, daß es außer der Landschaft einen Garten giebt, oder der ein Verhältnis zur praktischen Musik hat, wird das sofort verstehen: es ist die Kunst des Vortrags.

Auch wir, das Abendland, hatten Kunstepochen, in denen der Vortrag das meiste galt: die französische Gothik ,das Louis XV, vielleicht auch einige Meister der Frührenaissance in Italien. Aber das waren Knospen. Eine höchste, entscheidende That bedeuten diese zarten Blüten selbst für die Kunst des romanischen Abendlandes nicht. Die germanische Kunst hat sich in dieser Weise aber überhaupt nicht bemerkenswert geäußert. Dem Japaner jedoch gilt der Vortrag nicht viel, nicht das meiste, sondern alles.

Hierdurch ist auch das Verhältnis des Japaners zum künstlerischen Objekt bestimmt. Einem Künstler, der nach Ausdruck strebt, werden zwar bald die Begriffe des traditionellen Schön und Häßlich entschwinden, aber die ganze Natur kann ihm doch nur wertvoll sein, soweit sie Ausdruck seiner Empfindung ist. Er will sich in ihr verlieren und seine Seele in ihr finden. Deshalb sieht und giebt er sie als ein Allgemeines und Zusammenhängendes; er kann nicht anders. Ebenso wird einer Kunst, der der Vortrag alles bedeutet, die Einzelerscheinung das letzte und höchste bieten. Ihr wendet sich die Liebe des Künstlers ungeteilt zu; er sucht

sie, belauscht sie, studiert sie mit all ihrer Zufälligkeit und Caprice. Die künstlerische Qualität der Wiedergabe bestimmt sich für ihn nicht mehr durch den Gehalt, sondern allein durch den Vortrag. Vortrag bedeutet dann nicht etwa Technik und Virtuosität, sondern ein Stilisieren. Ein Stilisieren, das etwas anderes ist, als Typisieren.

So kam die japanische Kunst zu einem Bilderkreise, der schon in der äußerlichsten Art des Vorwurfs von allem, was bei uns Malerei und Plastik darzustellen pflegt, verschieden ist. Wenn wir den Frühling malen, geben wir Wiesen, Sträucher, Bäche, Wolken im Frühlingslichte, oder wir versuchen es mit einer Allegorie. Der Japaner giebt einen Blütenzweig. Das wird wohl immer so bleiben, auch wenn einige Neue jetzt in Japan nach dem Recepte malen, das sie in Paris gelernt haben. Denn die Kunst eines Ikirôkume kommt nicht aus Japan, sondern von Monet, die des Nakamura von L'Hermitte, die des Kuroda von Renoir. Bei andern sieht man den Einfluß Villottes und vor allem Cazins. Yoshida scheint von einem Amerikaner wie Homer Martin oder George Inneß gelernt zu haben.

Unter den in Paris ausgestellten japanischen Gemälden nahmen die in europäischer Manier etwa ein Drittel ein. Sie waren in einem besonderen Raum aufgestellt, gesondert von den übrigen. Es ist schwer zu sagen, auf welcher der beiden Gruppen mehr Talent zu finden ist. Vielleicht sogar auf der europäisierenden Seite. Aber sicher ist, daß von den Vertretern des echten einheimischen Stils eine größere Wirkung ausgeht. Diese Künstler reden eben in einer Sprache, die rein als solche auf uns wirkt, auch wenn es nichts neues ist, was sie uns sagen und die Art es zu sagen, nicht einmal besonders hervorragend. Jedenfalls bieten die japanischen Maler nichts, was uns wirklich neu wäre. Dies gilt auch besonders für die heutige japanische Kleinplastik, für ihre Bronzen, Elfenbeinarbeiten und die Keramik. Die neuen Arbeiten fallen gegenüber den alten Kunstwerken des Landes bedeutend ab. In der Keramik sind wir ihnen sogar über.

Einen neuen erstaunlichsten Eindruck japanischer Kunst geben uns die Arbeiten, die in Paris nicht in der Kunstausstellung, sondern in der Maschinenhalle untergebracht waren: Die Kunststickereien. Hier tritt zu den Qualitäten des Stils, die wir an jeder japanischen Arbeit bewundern, die unerhörteste Vollendung einer geistreichen Technik. Die Bewunderung steigert sich zur Resignation, sowie wir an unsere künstlerischen Bestrebungen denken.

Vor diesen Arbeiten muß man sehr energisch sein, um nicht allzu laut zu bewundern. Man würde zu leicht hochtrabend werden und des Rühmens kein Ende finden. Jede Seite der japanischen Begabung feiert hier ihre höchsten Triumphe. Die unbedingte Vornehmheit und Sicherheit des japanischen Geschmacks, ein immer neues, jugendliches Studieren und Entdecken der Natur, Persönlichkeit und Kultur in jeder Linie, Reichtum und Ueberraschung in jeder Farbe. Von der Technik kann man garnicht reden; sie ist das erstaunlichste, was sich denken läßt. Das Spiel des Lichtes mit allen seinen Nüancen ist noch nie von der japanischen Malerei so erstrebt und erreicht worden, wie in diesen Stickereien, und die Feinheit der Lichtwirkung kann nur mit besten, modernen europäischen Landschaften verglichen werden. Die Lokalfarben haben die Leuchtkraft von Edelsteinen: man sieht, daß Morris Recht hatte, wenn er mit dem technischen Prozeß des Färbens seine Reform der Textilkunst begann. Daß die Ausführung meisterhaft ist, versteht sich bei japanischen Arbeiten von selbst; daß begabte Menschen die Ausdauer zu der Fertigstellung solcher Kunstwerke haben, begreift man nur, wenn man sich den Geist dieser

Technik klar macht. An manchen Stücken wurde vier Jahre gearbeitet! Und Vorwürfe, deren Ausführung einen solchen Aufwand an Fleiß rechtfertigt, findet der Japaner ja leicht.

Es sind dieselben Darstellungen, die auch der japanische Maler und Xylograph ausführt, ohne daß deswegen die stilistische Unmöglichkeit entsteht, die bei uns herauskommt, wenn man aus einem Bilde eine Stickerei macht. Man sieht, wie wenig alles theoretisieren nützt! Vor unseren weisen Stilgesetzen könnten die meisten dieser japanischen Stickereien gar nicht bestehen. Aber sie haben viel mehr Stil, als unsere modernen Textilien; schon deshalb, weil man hinter ihnen niemals stilistische Kanzelreden ahnt! Deshalb sind sie auch nicht einseitig und werden niemals langweilig.

Man kann über japanische Kunst nicht so schreiben, wie über europäische. Es versagt sogleich die stoffliche Einteilungsweise, die wir gewohnt sind. Denn jedes Figurenbild der Japaner hat etwas vom Genre, jedes Naturstück etwas vom Stillleben.

Unter den Stickereien treten die Darstellungen mit menschlichen Figuren sehr zurück. Abgesehen von religiösen und historischen Stoffen in archaischer Weise erinnere ich mich da eines großen Paravents, dessen goldgefärbter Stoff mit solch einer Masse kleiner hastender aufgeregter Menschen in bunten Kleidern besät war, etwa in der Art, wie sie — nur ohne Farben! — schon die Holzschnitte Moronobus gaben. So etwas wirkt auf uns grotesk; nicht etwa weil es fremdartig ist, sondern deshalb, weil in Wahrheit das Zusammensein vieler Menschen stets sehr grotesk ist. Nur können wir nicht so scharf beobachten wie die Japaner, sondern müssen alle mit einander — auch die Naturalisten! Ausnahmen, wie Toulouse-Lautrec oder Strathmann sind bei uns ja ganz anormale Leute — immer etwas typisieren. Das merkt der Amateurphotograph, wenn er Momentaufnahmen macht. Aus sehr begreiflichen Gründen fehlt unter den Stickereien fast vollständig die Darstellung des Menschen als Einzelerscheinung, sowohl in der charakteristischen als in der sentimentalen Auffassung. Bei dem fast lebensgroßen Brustbild eines Mädchens unter blühenden Bäumen imponiert nur die Technik der Nadel. Allzusehr hat ja die japanische Kunst den lebenden Menschen überhaupt nicht bevorzugt, und ein eigentliches japanisches Porträt giebt es kaum. Bezeichnend ist hierfür, daß selbst unter den japanischen Gemälden der europäischen Schule auf der Pariser Ausstellung nur ein einziges Porträt zu finden war: dieses Bild von Okada genügt den Ansprüchen, die man bei uns an eine ordentliche Durchschnittsleistung stellt. Daß aber der japanischen Kunst das Porträt wesensfremd ist, hat natürlich seinen Grund nicht in einem fehlenden Verständnis für die Persönlichkeit. Vielmehr liegt es so, daß diese Kunst dem Menschen in seiner normalen, gesellschaftlichen Erscheinung oder als ausgebildetem, sicheren Charakter wenig Interesse entgegen bringt. Sie sucht im Menschen den seltenen, extatischen Moment, den Aufschrei, das Aufspringen, das Aufeinanderprallen. Man erinnere sich der Kakhemonos mit jenen leidenschaftlichen Duellen, die auf uns ähnlich wirken, wie wenn der Japaner einen lauernden Tiger in einer Fushi-Landschaft giebt. Wenn wir Leidenschaften darstellen, läuft es immer auf die Darstellung von Charakteren, von Stagnationen heraus; wir suchen das Gehaltene. Der Japaner hält den Moment fest, wo das Gewaltsame der Natur alles Zuständliche im Menschen sprengt. Dabei vereinigt sich das dämonische und das rührende mit dem grotesken, wie auf einem Hieronymus-

Bosch. Man muß die Sadha Yakko auf der Bühne sehen, um das ganz zu begreifen.

Das Zuständliche findet die japanische Kunst nicht im Menschen, sondern in der ganzen übrigen organischen Natur. In ihrer Wiedergabe bot sie uns ihr bestes und hierin wurde sie unsere Lehrmeisterin. Die ganzen Fähigkeiten der japanischen Künstler, ihre unerhörte Beobachtungsgabe, ihr Instinkt für das Charakteristische, ihre Kunst des Vortrages und ihre erstaunliche Fingerfertigkeit haben sich auf diesem Gebiete am energischsten erprobt. Das beweist ihre Keramik, ihre Metallurgie, fast jedes Stück, dem der Japaner eine Dekoration giebt.

Die Stickereien der Japaner fallen größtenteils nicht unter die kuriose Kategorie unserer „angewandten“ Kunst. Nur einige dienen als Paravents, was ja nichts anderes bedeutet, als ein Bild, das nicht an der Wand hängt, sondern aufgestellt ist, und Kitarka hat solch ein prachtvolles Gewandstück ausgestellt, auf das ganz Europa neidisch wäre, wenn man bei uns es tragen dürfte. Stahlblaue Seide mit schwerem, an den Rändern kokett hervorschauenden, ziegelroten Futter; außen ein Schwarm von Vögeln, die unteren stehend, die oberen im Fluge; Alle nur schwarz und weiß, mit wenigen roten Accenten. Die übrigen Stickereien sind Kunstwerke, die ganz wie ein Gemälde oder eine Skulptur nur sich selbst geben wollen, ohne ihre Existenzberechtigung aus irgend einem Gebrauchszweck abzuleiten. So ist es gesund und ehrlich.

Um etwas Methode in die Willkür der Auswahl zu bringen, die man all dem Reichtum und all der Herrlichkeit gegenüber notwendig treffen muß, beginnen wir mit den Arbeiten, in deren Vorwürfen ein einzelnes Stück Natur ganz als Sondererscheinung aufgefaßt, als gegenständlich interessant den Inhalt bildet.

Eines der führenden Ateliers für Kunststickerei ist das von S. Jida in Kioto. Die vornehmste Arbeit der ganzen Ausstellung ging aus ihm hervor: ein kleines Stück, etwa einen Quadratmeter messend, ein tief leuchtender schwarzer Seidenstoff mit hell-blauen Glyzinien, die von oben herabfallen. Hier erweist sich die Tradition der japanischen Kunst in ihrer unbedingten Meisterhaftigkeit; die Kritik versagt vollkommen; man weiß nicht, was man bewundern soll. Die Wiedergabe dieser Glyzinien scheint so greifbar, real, stofflich massiv und ist dabei doch so diskret und delikat! Und wie wirkt der geheimnisvolle Grund der schwarzen Seide, der eigentlich alle Realität negiert und der zugleich durch die Consistenz des Gewebes, eine erstaunliche koloristische Potenz wird! Meisterwerke von Jida sind noch zwei große Paravents, der eine mit blühenden Magnolienzweigen, der andere mit Hortensien, auf denen zwei Pfauen stehen. Die zarten Hortensien sind zu einem orgiastischen Blumenmeer geworden; sie leuchten und blenden, als schiene eine südliche Mittagssonne auf sie. Sie hinterlassen eine Farbenerscheinung von schimmerndem hell-rosa, blinkendem gelb-weiß und saftigem Grün.

Der bekannteste Meister neben Jida ist Nishimura. Eine Arbeit ähnlicher Art sind seine Heckenrosen. Man bewundert da am meisten die Kunst, mit der diese Zweige mit ihren Blättern und Blüthen, wie von einem leisen Winde durchweht, auf den matten gelblichen Grund hingelegt sind. Eine feinste, vorübergehende Bewegung ist hier fest gehalten; aber man sieht sogleich, was wir hier bewundern, ist etwas anderes als die Kunst des momentanen Erfassens im Sinne mancher unserer modernen Maler. Ein Jahrhunderte langes Studium der einheimischen Flora und Tierwelt machte die Japaner nicht nur zu Beobachtern, sondern zu

Morphologen. Deshalb empfinden wir in ihren flüchtigsten Skizzen und in ihrem sorgsamsten Detail stets etwas von der bildenden Kraft der Natur, von dem unbewußten Schaffen der Form. Suveränes Leben. Mit unseren üblichen Begriffen vom Naturalismus und Stilisieren können wir da gar nichts mehr anfangen.

Das Pflanzenstück mit dem kühnsten, gesteigertsten Kolorismus hat Bentenkaisha ausgestellt: ein goldener Brokatstoff von ganz orientalischer Pracht; darauf im unteren Teile große Magnolien, im oberen ein rauschendes Gewoge von Kirsch- und Mandelblüten. Das Material, in der die Arbeit ausgeführt ist, die Seide, giebt den zartesten Farben die notwendige reflektierende, metallische Leuchtkraft, daß sie nicht von dem Golde des Brokatstoffes erdrückt werden. Dieser Stoff selbst ist mit einem feinen Ornamentmuster belebt, der das Spiel der Lichtwirkung auf dem Golde dämpft und verfeinert. Eine ganze Reihe kleiner Kabinettstücke, Stillleben, Tiere oder Pflanzen auf einem Uni-Grund hatte Tanaka ausgestellt. Das beste ist eine bunte Hühnerfamilie auf dunkelblauer Seide. Kobyashi giebt einen schleichenden, schneeweißen Iltis auf gelbem Grunde. Weiß bedeutet in der japanischen Stickerei nicht die Farbe der Kreide oder des Papiers, sondern den Glanz des Kristalls, des Silbers oder des Wassertropfens. —

Der Japaner kennt eine Art der landschaftlichen Auffassung, die sich nur wenig vom Stillleben unterscheidet. Aehnlich wie auf der Landschaft eines Giorgione ideale Menschen im Mittelpunkte stehen — das eine gleichsam ein symbolischer Ausdruck für das andere —, stellen die Japaner eine einzelne Naturerscheinung, eine Pflanze, einen Baum, ein Tier in den Mittelpunkt, dem gegenüber die übrige, eigentliche Landschaft als ein allgemeiner Stimmungshintergrund zurücktritt. So gehen bei ihnen unsere Kategorien der Landschaft und des Stilllebens ineinander über. Dies betrifft aber nicht nur die objektive Art des Vorwurfs, sondern führte auch zu stilistischen, ästhetischen Konsequenzen. Der bestimmende Unterschied von Stillleben und Landschaft liegt wohl darin, daß im Stillleben ein Stück Natur als Sondererscheinung aus seiner natürlichen Umgebung herausgenommen ist. Es wird vor einen neutralen Hintergrund gestellt, der nur als koloristische Fläche wirken soll. So liegt der Fall bei den Arbeiten, die wir eben nannten. Der Japaner geht aber weiter. Er stellt gerne auch einen ganzen, größeren Naturkomplex vor einen solchen, vom Standpunkt der Natürlichkeit aus, willkürlichen Farbengrund: er behandelt Landschaften als Stillleben. Die Darstellungen des Fushi sind hierfür das kühnste und instruktivste Beispiel. Hiermit war ein stilisierendes Element von ganz zwingender Kraft in die Landschaftsmalerei gebracht. Nicht die Stilisierung der Linie, sondern eine Stilisierung, die wenigstens mit Bewußtheit von unserer modernen Malerei sehr selten geübt wird: die Stilisierung der Farbe. Worauf es hier ankommt, sieht man sofort, wenn man etwa an unsere Schwarz-Weiß-Kunst denkt, oder an die alte Technik der weißen Tuschzeichnung auf farbigem Grunde. Denn Schwarz und Weiß sind nicht bloß negative Werte, die die Farbe verneinen, sondern zugleich die höchste, letzte, bannende Steigerung der Farbe im Lichte und Schatten. Aus diesem Grunde kam gerade der Lichtmaler Rembrandt zur modernen Malerradierung; den Gegenpunkt bildet der Holzschnitt und Kupferstich Dürers. Etwas von dieser stilisierenden Farbenauffassung, von dieser abstrakten Steigerung der farbigen Erscheinung zur konzentriertesten Licht- und Schattenwirkung zeigt die ganze japanische Landschaftsmalerei. Man braucht da nicht nur an die merkwürdige Bevorzugung der accentuierten Malerei

in Schwarz und Weiß zu denken. Auch die zarte, ruhige, geschlossene Farbenlandschaft der Japaner zeigt diesen Grundzug. Immer wird das Bild auf eine sehr allgemeine, typische Farbenerscheinung gestimmt, in der das Einzelne nicht durch die Kraft des Lokaltons sondern nur als Nüance der Lichtwirkung schwach hervortritt: Gelbes Wasser, braune Erde, bräunlicher Dunst, graue Berge. Das ist etwas anderes als unser Freilicht oder unser vereinigendes Binnenlicht, das die Lokalfarben aufsaugt. Es deckt sich eher mit einer sehr verfeinerten Technik des en camayeu. Deshalb kann der Japaner vor einen solchen matten, verblasenen Gesammtton, mitten in ein solches nebelhaftes Landschaftsgebilde einen Obstbaum hineinstellen mit den leuchtendsten rosaroten Blüten, oder ein Nadelholz mit dem tiefsten, sattesten Grün, oder ein Mädchen in bunten Kleidern, oder einen Vogel im glühenden Glanz seines Gefieders. Es handelt sich in der japanischen Landschaftsmalerei trotz aller Harmonie fast nie um eine geschlossene, wirklich einheitliche Gesammtheit, sondern um einzelne Naturerscheinungen, und stets dürfen wir von einem Hintergrund im unmodernen oder unmöglichen Sinne sprechen, vor dem diese Einzelheiten der Natur — Stillleben! — stehen; ob dieser Hintergrund Berge, Wolken, Bäume und Sträucher zeigt, oder nicht, ist ganz nebensächlich. So dürfen es die japanischen Maler auch wagen, mitten in einer sonst ganz naturalistischen Landschaft den Goldgrund zu bringen. Man bedenke: diese Kunst und byzantinische Mosaiken oder russische Ikonen!

Die Stilisierung der Farben ist ein Charakteristikum der gesammten japanischen Landschaftsmalerei. Aber dieselbe landschaftliche Auffassung ergab in der Technik der Stickerei Effekte, die der Malerei selbst fremd blieben. Iida bestickt den untersten Teil eines großen dunkelblauen Seidenstoffes mit einer weiten, flachen Flußlandschaft, die sich gegen den Grund hin bald verliert. An der Seite Mumebaum und Pfau. Ein gemalter blauer Grund würde rein dekorativ wirken. Aber in der Stickerei ergiebt das Material, das tiefe Blau der glänzenden Seide, ein breites, reflektierendes Lichtspiel, das die Illusion einer warmen Mitternachtslandschaft erweckt. Aehnlich führt Tanaka auf einer großen Arbeit nur einen schmalen, vortretenden Wiesenstrich, einen Baum und zwei weiße Sumpfvögel in der Stickerei aus; das übrige, bei weitem der größte Teil des gesammten Stückes, ist der leere Grund einer merkwürdigen gelblich-olivfarbenen Seide. Dieser Grund wirkt hier nothwendig im Vordergrund als Seewasser, im Hintergrund als Himmel. Die Sicherheit der Charakteristik in dem kleinen, wirklich ausgeführten Teile nöthigt ihm diese Wirkung ab; sein merkwürdiger Farbenton giebt aber mit gleicher Nothwendigkeit dem ganzen Bilde einen bestimmten, atmosphärischen Stimmungsgehalt. Wir würden sagen: vor dem Gewitter.

In der Stilisierung der Farben auf Schwarz und Weiß wurde die japanische Malerei allein dem Ideale gerecht, das das Ziel und die Voraussetzung unserer gesammten modernen Landschaftsmalerei ist: die unbedingte, überzeugende Einheit des Lichtes. Daß unter den Textilien Schwarz-Weiß-Stücke sehr häufig sind, ist nicht überraschend, da hier das Material dem delikaten Effekt solcher Arbeiten einen besonderen, höchsten Glanz geben mußte. Man beobachtet da mehr, als in der Malerei die Tendenz, den Vorwurf der gegebenen Farbenstimmung der Ausführung anzupassen. Es sollen die beiden Töne, die ursprünglich die höchste Stilisierung aller Farbe bedeuten, naturalistisch wirken: Regenwetter, klare Wasserflächen in greller, kalter Beleuchtung, weiße Kraniche, Winter, Schnee und Eis-

hungrige Raben! In dieser Weise hatte Nishimura eine ungeheure „Seide" ausgestellt — etwa drei Quadratmeter messend! — mit einer Gebirgslandschaft im Regen. Der Regen prävaliert, die Berge ahnt man, im Vordergrund sieht man kahle Trauerweiden. Intimere Meisterwerke dieser Art sind zwei Arbeiten von Yida. Ein hoher, steiler Wasserfall, gegen den ein Fisch emporschnellt, und wieder ein Regenstück: Der Wind treibt den Regen in langen schrägen Fäden über die ganze Bildfläche; oben bricht das kalte, weiße Licht am intensivsten durch, unten Schilf, Teich und das geängstigte Heer der Wasservögel. Ein erstaunliches Stück Natur.

In solchen Schwarz-Weiß-Stücken wurde die japanische Landschaft allein naturalistisch. Sie wurde es, wenn sie bewußt einen Vorwurf wählte, dessen natürliche Erscheinung diesem Ausdrucksmittel entsprach. Aber das sind Ausnahmen. Die echte japanische Landschaftsmalerei ist prinzipiell nicht naturalistisch, sondern dekorativ. Sie hat nicht die Tendenz, einen größeren, einheitlichen Naturkomplex in dem Zauber seiner unbedingt wirklichen Erscheinung, mit den Einwirkungen der Luft und Temperatur, der perspektivischen Treue in der Raumwiedergabe, vor Augen zu führen.

Eine bedeutende kunstgeschichtliche Stellung kommt der modernen japanischen Kunststickerei nun deshalb zu, weil sie eine solche landschaftliche Auffassung zuerst der japanischen Kunst brachte. Denn die japanische Landschaftsmalerei selbst kannte und kennt dieses Ziel nicht; die Neuen, die die abendländische Manier kopieren, stehen nicht auf dem Boden dieser Kunst und kommen deshalb nicht in Betracht. Es liegt aber die Frage nahe, ob nicht die gestickten japanischen Landschaften selbst zu dieser, der japanischen Kunst neuen Naturauffassung von Europa angeregt wurden. Aber das scheint nicht der Fall zu sein. Diese Landschaften sind so objektiv, daß man keinerlei bestimmte Beziehung zu einer der Strömungen unserer modernen Malerei findet. Thatsache ist nur, daß aus ihnen eine Naturauffassung spricht, die der unsrigen adäquat ist und daß in ihnen auf künstlerische Qualitäten Wert gelegt ist, die der japanischen Malerei selbst stets fern lagen: Einheitlichkeit der Lichtwirkung, naturalistische Beeinflussung der Valeurs durch das Licht, Consequenz in der perspektivischen Durchführung, bereits im Vorwurf eine wirkliche landschaftliche Empfindung, die das Interesse an den auffälligen Einzelheiten zu Gunsten eines getreuen, objektiven Gesammtbildes unterdrückt. Merkwürdig bleibt es immerhin, daß diese neue Naturauffassung in Japan zuerst in den Stickereien durchbricht, und nicht in der Malerei selbst. Vielleicht liegt der Grund darin, daß die japanischen Maler, die so modern zu sehen verstanden, ihr künstlerisches Gewissen in der Adoption unserer europäischen Malerei befriedigen konnten, während es doch auch dem modernsten japanischen Textilkünstler nie einfallen könnte, unsere Textilien zu imitieren! Auch mußte naturgemäß eine Technik, die rein als solche so schwierig und mühsam ist, wie die Stickerei, die Tradition besser bewahren als die Malerei. So kam es, daß die gestickten Landschaften der Japaner zwar modern gesehen sind, aber doch japanisch blieben, die japanischen Maler aber entweder unmodern blieben oder aufhörten japanisch zu sein. Das Wesen der Technik hat jedenfalls in der Entstehungsgeschichte dieser jüngsten Phase der japanischen Landschaft eine wichtige Rolle gespielt. Denn das ist sicher, daß noch kein Maler, auch unsere besten Naturalisten nicht, eine solche Wirklichkeitstäuschung, eine so schlagende Illusion in der Wiedergabe der Natur erreicht hat, wie diese gestickten Landschaften der Japaner. So unwahrscheinlich es klingen mag, die Technik und das Material der

Stickerei ergiebt Mittel, die diese Kunst einem solchen Ideale näher führen, als die Malerei. Die Japaner wissen was Technik ist, und haben Stil: eine wirklich naturalistische Landschaft haben sie niemals malen gewollt oder in ihren Malereien zu geben vermeint.

Diese gestickten „naturalistischen" Landschaften sind allerdings die unglaublichste technische Leistung, die sich denken läßt. Wenn man sich klar macht, daß das, was man da sieht, gestickt ist, dauert es oft eine Weile, bis man das Staunen über die Virtuosität verloren hat, und zu dem eigentlich künstlerischen Eindruck kommt. Yuzembou stellt eine Herbstlandschaft aus: Ein Bergabhang dicht mit hohem Laubwald bewachsen. Das intensive Ausbrechen der Farben im Herbste, dieses letzte Auflodern vor dem Winterschlafe der Natur, das diese Skala vom erdigen Rotbraun zum glühenden Gelb bedeutet, ist noch nie von der japanischen Malerei so eindringlich und wahr gegeben worden, wie in dieser Stickerei. Nishimura stickt Wolken, durch die der Mond bricht. Ein immenses Himmelsbild, großartig gesehen und in der Ausführung überzeugend, wie jene Aufnahme des nächtlichen Himmels, die man jetzt auf den meteorologischen Stationen macht. Nishimuras Atelier erweist sich überhaupt als das vielseitigste. Zart und stimmungsvoll ist eine „Abenddämmerung". Eine ganz flache, stille Flußebene; vorne macht der breite Fluß eine Biegung und am rechten Ufer steht matt beleuchtet eine blühende Baumpflanzung. Dünnes bläuliches und silbergraues Licht liegt darüber. Sieht man weiter seinen Ententeich, so wird einem klar, daß der japanische Pinsel noch nie die Abstufungen des Lichts in den Nüancen der Farbe von der bewegten Wasserfläche bis herauf zum Himmel so fein und naturwahr durchgeführt hat, wie hier die Nadel. Wenn die Maler so etwas gaben, geschah es immer auf Kosten der Farbe; Wasser und Himmel wurden da ein Hintergrund, die Enten ein Stück Genre! Nishimura hatte noch einen ganz kleinen, vierteiligen Miniaturparavent ausgestellt: die vier Jahreszeiten, — eine jede durch eine charakteristische Landschaft vertreten. Die Charakteristik ist diskret; man staunt, wie die Japaner auch in so etwas nicht trivial und sentimental werden. Von Iiba nenne ich nur eine Seelandschaft mit schwimmenden bunten Wildenten. Den Reichtum und die Ueppigkeit der Natur liebt Yazima. Wir finden bei ihm wieder die schweren Glyzinien, die am Ufer eines tiefen Gewässers blühen und sich zum Wasserspiegel herabsenken. Auf einer anderen Wasserlandschaft mit Schilf bewundert man vor allem die Ausführung der Vegetation des tiefen grünen Wiesenstreifs am Ufer. Wie sehr die Meister der gestickten Landschaft in Japan landschaftlich zu sehen gelernt haben, beweist Tanaka. Er legt seine Landschaften so groß und frei an, wie wenige Japaner. Als den Höhepunkt virtuosen Könnens nenne ich zum Schluß eine Arbeit von Kobayashi: ein kleiner Bergbach fällt über eine steinige Einsenkung zwischen bewaldeten Abhängen herab. Wir sprechen nicht von den Wäldern, das sahen wir auch bei anderen. Aber wie dieses kristallhelle Wasser springt und sich kräuselt, das ist unerhört .... Wir wollten keinen Katalog geben, sondern nur auf die Bedeutung dieser Arbeiten hinweisen: An der japanischen Malerei bewundern wir in erster Linie immer nur die Durchbildung der natürlichen Form, d. h. in erster Linie Zeichnung. An der Farbe bewundern wir nur den dekorativen Geschmack. In diesen Stickereien kommt aber zu der Durchbildung der natürlichen Form eine gleiche Durchbildung und Durchführung der natürlichen Farbe. Wir sind solche Verehrer der Malerei, daß es uns kaum denkbar erscheint, daß eine Technik

wie die Stickerei einer gesammten Kunst etwas so durchgreifend Neues bringen kann. Aber vor den Arbeiten, die wir eben nannten, sieht man, daß in der That die Malerei das, was wir hier bewunderten, nicht erreichen kann; es sind ihr Wirkungen versagt, die dort allein schon das Material ergiebt. Es ist abzuwarten, wie sich die moderne japanische Malerei damit abfinden wird.

Tod und Muse.

Dem Andenken Böcklins.

Von Ricarda Huch.

Ein Garten, im Hintergrunde eine Freitreppe mit Hausthor.

Die Muse

(kommt die Freitreppe hinunter, durchwandelt den Garten und liest Früchte auf).

Was für ein trunkner Herbsthauch weht dich an,
Mein Garten, diese Nacht, daß deine Früchte
Reif, golden, satt, von starken Säften schwer,
Vom Ast sich lösen und ins feuchte Schwarz
Der Erde sinken? Ja, es scheint — so sehr
Neigt dunkler Sehnsucht Kraft heut die Natur —
Als senkte sich der überreife Mond,
Von Balsam schwellend, auf die ird'schen Hügel.

Nun sammelt sich Gewölk; geduckt und still,
Ein heimlich Volk, schleichts an dem Glanzmeer hin,
Und überschattets. Das Gestirn erbleicht.

O Leben unter diesem Wandelmond
Voll Schönheit und voll Thränen. Niemals weinte
Dies Auge mein; durch immergleiche Kraft
Des Götterherzens nur, das in mir schlägt,
Erglänzt's in feuchten Strahlen. Denn die Welt
Empfang ich als Gesang in meiner Brust,
Und mächtig rollt das wundervolle Lied
In tiefem Purpurstrom von meiner Lippe.
Doch stets voll Unruh irrt der bange Mensch

Durch Labyrinthe, zweifelt, hofft — und jammert
In die zerrissnen Töne, die er faßt.

Der Himmel auch ist unruhvoll bewegt:
Es scheint, als jagten die erschreckten Wolken
Vor Stürmen her. Hier unten bleibt es still.

Der Tod

(erscheint an der Gartenpforte und versucht vergebens zu öffnen).

Wer wohnt so Starker, daß sein Thor vor mir nicht weicht
In diesem Garten? Oeffne mir, du Herrscherin!
Ich bin der Einsame, der sehnsuchtvolle Gott,
Der unterirdische, verführerische,
Geliebteste der Seelen.

Die Muse.

Komm herein.
Du bist ein Gott und zwangest nicht die Thür,
Die Kinder, kaum zu eigenem Laufe kühn,
Mit winz'ger Hand sich aufthun? Schau sie dort,
Ins Wiesenbunt geschmiegt, im Schlafe rosig,
Unschuldig, friedlich, lieb- und wonnevoll,
Wie Anemonen!

Der Tod.

Nicht euch Süßen, Spielenden
Begehr ich heute. Laß mich in des Meisters Haus.

Die Muse.

Zurück! Naht' ich doch, seine Muse, mich
Des Müden Kissen heute nicht wie sonst
Als Freundin. Unerwünscht —, ein Eindringling,
Stand ich beiseit, entlassnen Dienern gleich,
Die der nicht mehr begehrten Treue Sold
In starren Händen halten. In das Dunkel
Des Schlafgemachs malt ich Musik. Doch er
Sank in die Wiege meiner Träume nicht
Mit seiner Seele; Schweigen winkt er mir
Wie eines Bettlers närrischem Geleier
Und horchte groß an mir vorbei. Wenn sonst
Ich ungesehn an seine Schulter trat
Und mein ambrosisch Athmen ihn berührte,
Hob er aus bängster Oede siegergleich
Das selge Haupt. — Weh mir, ein andrer steht
Zu Häupten seines Betts, ich weiß nicht wer!
Es war ein schaudernd kaltes Wehn um ihn,
Und eine fremde, große, starke Nähe
Drang auf mich ein, die ich nicht nennen kann.
Sie ist auch hier, die namenlose Macht,
Und füllt den Raum; es schwinden da und dort
Vor ihr Gebüsch und Bäume fern fern weg
Und etwas kommt herbei . . .

Der Tod.

Gekommen ist der Tod.

Die Muse

(nach einer großen Pause).

Du bist der Tod. Willkommen, Fremdling. Mir,
Der Himmlischen, graut nicht vor dir. Dein Auge
Und deine Stimme ziehn mich lockend an.
Schwermüt'ger, ruh dich aus in unserm Garten
Des Lebens.

Der Tod.

Wenn ich weitergehe, lebt nichts mehr.

Die Muse.

Hier ist nichts Sterbliches. Sieh her! Du kamst
Die grauen Pfade zwischen Mauern her,
Worüber silbergrau ein Oelbaum wohl
Und schmale Blütenzweige nicken. Nun,
Durch unscheinbares überwachsenes Thor
Von draußen abgetrennt, quillt hier das All.
Des Veilchens Duft, der thränenschwere Hauch
Der ersten Tauluft, feuchter Stürme Sausen,
Und wie die Sonne ihren Scharlachmantel
Durch die Cypressen schleppt, wie Liebe sich
Schwarzgrünen Epheu flechtet ins Gelock
Und schwärmt und rast und weint — das volle Leben!
Du siehst dort hinten das beseelte Meer,
Das liebentzündet seine Phantasien
In schimmernden Geschöpfen fabelhaft
Entrollt.

Der Tod.

Ein Paradies.

Die Muse.

Und darum dir
Verschlossen. Weide deinen dunkeln Blick
Am schönen Bild des Lebens und entsage.

Der Tod.

Was irdisch lebt ist mein; ein ahnungsvoller Drang
Zieht alles Blut in meiner Höhle stillen Raum.
Ein unabsehbar, sternengleich zahlloses Heer
Schlürft, innig dürstend, meinen Wonnetrunk der Tiefe.
Die Erstlinge der überschwänglichen Natur,
Furchtbar und wundervoll, ein Urgeschlecht von Riesen,
Im Schaffenswonnetaumel ausgeborne Form,
Unüberwindliche, nicht alternde — dann Menschen,
Besinnungslose, ohne Schönheit, mit dem Raubtier
Um Erdenherrschaft kämpfende, und Fürstensöhne,
In Schätzen, uralt sichern, lässig schwelgende —
Sie alle weiden feiernd meine blasse Flur.

Die Muse.

Die Sklaven der Natur und deine. Hier
Begegnet dir ein Herrscher, frei, sein eigen.
Sein Geist erschafft im Augenblicke ganz
Was die Natur äonenweise bildet.
Vergangnes, Fernstes und Unmögliches
Beherrscht er, Ahnungen der heißen Jugend
Erfüllt er und entzückte Weissagung.
Aus Wald und Quell und vom Gebirge nieder
Steigt ihm befreundet eine Götterschaar
Und reicht dem Ebenbürtigen die Hand.
Der so mit Unvergänglichkeit gerüstet,
Wie tastest du den Großen an?

Der Tod.

Er ist ein Mensch.
Du die mit reinen Augen anschaut und genießt
Kennst nur sein Werk, nicht seiner bösen Stunden Qual
Noch seiner wilden Wonne. Tief im Abgrund wurzeln,
Fern deiner Macht, die Feuerblumen seines Geistes,
Wo heiß des lohen Blutes Quell entspringt und oft
Die Brust erschüttert, ewig brandend unterwühlt.
Ein unauslöschlich Heimweh zieht das Blut zurück
Stets in die Gründe, draus es lebend aufgerauscht —
Dort aber streckt mein unermeßlich Reich sich hin.
Ich komme nicht aus eigener Begier: er rief
Mich an.

Die Muse.

Er habe dir gerufen? Weh!

Der Tod.

Ich saß auf feuchtem Stein am trauernden Gewässer,
Mich spiegelnd in dem unergründlichen, und harfte
Und sang im Traum. Da schwoll sein starker Ruf zu mir,
Inbrünstig mich beschwörend. Diesem Tone folgt ich,
Der, meiner Wege mächtig, eindrang in mein Haus,
Und kam hierher. Laß mich vorbei in sein Gemach,
Denn eh der Morgen schaudert will ich heim gelangen.
Dort reich ich ihm die Schale voll von dunkler Glut,
Bis seiner Seele Todestrunkenheit gestillt
Und sie in Fülle endlich flammend untertaucht.

(Er geht über die Treppe ins Haus.)

Die Muse.

Das war es, das, was nie mein Herz verstand,
Der unerhörte Ton, dem er oft lauschte,
Die Ferne, dran sein Aug abirrend hing,
Die Sehnsucht die ihn hinriß. Welch Geheimnis!
Im jähen Drang zu opfern, wirfst du selbst
Dich hin; o Freund, die Krone nimmst du dir,
Die glänzende, vom Haupt und steigst vom Throne

Hinab ins Unsichtbare. Langsam löst
Die Hand des Herrschers sich, und seine Welt,
Der schöne warme Stern, der drin geruht
Erlischt im Sturze.
Wer morgen dieses Wegs kommt findet nichts
Als ein gefällig Stückchen Menschengarten
Mit Beet und Busch geziert und Wasserkünsten;
Das Wunder ist dahin. Sein Geist entzaubert
Die Traumgeberde der Natur nicht mehr
Und kündet ihrer Seele wildes Blühen
Den Blinden. Seiner wunderthät'gen Hand
Entsank der Zauberstab. Doch lange Jahre
Verschwendete sie königlich ins Volk
Den edlen Reichthum. Diese Schönheit bleibt
Und schwillt, ein heilger Strom, ins Land des Lebens.

Rundschau.

Die großen Toten.

> Starken Herzens, stillen Blickes
> Teilt' er Licht und Schatten aus —
> Meister jeglichen Geschickes
> Schloß gelassen er das Haus.
>
> Gottfried Keller an Böcklin.

Der Tod großer Männer kann mannigfache Folgen haben. Die unentbehrlichste und doch überflüssigste ist der Nekrolog. Unsere Zeitungen, die ihre Existenz im Aktuellen haben, halten Nekrologe bei ernstlichen Krankheiten großer Männer vorrätig. Sie bringen sie in der Reihenfolge, daß zuerst eine Art feierliches, litterarisches Denkmal errichtet wird, worauf noch einige Wochen lang die Anekdoten kommen. Das meiste davon stimmt nicht, aber man hat es nun wenigstens gebracht. Es giebt wenige Ausnahmen, wie jenen väterlichen Berliner Redakteur, der, sobald ein großer Mann starb, seinen drängenden Mitarbeitern antwortete: Der steht uns viel zu hoch, viel zu hoch, das hat Zeit bis nächste Woche, nächste Woche, nächste Woche . . . Und so verklingt das Wort, in Murmeln übergehend, verklingt in die Nachdenksamkeit seines Alters. Aber das Prinzip der nächsten Woche ist bei den Meisten verpönt, und es geschieht jedesmal, daß ein eifriger Leser in sämtlichen Journalen, die er abonniert, gleichzeitig entsprechend viel Nekrologe hinnehmen muß, was ihn in eine begreifliche Aufregung über die Impertinenz des Todes versetzen kann. Man könnte mit dieser Unsitte wirklich brechen. Ganz habe ich noch nicht den Mut dazu — es sieht zu pietätlos aus — aber ich möchte es in anderer Form machen. Ich will vier große Tote in Wahlverwandtschaften bringen und, wenn es erlaubt ist, eine Stufenfolge ihres Glückes konstruieren — eine Art Brettspiel, dessen Heiterkeit die Seligen niemandem verübeln werden — denn sie sind nun die Niederträchtigkeiten der Erde los und weilen dort, wo man über alles lachen darf, ohne mißverstanden zu werden. Die vier sind Leibl, Böcklin, Verdi und Ruskin, und ich bitte sehr um Entschuldigung.

Es widerstrebt, in den langsamen Rhythmen eines Hymnus das „Leben und Wirken" der Großen zu erzählen. Man muß einen höheren Standpunkt gewinnen, als diesen journalistischen. Es reizt das Schicksal zu betrachten, wie es die Größe formt und die Illusionen bildet, den Kampf arrangiert und die Einsamkeit herbeiführt. Sie können alle nichts für ihre Gaben. Sie wissen nichts von „Zielen" oder „Verdiensten", sie werden vom Feuerstrome getrieben, sie werden teils durch ihre Natur wichtig, teils auch gegen ihre Natur, teils weil sie in Busseto, teils weil sie in London geboren sind, teils weil sie haarsträubend trocken, teils weil sie entsetzlich phantastisch sind und das „Milieu" bald dieses, bald jenes nicht vertragen kann.

Leibl war das Ideal der Trockenheit. Wie wunderbar, daß ein solcher Maler so groß werden konnte. Wer dürfte das vorher ausrechnen? Wenn man sich einen Maler denkt, der nichts weiter thut, als bäurische Personen lesend, spinnend, auf dem Stuhle sitzend, zu schildern, der eine wahre Angst hat sie interessant zu beschäftigen oder bloß den Mund aufthun zu lassen, der sie zu Statuen macht, angenagelt, leblos, ohne irgend ein Temperament, und immer dieselben Menschen aus dieser kleinen Welt und immer in denselben Zimmern mit denselben Schränken und Schemeln und Oefen — dann sollte man diese Objektivität für entnervend halten. Trotzdem steht Leibl in der Front der modernen Malerei. Als er auftrat, wurden die Bauern sehr temperamentvoll und gern in größeren Handlungen beschäftigt gemalt: kommt nun einer, der sie zuständlich schildert, so werden jene Anekdotenmaler genannt und dieser wird zum Führer der Jungen. Wie man einst bei seinem Vorgänger die bedeutende Handlung rühmte, so rühmt man bei ihm jetzt die Zuständlichkeit, die Harmonie mit der Natur, die Größe der Auffassung. Da die Zeit dafür noch nicht reif ist, wird Leibl ein Märtyrer, und der Strahlenkranz flicht sich um sein Haupt. Heut sind wir reif, und er ist der Heros. So kann selbst die Trockenheit epochemachend werden, wenn sie es nur in großem Stile ist. Und so belanglos diese kunstgeschichtliche Betrachtung ist, so wichtig ist es, daß wirklich eine enorme Größe des Stils in Leibls Figuren wohnt. Auch der Dilettant stellt seine Figuren leblos nebeneinander, aber aus Unfähigkeit. Leibl thut es aus Ueberwindung des Lebens. Das Leben zieht sich bei ihm in das Detail. Die Analyse seiner Köpfe ist ein Roman.

In jedem Strich und jedem Farbenfleck steckt ein Erlebnis, das Gesicht ist das Facit von Jahrzehnten, eine künstlerische Zusammenfassung von Erfahrungen und Lebenswirkungen, die mit stupender Sicherheit hingesetzt wird. Kein Pinselzug ist überflüssig, wie im Leben nichts überflüssig war, es ist eine große Abrechnung mit den einzelnen Schicksalen in steinerner Ruhe. Dies ist das Geheimnis der Kunst: wer für seine Art den einzig möglichen Vortrag findet, dessen Stil wird überzeugen und seine Art anderen überliefern.

Der Fall Böcklin ist derselbe, nur genau auf der anderen Seite der Kunst. Auch seine Art, die blühende Phantastik, wird getragen durch den Gegensatz zur Zeit, nur ist der Gegensatz bedeutsamer. Leibl hat es allein mit einer Abteilung der Bauernmalerei zu thun, Böcklin mit dieser ganzen Realistik, die die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts füllt. Von den ersten Regungen des antirealistischen Empfindens wird er entdeckt, hochgehoben und steht als Führer da, jetzt, wo wir den nackten Realismus nicht mehr für allein seligmachend halten. Und ebenso ist das Verhältnis seines Vortrages zu seiner Art bedeutender. Leibl ist in den Alten immerhin vorgebildet, Böcklin absolut neu. Man kann schwache Anfänge seiner Art in der alten Campagnaschule um Dreber und Genossen nachweisen, aber das kommt kaum in Betracht gegen seine Selbständigkeit. Bisher war in der Malereigeschichte niemand da, der seine Poesien auf eine so originelle Welt bezogen hätte, wie Böcklin. Rembrandt wandte seine Lichtspiele auf mythologische und christliche Stoffe an, die als Stoffe besiegelt waren. Böcklin aber nimmt sich nur aus der mythologischen und christlichen Welt gewisse figürliche Anregungen, um mit ihnen eine neue zweite Welt zu schaffen. Und auch das ist nur ein Teil seiner Werke. Der Stoff tritt zurück gegen die Phantastik der Vorstellung, der Erscheinung, der Form und Farbe. Aus dem Katalog seiner Werke wird sich jeder mit Leichtigkeit eine dritte Walpurgisnacht dichten, wo sich die beiden Goetheschen vereinen. Die Figuren dieses Spuks sind klassisch durchgezeichnet, wie die Bäume ihre Blätter zählen lassen und die Steine ihre Risse; aber die peinliche Sauberkeit wird nur die sichere Form eines blendenden farbigen Inhalts, der durch ihre Krystalle schimmert, wie Tassos Herz und Hirn durch die Jamben, oder wie die Glut Konrad Ferdinand Meyers durch seine plastische Ruhe. Von der Göttlichkeit bis zum Cynismus bleibt uns hier nichts erspart. Darum durfte Böcklin technisch etwas wagen, was bisher Keiner ungestraft gethan: ungebrochene Töne scharf nebeneinander stellen, rote Kleider im Grase, blauen Himmel über den Birken, Nereidenkarnat vor das Wasser. Die genauere Beobachtung lehrt, daß er sich allmählich zu dieser Methode ungeschwächter Lokalfarben entwickelte. Die Toteninsel ist in Klingers Radierung farbiger, als im Original. Es scheint, daß Böcklin in dieser Isoliertheit seiner malerischen Welt so stark gewesen ist, daß ihn die Kunstgeschichte einst neben die Größten wird stellen müssen, wenn sie erst zu dem kläglichen Handwerk sich entschließen wird, den widerspruchsvollen Reichtum dieser Welt auf eine Note zu bringen.

Verdi und Ruskin in einem Atem zu nennen, scheint frivol. Aber wenn wir uns mit den großen Toten so beschäftigen, daß wir die tiefen Geheimnisse ihres Daseins ablauschen wollen, so drängt es uns in den äußeren Schicksalen, in der klimatischen Bedingtheit eine wahrere innere Ader zu finden, die das eigentliche Leben zu sein scheint. Warum hat Verdi den Abschluß seines Lebens durch die Gründung des schönen großen Musikerheims gekrönt, für das er ein lebhaftes persönliches Interesse hatte und in dessen Dienst er von der Hand des Todes berührt wurde? Verdi war ein besserer Mensch, ein richtiger Mensch. Alle Anzeichen sprechen dafür. Er warf die Interviewer heraus, er wollte keine neuen Bekanntschaften machen, er bezeichnete die beabsichtigte Ernennung zum Marchese als einen schlechten Witz, er wurde Landwirt, wie Busch und Maeterlinck Bienenzüchter wurden, er rechnete mit seinen Bauern, trug sich bäurisch und war grob. Huysmans ging ins Kloster. Aber das ist doch eine Art Feigheit. Man kehrt sich der Erde nicht ab, sondern lieber zu. Man verachtet den Menschen und liebt die Menschen. Wenn der zweite Faust es zum Schluß seines Lebens auch so macht, so hat ein neuerer Forscher das als Dekadenz des Genies bezeichnet. Vielleicht ist es nur eine neue Form des Genies, die zukünftige, die ethische. Man hat sein Leben lang leichter Hand der Kunst gedient, man hat nie die glücklichen Einfälle der Phantasie und die hohen Lehren der sorgsamen kontrapunktischen Arbeit verleugnet, man hat Melodien geschaffen, die wie Volkslieder über die Erdteile fliegen, man hat 30 Opern gemacht mit schönen Applaudements und herzerhebenden Durchfällen, man hat vor 50 Jahren schon im Rigoletto einen kühnen Stil musikalischen Impressionismus plötzlich laut werden lassen, gegen den alle die rohe Veristik eine Kinderei blieb, man hat nach Paris und Bayreuth gesehen und aufmerksam den Zeichen der Zeit nachgegeben, man hat für die Eröffnung des Suezkanals eine ägyptische Oper gemacht, dann Shakespeares Othello mit neuen symphonischen Farben ausgestattet, schließlich im Falstaff dem kommenden Jahrhundert — wenn es will — einen neuen fruchtbaren Weg gezeigt, die Kammermusik der Oper; man

gebietet über die Kehlen der Sänger, wie es ein Deutscher nie gethan, man schreibt eine piffeine Partitur, wie sie ein Deutscher nie besser gemacht, man ist bei Lebzeiten ein kosmopolitischer Held und dennoch ein Nationalheros, dessen Erscheinung schon von den bunten Mythen umrankt zu werden beginnt — was ist das alles? Das ist nun zu Ende, die Freude wird verklingen, aber die That bleibt, die ein paar arme und kranke Musiker fortlaufend durch sichere Zinsen erleichtert und besänftigt. Der Sarg wird ohne Pfaffenweihe und Staatsreden mit ein paar bescheidenen Lichtern, unter der Begleitung wahrer Freunde hinausgetragen, die Narren der amtlichen Welt machen ihre Kundgebungen und beschließen ihre Denkmäler; das einzige Denkmal, an dem ihm lag, hat schon zu seinen Lebzeiten sein Mitgefühl errichtet.

Ruskin ist Engländer und der geborene Helfer und Erzieher, er hat die Hälfte seines Lebens mit mitleidigen Gründungen angefüllt. Seine Nation hob ihn gleich auf eine Stufe, die ein Anderer erst nach reichen Lebenserfahrungen erklimmt. Aber darum war in ihm dasjenige nicht minder reich entwickelt, was wir fliehen, wenn wir uns zur praktischen That flüchten: die unheimlichen Reize der ewig neu schaffenden künstlerischen Phantasie. Man muß aus Ruskins Werken unter dem Mantel der Erziehung diesen Reichtum hervorziehen und man wird ein geradezu grandioses Bild bekommen. Man lese die Vorreden und die Anmerkungen, in denen er sich selbst kritisiert, auf ihren schriftstellerischen Wert; man lese seine landschaftlichen Schilderungen und seine Beschreibungen von Architektur auf ihre malerische Innerlichkeit. Wie Burckhardt der Homer der Renaissance, ist er der Homer der Gothik. Beide sind Dichter vergangener Kulturen in derjenigen modernen dichterischen Form, die nicht mehr Dante oder Goethe, sondern etwas Neues ist, eine Geburt neuer Ideale, künstlerischer Gelehrter, erziehender Künstler, beschreibender Bildhauer und Maler. Burckhardt und Ruskin: in dieser Linie liegen neue, große Bücher. Beide sind von einem unendlichen Reichtum ihrer Anschauung, die dieses gemischtes Gepräge des Forschers und Künstlers hat. Burckhardt ist Historiker und Künstler, Ruskin Naturforscher und Künstler. Es ist unbeschreiblich, wie er die Architektur mit der Natur, das Zimmer mit dem Leben, die Bilder mit der Bildung zusammensieht. „Denn, welche Unendlichkeit der Formschönheit auch in dem Labyrinth des Urwaldes enthalten sein mag, eine noch reinere liegt, finde ich, im Spiegel des stillen Sees; und ich wüßte kaum eine Vereinigung oder Gedankenverbindung von Ast und Zweig oder Maßwerk, die ich nicht gerne für den warmen Schlaf des Sonnenscheins auf einer weichen breiten Marmorfront hingeben würde.“ Er spricht hier von der Gewalt großer Architekturflächen gegen das Spiel durchbrochener Ornamentik! Die großen Flächen sind ein Teil der „Kraft“, deren die Architektur bedarf. Die anderen Teile sind Aufopferung, Wahrheit, Schönheit, Leben, Erinnerung, Gehorsam. Es sind im ganzen sieben, es sind die „sieben Leuchter der Baukunst.“ Natur, Leben, Kunst geht ineinander, bewußt ineinander, wie es bei Böcklin auseinanderging, bei Verdi sich quittierte, und wovon die treuen Schilderer, wie Leibl, noch nichts wissen. Das ist ein neuer Typus. Ruskin vergegenwärtigt ihn (mit allen Unausstehlichkeiten) so vollkommen, daß ihn niemand mehr überbieten wird. Er ist die lebendige Personification der Gothik geworden und das läßt sich nach allen Seiten verfolgen, da er alles wiederspiegelt, das Mystische, die Naturkenntnis, das Dekorative, die Konstruktivität, die Mathematik und das innere Leben. Ich möchte nichts mehr sagen, um meine Leser zur Lektüre zu reizen. Ich versuchte nur den Typus Ruskins zu skizzieren, der von viel bedeutenderer Fruchtbarkeit ist, als alle die meinen, die diesen Patriarchen nur vom Hörensagen kannten.

Oben hat Herkner den Sozialreformer Ruskin geschildert. Zu seinen Litteraturangaben füge man den Aufsatz von Paul Clemen, der jetzt bei E. A. Seemann auch als Broschüre erschienen ist. Es ist der beste allgemeine Aufsatz über Ruskin. Einer jener Aufsätze, die nicht Artikelschreiberei sind, sondern die reife Blüte jahrelanger Lektüre und Weltumschau in Europas besserer Litteratur. Ruskins Schriften erscheinen nun auch in einer ordentlichen deutschen Ausgabe bei Diederichs, deren erster Band die sieben Leuchter waren. Die Uebersetzung mag ja wirklich sehr schwer sein, aber es kommt vor, daß sie unverständlich ist; immerhin werden die Deutschen jetzt erst diesen Apostel kennen lernen und dies war die beste Folge seines Todes. Ich lasse andere Litteraturangaben folgen, sie sind charakteristisch für die Art dieser Vier. Ueber Verdi, von dessen Werken noch der vierte Teil landläufig ist, könnte man die Perinello'sche Biographie durchblättern, die im Harmonieverlag erschien. Sie ist leider von einem geschrieben, der nicht weiß, wie es in einem Künstler zugeht, aber die Thatsachen stehen schließlich alle drin und die übrige Verdilitteratur ist verzeichnet. Ueber Böcklin läßt sich so schön schreiben, daß bisher nichts Endgültiges geschrieben wurde, nur so Sachen mit Natursymbolik, Optimismus und ähnliches, was ihm höchst gleichgiltig war. Man vergesse nicht Lichtwarks und Alfred H. Schmidts kleine Aufsätze, die als Büchelchen erschienen, zu Grunde zu legen und für das Technische (Böcklin macht sich selbst die

Farben und versucht die Temperatechnik zu erneuern) das Tagebuch von Schick hinzuzunehmen, das Tschudi im Pan und dann (bei Fontane & Co.) separat veröffentlicht hat. Schick war eine Zeit lang Böcklins Eckermann. Ueber Leibl giebt es noch nichts. Leibl lebt ganz in seinen Bildern, sonst war er still. Elias schrieb über ihn in der Nation sehr schön, indem er, der beste Berliner Kenner der alten, guten Secessionsluft, ihn vom Menschlichen aus nahm. Helferich hat eine Kleinigkeit über ihn gemacht, jetzt bereitet Gronau eine Biographie vor. Man kann Leibl ja ganz wahrnehmen, wenn man ihn sieht, Böcklin, wenn man sonst eine reichliche Intellektsbildung hat, Verdi wenigstens halb, wenn man ihn hört, Ruskin soll man l e s e n, dann hat man ihn ganz — hier ist mal ein Mensch ganz und gar in seinen Büchern, die jedem offen stehen. Ein Heiligtum des Lesens, aus den „Schatzhäusern des Königs", die die gute Bibliothek der großen Toten dem Ruskin bedeutet, jener „großen und reinen Gesellschaft der Toten, die keiner eitlen oder gewöhnlichen Person den Eintritt gestatten würde." Ein Seelenvermächtnis, dem Ruskin die Worte vorsetzt: „Dies ist das beste an mir; im übrigen aß ich und trank und schlief und liebte und haßte wie jeder andere; mein Leben war wie der Rauch und ist nichts; aber dies sah und erkannte ich; wenn irgend etwas an mir, so ist dies eurer Erinnerung wert."

O. B.

Rochefort.

Henri Rochefort's „Aventures de ma Vie" sind in einer guten deutschen Uebersetzung von Heinrich Connard als „Abenteuer meines Lebens" in der interessanten Memoirenbibliothek von Robert Lutz in Stuttgart erschienen. Historisch von zweifelhaftem Werte ist Rochefort's Darstellung außerordentlich beweglich, leichtflüssig und amüsant; man merkt, daß es dem immer noch jugendlichen alten Herrn einen außerordentlichen Spaß gemacht hat, überall mit dabei gewesen zu sein, und er entschuldigt sich ausführlich, wenn es bei irgend einer Gelegenheit, einer Verhaftung, einem Putsch einmal nicht der Fall war. Er redet viel von sich ganz ohne heroische Pose, mit völligster Ungezwungenheit, aber wenn er uns mehrere Bände hindurch ausgezeichnet unterhalten hat, so bleibt es doch dabei, daß er im Grunde über sich nichts gesagt hat. Diesen Mangel erklärt uns nicht der Schriftsteller sondern der Politiker. Der „erste Journalist seiner Zeit," auf jeden Fall ihr witzigster, leidenschaftlichster, gefährlichster, war kein Führer, Organisator, sondern ein Draufgänger, ein Klopffechter. Ohne staatsmännische Auffassung, ohne ein zusammenhängendes politisches oder soziales System bekämpfte er alle die wechselnden und sehr verschiedenen Machthaber als Revolutionär aus Instinkt und Temperament. Heute bekennt er sich zu einer undefinirbaren Art von kleinbürgerlichem Sozialismus. Wenn man ihn nach der theoretischen Begründung fragte, so würde er kaum verlegen werden. Er vertritt dasselbe, was hunderttausend Pariser wollen, alle seine guten Freunde, begeisterten Verehrer und treuen Leser seines ausgezeichneten „Intransigeant," der mit den politischen Mythen seiner verblüffend unverschämten Erfindungsgabe gewürzt ist. Ihre Instinkte vertritt er, die der spöttischen, leidenschaftlich aufgeregten Menge von Paris, die keine Autorität über sich duldet, um stets ihre eigene Souveränetät zu fühlen. Sie macht ihre Politik am liebsten außerhalb des Parlaments mit lärmenden Kundgebungen in theatralischer Inszenierung, aber man hat sich jetzt an den zu oft wiederholten Spektakel gewöhnt, und da die eigentlichen, die entscheidenden Geschäfte von den Parlamentariern in den Couloirs der Kammer ganz still und nüchtern gemacht werden, so haben die Politiker der Straße wenn auch nicht an Popularität so doch an Wichtigkeit und Furchtbarkeit verloren. Einer der letzten von ihnen war Rochefort, der noch den Nimbus des politischen Märtyrers, des vielfach Inhaftierten und Exilierten trug. Neue Abenteuer wird er nicht mehr erleben, dazu ist er nicht mehr wichtig genug, und auch in Frankreich beginnt die Politik im allgemeinen ihre pittoresken Züge zu verlieren.

Merkwürdig, wie dieser Mann in die Carriere hineingekommen ist. Sein Großvater Marquis von Rochefort-Luçay hatte als Emigrant die sehr beträchtlichen Familiengüter in der Revolutionszeit verloren. Der Vater, der bereits als Säugling mit Rochefort's Großmutter in einem republikanischen Gefängnis einkehrte, fristete später sein Leben als legitimistischer Schriftsteller und mittelmäßiger Verfasser von harmlosen Vaudevilles. Auch der Sohn schien diesen Weg gehen zu sollen, wenn er nicht in die Opposition getrieben worden wäre durch seine Leidenschaft für die bildende Kunst. Ein alter Freund seines Vaters, ebenfalls ein verarmter Adliger, führte ihn in die intime Kenntnis aller italienischen und französischen Kunstepochen ein, und seine früh erworbene feine Kennerschaft veranlaßte ihn, dem damaligen Leiter der Kunstsammlungen, einem hervorragenden Ignoranten etwas aufzupassen, der mit unbeirrter Konsequenz die zweifelhaftesten Kunstwerke bis zu den gewöhnlichsten Fälschungen aufkaufte. Da nach dem 2. Dezember jede politische Opposition unterdrückt war, so erregte schon die glänzend geführte Polemik gegen einen hohen Beamten des Kaiserreiches ein sensationelles Aufsehen.

Der erfolgreiche Pamphletist kam an den „Figaro“ und gründete dann die „Lanterne,“ die dem verhaßten Cäsaren jede Woche einen Dolchstoß, und meistens einen vergifteten, versetzte. Noch heute ist Rochefort seiner ältesten aus aristokratischen Neigungen und Ueberlieferungen kommenden Liebhaberei treu geblieben. Ohne ihn giebt es keine wichtige Versteigerung, man sieht ihn in jeder Kunstausstellung, und Leute, die ihn als Politiker nicht mehr ernst nehmen, verlassen sich in Kunstdingen auf die Autorität dieses merkwürdigen Menschen, der als Pamphletist ebenso leidenschaftlich und gehässig wie als Privatmann liebenswürdig, gutmütig und selbst nachgiebig ist.

E—r.

Anton Tschechow.

Von Anton Tschechow giebt der verdienstvolle Verleger Eugen Diederichs jetzt eine Gesammtausgabe heraus, zu der ihr Uebersetzer Wladimir Czumikow von dem Dichter sanktionirt worden ist und die dadurch moralisch geschützt ist.

Ob es Stil ist, solcher Kleinkunst das weitläufige Gebäude der „Sämmtlichen Werke“ zu errichten, steht freilich dahin, aber daß dieser erste Band mit seiner reichen und vielseitigen Füllung „angenehm und nützlich“ zu lesen ist, das wird niemand bezweifeln. Auch nicht der, der in der Bezeichnung Tschechows als „Russischer Maupassant“ eine Ueberschätzung sieht. Tschechow ist viel bewußter als Maupassant, Maupassant ist als künstlerisches Temperament der stärkere. Tschechow künstelt manchmal, er kann den Witz auch nicht immer unterdrücken, manchmal giebt er sich schon in der Mitte einer kurzen Skizze aus und verliert den Atem für das Ende.

Aber in der Hauptsache ist er doch als Lebensbetrachter und Spiegeler von eigenen glänzenden Qualitäten. Er steht am Ende, nichts wundert ihn mehr, er sieht zu, wie Menschen und Dinge tanzen und das scheint ihm sehr thöricht, und so macht er sich von den einzelnen Touren ironische Skizzen. Es ist etwas Mephistophelisches in der Schadenfreude. Aber eigentlich darf man nicht „mephistophelisch“ sagen, es ist ein zu großes Wort. Das ist das Charakteristische an Tschechow, daß er sein Karrikaturenspiel ohne alle großen Worte und ohne jede Wichtigkeit der Weltanschauung treibt.

Alle diese knappen Stücke sind Variationen über das Thema: das Leben ist ein schlechter Spaß. Und in keiner Geschichte kommt das besser heraus als in der Hundevariation über das Thema „das Leben ein Traum“, die witzig und dabei voll verhaltenem Gefühl alle Thorheit des Lebens von der Hundeperspektive aus zeigt.

Als Techniker ist er dabei ein Virtuose von einer Geläufigkeit und Fingerfertigkeit waghalsigster Akrobatie.

Des Kunstgewerbes treuer Eckart.

Wilhelm Bode hat seine Aufsätze über dekorative Kunst, die zum Teil im Pan erschienen sind, jetzt in Buchform unter dem Titel „Kunst und Kunstgewerbe“ bei den Herrn Bruno und Paul Cassirer herausgegeben. In chronologischer Folge beginnen sie mit Weltausstellungsbriefen aus Chicago 1893 und enden mit einem Nekrolog auf das verflossene Jahrhundert.

Es hat einen pikant historischen Reiz, jetzt, da wir von der Hochflut des Kunstgewerbes überschwemmt sind, uns an der Hand dieser ersten Aufsätze in die Zeit zurückzuversetzen, in der sich über deutsches Kunstgewerbe weiter nichts als Wunschzettel schreiben ließ. Wir begrüßen danach mit Bode freudig und unterstützend die ersten Regungen, sind hoffnungsvoll und abwartend und denken mit Vergnügen an die Dresdener Ausstellung von 1897 zurück.

Wie wir mit dem Hoffenden hofften, so werden wir dann aber auch gedämpft mit dem Gedämpften. Der als Herold für die ersten Regungen moderner Geschmackskultur begann, schließt sehr ernst mit warnend aufgehobenem Finger als treuer Eckart. Und jeder, der es ernst mit der Entwicklung meint, muß ihm beipflichten. Die Zeit, da es im Interesse der guten Sache lag, milde bereitwillig anerkennend, freudetrunken über jedes Tintenfaß, jeden Aschbecher, jedes Töpfchen zu sein, wenn es nur von einem Maler war, müssen nun vorüber sein. Die Geister, die wir riefen haben sich unheimlich vermehrt. Jetzt darf man nicht mehr Parteigänger spielen, sondern ernsthafte und strenge Kritik üben. Früher kam es darauf an, daß die „neue Richtung“ sich überhaupt manifestire, jetzt kommt es vor allem darauf an, daß sie sich beschränkt, und vor einem muß sie ganz besonders bewahrt bleiben, daß sie sich nicht selbst kompromittirt.

Gott schütze sie vor ihren Freunden, und vor allem, das ist der herzlichste Wunsch für den einzigen fürstlichen Mäcen, den wir haben, Gott schütze Hessen, daß Darmstadt keine Enttäuschung werde und nicht ausschließlich Campo Santo Olbrichs.

Die Bücherinsel.

Die „Insel“ hat eine bändereiche Publikation veranstaltet. Aus dem aufgerollten Packpapier schillerte es grün, rot, blau und gelb wie aus dem Tuch der Apokalypse voll „reiner und unreiner Tiere.“

Der „Buchschmuck“ ist bei vielem wichtiger als ihr Inhalt. Erfreulich, daß sie gebunden sind. Der alte Pappband, der aus alter Zeit in guter Erinnerung ist, der sehr geschmackvoll und solide sein kann, und dabei sehr billig, wird hier wieder zu Ehren gebracht.

Der Kultus der modernen Vorsatzpapiere erweckte den Gedanken, diese reizvollen Papiere auch für den Umschlag nutzbar zu machen. Bei diesen Büchern giebt es einige sehr hübsche in mattgrünem Linienspiel auf Grau.

Eine Verlegenheit ist das Anbringen des Titels. Auf dem Vorderdeckel wäre er nicht unbedingt notwendig. Das aufgeklebte Etikett mit Nam' und Art, könnte hier ruhig fortfallen. Durch die rohe Unterbrechung des Musters stört es nur. Noch schlimmer erweist sich das Klebegesetz für den Rücken. Wie die Fahne einer Arzneiflasche hängt der Zettel lieblos, im Stil einer inferioren Leihbibliothek, an dem Buch. Bei den alten Pappbänden ward der Titel ja auch aufgeklebt, aber er wurde doch zu dem Einband komponirt. Hier wirkt es, als wären diese Bücher ursprünglich ohne Titelangabe gebunden gewesen und von einem entarteten primitivitätssüchtigen Bibliophilen mit eiligst in der Nachbarschaft gedruckten Ausweispapieren behaftet worden.

Das stört besonders bei den sonst in Druck und Papier so bevorzugten Ausgaben älterer Werke, als deren Repräsentanten Goethes „Märchen und die Novelle“ sowie Immermanns „Merlin“ erscheinen. Sie sollen die Anfänge zweier Publikations-Reihen sein, der Novellenreihe und der Merlinreihe, deren erste Prosa und deren zweite gebundene Rede bringen wird.

Bei diesen Editionen handelt es sich nicht um eine neue Spezies der sogenannten Klassikerausgaben, sondern um Werke aparter litterarischer Art aus früherer Litteratur, die selbst „zu ihrer Zeit nur eine bedingte Kennerschaft und Anerkennung genossen haben und zum Teil heutigen Tages fast nicht mehr gekannt sind.“

Positivere Mitteilungen über die in Aussicht genommenen Folgenummern werden noch nicht gemacht. Wären Vorschläge willkommen, so möchte ich Brentanos Romanzen vom Rosenkranz und die „Märchen“ nennen, Schelling-Bonaventuras Nachtwachen, Erzählungen Achim von Arnims, Friedrich Halms Novellen, die durch die Kleistsche Herbheit und ihr düsteres Kolorit in schneidendem Kontrast zu der flauen Bonbondramatik des seltsamen Mannes stehen. Wollte man auf das achtzehnte Jahrhundert zurückgreifen, so wäre Heinses Dichten der Bibliophilie wert.

Die andern Gewächse dieser Bücherinsel, sieben an der Zahl, sind von Zeitgenossen. Auch die Herausgeber, die Herren Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schröder, die nicht nur Herausgeber, sondern auch Dichter sind, beherzigen den Spruch: Dichter lieben nicht zu schweigen, wollen sich der Menge zeigen, doch ist dabei zu bemerken, daß sie in schöner Bescheidenheit als Haus- und Inselbespoten das bescheidenste Papprröckchen zur Tracht erwählt. Das Blumenkränzlein von Seiden fein, wollen sie sich dazu erst verdienen.

In wilder, tellurischer Pracht taucht dagegen Paul Scheerbart auf, der vom unsicheren Festland sich aufs hohe Meer gerettet und Bürger von Brega geworden, als Insulaner jetzt erst wahrhaft würdig des Inselverlags.

Jossot, der grinsende Karrikaturist hat Scheerbarts Billionärextasen unter dem wohllautenden Titel Rakkox einen Buchschmuck in grünrotblauen Gekrösmotiven gespendet. Nicht ohne Sinn gemahnt er an die farbigen Ringelornamente, die ein in tiefer Nacht an liebloser Mauerkante jäh gestoßenes Auge phänomenal produziert.

Dann treten drei Novellisten auf, Paul Ernst, Rainer Maria Rilke und W. Fred. Sie sprechen nicht ohne Geschmack und ihre litterarischen Allüren sind von besserer Rasse. Aber sie spinnen Schatten nur von Schatten. Die Erscheinungen, die sie spiegeln haben nichts Zwingendes, und sie bereichern uns nicht. Sie haben vor allem nicht die aparte Marke, die sie zu Figuranten in einer das Besondere ambitionierenden Liebhaberserie legitimieren.

Der positivste dieser Bände ist der umfangreichste, nicht produktiven, sondern betrachtenden Inhalts, ein Buch Essays von Hermann Bahr unter dem Titel „Bildung“ der königlichen Hoheit von Hessen überreicht.

Bahr hat in diesen Aufsätzen seinen neuen Stil vollendet ausgebildet. Das Sokratisch-Pädagogische ist vor allem betont. Er hat den Wunsch, nicht nur denen die eine Kunstwahrheit schon wissen, diese Wahrheit in besonders geschmückter Form noch einmal darzubieten, sondern er will den Weiteren etwas von der Kunst klar machen, Blicke und Anschauung wecken, die Leute auf die Dinge stoßen und Vorstellungsreihen durch Fragen und Antworten in ihnen in Bewegung bringen; er will das Vertrauen der Ferneren dadurch gewinnen, daß er seine Aufsätze scheinbar ganz voraussetzungslos anfängt, mit einer Neugier des Klarwerdenwollens über eine Frage oder eine Anschauung. Er setzt nicht mit pompösen Umschreibungen ein, sondern er beginnt, echt sokratisch: Am Anfang steht das Fragen. Dadurch fesselt er die Ohren derer, die in den Ausstellungen die thörichtesten Fragen thun. Und hat er sie erst einmal in der Katechetik, so halten sie ihm auch still, und

wenn er sie entläßt, dann haben sie vielleicht doch ein ganz klein wenig gemerkt.

Bahr zeigt außerdem, daß sich mit solchem populären Herablassen und Belehren der Aermeren, sehr wohl eine écriture artiste vertragen kann. Schlicht hinweisend, kinderpädagogisch, mit Frage, Antwort und Verwunderung anfangen, aber dann, wenn es ans Beschreiben geht, konkrete, blutvolle Adjektive, Kristallisation der Sätze, rhythmischer Takt, sprießende Assoziationen, die alle Worte in Erlebnisse und Geschehnisse umwandeln.

Das ist nicht immer gleich gut gelungen. Bahr aber strebt am konsequentesten nach dem Ziel, nicht nur gut zu schreiben, sondern auch zu belehren.

Die wenigen Essayisten, die in Deutschland Stilkultur treiben, schätzen, vielleicht noch von Lichtwark abgesehen, das delectare am höchsten und verachten das prodesse.

Etwas anderes ist mir noch in diesen Blättern angenehm aufgefallen: gewisse weltmännische Forderungen.

„Seit ein paar Jahren ist bei uns das Fechten in die Mode gekommen. Es fängt an, zu den Dingen zu gehören, die man von einem gebildeten Manne verlangt."

Und anknüpfend an das Fechten spricht Bahr überhaupt von dem Ziel der Vereinigung von Eleganz und Ritterlichkeit mit Geistigkeit und künstlerischer Kennerschaft.

Es ist nun leider wohl so, daß die menschliche Gegend, die das Formale, das Exterieur der Existenz als speziellste Lebenskunst ausgebildet hat, in Deutschland mit geringen Ausnahmen in ästhetisch-artistischen Dingen versagt. Müssen wir aber, weil sie von uns nicht lernen wollen, uns nun zur Revanche in „rauhhaarige" und -beinige Tugend hüllen und verschmähen, was im Bewegen und Tragen dieser Menschen von solchem Charme oft ist und was verinnerlicht durch feines Verstehen nur noch höher gesteigert werden kann.

„Auch Kleider sind ein Ding nicht zu verachten" . . .

Und Bahr erneuert, zum Zeichen, daß es so etwas gab, die Erinnerung an den „vollkommenen Gesellschaftsmenschen" des Castiglione: „So steht der Cortegiano als ein wunderbarer Verein von Geistigem mit Körperlichem vor uns da. Da gilt der Witz nicht mehr als der Anstand, schöne Reden nicht mehr als gutes Reiten, Gesang nicht mehr als Tanz; die edlen Spiele geben dem Ernst der Wissenschaft an Würde nichts nach, zur Bildung des Herzens tritt die Uebung der Hand; und wertvoll ist der Mensch allein, dem alles zu frohem und sicherem Betragen gedeiht."

Die bekannte Nietzschestelle, die wir jetzt in der neuen Briefausgabe (Schuster und Löffler I, 54) wiederfinden, fällt dabei ins Gedächtnis: „Die Griechen waren keine Gelehrten, sie waren aber auch nicht geistlose Turner. Müssen wir denn so notwendig eine Wahl zwischen der einen oder der anderen Seite treffen, ist hier vielleicht auch durch das Christentum ein Riß in die Menschennatur gekommen, den das Volk der Harmonie nicht kannte. Sollte nicht das Bild eines Sophokles jeden Gelehrten beschämen, der so elegant zu tanzen und Ball zu schlagen verstand und dabei doch auch einige Geistesfestigkeit aufzeigte."

Und auch an Goethe darf man in diesem Cortegianogefühl denken, an die erlesene äußere Kultur des Hofmanns und Staatsministers, die sein Dichten nicht beengt, sondern eher bereichert hat. Wie sagt er vom Tasso:

„Die Hauptsache ist die, daß man kein Kind mehr sei und gute Gesellschaft nicht entbehrt habe. Ein junger Mann von guter Familie mit hinreichendem Geist und Zartsinn und genugsamer äußeren Bildung, wie sie aus dem Umgang mit vollendeten Menschen der höheren und höchsten Stände hervorgeht, wird den Tasso nicht schwer finden."

F. P.

Carnevale.

Dumpf dröhnt die Kaiserglocke des Kölner Domes. Hell antworten die Türme der Apostelkirche und die auf St. Gereon, und leise klingt dazwischen das Glöcklein von St. Maria am Capitol. Nun melden sich auch die andern zum Worte, und hundertstimmige Akkorde, jetzt zusammenströmend, jetzt auseinanderstrebend, schweben über der frommen Stadt. Die Messe ist aus. Und bald ist auch ihr Nachhall, der Glocken feierlicher Chorgesang, verklungen. Da regt es sich in den schmalen, gewundenen, winkligen Gassen der Altstadt. Maskierte Gesichter blicken mit ihren Schlitzaugen spähend aus den Thüren. Vermummte Gestalten schlüpfen aus den Häusern. Ein Bauer. Ein Harlekin. Ein paar „Funken": Soldaten aus der kölschen Kurfürstenzeit mit Dreimastern und Gamaschen. Dann ein Pierrot. Ein Clown. Ein Chinese. Ein Türke. Immer tollere Gestalten kommen dazu. Einer hat sich ein Kostüm aus schwedischen Streichholzschachteln zurechtgemacht, ein anderer seine Sterblichkeit über und über mit gedruckten Versen beklebt. Da rasselt eine Knarre. Da schrillt ein Pfeifchen. Da brummt eine Maultrommel. Und bald geht ein Klingen und Kichern, ein Quietschen und Summen, ein Singen und Rufen durch die Stadt. Musik ertönt. Ein kleiner Zug naht; zwei junge Burschen mit einer überlebensgroßen weiblichen Puppe, die sie mit höchst ungenierter Leidenschaft kosen, schreiten voran. Jubel ringsum. Ein Witzwort fällt und pflanzt sich fort.

Man lacht und lärmt. Bonbons, Schokoladenstückchen, Zettel mit Liedern fliegen durch die Luft. Papierschneeballen sausen umher, platzen und überschütten alles mit unschuldweißen Schnitzeln. Drüben auf dem Platze ein übermütiges Bild. Ein junges Blut in verpönter Bürgertracht hat sich auf die Straße gewagt und wird von zehn Masken umtanzt; sie singen einen alten Volksreim, und wen des Rundgesangs Schluß trifft, der darf der unglücklich-glücklichen Gefangenen ein „Bützchen" geben. Sängerbanden und Musikergruppen durchschweifen die Gassen, bringen ein Ständchen, klopfen an die Thüren, werden eingelassen, geben eine kleine Vorstellung, hänseln die Hausinsassen in derben Couplets, werden bewirtet und ziehen unerkannt weiter. Und die Nacht sinkt nieder und Laternen und phantastische Lampions beleuchten das groteske Straßenbild. Hinter hellen Fenstern drehen sich bunte Paare. Es steigt ein Mosel- und Rheinweinduft vom Boden auf und lullt die toll gewordene Stadt ein, die nur auf wenige Stunden beim Morgengrauen zur Ruhe geht.

So lustig kannst nur du sein, mein liebes heiliges Köln. Du verstandest es sogar noch besser denn heute, als du noch so himmlisch altmodisch warst. Als dich die verwitterten Mauern noch umzogen, auf denen wildes Gestrüpp emporwucherte. Als die Zugbrücken vor den tunnelartigen Thoren noch standen, von schweren Ketten und Kugeln gehalten. Als wir Jungens auf den Wällen und zwischen den Gräben der Festung Räuber und Gensdarm spielten und ins Wasser plumpsten. Als du noch keine neuen, charakterlosen Straßen mit soldatischen Häusern und breiten Trottoirs besaßest. Als noch die Schauspiele des „Hänneschen-Theaters" in der Budengasse von hölzernen Puppen „tragiert" wurden und nicht von leibhaftigen Mimen, die im Berliner Belleallianke-Theater ein Gastspiel veranstalten können; als diese uralte Stätte kölscher Vergnügtheit neben dem „Hänneschen" wohl den „Bestevadder" und die „Marizzembill," den „Speie-Manes" und den „Stammele-Manes," den „Norber-Tünnes" und den „Köbes," aber keine patriotischen Balletjungfrauen mit schwarz-weiß-roten Trikots kannte.

Doch wenn du das selige Weinland des Rheins verlässest und weiter durch Deutschland ziehest, o Wanderer, dann verstummt die harmlose Fröhlichkeit. Nur auf der Redoute von München kannst du sie wiederfinden, wo zwischen feschen Ladenmädeln und kleinen Cocotten durchgebrannte Bürger-Frauen und -Töchter mit befrackten Herren in süßer Hingebung walzend sich wiegen, wo man freilich keine „Moaß" mehr trinkt, sondern „an Schampus krachen" läßt.

Aber Berlin? Mein fleißiges Berlin! Mein braves Berlin! Mein verständiges, intelligentes, gescheites, superkluges, ernstes, gewichtiges, thätiges Berlin! Deine Menschen arbeiten so viel und so intensiv, daß sie schon glauben: das sei das Leben. Daß sie sich schämen, wenn sie ihre Intelligenz dem holden Wahnwitz eines Lustigkeitsrausches auf eine Stunde opfern sollen. Mürrisch und unausstehlich gehen sie nicht, eilen sie über die Straßen; die Unseligen wissen nicht, was flanieren heißt. Die Falten auf der Stirn zeigen es: sie haben zu thun, zu thun, zu thun.

Und dennoch: es geschehen Zeichen und Wunder. Auch mein Berlin ist neulich einmal lustig geworden. Ein paar junge Theaterleute, mit einer unvertilgbaren Vergnügtheit im Herzen, haben das Zauberwerk vollbracht. Sie inszenierten einen ungeheuren Ulk, und da sie ihm keinen Namen geben wollten, tauften sie ihn „Schall und Rauch". Was Max Reinhardt, Martin Zickel, Friedrich Kayßler und ihre Complicen hier geschaffen, ersonnen, gedichtet und gespielt haben, bleibt ein unvergänglich Gut für den, der es genoß. Man kann nicht mehr ganz traurig werden, wenn man das erlebt hat. Wolzogen will das Montmartre-Cabaret ins Deutsche übersetzen; die Schall und Rauch-Männer wollen das alte, gute urdeutsche poetische Genre der Biermimik künstlerisch reformieren. Mit Posaunenschall ward eine gewaltige „Tetralogie der Stilarten", vorgeführt am Thema Don Carlos, angekündigt. Die alte Schule: eine Schmierenaufführung — unvergeßliche Erinnerung! Nur fünf Mitwirkende: der König, die Königin, Carlos, Posa, und daneben Richard Vallentin als Aushilfs-Mime, der niemals sprach, der aber, in Feuerwehruniform, Alba und Lerma, sämtliche Granden und Prinzen, den Leibarzt und das gesamte spanische Volk, Medina Sidonia und den „Requisitor Kardinal" mit wundervollem Stumpfsinn und einer einzigen Handbewegung von genialer Ahnungslosigkeit agierte. Dann der naturalistische Stil: „Karle, eine Diebskomödie", das tragische Schiller-Motiv mit Fuhrmann Henschel- und Michael Kramer-Elementen zu unentwirrbarem Durcheinander verwoben, das Jamben-Pathos in zerhackte Wirklichkeitsrede aufgelöst. In Oranjewitz, einem schlesischen Vorgebirgsdorf, lebt Fuhrmann Philipp Spanke mit seinem buckligen Sohn Karle, seiner kranken Frau Liese und seinem „Nu ju ju, nu nee nee"-Knecht Domingke. Dr. Markwitz aus Posen, Abgeordneter der ganzen Menschheit, tritt in dies düstre Milieu. „Nu sagen Se blos, Markwitz," meint Fuhrmann Philipp, „was soll ich nu bluzigt thun?" „Wissen Se was," antwortet Markwitz, der mit Zweifeln aufgenommene „Protestant", keck und beherzt, „Jeben Se doch Jedankenfreiheit!" Und

als Liese verreckt ist und Karle sich „uffgehängt“ hat, zündet Philipp mit Markwitz die Kramerschen Totenlichter an: „Sehn Se, Markwitz,“ sagt er, „wissen Se was? Verstehe Se. Stoßen wir an, stoßen wir ruhig an! Sehn Se Markwitz, sehn Se 'mal an. In der Flasche ist mehr als im Glase, Markwitz, trinken wir aus der Flasche. Trinken wir ruhig aus der Flasche.“ Man wand sich vor Lachen. Dann tauchte die symbolistische Schule empor: „Carleas und Elisande“ ward gespielt, eine Dichtung voll traumhafter Sehnsucht und bedeutsamer Seufzer. Durch lange Tuchstreifen von mystischem Schwarz waren die unbeweglichen Personen getrennt; zwei Weihrauch-Kessel-schüttelnde Statisten standen zur Rechten wie zur Linken. Was gesprochen wurde, waren, ebenso wie vorher, in der Hauptsache echte Don Carlos-Verse, aber so urkomisch herausgenommen und aneinandergereiht, daß die verrücktesten, lustigsten, gewagtesten, hanebüchensten Gedankenverbindungen herauskamen. Das Unsagbare, hier ward's gesagt. Aber dazwischen zirpte der alte wackelige König immer aufs Neue den maeterlinckischen Schiller-Vers: „Wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert.“ Und schließlich der Ueberbrettl-Stil: Carlos als Jongleur, schmeißt Apfelsinen in die Luft und ruft dazu in der trotteligsten Clownsprache: „O Godd, o Godd, ich lieben meine Mudder“; dazu „Marco Posint“, der Kraftmensch, La belle Elysée, die Coupletsängerin, von Bruno Ziener bezaubernd dargestellt, Philippel Tich, der Pantomimist. Kleinere Ulkscenen umrahmten und unterbrachen köstlich dies tiefsinnige litterarisch-theatralische Entwicklungsspiel. Maeterlincks „Interieur“ ward bezwingend witzig parodiert. Eine Parket-Reihe erschien vor den Augen der Zuschauer; wundervoll, wie die „zehn Gerechten“ auf ihren Stühlen sich benahmen, wie sie die Darsteller auf der imaginären Luftbühne über den Köpfen des Publikums verfolgten, lächelten, lachten, zu spät kamen, sich störten, niesten, husteten, sich zur Ruhe verwiesen, in der Pause ihre feinsinnigen Bemerkungen austauschten und dabei die Parole, die der Kritikus an der Ecke ausgab, verballhornten! Harmlose Fröhlichkeit, goldene Künstlerlaune, ohne allzu großen Geistreichtum, manchmal ehrlicher Blödsinn, aber erquickend und stärkend wie ein Nordseebad im August.

Und die Lustigkeit der herzhaft Vergnügten auf der Bühne steckt an. Im Künstlerhause, das schöner ist, als der Verein, der es besitzt, verteilt sich die Menge. Nie habe ich so viel majestätische und zierliche, schlanke und üppige Frauen in Berlin beisammen gesehen wie hier. Man sitzt und zecht, Sekt oder Bier oder Wein oder Kaffee oder Selterswasser, wie es die Kehle begehrt und der Beutel erlaubt. Man singt und lacht. Man tanzt zwischen den Tischen und auf den weichen Smyrnateppichen der Korridore, im Vestibül und auf der breiten Freitreppe. Einer pfeift ein Liedchen und einer erzählt entzückende deutsch-böhmische Heiligenlegenden. Mia Werber, die Lilliput-Soubrette, die vorher als — Walküre ihr Hoiotohoh jubelnd herausgeschmettert hat, zwitschert jetzt ein paar Couplets, uralte Nummern, aber mit einer hinreißenden zappeligen Feschheit. Und Paul Lindau, der Auferstandne, Unverwüstliche, sitzt am Klavier, läßt beglückt seine Augen durch den schwarzumränderten Zwicker über die liebliche Versammlung gleiten und führt die dionysische Festgesellschaft zur sechsten Stunde in das unvermeidliche Nacht-Café. Da sitzen sie noch und schwelgen, Hühnersuppe und Kaffee vertilgend, bis der Hahn in Gestalt der Zeitungsfrau hereinkräht, die die Morgenblätter bringt, — da stiebt es auseinander — aus ist der Spuk . . . .

„Das Lustigsein ist ein ernstes Ding,“ hat der alte Böcklin gesagt. Die Heiterkeit war ihm kein leeres Tändeln, kein Nebenbei, sondern die Krone des Lebens, ein leuchtendes Symbol des Erdewallens. Wir beginnen ihn zu begreifen. Die Sehnsucht wächst in uns, dieser Zeitlichkeit gelegentlich ein Schnippchen zu schlagen. Flieh! auf! hinaus ins weite Land, wenn Dich der Hafer sticht! Heulen kann auch das Tier, lachen nur der Mensch. Adieu, Verständigkeit, gehab dich wohl. Wir rüsten ein Schiff mit flatternden Wimpeln, das uns vom Gestade der Alltäglichkeit hinübertragen soll zu der fernen Märcheninsel, wo klingende, brausende Melodien das Göttliche in uns erlösen, wo Böcklins Tritonen und Wassercentauren lachen und Zarathustra tanzt.

M. O.

Druckfehler-Berichtigung.

In der Oeri'schen Erklärung zu den Burckhardtbriefen Seite 151 muß es statt „Schutzschrift“ Schutzfrist heißen.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Sport.

Von Franz Oppenheimer.

Das wachsende Interesse immer breiterer Volksschichten für alle möglichen Arten der sportlichen Bethätigung wird von vielen tüchtigen Männern mißtrauisch angesehen, von manchen schroff verurteilt. Und es ist in der That nicht zu leugnen, daß die Erscheinung eine ganze Anzahl häßlicher und abstoßender Züge an sich trägt. So z. B. ist das immer tiefer fressende Krebsübel der Wettwut nicht nur ein höchst bedenkliches sozial-psychisches Symptom, sondern es stellt auch, von der ökonomischen Seite aus betrachtet, eine Gefahr für den Volkswohlstand dar, namentlich seit nicht nur die oberen Zehntausend, die es sich leisten können, und deren Ruin schließlich für die Gliederung der produktiv thätigen Bevölkerung kaum in Betracht kommt, dieser Passion fröhnen, sondern auch weite Kreise des bürgerlichen Mittelstandes davon infizirt worden sind. Wer die Verhältnisse kennt, weiß, wie sehr die Rennwetten und das durch sie entzündete Hazardspiel gerade die wohlhabenderen Schichten des handwerklichen Mittelstandes, namentlich die besser situirten Schlächter und Bäcker, dezimirt.

Eine zweite, in diesem Zusammenhange regelmäßig und nicht mit Unrecht schwer beklagte Erscheinung ist die aus der Ueberschätzung körperlicher Leistungsfähigkeit naturnotwendig sich ergebende Unterschätzung der geistigen und künstlerischen Potenz im Volksleben. Während früher gerade das deutsche Volk sich durch einen rührenden Respekt vor der geistigen Bildung nicht unvortheilhaft von anderen Kulturvölkern abhob; während es geneigt war, dem Gelehrten und dem schaffenden Künstler die erste Staffel in der sozialen Hierarchie einzuräumen, ist das jetzt wesentlich anders geworden. Es ist kein Zweifel, daß ein erfolgreicher Rennfahrer wie Willy Arend im deutschen Volke weit bekannter und populärer ist, als sogar ein Künstler wie Adolph Menzel oder ein Gelehrter wie Helmholtz oder Hertz.

Das ist gewiß nicht erfreulich: aber es fragt sich sehr, ob diese Erscheinung dem Eindringen des Sports in die Volksseele *an sich* zuzuschreiben ist, oder ob sie nicht viel mehr als rein accidentell zu betrachten ist. Und das ist in der That unsere Meinung, die wir, wenn nicht beweisen, so doch wenigstens begründen können.

Die Ueberschätzung körperlicher Vorzüge und die sie als Kehrseite der Medaille unerfreulich ergänzende Unterschätzung ideeller Leistungen betrachten wir zu einem Teil als Jugenderscheinung, als Symptom sozusagen der Flegeljahre des Sports. Alle Entwicklung verläuft bekanntlich in Pendelschlägen, und es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn die über ein Jahrhundert gehegte Ueberschätzung von Wissenschaft und Kunst und Unterschätzung einer kräftigen und harmonischen Körperausbildung zunächst einmal in ebenso starken Ausschlägen nach der Gegenseite zu der gleichen Ungerechtigkeit im umgekehrten

Sinne geführt hat. Wie sich aus den überall zusammenschießenden künstlerischen Sekten und Konventikeln, aus der zunehmenden Synthese der spezialistisch zersplitterten Wissenschaft zu neuen, großen, umfassenden Gedankengebäuden, wie sich namentlich aus der immer für die zu demnächstiger Herrschaft berufene Tendenz symptomatischen Haltung unserer oppositionellen Witzblätter ergiebt, hat der Pendel der Entwicklung seinen Rückweg zum Ausgangspunkt bereits wieder angetreten; eine gerechtere Schätzung der beiden höher-menschlichen Bethätigungssphären beginnt bereits wieder Platz zu greifen, die Gloriole des Sports verbleicht ein wenig, Kunst und Wissenschaft treten auch für die Volksmasse mehr und mehr aus der Dunkelheit ihrer Verbannung hervor, und so ist anzunehmen, daß in absehbarer Zeit der Pendel der Entwicklung nur noch in ganz geringen Ausschlägen um den Ruhepunkt der goldenen Mitte schwingen wird, in der sowohl der sportlichen als auch der ideellen Bethätigung gegeben werden wird, was ihnen gebührt.

Aber es sind nicht nur solche elementaren Thatsachen der Volks-Psychologie, die der sportlichen Bewegung ihre unangenehmen Beimengungen geben, sondern es spielen da auch allerhand politische und ökonomische Faktoren mit hinein, die nicht nur, wie die eben besprochene Erscheinung, *zeitlich* accidentell sind, sondern *überhaupt* accidentell: das heißt Erscheinungen, die aus ganz anderen Quellen stammen und sich der sportlichen Bewegung nur äußerlich angehängt haben, so daß sie mit ihr eins zu sein scheinen. Wir denken hier an jenen ungeheuren Komplex wirtschaftlicher und politischer Veränderungen, die man mit einem kurzen Wort als die *Feudalisirung* des deutschen Bürgertums bezeichnen könnte.

Indem namentlich die großkapitalistische Entwicklung unterhalb der ehemals allein produktiv arbeitenden Schicht des deutschen Volkes, des Bürgerstandes im weitesten Sinne des Worts, eine ganz neue Arbeiterschicht geschaffen, indem sie dergestalt die Last der eigentlichen Arbeit im engeren Sinne dem Bürgerstande abnahm und ihm nur die vornehmere, herrenmäßige *Arbeitsleitung* — und in vielen Fällen die aller „vornehmste," herrenmäßigste Lebensweise, die aus arbeitslosem Rentenbezug, übrig ließ: durch alles dieses wurde das Bürgertum seiner gesamten Psychologie nach eine neue Schicht echten „Adels." Denn anders stellt sich der Adel kulturhistorisch und geschichtlich nicht dar, als unter den genannten Kennzeichen. Diese durch die Entwickluug erfolgte massenhafte Nobilisirung ist ja auch im übrigen durch die organisirte Staatsgewalt in außerordentlich vielen Fällen durch Verleihung der drei berühmten Buchstaben ratifiziert worden. Und noch mehr zeigt sich, wie berechtigt unsere Auffassung ist, wenn man das außerordentlich enge Konnubium zwischen dem alten geschichtlichen Grundadel und dem modernen Industrie- und Geldadel betrachtet. Auch der Sprachgebrauch, der zumeist klüger ist als die brillenbewehrte Gelehrsamkeit, hat durch die Prägung der Worte „Schlotjunker, Industriebarone und Geldadel" die interessante Erscheinung nach ihrem Werte bezeichnet.

Nun ist eine der sichersten Thatsachen der gesamten Soziologie, daß eine Gruppe, Klasse oder Kaste, sobald sie in bestimmte eigentümliche Bedingungen versetzt wird, auch ganz bestimmte eigentümliche Charakterzüge annimmt; namentlich das Triebleben paßt sich mit verblüffender Geschwindigkeit der neuen Situation an; Antipathien und Sympathien entwickeln sich, die, wie alle Lust und Unlust überhaupt Waffen im Kampfe ums Dasein sind, so hier speziell Waffen im Klassenkampfe oder Gruppenkampfe ums Dasein darstellen. So zeigt überall die politisch rechtlose, verfolgte, vom Grunderwerb rechtlich ausgeschlossene Bevölkerungsschicht die Eigenheiten des höchst raffinirten, gefährlich

schlauen, skrupellosen und feigen Händlers; — so ist der Paria, wo immer er erscheint, der stumpfe, schmutzige, tückische, hinterlistige Bursche.

Aber nirgends zeigt sich eine größere Gemeinsamkeit der antipathischen und sympathischen Klassentriebe, als bei allen Gruppen, die irgendwo in die Stellung eines Herrentums, eines Adels rückten. Weil sie stets als eine verhältnismäßig geringe Minderheit eine verhältnismäßig große Mehrheit in Schach zu halten haben, entwickeln sie regelmäßig die rühmliche Eigenschaft eines unbezähmbaren physischen Mutes, der sie dann wieder zu leicht erregbarer Rauflust hinreißt; — weil sie ferner für die Thatsache ihres moralischen Herrentums über andere Menschen vor ihrem eigenen Bewußtsein einer Rechtfertigung bedürfen, entwickelt sich ebenso regelmäßig bei ihnen die Ueberzeugung, daß sie selbst einer besseren Rasse, eines besseren Blutes seien, während die ihnen dienenden und steuerzahlenden Unterworfenen einer schlechteren, zur Selbstverwaltung und Selbstzucht dauernd unfähigen Rasse, angehören; — weil sie ferner instinktiv fühlen, daß diese Argumentation nicht gerade auf allzu starken Füßen steht, suchen sie regelmäßig Anschluß an die tabumächtigen irdischen Vertreter einer angeblich überirdischen Potenz, an das Priestertum, das durch Aufnahme in den Verband der staatsbeherrschenden und staatsausbeutenden Klasse, und womöglich durch eheliche Verknüpfung, mit den Interessen des Herrenstandes eng verbunden und dazu bewogen wird, das Tabu, das heißt die Drohung mit der göttlichen Rache bei jeder Anzweiflung der bestehenden Macht — und Reichtumsverteilung auf den Klassenbesitz zu legen. — Und weil schließlich sowohl das Priestertum als auch der adlige Besitz selbst eine exakte logische und historische Prüfung ihrer Rechtsgrundlagen nicht wohl vertragen können, ist der Adel der Wissenschaft regelmäßig feindlich gesinnt.

Mit diesen Hauptkennzeichen steht der Herrenstand in allen Klimaten und in allen Hautfarben vor dem klassifizirenden Geiste des Kulturhistorikers. Ob es sich um den fast weißen, riesenhaften Wahuma handelt, der als stolzer Tributherr zwischen den schwarzen Ackerbauern von Unyoro seine Herden weidet; ob es der mittelalterliche Stadtpatrizier ist, der schon nach drei Generationen die Erinnerung daran verloren hat, daß sein Großvater als Handwerker das „Forum“ mitbegründete und nun jagt, turnirt und mit unsäglicher Verachtung auf die später eingewanderten Handwerkerschichten „mit den blauen Nägeln“ herabschaut; ob es das keltische Klanhaupt ist, das nach ein paar Menschenaltern seinen zu Unterthanen gewordenen leiblichen Vettern mit dem Gefühl gegenübersteht, einer ganz anderen Rasse anzugehören; oder ob es das charakteristische Stachelgewächs dieser kulturhistorischen Flora, der ost-elbische Junker ist: immer finden wir ihn als den gleichen: kühn, waghalsig, rauflustig, hochmütig, bigott und überall da bildungsfeindlich, wo Ansätze zu einer Wissenschaft bereits existiren.

Nun, von dem Augenblick an, wo die deutsche Bourgeoisie in die faktische Lage einer Adelsgruppe aufsteigt und die Privilegien dieser Gruppe gegen die Angriffe der Unterworfenen ebenso zu verteidigen hat, wie eine Generation zuvor der historische Adel gegen ihre eigenen Angriffe: von diesem Augenblick an wachsen ihr naturgemäß auch die adligen Sympathien und Antipathien; sie wurde kühn, waghalsig, hochmütig, bigott und bildungsfeindlich. Man braucht nur den vorgeschrittensten Typ unseres Industrieadels, die rheinisch-westfälische Schlotbaronie, zu studieren, und man wird finden, daß diese Charakteristik den Nagel auf den Kopf trifft. Ihre Söhne stellen heut das Hauptkontingent zu den echten Junkerklubs der Gegenwart, den Corps; hier ist Waghalsigkeit und Rauflust in immer höherem Aufschwunge begriffen, so daß die früher äußerst seltenen Duelle auf schwere Waffen immer häufiger werden.

Nirgends zeigt sich ferner der Hochmut den Unteren gegenüber so schroff, als gerade hier, wo die Bergwerksherren (wir erinnern nur an Herrn Hilbck und den König von Saarabien) und Industriebarone noch immer auf dem antediluvianischen Standpunkt stehen, daß eine Arbeiter-Koalition, eine Organisation der Lohnbewegung, gar ein Streik, Verletzungen des göttlichen Sittengesetzes sind, verbrecherische Einbrüche in das geheiligte Eigentum, Attentate auf die von Gott eingesetzte Autorität; und schließlich feiert die böseste Orthodoxie, die es in der Welt geben kann, die gescheitelte Orthodoxie der evangelischen kleinen Päpste, nirgends so ihre Orgien, wie in den korrekten bigotten Familien dieses neuen Adels. Das Wupperthal hat ja seinen Weltruf in dieser Beziehung.

Nun hat schon der historische Adel die reichliche Zeit, die ihm der Rentenbezug und sogar in vielen Fällen die Mühe der Arbeitsleitung und der Kirchenbesuch übrig ließ, eine Zeit, die ihm aus den angeführten Gründen für künstlerische und wissenschaftliche Beschäftigung zu verwenden nicht wohl einfallen konnte, — nun hat schon der historische Adel seine Zeit von jeher für sportliche Bethätigung eingesetzt und einsetzen müssen, um mit der Kraft und Gewandtheit des Körpers den physischen Mut zu konserviren, ohne den seine Stellung unhaltbar gewesen wäre. Es konnte nicht ausbleiben, daß der neue Bourgeoisie-Adel ihm auf diesem Wege folgte, und daß sich damit der Sport mit der großer Geschwindigkeit, die wir staunend bewundert haben, neue große Volksschichten mit einem Schlage erobern konnte. Das hat der Bewegung zweifellos einen großen Teil der persönlichen Kräfte und ökonomischen Mittel zugeführt, ohne die ihre Entwicklung viel langsamer verlaufen wäre; aber es hat ihr — und damit nehmen wir den Faden unserer Erörterung wieder auf — zu gleicher Zeit jene häßlichen feudalistischen Beimengungen der Spielwut und der Bildungsfeindschaft zugeführt.

Wäre nun die sportliche Bewegung und das Interesse am Sport auf alten Adel und neuen Adel beschränkt, so würde man annehmen müssen, daß diese feudalistischen Beimengungen zum Wesen der Bewegung notwendig gehören; es handelt sich aber augenscheinlich um mehr. Das Interesse an leiblicher Leistungsfähigkeit, an Sport und Körperspiel, ist augenscheinlich auch in den „unterworfenen" Volksschichten weit verbreitet und in rapidem Wachsen begriffen. Es handelt sich um eine jener häufigen sozial-psychologischen Massenerscheinungen, die gleichzeitig in zwei verschiedenen Klassen entstehen und eine Zeit lang in einem Bette nebeneinander fließen, um sich dann entschieden zu trennen. So vereinigte z. B. die liberale Parteibewegung in ihren Anfängen die hohe Bourgeoisie und das Proletariat; so vereinigte weiterhin die sozial-psychologische Massenerscheinung des Antisemitismus in ihren Anfängen die hohe Feudalität und den sinkenden historischen Mittelstand; so vereinigt auch heut die sportliche Bewegung das Klasseninteresse einer schmalen Schicht und ein wichtiges Lebensinteresse der breiten Volksmasse. Sie fließen nebeneinander, ohne sich zu mischen, und werden sich demnächst trennen, wie sich auch Liberalismus und Antisemitismus in ihre verschiedenen Komponenten wieder aufgelöst haben.

Als Volksbewegung aber, das dürfen wir annehmen, wird die Pflege der körperlichen Kraft und Gewandheit, sobald sie sich erst dauernd von dieser feudalistischen Nebenströmung getrennt haben wird, auch von ihren Makeln befreit sein.

Die sportlichen Wettkämpfe der Volksmasse kennen keine Wettauswüchse und betrügerischen Manipulationen, wie sie auch keine Geldpreise kennen. Der Hellene der guten alten Zeit rang um den Eichenkranz oder das Lorbeerreis; er hätte es für eines freien Mannes unwürdig gehalten, für schmutziges Gold oder Versatzobjekte, deren Wert wesentlich im Material besteht, seine Kräfte ein-

zusetzen. — Und die Zeit, in der der hellenische Vollbürger dank seiner gymnastischen Durchbildung auch ein harmonischer Vollmensch war, diese Epoche ist gleichzeitig die Geburtsstunde der vornehmsten Kunst und der höchsten wissenschaftlichen Synthese, die die Menschheit bisher erlebt hat. Sie brachte nicht nur Ringer, Springer, Läufer, Diskuswerfer und Rennfahrer, sondern auch Phidias, Apelles, Platon und Aristoteles hervor.

Das ist das Ziel, dem der sportfreundliche Sozialforscher in seinen besten Menschheitshoffnungen die Volksbewegung zudrängen sieht. Er meint, daß sie, weil sie aus gesunden Quellen strömt, auch zu hohen Ergebnissen führen kann und muß, und daß sie die Eierschale ihrer Abkunft bald genug abgeworfen haben wird. Wenn die Volksbewegung der Masse erst in reinlicher Scheidung sich von der Klassenbewegung des neuen Feudalismus getrennt haben wird, dann werden jene häßlichen Charakterzüge allmählich ganz aus ihr verschwinden; und es werden auch die Versuche aufhören, die darauf hinzielen, diese gesunde, starke und hoffnungsvolle Bewegung in den Dienst jener einseitigen Klasseninteressen zu pressen, die als romantisirender und hunnisirender Hurrahpatriotismus, als narrenkappenstolzer Chauvinismus, als verzerrt orthodoxer Christianismus und abgeschmackter Teutonismus heute auf der politischen Bühne Deutschlands den Bajazzo und Pulcinello machen. Und als Volksbewegung wollen wir denn in folgendem die eigentümliche Massenerscheinung soziologisch zu begreifen und zu werten versuchen.

* * *

Ein Lebensinteresse der breiten Masse: so nannten wir den Sport. Wir haben die Verpflichtung, diese Wertschätzung zu begründen.

Da scheint es uns, als wenn der Sport in seiner reinen Bedeutung, als das zielbewußte Streben auf eine möglichst harmonische Ausbildung des gesamten Willensapparates, das heißt des koordinirenden Willens und der subordinirten Bewegungsorgane, nach zwei Richtungen hin für das Volk eine unentbehrliche Notwendigkeit darstellt, und zwar sowohl vom Gesichtspunkt der politischen Ordnung, als auch der körperlichen Gesundheit. Sozial-politisch und sozial-hygienisch ist die durch den Sport zu bewirkende höchste Ausbildung der Körperlichkeit ein Ziel von der größten Bedeutung.

Daß das deutsche Turnen durchaus unter diejenige Definition fällt, die wir dem Sport geben, ist danach für jeden ohne weiteres deutlich erkennbar; wenn wir es hier noch einmal deutlich hervorheben, so geschieht das nur deshalb, weil viele Turnfreunde im Turnen und Sport zwei unversöhnliche Gegensätze zu sehen sich gewöhnt haben. Hier aber ist, wenn man genau hinschaut, immer nur von dem feudalistisch verzerrten Sport, von seinen Auswüchsen im Record-Gigerltum nach der moralischen, und von seiner einseitigen Ausbildung einiger weniger Muskelgruppen zum Zwecke unerhörter Gipfelleistungen nach der physischen Seite die Rede. Den Sport in dieser Bedeutung haben wir ja mit den Freunden des deutschen Turnens gemeinsam verurteilt.

Kehren wir nach dieser vielleicht notwendigen Reservation zu unserem Thema zurück, um zunächst die sozialpolitische Bedeutung des Sports ins Auge zu fassen.

Diese Bedeutung erblicken wir im wesentlichen in der psychischen Seite einer harmonischen körperlichen Ausbildung. Wir definirten oben den Sport als gleichmäßige Uebung und Kräftigung des gesamten Willensapparates, des koordinirenden Gehirns, und der subordinirten Bewegungsorgane. Es vollzieht sich nämlich während der Uebung einer jener im segensreichen Zirkel ver-

laufenden Prozesse der Wechselwirkung, der gegenseitigen Verursachung, die das charakteristische Merkmal alles organischen Geschehens darstellen. Hier verläuft dieser Kreislaufprozeß derart, daß das Willenscentrum den Bewegungsapparat zu immer kräftigerer, immer glatter ineinandergreifender Arbeit anregt. Dabei übt es sich nicht nur selbst, das heißt wird kräftiger und leistungsfähiger, indem die oft geübten Associationen der verschiedenen Muskelcentren sich „einschleifen“: sondern es werden ihm auch noch, von den Bewegungsorganen ausgehend, immer höhere, schwierigere Aufgaben gestellt, an denen es weiter erstarkt.

Dieser Prozeß aber bleibt nun nicht nur bei der bloßen Koordinationsthätigkeit stehen, sondern, indem der Muskelwille erstarkt, erstarkt auch sein psychologischer Reflex, der von dort aus in das Bewußtsein als Gesamtwille eingehende höhere Wille. Das heißt in grobem Deutsch: der Sport entwickelt die spezifisch männlichen Eigenschaften der Kaltblütigkeit, des Mutes, der Todesverachtung und die daraus erwachsenden Eigenschaften des Persönlichkeitswillens, des Willens, der sich selbst setzt und gegen eine Welt zu behaupten entschlossen ist.

Wir haben schon in der obengegebenen Betrachtung von dieser psychologischen Hauptwirkung der sportlichen Bewegung Kenntnis genommen: sie erwies sich als der Grund, weshalb der Adel in jedem seiner kulturhistorisch gegebenen Typen dem Körperspiel eine so außerordenlich große Bedeutung beimißt. Wir möchten für den behaupteten Zusammenhang noch einige andere Beispiele beibringen.

Es ist bekannt, daß Jägerstämme niemals, und Hirtenstämme fast niemals, zu einer dauernden Unterjochung zu bringen sind. Namentlich der Unabhängigkeitssinn der primitiven Jäger bildet eines der kulturhistorischen Wunder. Sie sind zu vernichten, aber nicht zu unterwerfen. Das gilt von den niedrigsten Stufen, wie sie durch die Buschmänner, die Australneger und Andamanen vertreten sind, ebenso, wie von den höheren Stufen, etwa von den nordamerikanischen Indianern. Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir die psychologische Unterlage dieses unbezähmbaren Unabhängigkeitssinnes in der außerordentlich gleichmäßigen Ausbildung aller körperlichen Fähigkeiten erblicken, zu der die Technik der Lebensfürsorge diese Stämme zwingt. Wir dürfen uns bei dieser Meinung auf die geltende Geschichtsauffassung berufen, die regelmäßig, um den Verlust der Vollfreiheit der Mittelklassen in natural-wirtschaftlichen Ackerbaustaaten zu erklären, die Einbuße an Waffentüchtigkeit und Gewandtheit anschuldigt, die die zum Ackerbauer gewordenen ehemaligen Hirten wehrlos dem waffengewandten Kriegerstamme ausliefert. Wenn hier immer auch hervorgehoben würde, daß der Verlust der körperlichen Gewandtheit auch regelmäßig mit einer Einbuße an physischem Mut verbunden ist, so wäre diese Erklärung gewiß von mitausschlaggebender Kraft.

Nun ist die erste Aufgabe unserer unaufhaltsam zur Demokratisirung drängenden Zeit, dieser neuen Verfassung ein sicheres Fundament zu schaffen in der Erziehung der einzelnen Menschen, der Bürger der kommenden politischen Gemeinschaft, zum persönlichen Willen. Dazu führen zwei Wege. Der eine, dem wir hier nicht nachzugehen haben, führt über die Zertrümmerung „alter Werte“, über die Befreiung der Seelen von all den altgeheiligten Tabu's der Klassenordnung, des Klassenrechts und der Klassenreligion. Der andere führt schlechthin über die Erziehung und Ausbildung des gesamten niederen Willensapparates zu der Kräftigung oder Schaffung des höheren Willens, der Männlichkeit im edelsten Sinne: nur ein Volk von derartig erzogenen Männern kann die Demokratie verwirklichen; nur in einem solchen Volke kann sie erhalten werden; denn aller Umsturz im Interesse einer Minorität kann nur da

glücken, wo kraft besserer körperlicher Ausbildung und vor allem kraft des dadurch erzeugten höheren Muts, kraft der „Herrentugend“, die Minderheit stärker ist als Mehrheit.

Auch dafür mag uns mangels eines anderen Beleges das primitive Jägertum, wenn auch keinen Beweis, so doch eine Illustration liefern. Hier bethätigt sich der Unabhängigkeitssinn, der unbezähmbare Freiheitsdrang, nicht nur nach außen, sondern auch nach innen. Nach der übereinstimmenden Beurteilung aller Kulturhistoriker verwirklichen alle diese Stämme das Ideal der sozialen Anarchie. Es giebt niemanden, der zu befehlen hätte, und niemanden, der gehorchte. Die Ursache davon ist klar: wohl kann ein Krieger durch Gewandtheit oder Kraft jedem anderen seiner Horde überlegen sein; aber, wo alle bis zur höchsten Leistungsfähigkeit erzogen sind, bleibt er immer ohnmächtig gegen eine Vereinigung mehrerer. Die Minderheit kann die Mehrheit nicht vergewaltigen, und daher ist die Ausbildung eines Klassenrechts, eines organisirten Herrschaftsverhältnisses, unmöglich.

So bildet denn die Erziehung zur körperlichen Leistungsfähigkeit einen wichtigen Hauptteil der sozialen Pädagogik der Zukunft. Sie hat die Bürger der Zukunftsgemeinschaft zu erschaffen, deren Persönlichkeitswillen stark genug ist, um sich nie und nirgends zum Herdenbestandteil herabdrücken zu lassen, stark genng ist, um nötigenfalls das Leben selbst für die Wahrung der Persönlichkeit, das heißt der Freiheit, einzusetzen. Wobei nicht zu vergessen ist, daß der Entschluß, sein Leben an die Freiheit zu setzen, selbst dem Kühnsten um so leichter wird, je besser er sich in der Lage weiß, sein Leben durch eigene Kraft und Gewandtheit zu schützen.

Wir möchten das Gesagte mit einem Beispiel illustriren. Es ist bekannt, daß, namentlich in Ungarn und Frankreich, ein Meisterschütze oder ein Meisterfechter zeitweilig Presse und Parlament geradezu nur durch die Drohung seiner Waffengewandtheit eingeschüchtert hat. Ganz abgesehen davon, daß in einem Parlament oder in einer Presse der vorgestellten Zukunftsgemeinschaft schon der intellektuelle Teil der Sozial-Pädagogik derartiges unmöglich machen würde, weil vermutlich niemand thöricht genug wäre, sich einem Klassenkodex zu Liebe einem bekannten Raufbold zu stellen: ganz abgesehen davon, wäre eine derartige einschüchternde Thätigkeit in einer Gesellschaft von lauter bis zur höchsten Höhe ihrer persönlichen Leistungsfähigkeit ausgebildeten Männer gänzlich unmöglich.

* * *

Eine gesunde Seele wohnt nur im gesunden Körper. Man darf dies unzweifelhafte Axiom ohne Fehl auch auf die Volksseele anwenden. So wird die Sozial-Hygiene noch über jedes Fachinteresse des Mediziners und Demologen hinaus zu einem wichtigen Bestandteil der Vorbereitungen für die Zukunft, der wir entgegengehen; und so wird der Sport zu einem wichtigsten Mittel der Sozial-Hygiene und damit der gesamten sozialen Fürsorge-Thätigkeit.

Es bringt namentlich die wachsende Kultur eine unmittelbare Bedrohung der leiblichen Gesundheit aller produzirenden Menschen mit sich, die zur Schädigung werden muß, wenn nicht ein Gegenmittel ausgleichend eingreift. Dieses Gegenmittel ist der Sport.

Gesundheit heißt nämlich harmonisches Ineinandergreifen aller Organfunktionen. Das kann nur der Fall sein, wenn alle Organe in ihrem anatomischen Aufbau an Umfang und Frische sich innerhalb der „physiologischen Breite“ befinden. Und das wieder kann nur der Fall sein, wenn alle Organe, entsprechend der physischen Durchschnittsnorm, zur Thätigkeit angehalten werden. Ein Zu-

viel der Leistung, dauernd dem einzelnen Organ zugemutet, übermüdet es und schädigt es schließlich dadurch in seinem Aufbau, daß ihm nicht die genügende Zeit zur Regeneration der Verbrauchten gelassen wird. Ein zu wenig gebrauchtes Organ leidet ebenfalls in seinem Aufbau, weil die verbrauchten Elemente nicht mit genügender Schnelligkeit ersetzt werden. In beiden Fällen leidet die Funktion des Organs; sie spielt ihren Part in der Symphonie der Gesamtfunktionen unrein und unvollkommen; und statt des Lustgefühls, das die volle Harmonie aller Funktionen hervorruft und das eben als Gesundheitsgefühl empfunden wird, entsteht eine Disharmonie, die wir als Unlust, als Unglücksgefühl, kennzeichnen.

Der primitive Jäger, der rossetummelnde Nomade, ja selbst der Ackerwirt unserer Civilisation haben das Ideal der gleichmäßigen Anspannung aller Organe ganz oder nahezu erreicht; denn wenn auch der Bauer — um den vielleicht auftauchenden Schein des Widerspruchs sofort zu beseitigen — nicht die feine Koordination der einzelnen Muskeln geübt hat, die die Grundlage von Gewandtheit und Geschmeidigkeit, Schnelligkeit und auf einen Punkt konzentirtester Kraft sind, so bildet er doch in verschiedenen Phasen seiner Thätigkeit alle Hauptmuskelgruppen als solche gleichmäßig aus. Aber namentlich die Produzenten in den Zweigen der Stoffveredlung und die Angehörigen der höheren Berufe werden gerade durch ihren Beruf zu einer immer krasseren Einseitigkeit der Thätigkeit, zu einer immer ausschließlicheren Anspannung eines einzigen Organs, einer einzigen oder ganz weniger Muskelgruppen gezwungen, zu einer Einseitigkeit, die unter allen Umständen zu einer Schädigung des Aufbaues sowohl der überangespannten als der brach gelegten Organe führen muß und damit die Harmonie der Funktionen und die Gesamtfunktion, die Gesundheit, stört. Und hier ist der Sport, als allgemein gleichmäßige Anspannung aller Organe, das von der Natur selbst gegebene Gegengewicht und Heilmittel.

Das einfachere Bild dieser Gesundheitsstörung durch einseitige Berufsthätigkeit bieten die Fabrikarbeiter dar, und die Aufmerksamkeit der Sozial-Hygieniker ist auch fast schon so lange auf diese eigentümlichen Folgen der modernen Groß-Industrie gelenkt worden, wie die Aufmerksamkeit der Sozial-Politiker auf ihre wirtschaftlichen Folgen. Das „Weberbein" der Fabrikweber war schon zu derselben Zeit ein eng umschriebenes „Krankheitsbild", als die ersten Gewerkvereine sich ausbildeten, und als die himmelschreiende Not des englischen Fabrikproletariats das erste Kinderschutzgesetz und das erste Arbeitergesetz nötig gemacht haben. Wir haben in diesem Weberbein und entsprechend in dem „Bäckerbein" 2c. ein typisches Beispiel für den Einfluß, den Ueberanstrengung eines einzelnen Organs auf den Aufbau und die Einzelfunktion des Körpers ausübt. Hier verändert sich der festeste Bestandteil des gesamten Organismus, das starre Skelet unter der Einwirkung überlanger Arbeit in stehender Stellung. Hierunter leidet nicht nur die Funktion der unteren Extremitäten selbst, indem der Gang plumper und mühseliger wird, sondern auch die Gesamtfunktion des Körpers unterliegt mancherlei Störungen, Schmerzen und dergleichen. Das mag ein Bild davon geben, wie weniger feste Organe unter ähnlichen Einwirkungen verkrüppelt werden. Ich erinnere nur an die Herzhypertrophie der Steinträger.

Aber selbst, wenn man diese allergröbsten, zu wirklich ausgeprägten Krankheiten führenden Störungen, die immerhin relativ selten sind, aus der Betrachtung ausscheiden will, so bleibt doch als eine ganz regelmäßige Berufskrankheit eines außerordentlich großen Prozentsatzes aller Fabrikarbeiter eine Gesamtstörung übrig, die man aufzufassen hat als die Störung einer bestimmten

Muskelgruppe durch übermäßige Beanspruchung und gegebenen Falls eines bestimmten Sinnesorgans; und auf der anderen Seite als die Folge einer unternormalen Beanspruchung des gesamten übrigen Körpers. Dadurch werden die Fabrikarbeiter in einem gewissen Sinne verkrüppelt. Sie verlieren die volle Herrschaft über die berufsmäßig brachgelegten Muskelgruppen, werden aus Vollmenschen, die jeder normalen Beanspruchung durch das Leben gewachsen waren, zu spezifisch angepaßten Kraftmaschinen, die nur einer, allerdings aufs höchste gesteigerten Leistung fähig sind. Kurz und gut, sie treten als besonders differenzirte Teile in den gewaltigen Arbeitsteilungsorganismus ein, den eine moderne Fabrik darstellt, in diesen seltsamen Organismus, dessen wirkende Teile auf der einen Seite Menschen von Fleisch und Blut, auf der anderen Seite Kraftapparate von Eisen und Stahl sind. Das ist ein, sozusagen parasitäres Verhältnis, eine Abwärtsentwicklung, ein degenerirender Prozeß, wo der Organismus als solcher so gut wie verschwindet, um nur ein einziges thätiges Organ übrig zu lassen.

Ist dieser Prozeß, der den harmonisch sich selbst zum Zwecke existirenden Organismus zum Maschinenteil, zum Fremdzweck eines größeren Ganzen entwürdigt, schon dadurch geeignet, die Harmonie aller Organe zu stören, daß er einen großen Teil der Muskulatur brach legt, so wird er besonders vernichtend und entwürdigend dadurch, daß er das G e h i r n so gut wie ganz ausschaltet; z. B. bei der Thätigkeit eines viele Spindeln bedienenden Spinners, dessen Aufmerksamkeit auf eine nie sich ändernde maschinelle Vorrichtung Jahr und Jahr gerichtet bleibt, so daß von all den unzähligen Anpassungsmechanismen des Gehirns nur ganz wenige immer und immer wieder in Thätigkeit treten, während alle anderen, sowohl diejenigen der sinnlichen Auffassung der Erscheinungen, als diejenigen der anpassenden, ausnutzenden oder abwehrenden Muskel-Koordination erschlaffen. Es kann nicht ausbleiben, daß die schwersten Störungen des Gesamtbefindens daraus resultiren. Ein solcher Mensch verfällt nicht nur viel früher als normal dem Stumpfsinn des Greisenalters, sondern er muß auch während der ganzen Zeit dieser einseitigen Thätigkeit an einem herabgesetzten Gesundheitsgefühl leiden. Wir stehen nicht an, einen großen Teil der Verstimmung der Arbeiterklasse auf diese hygienischen Uebelstände zurückzuführen.

Grundsätzlich das gleiche, aber doch viel komplizirtere Krankheitsbild bietet uns die typische Berufskrankheit der K o p f a r b e i t e r der oberen Klassen, die Neurasthenie, die gleichfalls zu einem sehr großen Teil auf einseitige Berufsanspannung zu beziehen ist. Hier ist im Gegensatz zum Fabrikarbeiter das übermüdete Organ gerade das Gehirn, und die brach gelegten Organe die Muskeln. Wir wollen versuchen, uns an dieser weit verbreiteten Erscheinung sowohl den mechanischen Zusammenhang der Organerkrankungen, als auch seine Heilung durch spielende Körperthätigkeit, durch den Sport, klar zu machen.

Unser Körper ist bekanntlich mit der höchsten Oekonomie gebaut. So besitzen wir auch nur so viel von dem ernährenden Safte, der den Gaswechsel und die Ernährung der Gewebezellen vollzieht, von dem Blute, wie durchaus erforderlich ist. Es reicht bei weitem nicht hin, um etwa unser gesamtes Gefäßsystem prall zu füllen, sondern es ist im Gegenteil so wenig davon vorhanden, daß ein verhältnismäßig geringer Teil des Blutgefäßnetzes die ganze Masse aufzunehmen im Stande ist. Wenn man z. B. einem Tiere diejenigen Nerven durchschneidet, die die Spannung der Blutgefäße des Darmkanals reguliren, so erschlaffen diese Gefäße und erweitern sich derart, daß sich das Tier in seine eigenen Darmgefäße „verblutet,“ ohne daß ein einziger Tropfen seine natürliche Bahnen verlassen zu haben braucht.

Der Körper benutzt seine verhältnismäßig beschränkte Blutmasse wie ein gut organisirtes Gemeinwesen seine Polizeitruppe: er hält nicht etwa dauernd alle Punkte in der Stärke besetzt, wie es eine irgend einmal auftretende Notwendigkeit erfordern würde, sondern er sendet die bewegliche Mannschaft mit größter Schnelligkeit überall da hin, wo ihre Anwesenheit notwendig wird.

Nun braucht jedes arbeitende Organ bedeutend mehr Blut wie jedes ruhende, aus dem klaren Grunde, weil jede arbeitende Zelle, um ihre spezifische Funktion ausführen zu können, eines im Vergleich zur Ruhe sehr gesteigerten Stoffwechsels bedarf, einer vermehrten Ernährung, die nur das Blut bringen kann, und einer beschleunigten Abführung der Abfallprodukte, die ebenfalls nur das Blut vollziehen kann. So z. B. braucht der arbeitende Muskel mehr als zwanzig mal so viel Blut als der ruhende. Das arbeitende Organ zieht diese vermehrte Blutmasse auf die einfachste Weise dadurch an sich heran, daß es seine Gefäßbahnen entsprechend weiter öffnet und so den rastlos fließenden Mühlbach, der das ganze Getriebe in Bewegung setzt und in Bewegung hält, in verstärktem Strom über seine Turbinen leitet. Da nun die Blutmasse, wie schon gesagt, sehr beschränkt ist, so ist es klar, daß nicht zwei mächtige Organgruppen gleichzeitig intensiv arbeiten können; denn entweder erhalten beide nicht genug Blut oder das eine wird fast gänzlich unversorgt gelassen; darum kann man z. B. während einer intensiven Verdauungsthätigkeit weder körperlich noch geistig angestrengt arbeiten. Wenn nun ein Organ im regelmäßigen Wechsel der Beschäftigung in normaler Weise und durch normale Zeit beansprucht wird, um dann wieder die normale Zeit ruhen zu können, so sind alle Bedingungen dafür gegeben, um seinen Aufbau und seine Funktion zur höchsten Tüchtigkeit zu entwickeln. Denn während der Arbeit und der verstärkten Blutzufuhr werden die alten fallreifen, vermorschten Elementarteilchen vollends ausgeschieden, in der Flamme des massenhaften Sauerstoffes, den das arterielle Blut herbeiführt, verbrannt, als Heizmaterial in dem großen Ofen des Organismus; ebenso werden die in den feinsten Saftkanälchen noch lagernden, vielfach giftigen Stoffwechselschlacken hinausgespült in den großen Strom, der sie durch „Selbstreinigung“ beseitigt, ganz wie die Ströme auf der Oberfläche unseres Planeten durch Selbstreinigung sich von den giftigen Stoffwechselschlacken der an ihren Ufern erbauten Großstädte befreien. Kommt dann zur gehörigen Zeit die Ruhe und viel geringere Blutversorgung des gesund ermüdeten Organs, so bilden sich unter dem Wachstumreiz, den die Arbeit als solche auslöst, an Stelle der fortgespülten und verbrannten invaliden Zellen neue, junge, funktionskräftige in größerer Anzahl als zuvor: das Organ regenerirt sich nicht nur, sondern es wächst und verstärkt sich.

Dieser segensreiche Prozeß kann da nicht stattfinden, wo ein Organ entweder zu viel oder zu wenig beansprucht wird. Wird es zu wenig beansprucht, so besteht sein aktiver Zellenbestand sehr bald aus alten funktionsfaulen, nicht mehr recht leistungsfähigen Elementen, vergleichbar etwa der aus schlafmützigen Philistern bestehenden Bürgerwehr der „guten alten Zeit“ oder der Krüppelgarde Sir John Falstaffs. Außerdem bleibt bei der trägen Drainage des Organs massenhaft Unrat aus der regressiven Stoffmetamorphose liegen, der die Saftwege mindestens mechanisch verrammelt und häufig geradezu giftige Rückwirkung auf den Körper ausübt. — Wird umgekehrt ein Organ intensiv oder extensiv übermäßig beansprucht, so verlieren nach einer gewissen Zeit auch die jungen kräftigen Zellen ihre Kraft und Widerstandsfähigkeit; sie fallen sozusagen unreif ab; und da die Zeit der Ruhe nicht ausreicht, um das neue Zellenmaterial, das der gewaltige Wachstumreiz der Ueberarbeit zum Aufblühen bringt, bis zur vollen Funktionskraft zu entwickeln, so gleicht der Elementar-

bestand eines solchen überanstrengten Organs sehr bald einer Armee, die gezwungen ist, ihre Bataillone mit milchbärtigen Jünglingen und unreifen Knaben aufzufüllen. Dieser Vergleich hinkt weniger wie seine meisten Vettern. Es ist bekannt, daß solche Knabenarmeen im ersten Angriff eine fast unwiderstehliche Kraft, einen „élan“ sondergleichen zu entfalten pflegen, daß aber auf eine Stätigkeit und Ausdauer bei ihnen weder im Angriff noch in der Verteidigung gerechnet werden darf. Und genau das ist das Charakteristikum der Neurasthenie, der reizbaren Nervenschwäche, die sich gerade dadurch auszeichnet, daß in allen Organen schon ein verhältnismäßig sehr geringer Reiz eine starke Reaktion auslöst, der aber in außerordentlich kurzer Zeit eine durch nichts mehr aufzurüttelnde Erschlaffung folgt. Um nun den Mechanismus dieser eigentümlichen „Berufskrankheit“ im einzelnen zu zeichnen, müssen wir uns klar machen, daß hier die beiden oben im allgemeinen skizzirten Organschädigungen zusammentreffen, die übermäßige Beanspruchung eines Organs, nämlich des Denkapparates, und die zu geringe Beanspruchung einer Organgruppe, nämlich des Bewegungsapparates.

Das dauernd angestrengte Gehirn wird nach dem oben auseinandergelegten Gesetze der körperlichen Oekonomie dauernd von sehr großen Blutmassen durchströmt, indem seine Gefäße dauernd sehr bedeutend erweitert sind. Diese aktive, auf Spannung der gefäßerweiternden Muskeln und Erschlaffung der gefäßverengernden Muskeln in der Arterienwand beruhende Erweiterung wird allmählich zu einer passiven Erweiterung, einer einfachen Erschlaffung. Und wenn nicht das, so doch jedenfalls zu einer bleibenden Erweiterung, indem die gefäßerweiternde Muskulatur dauernd die Oberhand über ihre durch Nichtgebrauch geschwächten Antagonisten, die Gefäßverengerer, behält. Und diese Einbuße an Kontraktilität der Gefäße hat nun ihre bedenklichen Folgen. Denn kraft der Wechselwirkung in allem organischen Leben wird ein Organ nicht nur von viel Blut durchströmt, wenn es arbeitet, sondern es arbeitet auch, wenn es von viel Blut durchströmt wird. Und darum findet das chronisch übermüdete Gehirn schließlich auch dann keine Ruhe, wenn ihm Ruhe gegönnt werden soll: die wissenschaftlichen Probleme verfolgen den Gelehrten bis in seine Erholungsstunden; die geschäftlichen Sorgen stören dem Kopfarbeiter die Ruhe des Schlafes, so daß die Regeneration der verbrauchten Elemente noch mehr leidet, als sie schon ohne dies durch die unvernünftige Diät hätte leiden müssen, und daß schließlich ein Zusammenbruch der Nerven die unabwendliche Folge ist.

Umgekehrt rächt sich die brach gelegte Muskulatur mit den Folgen ihrer erzwungenen Unthätigkeit. Die Muskeln werden schlaff und welk, durchsetzen sich mit Fettschichten, die die Kontraktion mechanisch behindern; und allmählich wird nun die Körperbewegung, die zuerst nur aus Zeitmangel oder hygienischer Lüderlichkeit unterlassen wurde, der Mühe wegen, die sie macht, unterlassen. In den Saftspalten der alt und welk gewordenen Organe häufen sich massenhaft Stoffwechselschlacken giftiger und ungiftiger Natur an.

Auch das Herz ist eine Muskel. Es kann nur gedeihen bei kräftiger Arbeit, und die hat es nur zu leisten, wenn es den verzwanzigfachten Blutstrom durch mächtig arbeitende Muskelmassen zu pressen hat. Hier, wo es nur die zarten Muskeln der Hand, der sprechenden Zunge und das Gefäßsystem des Gehirns zu versorgen hat, wird auch das Herz schlaff und welk und verschlackt.

Mit dem Herzen steht die Lunge in rythmisch geregelter Koordination: auf etwa drei Pulsschläge etwa ein Atemzug. Je schwächer das Herz arbeitet, um so schwächer arbeitet auch die Lunge; je weniger Sauerstoff der träge

Stoffwechsel des Kopfarbeiters verbraucht, um so weniger hat die Lunge nötig, ihren Blasebalg zu entfalten. Darum bleibt in ihren tiefsten Tiefen die faule sauerstoffarme, mit allen möglichen Stoffwechselgasen vergiftete, Residualluft zurück; darum werden die zarten Scheidewände zwischen den einzelnen Lungenbläschen nicht genügend entfaltet, nicht genügend vom Blut durchströmt, das heißt nicht genügend ernährt, und fallen um so leichter dem Ansturm der überall in unserer Umgebungsluft befindlichen Parasiten zum Opfer.

Bei so schwacher Thätigkeit der Lunge wird der Gaswechsel natürlich auch nur in der allernotdürftigsten Weise vollzogen. Der Sauerstoff, der im Organismus wirkt wie der Sturmwind im Urwald, indem er das Fallreife niederbricht und dem jungen Leben Luft und Licht erschließt, kommt in ungenügender Quantität in den Stoffwechsel hinein, der sich infolgedessen träger und träger vollzieht.

Aber es ist nicht allein der Mangel an Sauerstoff, der diese Folge herbeizieht, sondern auch die Trägheit der Blutzirkulation als ganzes. Daß das Herz schlaff und welk ward, haben wir schon hervorgehoben; natürlich wirkt es sowohl als Druckpumpe, die das sauerstoffhaltige Blut in die Arterien preßt, wie auch als Saugpumpe, die das sauerstoffarme Blut aus den Venen aspirirt, schwächer als ein Herz von normaler Muskelkraft. Und dazu kommt noch, daß das „sekundäre“ Herz hier fast völlig außer Funktion gesetzt wird. Es ist dies der Klappenapparat der Venen. Die Wandung der Venen ist mit Ventilklappen versehen, die, wenn sie richtig funktioniren, das Blut nur herzwärts, aber nicht zurück passiren lassen. Infolgedessen schiebt jede Beugung und Streckung der Gelenke die venöse Blutsäule etwas nach vorn, ein Mechanismus, der besonders an den unteren Extremitäten und im Becken, wo das venöse Blut entgegen der Schwerkraft senkrecht aufwärts fließen muß, von höchster Bedeutung ist. Beim Schreibtischmenschen tritt diese segensreiche Hilfsthätigkeit der Gelenke natürlich garnicht oder doch nur ganz ungenügend in Funktion; die Folge davon ist die Stauung der Blutsäule in den Venen, die Erschlaffung und Ausbauchung ihrer Wandungen, die als Krampfadern an den Beinen oder als Hämorrhoiden am Becken erscheinen, und die nicht nur an sich unangenehm, zuweilen sogar gefährlich sind, sondern auch häufig genug ein Symptom davon darstellen, daß der Klappenapparat der Venen dauernd untüchtig geworden ist.

Eine solche Trägheit der Blutzirkulation muß sich vor allem an demjenigen Organkomplex zeigen, der das größte Gefäßsystem des gesamten Körpers aufweist, am Verdauungstraktus. In der That verliert sehr bald der Darmkanal bei dem Mangel des zu aller Funktion reizenden Sauerstoffs im arteriellen Blut und bei der alle Funktion lähmenden Stauung in den Venen seine Beweglichkeit, wird träger und träger bis zum Symptombild der chronischen Konstipation. Darunter leiden natürlich die für die Verdauung arbeitenden große Drüsen, vor allen Dingen die Leber, die sich durch Verfettung und „Anschoppungen“ höchst unangenehm bemerklich macht, die Bauchspeicheldrüse, deren krankheitserzeugende Bedeutung noch nicht völlig aufgeklärt ist, die aber mit der Entstehung manchen Falls von Zuckerkrankheit sicherlich in Beziehung steht.

Daß sich in den Muskeln bei übermäßiger Ruhe giftige Stoffwechselschlacken anhäufen können, haben wir bereits kennen gelernt. Dasselbe kann sich nun auch beim Darm ereignen. Die nur träge fortgeführten Massen der Ernährungsstoffe gehen chemische Veränderungen ein, denen sie bei normalschneller Verarbeitung und Fortschaffung nicht unterliegen. Der Zucker und die Mehlstoffe gehen in Gährung über, die Eiweißstoffe in Fäulnis, überall bilden sich schädliche, zuweilen extrem giftige Körper, die dann in den allgemeinen Stoffwechsel aufgenommen werden und alle Symptome des Gesamt-

leidens noch verschlimmern. Das sind dann die Fälle der erst in allerneuester Zeit in ihrem Wesen erkannten „Selbstvergiftung des Organismus“; und es giebt heute eine ganze Schule von Forschern, die die Neurasthenie geradezu als eine solche Selbstvergiftung auffassen, ebenso wie die Bleichsucht der jungen Mädchen, die im wesentlichen ja auch ein Priveleg der „höheren Töchter“ ist. Jedenfalls zweifelt aber niemand mehr daran, daß alle Erscheinungen der Neurasthenie durch Prozesse der Selbstvergiftung von den Muskeln, und namentlich dem Darm her, wesentlich verschlimmert werden.

Eine solche Ueberschwemmung des gesamten Stoffwechselgebietes mit schädlichen, das heißt giftigen Stoffen, muß nun namentlich auf die Niere die schwersten Rückwirkungen äußern; denn die Niere ist das Hauptorgan der Entgiftung schon beim gesunden Menschen. Hier hat sie die zum Teil stark differenten Produkte der regressiven Eiweißmetamorphose, namentlich den Harnstoff, herauszuschaffen. Aber sie wird beim körperlich kräftig sich bethätigenden Normalmenschen auf das glücklichste unterstützt von den Schweißdrüsen der Haut, die ebenfalls Harnstoff in großen Mengen nach außen abführen. — Beim Schreibtischmenschen aber hat sie nicht nur die ganze normale Arbeit allein zu leisten, sondern es wird ihr auch noch zugemutet, das enorme Plus von Giftstoffen, das infolge des naturwidrigen Verhaltens im Körper angehäuft ist, ebenfalls zu bewältigen. Das ist eine so vervielfachte Aufgabe, daß darunter in einer großen Anzahl von Fällen ihr zartes Sekretionsepithel zusammenbrechen muß.

Damit kein Organ in diesem circulus vitiosus fehle, werden auch die Sinne bei einer so verkehrten Lebensweise schwer geschädigt. Das Auge wird durch die fortwährende Einstellung auf nahe kleine Objekte, durch seine allzu lange Beanspruchung bei schlechter Beleuchtung, durch die aktive Hyperämie des Gehirns, die intensive Denkarbeit mit sich bringt, und häufig auch noch durch eine passive Hyperämie, die eine fehlerhafte Körperhaltung, und die übergroße Nähe stark Wärme ausstrahlender Beleuchtungsapparate erzeugt, in seinem Nervenapparate oder wenigstens in seinem Schleimhäuten geschädigt. — Die Nase setzt sich in dauernden Verteidigungszustand gegen die viel zu staubreiche Zimmerluft; sie bläst ihren Filterapparat, die Schwellkörper an den Nasenmuscheln, auf, um die Staubmassen rechtzeitig abzufangen, ehe sie in die Atemwege gelangen können: diesen Zustand nennen wir einen chronischen Schnupfen, wobei übrigens nicht unbeachtet bleiben darf, daß dieser aktive Zustand der Mobilisation häufig genug zu dauernden passiven Veränderungen der Nasenschleimhaut führt, ganz ähnlich, wie der „bewaffnete Frieden“ der Nationen allmählich auch aus einer Verteidigungsmaßregel zu einer wahren sozialen Krankheit entartet ist. — Dieser chronische Schnupfen vermindert und verfälscht zwei unserer Sinne: Geruch und Geschmack.

Unter diesen Umständen kann von einer Gesnndheit nicht die Rede sein. Es ist kaum ein Organ in der gesamten Kapelle des Organismus, das sein Instrument in reiner Stimmung hätte und seinen Part zu spielen verstände. Das wundervolle Musikstück, das Meisterin Natur komponirt hat, kommt in einer schauderhaften Weise zur Darstellung, so daß sein eigentlicher Gedankeninhalt garnicht mehr erkennbar ist. Es ist, als wenn norddeutsche Dorffiedler auf verstimmten Instrumenten eine Beethoven'sche Symphonie spielen wollten. Und das Bewußtseinsorgan, das viel berufene „Ich“, das dazu verdammt ist, diese entsetzliche Disharmonie Tag für Tag und Jahr für Jahr mitanzuhören: es ist fürwahr kein Wunder, daß dieses unglückliche „Ich“ dabei in Verzweiflung gerät. Diese Verzweiflung stellt sich dar als anscheinend grundlose Verstimmung, als Lebensüberdruß, Weltekel, Spleen, Misogynie u. s. w. u. s. w. Sie ist

die gefühlsmäßige instinktive Grundlage für den Pessimismus, der in unserer gebildeten Welt herrscht; die Neurasthenie war Arthur Schopenhauers bester Bundesgenosse auf seinem Weg zum Ruhm, zur Weltherrschaft.

Hier nun, in dieser tiefen seelischen Verstimmung liegen die Ursachen für Erscheinungen, die dahin wirken, alle geschilderten Schädigungen noch auf das verderblichste zu verstärken.

Der gesunde Mensch fühlt sich in sich wohl; das dauernde Lustgefühl, das ihm die rein gespielte Symphonie seines animalischen Lebens bereitet, ist Glücks genug für ihn; und die normale Funktion der speziell lustbringenden Organe, namentlich bei der Nahrungsaufnahme und in der Liebe, sind durchaus ausreichend, um ihm die Opfer des Lebenskampfes lohnend erscheinen zu lassen. Der einseitig verkrüppelte Mensch aber fühlt sich in sich unwohl; sein gemartertes Ich möchte auf irgend eine Weise seinem furchtbaren Käfig entrinnen; ehe das letzte und thatsächlich wirksamste Mittel dazu, der Selbstmord, angewandt wird, sucht solches schwergeplagte Ich die Lustempfindungen, die das normale Leben nicht gewährt, mit dem Sporn neuer stärkerer Reize zu wecken. Aus diesen Wurzeln wächst der verwüstende Alkoholismus des Fabrikarbeiter-Proletariats und bei den höheren Ständen die ganze Schar apokalyptischer Reiter der irritativen Laster, von der Ueberwürzung der Speisen mit Salz und Pfeffer und vom Mißbrauch des Alkohols und Tabaks an gerechnet bis zum Morphinismus, Kokainismus, Kolaismus, bis zu den selbstmörderischen Thorheiten des Haschisch- und Opiumrauches und den zerstörenden Lastern der auf ihre höchste Spitze getriebenen geschlechtlichen Perversitäten. Infolge der funktionellen Schwächung des gesamten Nervenapparates sind alle diese Ausschreitungen natürlich dazu angethan, die Schwächung weiter zu steigern bis zum körperlichen, moralischen oder gar psychischen Zusammenbruch.

* * *

Diesen verhängnisvollen Zirkel vermag nun, das stellen wir als These unserer Beweisführung vorauf, nur spielende, zwecklose allgemeine Körperübung zu zerbrechen, das heißt eben nur der Sport in diesem reinsten Sinne. Sehen wir zu, wie sich unter dem Taktstock dieses genialen Kapellmeisters die Symphonie der Organfunktionen wieder herstellt.

Die erste und wichtigste Thatsache ist die, daß sich in dem Augenblick, wo mächtige Muskelgruppen, wie die der Beine und des Rumpfes, in energische Bewegung versetzt werden, die Blutverteilung im Körper durchgreifend ändert. Die zwanzigfache Blutmasse, die diese mächtigen Organgruppen brauchen, müssen irgendwo hergenommen werden; und sie kann nirgendwo hergenommen werden als aus dem überfüllten Blutgefäßsystem des Gehirns. Das heißt nichts anderes, als daß der Mühlstrom, der da oben all die tausend Denkmaschinchen rasselnd und dröhnend in Bewegung setzte, plötzlich abgestaut wird, als wäre eine Schütze niedergelassen worden. Und da muß wohl oder übel die Maschinerie ruhen. Das bischen Blut, das nun noch hindurchströmt, wird zum Ueberfluß noch von anderen als den bisher angespannten Gehirnteilen an sich gezogen, den entwicklungsgeschichtlich älteren Zellengruppen, die der Muskelbewegung und ihrer Koordination vorstehen. Und so darf man es ruhig aussprechen: *Energische Körperbewegung ist der Schlaf des Gehirns.* Was beim ausgesprochenen Neurastheniker der wirkliche Schlaf nicht zuwege bringt, die Eindämmung der Hyperämie, den Stillstand der Funktion, das bringt der Sport zuwege. Nun haben die erschlafften Gefäße Zeit sich zusammenzuziehen, die verengernde Muskulatur der Arterienwandungen wieder-

herzustellen; nun haben die Gangliengruppen Zeit, ihre überjung zur vollen Thätigkeit rekrutirten Zellenelemente zur Reife, zur vollen Kraft zu führen.

Das Umgekehrte vollzieht sich unten in der Muskulatur. Hier spült der gewaltige Blutstrom, der mit verzwanzigfachter Masse und Schnelligkeit durch das Gefäßsystem wettert, all den Stoffwechsel-Unrat hinaus. Die überreifen Zellenelemente gehen bei einer so energischen Beanspruchung schnell zu Grunde, werden ausgeschieden und wandern in den Heizofen, der die ganze Maschinerie bethätigt. Das Fett wird ebenfalls verbrannt, die mechanische Hemmung verschwindet, der Muskel wird schlanker und kräftiger und gewinnt bald durch den Zutritt der massenhaft unter dem Wachstumreiz kräftiger Bewegung aufschießenden junger Zellenelemente die stählerne Kraft, die ihm notthut.

Auch das Herz ist ein Muskel, und Muskelarbeit ist Herzarbeit, denn es hat in beschleunigter Schlagfolge die Blutmasse durch viel engere und verzweigtere Wege zu pressen, als bisher. Daran erstarkt es, befreit sich ebenso von seinen Zelleninvaliden und Fettparasiten wie der Muskel selbst und kann nun seine Funktion als Druck- und Saugpumpe in ganz anderer Weise ausüben als zuvor. Rascher kreist der hellrote Saft in den Arterien, mit ganz anderer Energie strömt das dunkelrote Venenblut zum Herzen zurück, noch unterstützt, vorwärts gedrängt durch das „sekundäre Herz“ des Venenklappenapparates, das bei jeder Beugung und Streckung in den Gelenken in kräftige Aktion tritt.

Wo das Herz so kräftig arbeitet, und der Gesamtstoffwechsel einer so eingreifenden Revolution unterliegt, muß die Lunge wohl oder übel zu entsprechender Arbeit mit heran. Denn einmal ist ihr Rhythmus mit dem des Herzens eng verknüpft, und dann wirkt auf sie bekanntlich der Kohlensäurereichtum, d. h. das Sauerstoffbedürfnis des Bluts als Funktionsreiz. Und bei Muskelarbeit wird viel mehr Sauerstoff verbraucht und Kohlensäure entwickelt, als bei der Ruhe, wie ja auch eine Reserve-Lokomotive im Schuppen ungleich weniger Kohlen verbrennt, das heißt Kohlensäure produzirt und Sauerstoff konsumirt, als eine Maschine in voller Fahrt. Diese Kohlensäureabfuhr und Sauerstoffzufuhr zu der arbeitenden Kraftmaschine des Menschen hat die Lunge zu leisten; sie muß sich kräftiger entfalten, wirft die giftig gewordene Residualluft hinaus und öffnet dem ernährenden und heilenden Blutstrom die feinsten Gefäßnetze ihrer Wandungen.

Wo die Gesamtzirkulation, die Abfuhr des stagnirenden, venösen Blutes und die Zufuhr frischen, sauerstoffhaltigen Blutes mit so vermehrter Kraft erfolgt, da fängt auch der träge Darm wieder an zu arbeiten. Er schiebt seinen Inhalt mit vermehrter Kraft vorwärts und hinaus; damit fangen die großen Verdauungsdrüsen wieder an, normal zu funktioniren, und der Appetit, oder vielmehr der Hunger stellt sich als Kennzeichen der erfolgenden Genesung wieder ein: die Selbstvergiftung verschwindet. Die Niere wird von ihrem natürlichen Kompagnon bei dem Geschäft der Entgiftung, den Schweißdrüsen der Haut, plötzlich wieder mit regem Eifer unterstützt. Welche Giftmengen durch die Transpiration bei kräftiger Muskelthätigkeit aus dem Körper eliminirt werden, hat erst kürzlich eine physiologische Untersuchung zahlenmäßig gezeigt: der bei der Arbeit vergossene Schweiß ist 90—100 Mal so giftig, wie der bei der bloßen passiven Erhitzung des Körpers, z. B. im Dampf- oder elektrischen Bade, vergossene Schweiß. So erhält während der Arbeit die Niere halbe oder vielmehr dreiviertel Ferien, da die aus dem Körper hinauszuschaffende Menge schädlicher Stoffwechselprodukte bei normaler Muskelbethätigung eine ungleich geringere ist, als bei einseitig sitzender Lebensweise und geistiger Arbeit.

Und ebenso klar ist, daß bei Fortfall der Schädlichkeiten die Sinnesorgane sich regenerieren, zum mindesten sich erholen können und müssen.

Dieser Prozeß der Gesundung geht nicht ganz reibungslos von statten. Der ungeheuere Wachstumsreiz, den die Bethätigung in der Muskulatur auslöst, macht sich zunächst als eine bedeutende Steifigkeit und Schmerzhaftigkeit der betreffenden Muskeln höchst störend bemerkbar. Es ist das sogenannte „Turnfieber", daß jeder Turner, Fechter, Bergsteiger, Ruderer 2c. nach einer größeren Pause seiner Uebung kennen gelernt hat. Aber es ist charakteristisch, daß, soweit unsere persönliche Erfahrung reicht, und soweit wir uns bei guten Selbstbeobachtern darüber haben erkundigen können, diese entschieden an sich sehr unangenehme und schmerzhafte „Krankheit" regelmäßig mit einem Allgemeingefühl erhöhter Kraft und vermehrter Gesundheit einhergeht, ein deutliches Kennzeichen dafür, daß trotz der augenblicklich bedeutenden Störung eines Organs die Gesamtfunktion in viel größerer Harmonie abläuft als zuvor.

Wenn aber diese erste Reaktion überwunden ist, und das ist in überraschend kurzer Zeit der Fall, meistens schon nach einer einzigen bis nahezu an die Grenze der Leistungsfähigkeit gegangenen Bethätigung binnen zwei Tagen, — dann spielt das innere Orchester so rein und vollkommen, daß das arme gehetzte Ich plötzlich seine leibliche Wohnung als ein höchst komfortables Home empfindet und sichs darin bequem macht. Nach unerhörten Reizen besteht gar kein Verlangen mehr. Wir kennen viele leidenschaftliche Raucher und Trinker, denen es im Gebirge durchaus kein Opfer ist, wochenlang Tabak und Alkohol ganz zu entbehren, von den kräftigeren und verderblicheren Reizmitteln garnicht zu reden. Der Appetit nach den Befriedigungsmitteln der mächtigsten menschlichen Bedürfnisse, nach Nahrung, Trank und Geschlechtsgenuß, richtet sich auf Zielpunkte, die dem normalen und gesunden Menschen gewöhnlich sind; und mit der Unfähigkeit, auf zartere „adäquate" Reize zu reagiren, der Impotenz im weitesten Sinne, verschwindet der verzweifelte Drang, eine Reaktion des Körpers durch inadäquate, das heißt gesundheitsschädliche Reize auszulösen.

Und weil auf gewöhnliche Reize, wie sie das Leben täglich bietet, jetzt eben die gewöhnliche Lustempfindung als natürliche Reaktion erfolgt, deswegen hört ein solcher Neurastheniker auf, das Leben zu hassen; er verwandelt sich in einen „verruchten Optimisten", und Arthur Schopenhauer verliert einen seiner Jünger. Die Verstimmung schwindet, das dadurch so häufig zerrüttete Familienleben wird freundlicher; auch hier ergeben sich täglich neue zur Lebensfreudigkeit führende Lustempfindungen, und schließlich hat der Sport auf der ganzen Linie gesiegt, hat die Heilung durchgesetzt.

Leider giebt es eine große Anzahl von Fällen, in denen dieser Zauberdoktor Sport seine Wirksamkeit nicht mehr entfalten kann, in denen er zu spät kommt. Wo schwere Organveränderungen bereits vorhanden sind, wo es sich z. B. nicht nur mehr um eine Umfettung, sondern um eine Verfettung des Herzens handelt, wo schwere Schädigungen der Nieren vorliegen, kurz wo grobe anatomische Veränderungen lebenswichtiger Organe und nicht mehr bloße sogenannte „funktionelle" Störugen gegeben sind, da kann das Heilmittel der kräftigen körperlichen Bewegung geradezu zum Gift werden, wie auch jedes andere wirkliche Heilmittel unter Umständen Giftwirkungen ausüben kann. Darum soll niemand, der sich krank fühlt, sich der kräftigen Arzeneien aus der Sportapotheke bedienen, ehe er nicht von seinem Leibarzt ein Gesundheitsattest erhalten hat. Wird eine ernstliche Störung gefunden, dann darf die Körperbewegung nur noch in vorsichtiger Dosirung „eingenommen" werden, und wird dann, wie die Oertelsche Steigekur bei Herzkranken gelehrt hat, auch noch die kräftigsten Wirkungen ausüben können.

Aber selbst in vielen Fällen rein funktioneller Störungen, reiner Neurasthenie, ist der Sport nicht ohne weiteres, nicht sofort in voller Dosis, angebracht. Es giebt Nervenschwache, die die körperliche Bewegung durchaus nicht vertragen, die davon geschwächt statt gestärkt werden. Die Schuld liegt aber sehr häufig an den Beteiligten selbst, die unter der Wirkung des mächtigen neuen Reizes ihrem Körper sofort zuviel zumuten und ihn, statt nur zu ermüden, übermüden. Solche Fälle haben die sportliche Bethätigung, die vor ganz kurzer Zeit als die Panacee bei vielen Aerzten gegolten hat, einigermaßen in Mißkredit gebracht. Namentlich die Radlerei hat dadurch viel von ihrem Glorienschein verloren.

Soweit wir derartige Fälle aus eigener Beobachtung kennen, handelte es sich meistens um verzweifelte Hypochonder, die nach einer wahren Odyssee durch die Sprechzimmer sämtlicher Autoritäten und berühmten Pfuscher, nach Einverleibung des größten Teiles aller bestehenden Pharmakopöen, im Sport ihre letzte Hoffnung erblicken. Solche Menschen schalten aber die kräftigste Heilübung von vornherein aus: die Zwecklosigkeit.. Gerade der Charakter des Spiels ist ja, was dem Sport seinen psychischen Heilwert verleiht, gleichwertig dem somatischen Heilwert, den die geschilderte Durchbrechung des circulus vitiosus der organischen Disharmonie ihm giebt. Und wer beim Sport den Zweck nicht los wird, wessen Gedanken immerfort um den einen fixen Punkt kreisen, sofort gesund werden zu wollen, für den geht der psychische Heilfaktor so gut wie ganz oder ganz verloren. Er wird außerdem immer geneigt sein, die Uebungen zu übertreiben, um seinen Zweck schneller zu erreichen und wird ihn gerade darum leicht ganz verfehlen.

Darum gilt als erste Regel für denjenigen, dem der Sport grundsätzlich gestattet ist, die Uebung nie weiter zu übertreiben, als sie Vergnügen macht, und keinen anderen Sport zu wählen als denjenigen, der „Passion“ erweckt. Wir wollen hier nicht falsch verstanden werden. Das Turnfieber ist z. B. sicher kein Vergnügen. Aber von solchen untergeordneten Störungen ist hier nicht die Rede, sondern wir sprechen von der allgemeinen Gesundheits- und Kräftigungsempfindung, die ein richtig betriebener Sport mit sich bringt. Solange diese sich steigert, wird er auch nützen. Wer aber über diese Grenze hinausgeht, hat es sich selber zuzuschreiben, wenn ihm die Arzenei zum Gift wird. Es giebt bevorzugte Menschen, die unmittelbar aus der Ruhe heraus Gipfelleistungen vollbringen können; es giebt am anderen Extrem solche, deren Willensapparat, das heißt Muskel, Nerven und Gehirn, durch angeborene oder erworbene Einflüsse so geschwächt ist, daß sie bei der allerkleinsten Gabe der Körperübungen beginnen müssen, wenn sie davon Nutzen haben sollen. Dieses Anfangsmaß und das Maß der Steigerung muß jeder einzelne für sich herausfinden; und es werden viele sein, die das normale Höchstmaß niemals erreichen werden, viele, die den Monte Rosa und Matterhorn niemals erklimmen werden und die niemals voller Behagen an einem Tage 200 km. auf dem Rade zurücklegen können. Darauf kommt es aber auch nicht im mindesten an. Die Uebung soll immer ein zweckloses Spiel bleiben; und unsere unübertrefflichen Lehrmeister in der Kunst des Spielens, unsere Kinder, zeigen uns ja, daß man aufhören muß, wenn die Sache keinen Spaß mehr macht.

Selbst aber unter dieser Voraussetzung bleibt noch eine ganze Zahl von Neurasthenikern übrig, die den Sport in gar keiner Dosis vertragen können. Das sind die Menschen, die schon nach der geringsten, über ihre Gewohnheiten hinausgehenden Anstrengung in einen Erregungszustand kommen, in dem der Schlaf und der Appetit leidet. Das sind entweder die Ueberängstlichen, denen die mit jedem Sport untrennbar verbundene Gefahr die Freude zerstört, oder Menschen mit so geschwächtem Willensapparat, daß die kleinste Bethätigung

der Körperfunktion in ihren Nerven ganz unverhältnismäßige, im höchsten Maße schwächende Umsetzungen von chemischer Energie in motorische Energie auslöst.

Was die erste Klasse anlangt, so ist sie unheilbar, wenn es sich bei ihrer Angst um das liebe Leben um eine angeborene Anlage und nicht etwa nur um Mangel seelischer Erziehung handelt. Ein wenig Verwegenheit und Wagemut ist für den Sport in jeder seiner Bethätigungen nun einmal unentbehrlich. Kann man doch sogar beim Lawn Tennisspiel einen Ball ins Auge bekommen oder einen Fuß brechen, ganz abgesehen von den gefährlicheren Thätigkeiten wie Rudern, Schwimmen, Reiten, Fahren, Bergsteigen oder dem Fußballspiel. Und für den von Natur mutigen Menschen ist es gerade das geringe Ausmaß von Gefahr, das ihm beim Sport die feinsten Glücksmomente vermittelt. Schopenhauer hat ganz recht, wenn er sagt, daß man „den Willen zum Leben verneinen muß, um glücklich zu werden"; aber er war im Irrtum, wenn er glaubte, daß diese Verneinung nur möglich sei in der Askese. Auch dann, wenn der Jüngling sich frisch und fröhlich seinen Edelweißstrauß an der Steilwand des Todes pflückt, auch dann verneint er den gemeinen Willen des Lebens und empfindet ein paar Augenblicke „Götterlust". Jeder echte Bergsteiger, jeder Krieger hat schon derart empfunden. Und wer nicht wenigstens die Anlage zu einem Hauche dieser Empfindung hat, in wem der Wille zum Leben in seiner niedrigsten Form allmächtig ist, der wird nie bei einem Sport Lust empfinden, und wird nie davon Vorteil haben . . Solche Menschen sind jedoch verhältnismäßig selten. Bei den meisten stammt die Feigheit aus dem Bewußtsein ihrer Ungeschicklichkeit, und verschwindet in dem Maße, wie mit der Uebung das Bewußtsein der Sicherheit sich einstellt.

Die zweite Klasse, die in tiefster Wurzel geschwächten Elemente, brauchen mindestens eine Vorbereitung, ehe sie sich dem Zauberdoktor Sport anvertrauen können. Sie müssen erst durch das Fegefeuer der Kaltwasserheilanstalten und Nervensanatorien hindurch, ehe sie in das Himmelreich der selbsterworbenen Gesundheit einziehen können. Solche Menschen bedürfen strengster Diät und sorgfältigster Erziehung; einer Diät, die, soweit möglich, alle Schädlichkeiten des Berufs vermeidet und den Einfluß anderer äußerer Schädlichkeiten, giftige Genußmittel, geschlechtliche Ueberreizung u. s. w. fern hält. Und einer Erziehung, die den Fremdwillen des suggestiven Arztes in das Bewußtseinsleben des Kranken einführt, dessen eigenen Willen von den hypochondrischen Vorstellungen, an die er sich klammert, mit sanfter Gewalt los macht und verstärkt auf andere Punkte des Bewußtseinsinhalts konzentriert. Dieser Prozeß der leiblichen Reparatur und seelischen Massage kann in schweren Fällen viele Monate in Anspruch nehmen: und ehe der tiefgesunkene Wille des Kranken nicht auf ein bestimmtes Mindest-Niveau emporgehoben ist, wirkt der Sport hier als Gift. Ist es aber erreicht, dann sehen wir keine Möglichkeit, einen solchen Kranken auf eigene Füße zu stellen, ihn dem Leben als aus eigener Kraft lebensfähiges Individuum zurück zu geben, als seine weitere Heilung durch vernünftige, lustvolle, körperliche Uebung. Denn es darf nicht vergessen werden, daß unsere Muskulatur, als das einzige unserem bewußten Willen unterstellte Organ, klarerweise auch das einzige Mittel sein kann, um durch den eigenen bewußten Willen körperliche Störungen auszugleichen. Wer also nicht mehr an die Hexenkraft von „Medizin" im Sinne indianischer Zaubermittel glaubt, — und wer thut das heute noch? — der mag ein anderes Mittel angeben, durch das der Körper von innen heraus beeinflußt werden könnte, als eben — Muskelbewegung, und zwar spielende Muskelbewegung, Sport.

* * *

Aber welcher Sport?

Nun, da ist es fast unmöglich, einen bestimmten Rat zu geben. Grundsätzlich derjenige, der am meisten Lust erweckt; denn kraft des Zusammenhanges zwischen Geist und Körper ist die lustvollste Bewegung diejenige, an die der Körper am meisten angepaßt ist und die ihm darum auch am meisten nützt. Wo aber eine bestimmte Vorliebe nicht existirt, wo namentlich eine bestimmte „Passion“ noch nicht erwacht ist, da wird der Ratgeber auch nicht grundsätzlich einen Sport, etwa seinen eigenen Lieblingssport empfehlen dürfen, sondern er wird scharf individualisiren müssen nach den Verhältnissen des um Rat fragenden. Und zwar kommen hier die äußeren Verhältnisse des Vermögens und Milieus mindestens ebenso sehr in Frage, wie die gesundheitlichen Verhältnisse. Es hätte offenkundig keinen Zweck, einem armen Teufel den Reitsport zu empfehlen; der Großstädter, in sein staubiges und heißes Häusermeer eingeschlossen, wird voraussichtlich andere Deficits zu decken haben als der Kleinstädter oder Landbewohner, und danach hat man seine Ratschläge einzurichten. Aber es lassen sich immerhin einige allgemeine Prinzipien aufstellen.

Der dem Menschen natürlichste Sport ist zweifellos das Wandern. Er bedarf dazu keines anderen Instruments als des ihm angeborenen Lokomotionsorgans, und es erfüllt alle Anforderungen, die an eine gesundende Bewegung gestellt werden müssen, im höchsten Maße. Rein physiologisch betrachtet, beschäftigt es den allergrößten Teil der Körpermuskulatur, namentlich diejenige des Nackens, des Rückens und der Beine, in kräftigstem Maße und durchaus in einem Tempo, das der natürlichen Organisation angemessen ist. Ist doch der Wanderschritt genau gleich dem Pendelausschlag des Schenkels. Dazu kommt von der psychologischen Seite her, daß das eigentliche Wandern nur erfolgen kann, wenn der Mensch sich für längere oder kürzere Zeit vom Berufe und seinen Sorgen frei gemacht hat. Die Freude, Neues zu sehen, für den Großstädter auch die Seligkeit, unverdorbene Luft zu atmen und von ungebrochenem Licht durchstrahlt zu werden, kommt dazu; und wenn sich dann, wie im eigentlichen Hochgebirge, zu all dem der gewaltige ästhetische und ethische Eindruck einer majestätischen Natur und die Freude siegreich überwundener Schwierigkeiten gesellt, so ist es leicht verständlich, daß kein Sport so gewaltige und so schnelle Heilwirkungen erzielt, als das Wandern, namentlich in den Alpen.

Aber nur wenige Menschen haben die Zeit und die Geldmittel, um diesen kräftigsten Trank aus der Sportsapotheke in genügendem Maße aufzunehmen. Was ist diesen zu raten? Um es gleich zu sagen, das bloße Spazierengehen ist kein Ersatz des Wanderns. Für den Gesunden mag es als Erholung ausreichen, für den Geschwächten aber ist die Bewegung längst nicht mehr energisch genug und vor allem fehlt die Ablenkung von den Sorgen des täglichen Geschäfts schon deshalb, *weil* die Bewegung nicht kräftig genug ist, dem Gehirn nicht Blut genug entzieht. Weit bessere Ersatzmittel des Wanderns sind schon Rudern und Radeln. Sie vereinigen mit ihm den ungeheueren Vorzug der Bethätigung in frischer Luft; aber beide beschäftigen doch nicht entfernt so sehr die gesamte Muskulatur wie das Wandern. Das Rudern auf dem Gleitsitz ist ja unter diesem Gesichtspunkt der alten Rudermethode mit festem Sitz weit vorzuziehen; es beschäftigt den größten Teil der Körpermuskulatur; aber es bleibt doch hier wie dort bei der sitzenden oder hockenden Stellung, die dem Menschen eigentlich von allen Lagen die wenigst natürliche ist. Nichtsdestoweniger soll dem Rudersport, dort wo er möglich ist, das höchste Lob nicht vorenthalten werden; und namentlich gegen die bei den Großstädtern so häufige, teils ererbte, teils erworbene Schwäche der Rückenmuskulatur kommt das Rudern geradezu als spezielle Indikation in Betracht. Aber es hat doch den großen

Nachteil, nur einem kleinen Bruchteil der Bevölkerung, die zufällig an einem schiffbaren Gewässer wohnt, zugänglich zu sein; und selbst da werden viele Menschen bald die Lust verlieren, immer und ewig zwischen denselben Fabriken, Speichern rc. dahin zu fahren. Dazu gehört eine „Passion," die verhältnismäßig selten ist; und dafür ist ein Beweis, daß kaum in einem anderen Sportkreise ein so großer Prozentsatz der Ausübenden auf unmittelbare Gipfelleistungen, auf Rennsiege, hinzielt, wie gerade hier.

Das Radeln steht in einigen Beziehungen hinter dem Rudern zurück und übertrifft es in einigen anderen.

Sein hauptsächlichster Fehler ist, daß es nur einige, zwar mächtige, aber doch nur wenige Muskelgruppen anspannt, während die übrigen brachgelegt sind. Es sind fast nur die Beuger und Strecker des Schenkels, die in Thätigkeit gesetzt werden, an den Armen nur in ganz unbedeutendem Maße die Streckmuskulatur, während Rücken und Rumpf nur in sehr geringfügigem Maße zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts angespannt werden. Das ist ein schwerer Nachteil und führt zu einer gewissen Steifigkeit und Ungelenkheit der übrigen Muskelgruppen, so daß z. B. ein uns bekannter Fechtmeister das Radeln aufgeben mußte, weil es ihn steif machte. Von anderen Nachteilen, die das Radeln dem Körper bringen kann, wenn die Maschine oder die Körperhaltung unzweckmäßig sind, soll hier nicht gesprochen werden, da wir ja hier nur von den Wirkungen, sei es schädlichen, sei es nützlichen, des normalen, vernunftgemäß betriebenen Sports handeln.

Diesen Nachteilen steht als ein außerordentlich großer Vorzug vor dem Rudern die fast unbegrenzte Freiheit der Bewegung gegenüber, die das Rad dem tüchtigen Fahrer gewährt. Er ist nicht nur auf die doch verhältnismäßig seltenen schiffbaren Gewässer beschränkt,. sondern kann seinen Weg überall wählen, wo auch nur eine Straße durchs Land führt, ja selbst über Felder und durch Wälder, wenn er seiner Maschine Herr ist. Die große Geschwindigkeit, mit der dabei die Strecken zurück gelegt werden können, erhöht die Lust des Wanderns noch sehr stark; so daß wir dem Radeln, wenngleich wir seine physiologische Wirksamkeit nicht allzu hoch einschätzen können, dennoch wegen seiner psychischen, sorgenbrechenden, lusterweckenden Eigentümlichkeiten einen sehr hohen Rang unter den Körperübungen einräumen dürfen.

Es kommt dazu, daß namentlich für den Großstädter in der Ebene, dessen Zeit beschränkt ist, und der nicht in allernächster Nähe seiner Behausung ein schiffbares Gewässer zur Verfügung hat, das Radeln den einzigen, selbst für den sehr wenig Bemittelten, erreichbaren Sport bildet. Und als solcher hat er auch bereits außerordentlich viel Segen gewirkt. Er hat Zehntausende, vielleicht Hunderttausende, dem öden Kneipenleben entzogen, der Natur und der Naturfreude zurück gegeben. Das Rad hat den Faden, mit dem der Kulturmensch up to date an seinen Wohnsitz gebunden ist, um das Dreifache verlängert und ihm so, wie die Planimetrie lehrt, nicht weniger als das neunfache Wandergebiet erschlossen. — Es mag an dieser Stelle gestattet sein, darauf hinzuweisen, daß das Fahrrad sich nicht nur als Mittel der sozialen Hygiene, sondern auch noch in anderer Beziehung als Hilfsmittel der Kultur erwiesen hat. Es führt den seit der Erbauung der Eisenbahn fast noch mehr als früher von der Welt und ihrem Wellenschlage abgeschnittenen Dorfschaften des platten Landes allsonntäglich Scharen großstädtischer Besucher zu, von deren lebhafter Art, von deren andersartiger Auffassung der Dinge in Staat, Kirche und Familie doch immer ein Teilchen in die konservativ stagnirenden Seelen der Landbevölkerung übergeht. Wir glauben uns keiner Uebertreibung schuldig zu machen, wenn wir aussprechen, daß das Fahrrad durch seine Vermittlung der

direkten Berührung zwischen Städtern und Dörflern mehr für den Prozeß der sozial-psychologischen Ausgleichung dieser großen geschichtlichen Gegensätze geleistet hat, als selbst Eisenbahn und Presse.

Es hat sich in neuerer Zeit eine gewisse Abkehr vom Fahrradsport in den Kreisen der bemittelten Klassen bemerkbar gemacht, nachdem eine Zeit lang die Velomanie alles andere zu verschlingen drohte. Umgekehrt scheint es in den unteren Schichten immer mehr an Anhängerschaft zu gewinnen. Und in diesem Gegensatz spricht sich, unserer Meinung nach, ein gesunder Instinkt aus. Für den doch in der Regel kräftig, wenn auch einseitig körperlich thätigen Fabrikarbeiter ist das Radeln an sich ein völlig genügendes Gegengewicht, weil es eben andere Muskelgruppen anspannt, als die im Beruf geübten, und vor allem, weil es die Seelenthätigkeit auf andere Punkte hinlenkt. Für den Schreibtischmenschen aber, dessen gesamte Muskulatur unthätig brachliegt, genügt es nicht ganz. Und so glauben wir, wird das Fahrrad unter den Kopfarbeitern zwar nicht seine Herrschaft, aber wohl seine Alleinherrschaft immer mehr einbüßen, in dem Maße, wie sich das Verständnis von der Notwendigkeit der Körperthätigkeit immer mehr einbürgert. Man wird hier das Rad als eine willkommene Ergänzung zu anderem Sport brauchen lernen. Eine geradezu ideale Kombination mit dem Radeln ist der Bergsport. Es läßt sich bei geschickter Einrichtung sehr wohl eine Tour derart zusammenstellen, daß man die für den echten Bergsteiger unerträglich langweiligen und zeitraubenden Chausseemärsche vermeidet, mit dem Rade irgend einen Centralpunkt der Alpinistik erreicht, dort den Pneumatik mit dem Nagelschuh vertauscht, um nach einer Serie von Hochtouren das Rad wieder zu besteigen. So hat Verfasser dieses vor zwei Jahren den ganzen Weg durch das Lechthal, von Füßen bis Elbigenalp, auf dem Rade zurück gelegt, hat von dort mehrere der Lechthaler Hochgipfel bestiegen und ist dann wieder Lechabwärts, über den Plansee und durch das Ammerthal nach Ober-Bayern zurückgelangt. Ein anderes Mal hat er von München aus über Partenkirchen und den Fernpaß St. Anton mit dem Rade erreicht, hat im Ferwall Patterjol und Kuchenspitze neben einer Anzahl geringerer Hochgipfel erstiegen, ist dann über den Arlberg hinüber ins Rheinthal und über den Wallensee nach Glarus geradelt, hat Tödi, Finsterahorn und Jungfrau bestiegen und fand bei der Ankunft in Brigue im Oberwallis sein treues Stahlroß schon seiner harrend, das ihn dann Rhoneabwärts bis zum Genfersee, und über Neuburger- und Bielersee an den Oberrhein trug. In solcher Kombination verliert das Rad alle Untugenden seiner Einseitigkeit, und es bleiben nur noch seine strahlenden Tugenden zurück.

Nun, eine derartige Kombination ist nicht immer möglich; und da wird der Schreibtischmensch auf andere Kompensationen zu denken haben. Seine Wahl wird notwendigerweise auf diejenigen Uebungen beschränkt bleiben müssen, die im geschlossenen Raum betrieben werden; und da kommt vor allem das Turnen in Betracht, dessen geradezu einziger Wert garnicht genug betont werden kann, weil es unter sachkundiger Anleitung das ideale Mittel zur Ausbildung jedes vorhandenen Muskels, jeder vorhandenen Funktion darstellt, namentlich dann darstellt, wenn es nach der Weise echter Turner in häufigen Wandermärschen und Turnreisen seine willkommene Ergänzung findet.

Nun ist aber Turnen eine Kunst, die frühgelernt und dauernd geübt sein will. Der ältere Berufsmensch, der nie Uebung hatte oder sie verlor, fühlt sich leicht im Kreise der jüngeren, ungleich gewandteren Kameraden gedrückt, nicht an seinem Platze. Die Sache macht ihm keinen Spaß, er kommt leicht dahin, sich zu „drücken," in der Riege zu faullenzen, zu schwatzen, statt etwas zu leisten: und dann kann natürlich der beste Turnwart und der schneidigste

Turnverein nichts leisten. Darf doch auch nie vergessen werden, daß die Heilwirkung des Sports gerade so sehr auf dem psychischen Lustfaktor, wie auf der physiologischen Umstimmung beruht! Solchen Männern kann nichts dringender empfohlen werden als die Fechtkunst. Alle Arten des Fechtens, ausgenommen das akademische Schlägerfechten, beanspruchen mehr oder minder die gesamte Körpermuskulatur; und der dauernde Wettkampf hat einen besonderen Lustwert, zumal wenn es sich um Gegner handelt, die einander gewohnt sind. Außerdem wird in größeren Fechtvereinigungen so gut der größte Stümper wie der geschulte Fechtmeister seinen ungefähr ebenbürtigen Gegner finden, so daß der psychologische Druck niemals allzu schwer werden dürfte. Soweit Verfasser fechterisch orientirt ist, ist von allen Unterarten dieser edlen Kunst das italienische Floret — und Säbelfechten das vom Standpunkt der allgemeinen Uebung aus am meisten zu empfehlende; denn es hat „freie Mensur" und erfordert daher ein fortwährendes blitzschnelles Avanciren und Retiriren, so daß nicht nur Arme und Brust, sondern auch Rumpf und Unterextremitäten in der kräftigsten Weise beansprucht werden. Daß kaum eine Muskelgruppe von dieser segensreichen inneren Durchknetung frei bleibt, kann Verfasser jedesmal konstatiren, wenn er nach einer längeren Pause bei Meister Schiavoni seine lezione von einer kleinen Viertelstunde absolvirt hat. „Hergenommen," wie kaum nach einer dreistündigen Radfahrt oder einer sechsstündigen Bergkraxelei, erfährt er vierundzwanzig Stunden später durch das in allen seinen Muskeln — viele fehlen gewiß nicht — rumorende Turnfieber, welche gewaltige Stoffwechselumstimmung er durchgemacht, welchen Muskelwachstumreiz er erhalten hat. Dem Fechtsport ist außerdem noch aufs Credit zu schreiben, daß er, wie kaum ein anderer, die eiserne Ruhe der Seele erzieht, die den besten Teil des physischen Mutes ausmacht, jene Ruhe, die nie einen Augenblick zu spät, aber auch keinen Augenblick zu früh mit der Parade auf den Angriff antwortet. Hierin hat das Fechten eine große Aehnlichkeit mit dem Nationalsport der Angloſachsen, dem in Deutschland so übel berüchtigten Boxen. Wir müssen gestehen, daß er einen Teil dieses übeln Rufes verdient. Es führt entschieden eine Tendenz zur Verrohung mit sich. Trotzdem möchten wir es nicht ganz verworfen sehen. Friedrich Vischer sagt: „Durch das Leben sich durchzuschlagen will's ein Stück Roheit," und wir glauben sagen zu dürfen, daß der nackte physische Mut, der Bulldoggenmut, durch nichts anderes so ausgebildet werden kann, als durch die Uebung des Faustkampfes. Wo einem zum Jünglinge heranwachsenden Knaben dieser physische Mut in einem beklagenswerten Maße fehlt, namentlich auch bei hypersensitiven Menschen, die nicht zuzuschlagen wagen, weil ihnen das Leid des Gegners ein zu starkes „Mitleid" einflößt, halten wir einige Boxerübung für ein ausgezeichnetes pädagogisches Mittel. Wir sind zweifelhaft, ob die Briten nicht einen bedeutenden Teil ihrer nationalen Unabhängigkeit und ihres Freiheitssinnes diesem rohen Sport verdanken. Und solange noch nicht alle Menschen gelernt haben, im Nächsten den Gleichberechtigten zu ehren, ist ein „Stück Roheit" und draufgängerischer physischer Mut wahrscheinlich ein unentbehrliches Uebel.

Vom Schwimmen und Schlittschuhlaufen sprechen wir nicht, weil sie sich glücklicherweise heutzutage von selbst verstehen. Sie sind ein Bestandteil unserer nationalen Erziehung geworden, mindestens in den Mittelklassen, und es ist zu wünschen, daß die Kommunen sich immer mehr und mehr der Pflicht bewußt werden, auch für die Kinder des Proletariats ausreichende Gelegenheit für diese beiden schlechthin unentbehrlichen Körperübungen zu schaffen.

Es ist unmöglich, die täglich sich vermehrenden Abarten des Sports alle aufzuzählen und zu würdigen. Viele können wir hier gänzlich übergehen, weil

sie das Privileg einer außerordentlich schmalen Schicht sind, der ohnehin der Sport nicht mehr empfohlen zu werden braucht. Im Gegenteil! Denn hier scheint offenbar das bewußte Bestreben zu walten, gehirnlose Muskelathleten heranzubilden.

Zu diesem Sport der upper tens gehört das Reiten, das an sich unmittelbar neben das Wandern und über das Radeln und das Rudern zu rangiren wäre, weil es fast so allseitig den Körper beansprucht, und fast dieselbe Bewegungsfreiheit gewährt, wie das Wandern, aber mit dem Radeln die erhöhte Geschwindigkeit gemeinsam hat und nebenher den Lustreiz der Herrschaft über ein edles Geschöpf besitzt. Ferner die Jagd, die dem Wandern äußerst nahe steht, namentlich die Gebirgsjagd, die einen sehr starken physischen Lustreiz in sich schließt, wenn es gilt ein scheues Wild zu beschleichen, vielleicht mit der Gefahr zu spielen. Wir denken hierbei natürlich nicht an die elende Massenschlächterei, die von Schützenketten bei Treibjagden an wehrlosem Wild begangen wird, ebensowenig wie an den niederträchtigen, sogenannten „Sport" des Taubenschießens.

Ebenso ist das Segeln ein Sport der Begüterten. Es hat herrliche Eigenschaften, die aber mehr nach der psychischen als nach der physischen Seite hin liegen. Soweit nicht Ruderarbeit erforderlich ist, kommen als physische Einflüsse beim Segeln im wesentlichen uur die machtvollen Agentien von Licht und Luft zur Wirkung, aber nur wenig Muskelthätigkeit. Dagegen ist die Ablenkung der Aufmerksamkeit von seinen täglichen Berufsgeschäften, die der Steuerführer hier weniger als bei irgend einem anderen Sport entbehren kann, wo er mit gespannten Sinnen Strömung und Wind zu beobachten hat, und ist das lustvolle Spiel mit der Gefahr ein gewaltiger psychischer Heilungsfaktor.

Von den Rasenspielen sei hier abgesehen; sie sind Domäne der heranwachsenden Generation und des jungen Volkes, nicht neurasthenischer Erwachsener. Wir sind aber weit entfernt davon, sie irgendwie gering schätzen zu wollen. Wer seinen Kindern einen Lawn Tennisplatz schaffen kann, erweist ihnen gewiß eine Wohlthat und sorgt für die Gesundheit ihrer Seelen, indem er für die Frische, Widerstandskraft und Anpassungsfähigkeit ihres Körpers sorgt.

Und so sei auch das Kegeln im Vorbeigehen nur flüchtig erwähnt. Wenn es häufiger im Freien und durchschnittlich in Verbindung mit einem geringeren Konsum von Alkohol und Tabak geübt würde, so wäre es ein noch besserer Sport der gesetzten Männer, als es ohnehin schon ist: aber es mag wohl Erholung für einen Gesunden sein, für den Geschwächten ist es nicht eingreifend, vor allem nicht kontinuell genug. Es läßt zu viel Zeit für Berufsgespräche und sorgenvolle Gedanken.

Nun wird man sagen, daß bei aller Anerkennung dessen, was sportliche Körperübung leisten könnte, dennoch dieses gewaltige Heilmittel den meisten Leidenden nicht zugänglich sei, einfach aus Mangel an Zeit. Diesen klugen Rechnern erwidere ich, daß ihre Rechnung nicht stimmt. *Ein vernünftig betriebener Sport kostet nicht Zeit, sondern schafft Zeit.* Wir wollen garnicht davon sprechen, daß er den schließlichen Zusammenbruch verhütet und so vielleicht, ja wahrscheinlich Monate erzwungener Arbeitslosigkeit erspart und dem Leben ganze Jahre voller Arbeitslust und Arbeitskraft zusetzt. Sondern wir sprechen vom einzelnen Tage und dürfen auf Grund sorgfältiger Beobachtung an uns und anderen behaupten, daß ein vernunftgemäß betriebener Sport Zeit spart, einfach dadurch, daß er die Arbeitsfähigkeit beträchtlich erhöht. Die klugen Fabrikanten haben es schon lange begriffen, daß ein Arbeiter in achtstündiger Arbeitszeit mehr leistet, als in siebzehnstündiger, weil er ausgeruht und gekräftigt beginnt und nicht stundenlang übermüdet vegetirt. Und

die klugen Engländer, die diese Weisheit der Fabrikpolitik zuerst eingesehen haben, haben denn auch daraus die Konsequenz auf den „Leibeigenen" gezogen, der ihrem Willen dauernd und unentrinnbar streikfrei unterstellt ist, nämlich den eigenen Leib. Sie haben begriffen, daß auch diese Maschinerie, genau so gut wie die der bezahlten „Hand" im Großbetriebe, eine gewisse Grenze der Leistungsfähigkeit hat, über welche hinaus keine Ausdehnung der Arbeitszeit eine Steigerung erzielt. Und darum führt der Brite, auch der oberen Klassen, für sich die achtstündige Arbeitszeit auch ohne Fabrikgesetz durch und gönnt seinem Körper in der Zwischenzeit Ruhe und sportliche Uebung. Das muß der Durchschnittsdeutsche erst noch lernen! Jedenfalls können wir behaupten, daß wir nach zweistündiger Uebung in den folgenden drei Stunden mindestens so viel leisten, als wenn wir sechs Stunden hintereinander geschanzt hätten. Macht eine Stunde Reingewinn! Es ist wunderbar, mit welcher Präzision die Gehirnmaschinerie nach der kurzen Ruhe wieder funktionirt; oder vielmehr es ist nicht wunderbar, denn wir wissen ja jetzt, daß alle die tausend Rädchen und Kämme reparirt und geputzt und der ganze Mechanismus frisch geölt worden ist.

Wer also behauptet, er habe keine Zeit zum Sport, der deckt entweder ein Mäntelchen über seine Faulheit, oder er rechnet wie jener Schildbürger, dem die bekannte Scherzfrage vorgelegt wurde: „Auf einem Dache sitzen zehn Spatzen; ich schieße einen herunter, wieviel bleiben sitzen?" Der Brave erwidert: „Neun". — Gerade ebenso geistreich ist es, wenn unser zeitloser Zeitgenosse uns klagt, er brauche zwölf Stunden zur Arbeit, acht Stunden zum Schlafen und vier Stunden für seine Mahlzeiten ꝛc., habe also keine Zeit für einen Sport. Er soll eben dem Leibe geben, was des Leibes ist, dann wird er in achtstündiger Arbeit mehr leisten als zuvor in zwölfstündiger.

Und so können wir denjenigen, die bereits eigene Herren ihres Schicksals sind, zurufen: „Gehet hin und thuet desgleichen!" Suchet redlich, bis ihr eine Körperübung findet, die eure Seele freut, weil sie eurem Körper adäquat ist! Und wenn ihr zu den sonderlichen Käuzen gehört, denen nichts größere Wonne ist als Bäume zu fällen und Holz zu spalten, so schämt euch nicht und braucht Säge, Keile und Axt unverdrossen. Das hat den grand old man Gladstone bis ins Patriarchenalter jung und rüstig gehalten und ist eine ganz prachtvolle Bethätigung.

Ihr aber, die ihr als Eltern Wächter seid junger Leiber und junger Seelen, lernt, was Eure Pflicht ist. Es ist eine schlechte Erziehung, die ausschließlich auf die Gehirn-Hochzucht hinarbeitet. Wie die Hochkultur eines ganzen Volkes nur kraftvoll und dauerhaft sein kann auf der Grundlage einer gesunden Wirtschaft, so ist auch die individuelle Hochkultur nur möglich auf der materiellen Grundlage eines allseitig geübten und gestählten Körpers, eines kraftvollen Willens. Mens sana nonnisi in corpore sano! Wir sollen unsere Kinder so erziehen, daß ihnen ihr Leben möglichst viel Glücks- und möglichst wenig Unglücksmomente bringe. Zu den Zwecke müssen sie unter anderem auch für einen bürgerlichen Beruf erzogen werden. Es ist ein Mittel! Aber heute handelt man meist so, als sei der Beruf der Zweck des Lebens. Man stiehlt den armen Kleinen ihre Jugendglücksjahre, verdirbt ihren Körper, verschüttet die Quellen des reinen naiven Glücksgefühls zuweilen für immer, nur in dem thörichten Glauben, sie durch die einseitige Verstandesausbildung besonders berufstüchtig zu machen, damit sie als Erwachsene mit Wucherzinsen ihre Sparkapitalien ungenossenen Glücks verzehren können. Und man erreicht in der Mehrzahl der Fälle nichts anderes, als Fälschung des glücklichen Instinktes, der den gesunden und harmonisch entfalteten Menschen zur rechten Berufswahl leitet; ja, selbst da, wo der adäquate, daher lustvollste Beruf gewählt wurde,

wird noch überhäufig dieses größte Glück des Menschen vernichtet durch die Verkümmerung seines leiblichen und gemütlichen Lebens durch die Einseitigkeit seiner Erziehung.

Hier liegen im Augenblicke die wichtigsten Aufgaben des Erziehers. Und namentlich der Großstädter hat hier eine heilige Pflicht zu erfüllen. Seine Kinder sind durch eine unnatürliche Entwickelung des Gemeinlebens von dem Urquell aller Gesundheit, Kraft und Freude, der freien Natur, abgesperrt, die den Dörfler und Kleinstädter heute noch mütterlich an ihre Brust nimmt; seine Kinder haben zu einem erschreckend großen Bruchteile schon von Eltern und Großeltern die neurasthenische Anlage, die große Reizbarkeit und ebenso große Ermüdbarkeit des Nervensystems als böse Erbschaft mit auf den Weg bekommen. Wenn nicht hier die Erziehung mit voller Energie das Gegengewicht in einer Ausbildung des Muskelsystems und des animalischen Willens schafft, dann muß die kulturtragende Schicht über kurz oder lang in sich zusammenbrechen und den robusten Trägern der Unkultur, den naturgesäugten Junkern des Plattlandes, wieder zur Beute fallen. Es kann fürwahr gar nichts schaden, wenn diese Seite der Erziehung jetzt einmal auch übermäßig betont wird.

Um solche Erziehung durchzusetzen, dazu gehört allerdings eine vorbereitende Selbsterziehung der Eltern. Die Weichlichkeit muß aufhören, mit der man sich bemüht seinen Kindern jeden Schmerz zu ersparen. Nichts kann verkehrter sein! Denn ich kann durch keine Vorsicht erreichen, daß meine Kinder sich nicht wehe thun: wohl aber kann ich erreichen, daß ihnen der Schmerz keinen großen Kummer macht. Man kann ganz ohne Zweifel durch eine geeignete — „spartanische" — Erziehung die Reizschwelle für den Schmerz höher — und die Reizhöhe tiefer legen als es üblich ist, d. h. man kann erreichen, daß kleine Verletzungen gar nicht, und starke Verletzungen nur bis zu einer gewissen mäßigen Heftigkeit als Schmerz empfunden werden. Darum ist das beste Mitleid mit Kindern die Härte!

Und die Angst muß aufhören. Wenn meine Jungens an unbehaglichen Stellen klettern, dann muß ich zuweilen die Zähne zusammenbeißen, um sie nicht herabzuholen. Aber ich sage mir, daß ich sie jedenfalls verkrüppele, wenn ich ihren angeborenen physischen Mut durch meine Aengstlichkeit in Feigheit verwandle, und daß ich sie im späteren Leben, wenn mein Auge sie nicht mehr behütet, tausend schrecklichen Gefahren aussetze, denen sie dann wehrlos gegenüberstehen werden, weil sie ungewandt, schwach und erschreckt sind. Und gegenüber diesem sicheren Unglück nehme ich die kleine Chance auf mich, daß ein unglücklicher Fall sie vielleicht zu dauerndem Schaden bringen könnte. Mir erscheint ein gebrochener Arm noch längst nicht so arg, wie ein gebrochener Mut und ein gebrochenes Leben!

Diese Erkenntnis muß Allgemeingut unserer Zeit werden. Denn wir gehen einer großen Erfüllung der Menschheit entgegen. In wachsenden Wogen schwillt der Riesenstrom des Reichtums über sein altes Ufer; des Aristoteles Wort hat sich erfüllt: das Schiffchen fliegt ohne Weber, und der Pflug zieht seine Furchen ohne Stier! Die Sklavenperiode der Menschheit neigt sich zur Rüste, die Morgenröte der freien Menschlichkeit steigt empor. Bald wird Zeit genug für Alle sein, um das Leben zu leben, das des Königs der Erde würdig ist. Wir haben dafür Sorge zu tragen, daß der große Moment kein kleines Geschlecht finde. Dazu gehört die Erziehung zur Klarheit und Kraft, Erziehung des Geistes und des Leibes. Ein Geschlecht träumen wir von germanischer Kraft und hellenischer Anmut. Solche Menschen sollen wir erziehend formen nach dem Bilde unseres Ideals. —

Die Jungfrauen vom Felsen.

Von **Gabriele d'Annunzio.**

> Jo farò una finzione, che significherà cose grandi.
> Leonardo da Vinci.

I.

> Non si può avere maggior signoria che quella di sè medesimo.
> Leonardo da Vinci.
>
> E se tu sarai solo, tu sarai tutto tuo.
> Derselbe.

Als der notwendige Sturm und Drang der ersten Jugend bezwungen, die allzu ungestümen und widersprechenden Begierden bekämpft, den wirren und zahllosen Gefühlsausbrüchen ein Damm gesetzt war, hatte ich in dem momentanen Schweigen meines Bewußtseins geforscht, ob das Leben vielleicht in anderer Weise ausgeübt werden könnte als in der, durch das Anpassungsvermögen in dem fortlaufenden Wechsel der Dinge zur Gewohnheit gewordenen. Das heißt: ob mein Wille, durch Auswahl und Begrenzung, aus den Elementen, die das Leben in mir selbst angehäuft, ein neues und würdiges Werk schaffen könnte.

Nach kurzer Prüfung versicherte ich mich, daß mein Bewußtsein die steile Höhe erreicht hatte, in der es möglich ist diesen allzu einfachen Grundsatz zu begreifen: — Die Welt ist die Darstellung der Empfindung und des Gedankens weniger hervorragender Menschen, die sie geschaffen und dann bereichert und im Lauf der Zeit geschmückt haben und sie in der Zukunft immer mehr bereichern und schmücken werden. Die Welt, wie sie heut erscheint, ist ein kostbares Geschenk der Wenigen an die Vielen, der Freien an die Sklaven: derjenigen die denken und fühlen an die, die arbeiten müssen. — Und ich erkannte fortan als meinen höchsten Ehrgeiz, den Wunsch irgend einen Schmuck, irgend einen neuen Wert hineinzutragen in diese irdische Welt, die an Schönheit und Schmerz wächst bis in alle Ewigkeit.

In meine eigene Seele blickend, mußte ich an den Traum des Sokrates denken, den er zu verschiedenen Malen, jedesmal in anderer Gestalt träumte, der ihn aber immer demselben Ziele zutrieb: „O Sokrates schreibe und pflege die Musik." — Und ich begriff, daß es der Beruf eines vornehmen Menschen sei im Laufe seines Lebens eifrig nach einer Reihe von Harmonieen zu suchen, die, wenn auch verschieden, von einem einzigen führenden Motiv getragen und den Stempel eines einheitlichen Stils aufweisen müssen. Und so schien es mir, daß von diesem Manne des Altertums — unerreicht in der Kunst, die Menschenseele zu dem höchsten Gipfel ihrer Kraft zu erheben — auch heute noch eine große und heilsame Lehre auf uns übergehen könnte.

Bei dem Studium seines Nächsten und seines eigenen Selbst, hatte Jener die unschätzbaren Vorzüge entdeckt, die eine beharrliche und immer auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Zucht dem Leben verleiht. Seine höchste Weisheit scheint mir darin zu gipfeln, daß er sein Ideal nicht außerhalb seiner täglichen Praxis aufstellte, nicht außerhalb der notwendigen Realitäten, sondern es zum lebendigen Centrum seiner Wesenheit machte und die eigenen Gesetze davon ableitete, nach denen er sich rhythmisch im Verlauf der Jahre entwickelte, mit sicherem Stolz die Rechte ausübend, die ihm diese Gesetze zugestanden, indem er — der Athieniensische Bürger der unter der Tyrannis der Dreißig und unter der Tyrannis der Plebejer stand — indem er durch vorsätzlichen Entschluß seine sittliche Existenz von derjenigen der Stadt trennte. Er wollte und verstand, sich selbst treu zu bleiben bis zum Tode. „Ich gehorche nur dem Gott," sollte heißen: „Ich gehorche nur solchen Gesetzen, denen ich meine freie Natur untergeordnet habe, um einen meiner Grundgedanken von Ordnung und Schönheit zu verwirklichen."

Ein größerer Künstler als Apelles und Protogenes, verstand er mit sicherer Hand in einer fortlaufenden Linie das vollständige Bild seiner eigenen Person zu umziehen. Und die erhabene Heiterkeit an seinem letzten Abend kam ihm nicht von der Hoffnung auf jenes Leben im Jenseits, das er in seiner Rede geschildert hatte, sondern von der Vision dieses seines eigenen Bildes, das mit dem Tod vollständig wurde.

* * *

Ach warum feiert nicht heute irgendwo in lateinischen Landen der Meister, der mit so tiefer und so verborgener Kunst verstand die Willenskräfte des Geistes und des Gemütes in Allen, die sich ihm nahten um ihm zu lauschen, zu erwecken und zu beleben, seine Auferstehung?

Eine seltsame Wemut beschlich mich in meiner Jugend bei der Lektüre der Dialoge, wenn ich mir diesen Kreis wißbegieriger und unruhiger Schüler um ihn vorstellen wollte. Ich bewunderte die schönsten in gewähltestem Geschmack gekleideten unter ihnen, auf denen seine runden hervortretenden Augen — diese seine neuen Augen mit dem nur ihm eigenen Blick — am häufigsten ruhten. In meiner Phantasie setzten sich die Abenteuer der Fremden fort, die von weit her zu ihm kamen, wie jener Thracier Antisthenes, der vierzig Stadien am Tage machte um ihn zu hören und wie jener Euclides, der es wagte, trotzdem die Athener den Megarensern bei Todesstrafe den Besuch ihrer Stadt verboten hatten, in Frauenkleidern und verschleiert zur Vesperstunde Megara zu verlassen, den weiten Weg zurücklegte um einmal zu Füßen des Weisen seinen Reden lauschen zu können, und dann bei Morgengrauen in derselben Verkleidung den Heimweg antrat, die Brust von unauslöschlicher Begeisterung geschwellt. Und mich rührte das Schicksal des jugendlich schönen Phädon, der, als er in seinem Vaterland zum Kriegsgefangenen gemacht und an den Besitzer eines öffentlichen Hauses verkauft worden, von dem Ort der Schande zu Sokrates geflohen war und durch sein Werk die Loskaufung erhalten und an den Festen des reinen Gedankens teilgenommen hatte.

Es schien mir in Wahrheit als überträfe dieser frohsinnige Meister den Nazarener an Großmut. Vielleicht würde der Hebräer schließlich, hätten seine Feinde ihn nicht in der Blüte seiner Jahre getötet, die Last seiner Trübsal von sich geschüttelt und den reifen Früchten seines Galiläa

einen neuen Geschmack abgewonnen und seine Jünger auf ein anderes Gut hingewiesen haben. Der Grieche hatte immer das Leben geliebt, und liebte es und lehrte es zu lieben. Prophet und fast unfehlbarer Seher empfing er alle die Seelen in denen sein tiefer Blick eine Kraft entdeckte und in jeder entwickelte und erhöhte er diese angeborene Kraft; so daß sie sich alle, von seiner Flamme umlodert, in ihrer kraftvollen Mannigfaltigkeit offenbarten. Sein höchstes Verdienst lag in dem Erfolg um dessentwillen seine Feinde ihn anklagten: daß aus seiner Schule — in der sich der ehrliche Criton, und der göttliche Plato, der schwärmerische Apollodor und jener edele, einem geräuschlos dahinflutenden Oelflusse gleichende Taetetos versammelten — der weichliche kyrenäische Aristippos und Critias der gewaltthätigste der dreißig Tyrannen und der prachtliebende Gesetzeschänder Alcibiades, der seiner überlegten Zügellosigkeit keine Grenzen setzte, hervorgingen. „Mein Herz pocht wilder, als das der Korybanten, wenn ich seine Reden höre," sagte der Sohn des Klinias, dieses schöne mit Epheu und Veilchen bekränzte Raubtier, am Schlusse eines Gastmahls, sich in den glühendsten Lobeserhebungen ergehend, mit denen je ein Mensch auf Erden vergöttert wurde, der aus dem Munde des Silenus in die Weisheit der Diotima eingeweiht worden war.

Zu welchen Willensbethätigungen hätte mich wohl ein solcher Lehrer angestachelt? Welche Harmonieen hätte er mich finden gelehrt?

Vor allem würde mein Geist gefangen genommen worden sein durch die auserwählte Gabe, die er besaß, auch den Zauber der vergänglichen Schönheit zu empfinden und in gewissen Grenzen die gewöhnlichen Zerstreuungen zu billigen und den Vorzug anzuerkennen, den der Gedanke des Todes der Anmut irdischer Dinge verleiht.

Rein und streng wie kein anderer in dem Erforschen der Dinge, waren trotzdem seine Sinne von so überaus feiner Empfindung, daß sie, wenn ich so sagen darf, als die auserwählten Handlanger seiner Sinneseindrücke gelten konnten.

Nach dem unantastbaren Urteil des Alcibiades war keiner bei den Banketten, der so zu genießen verstand, wie er. Zu Beginn des Symposion des Xenophon betrachtet er gemeinsam mit den Andern in langem Schweigen die vollkommene Schönheit des Autolykus, fast wie eine überirdische Erscheinung. Mit feinem Geschmack spricht er dann von den Wohlgerüchen, vom Tanz, vom Trinken, nicht ohne seine Rede mit anschaulichen Bildern zu schmücken, wie ein Weiser und wie ein Dichter. Im Scherz seine Reize mit denen des Kritobulus vergleichend, bricht er in die sinnlichen Worte aus: „Glaubst Du nicht, daß der Kuß meiner aufgeworfenen Lippen viel weicher ist als der Deine?" Dem Syrakuser, der dann mit einer seiner Flötenspielerinnen, einer wunderbaren Tänzerin und einem zitherspielenden Knaben Vorstellungen giebt, rät er diese drei jugendlichen Körper nicht zu so schweren Anstrengungen und gefahrvollen Leistungen, die kein Vergnügen gewähren, zu zwingen, sondern die jugendlich frischen Gestalten anzuhalten zum Ton der Flöte die Stellungen der Grazien, der Horen und der Nymphen wie die hervorragenden Bilder sie darstellten, anzunehmen. So stellt er dem Uebermaß, das verwirrt, das edel Maßvolle gegenüber, das ergötzt, und offenbart sich wiederum als Pfleger der Musik und Meister des Stils.

* * *

Was mich aber in jener entlegenen Zeit im Innersten am meisten bewegte und mich noch bewegt, das ist sein letztes Verhalten einer schönen lebendigen, geliebten und vergänglichen Sache gegenüber. Denn zuweilen liebt es meine Seele ihrer Neigung zu wollüstiger Schwermut und leidenschaftlicher Unschlüssigkeit nachzugeben, die in einem von edler Anmut geschmückten Leben, das Gefühl des beständigen Umwandelns, des beständigen Vorübergleitens, des beständigen Sterbens erzeugen kann.

In der Unterhaltung des letzten Abends ist es nicht der Augenblick der mich am meisten ergreift, in dem Kriton im Auftrag dessen, der den Schierlingstrank reichen muß, die Rede des Todgeweihten unterbricht, ihn warnend sich nicht zu erhitzen, wenn er will daß das Gift schnelle Wirkung habe und der Unerschrockene darüber lächelt und in seiner Belehrung fortfährt — noch liegt mir das musikalische Gleichnis der seherischen Schwäne und ihres hellen Jubelsangs so am Herzen oder erfüllen mich die letzten Augenblicke mit so hoher Bewunderung, in denen der Mann mit schneller That und kurzen Worten seine Vervollkommnung leuchtend klar zu Ende führt und, wie der Künstler der den letzten Strich an seinem Werk gethan hat, zufrieden sein eigenes Bild betrachtet — ein Wunder des Stils — das unsterblich auf Erden bleiben wird. Sondern das plötzliche Schweigen ist es, das auf die Zweifel folgt, die Kebes und Simmias der von dem beredten Meister offenbarten Gewißheit entgegensetzen, was mich hinreißt.

Ein tiefes Schweigen war es, in das die plötzlich erblindeten Seelen versanken, wie in einen Abgrund, als die Feuergarbe erlosch, die jener auf das Mysterium, in das er im Begriff stand einzutreten, gerichtet hatte.

Der Meister erriet die Trauer dieser plötzlichen Verdunklung in seinen Getreuen; und die Schwingen seines Geistes waren für kurze Zeit gelähmt. Die Wirklichkeit stellte sich seinen Sinnen dar und hielt ihn für kurze Zeit in dem Banne des Endlichen und des Wahrnehmbaren zurück. Er fühlte die Zeit entfliehen, das Leben dahinfluten. Vielleicht drangen bis an seine Ohren Geräusche aus der herrlichen Stadt, vielleicht sogen seine Nüstern den Duft des neuen plötzlich erschienenen Sommers ein, wie seine Augen auf dem schönen Phädon mit dem üppigen Haupthaar ruhten.

Als er auf seinem Lager saß und neben ihm, auf niedrigem Schemel Phädon, legte er die Hand auf das Haupt des Schülers und er liebkoste ihn und legte schmeichelnd ihm die Haare gegen den Hals, wie es seine Gewohnheit war, mit den Fingern in diesem dichten jugendlichen Wald zu spielen. Er sprach noch nicht, so groß mußte seine Rührung sein und mit Wonne gepaart. Durch diese schöne, lebendige und vergängliche Sache stand er noch einmal in Verbindung mit dem irdischen Leben, in dem er seine Vollkommenheit vollendet, in dem er sein Ideal der Tugend verwirklicht hatte. Und vielleicht fühlte er, daß es dahinter nichts mehr gab, daß sein abgeschlossenes Dasein in sich selbst genügte, daß die Fortdauer in der Ewigkeit nur Schein sei — gleich dem Hof eines Gestirns — hervorgerufen durch den ungewöhnlichen Glanz seiner Menschlichkeit. Niemals hatte das Haupthaar der Jünglings aus Elis für ihn einen so erhabenen Wert gehabt. Zum letzten Mal freute er sich daran, da er sterben mußte. Und er wußte auch, daß es morgen zum Zeichen der Trauer der Scheere zum Opfer fallen würde. Und er sagte endlich — und niemals hatten seine Schüler einen solchen Ton in seiner Stimme gehört — er sagte: „Morgen, o Phädon, wirst Du diese schönen Haare schneiden." Und der Jüngling: „So scheint es, o Sokrates."

* * *

Diese Empfindung — die ich gleich bei der ersten Lektüre dieser Episode in dem Platon'schen Dialog in mir aufnahm und an der ich mich begeisterte — wurde in der Folge in mir so stark und mir so vertraut, daß ich sie zu dem offnen oder geheimen Thema der Musik machte, der ich mich widmen wollte.

So lehrte der Alte mich den Tod in einer Art feiern, die meiner Natur entsprach, indem ich den Dingen die mich am nächsten berührten einen seltneren Wert und eine tiefere Bedeutung beimaß. Und er lehrte mich in meiner Natur die aufrichtigen Tugenden, wie die aufrichtigen Fehler suchen und entdecken, beides nach einem überlegten Plan, um diese durch geduldige Sorgfalt schicklich zu verkleiden und jene zur höchsten Vollkommenheit zu erheben. Und er lehrte mich alles auszuschließen, was meinem regelnden Gedanken nicht entsprach, alles was die Linien meines Bildes verändern, die rhythmische Entwicklung meines Gedankens aufhalten oder unterbrechen könnte. Und er lehrte mich mit sicherem Blick die Seelen erkennen, über die ich herrschen und denen ich wohlthun oder von denen mir eine außergewöhnliche Offenbarung kommen könnte. Und schließlich teilte er mir auch seinen Glauben in das Dämonium mit, das nichts anderes war, als die geheimnisvoll bedeutungsvolle Macht des Stils, die durch niemand und nicht einmal durch ihn selbst in seiner Person verletzt werden konnte.

Solcher Lehre voll und einsam, machte ich mich ans Werk, in der Hoffnung, daß es mir gelingen würde, durch einen genauen und kräftigen Umriß dieses Selbstbildnis zu umziehen, zu dessen Wirklichkeitwerdung so viele entlegene Dinge seit undenklichen Zeiten durch eine unendliche Folge von Generationen wirkend, beigetragen hatten. Die Tugend der Rasse, die in der Heimat des Sokrates mit dem Wort eugeneia bezeichnet wurde, offenbarte sich mir um so stärker, je härter und strenger meine Selbstzucht wurde; und mein Stolz wuchs zugleich mit meiner Zufriedenheit, denn ich dachte, daß unter dieser Feuerprobe allzuviele andere Seelen früher oder später ihre gemeine Wesenheit offenbart haben würden. Aber zuweilen stiegen aus den Wurzeln meiner Wesenheit — da wo die unzerstörbare Seele der Vorfahren schläft — plötzlich so ungestüme und jähe Ausbrüche von Energieen auf, daß es mich betrübte, da ich ihre Nutzlosigkeit erkannte in einer Zeit, in der das öffentliche Leben nichts ist, als ein jammervolles Schauspiel von Niedrigkeit und Ehrlosigkeit. „Gewiß ist es wunderbar," — sagte das Dämonium zu mir — „daß die alten barbarischen Kräfte sich in solcher Frische in Dir erhalten haben. Wohl sind sie noch schön, wenn auch unzeitgemäß. Zu einer anderen Zeit würden sie Dir zu dem Amt verholfen haben, das Deinesgleichen zukommt, das heißt zu dem Amt dessen, der ein bestimmtes Ziel im Auge hat, zu dem er seine Anhänger führt. Da dieser Tag aber fern scheint, so versuche für jetzt, indem Du Deine Kräfte verdichtest, sie in lebendige Poesie umzusetzen."

Weit, weit entfernt in Wahrheit schien dieser Tag; denn die Anmaßung des Pöbels war weniger groß, als die Feigheit derer, die sie duldeten oder unterstützten. In Rom war ich Zeuge gewesen der schimpflichsten Vergewaltigungen und der unsittlichsten Verbindungen, die je eine geweihte Stätte entwürdigt haben. Wie in dem Gehege eines verrufenen Waldes versammelten sich die Uebelthäter innerhalb des verhängnisvollen Bannkreises der göttlichen Stadt, in der zwischen den unermeßlichen Schatten des Kaiserreiches sich nur irgend eine glänzende Herrschaft, sollte man meinen, hätte neu erheben können, gepanzert mit einem Gedanken, leuchtender als alle Erinnerungen.

Wie ein Uebertreten der Kloaken, so überschwemmte die Flut der

niedrigsten Begierden die Plätze und die Straßen und stieg immer höher und wurde immer fauliger, ohne daß je die Flamme eines perversen aber titanischen Ehrgeizes hindurchgeleuchtet hätte, ohne daß je der Blitz wenigstens eines schönen Verbrechens aufgezuckt wäre. Die einsame Kuppel in der Ferne des jenseitigen Tiberufers von einer senilen, aber in ihrem Zielbewußtsein entschlossenen Seele bewohnt, war noch immer das bedeutendste Wahrzeichen im Gegensatz zu einer anderen vergeblich auf einer Anhöhe errichteten Wohnung, wo ein König aus kriegerischem Geschlecht ein bewunderungswürdiges Beispiel von Geduld gab, indem er das bescheidene und lästige Amt versah, das ihm durch den Beschluß des Pöbels zugewiesen.

Auf jener quirinischen, von den tyndaridischen Zwillingen bewachten Akropolis, dachte ich an einem Septemberabend, während eine kompakte Menge mit wildem Geheul den Jahrestag einer Eroberung feierte, deren wuchtige Größe sie nicht ahnte (Rom glich an diesem Abend einem gewaltigen Krater unter einem stummen gewitterschwülen Weltenbrand), ich dachte: „Welchen Traum könnte in dem großen Herzen eines Königs diese flammende Lohe des lateinischen Himmels entfesseln! Ein Traum, so schwer, daß unter seiner Last die gigantischen Rosse des Praxiteles zusammenbrechen würden wie Strohhalme. Ach, wer könnte je die Allmutter umarmen und befruchten mit seinem machtvollen Gedanken?

Ihr allein — ihrem steinernen Schoße, der durch Jahrhunderte das Kissen des Todes war — ihr allein ist es gegeben, soviel Leben zu zeugen, daß ein zweites Mal die Welt davon erfüllt würde.“

Und im Geiste sah ich hinter den flammenden Fensterscheiben der königlichen Loggia eine bleiche, gerunzelte Stirn, auf der, wie auf jener des Corsen, das Zeichen eines übermenschlichen Schicksals eingegraben war.

* * *

Aber was hatte dieses trübe Aufwallen knechtischer Leidenschaften zu bedeuten, betrachtet durch das Schweigen, das Rom neunfach umgürtet, wie ein Fluß der Unterwelt? Ueber jeden Ekel hinweg tröstete mich der Anblick der erhabenen Stätte, die mit den größten toten Dingen besäet, nie etwas anderes hervorbringt, als Grashalme, Keime von Fieber und Keime erschütternder Gedanken. „Rührt sich drinnen in den Mauern der Stadt ein neues Geschlecht? In kurzer Frist wird mir der Wind etwas Asche herübertragen. Die Asche, kostbare und gemeine, die über mir aufgeschichtet liegt, trägt die Schuld an meiner Unfruchtbarkeit. Und das Eisen für den Pflug, der mich durchfurchen wird, ruht noch im Schoß des Berges.“

Das war es, was mir die Grabstätte der Völker bedeutete.

Wenn jedoch der Anblick dieser allesverschlingenden Oede eine düstere Mahnung ist für ein eitles Volk, so entfesselt sie in dem Einsamen den stürmischsten Rausch, der eine Seele fortreißen kann. Aus den Spalten dieses Bodens steigt ein Fieberdunst auf, der in dem Blut bestimmter Menschen wie ein Zaubertrank wirkt und eine Art heroischen Wahnsinns erzeugt, dem kein anderer gleicht.

Von einem solchen Wahnsinn, denke ich mir, wurden die Jünglinge der Garibaldi'schen Schar ergriffen, als sie in die Campagna einrückten. Mit einem Schlage verwandelten sie sich, durch ein Feuer, das sie wie Reisig verbrannte. Und in einem oder dem andern schürte dieses Fieber den innersten Traum und brachte ihn zur herrlichsten Entfaltung, so daß er

aufhörte, Teil einer kompakten und gleichgesinnten Schar zu sein, sondern sein eigenes Ich wurde, ein Einzelkämpfer, der sich einer Heldenthat weihte, die ihm neu erschien. Schön und aus edlem Geschlecht, wie ein unbefleckter Held aus Ajax' Zeit, schien mancher unter ihnen, da er fiel, in sich den Typus des alten Kriegerideals zu erneuern, aber vergrößert durch ein leidenschaftliches Feuer, das ihnen nur durch die Berührung dieses Bodens kam.

Ich neidete ihnen die günstige Gelegenheit, die mir fehlte. Mehr als einmal nach allzu erregenden Grübeleien, setzte ich, verzehrt von einem wütenden Thatendrang, mit meinem Pferd über eine der zu hohen Ruinenmauern und die unnütze Gefahr bestehend, fühlte ich, daß immer und überall ich verstanden hätte zu sterben.

* * *

Ich erinnere mich, als an einen der leidenschaftlichsten Zeitabschnitte meines Lebens, an einen Herbst, der mich in tägliche Berührung mit der lateinischen Einöde brachte.

Auf dieser Stätte, wo vor meinen geistigen Augen sich ein Drama der Rassen abspielte, glitten die wechselnden Wolkenspiele, durch große veränderliche Schatten dargestellt, vorüber, die meine inneren Visionen erläuterten. Zuweilen wurde die Stille so unheimlich und der Totengeruch aus den faulenden Gräsern wehte mir so erstickend entgegen, daß ich instinktiv mein Pferd fester andrückte, fast als wollte ich mich von meiner Lebenskraft durch seine ungestüme Vitalität überzeugen. Wie eine zum Sprunge ausholende Tigerkatze, dehnte es sich und stürmte davon, das schöne, prächtige Tier und es schien mir die unauslöschliche Flamme mitzuteilen, die in seinem Vollblut brannte. Dann kam für einige Minuten der Rausch über mich. Das Ungestüm des Rittes und des Gedankens, den gigantischen Bogen der Aquädukte, dem düsterschweren Himmel anpassend, fühlte ich in mir etwas unbeschreiblich Inbrünstiges keimen und sich ausbreiten, untermischt mit physischer Erregung, mit geistigem Stolz, mit unklaren Hoffnungen. Und was meine Thatkraft unterstützte und vervielfältigte, war die Gegenwart dieser Menschenwerke, diese von Menschen zeugenden Ueberreste auf diesem toten All, diese furchtbaren rötlichschimmernden Bogen, die seit Jahrhunderten in unbesiegter Phalanx dem Dräuen des Himmels trotzen.

Allein, ohne nahe Verwandte, ohne irgendwelche gewöhnliche Fessel, unabhängig von einem Familienoberhaupt, völlig Herr über mich selbst und über mein Vermögen, war ich damals in dieser Einsamkeit — wie zu keiner anderen Zeit und an keinem anderen Ort — aufs tiefste von dem Gefühl meiner zunehmenden und bestimmten Entwicklung zu einem idealen lateinischen Typus durchdrungen. Ich fühlte von Tag zu Tag mein Wesen in seiner Eigenart und seinen unterscheidenden Merkmalen wachsen und sich festigen unter der beharrlichen Anstrengung des Nachdenkens, des Bestätigens und des Zurückweisens. Der Anblick der Campagna, so einfach und bestimmt in ihrer architektonischen Gliederung und in ihrer Farbe, war für mich ein dauerndes Beispiel und ein dauernder Sporn, sie wirkte auf mich wie ein Weisheitsspruch. Und in der That zeichnete sich jeder Linienzug vom Himmel mit der zusammengedrängten Bedeutung einer Sentenz und dem unvergänglichen Stempel eines einzigartigen Stiles ab.

Aber die Wunderkraft einer solchen Lehre bestand darin: daß, während ich danach strebte, meinem inneren Leben die Bestimmtheit eines durch-

dachten Planes zu verleihen, die natürlichen Quellen der seelischen Erregung und des Traumes nicht vertrockneten, sie mich sogar zu einer erhöhten Thätigkeit anregte.

Unversehens gestaltete sich ein einziger Gedanke in mir so intensiv und so leidenschaftlich, daß er mich bis zum Delirium begeisterte, wie eine durch Zauberei geschaffene Scheingestalt; und meine ganze Welt war mit Schatten und neuen Lichtern besäet. Ein Strahl von Poesie brach aus dem Innersten meines Wesens und erfüllte meine Seele mit einer unaussprechlichen Musik und Jugendfrische. Und Wünsche und Hoffnungen erstanden in glücklichem Wagemut. — So ergoß zuweilen die untergehende Herbstsonne die unkörperliche Lava ihrer Eruptionen über die Campagna: lange schwefelfarbige Ströme durchzogen die unebene Fläche; die Niederungen füllten sich mit Finsternis, gleich Abgründen, die sich aufgethan; die Aquädukte flammten auf, vom Fuß bis zur Bogenhöhe, die ganze Stätte schien zu ihrem vulkanischen Urzustand in der Morgendämmerung der Zeiten zurückgekehrt zu sein. — So stiegen zuweilen aus dem weichen im Morgenlicht funkelnden Grase im plötzlichen Fluge die Lerchen auf, bei ihrem schwindelnden Aufstieg singend, wie Geister der Freude, immer höher und höher bis in den blauen Aether, unsichtbar dem menschlichen Auge, und über meiner erstaunten Seele hallte die Himmelskuppel von ihrer ganzen klingenden Trunkenheit wieder.

* * *

Diese Einsamkeit vermochte mir also besser als alles andere den einem ehrgeizigen Asketen notwendigen Wahnsinn und die notwendige Klarheit zu geben: einem Asketen, der, den ursprünglichen Sinn des strengen Wortes erneuernd, sich wie die antiken Wettkämpfer mit eiserner Zucht auf die irdischen Kämpfe und und die Oberherrschaft vorbereiten wollte.

„Welche ragende Säule, welche feurige Wüste, welcher unzugängliche Gipfel, welche abgrundtiefe Höhle, welches fieberbringende Gewässer, welcher entlegenste, ödeste, tragischste Ort übertrifft die Campagna in der Gabe den heiligen Funken des Wahnsinns zu entzünden in dem, der sich bestimmt glaubt, auf neue Gesetzestafeln neue Gesetze für die fromme Seele des Volkes einzugraben“ — so dachte ich, während die Ahnungen der ungeschaffenen Gestalten in mir aufstiegen, begünstigt durch dieses Schweigen selbst, in dem so viele erloschene Formen unserer Menschheit sich zusammdrängten.

Hier ist alles tot, aber alles kann plötzlich wieder aufleben in einem Geist, der gewaltig und feurig genug ist, das Wunder zu vollbringen.

Wie sich die Größe und die Furchtbarkeit einer solchen Auferstehung vorstellen? Der sie in seinem Bewußtsein fassen könnte, würde sich selbst und den anderen von einer geheimnisvollen und unberechenbaren Kraft erfüllt erscheinen, weit größer als jene die die Pythia des Altertums befiel. Durch seinen Mund würde nicht die Raserei eines im Dreifuß gegenwärtigen Gottes sprechen, sondern der Genius der Rassen selbst, der Totenwächter zahlloser schon vollendeter Geschicke. Sein Orakel würde nicht den Spalt zu einer übersinnlichen Welt öffnen, sondern es würde die Ermahnung aller menschlichen Weisheit sein, vermischt mit dem Odem der Erde, dieser, nach dem Worte des Aeschylus, obersten Prophetin. Und noch einmal würde sich die Menge vor der göttlichen Erscheinung seines Wahnsinns beugen, nicht wie in Delphi, um den tückischen Gott zu dunklen Sprüchen anzustacheln, sondern um die lichtvolle Antwort des vergangenen Lebens zu empfangen,

diese Antwort, die der Nazarener schuldig blieb. Zu wenig wissend war jener und zu steinig die Wüste, die er erwählte, um dort seine Offenbarung zu finden, dort unten am Fuße der judäischen Berge, an der Westküste des Toten Meeres: nur Felsengeklüft und Abgründe, ein Ort jeder Menschenspur, jedes Gedankens bar. Nicht die heißhungrigen Schakals fürchtete der einsame Jüngling, er fürchtete die Gedanken. Seine hagere Hand vermochte die reißenden Tiere zu besänftigen, aber Gedanken, so glühend und bezwingend wie sie von der lateinischen Wüste aufsteigen, würden ihn verzehrt haben. Als der Versucher ihn auf den Gipfel des Berges trieb und mit dem Finger auf die fruchtbaren Gegenden unten wies, und ihm die Richtung der verschiedenen Reiche der Welt und die tiefen und wilden Strömungen der menschlichen Begierde zeigte, schloß er die Augenlider: er wollte nicht sehen, wollte nicht wissen. Aber der Wecker muß den Horizont seines Bewußtseins ins grenzenlose ausdehnen, Tage und Jahre und Jahrhunderte und Jahrtausende muß er umfassen, damit seine Wahrheit, ein Ausfluß der Summe aller von den Menschen gelebten Leben bis zur gegenwärtigen Stunde, ein Feuer scheine, in dem sich die emporsteigenden Kräfte der Meisten der Generationen sammeln, in Einklang bringen und vervielfältigen können, um auf geraderem Wege und einheitlicher zu immer reinerer Idealität vorzuschreiten.

* * *

So ermutigte mich die römische Campagna, durch ihre ernste Lehre, eine volle Männlichkeit zu erlangen, meine innere Souveränität zu befestigen, mit sicherer Hand „jene Umrißlinie zu zeichnen, aus der — nach dem Wort des Leonardo — die menschliche Schönheit sich erzeugt.“ Und ich fragte mich am Ende eines jeden Tages: „Welche Gedanken haben meinen Schatz bereichert? Welche neuen Energieen haben sich aus meiner Wesenheit entwickelt? Welche neuen Möglichkeiten habe ich erschaut?“ Und ich wollte, daß jeder Tag das Gepräge meines Stiles trüge, sich durch den Stempel kraftvoller Kunst auszeichnete, durch irgend ein stolzes Sinnbild des Siegs. Die Vertrautheit mit Thucydides bot mir das Beispiel jener seiner Feldherren, die niemals verfehlen eine schöne und bündige Ansprache zu haltan, dann mit Einsetzung aller ihrer Kräfte kämpfen und schließlich auf dem Schlachtfelde eine Trophäe errichten.

„Cni bono?“ wiederholte indessen in der Ferne und Nähe eine im Dunkel tappende Schar, mit Stimmen die denen der Eunuchen nicht unähnlich waren. — „Was ist der Sinn, was der Wert des Lebens? Wozu leben? Wozu sich abmühen? Alle Anstrengung ist unnütz, alles ist eitel und Schmerz. Wir müssen unsere Leidenschaften töten, eine nach der andern und wir müssen lernen die Hoffnung und den Wunsch, die die Ursache des Lebens sind, bei der Wurzel auszureißen. Der Verzicht, das völlige Aufgeben des Selbstbewußtseins, die Zerstörung aller Träume, die absolute Verneinung: — das ist die endliche Befreiung!“

Ein elendes mit Aussatz behaftetes Volk war es, von dem diese widerlichen Klagen ausgingen. Die alten Perser, so erzählt der jugendfrische Herodot, schrieben den gegen die Sonne verübten Vergehen diese widerwärtige Krankheit zu. Und dieses knechtische Volk hatte in der That die Sonne gekränkt.

Ein Teil dieser Menge, in der Hoffnung sich reinzuwaschen, badete

sich in Mitleid und wurde weich und zerschmolz in Reue und Zerknirschung. Aber der Anblick war nicht weniger ekelhaft.

Ich wandte meine Augen ab und horchte mit meinen Ohren in einer anderen Richtung. Und mein Herz wurde von einer erhabenen Fröhlichkeit bewegt, denn meine nicht von Thränen verschleierten Augen sahen alle Linien und alle Farben, und meine gesunden und wachsamen Ohren hörten alle Töne und alle Rhythmen, mein Geist konnte in unbegrenztem Maße sich an den flüchtigen Erscheinungsformen erfreuen und er verstand in sich selbst ganz andere Melancholien zu hegen und pflegen und den höchsten Reiz des Lebens gerade in der Schnelligkeit seiner Metamorphosen und in der Dichtigkeit seiner Geheimnisse zu finden. „O vielfältige Schönheit der Welt — betete ich damals — nicht allein zu dir steigt mein Lob empor; nicht zu dir allein, auch zu meinen Vorfahren, auch zu jenen, die in entlegenen Jahrhunderten verstanden sich deiner zu freuen und ihr heißes und reiches Blut auf mich übertrugen. Gelobt seien sie jetzt und in alle Ewigkeit für die schönen Wunden, die sie schlugen, für die schönen Feuersbrünste, die sie endzündeten, für die schönen Becher, die sie leerten, für die schönen Gewänder, mit denen sie sich kleideten, für die schönen Zelter, die sie zärtlich klopften, für die schönen Weiber, die sie umarmten, für all ihr Gemetzel, für ihre Trunkenheiten, für ihre Prachtliebe und ihre Ausschweifungen seien sie gepriesen. Denn auf solche Weise schufen sie mir diese Sinne, in denen du dich unermeßlich und unergründlich spiegeln kannst, o Schönheit der Welt, wie in fünf großen und tiefen Weltmeeren."

* * *

In meiner arbeitsamen Einsamkeit — obwohl ich weder Krankheit, noch Wahnsinn, noch den Tod fürchtete, denn ich besaß die schützende Flamme des Stolzes, des Gedankens und des Glaubens — barg vielleicht zuweilen meine Melancholie ein Bedürfnis in sich nach Mitteilung mit dem Brudergeist, dem noch nicht angetroffnen, oder mit einer Gemeinschaft von Seelen, die geneigt wären sich ehrlich zu begeistern für das, was mich begeisterte. Dieses Bedürfnis offenbarte sich, wie mir schien, in der Gewohnheit meines Geistes, die Theorieen der Gedanken und der Bilder in einer konkreten oratorischen oder lyrischen Form festzuhalten, fast wie für einen imaginären Zuhörer. Heiße Strahlen der Beredtsamkeit und der Poesie ergossen sich plötzlich über mich, so daß auf der überfließenden Seele das Schweigen zuweilen schwer lastete.

Um mich in meiner Einsamkeit zu trösten, trug ich mich mit dem Gedanken diesem Dämonium, — an das ich, nach der Lehre meines ersten Meisters, glaubte als an das untrügliche Zeichen das mich zur Vervollkommnung meines sittlichen Menschen führen sollte, — eine körperliche Gestalt zu verleihen. Ich hatte den Gedanken einem schönen und gebietrischen Mund, dessen Lippen dasselbe Blut färbt, das in meinen Adern fließt, das Amt anzuvertrauen, mir zuzurufen: „O Du, sei, der Du werden sollst."

Unter den Bildern meiner Ahnen ist mir vor allen eines teuer und heilig, wie ein Votivbild über dem Altar. Die edelste und lebendigste Blüte meines Stammes von dem Pinsel eines gottbegnadeten Künstlers dargestellt. Es ist das Bildnis des Alessandro Cantelmo, Graf zu Volturara, von Vinci im Jahr 1493—94 in Mailand gemalt, wo Alessandro mit einer Waffenkompagnie sein Quartier aufgeschlagen hatte, angelockt durch die unerhörte Prachtentfaltung jenes Sforza, der aus der lombardischen Stadt ein neues Athen machen wollte.

Nichts auf der Welt hatte für mich einen gleichen Wert und nie ward ein Schatz mit leidenschaftlicherer Eifersucht gehütet. Ich werde nicht müde der Glücksgöttin zu danken, die ein so wunderbares Bild in mein Leben strahlen ließ und mir die unvergleichliche Wollust eines solchen Geheimnisses vergönnte. „Wenn Du etwas schönes besitzest, so erinnere Dich, daß jeder fremde Blick einen Raub an Deinem Besitz bedeutet. Geteilte Betrachtung schmälert den Genuß: und Du, verweigere sie. Jemand bleibt auf der Schwelle der öffentlichen Gallerie stehen, um nicht dem Blicke eines Unbekannten begegnen zu müssen. Wenn Du also wirklich etwas Schönes besitzest, verschließe es hinter sieben Thüren und bedecke es mit sieben Vorhängen." Und ein Vorhang verhüllt das anziehende Gesicht. Aber sein Traum ist so tief und seine Flamme ist so mächtig, daß das Gewebe zuweilen von dem Ungestüm seines Atems bewegt wird.

Ich gab also dem Dämonium die Gestalt dieses mir vertrauten Schutzgeistes. Und ich fühlte ihn in der Einsamkeit ein viel intensiveres Leben, als das meine leben. Hatte ich nicht durch das langwirkende Wunder eines der größten Offenbarer der Welt, hatte ich nicht einen heroischen Geist vor mir, meinem eigenen Stamme entsprossen und aus all den besonderen Charaktereigenschaften des Geschlechtes zusammengesetzt, die ich so hartnäckig in mir selbst zu entdecken suchte und die in ihm mit der Kraft einer fast erschreckenden Plastik hervortraten?

Immer habe ich ihn noch vor Augen, immer gleich und dennoch immer neu! Ein solcher Körper ist nicht das Gefängnis der Seele, sondern ihr treues Abbild. Alle Linien des fast bartlosen Gesichts sind scharf und fest wie in Bronze ciseliert. Mit fahler Blässe bedeckt die Haut die trocknen Muskeln, die zweifellos gewohnt sind mit wildem Zittern sich im Verlangen und im Zorn zu offenbaren. Die gerade vorspringende Nase, das knochige und schmale Kinn, die geschwungenen aber fest zusammengepreßten Lippen drücken kühne Willenskraft aus, und im Schatten einer dichten und schweren Haarmasse, die fast von bläulicher Farbe, wie die Weintrauben, die die Sonne an der frischsten Rebe reift, der Blick wie ein schönes Schwert. Das Bild ist ein Kniestück, er steht unbeweglich; und dennoch stellt die Einbildungskraft sich beim ersten Blick das plötzliche Schnellen dieser Beine vor, die stark und biegsam wie der Stahl der Armbrust, diesen sehnigen schlanken Körper gefahrdrohend schnellen werden, sobald der Feind sich zeigt. „**Cave Adsum**": wohl steht ihm dieser alte Wahlspruch an. In leichter Rüstung, die ohne Zweifel von einem äußerst geschickten Handwerker damasciert, trägt er die Hände unbekleidet, blasse und sensitive Hände, aber dennoch mit etwas tyrannischem und fast mörderischem in ihrer klaren Zeichnung: die Linke auf den Degengriff gestützt, die Rechte gegen die Kante eines mit dunklem Samt bedeckten Tisches, dessen Saum sichtbar ist. Neben den Panzerhandschuhen und dem Sturmhelm, heben sich von dem Samt die Statuette einer Pallas Athene und ein Granatapfel ab, der an dem Stiel auch das spitze Blatt und die flammende Blüte trägt. Hinter dem Kopf sieht man durch eine Fensteröffnung eine zurückweichende Landschaft: ödes Land, das eine Hügelkette begrenzt, aus der ein Kegel aufstrebt, einsam wie ein erhabener Gedanke. Und unten, auf einem Schild, liest man das Distichon:

> **Frons viridis ramo antiquo et flos igneus uno**
> **Tempore (prodigium) fructus et uber inest.**

* * *

Wo und durch welchen Zufall mochte Alessandro zum ersten Mal dem Florentiner Meister begegnet sein, der ihn dann in dem höchsten Glanz seiner Männlichkeit erfaßte? Vielleicht auf einem Feste des Ludovico, voller Wunder, die die Geheimkünste des Magiers erschaffen hatten? Oder vielmehr in dem Palast der Cecilia Gallerani, wo die Krieger sich über Kriegswissenschaften unterhielten, die Sänger sangen, die Baumeister und die Maler zeichneten, Philosophen über die natürlichen Dinge disputierten und die Dichter ihre eigenen oder die Gesänge Anderer „in Gegenwart dieser Heldin" rezitierten, wie Bandello erzählt. Gerade hier stelle ich mir gern die erste Begegnung vor, zu der Zeit, in der die Favoritin des Moro schon begann heimlich Alessandro zu lieben.

Welches Feuer kühner Intelligenz und zwingender Willenskraft mußte aus den Zügen des jungen Mannes leuchten, wenn Leonardo gleich von diesem Tage an von ihm eingenommen war! Vielleicht nahm Alessandro ihn beiseit und sprach mit ihm „über die Art jede Burg oder sonstige Festung zu zerstören, die nicht auf Fels gebaut sei"; und vielleicht begeisterte er sich an den furchtbaren Geheimnissen des blendenden Madonnenschöpfers, der durch seine scharfsinnigen Erfindungen alle Meister in der Herstellung von Kriegswerkzeugen übertraf. Vielleicht äußerte im Laufe der Unterhaltung Leonardo eines seiner tiefsinnigen Worte über die Kunst des Lebens und vielleicht erkannte er, als er dem verstummten Jüngling forschend in die Augen blickte, in ihm einen Geist, der entschlossen war aus dem Leben alles zu ziehen, was es ihm bieten konnte, einen Ehrgeizigen, der gesonnen war, nicht blindlings seinem Glücke zu folgen, sondern die Herrschaft zu erobern, mit Hülfe jener Wissenschaft, die die Kräfte des Handelnden vervielfältigt und dem Ziele zuführt. Und jener, der einige Jahre später der Militärarchitekt des Cesare Borgia werden sollte, der einen großmütigen Fürsten herbeisehnte und erwartete, der ihm unerschöpfliche Mittel bieten sollte, seine zahllosen Pläne auszuführen, er sah vielleicht in dem Patrizier mit dem üppigen Gelock den zukünftigen Begründer einer Königsdynastie und liebte ihn, weil er seine stolzesten Hoffnungen auf ihn setzte.

Es gefällt mir, mir einzubilden, daß die kurze Erwähnung in den Erinnerungen des Vinci, der damals eifrig mit den Studien für die Reiterstatue des Francesco Sforza beschäftigt war, sich auf den Abend ihrer ersten Begegnung bezieht: „Am vorletzten Tage des April 1492. Der große Renner von Messer Alessandro Cantelmo: hat einen schönen Hals und einen sehr schönen Kopf."

Als sie zusammen den Palast der Cecilia verließen, blieben beide auf der Straße stehen und setzten ihre Unterhaltung fort. Und als Leonardos Blick auf den Renner fiel, näherte er sich ihm, um ihn zu beobachten. Während er den schönen Hals des Tieres klopfte, entschlüpften ihm unwillkürlich einige laute Bemerkungen über die große Mühe, die seinem nie zu befriedigenden Geist die endlosen Arbeiten für das Monument verursachten, durch das Ludovico Il Moro das Glück des Vaters, des Eroberers des Herzogtums und des Siegers von Genua verherrlichen wollte. Seine schöpferische Hand zeichnete in der Luft mit einigen großen Zügen den Koloß, so daß der Jüngling es mit seinen inneren Augen erschaute. Der Tag ging zu Ende. Goldene Frühlingsdämmerung flutete über die Zinnen der fröhlichen Stadt. Singend zog eine Gesellschaft von Musikanten vorüber. Das Pferd wieherte ungeduldig. Ein heldenhaftes Gefühl weitete da Alessandro's Seele und machte sie dem Schatten des großen Feldherrn gleich. „Ah, ausziehen zu meinem Eroberungszug!" dachte er, als er sich in den Sattel schwang.

Und da er in Wahrheit nur auszog irgend eines gemeinen Lebensbedürfnisses halber, sagte er plötzlich in einem Anfall von Bitterkeit: „Scheint es Euch Meister Leonardo der Mühe wert für einen Mann in meinem Zustand zu leben?“ Und darauf Leonardo, den diese unerwarteten Worte nicht in Erstaunen setzten: „Der Adler mache nur seinen ersten Flug, darauf kommts an.“ Und vielleicht erschien ihm der bartlose Ritter, der sich mit seinen Leuten entfernte, von der Natur zum Könige bestimmt, „wie jener der im Bienenstock als Anführer der Bienen geboren wird.“

Am nächsten Morgen brachte ein Diener mit Gruß von seinem Herrn den edlen Renner dem Bildhauer zum Geschenk.

So stelle ich mir den Anfang ihrer gegenseitigen Freigebigkeit vor. Der Meister lohnte dem Schüler mit dem wahren Reichtum, denn „Reichtum nennt sich nicht, was man verlieren kann.“ Wie Sokrates, liebte er vor allen die Schüler, die seltene Anmut und schöner Haarwuchs schmückten. Wie Sokrates zeichnete er sich aus in der Kunst, die Seele des Menschen zum höchsten Gipfel ihrer Vollkraft zu erziehen. Alessandro war ohne Zweifel zu einer Zeit der Auserwählte in jener Academia Leonardi Vincii, in der eine edle geistig begabte Jugend allmählich aufblühte unter der Lehre, die ihre Wärme aus dieser Grundwahrheit zog, wie aus einer Sonne, die sich niemals verdunkeln kann. „Kein Ding kann man weder lieben, noch hassen, bevor man es kennt. Die Liebe, wofür sie auch sei, ist immer das Produkt dieser Erkenntnis. Je sicherer die Erkenntnis, je inbrünstiger die Liebe.“

Hier und da finden sich in den unterbrochenen Aufzeichnungen Leonardo's deutliche Zeichen der leidenschaftlichen Neugier, mit der der rastlose Forscher die reiche Seele des jungen Freundes bewachte. Er hatte keine Geheimnisse für ihn, denn er wollte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln dazu beitragen, die in ihm angehäuften Kräfte zu entwickeln und sein zukünftiges Schaffen auf einem weiten Schauplatz wirkungsvoller zu gestalten. Um es nicht zu vergessen, machte er sich Notizen: „Mit Volturara über gewisse Arte Pfeile abzuschießen sprechen.“ Und ein ander Mal: „Volturara zeigen, wie man Brücken aufzieht und herunterläßt, wie man des Feindes Brücken verbrennt und zerstört und wie man Bombarden und Bastionen bei Tag uud bei Nacht errichtet.“ Oder auch: „Messer Alessandro will mir den Valturio De re militari und die Dekaden und Lucrezio „Ueber die natürlichen Dinge,“ geben.“

Da ihn die knappen und stolzen Aussprüche des Jünglings oft überraschten, so notierte er einige davon auf.

„Messer Alessandro sagte, man soll das Glück mit sicherer Hand von vorn anpacken, denn hinten ist es kahl.“ Und an anderer Stelle: „Als ich mit dem Buch beschäftigt war, das die Teilung der Flüsse in viele Arme behandelt, um sie durchwatbar zu machen, bemerkte Volturara kühn: Meiner Treu', Cyrus, der Sohn des Kambyses that das gleiche dem Flusse Gyndes, um ihn zu strafen, weil er ihm der weißen Rosse eines entrissen.“

Eines Tages — so stelle ich mir vor — hatten sich beide in dem prächtigen Hause der Cecilia Gallerani getroffen; und Leonardo hatte durch sein Spiel auf der neuen, von ihm selbst fast ganz aus Silber in Gestalt eines Pferdeschädels hergestellten Leyer die Seelen hingerissen. In der Pause, die der Begeisterung folgte, ließ sich die neue Sappho eine kleine Schatulle bringen, reich mit Email und Edelsteinen ausgelegt, ein Geschenk des Herzogs und sie den Anwesenden zeigend, fragte sie, welcher Gegenstand ihrer Meinung nach kostbar genug sei, um zu verdienen darin auf-

bewahrt zu werden. Jeder gab eine andere Ansicht zum besten. . . . „Und Ihr, Messer Alessandro?“ fragte Madonna Cecilia mit süßem Blick. Und der Kühne gab zur Antwort: „Von jener Truhe, die unter den Schätzen des Darius aufgefunden wurde und die das kostbarste war, was je gesehen wurde, wollte ein anderer Alexander einen Schrein für Homers Ilias machen.“

Vinci trug diese Antwort alsobald in seine Erinnerungen ein und fügte hinzu: „Man sieht, daß er sich von dem Mark und Nerv des Löwen nährt.“

Ein anderes Mal waren sie sich in dem Garten derselben gastlichen Frau begegnet und Alessandro hatte sich, nachdem er mit irgend jemand über jene „Berühmten Geister“ disputiert hatte, zurückgezogen um einen neuen Gedanken zu verfolgen, den die Hitze des Streites in seinem an Keimen reichen Geist, zur Blüte gebracht hatte. Auf den wiederholten Zuruf der schönen bergamesischen Gräfin, wandte er sich erst nach einiger Zeit um, denn einige Zeit hatte es gewährt, bis er den Ruf gehört hatte Auf einen anmutigen Vorwurf oder vielleicht ein gereiztes Wort, erwiderte er lächelnd: „Wer in die Sterne blickt, dreht sich nicht um.“

Auch diese Antwort trug Vinci am Abend in seine Erinnerungen ein und fügte die Prophezeiung hinzu: „Bald wird er seinen ersten Flug nehmen, das Weltall mit Staunen erfüllen, mit seinem Ruhme alle Schriften erfüllen und mit ewiger Glorie den Ort seiner Geburt.“

Vielleicht fand an diesem selben Abend, sein zu verborgenen Sinnbildern und Allegorieen hinneigender Geist bei der Betrachtung der Intensität und der Vielseitigkeit dieser frühreifen Jugend, vielleicht fand er an diesem Abend das schöne zusammengedrängte Symbol des Granatapfels, der gleichzeitig am Stiel das spitze Blatt und die feurige Blüte trägt.

Aber am neunten Juli des Jahres 1495, drei Tage nach der Schlacht von Fornovo, schrieb er: „Volturara starb den Heldentod auf dem Schlachtfeld. Niemals zerstörte blindes Eisen größere Hoffnung.“

* * *

So lebte und starb der junge Held, in dem die angeborene Tugend meiner kriegerischen Rasse sublimiert erschien. So offenbarte er sich mir in dem treuen Bildnis, das dem fernen Erben ein Künstler hinterließ, dem man den Beinamen eines Prometheus gegeben.

„O Du,“ — sagte er zu mir, mit seinem magnetischen Blick sich meiner Seele bemächtigend — „sei, der Du werden sollst.“

„Durch Dich,“ — antwortete ich ihm — „durch Dich, werde ich sein, der ich sein soll. Denn ich liebe Dich, Du schönste Blüte meines Blutes. Denn ich will meinen ganzen Stolz darein setzen Deinem Gesetz zu folgen, Du Herrschergeist. Du trugst in Dir eine Kraft, die genügt hätte die Erde zu unterjochen; aber Dein königliches Geschick sollte sich nicht zur Zeit Deines ersten Erscheinens erfüllen. Du warst zu jener Zeit nur der Verkünder und der Vorläufer Deiner selbst. Du mußtest, als die Zeit erfüllet ward, in späteren Jahrhunderten Deinem langlebigen Stamme wiedererscheinen auf der Schwelle einer Welt, die noch nicht von den Kriegern erforscht, aber schon von den Weisen versprochen ist: wiedererscheinen als der Bote, der Dolmetsch und der Herr eines neuen Lebens. Darum entschwandest Du plötzlich, gleich einem Halbgott, bei einem Flusse, dessen Wasser angeschwollen, in dem Getöse der Schlacht und des Sturmes, als die Sonne in das

Zeichen des Löwen trat. Der Tod zerstörte nicht die große Hoffnung, nur hinausschieben wollte das Schicksal die wunderbare Erfüllung. Deine Mannestugend, die sich damals in einer triumphierenden That der Welt nicht offenbaren konnte, muß notwendig eines Tages in den Nachkommen Deines Geschlechtes wieder aufleben. Und daß es morgen wäre! Und könnte ich ihn zeugen, der Dir gleicht! Ich erflehe und erwarte und bereite die Wiedergeburt Deiner Mannestugend mit unzerstörbarer Zuversicht vor, ich bete Dein treues Ebenbild an, Du denkender Herrschergeist, o Du, der Du als Zeichen in die Bücher der Weisheit die Schneide Deines schönen nackten Schwertes legtest!“

So sprach ich zu ihm. Und unter seinem Blick und seiner Mahnung fühlte ich nicht nur in mir die schaffenden Kräfte sich vervielfältigen, sondern meine Aufgabe zeichnete sich mir in bestimmten Linien ab. — Du also wirst arbeiten um Dein Geschick und dasjenige Deiner Rasse zu verwirklichen. Du wirst gleichzeitig den vorausbedachten Plan Deines eigenen Daseins vor Augen haben und die Vision einer Existenz, die erhaben über der Deinen ist. Du wirst in dem Gedanken leben, daß jedes Leben, da es die Summe der vorangegangenen Leben ist, die Bedingung ist für die kommenden. Du wirst also nicht glauben nur Anfang, Beweggrund und Ende Deines eigenen Geschickes zu sein, sondern Du wirst den ganzen Wert und die volle Last des von Deinen Vätern Ererbten fühlen, das Du mit Deinem eigensten Stempel versehen, Deinen Nachkommen hinterlassen sollst. Die hehre Vorstellung Deiner Würde entspringt der in Dir festen Ueberzeugung, der erhaltende Uebergang einer vielfältigen Energie zu sein, die sich morgen oder in hundert Jahren oder in unabsehbarer Zeit in einer erhabenen Offenbarung bekunden wird. Aber Du hoffe, daß es morgen sein wird! Dreifach ist also Deine Aufgabe, denn Du hast die Gabe der Dichtkunst und Du arbeitest, um die Wissenschaft des Wortes zu erwerben. Dreifach ist Deine Aufgabe: Dein Wesen auf richtigem Wege zur vollkommenen Reinheit des lateinischen Typus zu führen; die reinste Wesenheit Deines Geistes erfassen und die tiefinnere Vision Deines Universums in einem einzigen und erhabenen Kunstwerk zum Ausdruck bringen; die idealen Reichtümer Deiner Rasse und die eigenen Errungenschaften in einem Sohne erhalten, der unter der väterlichen Unterweisung, sie erkenne und sich aneigne, um sich würdig zu fühlen nach der Verwirklichung immer höherer Möglichkeiten zu streben.

* * *

Als ich nun so klar und deutlich meine Gesetzestafel vor Augen hatte, lernte ich nicht nur den traurigen Zweifel kennen, sondern ein Angstgefühl, das der Furcht glich, eine neue und schreckliche Bangigkeit. „Wenn irgend eine blinde und unvorhergesehene Gewalt von außen mein Werk beschädigte, entstellte, zertrümmerte! Wenn ich mich einer brutalen Vergewaltigung des Zufalls beugen, ihr unterliegen müßte! Wenn mein Gebäude durch einen jener zerstörenden Wirbelstürme, die plötzlich aus dem Dunkel hervorbrechen, wankte, bevor der Giebel es krönt!“ Diese Furcht lernte ich in einer seltsamen Stunde der Verwirrung und der Niedergeschlagenheit kennen, eine Stunde, in der ich meine Zuversicht erlahmen fühlte. Aber gleich darauf empfand ich Scham darüber, als der Ermahner zu mir sprach: „Nach der Art Deiner Gedanken zu urteilen, scheinst Du durch die Menge befleckt oder von einem Weib umgarnt zu sein. Nur weil Du durch die Menge wandeltest, die Dich anblickte, scheinst Du Dir in Deinen eigenen Augen schon geringer.

Siehst Du nicht, daß die Menschen, die sie aufsuchen, unfruchtbar werden wie die Maultiere? Der Blick der Menge ist schlimmer als Kot, mit dem man Dich bewirft, ihr Atem ist verpestet. Weit fort gehe, während die Kloake sich entleert. Geh in die Ferne und lasse reifen, was Du in Dir aufgenommen hast. Deine Stunde wird kommen. Was fürchtest Du? Wozu diente Dir die lange Zucht, wenn sie Dich nicht stärker als die Dinge machte? Du sollst von dem Glücke nichts erflehen, als die Gelegenheit; und selbst diese kann zuweilen der Wille schaffen. Geh also weit fort, während die Kloake sich entleert. Zaudere nicht. Lasse Dich nicht beflecken von der Menge, noch lasse Dich von einem Weibe nehmen. Gewiß bedarfst Du eines Bündnisses, willst Du einen Teil der Dir selbst gestellten Aufgabe lösen. Aber besser ist es für Dich zu warten und allein zu bleiben, selbst Deine Hoffnung zu töten ist besser, als Deinen Leib und Deine Seele einer unwürdigen Fessel zu unterwerfen. — „Ist der geliebte Gegenstand gemein, so wird der Liebende gemein." — Diesen Ausspruch Deines Leonardo darfst Du niemals vergessen, auf daß Du stolz mit Castruccio antworten kannst: — „Ich habe sie genommen, nicht sie mich."

Die Mahnung kam zur guten Stunde. Und ohne Säumen machte ich mich bereit, die verpestete Stadt zu verlassen.

Es war zu der Zeit, in der die Thätigkeit der Zerstörer und der Erbauer auf dem römischen Boden am wildesten brandete. Zusammen mit Wolken Staubes verbreitete sich eine Art Wahnsinn der Gewinnsucht; wie ein bösartiger Wirbelwind ergriff er nicht nur niedrige Volksklasse, die Leute die mit Kalk und Ziegel vertraut waren, sondern auch die hochmütigsten Erben der päpstlichen Majorate, die bislang mit Verachtung von den Fenstern ihrer Travertinpaläste, die ohne zu wanken dem Ansturm der Jahrhunderte getrotzt, auf die Eindringlinge herabgeblickt hatten. Die herrlichen Geschlechter — die durch Nepotismus und Bürgerkriege begründet, erneut, gestärkt waren — erniedrigten sich eines nach dem andern, glitten in den neuen Schlamm, versanken darin, verschwanden. Die bedeutenden, durch Jahrhunderte des glücklichen Raubes und prunkvollen Mäcenatentums aufgespeicherten Reichtümer wurden dem Wechselspiel der Börse ausgesetzt.

Die Lorbeerbäume und die Rosenbüsche der Villa Sciarra, die in einer so langen Folge von Nächten durch die süßen Lobgesänge der Nachtigallen verherrlicht worden waren, fielen unter der Scheere oder mußten sich demütig zwischen die Gitter der Gärtchen, die zu den kleinen Villen der Drogenhändler gehörten, zwängen. Die Riesencypressen der Ludovisi, der Aurora, dieselben Bäume, die einst die Erhabenheit ihres alten Geheimnisses über das Olympierhaupt eines Goethe gebreitet hatten, lagen gefällt — (immer sehe ich sie vor mir, wie meine Augen sie an einem Novembernachmittag erblickten) — lagen gefällt und in der Reihe einer neben dem andern, mit bloßgelegten Wurzeln, die zu dem bleichen Himmel dampften, mit all den schwarzen bloßgelegten Wurzeln, die in dem Riesengewirre noch das Gespenst eines übermächtigen Lebens gefangen zu halten schienen. Und ringsum, auf den prächtigen Wiesen, wo im Frühling die Veilchen zum letzten Mal zahlreicher gestanden als die Grashalme, schimmerten weiße Kalkgruben, leuchteten rote Ziegelhaufen, knirschten die Räder der mit Steinen beladenen Karren, ertönten abwechselnd die Rufe der Maurer und die heiseren Schreie der Karrenführer, wuchs mit Windesschnelle das brutale Werk, das die durch so lange Zeiten der Schönheit und dem Traum geweihten Orte einnehmen sollte.

Es schien als fegte über Rom ein Sturmwind der Barbarei und

drohte der Stadt den leuchtenden Kranz fürstlicher Villen zu entreißen, dem nichts vergleichbar ist in der Welt der Erinnerungen und der Poesie. Selbst über dem dichten Buchsbaum der Villa Albani, der unsterblich schien wie die Caryatiden und die Hermen, schwebte die Drohung der Barbaren.

Mit wachsender Schnelligkeit griff die Ansteckung um sich. In dem unaufhörlichen Widerstreit der Geschäfte, in der wilden Raserei der Begierden und der Leidenschaften, in der ausschließlichen und regellosen Ausübung gewinnbringender Thätigkeiten, war jeder Sinn für Anstand verloren gegangen, jede Ehrfurcht vor der Vergangenheit geschwunden. Der Kampf um den Gewinn wurde mit erbitterter, zügelloser Gier gekämpft. Die Hacke, die Maurerkelle und das Mißtrauen waren die Waffen. Und mit einer fast märchenhaften Geschwindigkeit stiegen auf den mit Schutt gefüllten Fundamenten die leeren Riesenkäfige auf, mit rechtwinkligen Oeffnungen bedeckt, mit falschen Gesimsen gekrönt, mit schändlichem Stuck bekleidet. Eine Art weißliches Riesengeschwür ragte es hervor aus der Flanke der alten Stadt und saugte ihr Leben in sich auf.

Tag für Tag, bei Sonnenuntergang — wenn die streitsüchtigen Scharen der Arbeiter sich in die Osterien der Via Salaria und der Via Nomentana zerstreuten — sah man dann in den fürstlichen Alleen der Villa Borghese in glänzenden Equipagen die neuen Auserwählten des Glückes vorüberfahren, denen weder der Friseur, noch der Schneider, noch der Schuhmacher den Stempel der niedrigen Herkunft zu nehmen vermocht hatten. Man sah sie vorüberfahren und wieder zurückkehren, im kurzen Trab der Füchse oder Rappen, erkennbar an der herausfordernden Plumpheit ihrer Haltung, an dem verlegenen Ungeschick ihrer raubgierigen Hände, die in zu weiten oder zu engen Handschuhen steckten. Und sie schienen zu sagen: „Wir sind die neuen Herren von Rom. Verneigt euch!“

Das waren sie in der That, die Herren von Rom, dieser Stadt, die Träumer und Propheten, trunken von dem glühenden Dunst des so reichlich vergossenen lateinischen Blutes, dem Bogen des Ulysses verglichen hatten. — „Man muß ihn spannen oder sterben.“ — Aber diese Menschen, dieselben die aus der Ferne lodernden Flammen am Heldenhimmel des noch nicht befreiten Vaterlandes geglichen hatten, wurden jetzt „schmutzige Kohlen, nur zu gebrauchen um eine obscöne Figur oder ein unflätiges Wort auf die Mauern zu kritzeln“ — nach dem abscheulichen Gleichnis eines entrüsteten Redners. Auch sie bemühten sich zu verkaufen, zu tauschen, zu betrügen und Fallen zu legen und niemand dachte mehr des mörderischen Bogens. Und nicht wahrscheinlich schien es in der That, daß, um sie zu schrecken, plötzlich der Ruf ertönen würde: „O, Ihr Freier, Verschlinger unrechten Gutes, hütet euch, Ulysses ist schon in Ithaka gelandet!“

Es war also ein guter Rat, sich für einige Zeit diesem Schauspiel zu entziehen. Und ich reiste ab mit meinen Pferden und den mir liebsten Gegenständen, ohne Abschied zu nehmen.

Ich hatte Rebursa zum Aufenthalt erwählt, dasjenige meiner ererbten Güter, dem ich vor allen anderen den Vorzug gab, wie schon mein Vater vor mir gethan: eine geeignete Zuflucht für eine starke Seele, ein Ort mit schroffen Felsengraten, den eine seltene Einfachheit und Kraft des Stiles auszeichneten, der geeignet war, den Herrschertraum meines Ehrgeizes zu empfangen und zu nähren, wie er die edele Trauer meines Vaters empfangen und genährt hatte, nach dem Fall seines Königs und nach dem Tod derjenigen, die im Leben das Licht unseres Hauses gewesen war, unser sicherstes Gut.

Auch hatte ich nicht weit davon — in Trigento — einige Freunde, die ich seit vielen Jahren nicht gesehen, doch nicht vergessen hatte, an die mich dankbare Erinnerungen der Kinder- und Jugendzeit fesselten. Und der Gedanke, sie wiederzusehen, freute mich.

Die Capece Montaga lebten in dem alten Baronalschloß inmitten eines Gartens, der fast ein Park genannt werden konnte. Die Familie gehörte den vornehmsten und glänzendsten der Beiden Sicilien an. In den zehn Jahren, nach dem Sturz des Königs, war sie in Verfall geraten und hatte sich dann auf das letzte ihrer Lehengüter zurückgezogen, um hier inmitten der Provinz ein Leben im Dunkel zu führen. Der alte Fürst von Castromitrano — der am Hofe von Ferdinand und Franz die höchsten Ehren genossen und dem Verbannten treu nach Rom und bis jenseits der Alpen gefolgt war, ohne je auf den Prunk der glücklichen Zeiten zu verzichten — träumte seit Jahren hier im Schatten und seit Jahren wartete er auf die Restauration, während sein vor der Zeit weißgewordenes Haupt sich immer mehr dem Grabe zuneigte und seine Töchter begannen sich in träger Muße zu verzehren. Nur der Wahnsinn der Fürstin Aldonia störte die lange Agonie und ließ darüber den phantastischen Glanz der Vergangenheit in Garben auflodern. Und nichts konnte der Trostlosigkeit des Contrastes zwischen der jammervollen Wirklichkeit und den pomphaften Wahnvorstellungen gleichen, die das Gehirn der Wahnsinnigen ersann.

Meiner Seele, die schon die ganze von dem steinernen Gehege umschlossene Seele zu erfassen strebte, meiner Seele schien dieses große sterbende Geschlecht diesem Felsenorte eine Art schmerzlicher Schönheit mitzuteilen. Aus meinem Innersten stieg eine geheimnisvolle Ahnung auf, in der mein Geschick sich diesem einsamen Geschick näherte und sich ihm vermischte. Und in meiner Erinnerung tönten mit zartem Zauberklang die Namen der mannbaren Prinzessinnen: Massimilla, Anatolia, Violante: etwas unbestimmt sichtbares schien mir in diesen Namen, wie ein verblaßtes Bild durch ein trübes Glas gesehen; ausdrucksvolle Namen, wie Gesichter, auf denen Licht und Schatten wechselt, in denen ich schon eine Unendlichkeit von Anmut, Leidenschaft und Schmerz zu entdecken glaubte.

II.

Grandissima grazia d'ombre
e di lumi s'aggiunge ai visi di quelli
che seggono sulle porte di quelle
abitazioni che sono oscure.
Leonardo da Vinci.

Ein Gefühl aufrichtiger Freude durchdrang mich, als ich auf dem Wege nach Rebursa Oddo und Antonello Montaga erkannte, die, da sie die Stunde meiner Ankunft wußten, mir entgegen gekommen waren. Beide umarmten mich voller Herzlichkeit, brachten mir Aller Grüße aus Trigento, richteten tausend Fragen gleichzeitig an mich. Sie schienen glücklich über das Wiedersehen, noch glücklicher, als ich ihnen meine Absicht aussprach, meinen Aufenthalt recht lange auszudehnen.

„Du wirst bei uns bleiben!“ — rief Antonello, wie außer sich, mir die Hände drückend. — „So hat Gott Dich geschickt . . .“

„Du mußt noch heute nach Trigento kommen“ — fiel Oddo dem

Bruder ins Wort. — „Alle dort erwarten Dich. Du mußt noch heute kommen . . .“

Es schien mir, als wären beide von einer seltsamen, beinahe fieberhaften Erregung ergriffen, sie hatten etwas verwirrtes, krampfhaftes in ihren Bewegungen, sie sprachen hastig und beinahe ängstlich: sie glichen zwei kränklichen Gefangenen, die eben das Gefängnis verlassen, wie einen schweren Traum, und die die erste Berührung mit dem äußeren Leben verwirrt, ratlos, fast trunken macht. Je länger ich sie anblickte, je deutlicher schienen mir diese seltsamen Symptome in ihrer Erscheinung. Und sie begannen mich zu quälen und zu beunruhigen.

„Ich weiß nicht — antwortete ich — ich weiß nicht, ob ich heut noch werde kommen können. Die lange Reise hat mich ermüdet. Aber morgen . .“

Ich empfand ein unbestimmtes Bedürfnis allein zu bleiben, mich zu sammeln, die Schwermut auszukosten, die sich so plötzlich auf meine Seele senkte. Meine Augen suchten ringsumher, ob sie die Gegend wiedererkannten. Von den Dingen strömte es zu mir, wie eine Woge der Erinnerung, die die Gegenwart dieser beiden traurigen Menschen verhinderte, mich zu erreichen.

„So wirst Du morgen zum Frühstück zu uns kommen. Ist Dir das recht?“

„Ja, ich werde kommen.“

„Du kannst Dir nicht vorstellen, wie Alle Dich dort erwarten.“

„So hattet Ihr mich also nicht vergessen?“

„O nein! Du hattest uns vergessen.“

„Du hattest uns vergessen“ — wiederholte Antonello mit einem Lächeln, das etwas krampfhaftes hatte. „Du hattest recht, wir sind vergraben.“

Der Ton seiner Stimme machte mich betroffener als seine Worte. In seinem Ausdruck, seinen Bewegungen, seinem Blicke, seinem ganzen Auftreten lag etwas sonderbar gespanntes, wie bei einem Menschen, an dem eine geheimnisvolle Krankheit zehrt, der von einer fortwährenden Hallucination gequält wird, der inmitten von Erscheinungen lebt, die unwahrnehmbar für die Sinne Anderer sind. Es entging mir nicht, daß er eine Anstrengung machte, wie um sich aus einer ihn umhüllenden Atmosphäre zu befreien und sich in engere Verbindung mit mir zu setzen. Diese Anstrengung gab seiner ganzen Erscheinung etwas verzerrtes und krampfhaftes. Meine Qual und meine Unruhe wuchsen.

„Du wirst unser Haus sehen“ — fügte er mit demselben Lächeln hinzu.

Ohne zu wollen, fragte ich: „Wie geht es Donna Aldoina?“

Beide Brüder neigten das Haupt, ohne zu antworten.

Sie waren sich sehr ähnlich. Und in der That waren sie Zwillinge. Beide lang, hager und etwas gebeugt. Sie hatten dieselben hellen Augen, denselben spärlichen und feinen Bart, dieselben blassen, nervösen und unruhigen Hände, wie hysterische Frauen sie haben. Aber bei Antonello traten diese Anzeichen der Schwäche und der Verwirrung stärker und deutlicher hervor. Er war verloren.

In der Pause suchte ich vergeblich nach Worten. Eine Art trauriger Betäubung umfing mich, als lastete auf meiner Seele das ganze Gewicht meines müden Körpers. Die Straße zog sich an einer Felsenkette entlang und der Huftritt der Pferde, der auf dem harten Erdreich schallte, weckte den Widerhall in den einsamen Schluchten. Bei einer Biegung wurde in dem Thale der Fluß sichtbar, der in zahllosen Windungen glänzte.

Von seinen Schlangenwindungen wie eine Insel eingefaßt, tauchte eine weißschimmernde Masse von Ruinen auf.

„Ist das dort nicht Linturno?“ fragte ich, die tote Stadt erkennend.

„Es ist Linturno“ — antwortete Oddo.

„Entsinnst Du Dich? Einmal gingen wir zusammen dorthin . . .“

„Ich entsinne mich.“

„Wie lange ist das her!“

„Wie lange?“

„Heute ist der Unterschied nicht groß zwischen Linturno und Trigento“ — sagte Antonello, sich mit den schlanken Fingern unsicher den Bart streichend, während seine Augen ins unbestimmte blickten, als sähen sie nichts äußerliches. „Morgen wirst Du es sehen.“

„Du nimmst ihm ja den Mut!“ unterbrach Oddo ihn, mit leicht gereiztem Ton. „Morgen wird er nicht mehr kommen wollen!“

„Ich werde kommen, ich werde kommen“ — versicherte ich ihm, mich zu einem Lächelnd zwingend und versuchend meiner Melancholie, die sich in sich selbst zurückzog, Herr zu werden. „Ich werde kommen und ich werde auch das Mittel finden Euch neu zu beleben. Die Einsamkeit, scheint's, hat Euch ein wenig krank gemacht, euch niedergedrückt . . . .“

Antonello, der mir gegenüber saß, legte eine Hand auf mein Knie und beugte sich vor, um mir in die Augen zu sehen. Sein Gesicht zeigte einen unbeschreiblichen Ausdruck von Schrecken und Furcht, als hätte er in meinen Worten einen entsetzlichen Sinn gefunden und wollte mich darüber befragen. Und wieder schien mir das weiße Gesicht, das sich mir näherte, trotz des hellen Tageslichts, aus einer Welt zu kommen, in der es nur allein atmete. Es erinnerte mich an die abgezehrten und vergeistigten Gesichter, die aus dem geheimnisvollen Hintergrund der von der Zeit und dem Rauch der Wachskerzen geschwärzten Heiligenbilder allein sich abheben.

Es war nur ein Moment. Er zog sich zurück, ohne zu sprechen.

„Ich habe meine Pferde mitgebracht“ — fuhr ich, meine Verwirrung bemeisternd, fort. — „Wir werden große Ausflüge zu Pferde machen, jeden Tag. Man muß sich Bewegung schaffen, die Faulheit und die Langeweile abschütteln. Wie verbringt Ihr die Zeit?“

„Wir zählen die Stunden“ — sagte Oddo.

„Und die Schwestern?“

„O die armen Geschöpfe!“ — murmelte Oddo, und seine Stimme bebte in Zärtlichkeit.

„Massimilla betet, Violante tötet sich mit den wohlriechenden Essenzen, die die Königin ihr schickt; Anatolia . . . Anatolia ist unser Lebenselement, sie ist unsere Seele, unser Alles.“

„Und der Fürst?“

„Er ist sehr alt geworden, er ist ganz weiß.“

„Und Don Ottavio?“

„Er verläßt fast niemals seine Zimmer. Wir haben den Ton seiner Stimme fast vergessen.“

„Und Donna Aldonia?“ — wollte ich wieder fragen, doch hielt ich mich zurück und schwieg.

Wir waren in dem welligen Thal des Saurgo, in einer geschützten Schlucht, wo linde Lüfte wehten.

„Wie frühzeitig der Lenz zu Euch kommt!“ — rief ich aus, in dem Wunsche die beiden traurigen Gemüter zu trösten und auch mich selbst. — „Im Februar blühen bei Euch die ersten Blumen. Ist das nicht schon ein

Vorzug? Ihr versteht nicht das Gute, das Euch das Leben bietet, zu genießen. Ihr verwandelt einen Garten in ein Gefängnis, um Euch zu quälen."

„Wo sind die Blumen?" fragte mit seinem peinvollen Lächeln Antonello.

Wir suchten alle drei mit den Augen nach Blumen auf diesem harten und rötlichbraunen Boden, der an das Fell des Löwen gemahnte und gemacht schien, solche Pflanzen zu ernähren, die dürr und stachlich von Ansehen, doch Trägerinnen üppiger Früchte sind.

„Hier sind sie!" — rief ich mit einem Gefühl lebhafter Freude, auf eine Reihe Mandelbäume deutend, die auf einer langgestreckten in schöner Wellenlinie aufstrebenden Anhöhe standen.

„Sie sind auf Deinen Grund und Boden" — sagte Oddo.

Wir waren in der That in der Nähe von Rebursa. Die Felsenkette mit ihren hohen, spitzigen Zacken zog sich zur Rechten hin, umspült von dem gewundenen Lauf des Saurgo, allmählich aufsteigend bis zum höchsten Gipfel des Monte Corace, der in der Sonne wie ein Helm funkelte. Links von der Straße dehnte sich die wellige Landschaft gleich einem mit weiten Dünen bedeckten Strand, und wandelte sich in einiger Entfernung in eine Hügelfolge, die rötlichbraun und höckerig wie die Kamele der Wüste wirkte.

„Sieh, sieh! Dort unten, noch eine Reihe!" rief ich, indem ich noch eine leichte silberweiße Blütenwolke gewahrte. „Siehst Du sie, Antonello?"

Er sah nicht sowohl die Mandelbäume als mich an, mit einem furchtsamen und erstaunten Lächeln, verwundert vielleicht über die kindliche Fröhlichkeit mit der mich plötzlich der Anblick der ersten Blüten erfüllte. — „Aber welch schöneren Empfang hätte mir der von meinem Vater geliebte Boden bereiten können? Welch festlicheren Anblick hätte dieses kraftstrotzende Land der starren Felsen mir bieten können?"

„Wären doch Anatolia, Violante und Massimilla hier!" rief Oddo aus, dem sich meine plötzliche Munterkeit mitgeteilt hatte. „Ach, wären sie hier!"

In seiner Stimme tönte das Bedauern.

„Wir müssen sie zu den Blütenbäumen führen" sagte Antonello sanft.

„Sieh, wie viele!" — fuhr ich fort, mich der neuen Freude mit mehr Zuversicht hingebend, denn ich fühlte schon die Möglichkeit einen Teil davon diesen armen verschlossenen Seelen einflößen zu können. „Ich bin glücklich, Oddo, daß Sie mir gehören."

„Wir müssen Sie zu den Blütenbäumen führen —," wiederholte Antonello sanft, wie traumverloren.

Es schien mir, als erfrischten sich seine fieberglänzenden Augen an der Vision dieser reinen Dinge und als vermischten seine leisen Worte diesen Dingen die unbestimmten Bilder der drei Schwestern: „Massimilla betet. Violante tötet sich mit den duftenden Essenzen; Anatolia ist unser Leben, ist unsere Seele."

„Halt!" — befahl ich dem Kutscher, aufschnellend von meinem Sitz, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, der mich mit seltsamer Freude erfüllte. „Wir wollen aussteigen und landeinwärts gehen. Ich will, daß Ihr ein Büschel Zweige mit nach Hause nehmt. Das wird ein Fest sein, bei Euch dort unten."

Oddo und Antonello wechselten einen halb verlegenen, halb lächelnden, fast schüchternen Blick, als handle es sich um eine überraschende und ungewöhnliche Angelegenheit, die sie gleichzeitig erschreckte und mit einem köstlichen Gefühl durchzitterte. Sie hatten mir ihre Krankheit gezeigt, sie

hatten mir ihren Kummer enthüllt, hatten mir von dem traurigen Gefängnis gesprochen, aus dem sie kamen und in dem sie wieder einkehren mußten. Und hier auf offener Straße forderte ich sie auf, den Frühling zu erkennen und zu feiern: den Frühling, den sie vergessen hatten, den sie zum ersten Mal nach langen Jahren wiederzusehen und den sie in einem Gemisch von Furcht und Fröhlichkeit, wie ein Wunder anzustaunen schienen.

„Laßt uns aussteigen!“

Ich fühlte keine Müdigkeit mehr, sondern ich fühlte in mir die gewohnte Lebensfülle quellen und jene gehobene Stimmung, in die die unwillkürlichen Handlungen der Großmut unsern Geist versetzen. Ich gab mich verschwenderisch jenen beiden Notleidenden, ich wärmte sie mit meiner Flamme, ich tränkte sie mit meinem Wein. Schon las ich in ihren Augen (und sie blickten mich fast unaufhörlich an) ich las in ihnen eine Art von Unterwürfigkeit und von vertrauensvoller Hingabe. Schon gehörten beide mir an, und ich konnte meine Wohlthat an ihnen ausüben und meine Herrschaft ohne fehlzugehen.

„Worauf wartest Du? Steigst Du nicht aus?“ fragte ich Antonello, der mit dem Fuße auf dem Wagentritt, zu zögern schien, wie vor einer Gefahr.

Er hatte noch sein verzerrtes Lächeln auf dem Gesicht. Es kostete ihm eine sichtliche Anstrengung den Fuß auf den Boden zu setzen und er wankte, als hätte er die Höhe des Trittes falsch berechnet und seine ersten Schritte waren stolpernd und unsicher. Ich half ihm durch die Oeffnung der Hecke. Als er das Erdreich unter seinen Füßen nachgeben fühlte, blieb er stehen. Den blühenden Bäumen zugewandt, holte er tief Atem, nahm mit seinen hellen Augen die ganze Schönheit der Umgebung auf, blieb wie geblendet.

Seinen Arm berührend, sagte ich zu ihm: „Du hattest alles dies vergessen.“

Oddo, der schon eingedrungen war in den Baumgarten, rief wie berauscht:

„Ach wäre Violante hier! Dieser Duft wiegt alle Essenzen von Maria Sofia auf.“

Antonello wiederholte mit weichem Ton.

„Man muß sie unter die Blüten führen.“

Es schien als ob der Klang dieser Worte gleich beim ersten Mal als er sie sagte, sein Ohr wie eine süße Melodie entzückte. Seine Stimme hatte jedesmal, wenn er sie wiederholte, dieselbe Modulation. Und ich empfand beim Hören eine unbestimmte Verwirrung, fast als wären sie an mich gerichtet. Der Wunsch die Zweige zu brechen, der vor so viel lebendiger Schönheit geschwunden war, stieg wieder in mir auf, und ich malte mir die Ankunft der herrlichen Frühlingsgabe vor dem düsteren Schlosse in der Abenddämmerung aus.

„Ist hier niemand in der Nähe?“ fragte ich ungeduldig.

Ein Feldarbeiter kam eiligen Laufes herbei. Atemlos bückte er sich und begann meine Hände mit einer Art von ungestümem Eifer zu küssen.

„Schneide mir die schönsten Zweige ab“ — sagte ich zu ihm.

Er war ein wundervolles Exemplar seiner Rasse, ein würdiger Bewohner dieser roten mit Feuersteinen untermischten Erde. Er erschien mir in Wahrheit ein Ueberlebender des alten steinernen Geschlechtes des Deukalion. Er schwang die Sichel und unternahm mit glatten und schnellen Schnitten die glücklichen Pflanzenwesen zu verstümmeln. Bei jedem Schlage

fielen die weniger festen Blütenblätter und bedeckten den Boden mit ihrem schimmernden Weiß.

„Sieh!“ — sagte ich zu Antonello, ihm einen Zweig hinhaltend. — „Hast Du je etwas zarteres und frischeres gesehen?“

Er hob die schwache, frauenhafte Hand und berührte mit der Fingerspitze eine Blütenkrone. Seine Bewegung war wie die des Kranken oder Genesenden, der eine lebendige Sache berührt in der vagen Hoffnung, daß sie in der Berührung ein kleines Teilchen ihrer Vitalität zurücklasse, wie der Schmetterling den feinen Staub seiner Flügel. Er wandte sich an den Bruder mit einer fast zärtlichen Melancholie in dem schmerzvollen Lächeln.

„Siehst Du Oddo? Wir hatten vergessen, wir wußten nicht mehr...“

„Aber lebt Ihr denn nicht in einem Garten?“ fragte ich verwundert über ihr Erstaunen und ihre Bewegung vor einem einfachen Mandelblütenzweig, wie vor etwas unerwartet Neuem. Verbringt Ihr denn nicht eure Tage zwischen Blättern und Blüten?“

„Ja, das ist wahr“ — erwiderte Antonello. „Aber ich sah sie nicht mehr. Und dann sind diese hier, oder sie erscheinen mir wie eine *neue* Sache. Ich finde keine Worte für den Eindruck, den sie mir machen. Du kannst mich nicht verstehen.“

Noch immer tönte die Sichel und er wandte sich zu dem Mandelbaum, der unter den Schlägen stöhnte. Der hochaufgerichtete Mann hielt den Stamm fest zwischen seinen nervigen Beinen eingeklemmt, während über seinem schwarzen, mulattenhaften Kopf die frische silbrige Wolke bei dem Funkeln des gebogenen Eisens zitterte.

„Sage ihm, daß er aufhört!“ — bat mich Antonello. „Wir können so viel Zweige nicht tragen.“

„Ich werde euch mit eurer Bürde bis Trigento mit dem Wagen bringen lassen.“

Ich malte mir die Ankunft der Frühlingsgabe vor den Gittern des Parkes aus, wo die drei Schwestern warteten. Ihre Gestalten tauchten undeutlich vor mir auf, dennoch mit einigen Zügen, die die Erinnerung aus meiner Knaben- und Jugendzeit aufbewahrt zu haben schien. Und das Verlangen sie wiederzusehen, ihre Stimmen wiederzuhören, jene Erinnerungen durch ihre Gegenwart neu zu beleben, ihren Kummer kennen zu lernen, mich ihrem mir unbekannten Leben zu einen, wuchs immer mehr in mir und begann schon sich in nagende Unruhe umzusetzen.

Meinem Gedanken und meinem Empfinden folgend — der Wagen näherte sich schon Rebursa — sagte ich: „Früher war der Park von Trigento besät mit Narzissen und Veilchen.“

„Auch jetzt noch“ — sagte Oddo.

„Große Buchsbaumhecken waren dort.“

„Sie sind noch dort.“

„Ich entsinne mich recht gut des Jahres, als Ihr heimkehrtet von Monaco. Massimilla war schwer erkrankt. Ich begleitete meine Mutter fast jeden Tag nach Trigento . . .“

Wir waren wie in Frühling gebadet. Die Mandelzweige füllten den ganzen Wagen: über unsern Schultern, auf unsern Knieen lagen sie.

Zwischen diesem weißen Blütenduft erschien Antonellos weißes Gesicht mir noch verfallener und die Melancholie seiner fiebrigen Augen, die in allzu großem Contrast mit dieser lebendigen Verkörperung einer sich ewig erneuenden Jugend stand, schnitt mir ins Herz.

„Wie schade, daß Du nicht heute nach Trigento kommst!“ sagte Oddo

mit aufrichtigem Bedauern in der Stimme. „Es thut mir leid Dich zu verlassen.“

„Ja, so ist es“ — fügte Antonello hinzu. „Nach Jahren haben wir Dich erst heute wiedergesehen, nach Jahren des Schweigens und des Vergessens. Und schon scheint es uns, als könnten wir ohne Dich nicht mehr leben.“

Sie sagten diese herzlichen Worte mit der Einfachheit und Aufrichtigkeit, die sich nur einsame Menschen bewahren, die nicht an die Heucheleien des gemeinen Lebens gewöhnt sind. Ich empfand schon, daß sie mich liebten und daß ich sie liebte und daß die große durch die Jahre zwischen uns gerissene Lücke sich plötzlich ausfüllte und daß ihr Geschick sich unlöslich mit meinem Schicksal verknüpfte. — Warum denn neigte sich meine Seele so schmerzensreich diesen beiden Besiegten zu, warum begehrte sie so verlangend nach der flüchtig geschauten anmutvollen Schwermut, warum war sie o ungeduldig ihren Ueberfluß auf diese Armut zu ergießen? So war es also wahr, die lange und strenge Zucht hatte nicht die lebendigen Quellen des Mitleids und des Traumes in ihr versiegen lassen, sondern hatte sie tiefer und inbrünstiger gemacht! — Ein Hauch von Poesie schwebte für mich über diesem Februarnachmittag, den der linde Hauch eines Vorfrühlings verschönte. Der gewundene Lauf des Saurgo am Fuße der durch das Feuer geformten Felsen; die tote Stadt in dem verschlammten Fluß; der Gipfel des Corace, der wie ein Helm über einer dräuenden Stirn erglänzte; das rote Erdreich, besäet mit den Kieseln, den Erweckern der schlafenden Funken; die Reben und die Oliven, deren gewundene Stämme von der furchtbaren Anstrengung zeugen, so reiche Früchte so mageren Gliedern abzuzwingen: alle Erscheinungsformen der Gegend ringsumher drückten die Gewalt der im geheimen genährten Gedanken aus, das tragische Mysterium der vollendeten Geschicke, die schmerzvolle Energie, die tyrannische Notwendigkeit, die stolze Leidenschaft, jede strenge und starre Tugend der einsamen Erde und des einsamen Menschen. Und dennoch fingen sich die weichsten Frühlingslüfte in diesem abgeschlossenen Gelände, die silbernen Blüten der Mandelbäume krönten die Hügel, wie der Schaum die Wellen krönt. Unter den schrägen Sonnenstrahlen nahmen die Abhänge hier und dort das Ansehen eines weichen ausgebreiteten Samtes an. Die Felsenspitzen hoben sich wie rosiges Gold von dem zart grünlich schimmernden Himmel ab. So konnte also der Einfluß der Jahreszeit und der Zauber der Stunde den bösen Dämon der Gegend besänftigen, in Anmut hüllen diese rauhe Wildnis, das Ungestüm dämpfen, einen milden Zauber über jenes Becken gießen, das der furchtbare Wille eines uralten Vulkans mit Feuers Kraft gestaltet hatte, und das dann in stetem Wechsel bald von der lüsternen Begehrlichkeit eines alten Flusses ausgehöhlt, bald in verschwenderischer Laune von ihm bereichert wurde.

„Wir werden uns sehr oft sehen“ — sagte ich nach einer Pause auf ihre guten Worte antwortend. „Der Weg von Rebursa nach Trigento ist kurz und ich weiß, daß ich in Euch zwei Brüder wiedergefunden habe ..“

Beide zuckten zusammen, weil ein Wächter zu Pferde im Vorbeigaloppieren seine Büchse in die Luft abschoß, um das Signal für die Begrüßungs- und Freudensalven abzugeben. Rebursa mit seinen vier steinernen Türmen erhob sich vor mir, stark noch und schön, noch unberührt den Stempel des ursprünglichen Stolzes zeigend, seinen Schatten und seine Herrschaft über eine urwüchsige Bevölkerung breitend, in der Gehorsam und Treue sich fortpflanzten vom Vater auf den Sohn, wie Charaktereigentümlichkeiten.

Aber eine Beklemmung, wie ich sie lange nicht empfunden, lag auf meiner Seele, als ich den Fuß auf die mit Myrthen und Lorbeer bestreute Schwelle setzte, und keine liebe Stimme mir den Willkomm bot und mich bei Namen nannte. Die Bilder meiner Toten erschienen mir am Fuß der Treppe, und starrten mich regungslos, ohne Gruß und ohne Lächeln aus den glanzlosen Augen an.

Mit den Blicken folgte ich dann noch lange, lange dem Wagen auf der Straße nach Trigento mit den beiden armen Kranken, die unter den Blumen fast begraben waren. Und meine Seele eilte voraus zu dem Gitter des Parkes, wo die drei Schwestern warteten: — Anatolia, Violante, Massimilla! — und sah sie im Geiste, wie sie mit ausgestreckten Armen die blühende Frühlingsgabe entgegennahmen; und versuchte durch die duftende Hecke die hoheitsvollen Gesichter zu erkennen und suchte die Stirn derjenigen zu entdecken, die sie zu dem notwendigen Bunde auserwählen würde. Die einfallende Dämmerung vermehrte diese seltsame und plötzliche Erregung der Liebessehnsucht. Ein blauer Schatten füllte das Thal des Saurgo, verbarg die tote Stadt und stieg langsam empor auf den steilen Felsenstufen; aber wie am Himmel die Sterne auftauchten, so entzündeten sich auf der Erde Freudenfeuer, loderten auf, vervielfältigten sich, bildeten große Kränze. Einsam, auf steiler Höhe, fremd diesen Zeichen des niederen Lebens, in beinahe mythische Ferne gerückt, emporragend in eine überirdische Sphäre, leuchteten noch die höchsten Spitzen der Felsen im Abendlicht. Und plötzlich flammten sie auf, Rubinen gleich, in blendendem Glanze, der nur wenige Augenblicke anhielt, dann erbleichten sie, färbten sich violett, zerflossen, erloschen. Der höchste Gipfel des Corace flammte als letzter auf, mit seiner scharfen Spitze ragte er in den Himmel, gleich dem Schrei der hoffnungslosen Leidenschaft, dann erlosch auch er mit der Schnelligkeit eines Blitzes, und die Nacht umfing auch ihn.

* *
*

„Wenn die Strenge Deiner langen Zucht keinen andern Lohn in sich trüge als die unaussprechliche Seelenerregung, der Du Dich seit gestern hingiebst, so müßtest Du Dich schon mit Dir selbst der also vollbrachten Anstrengung freuen“, sagte das Dämonium am folgenden Morgen zu mir, als wir im Schritt zu dem verschlossenen Garten ritten. „Endlich bist Du reif! Bis gestern wußtest Du noch nicht, daß Deine Seele so reif und so übervoll sei. Die glückliche Offenbarung kommt Dir aus dem plötzlichen Bedürfnis, von Deinem Ueberfluß zu geben, Deine Ueberfülle über andere auszugießen, zu verschwenden ohne Maß und Ziel. Du fühlst Dich unerschöpflich, fähig tausend Existenzen zu ernähren. Das ist der wohlverdiente Lohn Deiner beharrlichen Mühen: jetzt besitzest Du die feurige Fruchtbarkeit des gutdurchgearbeiteten Bodens. Genieße also Deinen Frühling, laß Dich von allen Winden durchwehen, laß alle Keime Dich durchdringen, nimm das Unbekannte und das Unerwartete und alles was Dir sonst die Gelegenheit bieten wird, in Dir auf, räume jedes Hindernis hinweg. Deine erste Aufgabe ist nunmehr erfüllt. Heilig sei Dir Deine Natur, die Du vollkommen und intensiv gemacht hast. Achte auch der geringsten Regungen Deines Gedankens und Deines Gefühls, denn sie ist es, die sie hervorbringt. Jetzt da sie Dir ganz und gar zueigen ist, darfst Du Dich schrankenlos ihrem Genusse hingeben. Alles ist Dir jetzt gestattet: selbst das, was Du in anderen verabscheutest: denn alles wird durch die Reinheit der Flamme geläutert. Fürchte nicht bemitleidenswert zu werden, Du, der Du stark bist

und verstehst Deine Herrschaft zu behaupten und Deine Strafe aufzuerlegen. Schäme Dich nicht Deiner Unruhe und Deines sehnenden Verlangens, Du der Du Deinen Willen stahlhart machtest, wie die kaltgeschmiedeten Schwerter. Weise sie nicht von Dir, die Sanftmut, die Dich erfüllt, die Illusion die Dich umspinnt, die lockende Schwermut, alle die neuen und unbeschreiblichen Dinge, die heute Deine erstaunte Seele verführen. Sie sind nichts als die unbestimmten Formen des Nebels, der sich vom Leben loslöst und in der Tiefe Deiner fruchtbaren Natur als Niederschlag sich verdichtet. Nimm sie also ohne Mißtrauen entgegen, denn sie sind Deinem Wesen nicht fremd, und können Dich weder geringer machen, noch Dich verderben. Morgen vielleicht werden sie Dir als die ersten heimlichen Botinnen erscheinen, die dir eine Geburt verkünden, die Deine Wünsche ersehnen."

Niemals habe ich seitdem wieder eine Stunde erlebt, die gleichzeitig so köstlich und so qualvoll war. Ich weiß nicht ob die blütenschweren Bäume so erfüllt waren von ihrer Lebenskraft, wie ich von jenem durchsichtigen Morgen; aber das weiß ich, daß ihnen jene große und wirre Sehnsucht fehlte, in der unzähliche Empfindungen und unzähliche Gedanken auf und abwogten. Um die Qual und die Wonne auszukosten, hielt ich mein Pferd im Schritt und zögerte auf dem Wege, fast als sollte diese Stunde eine Phase meines inneren Lebens auf immer beschließen und bei meinem Eintreffen an dem Bestimmungsort müsse eine neue und unvorhersehbare Phase sich öffnen, die sich schon durch das dunkle Vorgefühl auf dem Grunde meiner nicht zu besänftigenden Bangigkeit ankündigte. Von Zeit zu Zeit schien der Atem des Frühlings, der mich mit seinem Flüstern und seinen lauen Lüften umspann, mich in eine Traumsphäre davonzutragen, in mir auf Augenblicke das Bewußtsein der Wirklichkeit auszuschalten und mir die unberührte und feurige Seele eines jener liebenden Heldenjünglinge einzuhauchen, die in den Märchen zu dem hinter dem Hecken schlafenden Dornröschen traben. Ritt nicht auch ich zu den jungfräulichen Prinzessinnen, die in dem verschlossenen Garten Gefangene waren? Und erwartete nicht vielleicht jede von ihnen im geheimen Herzen den Bräutigam?

Schon erschienen sie mir, wie mein Wunsch sie sich vorstellte und schon erwuchs bei ihrem dreifachen Bild aus meinem Verlangen die erste Ratlosigkeit. Ich fragte mich: Welches wird die Auserwählte sein? und ich empfand in mir gleichzeitig die hochzeitliche Freude der einen und die düstere Trauer der anderen und alle Keime der künftigen Unruhen, und ich sah schon unter der Hoffnung den Kummer. Und wieder tauchte jene Furcht in meinem Geiste auf, die mich schon einmal inmitten meines freiwilligen Werkes beunruhigt hatte: die Furcht vor den blinden und verhängnisvollen Mächten, gegen die der härteste Wille sich brechen kann, die Furcht vor dem blitzartigen Wirbelsturm, der den zähesten und kühnsten Menschen mit sich reißt und weit fortträgt von dem vorgesetzten Ziel.

Ich hielt das Pferd an. Die Straße war an diesem Punkte menschenleer. Der Reitknecht folgte mir in einiger Entfernung. Tiefes Schweigen beherrschte die großartige und einsame Landschaft, nur unterbrochen durch das Rauschen der Olivenhaine; in gleichmäßiger Beleuchtung lag die ganze Gegend; und in dem Licht und in dem Schweigen erschienen die Dinge, von den zarten Blättchen an bis zu den gigantischen Felsen, mit einer fast harten Klarheit der Umrisse. Und deutlicher empfand ich das Widerspruchsvolle, das in mein Inneres getreten war. Und ich dachte: War nicht bis gestern mein Geist mit derselben morgendlichen Klarheit erfüllt, die alle Linien dieser Landschaft meinem aufmerksamen Auge offenbart? Und ver-

birgt dieses zwiefache Empfinden nicht irgend eine Gefahr? Vielleicht hat sich in der Einsamkeit ein allzu großer Ueberfluß von Poesie in mir angesammelt und durchbricht nun gefahrbringend die Dämme um sich in's uferlose zu ergießen. Aber wenn ich mich dem reißenden Strome überlasse, wohin wird er mich treiben? Vielleicht wäre es gut, noch auf der Hut zu sein gegen das mir unbekannte Leben; vielleicht wäre es gut, nicht in den Zirkel einzutreten, der sich plötzlich vor mir wie durch Zauber öffnet, um mich einzuschließen. Und das Dämonium wiederholte mir mit deutlicher Stimme: „Habe keine Furcht! Nimm das Unbekannte und Unerwartete und was dir sonst der Zufall beschert, in dir auf. Räume jedes Hindernis hinweg. Verfolge frei und sicher deinen Weg. Sorge dich um nichts anderes, als zu leben. Nur in der Verschwendung des Lebens kann sich Dein Schicksal erfüllen!"

Ich gab meinem Pferde die Sporen, fast ungestüm, als hätte sich in diesem Augenblick eine große That entschieden.

Und Trigento tauchte auf dem Abhang des Hügels auf mit den Häusern, deren Stein, dem schützenden Felsen entstammte. Auf der Höhe erschien das alte Schloß mit seinem ummauerten Garten, der auf dem jenseitigen Abhang sich hinunter bis zur Ebene erstreckte und das Bild eines Klosters voll vergessener oder toter Dinge erweckte.

Als ich vor dem Gitter den Fuß zur Erde setzte, hörte ich Oddos Stimme, der nach mir auslugte:

„Willkommen Claudio!"

Freudig bewegt, wie das erste Mal, eilte er mir entgegen mit ausgestreckten Armen.

„Ich glaubte Du würdest früher kommen" — sagte er im vorwurfsvollen Ton. — „Ich warte hier seit zwei Stunden auf Dich."

„Ich habe mich auf dem Wege aufgehalten" — erwiderte ich. „Ich wollte die Bäume erkennen und die Steine . . ."

Mit einer seiner plötzlichen und unsicheren Bewegungen, in der sich Neugier und Schüchternheit mischten, näherte er sich meinem Pferd und klopfte ihm den Hals.

„Wie schön es ist!" — flüsterte er, während der Hals des reizbaren Tieres unter der Berührung der weißen und schlanken Hand zitterte.

„Du kannst das Tier immer reiten, wann Du willst — sagte ich zu ihm — dieses oder ein anderes."

„Ich glaube, ich könnte mich nicht mehr im Sattel halten" — antwortete er. — „Ich glaube, ich hätte Furcht . . . Aber komm! Komm! Du wirst erwartet."

Er führte mich durch eine Allee, eingefaßt von Buchsbaumwänden, die durch das Alter schadhaft geworden waren, mit tiefen Lücken, die wie Löcher wirkten und aus denen mir der frische Duft unsichtbarer Veilchen aufzusteigen schien, seltsam wie jugendlicher Atem aus mißgestaltetem Munde.

„Gestern Abend — sagte Oddo ein wenig außer Atem — gestern Abend brachten wir mit Deinen Mandelblütenzweigen die Freude in das Haus . . . Ich kann Dir nicht sagen, was wir empfanden, als wir beide in dem Wagen zurückblieben, begraben unter diesen Blumen! Antonello war wie ein Kind. So hatte ich ihn noch nie gesehen . . ."

In Zwischenräumen öffneten sich die grünen Wände bogenförmig und enthüllten meinem Blick den Saum von Rasenflächen, auf denen ein langer schmaler Sonnenstreifen den Schatten wie mit geradem Schnitt zerteilte.

„Ich hatte ihn nie so gesehen. Ich hatte ihn nie so viele thörichte Worte sagen hören —“

Weitgebauchte steinerne Urnen wechselten ab mit moosbedeckten Statuen, ohne Arme, ohne Kopf, in beredten Stellungen. Und vereinzelte Narzissen blühten an ihren Sockeln.

„Als wir dann hier angekommen waren konnten wir nicht aussteigen, weil die Zweige uns den Weg verstellten. Die Schwestern kamen herbei, uns zu befreien. Wie glücklich waren sie! Schwer beladen stiegen sie wieder hinauf. Wir hörten sie auf der Treppe lachen. Alles neue Dinge für uns, Claudio.“

Ein verhaltener Ton drang an mein Ohr. Es war das leise Plätschern eines Springbrunnens, der in der Nähe versteckt lag. Und eine unbeschreibliche Angst bedrückte mir das Herz.

„Den ganzen Abend haben wir von Dir gesprochen, uns an so vieles aus längst vergangener Zeit erinnert und auch Träume gesponnen für die Zukunft. Wer hätte je an Deine Heimkehr denken sollen? Aber noch glaubt niemand von uns, daß Du bleibst . . . Es scheint uns, als müßtest Du nach einigen Tagen fliehen. Es ist nicht leicht, das Leben, das wir führen zu ertragen. Massimilla, siehst Du, zieht das Kloster vor . . . Du weißt, daß Massimilla im Begriff ist, uns zu verlassen?“

Als ich hinaufging, hart an der lebendigen Hecke entlang, stieg ein starker und herber Geruch zu mir auf, der den kleinen jungen Trieben des Buchsbaum entströmte, die wie Smaragde zwischen dem dunklen Grün funkelten.

„Ah, da ist Violante!“ rief Oddo, mich am Arm berührend.

Die plötzliche Erscheinung machte mein Herz erbeben und ich fühlte, wie ich errötete.

Sie stand im Grase unter einem hohen Buchsbaumbogen, und in der Oeffnung hinter ihr verlor sich ein Stück Wiese in goldenen Streifen.

Sie lächelte, ohne sich zu nähern, wartend, daß wir bei ihr anlangten. Und es schien, als böte sie meinem erstaunten Blicke ihre ganze Schönheit dar in dieser ruhigen Stellung auf dieser grünen Schwelle, wo ihre Hände vielleicht die vielen Veilchen gepflückt hatten, die ihren Gürtel schmückten. Sie reichte mir die Hand, sah mir dabei in die Augen und sagte mit einer Stimme, die der vollkommene musikalische Ausdruck der Erscheinung war, von der sie ausging:

„Seien Sie willkommen. Wir erwarteten Sie schon gestern. Statt dessen brachten Oddo und Antonello uns Ihre Gabe, die nicht weniger gern angenommen wurde.“

Ich sagte zu ihr:

„Nach vielen Jahren kehre ich zurück zu Ihrem Landsitz und ich erinnere mich, daß, als ich das erste Mal herkam, es in Begleitung meiner Mutter geschah und schon bedaure ich, allzu lange ferngeblieben zu sein. Als ich von Rom abreiste, wußte ich, daß in Rebursa mich ein leeres Haus erwartete, aber ich wußte nicht, daß Trigento mich so reich dafür entschädigen würde . . . Ich schulde Ihnen viel Dank . . .“

„Wir sind Ihnen Dank schuldig — unterbrach sie mich — wenn Ihnen unsere Gesellschaft nicht lästig erscheint. Sie wissen, daß dieser Ort freudlos ist.“

„Auch die Traurigkeit hat ihren Reiz für den, der ihn zu genießen versteht. Ist es nicht so?“

„Vielleicht.“

„Und dann, seitdem ich durch das Gitter geschritten bin, habe ich nur

auserlesene Empfindungen gehabt. Dieser große Garten erscheint mir wundervoll. Ist es möglich, daß jemand unempfindlich bliebe gegen die Poesie seines Alters? Gestern, als Oddo und Antonello so voller Staunen vor den Mandelbäumen blieben, als hätten sie niemals einen blühenden Baum erblickt, glaubte ich, daß hier alles öde und abgestorben sei. Stattdessen finde ich hier drinnen einen Frühling, süßer als draußen. Haben Sie sich bei dem Veilchenpflücken im Grase nicht ermüdet? Wie viele Sie in Ihrem Gürtel haben!"

Sie lächelte, ließ ihre Augen an ihrer Gestalt hinuntergleiten und berührte mit ihren bloßen Händen die Veilchen, die sie schmückten.

„Sie kommen aus der Stadt" — sagte sie mit ihrer klangvollen verschleierten Stimme, deren voller Ton etwas gebrochenes hatte, wie durch einen Sprung — „Sie kommen aus der Stadt und das Land giebt Ihnen von seinen Erstlingen."

„Ich weiß nicht, wie es zugeht: gewisse Dinge erscheinen uns immer wieder neu."

„Wir sehen gewisse Dinge nicht mehr und lieben sie nicht mehr" — sagte Oddo melancholisch. „Vielleicht riecht Violante den Duft der Blumen nicht, die sie pflückt."

„Ist es so?" fragte ich sie. Und meine Augen hafteten auf ihrem marmorgleichen Profil, das sich unter der schweren Haarmasse neigte und unbeweglich geworden war, wie dasjenige der unsterblichen Statuen.

„Was soll so sein?" fragte sie, als wäre sie abwesend gewesen. Sie hatte die Worte des Bruders nicht gehört.

„Oddo behauptet, daß Sie den Duft der Blumen, die Sie pflücken, nicht empfänden. Ist das wahr?"

Eine feine Röte stieg in ihre Wangen.

„O nein!" erwiderte sie mit einer Lebhaftigkeit, die im Widerspruch stand zu den langsamen Rhythmen, denen ihr Leben unterworfen zu sein schien. „Glauben Sie Oddo nicht. Er sagt es, weil ich starke Wohlgerüche liebe; aber auch die zartesten empfinde ich, selbst den Duft der Steine . . ."

„Der Steine?" lachte Oddo.

„Was weißt Du davon Oddo? Schweig."

Wir befanden uns auf dem großen laubenbedeckten Stufengang, der in symmetrischer Ordnung zum Schlosse hinaufführte; und sie stieg langsam zwischen uns beiden von Stufe zu Stufe. Da die Stufen sehr breit waren, so machte sie auf jeder einen Schritt und blieb einen Augenblick stehen, bevor sie den Fuß auf die folgende setzte. Und der Zufall wollte, daß sie immer denselben Fuß hob. Ermüdet durch die häufige Wiederholung der Bewegung, neigte sie ihren Oberkörper ein wenig vorüber, in einem Nachgeben des stolzen Willens, der noch kurz vorher ihre Gestalt aufgerichtet hatte, wie den vollkommenen Stengel einer Blume. Eine unerwartete Weichheit durchflutete diesen stolzen Leib; ein neuer Rhythmus entschleierte seine, fast möchte ich sagen, gefügigen Reize, die geschmeidigen Liebeskräfte. So stark war die Macht, die von diesem herrlichen Geschöpfe ausströmte, daß ich meine Augen nicht losreißen konnte von ihren Bewegungen und ich blieb zurück, um sie ganz und gar mit meinen Blicken zu umhüllen. Sie versetzte meinen Geist in jene wunderbare Zeit zurück, in der die Künstler aus dem schlummernden Material jene vollkommenen Gestalten schufen, die die Menschen, als das einzig Wahre betrachteten, das würdig wäre, auf Erden angebetet zu werden. Und während ich ihrem Schritte

folgend, mein Auge auf ihr ruhen ließ, dachte ich: Ja, sie muß unberührt bleiben. Nur von einem Gott könnte sie ohne Scham besessen werden. — Und während ihr königliches Haupt von dem Sonnenlichte wie von seinem eigensten Element umflossen war, fühlte ich, daß ihre Schönheit sich der Vollkommenheit der Reife, der kurzen Stunde ihrer höchsten Blüte näherte, und ich dankte dem Schicksal, das mir ein solches Schauspiel gewährt hatte. „Ich werde sie anbeten, aber sie zu lieben werde ich nicht wagen; ich werde nicht wagen, in ihre Seele zu blicken und ihr Geheimnis zu ergründen. Und dennoch offenbart jede ihrer Bewegungen, daß sie für die Liebe geschaffen ist; aber für die unfruchtbare Liebe, für die Wollust, die nicht zeugt. Nie wird ihr Schoß die entstellende Last tragen, nie wird die aufsteige Flut der Milch die reine Form ihres Busens zerstören . . ."

Ein wenig atemlos und ungeduldig von der Anstrengung blieb sie stehen und sagte:

„Wie ermüdend sind diese Stufen! Wenn es Ihnen recht ist, machen wir hier eine kurze Rast."

„Dort kommen Antonello und Anatolia," — kündigte Oddo an, der die Nahenden durch das Geflecht der Pergola auf dem oberen Stufengang gewahrte. „Wir wollen hier auf sie warten."

Und sie nahte, die man mir als die Kraftspendende geschildert hatte, die hilfbereite und starkgeistige Jungfrau, die reiche und aufopfernde Seele. Und sie schien eine Stütze, ein Halt für den Bruder zu sein, denn er hatte seinen Arm in den ihren gelegt und regelte seinen unsicheren Schritt nach dem Rhythmus dieses sicheren Schrittes.

„Welcher von uns" — fragte mich Violante plötzlich, aber in so leichtem, einfachem Ton, daß der Frage jede unzarte Bedeutung genommen wurde — „welcher von uns haben Sie die deutlichste Erinnerung bewahrt?"

Ich zögerte einen Augenblick.

„Ich könnte es nicht sagen" — erwiderte ich unsicher, während ich auf das Rauschen von Anatolias Gewand horchte. — „Aber ohne Zweifel haben die Gestalten meiner Erinnerung so gut wie nichts gemein mit der gegenwärtigen Wirklichkeit. Seitdem ich von hier fortging, ist für uns die Lebensperiode verflossen, in der die schnellsten und tiefsten Umwandlungen sich vollziehen . . ."

Die Beiden hatten uns schon erreicht. Auch Anatolia reichte mir die Hand und sagte:

„Seien Sie willkommen."

In ihrer Bewegung lag männlicher Freimut. Ihre Hand schien bei der Berührung mir eine Empfindung feuriger Kraft und tiefer Güte mitzuteilen, es war, als flößte sie meinem Geist unvermittelt eine Art brüderlichen Vertrauens ein.

Es war eine Hand, die keine Ringe schmückten; eine weder allzu weiße, noch allzu schlanke Hand, aber kräftig in ihrer edlen Form, geeignet zu sammeln und festzuhalten, gleichzeitig leicht und fest; es lag etwas stolzes in dem Handrücken mit seinem feinen Adergeflecht und den hervortretenden Gelenken; und die gewölbte und kühle Handfläche, mit den weichen Grübchen schien einen Strahlenherd von Empfindungen zu bergen.

„Seien Sie willkommen" — sagte die warme und herzliche Stimme — „Sie bringen uns von Rom die Sonne und den Frühling . . ."

„O nein!" — unterbrach ich sie — „hier finde ich beides. In Rom habe ich den Nebel und ähnliche graue Dinge zurückgelassen. Ich sprach soeben mein Bedauern aus, allzulange ferngeblieben zu sein." . . . .

„So mußt Du uns denn für Deine Versäumnis entschädigen“ — sagte Antonello mit seinem schmerzlichen Lächeln.

„Wie finden Sie Trigento?“ fragte mich Anatolia — „fast unverändert, nicht wahr? Sie kamen mit Ihrer Mutter her . . . Sie entsinnen sich dessen noch, nicht wahr? Wir haben es nicht vergessen und würden es niemals vergessen können. Unter all den Dingen, die unberührt geblieben sind, werden Sie hier die Erinnerung an diese Heilige und ihre unendliche Güte finden.“

Ernstes Schweigen folgte diesen heraufbeschwörenden Worten. Für einige Augenblicke verlieh dieses Gefühl des Todes, das sich in meinem Kindesherzen verdichtet hatte, auch den Menschen und Dingen um mich her etwas unwirkliches. Einige Augenblicke schien es mir, daß alles fern und leer würde, wie dieser bleiche Himmel, der durch die nackten Rebenzweige des Laubengeflechts, wie durch ein zerrissenes Netz schimmerte. Aber indem dieses Wahnbild schwand, empfand ich, daß ich ihr, die es hervorgerufen, nähergetreten war, und entschlossen, die wahre Ursache dieser Traurigkeit zu ergründen, fühlte ich mich unfähig, noch länger bei müßigen Worten zu verweilen.

„Und Donna Aldoina?“ fragte ich mit leiser Stimme Anatolia, meine Worte an sie allein richtend.

Denn war nicht sie die eigentliche Hüterin dieses düsteren Ortes? Hatte sie nicht mit der Toten zugleich das Bild der Wahnsinnigen heraufbeschworen?

„Sie ist immer gleich,“ erwiderte auch sie mit leiser Stimme. „Es ist besser, Sie sehen sie nicht. Wenigstens heute nicht. Es würde zu schmerzlich für Sie sein. Und für uns, Sie werden es verstehen, ist es eine alltägliche Marter! eine Marter, die ohne Pause seit Jahren dauert, uns die Seele zerreißt . . .“

Ihre Augen warfen einen verstohlenen Blick auf Antonello. Und ich las darin die geheime Angst, die ihr der arme Kranke einflößte, der am Rande des Abgrundes taumelte.

„Wir haben nie den Mut gehabt, uns von ihr zu trennen, sie zu entfernen“ — fuhr sie fort. „Denn sie ist nicht heftig, im Gegenteil, sie ist sanft. Zuweilen scheint sie gesundet, fast glauben wir an ein Wunder. Sie nennt uns bei Namen, sie erinnert sich kleiner, längstvergangener Begebenheiten, sie hat ihr stilles Lächeln. Obwohl wir jetzt wissen, daß alles nur eine Täuschung ist, läßt die Hoffnung jedes Mal unser Herz höher klopfen, erstickt uns jedes Mal die angstvolle Erwartung. Sie begreifen . . .“

Ihre Stimme wurde klanglos im Schmerz, wie eine Saite, die schlaff geworden.

„Es ist nicht möglich, sie in ihren Zimmern zu halten, sie einzuschließen. Und ebenso wenig haben wir das Herz, sie zu fliehen, wenn sie sich zeigt, wenn sie uns entgegenkommt, wenn sie mit uns spricht. So lebt sie fast immer neben uns, mischt sich in unser Dasein . . .“

„An gewissen Tagen“ — unterbrach Antonello sie fast leidenschaftlich, wie von einer nicht zu unterdrückenden Aufregung getrieben — „an gewissen Tagen ist das ganze Haus angefüllt von ihr. Wir atmen ihren Wahnsinn. Einer von uns bleibt Stunden und Stunden bei ihr um ihr zuzuhören, wenn sie spricht, er sitzt ihr gegenüber, die Hände von ihren zitternden Händen umspannt . . . Begreifst Du?“

Ein neues noch tieferes Schweigen senkte sich auf uns herab. Und jeder von uns erkannte kummervoll in sich die Wahrheit des Schmerzes,

den die zarten, bläulichen Schatten des Laubengeflechts, die sich in das leichte Sonnengold mischten, wie in einen traumhaften Schleier hüllten.

In dem Schweigen vernahm man einen leichten Schritt, der sich von der unteren Rampe herauf näherte. In gleichmäßigen Zwischenräumen hörte man ein dumpfes Plätschern, wie von einem Becken, das überläuft. Geheimnisvolle Schwingungen schienen aus dem verlassenen Garten aufzusteigen. Und ich begriff, wie eine schwache und traurige Seele aus diesen Erscheinungen sich das Wahnbild eines übernatürlichen Lebens schaffen und es mit ihrer eigenen Wesenheit nähren und daran zugrundegehen konnte.

So entschleierte sich mir plötzlich in seiner ganzen Furchtbarkeit das Martyrium, zu dem das Schicksal diese letzten Ueberlebenden eines zuendegehenden Geschlechts verdammt hatte und die durch die Worte eines sicheren Opfers heraufbeschworene Gestalt schien unter einem tragischen Lichte ins riesengroße zu wachsen. Im Geiste sah ich die alte wahnsinnige Fürstin in einem abgelegenen Zimmer sitzen und eines ihrer Kinder, dessen Hände von den mütterlichen Händen fest umspannt waren, sich zu ihr neigen. Die Haltung dieser düsteren Zauberin erschien mir verhängnisvoll und unerbittlich. Es schien mir, als zöge sie unbewußt alle Geschöpfe ihres Blutes in ihren Wahnsinn, eines nach dem anderen, und daß keines von ihnen sich diesem blinden und grausamen Willen entziehen könnte. Einer Haus-Rachegöttin vergleichbar, lenkte sie die Auflösung ihres Geschlechts.

Da sah ich oben durch das dürre Geflecht das schweigsame Schloß auftauchen, das in seiner dunklen Tiefe bis zu diesem Tage so viel verzweifelte Angst eingeschlossen, so viele nutzlose Thränen verborgen hatte; Thränen die aus reinen, brennenden Augen, würdig das erhabenste Schauspiel der Welt wiederzuspiegeln und Freude in Dichter- und Herrscherseelen zu gießen, geflossen waren.

Und mein Blick kehrte zurück zu Violante, die noch immer unbeweglich saß und ich dachte bei mir: „Augen der Schönheit! Welches irdische Leid vermöchte Euren leuchtenden Wahrheitsglanz zu verschleiern? Welche kummerbeladene Seele könnte die tröstende Kraft, die Euch entströmt, verkennen?“ — Und plötzlich schwand mein Leid; wie durch heilenden Balsam und die trüben Bilder zerflossen wie Nebeldunst.

Sie saß reglos auf einem steinernen Sockel, der früher vielleicht eine Urne getragen hatte. Sie hatte den Ellbogen auf das Knie und das Kinn in die Hand gestützt und in dieser einfachen Haltung erschienen mir die Linien ihrer ganzen Gestalt eine Reihenfolge jener stummen Harmonieen, in denen sich das Geheimnis der höchsten Kunst offenbart. Und wieder sah ich sie anwesend und doch entfernt. Von ihrer niedrigen Stirn strahlte es wie der Reflex der erträumten Krone, die sie in ihren verborgenen Gedanken trug. Und ihre Haare, die im Nacken in einen vollen Knoten gebändigt waren, schienen dem Rhythmus gehorcht zu haben, der das Schweigen der Meere regelt.

„Massimilla“, sagte Oddo, die dritte Schwester ankündigend.

Ich wandte mich um und sah sie schon ganz nahe. Mit ihrem leichten Schritt erstieg sie die letzten Stufen. Auf ihrem Gesicht und in ihrer ganzen Erscheinung lag noch der Widerschein des Traumes, der sie umfangen gehalten, der Poesie der Stunde, die sie mit einem vertrauten Buch in der Einsamkeit eines nur ihr bekannten Schlupfwinkels verbracht hatte.

„Wo bist Du gewesen?“ fragte Oddo sie, noch bevor sie uns erreicht hatte.

Sie lächelte schüchtern und eine zarte Flamme färbte ihre weichen Wangen.

„Dort unten“, erwiderte sie, „um zu lesen.“

Klar und silbern tönte ihre Stimme zwischen ihren schmalen Lippen. Ein Grashalm lag als Zeichen zwischen den Seiten des Buches.

Als ich mich verneigte, reichte sie mir, noch immer verlegen lächelnd, die Hand. Und es schien mir, als erwachte im Grunde meiner Seele etwas von jenem zärtlichen Mitleid, das ich in entlegener Zeit für die kleine Kranke, die meine Mutter besuchte, empfunden hatte. Ihre Hand war so fein und zart, daß sie mich an eine jene zarten Lilienarten die man Hemerocallis nennt, gemahnten, die nur einen Tag lang in den heißen Zonen blühen.

Da sie nicht sprach, fielen auch mir nicht die Worte ein, die für ihre scheue Anmut, die mich an das Hermelin erinnerte, gepaßt hätten. „Wollen wir jetzt hinaufgehen?“ sagte Anatolia, zu mir gewendet. Und mit ihrer klaren Stimme brach sie den drückenden Zauber, den in der weichen Luft unter dem Laubengeflecht unsere unausgesprochenen Gedanken und Melancholien wie eine Nebelschicht gewoben hatten. „Unser Vater trägt großes Verlangen Sie wiederzusehen.“

Und wir setzten zusammen den Weg auf den Stufengängen fort, die empor führten zum Schlosse.

Die drei Schwestern gingen einzeln vor uns her, voran Anatolia, Massimilla als letzte. Ab und zu sprachen sie abwechselnd einige Worte. Das Schweigen der Dinge umher, verlangte nach dem Klange ihrer Stimmen und sie glaubten vielleicht von dem Haupte des Gastes die Düsterkeit dieses Schweigens zu zerstreuen. Die kurzen Tonwellen, die den Lippen die ich nicht sehen konnte entflossen, sanken zu mir nieder, und umwogten mich. Und so stieg ich inmitten dieser Stimmen und jungfräulichen Schatten empor, betäubt und fassungslos, wie von einem Traume befangen. Aber wenn auch für mein Ohr die drei Rhythmen wechselten, für mein Auge waren sie gleichzeitig und zusammengehörig, so daß meine Seele dann und wann begierig lauschte, um sie von einander zu unterscheiden oder sich, fast möchte ich sagen, höhlte, um sie in eine tiefe Harmonie zu verschmelzen. Und wie die Nebenmotive in der Fuge das Schweigen des Themas ausfüllen, so bereicherte der Anblick der Dinge beim Vorübergehen oder die Einzelheiten der Gestalten mein musikalisches Empfinden, ohne es zu stören. Ueberall waren die Zeichen der Verlassenheit und des Vergessens auf den alten Rampen, die hier und dort noch das welke Laub des vergangenen Herbstes deckte, zerstreut. Die Statue einer schlafenden Nymphe hielt den geneigten Kopf in unbequemer Lage, denn die Stütze des Armes fehlte ihrer moosbedeckten Schläfe. In einem rötlichen Tongefäß, das lang war wie ein Sarkophag, blühte unter den wildwuchernden harten Gräsern, zart und zitternd nur eine einzige Binsenblume. In einem verfallenen Teil der Brüstung, durch den die Wurzeln des Epheu gedrungen waren, wurde ein innerer Kanal, einer geplatzten Arterie vergleichbar, sichtbar, und man sah das Funkeln und man hörte das Murmeln des Wassers, das hinunterlief, das Herz der klagenden Brunnen zu füllen. Die Zeichen der Verlassenheit und des Vergessens waren längs unseres aufsteigenden Weges zerstreut. Die Statue, die Blume und das Wasser erzählten mir die gleiche Wahrheit. Und vermöge geheimnisvoller Analogien nahmen Violante, Massimilla und Anatolia in meinem Geiste eine andere Gestalt an.

„O schöne Seelen“, dachte ich, die Rhythmen ihrer sichtbaren Wesenheit ermessend, „liegt nicht vielleicht in Eurer Dreieinigkeit die Vollkommenheit der menschlichen Liebe? Ihr seid die dreifältige Gestalt, die mein

Verlangen sich in der Stunde des großen Einklanges erträumte. In Euch würden die höchsten Ansprüche meines Fleisches und meines Geistes erfüllt werden, und für das Werk, das ich vollbringen muß, würdet Ihr die wunderbarsten Werkzeuge meines Willens und meines Schicksals sein können. Seid Ihr nicht, wie ich Euch geschaffen haben würde um mit einer höchsten Schönheit und einem höchsten Schmerz jene verborgene Welt zu schmücken, an der ich unermüdlich arbeite? Heute kenne ich nur Euer Aeußeres und einige flüchtige Worte, aber ich fühle, daß morgen jede von Euch in ihrem ganzen Sein dem Bilde entsprechen wird, das in mir lebt und atmet."

So wuchsen die drei Schwestern in mein Hoffen und in mein Gebet, und jede gehorchte dem geheimen Rhythmus, der ihr Leben dem unbekannten Ziel entgegenführte. Und ihre Gestalten warfen große Schatten auf den Stein.

* *
*

Als ich den Fuß auf die Schwelle setzte, stand mir das phantastische Bild der Irrsinnigen so lebhaft und so schrecklich vor Augen, daß ich einen geheimen Schauder empfand. Der ganze Ort schien von ihrer unheimlichen Herrschaft erfüllt, durch ihre Allgegenwart im düsteren Banne des Entsetzens zu stehen. Es schien mir, als läse ich auf dem Gesicht der Kinder die gleiche Unruhe. Und ich hatte die Empfindung, sie müßte oben an der Treppe zu unserem Empfange bereit stehen.

Meinen Gedanken erratend, beruhigte Anatolia mich mit den leise gesprochenen Worten:

„Ich bitte Sie, fürchten Sie nichts ... Sie werden Sie nicht sehen ... Ich konnte es einrichten, daß Sie sie nicht sehen, wenigstens nicht in den nächsten Stunden ... Versuchen Sie, nicht daran zu denken, damit Ihnen unsere Gastfreundschaft nicht allzu traurig erscheine."

Antonello blickte hinauf zu den Fenstern der Loggien, die den Hof umgaben, mit seinen unruhigen Augen, deren Lider unaufhörlich zuckten, hineinspähend.

„Siehst Du das Gras?" rief Oddo auf das Unkraut deutend, das längs der Mauer, aus den Zwischenräumen der Steinplatten sproßte.

„Zeichen und Sinnbild des Friedens," entgegnete ich, indem ich versuchte meine Niedergeschlagenheit abzuschütteln und wieder frischen Mut zu fassen. „Ich war enttäuscht gestern in meinem Hofe nichts davon zu finden. Man hatte es ausgejätet, während ich das Gras dem festlichen Laub der Myrthe und des Lorbeer vorgezogen hatte. Man muß das Gras wachsen lassen, besonders in den allzugroßen Häusern. Es ist etwas Lebendiges mehr."

Es hallte in dem Hofe, wie in einem Kirchenschiff und das Echo war bereit, selbst leise geflüsterte Worte zurückzuwerfen. Als ich den stummen Springbrunnen sah, stellte ich mir die geheimnisvolle Musik vor, zu der das Wasser diese willigen und gefügigen Echos hätte verlocken können.

„Warum schweigt der Brunnen?" fragte ich, beeifert, jede Gelegenheit wahrzunehmen, um die Sache des Lebens zu unterstützen, in diesem klösterlichen Garten voll vergessener oder erstorbener Dinge. „Vorher auf der Rampe, hörte ich das Wasser plätschern."

„Sie müssen sich an Antonello wenden," sagte Violante. „Er hat dieses Schweigen veranlaßt."

Das Gesicht des armen Kranken rötete sich leicht und seine Augen umdüsterten sich, wie jemand, der im Begriff ist, sich vom Zorne übermannen zu lassen. Es schien fast, als ob Violantes harmlose Beschuldigung

ihn beschämte und schmerzte oder einen schon begrabenen Streit von neuem anfachen sollte. Er hielt an sich, doch die Stimme schien vom Aerger erregt.

„Stelle Dir vor, Claudio, daß meine Zimmer gerade dort liegen“ — sagte er, nach einer Seite der Loggia deutend — „und daß man dort den Springbrunnen wie einen Wasserfall rauschen hört. Stelle Dir das vor! Ein Brausen, daß einem die Sinne vergehen, unglaublich. Hörst Du nicht, wie schon die Stimme hier dröhnt? Und das bei Tag!“

In seinem ganzen langen und hageren Körper zitterte der Widerwille gegen dieses Geräusch, das nervöse Grauen, der unbesiegbare Abscheu, den er schon am Tage vorher bei den Freudenschüssen der Karabiner und den Rufen der Leute bezeigt hatte.

„Aber ich wollte, Du könntest es bei Nacht hören“ — fuhr er mit steigender Erregung fort. „Ich wollte, Du hörtest es! Das Wasser ist kein Wasser mehr; es wird zu einer irrenden Seele, die heult, lacht, schluchzt, stammelt, die höhnt, klagt, ruft, befiehlt. Unglaublich! Zuweilen in meiner Schlaflosigkeit wenn ich darauf horche, hatte ich vergessen, daß es Wasser wäre, und ich konnte mich nicht mehr daran erinnern ... Verstehst Du mich?“

Er unterbrach sich plötzlich, mit dem augenscheinlichen Bemühen sich zu beherrschen. Sein hilfloser Blick suchte Anatolia. Der Schmerz, der ihr Gesicht verzog, verschwand unter diesem Blick, verinnerlichte, verbarg sich. Und wie um das Unbehagen, das uns alle ergriffen hatte, zu zerstreuen, sagte sie mit fast heiterer Miene:

„Wahrhaftig, Antonello übertreibt nicht. Sollen wir die verirrte Seele einmal heraufbeschwören? Es ist nicht schwer.“

Wir umstanden alle den trockenen Brunnen. Der unvorhergesehene Aufenthalt und die Worte und der Blick des armen Gepeinigten, die Feierlichkeit des eingeschlossenen Raumes und das kalte silberklare Licht, das von oben einfiel und die bevorstehende Metamorphose, schienen diesen alten leblosen Gegenstand wie mit einem geheimnisvollen Zauber zu umkleiden. Der marmorne Bau, ein im prunkhaften Stil gehaltenes Gemisch von Seepferden, Tritonen, Delphinen und Muscheln in dreifacher Ordnung, erhob sich vor uns, bedeckt mit einer grauen Kruste und getrockneten Flechten, hier und dort weißschimmernd, wie der Stamm der Silberpappel; und seine zahlreichen Menschen- und Tiermünder schienen in dem Schweigen fast dieselbe Haltung bewahrt zu haben, in der sie das letzte Mal die fließende Stimme hatten vernehmen lassen.

„Tretet zurück,“ sagte Anatolia, sich zu einer Metallscheibe herunterbeugend, die eine runde Oeffnung im Pflaster am Rande des unteren Beckens schloß. „Ich lasse das Wasser springen.“

Und sie steckte die Hand durch den Ring in der Mitte der Scheibe und versuchte das Gewicht zu heben. Aber es gelang ihr nicht und mit von der Anstrengung gerötetem Gesicht richtete sie sich wieder auf. Da ich ihr zu Hilfe kam und öffnete, beugte sie sich wieder und fand mit der Hand den verborgenen Griff. Unwillkürlich traten wir beide mit gleichzeitiger Bewegung zurück. Man hörte schon das Gurgeln des aufsteigenden Wassers in den Adern des leblosen Brunnens.

Und es war ein Augenblick banger Erwartung, fast als sollten die Münder der Ungeheuer eine Antwort geben. Unwillkürlich stellte ich mir die Wollust des Steines vor bei der Berührung des frischen quellenden Lebens, und ich versuchte in mir selbst den unmöglichen Schauder nachzuempfinden.

In den Posaunen der Tritonen begann es zu blasen, in den Rachen der Delphine zu gurgeln. Von der Höhe brach pfeifend ein Wasserstrahl

hervor, funkelnd und schnell, wie eine gegen den Himmel gezückte Klinge. Er brach sich, zog sich zurück, zögerte, stieg gerader und stärker wieder in die Höhe; hielt sich in der Luft, verdichtete sich zu einem durchsichtigen Diamant, wurde zu einem Stengel, der eine Blüte trug. Ein kurzes, klares Geräusch wie das Knallen einer Peitsche hallte zunächst in dem eingeschlossenen Raume wieder, dann war es wie ein schallendes Gelächter, wie Beifallsklatschen, wie ein Platzregen. Alle Münder gaben ihre Strahlen, die sich bogenförmig senkten, um die unteren Becken zu füllen. Wie der Stein sich feuchtete, zeigten sich hier und dort dunkle Flecken, leuchteten die glatten Teile, netzten ihn immer dichtere Bächlein — endlich hatte das Wasser ihn ganz und gar bedeckt, und es schien, als öffnete er alle seine Poren den unzähligen Tropfen, er lebte auf wie ein Baum unter dem erfrischenden Wolkenregen. Schnell füllten sich die engsten Höhlungen, liefen über, bildeten silberne Kronen, die sich beständig auflösten und neubildeten. In dem Maße, in dem sich diese Sekundenspiele durch die Mannigfaltigkeit der Skulpturen vervielfältigten, wuchsen die ununterbrochenen Töne an, und bildeten in dem lauten Wiederhall der Mauern eine immer tiefere Musik. Mächtig übertönt wurde die leichtplätschernde Symphonie des auf das Wasser zurückfallenden Wassers durch das Rauschen und Klatschen des Mittelstrahles, der die Wunderblumen, die von einem Augenblick zum andern an der Spitze seines Stengels blühten, zerschellte, gegen die Nacken der Tritonen zerbrach.

„Hörst Du's?" rief Antonello, der auf diesen Triumph mit feindlichen Augen blickte. — „Scheint Dir dieses Getöse auf die Dauer erträglich?"

Und es schien mir, als sagte Violante darauf mit noch verschleierterer Stimme:

„O Stunden und Tage könnte ich zuhören. Für mich kommt keine Musik dieser gleich."

Sie stand so dicht bei dem Springbrunnen, daß der Sprühregen der Wasserstrahlen sie traf und ihr Haar schon von leuchtendem Wasserstaub bedeckt war. Die Macht ihrer Schönheit verbannte noch einmal jeden anderen Gedanken, jede unharmonische Vorstellung aus meinem Geist. Wieder erschien sie mir einzigartig und unberührbar, einem Phantasiegebilde der Kunst ähnlicher als einem Wesen unserer Art. Alle Dinge rings umher erkannten die Souveränität ihrer Gegenwart, denn alle bezogen sich auf ihre Schönheit, unterwarfen sich ihr, setzten sich mit ihr in Einklang. Wie vorher der grüne Bogen, der sich bei ihrem ersten Erscheinen über sie gewölbt, wie vorher der alte Sockel, der sie gestützt hatte, so schien dieses klangvolle, dem Himmel geöffnete Becken für sie allein geschaffen, es schien in vollkommener Weise der idealen Harmonie zu entsprechen, die sie durch ihre einfache Haltung zum Ausdruck brachte. Nicht faßliche geheime Affinitäten verbanden die verschiedenartigsten Dinge ihrem Wesen und brachten die umgebenden Geheimnisse in Beziehung zu ihrem Geheimnis.

Da die Natur in diesem Menschenwesen einen ihrer Gedanken von höchster Vollkommenheit offenbart hatte, so schien es mir, daß alle anderen in natürliche Kapseln eingeschlossenen Gedanken notwendigerweise als Wahrzeichen dienen müßten, um den Geist des Beschauers zum Verständnis dieser höchsten und einzigen Schönheit zu führen. So kam es, daß ich, als ich die Jungfrau neben dem Springbrunnen stehen sah, eine reine Wahrheit fand und pflückte: „Wenn die Schönheit sich zeigt, sammeln sich in ihr, wie in einem Brennpunkt, alle Wesenheiten des Lebens; und so zahlt ihr das ganze Universum den Tribut."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Bienenleben.*)

Von **Maurice Maeterlinck.**

Wir Menschen kreuzen alle Augenblicke die Naturgesetze, die den Bienen unerschütterlich erscheinen müssen. Wir versetzen sie alle Tage in die Lage, in der wir uns selbst sehen würden, wenn jemand plötzlich die Gesetze der Schwerkraft, des Lichtes und des Todes aufhöbe.

Was werden sie z. B. thun, wenn man dem Stocke durch List oder Gewalt eine zweite Königin beisetzt? Von Natur ist dieser Fall nie eingetreten, seit Bienen leben, dafür sorgen die Wachen am Eingang. Sie verlieren den Verstand indeß nicht, sondern wissen die zwei Grundsätze, die sie wie Göttergebote zu achten scheinen, in einer wunderbaren Weise zu vereinigen. Der eine dieser Grundsätze ist der der ungeteilten Mutterschaft *einer* Königin, ein unverbrüchlicher Grundsatz, außer wenn die herrschende Königin unfruchtbar ist (und auch in diesem Falle nur ganz ausnahmsweise). Der zweite ist noch sonderbarer, denn wenn er auch nicht übertreten werden darf, so läßt er sich sozusagen doch beugen. Es ist dies das Prinzip der Unverletzlichkeit *jeder* königlichen Person. Es wäre den Bienen ein Leichtes, die Eingedrungene mit ihren tausend Giftstacheln zu durchbohren, sie würde auf der Stelle tot sein und sie hätten ihren Leichnam nur aus dem Bau zu schaffen. Aber obwohl ihr Stachel stets kampfbereit ist, obwohl sie ihn jeden Augenblick gebrauchen, um innere Zwistigkeiten auszufechten, die Drohnen oder die Schmarotzer des Bienenstockes zu töten, so *brauchen sie ihn nie gegen eine Königin*, ebenso wie die Königin den ihren nie gegen Menschen, Tiere oder Arbeitsbienen zückt: sie zieht ihre königliche Waffe, die nicht gerade ist, wie bei den Arbeitsbienen, sondern gekrümmt, wie ein Türkensäbel, nur im Kampfe mit ihresgleichen, d. h. gegen eine andere Königin.

Keine Biene wagt also, wie es scheint, einen unmittelbaren, blutigen Königsmord auf sich zu nehmen, und so suchen sie in allen Fällen, wo Ordnung und Gedeihen ihrer Republik den Tod der einen Königin erheischen, diesem Tode den Anschein eines natürlichen zu geben: sie teilen das Verbrechen in tausend Teile, und so wird es anonym.

Sie schließen dann die Eingedrungene in einen dichten Knäuel ein und bilden eine Art von lebendem Kerker um sie, in dem sie sich nicht rühren kann, bis sie nach vierundzwanzig Stunden verhungert oder erstickt ist. Erscheint

---

*) Maurice Maeterlinck, aus dessen neuestem, noch unveröffentlichtem Werke „Das Mysterium der Gerechtigkeit" wir schon im letzten Jahre ein Bruchstück brachten, arbeitet gegenwärtig an einem Buche über *die Bienen*, in dem er sowohl als Naturphilosoph wie als langjähriger Bienenzüchter hervortritt und die Gerechtigkeit, die er schon 1898 in „Weisheit und Schicksal" als „die tiefste Grundlage der menschlichen Natur" bezeichnet hatte, auch als Grundgesetz des Bienenstaates nachzuweisen sucht. Das vorliegende Bruchstück ist *aus dem Manuskript übersetzt* durch *Friedrich von Oppeln Bronikowski.*

inzwischen aber die rechtmäßige Königin und wagt den Kampf gegen die Nebenbuhlerin, so öffnen sich alsbald die lebendigen Kerkerwände, die Bienen ziehen sich zurück und schließen um die beiden Gegnerinnen einen Kreis, ohne sich an dem Kampfe zu beteiligen. Aufmerksam, aber unparteiisch verfolgen sie diesen eigentümlichen Zweikampf, denn nur eine Mutter darf den Stachel gegen eine Mutter erheben, und nur die, welche zwei Millionen Leben in ihren Weichen birgt, scheint das Recht zu haben, mit einem Streiche zwei Millionen zu töten. Wenn aber der Kampf unentschieden bleibt, wenn die zwei gekrümmten Stachel an den schweren Panzern machtlos abgleiten, so wird die, welche Miene macht zu fliehen, die rechtmäßige sowohl wie die fremde, ergriffen und wieder in den lebenden Kerker eingeschlossen, bis sie die Absicht kundgiebt, den Kampf von Neuem aufzunehmen. Es muß übrigens noch hinzugefügt werden, daß bei den zahlreichen Versuchen dieser Art die regierende Königin fast immer Siegerin bleibt, sei es, daß sie im Gefühl, zu Hause zu sein, mehr Kampfesmut und Kraft hat, als die andre, sei es, daß die Bienen nur im Augenblick des Kampfes unparteiisch, hingegen in der Art, wie sie die beiden Rivalinnen umringen, ziemlich parteiisch sind, denn ihre Mutter scheint unter ihrer Einkerkerung keineswegs zu leiden, aber die Fremde geht fast immer sichtlich gelähmt und zerquetscht daraus hervor.

* * *

Ein einfaches Experiment zeigt besser als alles Andere, daß die Bienen ihre Königin wiedererkennen und eine wirkliche Anhänglichkeit an sie haben. Nimmt man einem Bienenstock die Königin, so sieht man bald alle die Kundgebungen der Unruhe und Trübsal eintreten. Läßt man nach einigen Stunden dieselbe Königin wieder ein, so kommen alle ihre Töchter ihr huldigend entgegen und bieten ihr Honig dar. Die einen bilden Spalier vor ihr, die andern „präsentieren" in großen unbeweglichen Halbkreisen um sie herum, d. h. sie senken den Kopf, halten den Hinterleib hoch und schwirren dabei in eigentümlich zitternder Weise mit den Flügeln. Dieses sonderbare Gebahren ist der Ausdruck ihrer Freude über die glückliche Heimkehr, und bedeutet in ihrem Hofzeremoniell anscheinend feierliche Verehrung oder höchstes Wohlbehagen. Aber man glaube nicht, man könnte sie täuschen, und statt der rechtmäßigen Königin eine fremde einführen. Wenn diese kaum einige Schritte vorwärts gemacht hat, so laufen die Arbeitsbienen von allen Seiten entrüstet zusammen. Sie wird auf der Stelle umringt, in das furchtbare Getümmel des Schwarms eingekerkert und darin gefangen gehalten, bis sie stirbt, denn in diesem besonderen Falle kommt es fast nie vor, daß sie lebend entrinnt.

Es ist darum auch sehr schwierig für den Bienenzüchter, Königinnen einem Stocke beizusetzen und alte zu ersetzen. Es ist eigentümlich zu sehen, zu welchen Kniffen und komplizierten Listen der Mensch greifen muß, um seinen Willen durchzusetzen und diese kleinen klugen, aber durch nichts zu entmutigenden Insekten irrezuführen, die mit rührender Unerschrockenheit die unverhofftesten Ereignisse annehmen und augenscheinlich nichts anderes in ihnen sehen, als eine neue unvermeidliche Laune der Natur. Auf jeden Fall rechnet der Mensch bei all seiner List und bei der trostlosen Verwirrung, die er mit seinen gewagten Manövern oft anrichtet, allemal auf den wunderbaren praktischen Sinn der Bienen, auf den unerschöpflichen Schatz ihrer Gesetze und merkwürdigen Gewohnheiten, auf ihre Ordnungs- und Friedensliebe, ihren Gemeinsinn, ihre

Treue gegen die Zukunft, ihre so geschickte Charakterfestigkeit und ihren so selbstlosen Ernst, vor allem aber auf ihre unermüdliche Pflichterfüllung. Aber die Einzelheiten dieses Verfahrens gehören in das Gebiet der eigentlichen Bienenzucht und würden uns hier zu weit führen.

* * *

Was aber die persönliche Anhänglichkeit betrifft, mit der ich hier zu Ende kommen möchte, so scheint es gewiß, daß sie vorhanden ist, ebenso gewiß aber, daß sie nicht lange im Gedächtnis bleibt, und wenn man eine Mutter, die mehrere Tage verschwunden war, wieder in ihr Reich einsetzen will, so wird sie von ihren erbitterten Kindern derart behandelt, daß man sich beeilen muß, sie der tötlichen Einkerkerung zu entziehen, welche das Loos der fremden Königinnen ist. Denn sie haben inzwischen Zeit gehabt, ein Dutzend Zellen für Arbeitsbienen in solche für Königinnen umzubauen, und die Zukunft des Volkes steht nicht mehr auf dem Spiele. Ihre Anhänglichkeit nimmt also in dem Maße zu oder ab, inwieweit die Königin diese Zukunft vertritt. So sieht man, wenn eine Königin die gefährliche Zeremonie des Hochzeitsausfluges vollzieht, ihre Unterthanen häufig so besorgt, sie möchte verloren gehen, daß sie sie auf diesem tragischen Liebesfluge, von dem ich späterhin reden werde, begleiten. Das thun sie aber nie, wenn man ihnen ein Stück Zellenbau gegeben hat, der Brutzellen enthält, weil sie dann die Aussicht haben, andere Mütter aufzuziehen. Die Anhänglichkeit kann sogar in Wut und Haß umschlagen, wenn ihre Herrin nicht alle ihre Pflichten gegen jene abstrakte Gottheit erfüllt, die man die künftige Gesellschaft nennen könnte und die sie höher zu verehren scheinen, als wir. So hat man die Königin z. B. aus verschiedenen Gründen am Schwärmen gehindert, indem man ein Gitter am Flugloch anbrachte, durch das die dünnen und gelenken Arbeitsbienen ahnungslos hindurchschlüpften, während die arme Sklavin der Liebe mit ihrem beträchtlich schwereren und umfangreicheren Körper nicht hindurchkonnte. Beim ersten Ausflug merkten die Bienen, daß sie ihnen nicht gefolgt war, kehrten in die alte Wohnung zurück und stießen, drängten und mißhandelten die unglückliche Gefangeue, die sie ohne Zweifel der Trägheit anklagten oder für etwas geistesschwach hielten, auf eine sehr unzweideutige Weise. Beim zweiten Ausflug schien ihr böser Wille festzustehen, der Zorn wuchs und die Ausschreitungen wurden ernster. Endlich beim dritten Ausflug waren sie der Meinung, daß sie ihrem Loose und der Zukunft der Rasse für immer untreu geworden waren, und verurteilten sie zum Tode in dem königlichen Gefängnis.

* * *

Man sieht, dieser Zukunft ist alles mit einer Voraussicht, einer Einstimmigkeit, einer Unbeugsamkeit und Geschicklichkeit im Auslegen der Umstände wie in den praktischen Folgerungen daraus untergeordnet, daß man vor Bewunderung starr ist, wenn man bedenkt, wie unverhofft und übernatürlich unser Eingreifen im Bienenstock immerfort wirken muß. Man wird vielleicht sagen, daß sie sich in diesem Falle das Unvermögen der Königin, ihnen zu folgen, sehr schlecht deuten. Aber würden wir viel hellsichtiger sein, wenn ein anders gearteter Verstand in Verbindung mit einem so riesenhaften Körper, daß seine Bewegungen fast ebenso unfaßlich sind, wie die einer Naturerscheinung, sich das

Vergnügen machte, uns Fallen gleicher Art zu stellen? Haben wir nicht einige tausend Jahre gebraucht, um eine einigermaßen plausible Erklärung für den Blitzstrahl zu finden? Jeder Intellekt ist mit Langsamkeit geschlagen, wenn er aus seiner eng begränzten Wirkungssphäre heraustritt und sich Vorgängen gegenüber sieht, zu denen er nicht den Anstoß gegeben hat. Außerdem ist nicht gesagt, daß die Bienen, wenn man das Experiment mit dem Gitter fortsetzte und verallgemeinern könnte, nicht schließlich doch dahinterkämen und einen Ausweg fänden. Sie haben schon manches andre Experiment begriffen und das bestmögliche Teil dabei erwählt, z. B. das Experiment mit den beweglichen Waben oder das mit den Aufsätzen, wo man sie zwingt, ihren überschüssigen Honig in die kleinen amerikanischen Honigkästen zu tragen, oder endlich das außerordentliche Experiment mit den Kunstwaben, wo die Zellen nur durch einen dünnen Wachsumriß angedeutet werden und die Bienen sofort die Nützlichkeit begreifen und sie sorgfältig fertig bauen, ohne Stoff und Arbeitskraft zu verlieren. Finden sie nicht unter den schwierigsten Verhältnissen, die sich ihnen in Gestalt einer von einem böswilligen und hinterlistigen Gotte gestellten Falle darstellen müssen, stets die beste und einzig menschliche Lösung? Um nur einen ganz naturgemäßen, aber abnormen Fall zu erwähnen: wenn eine Schnecke oder Maus in den Stock gerät oder darin umkommt — was werden sie wohl thun, um den Kadaver loszuwerden, der alsbald ihre ganze Wohnung verpesten würde? Wenn es ihnen nicht möglich ist, den Eindringling hinauszujagen oder zu zerstückeln, so schließen sie ihn methodisch in ein hermetisches Grabmal von Wachs nnd Propolis ein, das unter den gewöhnlichen Bauten der Stadt einen bizarren Eindruck macht. Letztes Jahr fand ich in einem meiner Bienenstöcke ein Konglomerat von drei solchen Grabhügeln, die wie die Zellen des Wachsbaues nur durch eine gemeinsame Mittelwand getrennt waren, um möglichst viel Wachs zu sparen. Die klugen Totengräberinnen hatten sie über den Leichen dreier Schnecken errichtet, welche ein Kind in ihre Behausung hineingesteckt hatte. Gewöhnlich begnügen sie sich bei Schnecken damit, die Oeffnung des Gehäuses mit Wachs zu verkleben. Aber hier, wo die Schaale mehr oder weniger zerbrochen oder rissig war, hatten sie es für klüger gehalten, das Ganze zu begraben, und um den Eingang nicht zu verstopfen, hatten sie in dieser den Weg versperrenden Masse eine Anzahl von Gängen angebracht, die genau der Körpergröße der Drohnen angepaßt waren, als welche zweimal so groß sind, wie die Bienen. Dieß und der folgende Fall erlauben wohl die Annahme, daß sie eines Tages dahinterkommen könnten, warum die Königin ihnen durch das Gitter nicht folgen kann. Sie haben einen ganz ausgeprägten Sinn für Proportionen und den nötigen Spielraum, dessen ein Körper zu seiner Bewegung bedarf. In den Gegenden, wo der Totenkopfschmetterling (Acherontia atropos) häufig ist, errichten sie am Flugloche ihrer Stöcke kleine Wachssäulen, zwischen denen der nächtliche Räuber seinen dicken Leib nicht hindurchzwängen kann.

* * *

Aber genug davon, ich hätte erst garnicht damit angefangen, wenn es gälte, alle Beispiele zu erschöpfen. Um jedoch die Rolle und Lage der Königin noch einmal zusammenzufassen, so kann man sagen, daß sie das sklavische Herz des Schwarmes ist, während die Arbeitsbienen den Verstand darstellen. Sie ist allein die Herrscherin, aber auch die königliche Magd, die gefangene Hüterin und die verantwortliche Vertreterin der Liebe. Ihr Volk dient ihr und verehrt

sie, ohne darüber zu vergessen, daß es nicht ihrer Person unterthan ist, sondern der von ihr erfüllten Aufgabe und Bestimmung. Man wird schwerlich ein menschliches Gemeinwesen finden, dessen Plan und Anlage einen so beträchtlichen Teil der Wünsche und Sehnsüchte unseres Planeten erfüllt, eine Gesellschaft, deren Glieder eine größere und vernünftigere Unabhängigkeit genießen, und wo andererseits eine unerbittlichere und zweckmäßigere Unterordnung herrscht, wo die Opfer härter und unbedingter sind. Man glaube nicht, daß ich diese Opfer ebenso bewunderte, wie ihre Resultate. Es wäre augenscheinlich zu wünschen, daß diese Resultate mit weniger Leid und Selbstaufopferung zu erreichen wären. Stimmt man dem Prinzip aber einmal bei — und vielleicht will die Vernunft unseres Erdballs dieses Prinzip — so ist seine Durchführung jedenfalls bewundernswert. Mag für die Menschen eine andere Wahrheit gelten oder nicht, im Bienenstock wird das Leben jedenfalls nicht als eine Abfolge von mehr oder minder angenehmen Stunden angesehen, die man sich nur so weit verbittern und verdüstern darf, als zu seiner Erhaltung unerläßlich ist, sondern als eine große gemeinsame Pflicht, die auf eine von Weltbeginn ewig zurückweichende Zukunft gerichtet ist. Jedes Individuum verzichtet hier auf mehr als auf sein halbes Glück nnd seine halben Rechte. Die Königin entsagt dem Tageslicht, den Blumenkelchen und der süßen Freiheit, die Arbeitsbienen entsagen der Liebe, fünf oder sechs Lebensjahren und dem Mutterglück. Die Königin sieht ihr Hirn zu Gunsten der Zeugungsorgane auf ein Nichts reduziert und die Arbeitsbienen eben diese Organe auf Kosten ihres Intellekts verkümmern. Es wäre unrecht zu behaupten, daß der Wille an diesen Verzichtleistungen keinen Anteil hat. Wir haben gesehen, daß aus jeder Larve, wenn sie königlich ernährt und untergebracht wird, eine Königin erstehen kann, und wenn man umgekehrt die Ernährung einer königlichen Larve ändert und ihre Zelle verkleinert, würde eine Arbeitsbiene daraus hervorgehen. Diese geheimnisvollen Wahlen finden jeden Tag in dem goldbraunen Schatten des Bienenstockes statt. Sie geschehen nicht auf gut Glück, sondern eine Klugheit, deren tiefehrlichen Ernst nur der Mensch mißbrauchen kann, eine allzeit wachsame Weisheit, die sich von Allem Rechenschaft ablegt, was außerhalb und innerhalb des Stockes vor sich geht, lenkt sie in ihren Entschließungen. Tritt ein unverhoffter Blumenreichtum ein, wird die Königin alt oder läßt ihre Fruchtbarkeit nach, wird es dem Schwarm infolge starker Vermehrung zu eng in seinen Wänden, so entstehen alsbald Königinnenzellen. Dieselben Zellen können aber wieder abgetragen werden, wenn die Ernte nicht hält, was sie versprach, oder wenn der Bienenstock größer geworden ist. Sie werden oft nicht zerstört, so lange die junge Königin ihren Hochzeitsausflug noch nicht — oder noch nicht erfolgreich — ausgeführt hat, aber sofort geschieht dieß, sobald sie heimkehrt und das untrügliche Zeichen ihrer Befruchtung wie eine Trophäe hinter sich herschleppt. Wo befindet sich diese Weisheit, die Gegenwart und Zukunft so gewissenhaft abwägt und für die das noch nicht Sichtbare mehr in die Waage fällt, als alles, was man sehen kann? Wo hat sie ihren Sitz, diese unpersönliche Klugheit, die da entsagt und wählt, erhöht und erniedrigt, die so viele Bienen zu Königinnen machen könnte und aus sovielen Müttern ein Volk von Jungfrauen erzieht? Wir sagten weiter oben, daß sie im Geiste des Bienenstockes zu suchen sei, aber wo ist dieser Geist schließlich zu finden, wenn nicht in der Masse der Arbeitsbienen? Vielleicht war es, um sich zu überzeugen, daß er hier seinen Sitz hat, nicht nötig, die Sitten und Gebräuche dieses republikanischen Königreiches so aufmerksam zu studieren. Es genügte, wie Dujardin, Brandt, Girard, Vogel und andere Entomologen gethan haben, den etwas leeren Hirnschädel der Königin und den prächtigen Drohnenkopf, an dem zwanzigtausend Augen

glänzen, neben den kleinen undankbaren und kümmerlichen Kopf der jungfräulichen Arbeitsbiene unter das Mikroskop zu legen. Wir würden alsdann gesehen haben, daß sich in diesem kleinen Köpfchen das größte und vollkommenste Schädelmark des ganzen Gemeinwesens windet, ja, selbst das schönste, komplizierteste und nächst dem des Menschen auch das vollkommenste in der ganzen Natur, wenngleich es auf einer ganz anderen Stufe steht und ganz anders beschaffen ist. Hier wie überall in der uns bekannten Welt ist da, wo das Gehirn liegt, der Sitz der Autorität, der wirklichen Kraft, der Weisheit und des Sieges. Auch hier findet sich ein fast unsichbares Atom jener geheimnisvollen Substanz, welche die Materie unterjocht und organisiert und den ungeheuren, trägen Gewalten des Nichts und des Todes ein gesichertes, dauerndes Plätzchen abzuringen weiß.

* * *

Doch kommen wir auf unsre schwärmenden Bienen zurück, die nicht auf das Ende dieses Excurses gewartet haben, um das Zeichen zum Aufbruch zu geben. In dem Augenblick, wo dieses Zeichen gegeben wird, scheinen sich alle Thore der Stadt mit einem Male zu öffnen, wie von einem plötzlichen, irren Stoße, und die schwarze Menge strömt oder vielmehr stürzt heraus, je nach der Anzahl der Oeffnungen in einem doppelten, dreifachen oder vierfachen, geraden, straffen, zitternden und ununterbrochenen Strahle, der sich alsbald in der Luft zu einem summenden Netze von hunderttausend wild schwirrenden, durchsichtigen Flügeln zerteilt. Einige Minuten schwebt dieses Netz über dem Bienenstock wie ein durchsichtiges, knisterndes Seidengewebe, das tausend und abertausend elektrisch bewegte Hände unaufhörlich zerreißen und wieder zusammenfügen; es schwankt hin und her, stockt und wallt von neuem zwischen den Blumen der Erde und dem Blau des Himmels auf und nieder, wie ein Schleier der Freude, den unsichtbare Hände beständig schwenken, zusammenraffen und wieder entfalten, als feierten sie die Ankunft oder das Scheiden eines hohen Gastes. Endlich senkt sich einer der Zipfel, ein andrer hebt sich, die vier sonnenglänzenden Enden des schimmernden Mantels stoßen zusammen, und wie ein Zaubertuch im Märchen, das den Horizont durchsegelt, um irgend welche Wünsche zu erfüllen, steigt der Schwarm, bereits wieder geballt, nach dem nächsten Linden-, Birnen- oder Weidenbaum auf, um die heilige Trägerin der Zuknnft mit seinen Leibern zu schützen. Die Königin hat sich dort bereits angesetzt, wie ein goldener Nagel, an den sich nun die brausenden Wellen des Schwarmes eine nach der andern anhängen, bis rings herum sich ein flügelglänzender Perlenmantel schlingt.

Dann wird es plötzlich still, und das laute Brausen dieser sonnenverfinsternden Wolke, die aus unendlichem Zorn und unzähligen Drohungen gewebt schien, der betäubende Goldhagel, der unaufhörlich über der ganzen Umgebung schwebte und tönte, verwandelt sich eine Minute darauf zu einer großen, harmlosen und friedlichen Traube von tausend und abertausend kleinen, lebenden Beeren, die unbeweglich an einem Baumzweige hängt und geduldig auf die Rückkehr der Spürbienen wartet, die eine neue Wohnung auskundschaften.

* * *

Es ist dies das erste Stadium des Schwärmens, der s. g. erste oder Hauptschwarm, der allemal die alte Königin bei sich hat. Er legt sich gewöhnlich an einem Baume oder Busche in nächster Nähe des Bienenstocks an, denn die

Königin ist mit ihren Eiern beschwert und hat das Licht seit ihrem Hochzeitsausflug oder dem vorjährigen Schwärmen nicht mehr erblickt, deshalb zaudert sie noch, sich dem weiten Luftmeer anzuvertrauen, ja, sie scheint den Gebrauch ihrer Flügel verlernt zu haben.

Der Bienenzüchter wartet, bis der Schwarm sich recht zusammengeballt hat. Dann geht er mit einem großen Strohhut auf dem Kopfe (denn die harmloseste Biene macht unweigerlich Gebrauch von ihrem Stachel, sobald sie sich in die Haare verirrt, wo sie sich jedenfalls in einer Falle wähnt), aber ohne Bienenhaube, sofern er Erfahrung besitzt, und nachdem er die Arme bis an den Ellenbogen in kaltes Wasser getaucht hat, auf den Schwarm zu und schüttelt ihn von dem Aste, an dem er hängt, in einen umgestülpten Bienenkorb. Die Traube fällt schwer hinein wie eine reife Frucht. Oder, wenn der Ast zu stark ist, schöpft er den Klumpen mit einem Löffel auf und schüttet die vollen Löffel wie Getreide, wohin er will. Er braucht die Bienen, die um ihn herumsummen und ihm auf Gesicht und Hände herumkriechen, nicht zu fürchten. Vernimmt er doch ihr trunkenes Lied, den s. g. Schwarmgesang, das ihrem zornigen Brummen ganz unähnlich ist. Er braucht nicht zu fürchten, daß der Schwarm sich teilt, wütend wird, sich zerstreut oder entschlüpft. Wie ich schon sagte, haben die geheimnisvollen Arbeiterinnen heute ihren Festtag und sind voll unwandelbaren Zutrauens. Sie haben sich von dem unter ihrer Obhut stehenden Schatze losgerissen und kennen ihre Feinde nun nicht mehr. Sie sind harmlos vor Glückseligkeit, und man weiß nicht, warum sie so glücklich sind: erfüllen sie doch nur das Gesetz. Aber alle Wesen kennen diese Stunden blinden Glücks, welche die Natur für solche Augenblicke aufspart, wo sie ihr Ziel erreichen will. Wundern wir uns nicht, daß sie die Betrogenen sind! Auch wir mit unserm vollkommeneren Gehirn, das sie seit vielen Jahrhunderten beobachtet, werden von ihr zum Besten gehalten und wissen noch nicht einmal, ob sie wohlwollend, gleichgiltig oder niedrig grausam ist. —

Der Schwarm bleibt da, wohin die Königin gefallen ist, und wenn sie allein in den Bienenkorb gefallen ist, so ziehen alle Bienen, sobald sie dies merken, in langen, schwarzen Fäden nach dem mütterlichen Obdach, die meisten hastig eindringend, andre wieder an der Schwelle des unbekannten Thores stutzend und jenen Reigen feierlicher Freude bildend, mit dem sie glückliche Ereignisse zu begrüßen pflegen. Sie „präsentieren," wie der Kunstausdruck lautet. Im Nu wird der unerwartete Unterkunftsort angenommen und bis in seine kleinsten Schlupfwinkel untersucht, seine Lage, Form und Farbe vermerkt und in die tausend kleinen, klugen und treuen Gedächtnisse eingegraben. Die Merkzeichen der Umgebung werden sorgsam eingeprägt, die neue Stadt mit ihrem Platze in Geist und Herzen aller Bewohnerinnen gegründet, und es erschallt in ihren Mauern das Liebeslied der königlichen Gegenwart, während die Arbeit beginnt.

* * *

Wenn der Mensch den Schwarm nicht pflückt, so ist seine Geschichte hier noch nicht zu Ende. Er bleibt an seinem Aste hängen, bis die zur Rekognoszierung und zum Quartiermachen ausgesandten Spürbienen, die sich von Anbeginn des Schwärmens an nach allen Windrichtungen zerstreut haben, um eine neue Wohnung zu suchen, sich wieder eingefunden haben. Eine nach der andern kehrt zurück und berichtet, was sie gefunden hat, denn da wir nicht im Stande sind, in das Denken der Bienen einzudringen, so müssen wir uns das Schauspiel, dem wir beiwohnen, wohl auf menschliche Weise erklären. Es ist also wahr-

scheinlich, daß man ihren Meldungen aufmerksam lauscht. Die eine rühmt gewiß einen hohlen Baumstamm, die andre die Vorteile einer alten Mauerspalte, einer Felsenhöhle oder einer verlassenen Grube. Oft geschieht es, daß der Schwarm zaudert und bis zum nächsten Morgen berät. Endlich wird die Wahl getroffen und die Einstimmigkeit erzielt. In einem bestimmten Augenblick beginnt der Schwarm zu kribbeln, sich zu zerteilen und mit ungestümem, andauernden Fluge, der jetzt kein Hindernis mehr kennt, über Hecken, Getreide- und Leinfelder, Heuschober und Teiche, Flüsse und Ortschaften hinweg, in gerader Linie einem bestimmten und jedesmal sehr entfernten Ziele entgegenzufliegen. Selten kann der Mensch ihnen auf diesem zweiten Teil ihres Fluges folgen. Sie kehren zur Natur zurück und wir verlieren die Spur ihres Schicksals.

* * *

Sehen wir jedoch zu, was der Schwarm in der von dem Imker dargebotenen Behausung macht. Und zunächst gedenken wir des Opfers, das die fünfzigtausend Jungfrauen gebracht haben, die nach Ronsards Wort

„Ein edles Herz in kleinem Leibe tragen.“

Bewundern wir noch einmal den Mut, dessen es bedarf, um in der Wüste, in die sie gefallen sind, das Leben fortzusetzen. Sie haben die vorratsreiche, prächtige Stadt verlassen, in der sie geboren sind, wo das Leben so gesichert, so wundervoll organisiert war, wo der Saft aller Blumen, die der Sonne entgegenblühen, dem Dräuen des Winters zu spotten erlaubte. Tausende und abertausende kleiner Töchter, die sie nie wieder sehen werden, haben sie in ihren Wiegen schlummernd zurückgelassen. Sie haben außer dem riesigen Schatz von Wachs, Propolis und Blütenstaub, den sie aufgehäuft hatten, mehr als hundertundzwanzig Pfund Honig im Stich gelassen, d. h. mehr als das zwölffache Gewicht des ganzen Volkes und das sechsmalhunderttausendfache jeder Biene, was für den Menschen zweiundvierzigtausend Tonnen Lebensmittel vorstellen würde. Eine ganze Flotte von großen Lastschiffen, mit kostbareren und vollkommeneren Lebensmitteln beladen, als die, welche wir kennen, denn der Honig ist für die Bienen eine Art von Lebenselixir und Nahrungssaft, der unmittelbar und fast restlos verdaulich ist.

Hier in der neuen Wohnung ist nichts vorhanden, kein Tropfen Honig, kein Wachsstreifen, kein Merkzeichen und kein Stützpunkt. Es ist die trostlose Nacktheit eines riesenhaften Bauwerks, das nur Dach und Mauern hat. Die glatten, kreisrunden Wände bergen nur Finsternisse, und die riesige Wölbung droben ründet sich über der großen Leere. Aber die Biene kennt kein unnötiges Heimweh, jedenfalls hält sie sich damit nicht auf. Kaum ist der Bienenkorb wieder aufgerichtet und an seinen Platz gestellt, kaum die Betäubung und Verwirrung des geräuschvollen Falles etwas gewichen, so sieht man in der kribbelnden Masse eine sehr reinliche und ganz unerwartete Scheidung eintreten. Die große Mehrzahl der Bienen beginnt wie ein Heer, das einem bestimmten Befehl gehorcht, in dichten Reihen an den Seitenwänden des Gebäudes hochzuklettern. In der Kuppel angelangt, hängen die vordersten sich mit den Krallen ihrer Vorderfüße darin auf, die folgenden an den ersten und so weiter, bis lange Ketten entstehen, die der nachdrängenden Menge zur Brücke dienen. Allmählich vermehren, verstärken und verschränken sich diese Ketten und es entstehen Guirlanden, die durch den fortwährenden Aufstieg der Massen schließlich in einen dicken, dreieckigen Vorhang übergehen, oder besser in einen kompakten Kegel,

dessen Spitze im höchsten Punkte der Kuppel hängt, während die Basis sich bis zur Hälfte oder Dreiviertel der Gesamthöhe des Bienenkorbes herabzieht. Hat die letzte Biene, die sich durch eine innere Stimme zu dieser Gruppe berufen fühlt, den im Dunkeln hängenden Vorhang erreicht, so hört das Klettern auf, jede Bewegung erstirbt allmählich und der seltsame Kegel wartet Stunden und Stunden lang in einem geradezu andachtsvoll zu nennenden Schweigen und in einer schier erschrecklichen Unbeweglichkeit auf das Mysterium der Wachsbildung.

Während dieser Zeit prüft der Rest der Bienen, d. h. alle die, welche im unteren Teile des Bienenkorbes geblieben sind, das Gebäude und unternimmt die notwendigen Arbeiten, ohne sich irgendwie an der Bildung des wunderbaren Vorhanges zu beteiligen, in dessen Falten die Wundergabe herabzuträufeln beginnt, ohne sich auch nur versucht zu fühlen, dabei mitzuwirken. Sorgsam säubern sie den Fußboden und tragen welke Blätter, Hälmchen und Sandkörner Stück für Stück hinaus, denn der Reinlichkeitssinn der Bienen geht bis zur Manie, und wenn sie mitten im Winter zur Zeit der großen Fröste allzulange verhindert sind, den „Reinigungsausflug" zu unternehmen, wie der Imker es nennt, so gehen sie lieber massenhaft an gräßlichen Unterleibsleiden zu Grunde, als daß sie den Stock besudelten. Nur die Drohnen sind unverbesserlich unsauber und beschmutzen schamlos die Waben, auf denen sie sitzen, und die Arbeitsbienen sind dann gezwungen, hinter ihnen rein zu machen. Ist das Säubern beendigt, so beginnen die Bienen derselben profanen Gruppe, die sich an dem in einer Art von Extase dahängenden Kegel nicht beteiligt, die Innenwände ihrer gemeinsamen Wohnung sorgfältig zu verkitten. Alle Spalten werden untersucht und mit Propolis zugestopft und die Wände von oben bis unten gefirnißt. Die Thorwache wird eingesetzt und bald fliegt eine Anzahl von Arbeitsbienen aus, um Nektar und Pollen einzutragen.

* * *

Ehe wir die Falten des geheimnisvollen Vorhangs lüften, unter dem die Grundmauern der eigentlichen Wohnung gelegt werden, versuchen wir doch einmal uns klar zu machen, welche Intelligenz unser Völkchen von Auswanderern entwickeln muß, welches Augenmaß und welcher Fleiß nötig sind, um das neue Obdach wohnlich zu machen, den Stadtplan im Leeren zu entwerfen und in Gedanken den Platz für die einzelnen Gebäude festzulegen, die so sparsam und so schnell wie möglich erbaut werden müssen, denn die Königin hat es eilig mit dem Eierlegen und setzt die ersten bereits auf den Boden. Es ist in diesem Labyrinth der verschiedensten, bisher nur in der Vorstellung bestehenden Bauten, die durchaus nach keinem Schema errichtet werden können, sowohl den Gesetzen der Ventilation, wie denen der Haltbarkeit und Stabilität Rechnung zu tragen; die Widerstandskraft des Wachses, die Art der aufzuspeichernden Lebensmittel, die Bequemlichkeit der Zugänge, die Lebensgewohnheiten der Königin, die gewissermaßen vorherbestimmte, weil organisch zweckmäßigste Verteilung der Vorratshäuser und Wohnräume, der Straßen und Durchgänge und viele andre Fragen, deren Aufzählung hier zu weit führen würde, sind zu bedenken.

Nun aber ist die Form der Wohnungen, die der Mensch den Bienen anbietet, die denkbar verschiedenste; sie wechselt vom hohlen Baumstamm oder der Thonröhre, die in Asien und Afrika noch im Gebrauch ist, und von der klassischen Strohglocke, die in einem Gebüsch von Monatsrosen und Sonnenblumen im Gemüsegarten oder unter den Fenstern unserer meisten Bauernhöfe

steht, bis zu den wirklichen Werkstätten der modernen Mobilzucht, wo sich oft mehr als 150 Kilogramm Honig in drei oder vier Wabenstockwerken übereinander in einem herausnehmbaren Rahmen befinden, der das Ausschleudern der Waben mit einer Honigschleuder und das Wiedereinsetzen derselben gestattet, ganz als ob man in einer wohl geordneten Bibliothek ein Buch nach Benutzung wieder an seinen Platz stellt.

Laune oder Erwerbssinn des Menschen führt den Schwarm also eines Tages in die eine oder andre dieser recht ungleichen Wohnungen ein, und es ist nun Sache des kleinen Insekts, sich darin zurecht zu finden, Pläne zu modifizieren, die eigentlich unveränderlich sein sollten, und in diesem ungewohnten Raume die Lage des Wintersitzes zu bestimmen, der innerhalb der Zone der von dem halb erstarrten Volke noch erzeugten Wärme liegen muß; endlich muß der Brutraum seinen richtigen Platz haben, er darf, wenn kein Unglück geschehen soll, weder zu hoch noch zu tief, weder zu nahe am Flugloch noch zu weit davon entfernt sein. Der Schwarm kommt z. B. aus einem umgefallenen hohlen Baumstumpf, der nur einen langen, engen Gang bildete, und nun sieht er sich in einer Wohnung, die turmhoch ist und deren Dach sich im Finstern verliert. Oder, um uns in sein gewöhnliches Erstaunen zu versetzen: er war seit Jahrhunderten daran gewöhnt, unter dem Strohdach unserer ländlichen Bienenwohnungen zu hausen, und nun sperrt man ihn in eine Art Wandschrank oder großen Kasten, der drei oder viermal größer ist, als sein Elternhaus, in ein Durcheinander von Rahmen, die bald parallel, bald senkrecht zum Flugloch über einander hängen und alle Wandflächen des Baues mit einem Netz von Gerüsten bedecken.

* * *

Und doch giebt es keinen Fall, wo ein Schwarm die Arbeit verweigert hätte, wo er sich durch die Seltsamkeit der Umstände hätte verwirren oder entmutigen lassen, vorausgesetzt, daß die ihm dargebotene Wohnung nicht schlecht riecht oder wirklich unbewohnbar ist. Aber selbst in diesem Falle tritt keine Entmutigung und Bestürzung oder Pflichtverweigerung ein: der Schwarm verläßt dann einfach die ungastliche Stätte und sucht sich anderswo etwas Besseres. Ebensowenig läßt sich sagen, daß man die Bienen je habe veranlassen können, eine sinnlose oder unzweckmäßige Arbeit zu verrichten. Man hat nie festgestellt, daß die Bienen den Kopf verloren nnd nicht gewußt hätten, welchen Entschluß sie fassen sollen, daß sie planlose, mißratene oder überflüssigen Bauten unternommen hätten. Man schüttle sie in eine Hohlkugel, einen Trichter, eine Pyramide, einen ovalen oder eckigen Korb, eine Röhre oder eine Spirale, und man besuche sie einige Tage später, vorausgesetzt, daß sie die Wohnung angenommen haben, so wird man sehen, daß diese seltsame Vielheit von kleinen, selbständig denkenden Köpfchen sich unmittelbar geeinigt und nach einer Methode, deren Grundsätze unwandelbar, aber deren Folgen lebendig sind, den günstigsten und oft den einzig brauchbaren Punkt der sonderbaren Wohnung ohne Zaudern gewählt hat.

Wenn man sie in einen der obengenannten großen Kastenstöcke bringt, so beachten sie die darin befindlichen Rahmen nur insoweit, als sie ihnen zum Ausgangs- und Stützpunkt beim Bau ihrer Waben dienen, und das ist schließlich auch ganz verständlich, da die Wünsche nnd Absichten des Menschen ihnen ja gleichgiltig sind. Wenn der Bienenzüchter aber den oberen Rand einiger Rahmen mit einem schmalen Wachsstreifen versehen hat, so begreifen sie sogleich den Vorteil, der in dieser angefangenen Arbeit liegt, bauen den Streifen sorgsam

aus und führen den angedeuteten Plan mit eigenem Wachs zu Ende. Desgleichen — und der Fall tritt bei dem intensiven Betriebe von heute häufig ein — wenn alle Rahmen des Stockes, in den man den Schwarm eingeschlagen hat, von oben bis unten mit angefangenen Kunstwaben bedeckt sind, so fangen sie keinen Zeit und Wachs vergeudenden Neubau an, sondern sie nehmen die Gelegenheit wahr, führen das begonnene Werk weiter und bauen die eingepreßten Zellenansätze bis zur Normaltiefe fertig, wobei sie übrigens an Stellen, wo die künstliche Wabe von der haarscharfen Senkrechten abweicht, ihre Korrektur vornehmen. Auf diese Weise besitzen sie in mehr als einer Woche eine ebenso prächtige und wohlgebaute Stadt, wie die eben verlassene, während sie, auf sich allein angewiesen, zwei oder drei Monate gebraucht hätten, um dasselbe Gewirr von Speicherräumen und weißen Wachshäusern aufzuführen.

* * *

Dieses Anpassungsvermögen scheint die Grenzen des „Instinkts“ doch merklich zu überschreiten. Ueberdies ist nichts willkürlicher, als dieses Unterscheiden zwischen Instinkt und Intellekt. Sir John Lubbock, der über Ameisen, Wespen und Bienen ganz persönliche und sonderbare Beobachtungen gemacht hat, ist, vielleicht in Folge einer unbewußten und etwas ungerechten Vorliebe für die Ameisen, die er am genausten beobachtet hat, — denn jeder Beobachter will, daß das von ihm studierte Insekt intelligenter und bemerkenswerter sei als die andern, und man thut wohl daran, sich vor solchen kleinen Anwandlungen von Eigenliebe zu hüten — Sir John Lubbock, sage ich, ist sehr geneigt, der Biene jedes Unterscheidungsvermögen und jede Ueberlegung abzusprechen, sobald es sich nicht um ihre gewöhnlichen Arbeiten handelt. Als Beweis giebt er ein Experiment, das Jeder leicht wiederholen kann. Man thue in eine Wasserflasche ein halbes Dutzend Fliegen und ebenso viel Bienen, lege die Flasche wagerecht und drehe ihren Boden dem Zimmerfenster zu. Die Bienen werden sich stundenlang abquälen, einen Ausgang durch den Glasboden zu finden, bis sie schließlich vor Erschöpfung und Hunger sterben, während die Fliegen in weniger als zwei Minuten zur entgegengesetzten Seite durch den Flaschenhals entschlüpft sind. Sir John Lubbock schließt daraus, daß der Verstand der Biene äußerst beschränkt ist und daß die Fliege viel mehr Geschick besitzt, sich aus der Verlegenheit zu ziehen und ihren Weg zu finden. Dieser Schluß scheint nicht einwandsfrei. Man wende bald den Boden, bald den Flaschenhals dem Lichte zu, zwanzigmal, wenn man will, und die Bienen werden sich zwanzigmal umdrehen, und dem Licht entgegenfliegen. Was sie in dem Experiment des englischen Gelehrten herabsetzt, ist ihre Liebe zum Licht und ihr Verstand selbst. Sie bilden sich augenscheinlich ein, daß die Befreiung aus jedem Gefängnis auf der Lichtseite liegt, sie handeln also ganz folgerichtig, nur zu folgerichtig. Sie wissen nichts von dem übernatürlichen Mysterium, das für sie das Glas ist, diese plötzlich undurchdringliche Luft, die es in der freien Natur nicht giebt und die ihnen um so unverständlicher sein muß, je intelligenter sie sind. Die hirnlosen Fliegen, die sich um die Logik, den Ruf des Lichtes und das Wunder des Crystalls nicht kümmern, schwirren planlos in der Flasche herum, bis sie schließlich mit dem Glück der Einfältigen, die sich oft da retten, wo die Weisheit untergeht, in den guten Flaschenhals geraten, der sie befreit.

* * *

Derselbe Naturforscher giebt noch einen andren Beweis von ihrer mangelnden Intelligenz, indem er sich auf den großen amerikanischen Bienenzüchter, den ehrwürdigen und väterlichen Langstroth beruft. „Da die Fliege", sagt Langstroth, „nicht dazu geschaffen ist, von Blumen, sondern von Dingen zu leben, in denen sie leicht ertrinken könnte, so setzt sie sich vorsichtig auf den Rand von Gefäßen, die eine flüssige Nahrung enthalten, und saugt klüglich daraus, während die arme Biene sich kopfüber hineinstürzt und bald darin umkommt. Das traurige Geschick ihrer Mitschwestern hält die andren nicht ab: sobald sie sich derselben Lockspeise nähern, setzen sie sich wie wahnsinnig auf Leichen und Sterbende, um alsbald ihr trauriges Loos zu teilen. Niemand kann ihren Wahnsinn ganz ermessen, wenn er nicht gesehen hat, mit welcher nimmersatten Gier sie schaarenweise in die Zuckersiedereien eindringen. Ich habe tausende aus dem Zuckersaft herausziehen sehen, worin sie ertrunken waren, tausende auf den siedenden Zucker sich setzen; der Boden war mit Bienen bedeckt und die Fenster von ihnen verdunkelt, die einen krochen, die andren flogen, wieder andere waren so vollständig verkleistert, daß sie weder kriechen noch fliegen konnten; nicht eine von zehn war im Stande, die verderbliche Beute einzutragen, und doch war die Luft voll von Myriaden von Neuankömmlingen, die ebenso unsinnig waren".

Auch dies erscheint mir nicht entscheidender, als für einen übermenschlichen Beobachter, der die Grenzen unserer Intelligenz feststellen will, der Anblick der Alkoholverwüstungen unter den Menschen oder eines Schlachtfeldes. Die Biene ist uns gegenüber in einer seltsamen Lage, sie ist geschaffen, um in der gleichgiltigen und unbewußten Natur zu leben, und nicht an der Seite eines Ausnahmewesens, das die festesten Gesetze rings um sie erschüttert und großartige, unbegreifliche Erscheinungen hervorruft. In der Natur, im eintönigen Waldleben, wäre der von Langstroth beschriebene Wahnsinn nur dann möglich, wenn ein honigstrotzender Bau durch irgend einen Zufall auseinanderbräche. Aber dann gäbe es keine tötlichen Fenster, keinen kochenden Zucker, keinen dicken Syrup, und folglich auch keine Toten und keine anderen Gefahren als die, welche jedem Beute machenden Tiere drohen.

Würden wir unsere Kaltblütigkeit besser bewahren als sie, wenn eine unbekannte Gewalt unsere Vernunft auf Schritt und Tritt auf die Probe stellte? Es ist uns also sehr schwer, die Bienen zu beurteilen, die wir selbst toll machen und deren Intelligenz nicht darauf gerüstet ist, unsere Fallen zu meiden, ebensowenig wie die unsere darauf gerüstet ist, der Listen eines heutigen Tages unbekannten, aber nichts destoweniger doch möglichen, höheren Wesens zu spotten. Da wir es nicht kennen, schließen wir daraus, daß wir den Gipfel dieses Erdenlebens erklommen haben, aber im Ganzen genommen ist das nicht unbestreitbar. Ich verlange nicht, daß wir uns bei ungereimten oder niedrigen Handlungen, die wir thun, in den Schlingen dieses Wesens wähnen, aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß dies eines Tages Wahrheit sein wird. Andrerseits kann man vernünftiger Weise nicht behaupten, die Bienen seien jedes Verstandes baar, weil es ihnen noch nicht gelungen ist, uns von dem Affen oder dem Bären zu unterscheiden. Es ist gewiß, daß in und um uns Einflüsse und Gewalten bestehen, die ebenso unähnlich sind und von uns doch nicht unterschieden werden.

Zuletzt, und um diese Apologie der Bienen abzuschließen, mit der ich selbst ein wenig in die Anwandlungen von Eigenliebe verfalle, die ich dem Sir John Lubbock vorwarf, steht die Frage noch offen, ob man nicht intelligent sein muß, um so großer Thorheiten fähig zu sein. Ist es doch stets so in dem ungewissen Bereich des Verstandes, als welcher der unsicherste und am wenigsten festgestellte Teil der Materie zu sein scheint. In derselben Flamme wie der

Verstand, ist auch die Leidenschaft, und man kann nicht einmal genau sagen, ob sie der Rauch oder der Docht der Flamme ist. Was die Bienen zu dieser Tollheit treibt, ist nicht das tierische Verlangen, sich voll Honig zu saugen. Das hätten sie in den Zellen ihres Baues leichter. Man beobachte sie und verfolge sie in einem analogen Falle, und man wird sehen, daß sie, sobald ihre Honigblase voll ist, nach dem Bienenstock zurückkehren, ihre Beute abgeben und dreißig Mal in einer Stunde nach dem wunderbaren Erntefelde zurückkehren. Es ist also derselbe Trieb, der sie so viel Bewundernswertes thun läßt: der Eifer, dem Hause ihrer Schwestern und der Zukunft so viel Gutes zuzuführen, als sie vermögen. Wenn die Thorheiten der Menschen eine ebenso selbstlose Ursache haben, pflegen wir ihnen einen andern Namen zu geben.

* * *

Trotzdem muß die ganze Wahrheit gesagt werden. Angesichts der Wunder ihres Gewerbfleißes, ihres Gemeinsinns und ihrer Opferfreudigkeit muß uns ein Umstand immerhin in Erstaunen setzen und unsere Bewunderung etwas beeinträchtigen, nämlich ihre Gleichgiltigkeit gegen den Tod und das Unglück ihrer Mitschwestern. Es liegt im Charakter der Bienen eine seltsame Doppelheit. Im Bienenkorbe lieben und helfen sich alle. Sie sind so einig, wie die guten Gedanken derselben Seele. Verletzt man eine, so opfern sich tausend, um ihre Mitbürgerin zu rächen. Außerhalb des Bienenstockes kennen sie sich nicht mehr. Man verstümmele oder vernichte — oder besser, man thue es nicht, es wäre eine unnötige Grausamkeit, denn die Thatsache steht fest — aber gesetzt, man verstümmelte oder vernichtete auf einem Stück Wabenhonig, ein paar Schritte vom Bienenstand entfernt, zwanzig oder dreißig Bienen aus demselben Stocke, und die nicht getroffenen werden nicht einmal den Kopf drehen, sondern achtlos gegen die in Todeszuckungen Liegenden, deren letzte Bewegungen ihre Glieder streifen, deren Schmerzensrufe ihnen ins Ohr gellen, saugen sie nach wie vor mit ihrer phantastischen Zunge, die wie eine chinesische Waffe aussieht, den Saft, der ihnen kostbarer ist als das Leben. Und wenn die Wabe leer ist, klettern sie, um nichts zu verlieren, um auch den Honig, der an den Opfern klebt, noch zu gewinnen, ruhig über Leichen und Verwundete weg, ohne sich über das Vorhandensein der Einen aufzuregen und ohne den Anderen Hilfe zu bringen. Sie haben in diesem Falle also weder einen Begriff von der Gefahr, die sie laufen, denn der Tod, den sie um sich sehen, erschüttert sie nicht im Mindesten, noch das geringste Gefühl der Zusammengehörigkeit und des Mitleids. Was die Gefahr betrifft, so ist das erklärlich: die Biene kennt in der That keine Furcht, und nichts in der Welt kann sie schrecken, außer dem Rauche. Außerhalb ihres Bienenkorbes ist sie voller Langmütigkeit und Friedfertigkeit. Sie weicht dem Störenfried aus und ignoriert das Vorhandensein alles dessen, was sie nicht unmittelbar angeht. Man möchte sagen, daß sie sich in einer Welt fühlt, die Allen gehört, wo Jeder Anspruch auf seinen Platz hat, wo man friedlich und nachsichtig sein muß. Aber unter dieser Nachsichtigkeit und Friedfertigkeit verbirgt sich ein so selbstgewisses Herz, daß sie garnicht daran denkt, sich zu behaupten. Sie weicht aus, wenn jemand sie bedroht, aber sie flieht nie. Andrerseits beschränkt sie sich im Bienenstock keineswegs auf dieses passive Ignorieren der Gefahr. Sie stürzt sich mit einer unerhörten Wucht auf jedes lebende Wesen, Ameise, Löwe oder Mensch, das ihre heilige Arche anzutasten wagt. Nennen wir das je nach unserer geistigen Veranlagung Zorn, Verbissenheit, Stumpfsinn oder Heroismus.

Aber über ihren Mangel an Solidaritätsgefühl außerhalb des Bienenstockes weiß ich nichts zu sagen. Man muß wohl annehmen, daß es sich auch hier um jene unverhofften Grenzen handelt, die jeder Art von Verstand gezogen sind, und daß die kleine Flamme, die durch den schwierigen Verbrennungsprozeß so vieler träger Stoffe nur mühsam dem Gehirn entstrahlt, jederzeit so ungewiß ist, daß sie einen Punkt nur auf Kosten vieler anderer erleuchtet. Man kann sich sagen, daß die Biene — oder die Natur in der Biene — die gemeinsame Arbeit, den Kultus der Zukunft und die Fernstenliebe in einer nie wieder erreichten Vollkommenheit durchgeführt hat. Sie lieben über sich hinaus und wir lieben vornehmlich, was um uns ist. Vielleicht genügt es, hier zu lieben, um dort keine Liebe mehr übrig zu haben. Nichts ist veränderlicher als die Richtung der Barmherzigkeit oder des Mitleids. Wir selbst wären ehedem über diese Fühllosigkeit der Bienen weit weniger erstaunt gewesen, und manchen alten Schriftstellern wäre es garnicht eingefallen, sie deswegen zu tadeln.

Hilperich.

Von **Jakob Wassermann.**

Ein Schiffer fährt den dunklen Strom
Hinunter ohn Bedacht.
Die Lüfte ruhn, das Wasser schweigt
Und mählig wird es Nacht.

Ich will die Geschichte eines Mannes erzählen, und dieser Mann ist mein Vater. Aber ich erzähle nicht, weil er mein Vater war, oder weil er überhaupt in persönlicher Berührung mit mir stand, sondern weil ich finde, daß es einen ähnlichen Menschen vordem nie gegeben hat. Und überlege ich es recht, ist es denn eine Geschichte, die ich erzählen will? Vor meinem Geist stehen wirre Bilder auf. Ich sehe dies und sehe das und nichts so klar, wie etwa den Leuchter, der vor mir steht. Es ereignet sich zwar Manches, Gewöhnliches und Seltsames, aber ist das schon eine Geschichte? Und doch, wie soll ich es nur beschreiben? Meine Seele ist voll. Vierundzwanzig Jahre sind seit meines Vaters Tod verflossen, aber diese Zeit ist für mich wie ein Lichtschirmchen beim Sonnenuntergang. Ich sehe nur die Sonne. Verzeiht alle die Worte.

Ich bin ein uneheliches Kind und führe den Namen meiner Mutter. Bis zu meinem zweiundzwanzigsten Jahr wußte ich von meinem Vater nichts, nicht einmal ob er lebte. Ich hatte mich nicht sonderlich dafür interessiert; Gott weiß aus welchem Grund ich stets darüber hinweg dachte. Meine Mutter verfuhr in diesem Punkt sehr kategorisch. Wenn ich fragte, so lachte sie mir ins Gesicht. Ich zerbrach mir nicht den Kopf, sondern lebte so hin, nicht schlechter und nicht besser als andere; Geld hatten wir wenig, litten aber keinen Mangel. Meine Mutter bezog irgend woher eine kleine Pension, besorgte Nähereien für einige Bürgersfrauen im Bezirk, und ich selbst war beim Amtsgericht als Schreiber angestellt.

Ich lebte also und beschäftigte mich nach meiner Art. Bis zu meinem zweiundzwanzigsten Jahr wie gesagt. Da ereignete es sich eines Morgens im Frühling, ich ging gerade zum Amt, daß ich im düsteren Corridor unseres uralten Gerichtsgebäudes ein junges Mädchen stehen sah, welches forschend und unruhig den langen Gang bald hinauf, bald hinunter blickte. Ich trat zu ihr hin und fragte unverhohlen nach ihrem Begehren. Sie antwortete etwas in italienischer Sprache, und da ich sie nicht verstand, schüttelte ich den Kopf und ging langsam meiner Wege. Das ist ein teuflisches Frauenzimmer, sagte ich mir, denn ich hatte im Leben Schöneres nicht gesehen. Voller Gedanken kam ich in die Amtsstube, und setzte mich an meinen Schreibertisch. Drei Personen von den Parteien waren schon anwesend. Der Diener schrie in den Flur hinaus: „Bianca Spinola!“ und das schöne Mädchen trat ein.

Die Verhandlung betraf einen schwierigen und absonderlichen Fall. Der alte Rat Hilperich, (ein Mann, den jedes Kind auf der Straße kannte, und dessen abenteuerliche Vergangenheit den Gegenstand vieler Erzählungen bildete), war auf den Einfall gekommen, eines seiner unehelichen Kinder, ein junges Mädchen aus dem Trentino, an einen Bankbeamten zu verheiraten. Alles war schon im besten Zug gewesen, die jungen Leute selbst im Einvernehmen, als plötzlich die Mutter des Beamten mit Zeter und Mordio erschien: der junge Ehecandidat sei gleichfalls ein Kind Hilperichs. Was der alte Herr vorerst gründlich bestritt. So kam die Sache vors Gericht und bildete lange Zeit das Gelächter der amtlichen Personen und der ganzen Stadt. Mit Neugierde sah ich den alten Mann an, der nun vor dem Richter erschienen war. Sicherlich zählte er mehr denn siebzig Jahre, obwohl seine blauen Augen strahlend und lebhaft waren. Seine hagere und etwas gebogene Gestalt hatte etwas Majestätisches, und dieser Eindruck wurde verstärkt durch das Trotzige, Verbissene, Verächtliche seines Gesichtes. Wenn unter den zusammengezogenen Brauen die Augen verschwanden und die verkniffenen, schmalen Lippen sich hinter dem weißen Bart wie hinter dünnem Buschwerk versteckten, mochte man wohl Furcht empfinden, und das rote Gesicht, das vom Alter weniger versengt schien als von den Leidenschaften, konnte man nicht leicht vergessen. Das ist also der alte Hilperich, dachte ich mir, und mußte gleichzeitig lächeln, weil ich sah, daß die Sonne auf die schwarze Kappe und den schwarzen Bart des Richters ein goldenes Emblem gemalt hatte. Das alles sehe ich noch deutlich. Auch den hübschen und verschwiegen aussehenden jungen Mann, den Bankbeamten; er hatte eine Narbe mitten auf der Stirn. Dann seine Mutter, eine sehr dicke Frau, welche fortwährend Schokoladestückchen aus der Tasche zog, wodurch aber die Redekraft ihrer Zunge keineswegs verringert wurde. Dann das junge Mädchen, aber von diesem will ich jetzt nicht reden. Der Richter wiegte den Kopf, fragte dies und jenes, und seine Klugheit war bald erschöpft.

Ich weiß nicht mehr, wie ich daheim beim Mittagessen die Sprache auf den alten Hilperich brachte. Ich erzählte die ganze Geschichte, die mir sehr belustigend erschien. Meine Mutter aber verlor sofort ihr munteres Wesen, wurde nachdenklich und entfernte sich vom Tisch. Der Zufall fügte es, — ich bin alt genug geworden, um das Wort Zufall nicht ohne ein Gefühl wie Andacht hinzuschreiben, — daß ich an demselben Tage der jungen Trentinerin wieder begegnete. Wir trafen uns nämlich beim Krämer, wo sie für ein Gewürz, das sie kaufen wollte, den deutschen Ausdruck nicht wußte. Ich machte nun den Dolmetsch, und zwar auf die komischeste Weise der Welt, denn ich verstand ja selber nichts von der fremden Sprache. Ich schleppte alles herbei, was in dem Laden zu finden war, und stapelte es vor der schönen Dame auf, wie man einem fremden Monarchen etwa die Reichthümer eines Magazins zeigt. Es gab ein großes Gelächter, und der Krämer selbst, der mein guter Bekannter war, fand sich bei dem Spaß am besten amüsiert.

Da die junge Bianca, wie ich mit Mühe erfuhr, in der Nähe wohnte, begleitete ich sie nach Hause, und es verursachte uns weiterhin großes Lachen und Vergnügen, uns zu verständigen. Unsere Misverständnisse waren so heiter, daß eins das andere übertraf, und wir gewiß mehr davon hatten, als von einer regelrechten Unterhaltung. Ich sah, daß sie ein Mädchen aus dem Volk war, und daß es nicht schwer fiel, sie heiter zu stimmen und ihr zu gefallen. Ja, ich gefiel ihr und meine drollige Zeichensprache, mein Murmeln und Kauderwälsch trieben Thränen des Lachens in ihre schönen Augen.

Ueberflüssig, von all den Einzelheiten zu erzählen; nicht lange darauf konnte ich Bianca mit meiner Mutter bekannt machen. Meine Mutter erinnerte

sich sofort daran, was ich ihr von jener Verhandlung erzählt hatte. Sie führte mich bei Seite und fragte mich sehr ernst, ob das jene Bianca Spinola sei. Mein unbefangenes Ja machte sie noch ernster und feierlicher, so daß ich besorgt zu werden anfing. Aber ich wußte nicht, was ich daraus machen sollte. Am folgenden Morgen, es war ein Sonntag, gebot sie mir, mich sorgfältiger als sonst anzukleiden, denn ich war immer ein wenig nachlässig darin. Sie nahm mich also wie einen Schuljungen mit sich und führte mich zu einem alten Haus in einer alten Straße. Wir stiegen zwei knarrende Treppen empor, und meine Mutter zog die Klingel. An der Art ihrer Geberde sah ich, daß ihr Gemüth heftig bewegt war, und ich fragte sie darum. Aber sie gab mir keine Antwort. Mein Erstaunen wuchs, als ich das Porzellanschildchen an dem gelben, staubigen Gitter sah, welches den Korridor von der Stiege trennte. Hilperich las ich; aber ehe ich meine Mutter von neuem fragen konnte, erschien eine Bedienerin. Meine Mutter zog einen Brief aus der Tasche und sagte, sie wolle auf Antwort warten. Die Frau führte uns in ein großes, leeres Zimmer, welches nichts als einen Spiegel und ein paar Stühle enthielt. Vor dem Spiegel stand ein dünner Mann mit einer Glatze und richtete sich eine rote Kravatte. Unser Eintreten störte ihn nicht im mindesten; ich war erstaunt, denn nie hatte ich ein so verhungertes, grämliches und furchtsames Gesicht gesehen.

Die Bedienerin kam alsbald zurück und bat meine Mutter, ihr zu folgen. Wieder verging eine Weile, während ich saß und lauerte und mir den Kopf zerbrach über das was vorging. Der dünne Mann stelzte komisch vor mir auf und ab, murmelte und schielte mich von der Seite an, so daß ich lachen mußte. Endlich öffnete sich die Thüre, der alte Rat kam heraus, faßte mich schnell ins Auge, schritt auf mich zu, nahm meinen Kopf zwischen seine beiden Hände, verkniff seine Lippen streng, nickte und küßte mich auf die Stirn. Im Rahmen der Thür stand meine Mutter und sagte mit ganz verweintem Gesicht: Johann, das ist Dein Vater. Immer sonderbarer wurde mir zu Mut, und das Sonderbarste war mir wohl in diesem Augenblick, daß mein Freund mit der roten Kravatte ganz ruhig weiter auf- und abstelzte, als ob er daran gar nichts Auffälliges fände oder es längst vorausgesehen hätte. Es ist wahr, das Wort Vater machte in diesem Augenblick keinen Eindruck auf mich, aber wer will mir das verübeln? Ich erinnere mich, daß ich für meine Mutter ein unbestimmtes Mitleid empfand und daß ich mich im übrigen weit weg wünschte. Auch war ich erstaunt und verlegen und wurde es immer mehr, so daß mir der Schweiß auf die Stirne trat.

Ich erinnere mich, daß meine Mutter und der alte Mann einander noch lange Zeit gegenüber saßen und über die Vergangenheit plauderten. Der Rat Hilperich, den ich nicht einmal in Gedanken Vater zu nennen wagte, blieb dabei gelassen, ja sogar ein wenig spöttisch. Es fiel mir auf, daß die fernliegendsten und vergessensten Dinge ihm so nahe schienen wie die Gegenwart. Er sprach nicht wie ein alter Mann und nicht wie ein junger Mann, sondern als ob er ein Gebieter über die Zeit und über die Jahre wäre, und als ob es für ihn kein Verschwinden gäbe. Das ist mir freilich jetzt viel deutlicher als damals; denn ich habe ja erst durch ihn gelernt, was menschlich ist, abzuwägen.

Die Rede kam auch auf mich, auf meinen Beruf und meine Beschäftigung. Die Mutter rühmte meine Fähigkeiten; ihre Augen glänzten dabei, als ob sie von etwas Großem spräche, und ich mußte lachen. Das schien meinem Vater zu gefallen. Er nahm meine Hand, tätschelte sie ein weuig und sah mich halb liebevoll an und halb wie einen seltsamen Zwerg. Plötzlich aber sprang er auf, und kreischte mit einer zerbrochenen, gehässigen Stimme: Mittelmann, scheren Sie sich zum Teufel! Und der schweigsame Spaziergänger machte sich

wie ein armer Hund auf die Beine. Mein Vater lachte uns triumphierend an und wandte sich dann unvermittelt zu mir. Er habe viele Schreibereien, sagte er, und brauche Einen, dem er sein ganzes Vertrauen schenken könne. Er glaube, daß ich nicht auf den Kopf gefallen sei, denn ich sei ja von seinem Blut. Wenn es mir recht sei, möge ich täglich zwei Stunden zu ihm kommen; es wäre nicht umsonst, und meine Stelle beim Amt könne ich ja behalten. Ich erklärte mich bereit, und meine Mutter fing sogleich vor Freude wieder zu weinen an. So entließ er uns.

Am andern Morgen brachte ein Dienstmann ein herrliches Geschenk für meine Mutter, eine Stehlampe, deren gläserne Kugel von zwei nackten Frauen getragen wurde. Das war ein zarter Beweis für die Gesinnungen meines Vaters, und mit Genugthuung trat ich den Weg zu seinem Hause an. Ich war so in Nachdenken verloren, daß ich beinahe überfahren worden wäre. Beständig sah ich mich an einem Wendepunkt meines Schicksals, das sich glänzend vor mir aufrollte.

Ich fand meinen Vater in seinem Wohnzimmer. Er war in Unterhosen, betrachtete mich comödiantisch forschend, mit seinem gewohnheitsmäßigen, halb grinsenden Lächeln, doch mit ernst blitzenden Augen. Man hatte ihm gegenüber das Gefühl, daß man stets scharf beobachtet war, und daß nichts seiner Beobachtung entging. Alles an ihm war voll Leben und Lebendigkeit trotz seiner schlottrigen, mageren, baufälligen Gestalt. Das Zimmer war vernachlässigt und unordentlich. Keine Bilder schmückten die Wände. Neben dem Bett hing ein riesenhaftes Löschblatt, vom Gebrauch schwarz marmoriert, und auf dem Boden stand ein Schreibedeckel neben einem eisernen Tintenfaß, denn mein Vater pflegte im Bett zu schreiben. Wäschestücke, Briefe und Schachteln lagen umher; auf einer gelben Komode pendelten zwei Uhren, von denen die eine Mitternacht oder Mittag, die andere fünf Uhr wies.

Mein Vater hieß mich sogleich vor dem Schreibtisch Platz nehmen und diktierte mir eine ziemlich unverständliche Abhandlung, welche, wenn ich mich recht entsinne, Cultur und Mode hieß. Später erfuhr ich, daß er dergleichen viel schrieb, und manches, was mir recht überflüssig und altertümlich vorkam. Er that es für Geld. Das war mir im Anfang unerklärlich, denn ich wußte nicht nur, daß er ein schönes Privatvermögen besaß, sondern auch, daß er das Geld verstreute, als ob es Kleie wäre. Er besah es nicht, sondern gab hin, nach allen Seiten. Dabei lebte er selbst in strenger Einfachheit, brauchte weniger als ein Einsiedler, war genügsam wie ein Bauer, stand mit der Sonne auf, im Winter und im Sommer. Bald, bald erfuhr ich wohin das viele Geld wanderte. Aber darüber laßt mich vorerst nicht reden. Damals verwirrte es meinen Sinn wie vieles andere Neue, und heute noch, in der Erinnerung bewegt es mich sehr. Einmal, während ich bei ihm schrieb, — es war immer noch über Mode und Cultur, denn das ging von Adams Zeiten an, — kam ein Brief mit der Post. Mein Vater las ihn, und sein Gesicht zeigte dabei Zorn und Haß. Da! herrschte er mich an und warf das zusammengefaltete Papier vor mich hin. Ich schlug es auseinander und überflog ein Schreiben voller Vorstellungen und Vorwürfe; Religion bildete die Quelle der Beredsamkeit, so daß bisweilen der Ton etwas Prophetisches und Salbungsvolles hatte. Zum Schluß wurde der verderbte Greis flehentlich gebeten, in den Schooß der Kirche zurückzukehren.

Ich hatte von der geschiedenen Ehe meines Vaters munkeln hören. Dieser Brief war von seiner Frau. Sie verdummt in den Händen der Pfaffen, sagte der Alte bitterböse zu mir; aber zugleich nahm ich einen traurigen Ausdruck in seinem Gesicht wahr, der mir nahe ging. Er schickte mich an diesem Tag fort.

Als ich am folgenden Tag wiederkam, schenkte er mir eine wunderschöne, goldene Uhr, — für meine Dienste, wie er sich ausdrückte, hieß mich jedoch abermals gehen. Als ich durch den Korridor schritt, sah ich ein Mädchen von nicht mehr als fünfzehn Jahren, die voll Unbefangenheit in Blick und Miene an mir vorüberging, in die Wohnung meines Vaters. Sie war sehr elegant gekleidet, doch hatte man gleich den Eindruck, daß dies etwas Selbstverständliches an ihr war. Ich schaute ihr neugierig, fast freudig nach, und die Freude an meinem Geschenk ließ mich ihre flüchtige Erscheinung doch nicht vergessen.

Als ich nach Hause kam, traf ich zu meinem Erstaunen Bianca Spinola bei uns. Sie war auf Geheiß meines Vaters gekommen, wie ich hörte; sie solle nur mit uns Umgang suchen, hatte er gesagt. Ich lachte und erwiderte, daß es wie in einer türkischen Familie sei, aber im Grunde fand ich etwas Wohliges und Geheimnisvolles in der neuen Verwandtschaft von fernher. Bianca Spinola sprach schon viel besser deutsch; ihr Radebrechen entzückte meine Mutter. Ich selbst fühlte mich gehobener durch ihre Gegenwart, doch ohne die frühere Bewegtheit; auch war mein Kopf voll von Gedanken. Ich zeigte meine prächtige Uhr, die eitel Bewunderung weckte, und wir waren herzhaft vergnügt den ganzen Abend über.

Ich weiß nicht mehr recht, ob es der darauf folgende Tag war, an dem ich von Mittag bis zum Abend bei meinem Vater Briefe schrieb. Ich erinnere mich nur, daß es draußen stürmte und regnete und gewitterte. Der Himmel war voller Wut. Mein Vater saß an der Seite des Tisches und diktierte. Er schien eine große Vermögensordnung im Sinn zu haben, denn in allen Briefen war davon die Rede; auch zeigte die ganze Art meines Vaters wohlerwogene Entschlüsse. Meines Vaters . . . An diesem Tag wurde mein Gehirn aufgeweckt, und ich sah mich nur als ein Körnchen unter Vielen. Ich sah einen wahren Stammvater vor mir, dessen langes Leben, ein Leben, welches er noch nicht fühlte, in der Erzeugung von Kindern verflossen war. Freilich damals war es mir nur wie ein Schauer; heute verstehe ich. Jeder Brief war entweder an einen Sohn oder an eine Tochter oder an eine frühere Geliebte gerichtet, die jetzt alterte und arm war, und der er ein Scherflein zukommen ließ. Hier gab er Ratschläge und ermunterte, dort setzte es eine Strafpredigt; im Norden und im Süden, so schien es, hatte seine Jugend die gleichen Erfolge aufzuweisen gehabt, und in der Heimat selbst erblühte kräftig der junge Nachwuchs aus seinem Blut. Manchmal hatten mir Leute gesagt, daß Fürstinnen und Prinzessinnen von Liebe zu ihm geplagt worden seien, ja, daß eine gewisse Herzogin, nun schon bei hohen Jahren, oftmals ein Plauderstündchen beim alten Hilperich einhole. Das hatte man mir erzählt, und ich läugne nicht, daß ich dazu ein gar ungläubiges Gesicht aufgesetzt hatte. Jetzt wurde mir die Zeit zur Lehrerin, und ich verlachte meine eigene Zweifelsucht. Ich erfuhr freilich im Lauf der Zeit, daß mein Vater einst eine große Rolle gespielt habe. Der Hof und das Volk hätten gleichermaßen Vertrauen in ihn gesetzt; jener hätte seinen Kopf, dieses sein Herz zu würdigen gewußt, und beide seien auf ihre Rechnung gekommen. Im Revolutionsjahr soll mein Vater unter jenen abgeordneten Männern gewesen sein, die unsern Kaiser bewogen hatten, nach der Hauptstadt zurückzukehren; auch soll er der Regierung wichtige Dienste in den Kriegsjahren geleistet haben, und man sagte, daß er auf die Neugestaltung unseres Strafgesetzes den größten Einfluß ausgeübt hätte. Ich erwähne alles dies mit Aengstlichkeit, denn ich kann nicht dafür bürgen. Aber zwei Umstände will ich noch erwähnen, die für meine Augen ein Licht über meines Vaters Leben verbreiteten. Einmal zeigte er mir ein Oelgemälde, das ihn selbst in seinen jungen Jahren darstellte. Ach, man konnte nichts Lieberes, Liebens-

würdigeres sehen! Um die Stirne glitten braune Locken, die Augen blickten freundlich träumend, und das griechisch runde Kinn war fest wie ein junger Apfel. Der Maler mochte phantasiert haben, aber sicherlich hatte ihm das Entzücken über das lebendige Antlitz die Arbeit verschönt. Ich dachte mir damals, so muß man aussehen, um der Welt mehr zu sein, als sie uns ist. Oder vielleicht denk ich dies heute, denn damals war ich jung und hatte über solcherlei keine Gedanken.

Das zweite ist dies. Vor etwa zehn Jahren lernte ich einen alten Mann kennen, der mir von meinem Vater erzählte, und zwar in einem Ton wie von einer eigenen Heldenthat. Dieser Mann hatte meinen Vater als Fünfzigjährigen noch gekannt und behauptete, daß seine Anmut, sein weltmännisches Betragen, sein Witz und seine Güte einen eigenen Ruhm genossen hätten. Mein Erzähler berichtete tausend Einzelheiten mit einfältigem, aber rührendem Eifer. Nicht das jüngste Fräulein habe ihm zu widerstehen vermocht, dem Graubart, sagte der Schelm und lachte wie ein gackerndes Hühnchen. Schon damals sei die Zahl seiner Kinder zum Gegenstand vieler Witze geworden, und als er sich um diese Zeit verheiratete, hatte man in der Stadt gesagt, nun sei der Sultan zur Galeere verurtheilt. Aber Hilperich war weiterhin auch Sultan geblieben, so meinte mein humoristischer Mann und fügte hinzu: wer ihn kannte, vermochte durchaus nicht an seinen Tod zu glauben. Etwas Starkes, Ueber-den Tod-Starkes sei in ihm gewesen.

Doch laßt mich weiterkommen. Die Briefe also die mir mein Vater diktierte, mochten für einen Unvertrauten etwas Geheimnisvolles, sogar Wahnsinniges haben. Denn wer sollte denken, daß ein und derselbe Mann Söhne, Töchter, Frauen nach allen Richtungen der Windrose besitzt? Mich selbst zwang damals etwas Seltsames zu ungeprüfter Hinnahme. Ihr müßtet gesehen haben, wie mein Vater jedem einzelnen Brief gegenüber ein besonderer Mann wurde! Bei dem einen wurde sein Gesicht hämisch und verdrossen; bei dem andern leuchtete es erinnerungsvoll; jetzt war er karg und spröde, später von zärtlicher Geschwätzigkeit; hier verurteilte ihn ein kluger Ratschlag zu langem Nachdenken, dort war er zornig wie eine alte Katze, schlug vor Zorn auf den Tisch, fletschte die Zähne, unterhielt sich voll Zorn mit einem Niemand, und ich, ich wußte keinen Grund, sah ein Stück Vergangenheit wie in den Scherben eines Spiegels. Aber zugleich muteten mich all die Gesichter vertraut an, denen ich mich schreiberhaft zugewandt hatte. Ich trug etwas nach Hause, was ich vordem nicht besessen hatte; wer kann dafür schnell Worte finden? Kummer und Freude sah ich fließen in der weiten Gasse der Zeit. Mein Vater, ein fleißiger Angler, angelte sein Teil heraus. Was er nach Haus trug, war sein, wie meins, was ich.

Jetzt muß ich aber etwas Neues erzählen, denn viel Verwirrendes drängt sich vor mir. Damit ich jedoch nicht vergesse, will ich erwähnen, daß ich an jenem Abend vor meines Vaters Haus den Mittelmann traf, (den dünnen Mann mit der roten Kravatte), der mir eine Viertelstunde lang Unsinn vorschwatzte. Er that so, als sei er wohl Hilperichs Kind, doch enthalte man ihm dies Recht vor. Darüber schwatzte der Arme wie ein Besessener; später erzählte mir mein Vater, daß dies Mittelmanns fixe Idee sei, mit der er seit Jahren durch alle Kneipen hausieren gehe. Oder glaubst du, daß einer, den ich gemacht, so aussieht? fuhr mich mein Vater grob an, stieß mich mit dem Zeigefinger vor die Stirn, lachte aber sogleich in seiner keuchenden Weise.

Es war an einem Oktoberabend, kaum eine Woche nach jenem Brieftag, und ich hatte meine Arbeit eben beendigt, da kam jenes junge Mädchen zur Thür herein, welches mir damals an der Treppe begegnet war. Mit allen

Zeichen der Bestürzung und Eile ging sie auf meinen Vater zu und flüsterte etwas. Der alte Mann warf den Kopf zurück und blickte mit einem drohenden Ausdruck ins Leere. Darauf schielte er mich boshaft und finster von der Seite an und befahl mir durch eine Geberde, zu gehen. Bevor ich aber noch meinen Hut ergriffen, hatte mein Vater eine der Thüren geöffnet, die aus seinem verwahrlosten Schlafgemach in ein mir bisher unbekanntes Zimmer führte. Dorthin sah ich nun die Beiden gehen, und mein Blick erhaschte zugleich gierig den fremden Raum, den mein Vater nie betreten hatte, während ich zugegen war. Ich gewahrte nun ein kleines Boudoir, das meinen unverwöhnten Augen einen fürstlichen Prunk zeigte. Aber es schien mir zugleich wohnlich und warm drinnen, und als ich auf der Straße war, empfand ich eine Begierde nach diesem Gemach wie nach einem verbotenen, verzauberten Garten.

Die kurze Scene, kaum der Rede wert für einen Unbeteiligten, hatte trotzdem tiefen Eindruck auf mich gemacht. Zu Hause fand ich Bianca Spinola, welche zum Essen blieb und den ganzen Abend bei uns verbrachte; meine Mutter war bei trefflicher Laune; ich blieb schweigsam und nachdenklich. Ich mußte fortwährend an das junge Fräulein denken, und das nicht vielleicht mit den Gedanken von Mann zu Weib. Es war so, daß sie vor meinem inneren Auge nicht entwich und ich mich quälte, zu ergründen, was mir an ihr, seltsam genug, ein für alle Mal unergründlich schien. Noch jetzt, wenn ich die Augen schließe, sehe ich ihren graziösen, müden Gang. (Sie ging, als ob sie wüßte: so wie ich muß man gehen, aber wer wird darauf achten?) Ihre Verachtung der Welt schien groß, aber kindlich. Sie hatte etwas Bemitleidenswertes und zugleich Damenhaftes, etwas Wiegendes und Achtloses. Ihre Augen, voll Trauer und Ironie, zeigten zwei reine Augensterne wie schöne braune Perlen in gefrorener Milch.

So schwebt sie mir vor, und was ich weiterhin erfuhr, erhorchte und herausspionierte, will ich hier gleich sagen. Nicht nur als neugieriger Thor wollte ich wissen, sondern was meinen Vater anging, ich nahm es immer stärker wahr, betraf mich tief. Um seiner würdig zu werden, hatte ich mich in den letzten Monaten mit einem bunten Studieren abgegeben. Auf eigene Faust lernte ich fremde Sprachen, trieb allerlei Wissenschaft, ohne Plan und Kraft, aber mit mehr Erfolg, als man bei einem Menschen wie mir vermuten sollte. Aber die größte Ausdauer zeigte ich bei der Erforschung des Verhältnisses zwischen meinem Vater und Henriette, eben jenem Mädchen, das ich bei ihm und vorher schon im Corridor gesehen hatte. Den leisen Andeutungen entnahm ich Wissenswertes; Ohr und Auge waren geschärft und einmal, gleichsam als Belohnung kam es zwischen mir und meinem Vater zu einer wahrhaften Plauderstunde. Er hatte Zutrauen zu mir gefaßt; das wußte ich; oder ich weiß es jetzt, denn damals gab ich mir nicht Rechenschaft über die Dinge, sondern nahm sie nur mit Glut in mich auf.

Nur eine flüchtige Leidenschaft hatte die Ehe meines Vaters geknüpft. Den damals schon Sechsundfünfzigjährigen hatte eine kühle und elegante Dame rasch entflammt. Doch bald bröckelte aller Schmuck von jener Frau ab wie von einer schlecht getünchten Wand. Sie war zäh in ihrem Dünkel und besaß eine unverwüstliche Einfalt. Ein bösartiges Schaf und doch wollte sie herrschen, sagte mein Vater unverhohlen von ihr. Er selbst war für die Ehe wie Feuer für Stroh; nach drei Jahren führten die Unverträglichkeiten zum Bruch, und die Frau ergab sich den Pfaffen. Mein Vater führte sein Leben weiter, un-

gestümer noch, als ob ihn der Ehekampf erregt hätte, aber eines war, daß ihn sogar der Frau verpflichtete: Henriette. Er liebte diese Tochter mit der ganzen unbeschreiblichen Gewalt seines Temperamentes, und wenn ich es recht bedenke, war es etwa so, daß man sein Gefühl für Henriette und das für seine übrigen Kinder in die zwei Schalen einer Wage legen konnte, und jenes einzige wäre schwerer gewesen als die andern alle. Auch mich liebte der Alte, auch den blonden Ingenieur, den ich kannte, auch die drei Töchter aus Prag, wie er sie hieß, auch den überseeischen Kapitän oder den hübschen lebendigen Studenten, der einer Frühlingsliebe am Meer entstammte, aber wir alle waren gegen Henriette wie blasse Sterne gegen den Mond. Wie wunderlich, daß aus der einzigen Verbindung, die sich in Alltäglichkeit und Haß verlor, sein Liebstes kam.

Da er ihre Erziehung nur bis zum dritten Lebensjahr überwachen konnte und das Kind der Frau verbleiben mußte, hatte in der ersten Trennungszeit seine väterliche Sorge alle andern Interessen vertilgt. Er konnte nicht täglich das Haus einer Verabscheuten betreten, welche ihrerseits das nicht sehr geliebte Kind dem Wüstling, wie sie seinen Vater nannte, entfremden wollte. Der Vater bestach die Dienstboten, ja er wußte es durchzusetzen, daß eine ihm ergebene Person das Mädchen völlig in ihre Obhut bekam. Diese würdige Frau Jakobea führte Tag für Tag Henriette in die Wohnung ihres Vaters. Das konnte um so leichter geschehen, als die Mutter sich gänzlich einer knöchernen Religiosität zu eigen gab.

Tag für Tag also, seit zwölf Jahren hatte mein Vater eine paradiesische Stunde in dem kleinen Gemach, das nur für ihn und Henriette war, und welches gemütlich und heimlich auszustatten er nicht müde wurde. Kein Kunstgegenstand war ihm zu teuer, um dieses oder jenes Eck zu schmücken, und mit Geschmack und Phantasie begabt, gestaltete er diesen Raum zu einem Werk gleich einem Künstler, der aus Sehnsucht nach Vollkommenheit seine letzte Arbeit bis ans Grab schleppt. In den Kinderjahren Henriettes spielte der alte Mann mit ihr und vergaß Zeit, Arbeit und Vergnügen darüber. Das frühkluge Mädchen fand selbst dem Spiel gegenüber eine Ueberlegenheit, welche komisch und reizvoll wirkte. Wenn auch nichts Starkes in ihr war, so doch etwas Sanftes, im Sanften Tüchtiges, (da sie doch wußte, wie angenehm es war, sanft zu sein). Indem sie das Spiel beiseite schob, spielte sie, aber schon frühe wußte sie aus Klugheit für Ernstes ernst zu bleiben. Ihr Vater wollte sie aus den Reihen des Geschlechts erheben, wollte sie gleichsam mit Weisheit und Voraussicht kränzen, eben mehr zu Schmuck als zu Nutzen. Er selbst, in allen Künsten der Verführung Meister, wollte sie vielleicht auch gegen einen jüngeren Hilperich schützen. Ich erfuhr späterhin, daß er schon in ihrem zehnten Jahr den Storch aus ihrer Phantasie vertrieb, daß er ihr langsam, mit Nachdruck und Würde dies Menschliche nahe brachte. Nichts Verschleiertes also gab es mehr; er gedachte sie zu ehren durch Vertrauen und zu beruhigen durch Wissen. Schon mit dreizehn Jahren kam Henriette allein, und schwer ist es zu sagen, was *sie* im tiefen Grund des Herzens zum Vater trieb. Er saß stets lange vor ihrem Kommen im Henrietten-Zimmer und wartete wie auf eine Geliebte. Sie kam, erregt durch die Heimlichkeit ihres Besuches (ach, das hatte mein Vater nicht ermessen!) lächelte, plauderte, fragte und urteilte, war plötzlich müde und verstimmt, kopfhängerisch und von entzückendem Pessimismus. So wuchs sie heran und teilte sich zwischen dem Haus des Vaters und der Mutter. Ihr ganzes Wesen wurde so entzwei geschnitten. Das wußte mein Vater nicht.

Das Ende des Jahres nahte heran. Zu Weihnachten schenkte mir mein Vater einen wundervollen spanischen Mantel, den er einst in Sevilla gekauft.

Er war mit roter Seide gefüttert und aus dem kostbarsten schwarzen Tuch gefertigt, das ich je gesehen; wenn man ihn auf die Erde breitete, war er so groß wie ein Zeltdach. Als ich mit diesem Geschenk freudestrahlend durch das Vorzimmer ging, stürzte Mittelmann auf mich los, der noch immer irgendwo da herumlungerte. Mit kreideweißem Gesicht stellte er atemlose Fragen an mich, ob er etwas geschenkt bekomme, was es sei und wie es aussehe. Ich war sehr unfreundlich gegen ihn, aber ich hätte es vielleicht nicht sein sollen. Der arme Mensch war immer hungrig und machte der alten Bedienerin den Hof, um ein paar Bissen zu ergattern. Dabei ging er mit seinen Sohnesansprüchen an Hilperich umher wie mit einem sicheren Kapital, und was ihn in seinem Glauben so befestigte, war nur das Gewäsch eines Anverwandten, der einst im Hilperichschen Hause Aufwärter gewesen war. Von einem andern Vater wußte er freilich nichts.

Mein Vater ging in diesen Tagen mit einer festlichen und geheimnisvollen Miene herum. Er diktierte mir einen Aufsatz, der den merkwürdigen Titel führte: ‚die Erziehung zur Liebe,‘ und von dem ich nicht das mindeste verstand. Zwei Tage vor Neujahr wurden wir fertig. Es war schon dunkel, mein Vater stand lange Zeit am Fenster und blickte auf die schneeblaue Straße. Plötzlich wandte er sich heftig um und fragte scharf: Na, willst du kommen? Ich wußte nicht, was er meinte und blieb still. Er stampfte zornig auf den Boden, lachte verächtlich, doch bald wurde er sanft und streichelte mir die Wangen. Ich hatte dabei meist ein schüchternes, fast furchtsames Gefühl, denn wenn er liebevoll that, war er oft gefährlich. Doch erklärte er mir kichernd, daß es am Sylvesterabend „etwas gäbe,“ und damit mußte ich zufrieden sein.

Am folgenden Abend zog ich meine besten Kleider an und war voll Erwartung. Jedenfalls ist Henriette da, dachte ich mir, denn ich wußte, daß ihre Mutter sich seit Wochen in einem Kloster aufhielt, und das junge Mädchen die ohnehin gewohnte Freiheit so in noch höherem Maße genoß. Ich sah in Henriette durchaus keine Schwester, eher eine ganz Fremde, aber liebe Fremde.

Es war so; als ich hinkam, war Henriette schon da, auch eine alte, vornehme Dame mit glatten, silberweißen Haaren, die in einem Lehnstuhl saß und mich spöttisch anlächelte. Mein Vater schalt mich, weil ich zu spät gekommen. Ich schämte mich fast zu Tode, denn ich hatte es für sehr vornehm gehalten. Stolz und vornehm war ich mit meinem spanischen Mantel durch die Straßen geschritten.

Wir saßen im Henriettenzimmer, und ich wagte mich kaum zu bewegen, so sehr gefiel mir alles, was ich erblickte. Herrliche Teller und Gläser schmückten den weißen Tisch; von der Decke hing ein zwölfarmiger Leuchter herab, ganz von Gold, wenigstens schien es mir so. Die Fenster waren mit dunkelblauem Stoff verhängt, und an den Wänden hingen die schönsten Bilder. Henriette trug ein einfaches, blaues Kleid, und ihr Gesicht hatte etwas Geplagtes. Sie sprach wenig, aber immer sehr betont und aufmerksam, und die alte Dame, deren schwarzseidenes Kleid beständig knisterte, weil sie so belebt war, schien voller Liebe gegen sie. Ich glaube, daß sie eine sehr vornehme Person war; weder damals noch später erfuhr ich ihren Namen. Aber was sie auch sein mochte, ihr gewinnendes Wesen ließ mir jedes heimliche Forschen frevelhaft erscheinen. Sie duzte meinen Vater, wie er sie, und eine lange Vertraulichkeit, viel Zusammen-Erleben mußten es sein, die einen so herzlichen, einfachen Ton geschaffen hatten, wie er unter ihnen bestand.

Während des Essens erhob sich mein Vater zu einem Trinkspruch. Ich erinnere mich heute nicht mehr an seine Worte. Damals schien es mir hin-

reißend, ihn so zu hören, und mein Blick, der auf ihn gerichtet war, zitterte förmlich. Nein, das ist falsch, er erhob sich nicht; er blieb ja sitzen und sprach zu uns hinüber, von seinem Leben glaube ich, von dem was untergeht und was bleibt, Erinnerungen, die wie Schiffe am Horizont vorbeizogen, — und eines ist mir unvergeßlich. Er sagte: wenn ich einmal alt sein werde . . . Er war im Oktober dreiundsiebzig geworden. Er dachte so wenig an den Tod wie ein Knabe.

Als er geendet hatte, stand Henriette auf, beugte sich zu ihm und küßte ihn auf die Nasenspitze. Das war ihre Art so; etwas Scherzhaftes mußte dabei sein. Die alte Dame klaschte in die Hände. Mit einem kindlichen, fast mädchenhaften Lachen ergriff sie das Glas und sagte, indem ihre Augen tief und warm strahlten: Mein unsterblicher Hilperich soll leben. Wer sie und Henriette zusammen sah, den mochten wohl sonderbare Gedanken über Jugend und Alter gefangen nehmen.

Mein Vater wurde immer aufgeräumter. Er stieß mich in die Seite, drohte mir mit Prügeln, wenn ich fortführe, so schweigsam zu sein. Henriette antwortete etwas zu meiner Entschuldigung, was mir sehr verständig vorkam. Ueberhaupt fand ich ihren Verstand immer bewundernswerter. Ueber alles ringsumher schien sie sich spielerisch klar zu werden. Dennoch sah ich Unruhe in ihren Augen.

Wie lang ist es eigentlich her, daß wir uns schon kennen? fragte die alte Dame in träumerischer Erinnerung.

Mein Vater wiegte den Kopf. Lange, lange, erwiderte er und that einen tiefen Schluck aus dem Glas.

Ich glaube, es war an dem Tage, da Schubert starb, fuhr sie fort und lächelte. Mich durchzuckte es wunderbar und ihr Seufzen kam mir lieblich vor, womit sie weiterredete, (indem sie einen Blick auf Henriette heftete): So blühen die Jungen auf und werden den Alten teuer. Was wirst Du thun, wenn Henriette heiratet? fragte sie und blinzelte dabei mich schalkhaft an.

Sie heiratet nicht, entgegnete der Greis kurz. Oder nicht sobald, fügte er hinzu, indem er das Ohr bis auf die Schulter senkte; Heiraten ist ein Unfug.

Gut. Sie ist ja auch noch jung. Aber schließlich, Weib ist Weib. Nicht wahr? Die alte Dame zeigte ihre weißen Zähne und ließ den Blick naiv fragend von Einem zum Andern gehen. Dann lachte sie und fuhr heiter fort: Alle schreien wir Nie, und auf einmal sagen wir ganz leise Ja. Gut, Heirat hin oder her, aber — ihr Blick wurde plötzlich versonnen — nimm an, man verführt sie Dir. Wie? Nun ja, das ist schon dagewesen. Du, der Freidenkende, was wirst Du thun?

Henriette lachte mit gesenkten Augen kurz vor sich hin. Mein Vater kniff die Lippen zusammen und erwiderte mit einem unbestimmt jovialen Ausdruck und mit weinglänzenden Augen: Das ist plausibel; ich sag ihr: gehe hin, was Du verdienst ist Dein Gewinn. Nachdem er dies gesagt hatte, stand er so heftig auf, daß der Stuhl hinter ihm zur Erde fiel, schlug mit der Faust auf den Tisch und brüllte oder kreischte: Ich würde sie zum Fenster hinunter werfen.

Henriette erhob sich, gänzlich blaß, ging zum Kamin und hielt wie frierend die Hände dagegen. Mein Vater folgte ihr, klopfte mit der flachen Hand auf ihren Rücken, lachte, setzte sich und nahm sie auf sein Knie. Sie hielt aber die Augen geschlossen.

Da die Glocken zu läuten anfingen, erhob sich auch die alte Dame vom Tisch, öffnete ein Fenster, so daß man nun die Glockenschläge dröhnend und

deutlich von allen Seiten vernahm. Der kalte Winter dampfte herein, und Leute schrieen auf der Gasse. Die alte Dame blickte andächtig gegen den Himmel, und ich blieb sitzen wie ein Vergessener.

Noch im Traum in der Nacht sah ich die wohlwollende alte Dame, die vielleicht gegen keinen Menschen Böses hegte; meinen Vater, von Lebenskraft und -Größe erfüllt wie einen Gott des Altertums; Henriette, unentschieden, graziös und fatalistisch kühl. Es war mir einen Augenblick im Traum, sonderbar, als übe sie nur Nachsicht mit meinem Vater, ihrem Vater, beuge sich dennoch gütig unter seiner Liebe.

Den Neujahrstag verbrachte ich mit der Mutter, und als ich am nächsten Tag zu meinem Vater kam, fand ich ihn unruhig und finster. Er begrüßte mich kaum, sagte, es sei nichts los heute. Ohne Arges zu denken, ging ich wieder. Am nächsten Tag erklärte mir die Bedienerin, der Herr Rat sei nach Z. gegangen. Mich erstaunte das; er konnte dort nur das Kloster besuchen, in welchem seine Frau war. Vor dem Haus lungerte Mittelmann herum. Ohne weiteres erklärte er mir in seiner singenden, hastigen Redeweise, daß Henriette verschwunden sei. An die dummen Ausdrücke erinnere ich mich nicht mehr, die das dünne Männlein gebrauchte, aber mir wurde der Kopf heiß.

Den Tag darauf war ich nicht wenig überrascht, meinen Vater und Mittelmann miteinander Schach spielen zu sehen. Ich wagte nicht zu reden, nicht zu fragen, setzte mich und sah zu. Das Gesicht meines Vaters war so verändert, wie etwa ein laubreicher Baum nach einer Orkan-Nacht. Aber mit ruhiger Hand schob er die Figuren, ohne den Blick vom Brett zu erheben. Seine weißen Wimpern schienen schwer. Er verlor die Partie; Mittelmann grinste entzückt, als ihm mein Vater verächtlich einen Gulden hinwarf, und ohne von meiner Anwesenheit Notiz zu nehmen, begannen sie eine neue Partie. Plötzlich aber stieß mein Vater das Tischchen mit dem Fuße um, und von dem Getöse erschreckt, flüchtete Mittelmann in eine Ecke. Mit schweren Schritten ging mein Vater auf und ab, dann ergriff er nacheinander die Stehuhr, die Lampe, eine Wasserkaraffe, den Handspiegel und seine Waschschüssel und warf sie mit voller Wucht gegen die Dielen. Sein Gesicht war blau, die Adern an der Stirn und an den Händen wie Stricke geschwollen; so ging er auf mich Zitternden zu, packte mich beim Kragen, schüttelte mich mit riesiger Kraft wie eine Puppe und schrie hohl und krächzend: Wo ist sie? wer hat sie verführt? wo ist sie? schaff sie mir her, Lumpenhund! Dann ließ er ab von mir, öffnete das Fenster wie um Luft zu schöpfen, und stieß einen langen, tiefen Seufzer aus, der wie das Geheul eines Hundes klang. Die Bedienerin war aus der Küche gekommen und betrachtete schweigend und erschrocken das Bild der Verwüstung.

Wie ich heim kam, wie ich die Nacht verbrachte, was in meinen Gedanken vorging, das weiß ich nicht mehr. Ich säumte nicht, am folgenden Tag wieder zu meinem Vater zu gehen; wie gestern fand ich ihn mit Mittelmann Schach spielend. Wie gestern beachtete er mich nicht, und ich sah geduldig zu. Der Abend kam und es geschah nichts. Fast wäre ich froh gewesen um einen Ausbruch seines Zorns, so seltsam es lautet. Aber er saß still und in sich gekehrt. Alle Tage ging ich hin, wartete, trauerte. Immer fand ich ihn mit Mittelmann beim Schach und hie und da beim Domino. Sein Gesicht sah alt aus wie ein vom Wasser zerrissener Stein. Zu arbeiten gab es nichts für mich; ich betrachtete meinen spanischen Mantel, der nun bald dem Thauwetter weichen mußte, als ein unverdientes Geschenk. Ich haßte und verwünschte das Schachspiel und das andere, verwünschte Mittelmann in meinem Herzen. Was mein Vater auch sagen mochte, Mittelmann wiederholte es wie ein lästiges Echo,

auch wenn es eine Beschimpfung war, die ihm selbst galt. Seine Körperhaltung zeigte die tiefste Unterwürfigkeit, aber zugleich die Unruhe eines Kobolds. Wenn eine Partie für ihn schlecht stand, hüpfte er auf seinem Sitz, wiegte sich aufgeregt hin und her, steckte die dünnen Fingerchen in den Mund, murmelte sinnlose Worte, fuhr förmlich wehklagend mit der Hand über die Stirn, und wenn er keine Rettung mehr sah, zeigte sein Gesicht einen Ausdruck geisterhafter Frechheit. Dies schien meinem Vater zu behagen und ihn zu erwärmen.

Die Ungeduld, zu wissen, verzehrte mich. Ich dachte mich an Mittelmann zu halten, der doch beständig um meinen Vater war. Ich hatte erfahren, daß er ein Zeitungsreporter war und glaubte, einen guten Spion an ihm zu haben. Ich nahm ihn mit in ein Wirtshaus und ließ ihm Speisen, Wein und Bier vorsetzen. Zwei Stunden hindurch aß und aß er, ohne daß in seinem Munde Raum für ein überflüssiges Wort verblieb. Mich erbarmte seiner, wie er mit vollen Backen stammelte oder glückselig auf die heißen Kartoffeln blies. Ich ließ es also dabei bewendet sein und begriff, daß Mittelmann meinem Vater nichts anderes war, denn ein Haustier, ein folgsamer Hund, der sprechende Hund. Er brauchte ihn vielleicht nur, um für sein düsteres Schweigen ein zitterndes Ohr zu haben.

Henriette war fort; sie hatte sich einem an den Hals geworfen, und war Gott weiß wohin gegangen, ohne Wort noch Zeichen. Mehr wußte ich nicht und konnte nichts sonst erfahren. Für meinen Vater war ich wie Luft. Warum, das weiß ich selber nicht. Oft stieg es mir bitter auf: hat er ihr das Blut vererbt, so vielleicht auch die That; aber es zu sagen, hütete ich mich wohl.

An einem wunderschönen, sonnigen Nachmittag kam ich hin und fand Bianca Spinola in seiner Schlafstube. Das Henriettenzimmer war zugeschlossen, war seit dem Neujahrstag nicht mehr betreten worden. Ja sogar, die leeren Teller und Flaschen standen noch auf dem Tisch, wie mir Bianca später erzählte. Die Bedienerin war am Feiertag über Land gefahren und schon am Abend war das Unheil geahnt und mein Vater hatte die Thüren versperrt.

Bianca war also da. Mein Vater lag auf seinem mageren Bett, und sie saß am Fußende und hielt ein Buch in den Händen, aus welchem sie Verse ihrer Heimatsprache vorlas. Mein Vater sah mich fremd und unwillig an, schloß aber gleich wieder die Augen, um weiter zu lauschen. Nie habe ich ein schöneres Bild gesehen; das schlanke heitere Mädchen mit den tintenschwarzen Haaren und den regungslos hingestreckten Greis und die helle Februarsonne im Zimmer und dazu wie Musik die italienischen Worte. Ich entfernte mich auf Zehen. In dem kühlen Vorzimmer schlief auf einem Stuhl fahl und zusammengesunken der wunderliche Mittelmann.

Am Abend erzählte mir Bianca etwas Schreckliches. Ihrem wälschen Gerede entnahm ich nur, daß mein Vater jetzt herumging und sich vor dem Sterben fürchtete. Er! Sie habe ihn beobachtet, sagte Bianca, auch habe er gesprochen. Die Phantasie des jungen Mädchens war wie durch Gespenster erschüttert. Ich glaubte ihr nicht. Meine Mutter lachte sogar darüber.

Mit bangem Sinn trat ich das nächste Mal den mir so vertrauten Weg in die alte Gasse an. Mein Vater war allein. Er saß am Fenster und starrte vor sich hin. Mit schüchternen Worten suchte ich ihn zu einem Spaziergang zu bewegen. Er verzog die Lippen verächtlich und erwiderte nichts. Ich begriff meinen Vater, begriff seine Einsamkeit. Als es dunkelte, wollte ich gehen; jedoch, er hielt mich zurück mit einem Gebahren, das ich noch nicht an ihm bemerkt hatte. Er wurde sanft, seine Stimme klang weich und wie zerbrochen; er bat mich, die Lampe anzuzünden, und als dies geschehen war, wurde er

sichtlich ruhiger. Er sagte, er wollte nicht mehr diktieren, ihm sei das zu mühsam, er wollte sich überhaupt um all die Geschichten nicht mehr kümmern. Zum ersten Mal wagte ich es, von Henriette zu sprechen. Er sah mich groß an und schüttelte den Kopf. Das Frauenzimmer hat jetzt mehr Plaisir von der Welt als von mir, sagte er und kicherte cynisch vor sich hin. Ich wußte keine Antwort, verbarg meine Ueberraschung. Wieder wollte ich aufbrechen, denn ich fürchtete ihn zu stören. Er nahm meine Hand zwischen seine beiden, hielt sie fest und sagte, ich sollte warten, bis er im Bette sei. Dann nahm er eine Kerze, öffnete die Thür zu dem großen Zimmer, leuchtete hinein, ging mit schlürfenden Schritten dem Licht förmlich nach, spähte in alle Ecken, spähte auch in den Flur hinaus, wobei er kurz auflachte, wie um irgend einen Lauerer aufzustören, und ich saß da, schaudernd und von neuem begreifend.

Man darf es nicht wagen, sagte er zurückkommend und schielte mich von der Seite an. Man ist nirgends sicher. Wenn Du die Treppe hinuntergehst, kannst Du Dir das Genick brechen, mein Söhnchen. Ueberall wartet etwas auf Dich, und was Du verlachst, kann Dein Verderben sein.

Er entkleidete sich mit Hast, warf sich auf das Bett und seufzte. Jetzt kannst Du gehen, brummte er mürrisch, aber sieh zu, daß das Schloß einklappt.

Ich ging. Es war schon späte Nacht. Ich irrte herum und kam bis in die Vorstädte.

In den nächsten acht Tagen suchte ich meinen Vater nicht mehr auf. Eine neue Stellung, die ich erlangt hatte, nahm mich sehr in Anspruch. Aber während dieser Zeit wurde mein Geist so von Unruhe gepeinigt, daß ich für die Arbeit ganz abgestumpft wurde. Dennoch hielt mich etwas Schweres ab, zu ihm zu gehen. Ich war feig, ja, ich fürchtete mich vor seiner Furcht. Es war der letzte Sonntag im Februar, als ich mich meiner Pflicht erinnerte. Still war ich herumgegangen und hatte Niemandem etwas davon gesagt; und auch das quälte mein Gewissen, als hätte die laute Welt helfen können.

Es regnete an diesem Tag. Obgleich so viele Jahre verflossen sind, erinnere ich mich, daß vor meines Vaters Haus ein Betrunkener lag, und daß dies einen fatalen Eindruck auf mich machte; besonders das matte, gedunsene, gleichgültige Gesicht des Mannes und seine halboffenen Augen. Johlende Kinder sprangen um ihn herum.

Oben öffnete mir die Bedienerin. Wieder fand ich meinen Vater allein, und zwar in dem großen, leeren Zimmer. Er saß neben dem Spiegel, vor dem kleinen runden Schach-Tisch. Er hatte mich nicht bemerkt, meine Schritte nicht gehört. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und war anscheinend in tiefes Sinnen verloren. Kein Laut störte die Ruhe; nichts Belebtes machte die Einsamkeit vergessen. Es sah aus, als ob er seit vielen Stunden so sitze, mit einem Unerklärlichen beschäftigt. Ja, es war, als sitze er inmitten des Ozeans, von Verlassenheit umringt. Endlich wagte ich es, laut den Tagesgruß zu rufen, und er hob langsam den Kopf. Er besann sich, nickte, ich trat näher, und er gab mir die Hand wie er in guten Stimmungen zu thun pflegte, sodaß es nämlich ein richtiger Handschlag war. Aber sein Aussehen war verstört.

Ich denke über die Toten nach, die hinter mir liegen, sagte er. Ich schaue zurück und jedes Jahr ist ein Zaunpfahl, an dem eine Leiche hängt.

Es ist das allgemeine Loos, Vater, entgegnete ich beengt.

Sein Gesicht verzerrte sich wie vor einer Flamme. Allgemeine Loos? Warum? Warum? Antworte, Du Zeisig! Warum fühl ich dabei? Warum? Warum weiß ich davon? Warum erst alles und dann nichts? He? Warum? Er stand auf und sah mich gebieterisch an.

Gott will es, flüsterte ich.

Gott? Wer ist Gott? Was kann Gott wollen, was nicht ich will? Muß ich sterben, weil ein Gott will, den ich nicht kenne? Ich glaube nicht an den Tod. Oder wie? Wer könnte mich von meinem eigenen Tod überzeugen? Er blickte gegen das regennasse Fenster und gegen den Himmel; sein Hals war dunkelrot gefärbt, und die rechte Hand war geballt. Und doch, was ist zu thun? fuhr er nun mit feierlicher Stimme fort, ohne seine Stellung zu verändern. Es nützt nichts, daß ich leben will, leben, leben. Es nützt nichts, daß ich weiß, auch ihr werdet tot sein, wenn ichs bin. Es nützt nichts. Wenns auch nur noch zehn Jahre sind, was sind zehn Jahre für mich?

Ich erinnere mich, daß ich etwas sagte von unserer Liebe für ihn. Aber er schwieg und hörte nicht. Langsam wanderte er auf und ab, die Hände auf dem Rücken und wiederholte noch einmal vor sich hin: was sind zehn Jahre für mich? Mir standen plötzlich die hellen Thränen in den Augen und voll Betrübnis schlich ich davon. Immerfort glaubte ich ihn zu hören, den anklägerischen Ton seiner Stimme, den Trotz seiner Worte; immer sah ich ihn einsam in seiner leeren Stube gehen und konnte nicht die Inbrunst und das Furchtbare seiner Augen vergessen, als er ausrief: Was kann Gott wollen, das nicht ich will? Raum und Zeit verachtend, stand er im Mittelpunkt des Weltalls, allein, aufrührerischen Geistes, ein aufrührerischer Fährmann, die abendliche Flut des Lebens befahrend. Die Jahre konnten ihm nichts sein, denn seine Seele hatte stets den Augenblick besessen — und nun verloren. Ein Erzeuger.

Den nächsten Tag verbrachte ich mit meinen Angelegenheiten. In der Nacht, die folgte, fand ich keinen Schlaf. Die Luft schien mir schwül und kaum daß es Morgen geworden, trieb es mich nach der Wohnung meines Vaters. Als ich in sein Schlafzimmer trat, sah ich ihn ruhig auf dem Bett liegen, und daneben hockte Mittelmann, das Schachbrett vor sich, anscheinend stumpfsinnig in ein Problem vertieft. Mich wunderte das so früh am Tag. Mittelmann gewahrte mich und sagte scheu: Ich war die ganze Nacht hier, es war um zwölf Uhr, solange spielten wir. In dieser Stellung brachen wir ab. Sehr interessante Stellung, sehen Sie nur.

Geschwätzig redete er weiter. Ich blickte unbeweglich auf die geschlossenen Augen des Greises. Sein Gesicht zeigte denselben Ausdruck des Trotzes, wie vor zwei Tagen.

Die Fenster waren geöffnet und die Sonne strahlte herein. Ich wurde so traurig wie nie zuvor; und doch war es mir, als hätte ich meinen Vater schon tot hingestreckt gesehen damals, als Bianca ihm vorlas.

Am nächsten Tag begrub man ihn. Den armen Mittelmann führte ich darnach in ein Wirtshaus und gab ihm satt zu essen.

Ludwig von Hofmann.

Von **Karl Scheffler.**

Die Malerei spiegelt in der Gegenwart klarer als eine andere Kunst die Stimmungen des Zeitgeistes wieder; vielleicht nur für ein paar kurze Jahrzehnte, um dann, einer geheimnißvollen Leitung folgend, den Vortritt wieder abzugeben.

Wenn man die moderne Malerei aus einer Entfernung betrachtet, wo das verwirrende Detail verschwindet, werden zwei entgegengesetzte Bewegungen deutlich sichtbar und man erkennt bald, daß es dieselben Strömungen sind, die in dem großen Kampf unserer Tage um eine Weltanschauung hart gegen einander drängen. Um die Zwiespältigkeit der Ziele zu bezeichnen, braucht man nur Namen der besten Künstler neben einander zu nennen, z. B.: Böcklin und Manet oder, um im engeren Kreise zu bleiben, Hofmann und Liebermann. In ganz unzulänglichen Schlagworten sind die Richtungen so bezeichnet worden: romantischer Hellenismus und realistischer Impressionismus.

Keine andere Zeit reicher Kunstentfaltung hat solche Spaltungen gekannt. Denn es ist nicht nur der Gallerieton, der uns die verschiedenartigsten Werke der Niederländer oder Italiener so einheitlich erscheinen läßt; es ist vielmehr der unzersplitterte Geist einer alles umfassenden Kultur, der sich mannichfaltig in ihnen offenbart und das Frembartigste geistig verbindet. Die Kunstwerke dieser Perioden scheiden sich individuell, die der Gegenwart jedoch social. Raphael und Michel Angelo, Murillo und Velasquez, Rembrandt und Van Dyck, jeder unterscheidet sich scharf von seinem Zeit- und Volksgenossen als Temperament; sie waren aber Kinder derselben Kultur und somit dem unentrinnbaren Zwang des Stilgefühls unterworfen. Der naheliegende Schluß, unsere Malerei hätte kein Anrecht mit diesen großen Epochen verglichen zu werden, wäre falsch. Denn allein die zuversichtlich andauernde Energie, mit der das neunzehnte Jahrhundert gewaltige malerische Probleme erfaßt hat, ist hoch zu werthen; wie viel mehr sind es die Resultate, die vor aller Augen, als Zeichen unsterblichen künstlerischen Ernstes, dastehen. Die französische Malerei in ihren beiden Linien, von Ingres über Delacroix bis Puvis de Chavannes, von Millet zu Manet und Degas, die englische, von Rosetti bis Morris, die deutsche, von Menzel und Leibl bis Böcklin und Hofmann: das sind Entwicklungen, die sich früheren Epochen, dem Maße von Kraftentfaltung nach, an die Seite stellen lassen.

Die Richtung der modernen Malerei, die dem socialen Gefühle dient, ist, in ihren Zielen zwar nicht, aber als Kulturfaktor am leichtesten verständlich. Millet und van de Velde: das ist der Anfang und das Ende einer gewaltigen Kurve. Diese beiden reinen, unvermischten Geister treibt es zu konkreter socialer Bethätigung. Die Arbeit der Andern, die zwischen diesen Beiden stehen, oft

beweglicher aber auch weniger harmonisch sind, ist nur social determinierend. Die Betrachtungsweise ist ein kalter, bitterer Enthusiasmus, eine verzweifelte Begeisterung für die Erkenntniß. Selbst das Bild der Natur, die Landschaft, wird von diesen Malern in Stimmungen gesehen, die eine Fortsetzung der von socialer Sehnsucht gefärbten Gemüthsstimmung sind. Das Leben wird nur von weitem betrachtet, das Interesse am Einzelnen und am Menschen erlischt immer mehr und die Erde scheint nur noch der von niederem Gestrüpp bedeckte Planet, auf dem das Licht in tausend bunten Blitzen ein wesenloses Spiel treibt. Eine mächtige Kunst schreitet Seite an Seite mit dem Leben; aber sie hat das Lachen und Weinen verlernt — ein Geschmack, scharf wie ein Messer, analysiert; aber das stolzeste Besitzthum der Kunst, die Synthese, geht darüber verloren. Es ist ein gewaltiges Gebäude, wozu der sociale Bautrieb so die Kunst heranzieht: rohe, gestaltlose Massen und wirr umherliegende, künstlich gemeißelte Theile, neben der Unfertigkeit frühzeitiger Verfall, ein unendliches Gewimmel emsiger Arbeit ohne einheitliche Leitung; aber doch ein verwandtes Streben in tausendfältiger Form. Diesem Triebe dient der größere Theil der modernen Malerei. Die Künstler folgen einem oft uneingestandenen Gefühl und so arbeitet der Individualist, der sich einsam glaubt, mit tausend Genossen an demselben Werke.

Dem gegenüber steht schroff ein anderes Ideal, das so wichtig scheint wie das erste, aber nicht so sicher zu werthen ist.

Der Zaudernde wird zur Parteinahme gedrängt. Im Rückblick ist eine Entwicklung ja leicht zu übersehen, aber dem darin Stehenden verwirrt sich das Urtheil leicht zu Gunsten dessen, was seiner persönlichen Vorliebe schmeichelt. Daneben müht sich der Drang nach einheitlicher Weltanschauung für die Gegensätze, die sich z. B. in den Namen Tolstoi und Nietzsche aussprechen, die Einheit zu erkennen: vergebens! Hier sind zwei Anschauungen die sich nicht einigen lassen, die sich feindlich gegenüberstehen müssen bis — nun, bis zum „dritten Reich“ Ibsens. In solche Fernen darf doch das Urtheil über eine Kunst, die vor unseren Augen entsteht, nicht schweifen. Wer kann die Sonja Dostojewskijs und eine Eva Hofmanns als Schwestern einer Kultur begrüßen. Gegen eine Formel, die diese Kluft leichtsinnig überbrücken soll, ist der Verdacht der Oberflächlichkeit gerechtfertigt.

Jeder, der das Leben im ganzen Umfange und in den höchsten Zielen zu erkennen trachtet, muß einen persönlichen Kampf bestehen. Er muß wählen zwischen dem Ideal, das sich am vollkommensten in der antiken Kultur verkörpert hat, und dem socialen Ideal der Gegenwart. Niemals war eine Zeit jenem hellenischen Ideal ferner, als die unsere; die Stärke der Sehnsucht beweist die Armuth unseres Lebens. Es hilft keine Gewaltsamkeit, die angestrengteste Arbeit für irgend erkennbare große Ziele der Zukunft ist nutzlos: in der ersten müßigen Stunde tönen auch die Lieder der Sirenen wieder über das Wasser. Wir bauen uns mit den gewaltigen Kräften der Zeit ragende Luftschlösser in die blaue Zukunft; aber auch das erfüllt uns nicht mit der jubelnden Freude, mit dem blinden Glauben, die das Leben erst lebenswerth machen. Der Tag scheidet sich von dem Abend. In der Ruhe kehrt stets das alte Ideal wieder, angethan mit den kostbaren Gewändern ewiger Jugend, blühend in einer Gesundheit, die nie das peinliche Herzklopfen ängstlicher Gewissensnoth gekannt hat und so von Genüssen erzählend, deren einer das ganze hastige Treiben der Arbeit aufwiegt. In diesen Stimmungen wird uns die Kunst eines Monet oder Liebermann zur Qual und wir wären

einsam, wenn die allgemeine Sehnsucht sich nicht Instrumente gewählt hätte, auf denen reinere Akkorde erklingen.

Der Hellenismus, der von je das Abendland beherrscht hat, vor allem Deutschland, ist noch ebenso lebendig — im tieferen Sinne — wie zur Zeit Winkelmanns und Goethes. Der griechische Künstler deutscher Nation: das ist ein Schicksal. Die deutsche Sehnsucht nach innerer Harmonie, die unser Volk so kosmopolitisch, d. h. unpolitisch macht, ist reiner, selbständiger geworden, die äußeren Formen der griechischen Kunst verwirren nicht mehr, der Archaismus ist überwunden; aber der etwas sentimental verstandene Geist und die Lebensformen der antiken Welt sind allgemach ein unauslöschliches Ideal geworden, dem alle zarten, ewigen, vom rauhen Leben der Zeit zurückgewiesenen Empfindungen einverleibt werden. In dieser Traumsehnsucht, der ein lebendiges Gegenbild fehlt, sind viele große Begabungen schwach geworden, sie sind zu Grunde gegangen, weil ihre Kunst in dem Chaos einer wirren Uebergangszeit kein reifes Ausdrucksmittel fand. Denn diese Kunst kann nur auf Gipfeln wandeln. Selbst Goethe, der große Hexenmeister, durfte nicht ungestraft das holde Gespenst Helenas beschwören. Die Epigonen seiner Anschauungen erlagen ganz dem starren Blick der Griechenschönheit, den starren Augen einer herrlichen Medusa. Künstler wie Rauch, Thorwaldsen, Carstens u. s. w.: das waren nicht geringere Begabungen als unsere Zeit sie besitzt. Selbst der große Puvis ist noch nicht frei; erst Böcklin und, in gewissem Abstande, Hofmann haben den letzten Rest antiken Formalismus überwunden, mit dem die Skulptur noch jetzt die schwersten Kämpfe bestehen muß. Der Hellenismus Hofmanns ist nicht mehr eine Kunstanschauung, sondern eine metaphorisch ausgedrückte Weltanschauung.

So stehen die Gruppen gegeneinander. Die Impressionisten sind Erkenntnißkünstler, bei allem Temperament fatalistisch, die Epiker der Zeit, die in Prosa dichten; die Romantiker, sind Poeten, intuitive, dionysische Naturen, Aristokraten, die nur die Schönheit anerkennen. Beide Richtungen wollen den ungeheueren Gehalt des Lebens künstlerisch ausschöpfen. Die eine ist im Einklang mit der Zeit, aber sie füllt die Seele nur zur Hälfte, denn dort wo sie endet beginnt die schmerzliche Frage noch lauter als zuvor; die andere ist dem Tage fremd, wird von Wenigen verstanden und baut aus ewig jungen Gefühlen köstliche Prophezeiungen auf. Die socialen Künstler steigern beim Schaffen ihr heißes Realitätsgefühl; die anderen müssen äußern Eindrücken entfliehen um sich zur Insel der Seligen hinüberträumen oder ewigen Leidenschaften fest ins Auge sehen zu können, sie leben ein doppeltes Dasein, müssen Stimmung erzwingen, sich künstlich berauschen — sie brauchen Italien. Die Einen sagen uns eine herbe, unerbittliche Wahrheit, vor der uns eng wird und bang; führt uns aber der Dichter, so folgen wir freudig der „zurückflatternden Fahne der Lebenszuversicht".

In den Regionen des höheren Talentes oder des Genies spaltet sich diese Doppelbewegung in zwei klare Strömungen. Es giebt aber auch Geistermischlinge, in denen der doppelte Drang mächtig ist. Dieses sind jedoch literarische Maler, keine Könner. Sie verzehren sich in unfruchtbaren Experimenten und müssen sich schließlich mit gebrochenen Flügeln ins Joch spannen lassen. Die Kunstentwicklung geht grausam mit Talenten um!

Einseitigkeit ist hier Kraft. Hätte in Böcklin im Geringsten das sociale Gewissen geschlagen, das uns so peinigt, so würden wir die Werke seines Genies

nicht rein empfangen haben. Wäre in Millet eine Spur von Aristokratenekel gewesen, so würde sich die Monumentalität seiner Umrisse sofort verflüchtigt haben. In der bildenden Kunst identificiert sich das Formale vollkommen mit dem Inhalt. Die Poesie kann den Kampf der Seele, die zwischen zwei Welten wählen soll, darstellen, die Tragik des Vorwurfs giebt schon einen Schimmer von Stil; aber die bildende Kunst hat mit Mitteln zu arbeiten, die an sich Resultate eines reinen Kulturinstinktes sein müssen. In einer Zeit, wie die unsere, die die Malerei ganz auf sich selbst stellt und ihr nicht mit Traditionen zu Hilfe kommt, müssen auch auf formalem Gebiete ungeheuere Spaltungen eintreten, wenn zwei Weltanschauungen die Kunstform gefunden werden soll.

Am meisten braucht die Kunst einen Stil, die nicht dem Tage dient, sondern das Allgemeingültige der Menschennatur in Symbolen ausdrücken will. Der sociale Künstler darf soweit Naturalist sein, wie sein Temperament es zuläßt; der Idealist muß alles übersetzen: das Besondere ins edlere Allgemeine. Kein Zweifel, hier ist die Aufgabe unendlich schwieriger. Darum ist die Zahl dieser Maler so klein, sind die Typen so rein und darum hatten diese Einsamen von je mit dem Archaismus zu kämpfen. —

Es ist gut, sich so die Stellung Hofmanns in der Zeit zu vergegenwärtigen, bevor man vor seine Werke tritt. Nur dann können wir das eigene Empfinden richtig einschätzen und dem Zwiespalt in uns, der so oft dem Künstler aufgebürdet wird, das Bittere nehmen. Es ist mehr als Gefühlsspielerei, was diese Kunst hervorruft, es ist auch nicht die „Flucht in eine schönere Wirklichkeit“, sondern eine Erinnerung an das Ewig-Kindliche, an das Rein-Menschliche in uns, die wir brauchen wie einen Trunk kühlen Wassers in der Schwüle des Arbeitstages. Noch mehr: hier ist etwas von der selten gewordenen Kunst gerettet, die zu großem Thun begeistert. Hofmann ist einer der wenigen Künstler, von denen das schöne Bibelwort gilt: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen“, die in jeder Lebensqual die Größe, im Schmerz das Veredelnde, in der Freude das Kindliche, in der Leidenschaft das Poetische sehen, die das Leben verschönern und den Tod befreien. —

Die äußere Entwickelung Hofmanns ist bald angedeutet. Der Künstler hat auf den Akademien in Dresden und Karlsruhe das Handwerk gelernt, wie es in solchen Instituten zu lernen ist. Ich hatte Gelegenheit ein Bild aus dieser ersten Zeit zu sehen, ein „Gretchen im Kerker“. Es ist genau so brav, grau, nichtssagend und theatralisch gemalt, wie vor fünfzehn Jahren noch deutsche Akademiker zu malen pflegten. Heute ist es auch schon anders geworden. Immerhin besaß der Künstler ein starkes Können, als er entscheidende Eindrücke auf der Pariser Weltausstellung von 1889 empfing. Mit Bewunderung und in all seinem Wesen aufhorchend empfand er damals die zahllosen Möglichkeiten, die der Individualität offenstehen, um sich künstlerisch auszuleben, wenn sie, ohne ängstlich nach großen Vorbildern zu schielen, den selbstherrlichen Regungen des Instinktes folgt und den Muth hat, das Temperament als einzigen Maßstab für die Betrachtungsweise des Lebens und der Natur gelten zu lassen. Hofmann sah in Paris in gedrängter Fülle die Werke der großen Maler des neunzehnten Jahrhunderts. Es war nicht die Arbeit eines einzelnen Meisters, sondern vor allem die höhere Einheitlichkeit im Mannigfaltigen, das Spiel der Persönlichkeit innerhalb der eben geweiteten Grenzen der Kunst, was ihn frappierte. Jeder dieser Maler war sich selber treu:

dadurch wurde er originell. Ein unselbständiger Geist hätte sich hier verloren, hätte sich dem meistbewunderten Künstler angeschlossen; Hofmann lernte aus der Sturmfluth von Anregungen, daß auch er auf dem Wege seiner Selbstbestimmung zu einer Eigenart gelangen müsse. Er vervollständigte sein Können, indem er ein Jahr in der Akademie Julian, die so vielen internationalen Talenten eine vortreffliche Schule geworden ist, Akte malte. Hier, in dem freien Wettbewerb männlich strebender Künstler, lag eine Stimmung wahrhaft moderner Kunst. Dann kopierte er in der école de Pharmacie die damals vielbewunderten Wandgemälde Besnards und schuf seine ersten selbständigen Arbeiten, die auf der Ausstellung der XI. dann veröffentlicht wurden.

Es ist noch in lebendiger Erinnerung, welch selbstgefälliger Verständnißlosigkeit seine Malerei jahrelang begegnete. Auf allen Ausstellungen wurde er verlacht und gehöhnt. Selbst die Kollegen wußten nichts mit ihm anzufangen und schätzten, in der Zeit der berliner Kunstrevolten, nur das Revolutionäre an ihm.

Was Hofmann als Maler so bedeutend macht, ist der Stil den er sich geschaffen hat. Er gräbt tief genug um zu wissen, daß was der Laie „Gefühl oder Stimmung" nennt für den Künstler eine Formfrage ist. Nietzsche drückt es umgekehrt einmal so aus: „Man ist um den Preis Künstler, daß man das, was alle Nichtkünstler „Form" nennen, als Inhalt, als die Sache selbst empfindet. Damit gehört man freilich in eine verkehrte Welt: denn nunmehr wird Einem der Inhalt zu etwas blos formalem — unser Leben eingerechnet." Er ist vielleicht der einzige Idealist der ohne eine Spur von Archaismus auskommt. Er ist Maler, nur Maler, eigenartig und persönlich in jedem Ausdruck! Farbe und Form werden unter seiner Hand zu sicheren Ausdrucksmitteln seines Temperamentes. Dieses ist lyrisch gestimmt. Auf dem Gebiete der Lyrik wird ja am angestrengtesten nach neuen Kunstformen gerungen, weil hier das Persönlichste zu gestalten ist und der Künstler an die Quellen aller Kunstempfindung zurückgehen muß. Ein seltener Sinn für die Gefühlswerthe der Farben, wofür es noch keine Regel, kaum eine Erfahrung giebt, ist dem Künstler eigen; drei, vier Töne, so ursprünglich gesehen, als wäre er über Nacht von einem andern Planeten herabgekommen und hätte vor aller Natur den ersten Blick für das Wesentlichste: damit zwingt er jede Stimmuug. Seine Koloristik ist nicht naturalistisch im banalen Sinne; sie steigert die Farben der Natur so konsequent in der Richtung der Stimmung, daß das Auge alle Funktionen der andern, vor dem Bilde ausgeschalteten Sinne mit übernimmt. Er versteht von der Landschaft nicht nur zu malen was man sieht, er malt auch den Hauch des Windes, den Duft des Laubes und der Blumen, den Gesang der Vögel.

Aber dazu genügt nicht allein die Farbe, er braucht noch die stilisierte Form, den rhythmischen Nachdruck der Linie, den Reimklang und das metrische Maß des Ornamentes. Auch da hat er den sichern Instinkt. Er zwingt das lineare Element, das so vielen modernen Künstlern im Handgelenke zuckt, das aus den Bildern der englischen Praeraphaeliten und der jungen Holländer zum gewerblichen Ornament drängt, in den Dienst der Idee. Im Mittelpunkt der Bilder, wo die innerste Stimmung lebt, ist alles Farbe und Komplex; gegen den Rand werden die Menschen und ihre Gewänder, die Bäume und Felsen, die Wolken und Wellen immer mehr zu Ornamenten, so daß ein Rahmen schon im Bilde beginnt. Dadurch wird die Stimmung in den Mittelpunkt gebannt und kein Gedanke irrt neugierig über die Peripherie hinaus. Den wirklichen Rahmen bemalt er in einer Ornamentik,

die formal und zuweilen auch durch naturalistische Motive im Zusammenhang mit dem Bilde steht, so das Hauptthema verschiedenartig variierend.

Seine etwas kühle Lyrik weist ihn auf die Pastellskizze und auf das Oelbild mäßigen Formats. Vor seinen großen Gemälden hat man die Empfindung, die unorganische Vergrößerung eines Originals zu sehen, das man vorziehen würde. Diese seltsamen malerischen Schönheiten werden konventionell, wenn sie in zu weitem Faltenwurf auftreten; nicht konventionell im gewöhnlichen Sinne, aber es wird dem Künstler dann sein eigener Stil zum Schema. Diese sensibele Art, die Nuancen der Empfindung zum Kunstwerk ausweitet, kommt besonders leicht in Gefahr, sich im Maßstabe des Bildes — der in der Malerei so wichtig ist — zu vergreifen. Wenn der für das Sujet zu große Raum gefüllt werden soll, geschieht es nur zu leicht, daß der Reim den Sinn, die Farbe und Form die Stimmung machen. Und es soll doch umgekehrt sein. Dann sieht man kalt dem Spiel der Phantasie zu. Viele wollen in Hofmann die große dekorative Begabung sehen, den Frescomaler, doch fehlt für diese Hoffnung noch jeder Anhalt; das Monumentale scheint nicht im Empfindungskreise dieser sensitiven Natur zu liegen.

Während bei Böcklin in jedem Bilde Anfang und Ende ist, eine dramatische Abgeschlossenheit, weisen die Werke Hofmanns aufeinander, eins hebt und erklärt das nächste und aus der Fülle baut sich eine kleine Welt plastisch auf. Es sind Skizzen aus einem Lande, das nur er kennt, in dem alle Lebensäußerungen noch die ursprüngliche Resonanz haben, nicht vom Schmutz des Tages bespült sind, wo alle guten und starken Leidenschaften in Wahrheit verklärt werden. Die Natur ist dort lebendig wie in allen Märchenreichen, sie fühlt Leid und Freude der Menschen mit. Eine leise poetische Philosophie, die nicht im geringsten sentimentale Philosophie der Lebenszuversicht, verbindet die einzelnen Bilder, so daß deren Gesammtheit eine fortlaufende Gedankenreihe ist, die sich in Gestalten bewegt. Die Gesichte fließen ineinander, die Episoden verketten sich zu einem großen Lebenstraum von reiner Schönheit, so etwa wie ihn der geisterreiche Drang eines Faust sieht.

Hofmann malt nicht den einzelnen dramatisch gesteigerten Fall der Leidenschaft, sondern das edlere Allgemeine. Statt des Gefühls giebt er das Symbol des Gefühls. Die eine Handlung begleitende Stimmung ist ihm wichtiger als die Handlung selbst, weil diese zufällig, jene ewig ist. Er malt, wie Böcklin und auch Thoma, im Sinne Lessings, wenn man den Kern der Laokoonlehre allein betrachtet. Thomas Symbole haben realistische Klarheit, etwa wie die Gottfried Kellers, dessen Naturell dem seinen sehr verwandt ist — Böcklins Symbole sind nicht einseitig gedacht oder empfunden, sondern erlebt, zuerst formal gegenüber der Natur, dann, hinuntergleitend, in der Seele und in steter Wechselwirkung gigantisch wachsend — Hofmanns Symbole endlich sind Stimmungen, so menschlich wahr, daß der verwandte Geist gleich auf denselben Ton gestimmt wird. Ein Beispiel: Eine sachte zum Fluß hinabgleitende Waldwiese im Mondlicht, im Hintergrund, ganz undeutlich, ringen Mann und Weib im Liebeskampf mit einander, vorn, den Fluß hinauf, der links aus dem Bilde herausfließt, sieht man ein halb Dutzend schwarzer Panther den Durst im blauen Wasser löschen und im Ufergrase spielen. Also: Mann und Weib illustrieren das Motiv, die heiße Gluth sinnlichen Verlangens, nur ganz von fern; die im Mondschein trinkenden Panther geben erst die drückende und doch freie, die heiße aber reine, die dionysische Stimmung, sie bringen in das Bild die Schönheit und das Grauen. Man sieht: Hofmann ist

garnicht der Maler sentimentalen Rosenduftes und süßer Nachtigallenlieder, wozu er oft gestempelt wird. Man denke nur an das Bild, wo der besiegte Ritter tot in der heißen Sonne des fernen Meeresstrandes liegt, während der Sieger oben im bunten Schatten neben dem Weibe, dem Kampfpreis, das Blut seiner Wunden trocknet. Alle Töne werden angeschlagen, die des Grausens und der unbekümmerten Freude. Er malt junge Mädchen an Abgründen, wie sie entzückt — entsetzt hinabschauen. Aber seine Menschen handeln nicht eigentlich. Meist leben sie in der schönen „Trägheit der Blumen", ihre Stellungen sind gefällig, die Gesichter still. Es sind nicht selbständige Geschöpfe, deren Thun uns interessiert, sondern Gestaltungen eines mit plastischen Bildern spielenden Sinnens. Die badenden Frauen wecken in uns die Lust, im kühlen Waldwasser unterzutauchen, die Schatten der Bäume laden zum Ausruhen in farbiger Kühle ein. Wir empfinden vor seinen Bildern die ahnenden Schauer des Unendlichen, das drohend Phantastische der Welt und die Tanzfreude sorgloser Glückseligkeit. Er bildet die Natur des Alltags zu einer Festtagsnatur um, die seine Träume beherbergen, seine Menschen hervorbringen kann, die uns eine zärtliche Erinnerung an die jugendfrühe Welt unserer kindlichen Gesichte weckt.

„Das ganze Herz der Natur scheint sich hier zu sehnen, um zu geben und immer zu geben". Diese Welt ist nicht mehr der trostlose Arbeitsplatz des Lebens, alle Welt führt dem Menschen ein Schauspiel vor: Die Hügel heben die Fluren zu sich empor und prachtvolle Wolkengebilde ruhen halb auf den Blumenteppichen der Berge, halb in der Luft, eine ewige Blüthe geht den Fluß entlang und spiegelt sich im Schimmer der Wellen, das Wasser kreist zwischen Stengeln und Blättern, es ringelt und kräuselt im Schatten der Felsspalten, wo eine Schaar badender Mädchen dem ewigen Spiele geruhig nachsinnt. Es ist ein ewiger Hochzeitstag der Natur und von den Inseln der Seligen tönt das Adagio der Lebensruhe herüber. Diese Kunst kennt nicht den Tod. Hofmann hat, wie Böcklin, nie den Winter gemalt, nie Schnee, Eis und Regen, kaum jemals Herbst und Dämmerung.

Um die innere Harmonie zu bewahren, die eine so geübte Kunst fordert, braucht der Künstler Italien. Er hat seit 1894 ein Atelier in Rom und wechselt mit dem Aufenthalt hier und dort. In Italien entstehen die meisten Bilder, in Berlin werden sie vollendet. Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob eine Kunst, die südliche Sonne braucht, ganz „deutsch" sein könne. Diese Malerei ist deutscher, als der ganze Impressionismus, der seine Motive in den Werkstätten der Arbeit, in den schmutzigen, dürren Landschaften vor den Thoren der Großstadt sucht. Die sociale Malerei muß international sein, weil sie eine Erkenntnißkunst ist; jene aber ist national, weil sie von Gefühlen genährt wird, die in den festen Grenzen der Volksindividualität stehen. Der nationale Standpunkt wird in der Kunst ja leicht lächerlich; es giebt aber doch zu denken, daß die deutschesten Künstler nicht ohne den Süden schaffen können. Dort unten werden sie seltener geweckt von den schrillen Rufen des Daseinskampfes. (Will man noch einem Bild unserer Zeit in die Augen sehen, so betrachte man genau, wie der Künstler seine in Schönheit erträumten Gestalten nach Modellen vollenden muß, die sich ihm für Geld schamlos entblößen, die ihre degenerierten, sündhaften Körper dem Hellenen darbieten. Doch das ist ein anderes Kapitel — eines der traurigsten unserer Kunst. —)

Die Gegenwart muß Hofman als Maler vielleicht den ersten Platz in Deutschland anweisen. Einige Künstler beherrschen das Nackte mehr, andere haben eine

flüssigere Technik: Keiner hat einen so sicheren Geschmack und die Fähigkeit, mit Farbe und Form alles auszudrücken, was in ihm lebt. Seine Bilder dürfen nicht neben den Werken zweier Zeitgenossen hängen: Böcklins pathetische Wucht erdrückt ihn und das rembrandtsche Raffinement Degas' giebt ihm eine Nuance, die leise an Paul Thumann erinnert. Das ist die Gefahr jeder Lyrik, die Grenze zwischen feinster, zartester Empfindung und Süßlichkeit zu verfehlen. Neben allen Anderen kann er bestehen. Das bedeutet für einen Maler, der sich jedes Ausdrucksmittel selbst geschaffen hat, unendlich viel.

Die Form des romantischen Hellenismus, die er verkörpert, ist alt. Es ist die zwiespaltige Sehnsucht aller Romantik, nach der Madonna und nach Aphroditen zugleich. Das christliche Element wird heidnisch aufgeheitert, das heidnische leicht christlich gedämpft. In den weiten Kreis dieser Empfindungsweise gehören die Lieder Schumanns, die Gedichte Hölderlins. Hofmann zeichnet sich vor Allen aus durch die Konsequenz des ganz modernen formalen Empfindens, das auf den Grundlagen steht, die die Malerei des neunzehnten Jahrhunderts geschaffen hat. Und so wird es nötig, um alles zu sagen, mit einer Frage zu schließen:

Hofmanns Farbensinn ist optisch verwandt mit dem der französischen Impressionisten nnd Koloristen. Das ist unzweifelhaft. Und der Geist seiner Arabesken ist verwandt mit dem praktischen Ornament der neuen Nutzkunst, mit der Ornamentik von de Veldes, Eckmanns und Anderer. Das kann nicht Zufall sein. Die Weltanschauungen, die der sozialen und der romantischen Kunst zu Grunde liegen, sind unvereinbar; die Kunstmittel sind hier und da ähnlich. Nun besteht zwischen formalem Mittel und poetischer Absicht eine tiefe Verbindung, die in der verborgenen Werkstatt der Kunstempfindung geschlossen wird. Die Frage ist: deutet diese Einheit der formalen Empfindung auf eine endliche Einigung der kämpfenden Weltanschnuungen hin, giebt es hier eine Andeutung, daß sich der sociale Geist mit dem aristokratischen, der christliche mit dem hellenischen verschmelzen kann zu einer einzigen, großen Weltanschauung, die im Stande ist, jede alte und neue Sehnsucht unseres Herzens zu beantworten? Oder, wie ist die Erscheinung sonst zu verstehen?

Von dieser Frage wird die Ruhe noch mancher Generation abhängen.

Rückblick.

Von **Alfred Kerr.**

I.

Der Winter ist aus. Man geht nach Marseille; nach Genua. Nach Puebla de Hijar. Nach Laubegast, nach Schreckenstein. Nach Avignon. Es flieht der Zauber, der im Abendschein erhellter Räume niederschwebte. Schöne Haare! Wie ein Dach über den frevelhaften Reizen der jungen Brust. Flammenkelche verblassen. Süßer Wahnsinn in der Ferne. Milde Lüfte wehn; Vögelein singen in Friedenau, in Tempelhof. Einst hatt' ich deine Seele ganz, Du kleine Prinzessin im Strahlenglanz. Du flötest: „Ich hab' nach jenen Stunden den Weg zu meiner Mutter gefunden." Deine Mutter ist ein falsches Weib, sie lebt und liebt zum Zeitvertreib. Einst hatt' ich Deine Seele ganz, Du kleine Dirne im Strahlenglanz. Musik erklingt, lange nachdämmernd. Mit der Locke steht Einer am Pult; mit der Locke sitzt Einer am Flügel; eine Greisin kräht: „O hätt' ich ein Wämslein und Hosen und Hut!" Lichter, Menschen. Die A-dur-Symphonie, in leisem Schritt, mit leise tupfenden Tönen, ruft das Ernste und Gefaßt-Humorhafte unsres Schicksals. Alles versinkt. Schneespaziergänge liegen weit zurück. Und Du? Ist es verweht, Dein wehendes Haar, — Briefträgerstochter, leuchtende, freche? Der Winter ist aus. Man geht nach Marseille; nach Genua.

II.

Einen Blick sendet noch der Mensch zurück. Mein Amt auf Erden war, gegen die Dramatiker zu kämpfen. Aufzupassen hab' ich, daß Keiner falsche Monologe macht. Gott hat mich eingesetzt, jedes Beiseitesprechen zu verhindern. Wenn einer unecht ist, hab' ich zu sagen: unecht ist er. Wenn aber jemand ein Zwerg ist, hab' ich zu sagen: ihm fehlt der Ewigkeitszug.

Wagt wer direkte Charakteristik statt indirekter, den ich nicht brandmarkte? Eingesetzt bin ich.

III.

Georg Hirschfeld gab sein lässigstes Stück. Der Held ist Kritiker. Über ihn sucht ein schlecht Kritisierter die Sperre zu verhängen. Hirschfeld nahm ein thatsächliches Geschehnis.

Er unterlag, weil er keine Distanz hatte. Weil der miterlebte Vorgang auf ihn wirkte, und er sorglos war, das müsse gleichfalls auf Andre wirken. Weil er die augenblickliche Bedeutung mehr als die etwaig allgemeine herausgriff. Weil er nicht formte, was an Allgemein-Wichtigem noch in diesem unwichtigen Fall ruht. Er projizierte nicht. Am Schluß der Agnes Jordan hat er die Schwägerin und den Bruder vorgeführt, nahe Menschen, ohne sie Fremden anteilswert zu machen. Deshalb verstimmten diese Szenen. Jetzt wirkt sein ganzes Stück wie sie. Kurz: die mangelnde Distanz war sein Verderben.

Der schlecht Kritisierte heißt, im Stück, Jansen. Er versucht zum Nachteil des Kritikers eine, wie es im Stück heißt, „ganz gemeine Pression". Jansens Unanständigkeit ist nicht ausgewachsen und tragisch; es ist die Unanständigkeit der Gerupften, Halbängstlichen. Er wirkt auf Rosenberg ein, Theaterdirektor, Freund des Kritikers.

Hirschfelds Arbeit bekommt nun den kleinen Zug. Den Augenblickszug.

Der Kampf des Helden geht mit Nachdruck wider Jansen, — der Kritiker „steht aufgerichtet, bleich, in starrem Fanatismus“. Man schüttelt den Kopf. Das Wichtigste des Erlebnisses wird ihm wohl das Erlebnis mit Rosenberg gewesen sein. Die wesentlichere Erfahrung ist der Befreundete, der umfällt, nicht ein Kritisierter, der sich rächen will. An diesem nachdenklichsten Punkte geht das Werk vorbei.

Der Direktor (im Stück) bekennt sein Unrecht.

Was für Herrn Rosenberg und die andern Römer bleibt, ist die Erinnerung, vor einem Jansen ins Mauseloch geschlüpft zu sein. Und die Aussicht: daß eines Tags etwan ein Dichter kommt, ihre Schwäche zu verewigen, dem kompakt Majorisierten aber in einem, wennschon durchfallenden Stück die Palme zu reichen.

Etsch! Écoutez le poète! Écoutez le rêveur sacré!

IV.

Aus dem Vorstehenden ergiebt sich, daß ich nicht maßgebend sein kann für die Beurteilung dieser Arbeit: als ein Kritiker, dem schon ähnliches widerfuhr. Dem Dichter fehlte die Distanz zum Stoff; dem Kritiker fehlt sie zum Stück. Immerhin rafft er sich zusammen; sagt nach bestem Wissen, es sei das leerste und mißlungenste von allen Werken dieses Schriftstellers. (Besonders der Held ist windig.)

Doch scheut er sich nicht Folgendes hinzuzufügen. Im Vater des Helden liegt sehr Schönes, wohl nicht nur für Beteiligte. Dieser hohe Sechsziger, ganz liebendes Familienhaupt, zermürbter Redakteur, der einst in Chemnitz einen Patroklos spielen ließ, durch Jahre das Joch trug, — schließlich aber, meine Teuren, für die Freiheit erwacht und gegen die Banausen kämpft: herrlich ist er. Ja, es rührt an die Seele, wenn der Greis vom Tisch aufsteht, in Gedrücktheit, und aus dem Innersten sagt:

„Man muß protestieren.“

Wär' ich maßgebend, ich bekämpfte einige Rezensionen. Fritz Goldner hat ein Drama verfaßt. Man schrieb: vielleicht war es schlecht. Und: er streite nicht für ein allgemeines Gut, sondern für sich. Für sich? O Sodom, Babylon und Gehenna! Tell mordete bekanntlich Geßlern, weil einem fremden Kind der Apfel auf den Kopf gelegt war. Kohlhaas empörte sich bekanntlich, weil fremde Gäule verschwunden waren. Julius Harts leuchtende Sachlichkeit rührt mich zu Thränen. Keusch sein; diskret selber darauf hinweisen; in Zurückhaltung bloß, aber auch bloß für die Andren schaffen, ihre Werke mit Idealismus beschauen, der Leib förmlich besät mit Bethlehemorroiden, das sittliche Bewußtsein auf der linken Handfläche: verehrungswürdig ist ein solches Schauspiel. Mein Taschentuch!

Vergeßt nicht, daß die sogenannte Sittlichkeit auch zum Nutzen des Einzelnen da ist; daß sie ja aus dem Bedürfnis vieler Einzelner entsprang; daß nichts daran liegt, wie groß der Gegenstand eines strittigen Rechts ist; daß alles daran liegt, wie groß er für den Kämpfer ist; daß es gleichgiltig im bestimmten Fall ist, ob das Stück faul oder gut war; daß es gleichgiltig ist, ob die Kohlhaasischen Pferde billig oder teuer waren; kurz: daß eine Rechtsfrage zur Erörterung steht, nicht sowohl eine Kunstfrage.

Wär' ich maßgebend, ich schriebe noch Einiges. Hart schilt den Kritiker in der Komödie gehässig. Er ist es nicht. Er mag es ruhig sein. Bloß wünsch' ich ihm: er sei nicht versteckt gehässig; er sei nicht sittlich gehässig; er sei nicht nazarenisch gehässig; er sei vielmehr ganz frech gehässig. Er gebe als Kritiker (was uns recht himmlisch dünkt): die Kritik des Hasses und der Liebe, temperiert durch historische Gerechtigkeit. Davidsbündlerkritik, die gleich dem biblischen König zwei Werkzeuge liebt: die Schleuder und die Harfe. Er krieche nicht in den Autor hinein: sondern stelle der Persönlichkeit des Autors die eigne gegenüber. Er mühe sich in allen Unternehmungen, das beste Deutsch in Deutschland zu schreiben. Und er mühe sich, über ein Kunstwerk nur durch ein Kunstwerk zu richten.

Gehässig mag er sein.

V.

Das Theaterstück, ohne dichterische Ausschweifung, von besseren Literaten gemacht, war ein Merkmal dieses Winters. Die beiden Kramer, der Alte und der Junge, haben durchaus keine Verwandten. Ein Kleinbürgertum der Dichtung gewinnt an Raum. Sie nehmen das Feuer vom Altar in die Küchenöfen. Daneben blüht ein neuer Spezialismus. Vom Rosenmontag sprach ich. Wie grob ist dagegen Otto Ernst, der nicht Offiziersſitten, sondern die Volksschule bearbeitet. Dieses Verräterchen wälzt sich im Spießertum. Max Dreyer richtet seinen Ewigkeitsfernblick auf die Siegesallee. Er verdammt kgl. Hochschulen für bildende Kunst. Dreyer hat das fatale Format: zureichend geschickten Bau. Plattdütsche Trautheit zwischendurch. Er ist der geborene evangelische Schriftsteller.

Welch ein Phantast, gegen sie alle, bleibt der Sudermann des Johannisfeuers. Er sprießt auf, wo die Gartenlaube geschlechtlich wird. Er verschmäht kleine Temperiertheiten. Lernt von ihm.

Dreyer ist der Chef der Handwerkerschule.

VI.

Auch neue Gründungen wie das Ueberbrettl hatten den kleinbürgerlichen Zug. Das Ueberbrettl dachten wir uns überlegener, kämpferischer. Ist Herr von Wolzogen ein Europäer? Freilich. Er hat, obschon von Adel, in der Kunst die Witterung des Mittelstands. Er schuf eine Anstalt für diesen.

Der Geheimbund „Schall und Rauch“ wirkt als cabaret Bedeutenderes. Giebt wenigstens himmlische Parodistica.

Gegen das Mittelständige wollte die Secessionsbühne fechten. Sie brachte die Komödie der Liebe, das Gewagteste von Maeterlinck, Hofmannsthal mit der feinen Egoistenkunst, wo sie weicher, ausgekleideter, voller und wärmer in dem Gedicht vom Thoren auftritt, stellte Wassermann vor, gab Courteline, leider nicht Wedekind. Grausenvoll, ein nächtiges Raubtier mit starren Augen, lugte im Hintergrund ein mystischer Dalles. Auch sie landete zuletzt beim Spießerstück.

Immerhin: sie hatte protestiert.

VII.

Der übergangene Schulnaturalismus kam einmal zum Wort mit Schlafs Oelze. Spiegelt er die Wirklichkeit? Der wirkliche Oelze ist größer als bei Schlaf. Hier wird der Abgrund provinziell, der Mord hausbacken. Schlaf ist ein deutscher Goncourt. Ein Versuchskünstler. Auch ihn umstrahlt die dunkle Gloria der Schlemihle. Seinem grundsätzlichen Mut haben wir jedenfalls zu danken.

Schlaf kommt nicht zur Größe vor Ueberfluß an kleinen Bestandteilen. Björnson kommt nicht zur letzten Größe aus Mangel an kleinen Bestandteilen. Er giebt Felsstürze, Dynamitexplosionen. „Ueber unsere Kraft“, zweiter Teil, brachte die stärkste Theaterwirkung seit 1894. Björnson ist ein Ueberblicker. Er sieht Umrisse. Er enthüllt am sozialen Kampf nicht die verborgenste Seele der zwei Widersacher: er zeigt vor allem die Gefahr des Zusammenstoßes. Björnson ist immer noch stark und klar wie ein Bauer, wirksam wie ein Schauspieler, salbungsvoll wie ein Pastor.

Beide wurden aufgeführt von Paul Lindau. Auch Schlaf, den er vor elf Jahren bekämpfte. In der Freien Bühne vom 16. April 1890 rufen Schlaf und der nebensächlichere Holz: „Scheemste Dir denn janich?“ Auch Wagners Bedeutung habe Lindau zu spät erfaßt. „Jenau so wird't Dir nu in Deine ollen ehrwirdjen Dage ooch wieder mit den sojenannten Naturalismus jehn .... Dir Aas kenn' ick doch?“

Die Zeit verstreicht. Brahm redigierte 1890 diese milden Sätze. Heut ist Lindau der Fortschreitende, Brahm der Zurückgebliebene. Lindau ging vom Unwesentlichen zum Wesentlichen, Brahm vom Wesentlichen zum Unwesentlichen. Lindau hat schwache Darsteller und wagt Bedeutendes. Brahm hat starke Darsteller und wagt überhaupt nichts. Der Eine blickt auf eine spät erwachende

Jugend; der Andre auf ein früh erwachtes Alter. Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Martin Zickel stand neben Beiden: wagelustig und ernst, empfänglich so für neue Humore wie für neue Sehnsüchte. An ihn sich zu halten wird der Nachwuchs am gescheitesten thun.

VIII.

Die Macht der Finsternis war eine sichere Nummer von der Freien Bühne her; Brahm spielte sie. Das Korrektiv für diesen Tolstoi scheint mir Ibsen. Was der alte Akim sagt, sind Ur-Grundsätze des Gewissens. In einer zerklüfteten, in einer Neues gebärenden Zeit so grundlegende und simple Dinge zu gestalten: darin liegt die Macht des Stücks. Für Westeuropa mit Ibsen hat es doch wohl keine Geltung. Im Beginn wird ein Mädchen verführt und verlassen. An diesem Seelenmord geht Tolstoi vorbei. Zwei wirkliche Morde macht er zur Hauptsache. Soll man uns predigen: zerquetscht keine kleinen Kinder, vergiftet keine Ehegatten? Man soll es nicht. Die Einfachheit eines gewissen Barbarentums mag zu bewundern sein. Rußland ist ein merkwürdiges Land an Klima, an Zurückgebliebenheit. Ibsen blickt wohl mit ethnologischen Augen auf dieses Stück. Ich kann mir nicht helfen: es ist recht schön primitiv zu sein; es ist aber noch viel schöner, sehr differenziert zu sein.

IX.

Also wir sahen Kleinbürger; wir sahen die neuen Gründungen; wir sahen den alten Naturalismus; wir sahen die Fremden: den einen von thönerner Größe, den andren von barbarischer Stumpfheit; wir sehen jetzt L. Fulda, der muntere, adäquate Verse macht. Er schrieb die erfolgreiche „Zwillingsschwester“, unter dem Flügelrauschen seines Vogels, der ein Kanari ist; sodaß er hinter Cajetan von Münch-Bellinghausen und dem falschen Spanierlustspiel nur wenig zurückbleibt.

Stilisierten Ernst geben die Verse von Schnitzlers Beatrice. (Wegen der Verse die Nachbarschaft.) Die Dichtung spielt in Bologna, und wurde gespielt in Breslau; dort sah ich sie. Der Held ist ein Prüfer: mißtrauisch gegen alle Daseinswerte; eifersüchtig auf Träume der Geliebten. Ein Stück Lustmörder. Den Leib zu kosten sättigt sie nicht; sie schlitzen den Bauch auf, das Geheimnis herauszuholen.

Solche Köpfe, unglücklicher und feiner, braten an der eignen Fackel, mit der sie ableuchten. Der beste Standpunkt zu dem Fall scheint uns: „Lohnt es denn?“ Man hat ihn allerdings nicht mittendrin, sondern vorher oder nachher.

Meistens nachher.

Hebbels Herodes, in einem der größten Liebesdramen aller Zeiten, ist so Einer, der grüblerisch lugt, ein gesteigertes Bewußtsein des Geliebtwerdens herbeizuführen; der eine Gewißheit möchte, über das Thatsächliche hinausgehend. Innige Qual, verlangende Grausamkeit, Verzweiflung sehnsüchtigen Mißtrauens, küssende Wut und nagende Wonne, untrennbare Gemeinschaft und ewige Fremdheit verschlingen sich. Er tötet die Frau.

Schnitzlers Melancholiker tötet sich selbst. Und hier ist der dunkle Punkt. Man wird überrascht. Man fühlt nur ein Wollen des Dichters, nicht ein Müssen der Gestalt. Warum? schreit der Hörer. Schnitzler sagt: Aus Trauer im Anblick der entgötterten Liebe. Aus sonstiger Enttäuschung. Aus Schuldgefühl auch. Endlich ist er Poet. Immerhin: der Tod bleibt ein Einfall.

X.

Dem Helden gegenüber steht der zweite Held: ein Herzog. Der lebt in Thatkraft das volle Leben; verlangt nicht bohrend Unerreichbares. Dennoch ist er, der Eine wie der Andre, zuletzt getäuscht: von Beatrice.

Der Eine wie der Andre ahnt die Worte Salomos: „Das Weib ist bitter.“ Zugleich, das ist das Tragisch-Holde, bricht ihre Süße durch. Es giebt ja welche, die sind schön und hundeschnäuzig. Wissen nicht, wann sie lieben und wann sie

hassen. Ihr Herz piepst: Jetzt ist es Der! Und wenn es wieder aufwacht, piepst es: nun ist es Dieser! Im Schlaf gaukeln sie über die Erde. „Daß Du“ ruft der Held Filippo —

„— — — — — — — — — — — — — — — — Daß Du,
Die Beatrice ist, und ich, Filippo,
Sich unter den unendlich Vielen fanden,
Und daß Dein Vater toll, füllt nicht mit Bangen,
Daß Vittorino starb, der Dich geliebt,
Nicht mit dem fürchterlichsten Grauen Dein Herz.
Und daß Du Fürstin von Bologna bist,
Macht Dich so wenig staunen, Beatrice,
Wie wenn sich eine Mück' auf deine Hand setzt.
Und wenn Gespenster aus dem Grabe kämen,
Ich weiß, sie schreckten Dich, wie Fledermäuse —
Doch auch nicht mehr und nicht auf andre Art.

Wer ist sie? Ist Beatrice ein Weib des wohlbekannten Schlags: der entweder ausstirbt, aus Gründen der neuen Bildung; oder niemals ausstirbt, aus Gründen der alten Gebärmutter? Wenn man den Schleier fortzieht, lautet die Antwort: sie ist ein Kind, und hängt am Leben. Sie verläßt einen Bräutigam für den Helden, geht wieder zum Bräutigam, läßt den Bräutigam für den Herzog, den Herzog wieder für den Helden, den gestorbenen Helden wieder für den lebenden Herzog. Ein Frauenkenner schrieb das Gedicht. Das Wundersamste der Kennerschaft: wie dieser Spielball doch nichts andres im Grunde thut als den Geliebten lieben. Sie ist ein Kind und hängt am Dasein.

Gewundenes und Empfundenes geht ineinander. Der Held verstößt sie, eifersüchtig auf einen Traum. In der Hochzeitsnacht kehrt sie wieder, um zu sterben. Sterben? Er quälte sie zu sehr, wenn sie lebten. Filippo hat noch feinere Bedenken. Er ist mißtrauisch gegen ihren Tod. Er lügt ihr vor, sie habe Gift im Wein getrunken. Sie erschrickt, will auf der Erde bleiben. Da verstößt er sie nochmals; ein zäher Eintreiber der Liebesforderung. Da er nun starb, will sie das Gleiche thun. Dann argwöhnt sie, er stelle sich tot, um sie aufs Neue zu prüfen. Schließlich aber, mit dem Ruf „leben!“ verläßt sie den Gestorbenen. Wie die Frau, in der Novelle vom Wagensturz, ihren Liebhaber. Wie die Frau, in der Schwindsuchtsnovelle, den ihren.

Schönes, absonderliches Werk! Eine Verquickung leisen Taschenspiels mit letzter Innigkeit. Manches entstand auf rechnerische, manches auf seherische Art. Der Bau wirkt unverhältnismäßig (Dualismus der Mannsbilder), die Verse nur etlichemal reizvoll. Verse zu machen ist Oesterreichs Sendung nicht. Grillparzers Libussa verursacht Bauchschmerzen. Noch Lenau, im Vers der Epen, hat was Gestoppeltes. Das Ganze bleibt die innerste Quintessenz eines Liebesdenkers. Einer Natur, in deren Mittelpunkt die Liebe steht; die aber, von dort aus, um den Sinn des Lebens kämpft: Schuld und Unschuld, Fliegen und Geworfenwerden, Grund und Zweck des Leids. Schnitzler dringt in Höhen und Tiefen wie nie zuvor. Von allem, was der deutsche Winter brachte, reicht nichts an die große Linie, die zum Sarg Arnold Kramers führt. Hiernach aber wird der Schleier der Beatrice zu nennen sein.

XI.

Winter, ade. Rückblick auf einen Winter ist kein Rückblick auf einen geistigen Abschnitt. Also darf man zwar feststellen, daß äußerer Reichtum herrschte; daß eine Vermehrung der Arten sichtbarer war als eine Steigerung der Werte; daß ein Sinn für das Spießertum durchbrach; daß glückliche Jahre anders aussehn. Aber man darf nichts folgern auf die Entwicklung im Großen. So ein Ueberblick ist ein Zusammenfassen aus Ordnungsliebe. Die Entwicklung kann verschieden sein von dem mäßigen Stand in zufälligen sechs Monaten.

Dies hinlänglich unterstrichen, packt man ein, weht mit dem Taschentuch und reist nach Süden.

Rundschau.

Der neue Bernstein.

Die soeben bei Edelheim erschienene Publikation des großen Häretikers ist von ganz besonderem wissenschafts-geschichtlichem Interesse. Bernstein hat hier eine ganze Reihe älterer Aufsätze gesammelt, die zumeist in der „Neuen Zeit“ veröffentlicht waren in jener Periode, als er noch neben seinem heutigen Gegner Kautsky als Generalstabschef der sozialdemokratischen Partei dies ihr wissenschaftliches Centralorgan herausgab.

Wenn man die Serie durchstudirt, so erkennt man auf das deutlichste, wie die heute mit dem Hohnwort „Mauserung“ gescholtene Theorie sich schon vor einem Jahrzehnt in fast unmeßbar kleinem Winkel von der Hauptlinie des bisher als orthodox betrachteten marxistischen Systems abgezweigt hat, sodaß selbst scharfen Augen damals noch als apologetische Exegese erscheinen konnte, was thatsächlich doch schon Keim eines rationalistischen Kriticismus, was thatsächlich schon Protestantismus war. Bernstein selbst ist sich damals — den meisten Reformatoren ähnlich — wohl kaum bewußt gewesen, daß er einen Weg betrat, dessen weitere Verfolgung ihn schließlich weitab von den bisherigen Waffenbrüdern führen würde. Denn in dem ersten Abschnitt, „ex cathedra“ geheißen, steht er noch mit dem ganzen Pathos des offiziellen und orthodoxen Schriftdeuters auf dem Lehrstuhl seiner Partei. Was hier, in den tiefen und feinen Auseinandersetzungen über Lohn- und Bevölkerungsgesetz etwa nicht kanonisch ist, ist empfunden und giebt sich als harmlose Erweiterung der Lehre, als Bereicherung ihres Inhaltes mit neu erschlossenem Material.

Im zweiten Abschnitt ist die Divergenz schon unverkennbar. Hier finden sich jene berühmt gewordenen Abhandlungen, z. B. „über die sozialpolitische Bedeutung von Raum und Zeit“, die den Widerspruch der Parteipfaffen aufwühlten und schließlich zu der Herausgabe der sensationellen Bekenntnisschrift führte, zu den „Voraussetzungen des Sozialismus“, die soviel Kampfstaub aufgewirbelt haben. Der letzte Teil: „Waffengänge für freie Wissenschaft“ enthält die schärfer und schärfer geführten Auseinandersetzungen mit Kautsky und den Seinen, die den Bruch offiziell konstatierten, Bernsteins Ausscheiden aus der „Neuen Zeit“ unvermeidlich machten und, wenn es nach dem Wunsch der Ketzerrichter gegangen wäre, mit seinem Autodafé, mit seiner Ausschließung aus der Partei ihr Ende gefunden hätten.

Es ist heute schon vollständig klar, auf wessen Seite das Recht und die guten Gründe sind. Die Richtung Bernstein bedeutet das bewußte Einschwenken der gewaltigen Arbeiterpartei aus der Bahn des unfruchtbaren Quietismus und Utopismus in die Bahn praktischer Organisation; sie führt dem Heere der Demokratie die ungeheuren materiellen und ideellen Kräfte dieser großartigsten Parteibildung der Weltgeschichte näher und näher. Von dem Fortschreiten dieser Entwicklung ist alles Heil zu erwarten, das unserem alten Europa überhaupt noch bestimmt ist: und darum kann kaum etwas mehr Beachtung verdienen, als eine Publikation, die die Wurzeln einer so segensreichen Bewegung bloßlegt. F. O.

Drei Bücher über Kunst.

Die verschiedenen Typen kunstwissenschaftlicher Schriftsteller zeigen sich in drei neu erschienenen interessanten Werken, von denen jedes eine Gattung bedeutet und jedes ein Naturell, in seiner Art vollkommen.

Richard Muthers Buch heißt „Ein Jahrhundert französischer Malerei“ (S. Fischer Verlag, Berlin) und ist das Bekenntnis eines geistreichen Kenners, der durch die Pariser Weltausstellung scharfen Auges hindurchgegangen ist. In Muther steckt ein Stück Künstler, und dies hat ihm die Philologen zu Feinden gemacht. Wenn ein Kulturschriftsteller wie D'Annunzio das Material skrupellos zum Diener seiner Phantasie macht, so nimmt ihm das Niemand übel. Wenn aber jemand, der Bücher schreibt, die sich nicht direkt Romane nennen, ganz in derselben Weise mit seinem Stoff verfährt, so verstößt er gegen die Gewohnheiten der Zunft. Vielleicht teilt man einst die Zünfte ein in solche mit Geist und solche ohne Geist, heute gilt Lüge für Dichtung und Wahrheit für Wissenschaft. Wer heut als Dichter behauptet, seine Geschichten seien wirklich passiert, dem traut man nicht, und wer als Historiker die Wahrheit verachtet, von dem sagt man, er wisse nichts. Bis zur zukünftigen Neuteilung der Zünfte haben die Mittelmenschen, die halb Dichter, halb Forscher sind, viel zu leiden. Muther hat sich in seiner großen Malereigeschichte als ein Kulturdichter allerersten Ranges bewiesen, der selbst im Irrtum fruchtbar wirkte, weil sein Irrtum aus der leben-

digen Anschauung kam, die die Erde des Geistes zu Schollen lockert. Er hat sich Eignes und Fremdes zu einem Ganzen gemischt, wie ein Sammler feinsten Geschmacks, und er hat unter das Fremde nicht immer den Zettel geklebt: Geschenk des Konsuls Wolff oder Hannover. Die Kleinlichen haben ihm das verübelt, die Einsichtigen haben es verstanden, wie man eben einen Künstler, ein Temperament versteht, wie man sogar versteht, daß in Paris einmal einer die Dampt'sche Melusinengruppe aus rasendem Vergnügen stahl. Vielleicht hat sich Muther durch diese Verdrießlichkeiten ein wenig beirren lassen und sich in seinem neuen Buche „sachlicher" benommen, als es ihm ansteht. Es ist nicht so schmuckreich, wie es sonst seine Art war, aber es ist solider im Sinne der bestehenden Schätzung. Unter dieser Solidität bleibt genug von seinem Wesen übrig, das er nicht töten kann. Wenn er ein Bild sieht, muß er an Menschen denken, und wenn er drei zusammen sieht, an ganze Kulturen. Er hält es nicht aus, trotzdem er skeptisch genug ist, er muß wunderbare weite Kulturhorizonte ziehen, die aus dem Material ihm herauswachsen. Er widerruft frühere Vorstellungen, wie es alle phantasiereichen Menschen thun, und er überwindet die neuen schon wieder, indem er sie hinschreibt. Ein Meister der Gestaltung hat er im Grunde kein anderes Vergnügen, als dieses des Gestaltens, des Wortwerdens, der concreten Aussicht auf eine Kulturlandschaft. Die Pariser Ausstellung war wie kaum ein zweiter Stoff für diese Anlage geeignet. Hier ist ein Panorama einer hundertjährigen Entwickelung aufgestellt, die Künstler beisammen, Korrekturen der herrschenden Anschauung sind leicht vorzunehmen, neue Erscheinungen, wie der verschollene Trutat oder Daumier als Maler, angenehm einzureihen, das Ende des Jahrhunderts fällt mit dem Ende der selbständigen Kunst zusammen. Der Weg vom Klassicismus durch das Biedermeiertum, die historische Schule, die Impressionisten und Symbolisten ist farbenreich und voller Abwechslung, große Männer ragen aus den Massenbewegungen scharf geschnitten empor — das reizt zum kleinen Kulturroman und zu jener scheinbaren Objektivirung, die historische Größen unbemerkt nach subjektiven Wünschen hin und her bewegt. Vielleicht ist das Buch eine Mittelstufe zwischen einem Ausstellungsbericht und einer Geschichte der französischen Kunst, die noch unausgelöst in ihm steckt.

Das Gegenteil ist Karl Wörmann, der eine dreibändige, sehr schön illustrirte Kunstgeschichte aller Völker und Zeiten im Verlage des Bibliographischen Instituts, Leipzig erscheinen läßt, von der der erste Band — die außerchristliche Zeit — fertig ist. Hier war die Aufgabe zu lösen, in bündiger Form die ganze Masse modernen Wissens belehrend vorzutragen. Der Muther'sche Geist hätte das Buch zerstört, die Wörmann'sche Oekonomie hat es musterhaft organisirt. Wörmann ist ein überaus geschickter Organisator und doch dabei ein Mann, der die Kunst nicht als Archiv, sondern als Leben ansieht Ueber diesen 600 Seiten alter Kunst liegt nicht eine Spur von Staub, an einigen Stellen tritt eine überraschende Ursprünglichkeit hervor, die auf Reisen und praktische Beschäftigung mit diesen Dingen zurückgeht. Und was wieder nicht autoptisch zu machen war, ist mit lebendiger Liebe zur wissenschaftlichen Litteratur hergestellt. Wörmann gehört zu den wahrhaft modernen Menschen, die nicht bloß in der Thatsache, sondern auch in dem, was über Thatsachen geschrieben wird, das Fluidum sehen. Ich finde, daß in seinem Buche das Herz der modernen, oft so nachdenklichen und verzweifelten Forschung schlägt, und daß hier das großartige Experiment gelungen ist, lebendige Wissenschaft ohne Abzug cursfähig zu machen. Wörmann hat nicht bloß alles Zoologische, das vor der Kunst liegt, alles Ethnologische, das ihre primitiven Geheimnisse erklären hilft, die Parallelen aus Ostasien, deren Betrachtung für Europa so fruchtbar wurde, herangezogen, er hat auch im Detail das Zeitgemäße herausgearbeitet, ohne den offiziellen Stil ruhiger Belehrung zu verlassen. Das Praktische ist bei diesem Buch das erste Erfordernis, die Verteilung und wiederum gegenseitige Verweisung ist tadellos durchgeführt, ein ausführlicher Litteraturindex ist überaus willkommen, die Bilder sind instruktiv gewählt. Aber ich glaube sogar, daß man das Buch (es wird endgiltig den faden Lübke verdrängen) nicht bloß zum Nachschlagen zu benutzen hat, sondern thatsächlich mit Vergnügen hintereinander lesen kann, man wird von jener prähistorischen, mammutzeitlichen Venus von Brassempouy bis zur Venus von Milo etwas von künstlerischer Weltordnung fühlen, die durch den sachlichen Ton der Belehrung deutlich hindurchschimmert.

Zu Muther, dem Künstler der Kunst, und Wörmann, dem Encyclopädiker gesellt sich Alfred Lichtwark, der Erzieher. Muther reizt es, als spectator mundi dem Lauf der Strömungen zu folgen, ein Lächeln auf den Lippen, Wörmann besteigt das Katheder, um bemessene Stunden mit bemessenem Inhalt zu füllen, Lichtwark verläßt das Katheder und geht unters Volk, unter die Dilettanten, in die Schulen, zu den Studenten, ein Sokratiker moderner Aesthetik. Er schreibt nicht aus Freude am Schreiben oder aus Pflichtgefühl, er braucht das Wort nur als Träger des Evangeliums. Wirken ist ihm alles. Zu den bisherigen

Schriften kommt jetzt die „Erziehung des Farbensinns“ (Cassirer, Berlin), ein Büchlein ohne die Ansprüche des Feuilletons, ohne die Vollständigkeit des Systems, nur Anregungen und Winke, aus dem engen Kreis praktischer Hamburger Wirksamkeit geboren. Die Deutschen sind in der Farbe durchschnittlich Barbaren, sowie sie für die wichtigsten Farbenschattirungen, violet, orange und rosa, keine eigenen Worte haben. Freilich hat auch die Farbenanschauung ihre Geschichte, wie gelb im abendländischen Altertum als vornehmste Farbe galt, während das Mittelalter blau zur Kultfarbe machte. Aber es handelt sich um die ursprüngliche Begabung überhaupt für Farbeneindrücke und man braucht nur in einen alten deutschen Gemäldesaal zu gehen und ihn mit gleichzeitigen Niederländern oder Italienern zu vergleichen, um die durchschnittliche Barbarei festzustellen. Es giebt im ganzen Berliner Museum kein farbenroheres Bild, als dasjenige des Hans Baldung Grien. Etwas davon ist den heutigen Deutschen zum Unterschiede von Franzosen und Engländern geblieben. Wir müssen in der Erziehung schon darauf achten, den Farbensinn zu pflegen. In Handarbeiten, in naturgeschichtlichen Excursen, vor bunten Tieren und Pflanzen läßt sich diese Aesthetik sehr bequem betreiben. Lichtwark hebt sehr richtig hervor, daß unsere Knaben bis zum 12. Jahre mit Blumen beladen von draußen heimkehren, dann aber mit leeren Händen, weil es ihnen unmännlich erscheint. Die akademische Künstlererziehung hat die Maler verdorben, weil sie durch Uebertreibung des Zeichnens den Farbensinn tötete. Wenn wir wieder mehr in Zusammenhang mit unseren Tieren und Pflanzen kommen werden, wird der Colorismus nicht mehr für feminin gelten und ein Teil der neuen realistischen Erziehung sein. O. B.

Neue Hebbelbriefe.

Die zweibändige „Nachlese“ der Hebbelbriefe, die in B. Behrs (E. Bock) Verlag erschienen ist, giebt nicht in Schnitzeln und Spänen les beaux restes einer Charakteristik, sondern sie läßt in seltener und mannigfacher Fülle die Gestalt vor uns entstehen und in allen Variationen ihrer vielseitigen Mischung spielen.

Eine Repetition des ganzen Lebens von den Wesselburener jungen Leiden über die harten Hamburger, Heidelberger und Münchener Zeiten bis zum inneren und äußeren Befestigen der Existenz in Wien, stellen diese Briefe dar. Und sie sind mehr als Parerga und Paralipomena, da sie ein ganz neues Kapitel der Biographie dieser interessanten Menschlichkeit schreiben: Hebbel und seine Frau Christine.

Aus diesen Blättern Lesefrüchte zu sammeln, süße, herbe, grotesk gewachsene, feurige und funkelnde, ist ein Genuß besonderer Art.

Die jähen Komplikationen dieser Natur, die von dämonisch dunkelchaotischem Glühen bis zur schlichten liebevollen Kindlichkeit alle Schattirungen weist und allen diesen Stimmungen bewunderungswert stets den konkretesten leibhaftigsten Ausdruck findet, spannt die menschliche und litterarische Neugierde aufs höchste.

Am Eingang steht sein Selbstporträt: „es ist eine solche Verwirrung in meiner Natur, daß mein besseres Ich ängstlich und schüchtern zwischen diesen chaotischen Strömen von Blut und Leidenschaft, die durch einander stürzen, umherirrt, der Mund ist dann im Solde der dämonischen Gewalten, die sich zum Herren über mich gemacht haben und ganz bis ins Innerste zurückgedrängt, sitzt meine Seele, wie ein Kind, das vor Thränen und Schauder nicht zu reden vermag und nur stumm die Hände faltet. . . .“ „Der Dampf des heißen Bluts, der das Gehirn verdüstert,“ schwebt um sein Dichten und Gestalten. Als er die Judith schreibt, ists ihm, als ob alle „Adern sich auf einmal ausspritzten,“ seine „Muse will Blut;“ wenn er schafft, erlebt er einen „Sturm in sich“ und nichts freut ihn mehr, als das Wort eines Franzosen, über die Nibelungen, das von Hebbel selbst sein könnte: durch das ganze Stück gehe ein „Wildgeruch, wie im Hochwald.“

Das Visionäre dieser Natur kommt häufig zum Ausdruck. Hebbel geht auf seinen Reisen, vor allem in fremden Städten, manchesmal wie ein Schlafwandelnder und Menschen und Dinge, alte Kirchen, Plätze, Straßenzüge werden ihm in seltsamer Verschleierung märchenhaft bedeutungsvoll. Er hat den schwebenden Schleierblick der Realität der Alltagswelt gegenüber, wie ihn die Romantiker hatten, und wie er bei den Neueren, vor allem bei Jacob Wassermann auffällt, in dessen Renate so häufig bei scheinbar alltäglichen Geschehnissen das „Unterirdische“ wirksam gefühlt wird. „Es giebt ja auch im Wachen solche Traumzustände, worin sich alles durcheinander schiebt,“ schreibt Hebbel.

Im Englischen Garten in München geht er einmal einsam an seinem Geburtstag und mit starker Erinnerungsbeschwörerkraft läßt er sich auf dem chinesischen Turm und in dem kleinen Tempel Gedächtnißbilder wecken. „Wandelnd und dichtend“ streift er über die alten Plätze und „Vergangenheit und Gegenwart läuft ihm märchenhaft durcheinander.“ Die Geheimnisgründe des Seins empfindet er früh, als Zwanziger schreibt er einem Freunde: „Wir sind doch eigentlich Bergleute, die sich bei der Einfahrt in den dunklen Schacht flüchtig begrüßen und oft

erst dann wieder etwas von einander erfahren, wenn sie verschüttet worden sind."

Das Gefühl für das Mystische und Grausige ist, wie bei E. Th. A. Hofmann, durchsetzt mit Ingredienzen der Groteske. Bei den „Serapionsbrüdern" oder in den Phantasiestücken könnte Folgendes erzählt sein: „Mir träumte auf der Universität einmal, daß ich in einem hölzernen Körper steckte, den ich durch einen ungemein künstlichen Mechanismus regieren mußte. Das fiel mir äußerst schwer, jeden Augenblick drehte ich das verkehrte Rad oder zog den verkehrten Faden und das gab natürlich die tollsten Verwicklungen. Wollte ich die Beine brauchen, so setzten sich die Arme in Bewegung, der Kopf saß mir im Nacken mit dem Gesicht, ehe ichs dachte, der Rumpf krümmte sich zum Fiedelbogen zusammen und ich wäre verloren gewesen, wenn nicht einer meiner Freunde, der auch einen hölzernen Körper hatte, aber vortrefflich damit zu wirtschaften verstand, von Zeit zu Zeit die Ordnung wieder hergestellt hätte."

Auch im Formuliren und Charakterisiren liebt Hebbel Grotesken.

Er sagt selbst von sich, daß er, wenn über einem Laden ein skurriler Name stände, er nur aus Vergnügen daran hineingehen und etwas kaufen müsse. Auf solchem Boden sind seine Novellen, seine „Niederländerein", vor allem der „Schnock" gewachsen.

In den Briefen liebt er auch die schnörkligen Figuren der Rede und karrikaturistische Hohlspiegelbilder.

Von einer Frau mit einem „Schiffsschnabelgesicht" meint er, die blauen Augen wären dahineingesetzt, wie „Veilchen in einen Kuhfladen."

Und Kuno Fischer, von dessen Geist er übrigens sehr angethan ist, erspart er die Momentaufnahme nicht: „Er ist ein noch junger Mann mit einem höchst sonderbaren Gesicht, in dem die von einem ungeschickten Bäckergesellen seitwärts gedrehte, warzenhaft auslaufende Nase und das blank-blonde Haar um den Preis miteinander ringen."

Viel Selbstbewußtsein spricht sich aus, aber vorwiegend ist doch eine eherne, unerbittliche Selbstkritik. Sein sondirendes Kontrolliren macht vor der eigenen Person nicht Halt, im Gegenteil, es kehrt gerade bei ihr mit Vorliebe ein.

Aeltere Arbeiten betrachtet er, ohne im geringsten dabei zu posiren, wie vollständig fremde Produkte und beurteilt sie aufs schärfste ohne jede Verzärtelung. Immer strenger wird er in seinen Forderungen. Einen schlechten Vers herauszulassen, erscheint ihm ebenso verwerflich, als falsches Geld in den Kurs zu bringen. Er ist nicht „wie Napoleon, der nach jeder gewonnenen Schlacht übermütiger wurde, sondern wie der alte General Terzky, bei dem im Gegensatz die Vorsicht und Bedenklichkeit wuchs." Er kann mit Fug von sich sagen, daß er an „jeder seiner Stützen selbst gerüttelt hat."

Zwei Frauenrollen sind in Hebbels Leben wesentlich.

Die Partnerin der dumpfen Jahre der Wirrnisse und Daseinsängste ist Elise Lensing, die Hülfreiche, Gütige, die ihm in allem Zuflucht ist, und die ihm schließlich schwerlastendes Schicksal wird. Ein Druck wird ihm dies Verhältniß, in dem die Liebe auf seiner Seite verblaßt ist. Und als Elise ihn, den Ehescheuen, legitim sich fesseln will, kann das starke Gefühl der Verpflichtung und ehrlich-dankbaren Zuneigung, das er dieser Frau dauernd bewahrt, nicht die energische Notwehr verhindern: „Ein Kind ist für mich ein Wechselbrief, den ich nicht bezahlen kann, weiter nichts. Und eine Ehe, die kein reelles Fundament in einem Vermögen hat, das die Existenz sichert, ein Sprung in den Abgrund." „Nimm diesen Brief nicht mit Thränen auf, sondern mit Vernunft. Wenn Du mir etwas Tröstliches darauf sagen kannst, so wird es mir willkommen sein. Nur laß Gott aus dem Spiel. Sei überzeugt, daß Du mir, wie auch meine Stimmungen und Verhältnisse sein mögen, ewig teuer bleiben wirst, obgleich auf andere Weise, als Weiber den Männern gewöhnlich teuer sind."

Starke Ungeduld über den thränenreichen, sanften aber zähen Zwang und das selbstgefällige stille Dulden macht sich geltend und eine verachtende Unlust am Weiberwesen. Aus der Elisenepoche stammt die etwas geschraubte Invektive gegen die Weiber:

„Weh denen, die das Weib, diese Marketenderin des Augenblicks, zur Sonnenuhr machen, durch die die Ewigkeit ihre Stunden anzeigt."

„Das Weib ahnt kein Ziel, aber sie kennt aufs genaueste den Punkt, von dem man ausgehen muß, sie übersieht kein Wirtshaus, wo man eintreten und sich erfrischen kann."

„Die Sentiments der Weiber sind Aderlässe, und wie wir durch erhöhtes Empfinden gewinnen, so verlieren sie."

Und derselbe Mann, der das schrieb, der die leidenschaftlichste Abneigung gegen Heirat und verbriefte Dauerzustände hatte, fand tiefe stetige Lebensruhe im Bunde mit einer Frau, an die die ersten und die letzten Briefe die sicherste, festgegründetste Herzenszärtlichkeit atmen.

Das ist Christine Enghaus, die Burgschauspielerin, die als Hebbels Wittwe heut noch lebt und stolz darauf sein kann, solche Briefe empfangen zu haben.

Wenn man überhaupt über Hebbels Bruch mit Elisen debattiren will, in diesen Briefen liegt sein Recht. Er löste nicht aus Laune und Wankelmut, er mußte sich frei

machen, weil er erkannte, daß Elise nicht die Frau seines Lebens sei, und weil er wußte, daß es eine solche gäbe. Mitleid, Dankbarkeit, Zuneigung konnte seinen Willen zum Glück nicht hemmen.

Und er hat für sich das Rechte gethan. Er hat sicher zugegriffen.

In dieser Vereinigung wacht ein ganz anderer Hebbel auf. Eine Fülle der Liebenswürdigkeit weiß diese Frau aus ihm zu zaubern. Der sonst das Barocke und Furchtbare mischt und grellen Hohn und grimmiges Lachen dazugiebt, wird in seinen Reisebriefen an die liebe Frau zum Idylliker und findet einfach tiefe Worte der Sehnsucht nach Haus und stark empfundenen Dankes für dies neue Leben.

Heiter, vergnüglich, ja spielerig wird der Bändiger der Nibelungen, von dem Mörike sagte, er wirke auf ihn „wie ein Bergsturz.“

Er schreibt an Christine mit Vorliebe, „mein guter Pinscher“ und sich selbst unterzeichnet er „Euer altes Nux, nur aus Versehen auf den Namen Friedrich Hebbel“ getauft. Die weichen Gefühle, die in den Abgründen und Klüften dieser wildgebirgigen Seele verborgen liegen, sie werden von milder Hand ans Licht gebracht. Eine zärtliche Liebe zu den Tieren tritt dabei zu Tage und die Tiergeschichten, in denen sich seine Beschaulichkeit auslöst, spielen eine große Rolle in den Briefen an Christine. Er erzählt ihr auch die Geschichte seines ersten Pinschers, damit sie weiß, warum er ihr gerade in den „Stunden des Ueberfließens in innigster Liebe und Verehrung“ seinen Namen beilegt. Es war das niedlichste, zarteste aller Hündchen, das mit ihm in kargen Zeiten mitten im Schneewinter den Weg von München nach Hamburg zu Fuß machte und das ihn durch seine Anhänglichkeit so tief rührte, daß er von dem Moment an das Symbol der Treue für ihn wurde und daß er „das Höchste und Herrlichste, so wunderlich es für den, der die Geschichte nicht kennt, auch klingen mag, mit seinem Namen nennt.“

Als er Strodtmann besucht, und bei ihm ein Eichkätzchen sieht, stürzt er, bevor er ihn noch ordentlich begrüßt, gleich auf das Tierchen zu und bittet, es aus dem Käfig heraus zu lassen. Und mit großer nachhaltiger Befriedigung schildert er Christinen, wie es sich streicheln und küssen läßt und mit einer Katze spielt, während sich als Dritte im Bunde eine Eule mit grünlichen Räderaugen hinzu gesellt.

Und als sein eigenes Eichkätzchen stirbt, da ist es für ihn und die Seinen ein wirklicher Sterbefall und er teilt ihn Strodtmann, als bestem Versteher und Würdiger mit „noch jetzt kann ich diese Zeilen nicht ohne tiefe Rührung schreiben, denn in bezug auf Tiere bin ich ganz Indier.“ Und gleich Hoffmann, der auch für den edelen Kater Murr keinen Nachfolger haben wollte, ist er gegen Ersatz: „mir ist das Tier Individuum wie der Mensch, und so wenig wie ein Mensch durch den anderen ersetzt wird, ebenso wenig ein Tier.“ „Ich danke nur Gott, daß ich meinen Liebling doch noch wieder sah, er starb zwei Tage nach meiner Ankunft.“ Doch ein halbes Jahr später gesteht er: „Ihrer Frau Gemahlin ganz verstohlen zur Nachricht, daß mir, während ich schrieb, doch wieder ein allerliebstes Eichkätzchen auf der Schulter saß.“

All dieser Lesefrüchte ein Ende finden, ist schwer. Aus diesen Briefen lassen sich die „Lebenssachen“ nur so herausschütteln und sie sind ein bilderreicher Guckkasten, in dem man buntscheckigste Menschlichkeit und des Lebens Ueberfluß schauen kann.

Ellen Key.

Was uns Ellen Key in ihren neuen Essays (S. Fischer Verlag) zu erzählen weiß, das scheint dem geistigen Gehalt nach nicht absolut neu oder originell. Ellen Key ist keine Pfadfinderin uud Entdeckerin, sie ist aber ein Dolmetsch voll feiner zwingender Ueberredungskunst, eine Werberin und eine Verkündigerin, die durch ihre Herzenswärme, durch den Glauben, der in ihrer Stimme klingt, auch anderwärts schon ausgesprochenen Wahrheiten ein neues sympathisches Leben giebt. Ihr Amt ist nicht das Amt einer Finderin, sondern einer Pädagogin, einer Pädagogin neuer Zeit, die nicht in Worten kramt, sondern in Anschauung lehrt. Das ist das Wesentliche und Wichtige an ihr, daß sie uns ein Vorbild wird und uns zeigt, wie man die Heilswahrheiten über Kunst, Sittlichkeit, Entwicklung, Volkskultur nicht nur sich anhört, sondern sie in sich erlebt. Sie ist ein Beispiel für eine Aneignungsfähigkeit fruchtbarster und dabei ehrlichster Art.

Der erste Essayband war farbiger und bunter, dieser ist begrifflicher. Doch darum hört man ihm nicht minder gern zu. Ja er wirkt vielleicht in seinen Aussprüchen noch überzeugender, da der allzu bereite Enthusiasmus, der in jenem ersten Band die Segel spannte, hier mit klugem Takt menschlich reifer Betrachtung unterstellt ist.

Was Ellen Key über die „Wenigen und die Vielen“, über Selbstbehauptung und Selbstaufopferung, über konventionelle Weiblichkeit und die Reaktionen gegen die Frauenfrage, über Bildung und Erziehung zu sagen hat, ist nicht allein stofflich anregend, es ist vor allem fesselnd durch die freie, gerechte, unbestochene, lautere Menschlichkeit, mit der alle Dinge des Lebens betrachtet werden. Keine neuen Werte werden geschaffen, aber die Aussichtspunkte werden gezeigt, von denen alles in die richtige Distanz rückt. Keine Prinzipienreiterei, kein fanatischer Parteidienst vom Tisch einer

Meinung aus, kein Generalisieren, immer wird die ganze Mannigfaltigkeit des Lebens ins Auge gefaßt, die Vielseitigkeit aller Erscheinungen. Und eine Forderung zieht sich durch alle diese Manifestationen, die Forderung des Respekts vor dem Persönlichen.

Jede Persönlichkeit ist eine neue Welt, sehr vereinzelt nur ist vorerst diese Entdeckung in das allgemeine Bewußtsein gedrungen. Wie Ellen Key hiervon einfach und natürlich spricht, wie sie das Selbstverständliche und das Erfüllungsmögliche zeigt, wie sie im Gegensatz zu den Einseitigkeitsfanatikern die Allseitigkeit als notwendigste Basis der Beurteilungsfähigkeit weist, das ist ungemein begriffsreinigend.

Fest in der Erde wurzelt alles, was sie sagt und ihre Utopien sind keine losgelassenen Dichterträume sondern wirkliche Möglichkeiten, weil sie nicht von der Theorie ausgehen, sondern von Menschen.

Die intelligenteste Form des Optimismus spricht hier, kein himmelblauer vager Idealismus berauscht sich an seinen eigenen Extasen, greift in die Wolken und zieht in die Ferne, ein goldenes Vließ zu erbeuten, Ellen Key bleibt durchaus in der Sphäre des Menschlichen. Diese freilich glaubt sie großer Vervollkommnung, Entwicklung und Bereicherung fähig. Sie, die die modernen dekorativen Bestrebungen und ihre Losungen gut kennt, wendet die Forderungen der konstruktiven Logik vom Aesthetischen auf das Ethische. Wie wir den reinsten organischen Schmuck eines Objekts nicht in dem von außen hergeholten und zugefügten Zierrat erkennen, sondern in der Harmonie aller Teile, in der energisch betonten Eigenart des Materials, das durch zweckbewußte Behandlung in seinen charakteristischen Aeußerungen gezeigt wird, so müssen wir die innere Bereicherung unseres Wesens nicht durch Adoptierung fremder von allen Seiten aufgegriffener Elemente suchen, sondern durch Erkenntnis unserer Art, ihrer Bedingungen, durch die harmonische Abstimmung aller Seelenkräfte zu fruchtbarer Wechselwirkung.

Ellen Key spricht z. B. von dem gegenseitigen Durchdringen des Geschmacksgewissens und des ethischen Gewissens, und weiter davon, wie der Geschmack überhaupt zum Gewissen werden kann, so daß jemand der sich in allem Aeußeren, in Kleidung, Schmuck, Mobiliar peinlich ehrlich hält, alles Unechte wie eine Kränkung empfindet, nur das duldet, was dem strengsten Maßstabe der Richtigkeit und Wohlgewachsenheit genügt, daß der auch im Reden, Denken und Handeln sich echt und persönlich geben wird und eine schiefe Situation, der er Konzessionen machen muß, aufs schmerzlichste empfindet.

Das Ideal einer Kalokagathia im neuen Geiste, in Freiheit und Selbstverständlichkeit richtet Ellen Key auf. Und praktisch weist sie gleich darauf hin, mit dem Anfang anzufangen, mit dem frischen Material, mit der „Kultur des unbebauten kindlichen Erdreiches“.

Die Abstraktion muß in der Pädagogik aufhören, die Lust am Konkreten, die Anschauungsfreude muß nach der Unterdrückung wieder aufblühen, Wirklichkeitssinn und Phantasie zu blühend-fruchtbarem Leben sich einen. Auf leicht und reich funktionierende Wechselwirkung aller Kräfte und Fähigkeiten sollte Erziehung und Unterricht ausgehen: „Und als Folge der Entwicklung von Phantasie und Gefühl müßte das Temperament vertieft sein, der Charakter veredelt, das Empfinden verfeinert, der Geschmack gebildet, die Genußfähigkeit geübt. Die Seele müßte von Bildern, Ideenverbindungen, persönlichen Erlebnissen aus den verschiedenen Gebieten des Wissens erfüllt sein. Die Gegenstände der Natur müßten wirkliche Lebenswerte darstellen, die sowohl Gefühl wie Thatkraft in Bewegung setzten, Werte, von denen und für die man in tieferem Sinne lebte, als vom täglichen Brote und für dasselbe.“

Und wieder ergiebt sich Zusammenklingen ethischer und ästhetischer Gedanken: „die inneren Verhältnisse werden in hohem Grade von den äußeren modifiziert. Dieselbe Person tritt z. B. würdiger und feiner auf in einem geschmackvollen und reinen Gewande als in einem häßlichen und schmutzigen. Wer in seiner Umgebung dem Harmonischen und Schönen begegnet, zeigt unbewußt dessen Einfluß in seinem Wesen, sowie in seinen Gefühlen.“ Diese Wahrheit muß vor allem für die Jugend nutzbar gemacht werden, sie aber läßt man — und nun erhebt Ellen Key die Klage, der unendlich viel Stimmen zurufen werden — „viele Jahre in Schulsälen verbringen, deren graue Oede einen innerhalb einer Stunde zur Verzweiflung bringt, man läßt sie Tag für Tag sich zwischen schiefergrauen Wänden auf abscheulich häßlichen und unbequemen Bänken versammeln.“

Diese Worte wirken, als wären sie als Vorwort für eine Ausstellung geschrieben, die jetzt in Berlin stattfindet und ganz im Keyschen Sinne ist, die Ausstellung für

Kunst im Leben des Kindes.

Die Herren Spohr, der Multatuliherausgeber, Osborn, Stahl, Feld haben voll künstlerischem und psychologischem Verständniß, voll Liebe und Hingebung sich der Aufgabe unterzogen, durch praktische Demonstration die Augen der „Vielen“ auf das zu lenken, was die Predigt der Bücher doch noch nicht genugsam verbreitet hat.

Es gilt den Hunger und Durst der Jugend nach Anschauung zu befriedigen, die begierigen Sinne, die nach Ausfüllung, nach Material zur Verarbeitung verlangen, nicht

länger mit trockner Kost abzuspeisen und sie verkümmern zu lassen. Es gilt einer klug erwogenen, nicht nach dem Schema sondern nach der Erkenntnis des individuellen Bedürfnisses gemessenen Geistes- und Sinnesernährung, einer Erweckung des Unterscheidungsvermögens. Die Kinder sollen nichts eingetrichtert erhalten, sondern in Selbstverständlichkeit ohne Bitternis des Lernenmüssens, in sich aufnehmen. Die Bereitschaft dazu ist vorhanden, und die Freude und das Interesse auch, es kommt nnr darauf an, wie die Zuführung ist.

Die Ausstellung geht wie Ellen Key nicht von festgelegten Grundsätzen begrifflicher Natur aus, sondern sie ist, wie sie, real, menschlich, konstruktiv. Sie erscheint nicht mit einem fertigen Beglückungsausbau, einem schönen großen Vogelhaus, das sich auf dem Papier trefflich ausnimmt, in das die Kinder aber vielleicht gar nicht hinein wollen; sie läßt, bevor sie etwas giebt, zuerst die Kindlein zu sich kommen und stellt mit ihnen, ohne daß sie es merken, ein Interview an. Und die Kinder, die noch nichts vom Holzbock wissen, geben sich dabei wirklich und zeigen ihre Art. Denn dies Interview ist nicht, wie die unselige Abart bei der Aichung Erwachsener aktiv inquisitorisch, darauf würden die Kinder nur verlegen werden und nicht reagieren, es ist rein abwartend, beobachtend, lauschend. Und wer nicht blind und taub ist, der hört hier unwiderleglich, was die Natur fordert.

In den kindlichen Zeichnungsversuchen, die eine ganze Abteilung der Ausstellung umfassen, sprechen sich deutlich und lebhaft die Forderungen der jungen Seele aus.

Hätte man in früheren Jahren eine Ausstellung unter dieser Flagge gemacht, so würde man sicher dies Ressort „das Kind als Künstler“ mit einer Auswahl von Musterarbeiten aus der Drillzeichenstunde ausgefüllt haben. Der seriöse Amtspädagoge hätte es unter seiner Würde gehalten, spielerige Kritzeleien „aus dem Skizzenbuch des kleinen Moritz“ mit seinem philosophischen Blick zu streifen.

Heut aber, und darin liegt schon ein ganz großer Fortschritt, hält man so leicht keine Manifestation für unwichtig oder der Betrachtung unwürdig. Es kommt auf das Auge an, auf das Wünschelrutenorgan, das aus allem einen Erkenntnisschatz zu heben weiß: „wie diese Zeichnungen dem sorgsam beobachtenden Auge des Erziehers wertvollen Aufschluß zu geben vermögen über des kleinen Schöpfers Eigenart, bieten sie ein reiches Studienmaterial über die Besonderheit kindlichen Phantasielebens und kindlicher Auffassungs- und Gestaltungskraft. Ueber die krausen Linien fort mag es der Psychologie gelingen, wertvolle Einblicke in die Tiefe kindlichen Seelenlebens zu thun, in dessen vergleichsweise einfachen Regungen sie Aufschlüsse erhoffen darf für die verwickelteren Aeußerungen reifen menschlichen Geistes.“

Wer sich in diese primitiven Blätter vertieft, wird die Worte Otto Felds nicht übertrieben finden.

Eins vor allem ist wichtig, das in freier Wahl zeichnende Kind nimmt zu Objekten fast ausschließlich Mensch und Tier oder Gegenstände aus seiner Umgebung, die es interessieren. Das Geometrische und Ornamentale bleibt fast ganz außer Acht. Und eine weitere, aus den verschiedenen Entwicklungsstadien zu beobachtende Thatsache: der Reiz Gesehenes nachzubilden, schafft eine erhebliche Verstärkung der Beobachtungsorgane, der Beobachtungswille wird trainiert und liegt immer auf der Lauer, das Differenzierungsvermögen wird geschärft.

Ein Kind mit so hellhörigen wachen Sinnen darf nun nicht mehr in die ewige Gräue der Schulzimmer, wie sie Ellen Key schildert und wie sie noch unseres Jugendkummers Kleid und Zier waren, gesteckt werden. Kein dumpfes Mauerloch mehr für die, deren Sinn nicht zu, deren Herz nicht tot.

Welch tiefe Depression gaben diese unfreundlichen Zellen mit dem kalten schmutzigen Anstrich, den grobgehauenen Bänken, den trüben Fenstern, dem gelb flackernden Gas, und der großen schwarzen Merkertafel, in denen so witzig kontrastvoll von hellenischer Kalokagathia vorgetragen wurde.

Dem Rahmen der Erziehung eine freundlichere reichere Ausgestaltung zu geben, das ist eine der wesentlichsten Forderungen. Eine neue Gemeindeschule, vom Stadtbaurat Hofmann, mit lichten Räumen, hübschen schalkhaften Kinderfriesen, verwirklicht schon etwas von dem Ideal, kein Lernzwinger zu sein, sondern ein Haus fröhlichen Wissens.

Der künstlerische Wandschmuck, der die Wände aus stumpfen abschließenden Kerkermauern zu beredten Folioseiten eines unerschöpflichen Orbis pictus wandelt, wird eine Hauptrolle in dieser Schulmetamorphose spielen. Ihm ist der zweite Teil der Ausstellung gewidmet.

Etwas mühevoller, aber entschieden fruchtbar wäre hier eine Einteilung nach Klassen- und Altersstufen gewesen: die Bilderparadiese der kindlichen Phasen, womöglich gar nach Beobachtungsexperimenten zusammengestellt. Dadurch hätte diese Abteilung eine größere psychologische Bedeutung gewonnen und mehr Stil, während sie jetzt nur eine für ihren Zweck allzu einseitige Kunstausstellungsnote trägt.

Immerhin kann aber praktischen Pädagogen aus der Wahl dieser Blätter Anregung kommen, die Dürer und Rembrandt in guten Reproduktionen bringen, neben ihrem männlichen Ernst die holde Lieblichkeit des Ludwig Richterschen Himmelreichs,

den einfältig frommen Sinn Steinhausens, die beschauliche Stille deutschen Waldes, wie sie in Thomas Kinder- und Hausmärchen und in Klingers Simpliciusblättern weht. Große Namen läßt zur Anschauung Lenbachs Menschendarstellung kommen und was in der Baukunst schön und bedeutsam ist lehren ausgezeichnet Seemanns Wandbilder.

Am reinsten sprechen den ästhetisch-pädagogischen Wert einige japanische Farbenholzschnitte aus. Momente aus dem Tierleben, Affen, Vögel, Blumen.

Mit einer minutiösen Detailkunst wird hier unabsichtlich ein Anschauungsunterricht gegeben, von einer Zuverlässigkeit und Vollständigkeit, daß ein naturwissenschaftliches Examen danach abgelegt werden könne. Eine Anbetertreue gegen jedes Federchen, eine religiöse Ehrfurcht vor jedem auch dem kleinsten Zeichen der Natur hat die Hand dieser ungenannten Künstler geführt. Aber nur ein kleiner Teil ihres Wertes liegt in dieser Zuverlässigkeit und Richtigkeit ihrer Wirklichkeitsnachbildung. Ungleich größer ist, wie diese Blätter Beispiel für Ansehn und Auffassen geben, wie sie das Dekorative, die „Kunstformen der Natur“ zum Bewußtsein bringen, wie sie durch die Erfassung der fruchtbaren Momente, der für die Eigenart der dargestellten Geschöpfe charakteristischsten Situation, produktives Beobachten lehren.

Diese Holzschnitte zeigen die Mischungsmöglichkeit hoher künstlerischer Kultur mit den geschärften Witterungssinnen, wie sie die primitiven Völker und die wilden Tiere haben. In Europa stellt diese Mischung nur ein Künstler dar: Liljefors. Proben seiner Kunst fehlen nicht, er gehört auch vor allen hierher, denn gerade diese Mischung müßte als ein Wesentliches künstlerischer Zukunftserziehung vorschweben.

Andere Länder haben längst in bewußtem Erkennen die Gegenwartsproduktion für künstlerischen Schulwandschmuck gewonnen. Davon erzählen die englischen Fitzroyblätter, kolorierte Lithographien über biblische Motive und Jahreszeitstimmungen. Ihre grelle Plakatkoloristik und die starre, in steife Architekturallegoristik gebannte Stilisierung der biblischen Geschichte wirkt aber kühl und steht uns fern.

Fein in ihrer mattgrauen Atmosphäre, wie in Frühlingsdunst getaucht, sind die Pariser Lithographien von Henri Rivière, dem poesievollen, graziösen Künstler der Stimmungssilhouette: Seineufer, Brückenprofile, der Montmartreblick von der Höhe der heiligen Stufen über Dächer und Kuppeln ins weite Blau.

Für die Kinder aber scheinen diese Friese doch zu wenig gegenständlich, zu rein artistisch.

Man soll natürlich Kindern nur solche Kunst geben, die auch vor Erwachsenen ihre Kunstqualität behauptet und ihnen ästhetische Freude macht. Diese Eigenschaft ist aber darum noch nicht das allein ausschlaggebende Kriterium für die Kindertauglichkeit.

Auch in Deutschland beginnen jetzt künstlerische Kräfte die lohnenden und dankbaren Aufgaben solchen Wandschmucks zu erkennen. Allen voran der Karlsruher Künstlerbund, der für seine Bestrebungen die praktische Anerkennung bei der Regierung gefunden hat.

Schmücke die Schule, heißt nun die Parole in Baden. Ausgezeichnete Blätter sind unter den achtundzwanzig Entwürfen, Naturstücke, Krähen im Schnee, Füchse, Edelmarder, Wald- und Meerstimmungen, Bauernhöfe, die Phantastik der Ueberseedampfer, alles stofflich interessant, die Vorstellung anregend, die Wißbegier ins Engere und Weitere lenkend und dabei in Technik und Auffassung von bester Qualität. Dazu kommt, als gewichtiges Moment, ein ganz billiger Preis, für den man ein künstlerisches Original — die Blätter sind Lithographien — erhält.

Dagegen zeigt sich Deutschland noch recht rückständig mit seinen Bilderbüchern. Außer dem „Fitzebutze“, dessen Loblied hier schon erschallte, giebt es nicht viel Neues zu melden. Verdienstlich ist die gut im Stil gelungene Jugendbrunnenserie. Von älteren natürlich Busch. Skeptisch stellt man sich dem Struwelpeter gegenüber. Daß er den Kindern gefällt, ist nicht abzuleugnen, aber sein Stoff und seine Motive würden ihnen nicht weniger gefallen, wenn seine lustige Pädagogik ein künstlerisches Gewand hätte. Auf dünnem, flauem Papier in rohen Farben präsentiert sich die Volks- — schon mehr ein Proletarierausgabe — und in fürchterlichem Goldprachtwerkstil die Jubiläumsedition. Das Kind wird sich natürlich darüber nicht klar und amüsiert sich über die Schnurren in dieser und jener Gestalt. Aber der Eindruck bleibt haften. Ein Kind, das immer gut ausgestattete Bücher in die Hand und vor Augen bekommen hat, erhält dadurch ganz natürlich, ohne jede pedantische Geschmackserziehung, eine ganz selbstverständlich sich entwickelnde festgeprägte Vorstellung von dem Begriff Buch.

Darin haben den höchsten Takt die Engländer. Ihre Kinderbücher sind so faßlich und kindlich in ihrem Inhalt: anmutig-lieblich in der Blumen- und Zierlichkeitssprache Walter Cranes und Kate Greenaways, robust-burlesk voll drolligster Clownerei, viel reicher an Quibbles als der Struwelpeter, in Nicholsons, Helene Heys und John Hassals derber Mundart, aber sie sind dabei, ohne ihre Wirksamkeit auf die Kindlichkeit nur im geringsten zu schwächen, in ihrer typographischen Ordnung, in der Art, wie sich der Bildschmuck zum Letternbild stimmt, wie jede Seite wirklich eine Flächendekoration darstellt, einfach mustergiltig.

Auch die Franzosen haben Glückliches zu bieten. Schon der Eine, Boutet de Monvel, mit seiner heiteren Grazie, der knospig-keuschen Linie seiner halbflüggen Mägdelein zeigt das.

Eins kann man nun deutlich in dieser Elite erkennen: Alle guten Kinderkünstler haben nicht programmatisch für die Kinder gearbeitet, sie haben vor allem von den Kindern gelernt und ihnen dann ihr Eigenthum in sinnfälliger Gestalt, fleischgeworden, zurückgegeben. Und die Wesensgleichen spiegeln sich nun in einander und der Freude giebt es kein Ende. F. P.

Wiener Kultur.

In einer gewissen Verlegenheit besinne ich mich, da ich einen Brief aus Wien schreiben soll, auf das Schlagwort „Wiener Kultur". Aber ich besinne mich freilich zugleich auch, daß es ein fast schon außer Kurs gekommenes Schlagwort ist.

Vor kurzem noch hatten wir es alle im Munde. Es lag eine Stimmung drin, die uns gleich Festesschmuck durch die Straßen unserer Stadt zum Bummel lockte. Es lag eine idyllische, linienwallumzäunte Spießbürgerfreude drin, eine Spießbürgerfreude trotz allem Vagantentum. Wir entdeckten (man vergleiche die Litteratur!) unsere alten Kirchen, unsere alten Gassen und Gasthäuser, unsere altjungen Wienerinnen. Wir gaben dadurch, daß wir Entdecker spielten, alldem eine neue, eigene, fast pervers reizvolle Bedeutung. Und nicht nur eine Stimmung, sondern auch ein Programm lag in diesem Gerede von der Kultur. „Wienerisch" sollte eine dauernde Note werden für die Kunst und irgendwie auch für das Leben in unserer Stadt. Mit dem Bewußtsein des Künstlermenschen sollte gepflegt und gewahrt werden, was aus den früheren, speziell vormärzlichen Zeiten unserer Stadt als unbewußte, ungewollte, echte Eigenart nachtönte.

Ein Widerspruch klafft in diesem Programm von Berechnung und Naivetät ganz offenbar. Vielleicht ging es daran zugrunde. Vielleicht sind auch wir bloß älter geworden und teilweise in Stellungen eingerückt, in denen zum Bummel und zum Programmmachen überhaupt weniger Gelegenheit mehr da ist. Thatsache ist, daß es stille geworden um diese Fragen. Wenn ich vom Markt litterarischer Werte im entsprechenden Jargon berichten sollte, müßte ich schreiben: Wiener Kultur kaum mehr begehrt. Wer bei uns arbeitet oder Arbeit genießt — in der Dichtkunst, im Journalismus, auch in der bildend-dekorativen Kunst und der Musik — thut dies heute wieder ohne das Kokettieren mit leicht erregbaren Stimmungen. Den Vormärz-Charakter dafür zu verwerten, scheint heute selbst schon etwas Vormärzliches. Und geht es mir nur so oder auch anderen: es ist in unserem öffentlichen (freilich nicht politischen!), vor allem ästhetischen Leben, als ob neuerdings alte Bastionen der Stadt zu Falle kämen. Wer denkt noch in erster Linie an das „Wienerische"? Man arbeitet, und dies ist ja in erster Linie eine individuelle, nicht eine städtische Angelegenheit. Je mehr man arbeitet, desto mehr tritt die faule Lokalstimmung in den Hintergrund. Bewahren wir ihr also, ihr und der schönen Spießbürgerei, eine Erinnerung des Danks, denn sie ist im Versinken. Mag sie den Fremden in Wien noch immer bestechen, in Wahrheit macht man keine Wirkung mehr mit ihr und auch kein Geschäft. Und das scheint mir immerhin von Belang für eine Stadt wie die unsrige. Wiens ganze Physiognomie ändert sich dadurch. Ich mußte es darum an der Spitze besprechen. Ich will aber auch gleich Eines vorwegnehmen: daß es sich nun nicht vielleicht, wie man vermuten könnte, um die Aenderung in ein schlechtweg neues, einheitliches, etwa das „secessionistische" Wien handelt. So einfach ist die Sache nicht.

Ich sitze im Café, indem ich über diese schwebenden Einleitungsgedanken sinne. Das bildet nun auch längst nichts spezifisch Wienerisches mehr, das Caféhaus. Dies hier, in dem ich sitze, ist freilich, der abgelegenen Hauptstraße einer alten Vorstadt entsprechend, ein dunkler, hoher, in allen Herkömmlichkeiten der Wiener Caféhausausstattung gehaltener Raum. Wenn man in einem solchen volkstümlichen Café sitzt und von da etwa in ein volkstümliches Theater zu einem volkstümlichen Stück geht, es wird sogar noch Raimund gespielt, mag man immerhin einen Rest von „Wienerischem" zusammenleimen. Aber ins Theater fährt mich eine elektrische Straßenbahn der neuen Bau- und Betriebsgesellschaft — oh ganz und gar schon unwienerisch im Namen —! Und sie fährt mich an Häusern und Lokalen vorbei, die mit aller Ueberlieferung brechen, als hätte die schwarzgelbe Kulturschranke nie existiert. An Häusern und Lokalen nämlich, die entweder nach dem Otto Wagners Haupt gewappnet entsprungenem Sezessionismus gebaut sind — dafür sind die Typen in seinen aus gradlinigem Fachwerk und weißem Putz errichteten Stadtbahnbauten, seinen neueren Wohnhäusern und auch dem Sezessionsgebäude seines Schülers Olbrichs da. Oder nach den breit- und flachbogigen, bei uns ganz fremd anmutenden Wirtshausmustern, welche Unternehmer aus dem Reich, von München angeregt, einzuführen scheinen. Oder endlich nach dem englisch-amerikanischen, ein wenig hochmütigen Geschmack aparter Einfachheit, — dafür hat der junge Kunstyankee Adolf Loos (übrigens aus Brünn in Mähren) in seinem Café Museum ein sehr artiges Musterstück geliefert.

Da wäre ich also schon mitten drin in einem Wien, welches für das „wienerische" Gefühl nicht mehr viel Raum hat. Und das sind nur erst Symptome. Symptome, die nicht selbst wieder jedes einzeln als wienerisch zu nehmen sind, da sie vielmehr alle zusammen eine neue, unbestimmbare, von unbekümmerter, individueller Arbeit gährende Mischung verraten. Symptome, die sich vermehren und vervielfachen lassen, und zwar auf allen Gebieten. Der eingeborene Geschmack muß umlernen. Vor wenigen Jahren noch stieß man bei jedem Wiener Gewerbetreibenden auf eine ererbte Grenze der Phantasie, über die es kein Hinaus gab. Mit weitergehenden Wünschen konnte man höchstens angestaunt oder bemitleidet werden. Jetzt ist den guten Wienern diese Schablone endlich entwunden: dem Tapezierer und nicht minder dem Schneider, ja selbst dem Friseur. Man darf sich endlich, ohne in schlechten Verdacht zu kommen, nach eigenem oder doch neuem Geschmack die Zimmer einrichten lassen, darf andere Paletots bestellen, als die letzten Jahrzehnte in Wien sahen, und Kopf- und Barthaare können — in vereinzelten revolutionären Läden wenigstens — Formen erhalten, die in der trägen „Wiener Schule" noch nicht seit einem Säkulum anerkannt sind. Solche Kleinigkeiten machen den Stil einer Stadt. Automobilfiaker verändern unsere Straßen, denen die fast nur an der Peripherie verkehrende Stadtbahn bisher nicht viel anhaben konnte. Automobilfiaker in Wien! Entartete „Zeugln", entartete Lohnkutscher. Sie haben Brillen und verstehen die Schraube am Steuer zu handhaben. Wer zweifelt noch — wir werden unwienerisch.

Ich lasse Symptome sprechen und dazu gehört auch die Kunst. In der Malerei sind die Kämpfe vorüber, und positive Arbeiten werden erwartet. Die Secession hängt freilich in einer soeben eröffneten nur-österreichischen Ausstellung wiederum ein Deckengemälde von Klimt an die garnicht dafür geeignete Wand. Es ist diesmal die „Medicin." Mag aber der Kampf, der schon um die „Philosophie" ging, sich wiederholen, er trifft nur die öffentliche Meinung: die Kunst der wirklichen Talente in Wien läßt sich von dem heillosen Stimmungsposeur Klimt, dem hin und wieder eine hübsche Landschaft gelingt, nicht irreführen. Die Litteratur ist des gemütlich heimischen Duliähtons schon längst müde; den bezeichnendsten und größten Erfolg der letzten Zeit hatte die „Renate Fuchs" des — Gottseidank — überaus nichtwienerischen Jakob Wassermann; und als ein ebenso bezeichnendes lokales Litteraturereignis der letzten Zeit trat das traurige Ende einer blödsinnig offiziellen, vaterländischen und allerhöchst protektionierten „Deutsch-österreichischen Litteraturgesellschaft" ein. In der Musik giebt Mahler den Takt, und dies ist nicht der unendliche Dreiviertel von der schönen blauen Donau. Neue Ideen, eine neue Disziplin auch hier. Mahler tritt ungeziert selber als Komponist mit stürmischen Jugendwerken auf. Ich habe sein „Klagendes Lied" nicht gehört, aber als Symptom begrüße ich es. Seit Herbeck ist kein Operndirektor in Wien mit eigener Musik hervorgetreten, und nun gar mit einer von der Liedertafel emanzipierten. Mahler ist, nach einheimischen Begriffen, so weltfremd, daß er es versucht. Und er ist so energisch, daß er es auch durchsetzt. Die Zeitungen wagen es nicht, ihn zu verhöhnen. Ich sags ja, wir werden unwienerisch.

Nur im Theater fehlt es noch an Belegen. Noch herrscht der alte Börsen- und Premièrenhabitué. Noch hat die Theateragentur und eine mit ihr verbrüderte Freikartenjournalistik die Oberherrschaft über alles: über Schauspieler, über Dichter, über „Stile". Vergebens frage ich mich nach einem der Aufzeichnung würdigen Ereignis der letzten Zeit. Das Deutsche Volkstheater brachte Hermann Bahrs „Franzl", szenische Schilderungen aus dem Leben des prächtigen oberösterreichischen Dichters Franz Stelzhamer. Was war da unwienerisch? Eines vielleicht: daß man das Stück, seiner mit Liebenswürdigkeit gemilderten Armut entsprechend, höflich hinnahm und höflich wieder fallen ließ. Man hat es nach seinem Wert behandelt. Man hört auf, den sehr begabten, sehr amüsanten und sehr lückenhaften Schriftsteller Bahr zu überschätzen, im Lob und im Tadel. Das wird ihm und uns nützen. Also doch auch hier ein gutes Symptom. Wenn nun endlich das moderne Theater an die Stelle unseres wienerischen träte, und Bahr diesem die Kraft liehe, die er jetzt verschenkt, dann könnten wir vollends von Kultur reden. A. Gold.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Neue Mysterien der Tiefsee.

Von **Wilhelm Bölsche.**

In der Geschichte der Naturforschung sind die Schnitzer eigentlich das interessante. Die Natur erscheint da in ihrer Größe.

Daß etwas, was mit so und so viel Wahrscheinlichkeitsgründen umstellt ist wie ein Dachs in der Grube, wirklich so ist, ist ganz und gar nicht wunderbar. Aber wenn es hinterher grade nicht so ist, wenn es genau umgekehrt ist, wenn es noch ganz anders ist, — da steckt Größe, steckt Vielseitigkeit, steckt eine Milchstraße von Ueberraschungen. Niemals in der gesammten Geschichte menschlichen Denkens ist ein Satz besser mit Wahrscheinlichkeiten gestützt gewesen, als der, daß es keine Antipoden geben könne, weil die nach unten von der Erdkugel herunterfallen müßten. Die Pariser Akademie hatte von der Theorie aus so recht, wie nur möglich, als sie 1790 erklärte, daß die Existenz vom Himmel fallender Meteorsteine eine physische Unmöglichkeit sei. Und die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts konnte nicht minder stolz auf ihre Logik sein, die in der Tiefsee jegliches Leben leugnete.

Es konnte nichts derart dort geben, ernstlich nicht. Erstens war es da unten stockfinster. Das Licht nimmt allerdings in dieser dicken Wassersäule schon bei 350 Metern so radikal ab, daß eine Pflanze, die ohne Licht nicht leben kann, unmöglich wird. Zweitens preßte auf die unteren Wasserschichten ein solcher Druck der oberen, daß die Lebewesen davon platt gewalzt werden mußten, wie die bösen Buben von Korinth unter dem Faß des Diogenes. Der Wasserdruck beträgt allerdings an der tiefsten bis heute gelotheten Stelle des Ozeans, bei der Ladroneninsel Guam, wo der Amerikaner Belknap im November 1899 volle 9644 Meter festgestellt hat, annähernd tausend Atmosphären. Endlich drittens war es da unten eiskalt; den Meeresboden sollte allgemein eine Eisschicht bedecken. Thatsächlich geht auch in der glühenden Tropenzone die Temperatur mit zunehmender Tiefe beständig abwärts bis zu einer kalten, dem Nullpunkt nahen Grundschicht. Zu so viel bester Theorie war bloß noch viertens der empirische Nachweis nötig, daß da unten wirklich nichts kreuche und fleuche, und den gab denn Forbes im Jahre des Heils 1841 auch noch, indem er auf Grund seiner Mittelmeerstudien die absolute Lebensleere von etwa 500 Metern an abwärts proklamierte.

Dieser Augenblick, wo auch noch die empirische Nachprobe geglückt zu sein scheint, pflegt aber nach einem gewissen neckischen Gesetz für solche Fälle die Einsatzstelle zu sein, wo die Natur ihr Schnippchen schlägt. Als sei die Gelehrtenfalle nun endlich schön genug in Funktion, daß es sich dem Dachs lohne, sie zu brechen.

Jene drei logischen Gründe bewiesen nämlich gar nichts und der empirische Beweis durch Forbes war ein Irrtum. Forbes hatte von einem Lokalgebiet aus verallgemeinert etwa nach dem Rezept, wie wenn einer die ganze Erde für

eine unbewohnte Wüste erklären wollte auf Grund sorgfältiger Spezialstudien auf einen Quadratmeter Sandboden eines unbenutzten märkischen Exerzierplatzes. Die strengen Thesen von der Finsterniß, der Wasserpresse und der Gefrierkälte hatten mit einer einzigen kleinen Thatsache nicht gerechnet: nämlich mit der wunderbaren Anpassungsfähigkeit mindestens des tierischen Lebens an die schwierigsten Verhältnisse.

Das Leben will sich nun einmal nicht der Schablone fügen. Heute wissen wir, daß Bakterien im Schwefelwasserstoff gedeihen, daß Nansen in den eisigsten Polarbreiten noch Bazillen fand, daß der Luft- und Wasserdruck eine Sache der Gewohnheit ist. Neulich ist in Nordamerika ein artesischer Brunnen angebohrt worden: mit dem Tiefenwasser kam ein Molch herauf, eine neue Art Olm, bleich wie der Kellersproß einer Kartoffel und gewohnheitsmäßig blind, — was hatte dem die Finsterniß geschadet? Mag man sich über den Darwinismus weiter streiten, — über die Leistung der „Anpassung" selber giebt es keinen Streit mehr, sie macht das Unmögliche möglich. Also warum nicht eine Tiefsee-Tierwelt?

Es hat aber doch eines äußerlich praktischen Anstoßes bedurft, um die umgekehrte Weisheit handgreiflich hoch zu bringen. Wie die Portugiesen auf der Suche nach Gewürznägelein für den Schlemmertisch schließlich die Antipodenmöglichkeit am eigenen Leibe erprobten, — wie die Meteoriten sich endlich nicht leugnen ließen, da Kostenrechnungen über beschädigte Häuser bei Gericht eingeklagt wurden, — so mischte sich in die Tiefseefrage eines Tages das transatlantische Kabel. Das ungeheure Sozialtier Mensch empfand das dringliche Bedürfniß, einen Nervenstrang von Europa nach Amerika zu legen, und da die alten Faltungen und Einsackungen des grundlegenden Erdwesens, auf dem dieses höhere Monstrum sein Wesen trieb wie ein Pelzparasit, dazwischen grade den atlantischen Ozean gesetzt hatten, so galt es, den großen Börsennerv, Kabel genannt, dahinein zu legen. Der Nerv riß nun trotz aller Schläue anfangs einmal, man fischte ihn wieder hoch und bei dieser Gelegenheit zeigte er greifbare Spuren seiner Tiefsee-Abenteuer: es hatten sich nämlich einige Tiere so mit ihm befreundet, daß sie sich auf ihm angesiedelt hatten. Also in der Tiefsee!

Jetzt erinnerte man sich auf einmal, daß der treffliche Pastor Sars schon 1850 bei den Lofoten die wunderbarsten Sachen aus bald 900 Metern Tiefe gezogen hatte. Es ist immer lehrreich zu sehen, wie man sich in der Forschung „erinnert", sobald einmal ein Keulenschlag der Praxis das offizielle Brett von der Stirn geschlagen hat. Vorher wird totgeschwiegen. Es ist zum Glück nicht bloß in der Naturforschung so. Es ist eine allgemeine menschliche Eigenschaft, in der sich sämmtliche Spezialgebiete freundnachbarlich die Hände reichen mögen.

Also dieser Sars hatte aber nicht bloß schon längst vorgearbeitet, sondern er fischte grade jetzt auch noch aus seiner lokalpatriotisch-norwegischen Tiefsee ein echtes zoologisches Meerwunder, ein so zu sagen urweltliches Tier nämlich, das aber, etwas polizeiwidrig, doch noch lebend vorhanden war: den Rhizocrinus lofotensis oder Wurzelhaarstern, eine Seelilie, die aber ein „Tier" und zwar ein Verwandter unserer Seesterne und Seeigel ist. Die Blüthezeit dieser Wurzler ist die uralt verschollene Kreideperiode. Diesmal ließ es die Zoologen nicht mehr, sie mußten den Elektrotechnikern nach.

Man konstruierte Apparate zur Tiefsee-Jagd. Ein paar Engländer zogen zunächst auf eigene Faust in den Ozean und sondierten stockwerkweise abwärts. Dann kam die prachtvolle englische Challenger-Expedition, die (anfang der siebziger) fünf Jahre dauerte, dreieinhalb Millionen Mark und den meisten ihrer wissenschaftlichen Leiter den Hals kostete, und einen Reisebericht hinter sich her zog, der fünfzig Folianten mit 30000 Quartseiten Text und 3000 Bilder-

tafeln umfaßt. Seitdem blüht die Tiefsee-Zoologie als fest einrangierter Wissenszweig.

Die seltsamsten Geldquellen fließen in sie, wie denn sogar die Bank von Monte Carlo neuerdings, seitdem der Fürst von Monako Naturforscher und Tiefsee-Forscher geworden ist, ihren Fortunatus-Säckel in diesen Abgrund entleert. Der Fürst von Monako ist seiner Zeit durch den dicken Vogt auf diese Studien gebracht worden, womit ein lustiges Kapitel einen guten Abschluß gefunden hat. Als Vogt nämlich noch in seinen besten politischen Raufjahren stand, schrieb er (in den fünfziger Jahren) sein witzigstes Buch: die „Untersuchungen über Tierstaaten“, in denen die Siphonophoren-Quallen (die sogenannten Staats-Quallen) Anlaß zur tollsten Verulkung jeglichen Staatsideals gaben. Man hatte Vogt nicht zum deutschen Kaiser haben wollen und jetzt kam er also ganz anarchistisch. Die Blüte dieses Spottes aber erhält dabei der Fürst von Monako. Es wird erzählt, daß er auf der Suche nach immer raffinierterer Ausbeutung seiner paar Unterthanen darauf verfiel, den Rauminhalt sämmtlicher Kloaken im Ländlein abschätzen zu lassen und den Kubikinhalt gesetzlich festzusetzen, den „jeder Kopf oder vielmehr Nichtkopf“ jährlich zu füllen hatte. „Aus besonderer Gnade“ fährt Vogt fort, „wurden bei dieser Steuer nicht verschiedene Klassen, etwa nach den verhältnißmäßigen Kapazitäten, angenommen, sondern sämmtliche . . . . . . des Fürstentums über den gleichen Leisten geschlagen.“ Die Ironie des Weltenlaufs wollte, daß viele Jahre später Vogt selber der Freund und wissenschaftliche Berater des jetzt regierenden Fürsten von Monako, (also eines Nachfolgers jenes Steuer-Genies) wurde . . .

Doch ich wollte diesmal nicht von Karl Vogt, sondern von Karl Chun und seiner deutschen Tiefsee-Expedition erzählen. Also nachdem die Tiefsee-Forschung so von allen Seiten her einmal im Gange war, fühlte sich auch Deutschland berufen, etwas zu thun. Auf Anregung des energischen Breslauer Zoologen Chun (er ist besonders Quallenforscher) wurde mit Staatsmitteln der Dampfer Valdivia ausgerüstet, ein paar tüchtige Leute waren sonst noch rasch zusammengetrommelt, der weit bekannte Kapitän Krech mit seinem tropenfesten Bäuchlein hielt seine schützende Hand über dem Ganzen. Und so segelte man im August 1898 los, um Mai 99 heimzukehren. Das Glück war günstig, denn außer dem Schiffsdoktor selber ist niemand an Bord gestorben. Und heute liegt schon von Chun ein dicker Prachtband Reisebericht vor („Aus den Tiefen des Weltmeers“, bei Fischer in Jena). Daß ich es vorweg sage: es ist ein liebenswürdiges, schlichtes Buch, ein bischen trocken, weil nicht aus der Feder eines Berufs-Reiseschilderers, sondern Zwischenarbeit, wie man fühlt, eines Fachgelehrten, — aber solid. Dabei mit Bildern, die jedes Lob übersteigen. Ich kenne kein neueres Reisewerk, das so illustriert wäre: Heliogravüren von Eisbergen, Polarinseln u. a., die ein Schatz sind, Fisch-Bilder mit dem ganzen silberblauen Schillerglanz, kurz rein technisch famose Neuheiten aller Art. Und das alles verhältnißmäßig sehr billig.

Die Reiseroute war eine ungemein geschickte, mit einer Ausnahme immer in den Grenzen äußerlich einer Vergnügungsreise auf an und für sich nicht gefährlichem Terrain, aber mit einem ausgezeichneten zoologischen Grundriß. Von Hamburg über die Färoer nach den Kanaren und nach Kamerun, dann Afrika entlang zum Kap. Hier kam die einzige auch nautisch kühne Sache: ein senkrechter Abstecher ins Südpolargebiet. Die vergletscherte Bouvet-Insel wurde neu aufgefunden, prachtvolle Aufnahmen von Eisbergen wurden gemacht und, selbstverständlich, fleißig gelothet, bis das große Gespenst dieser verwunschenen Gegend, die berühmte Eismauer, hinter der — vielleicht — der mysteriöse Südkontinent steckt, die gewohnheitsmäßige Barriere aller Südpolarfahrten in

den Cours legte. Das Hauptgebiet bildete jetzt der indische Ozean, den die Challenger-Leute nicht berücksichtigt hatten. Von den Kerguelen bis Sumatra und wieder zurück zu den Seychellen. Glanzpunkte der Darstellung mit wesentlich neuen Anschauungen sind besonders die Kerguelen mit ihren Pinguinen, See-Elefanten, flügellosen Fliegen und verkümmerten Schmetterlingen, und die Seychellen mit ihrer wunderbaren, lange in ein Mythennetz versponnenen Palme. Suamma Suammarum, eine brave Leistung, mit einer tadellosen Programmdurchführung, und im eigentlichen Tiefsee-Resultate ungemein reich, ja in so kurzer Frist wohl die reichste aller bisher vollführten Tiefsee-Fahrten.

Davon will ich ein paar Züge hier zusammendrängen. Denn die Reisegeschichte kann ja jeder im Buche selber lesen. Ueber die zoologischen Ergebnisse wird aber der Laie aus dem Buche leider nicht allzu viel entnehmen trotz der prachtvollen Bilder. Herr Chun setzt da ein bischen viel voraus. Als Spezialforscher hat er offenbar keine klare Erfahrung über das Niveau dessen, was ein populäres Buch hier erwarten darf, — ach, dieses Null-Niveau, das keine Ahnung hat, was eine Seelilie, Siphonophore, Ctenophore, Ascidie ist, und dem also alle diese Fachworte die Lampe einfach ausdrehen, anstatt neues Licht zu geben.

Die eigentliche Tiefsee, um die es sich handelt, ist ein Aquarium von mehreren tausend Metern, finster, wie gesagt, aber, wie wir heute sicher wissen, alles eher als leer. Den eigentlichen Boden bildet Schlamm, der schon zu großen Theilen von organischer Herkunft ist, indem ihn die winzigen Schälchen mikroskopisch kleiner Wesen zusammensetzen. Diese Wesen leben bis hoch hinauf in der ganzen Wassersäule, unten aber ist der ungeheure Kirchhof ihrer Schalen aus Kiesel und Kalk, die dort einen Brei bilden, — ganz ähnlich dem, aus dem in uralten Tagen sich die weiße Kreide mit ihren (unter dem Mikroskop noch heute gut sichtbaren) Einlagen winziger Kalkschälchen von Urtieren und ihren derben kieseligen Feuersteinknollen, die wahrscheinlich ebenfalls von organischer Herkunft sind, gebildet hat. Was heute Kreide heißt, ist eben nichts anderes als ehemaliger, mehr oder minder genau so beschaffener Tiefseegrund, den bloß die schiebenden und faltenden Kräfte der Erdrinde heute hoch ins Land hinauf gestaut haben, während der Ozean jetzt ganz wo anders seine Tiefsee-Schlammbildung fortsetzt.

Es liegt natürlich noch allerlei da unten außer den Schalen lebender Wesen: Vulkanasche und verwandte rein mineralische Dinge, selbst meteorisches Nickeleisen, das wohl aus dem Weltraum stammt. Endlich krabbelt auch lebendiges Getier da unten schon herum; Pflanzen wachsen natürlich nicht, da die ohne Sonnenlicht nicht mehr gedeihen. Solches Getier durchwimmelt dann von da ab aufwärts das ganze bergeshohe Aquarium. Man jagt sich, frißt sich, liebt sich genau wie oben. Der Wasserdruck geniert nicht, denn das eigene Gewicht ist genau auf ihn reguliert, — wobei man freilich nicht allzu jäh heraufgefischt werden darf, sonst platzt man wie ein Ballon in plötzlich verdünnter Luft. Sintemalen es aber stockfinster ist, hat man für die Bedürfnisse des Freß- und Liebeslebens zwei sinnreiche Wege auf der Allheilbrücke der Anpassung eingeschlagen.

Die einen Tiefseeler haben ihre Augen vollständig abgeschafft als überflüssige Sache und haben sich aufs reine Tasten verlegt. Ein spinnenartiger Charakter hat sich bei ihnen ausgebildet: der Typus blinder Spinnen mit enormen Tastbeinen. Man sieht in eine Welt des Angelns, Berührens, Zurückzuckens, alles im Düstern, eine Existenz auf der Fingerspitze und Nasenspitze, eine große Blindenanstalt, die sich überhaupt nicht mehr darum kümmert, daß so und so viel Meter ihres Planeten oberhalb eine Sonne existiert. Die andere

Partei dagegen hat in ihrer leiblichen Fortentwickelung den Schluß gezogen: wo kein Licht ist, muß man welches machen. Sie haben also Leuchtorgane sich angeschafft nach der Methode Glühwürmchen. Statt mit der Nasenspitze ihre Bräute und Beefsteaks zu tasten, leuchten sie jäh mit grellen Laternen zu, stoßen wie Scheinwerfer lange Lichtbänder vor sich her und spähen in diesen selbst erzeugten Privat-Tag mit großen Augen hinein. Ihre Augen sind dem Lampenlicht zu Liebe durchweg riesengroß geworden. Statt des blinden Spinnentypus stellen sie eine Art Brillentypus dar. Es sind putzige Kerle darunter, die so zu sagen ganz Auge sind, der gesammte Leib nur noch ein Anhängsel an zwei ungeheuerlichen Brillengläsern.

Im Allgemeinen hat man das Gefühl, daß dieses Leben im schwarzen Kartoffelkeller eine gewisse Gleichgültigkeit gegen harmonische, graziöse Gesammtleiber hat aufkommen lassen. Die meisten wenigstens der größeren dieser Nachtkünstler sehen, ans Licht gebracht, verschroben, lächerlich, unförmlich aus, es sind Karrikaturen rechter Fische und Krebse. Wie würden wir selber aussehen in einer ewigen Nachtwelt, unrasiert, die Finger immer tastend gespreizt, der Mund blind schnappend, oder die Augen zu unnatürlichem Glotzen aufgerissen, und Glühlampen vorne und hinten unförmlich baumelnd!

In dieses Grundbild ordnen sich nun Tiere der verschiedensten Art, aus sämmtlichen Grundstämmen, die der Zoologe unterscheidet. Im gröbsten Schema sondert man heute sieben solcher Stämme überhaupt. Ganz unten die Urtiere; der Laie pflegt noch Infusorien zu sagen, und ein Hauptmerkmal ist wirklich, daß sie durchweg mikroskopisch klein sind, wie man sich Infusorien im faulen Wassertropfen denkt. Dann die sogenannten Pflanzentiere: Schwämme, Polypen, Korallen, Quallen. Die Würmer, — das ist die Rumpelkiste der Zoologie, zu der alles gehört, was man aus den sechs andern Stämmen wegen hochgradiger Systemwidrigkeit herauswirft. Die Gliederfüßler: Krebse, Spinnen, Insekten. Die Weichtiere: Muscheln, Schnecken, Tintenfische. Die Stachelhäuter: Seesterne, Seeigel, Seegurken und Seelilien. Und endlich die hochbelobten Wirbeltiere, die mit dem Fisch anfangen, um endlich beim Professor der Zoologie als Typus des höheren Säugethiers, Gattung Mensch, zu enden.

Von dieser ganzen Erdenmenagerie gehört im Grunde nur ein relativ kleiner Teil fest dem Lande an, nämlich ein paar in anderen Wesen schmarotzernde Urtiere, eine Anzahl Würmer, die Mehrzahl der Spinnen und Insekten, der kleine Kreis lungenathmender Schnecken und endlich das meiste Wirbeltiervolk oberhalb des Fischs. Der ganze riesige Rest steckt seit Urtagen im Wasser und ist folgerichtig auch in ganzen Armeen in die Tiefsee geraten.

Streng genommen ist freilich jetzt seit einigen Jahren auch die Krone aller Tiergestaltung eine konsequente Tiefsee-Anpassung: nämlich der Mensch selbst. Das Loth von 9000 Metern Länge, das er von oben her bis zum tiefsten Grunde schickt, ist ja im Sinne des Ersatzes von Organ durch Werkzeug beim Menschen nichts anderes als das höchste Entwickelungsideal eines riesigen Tastfußes ganz nach jener Spinnenmethode. Der Tastfuß wirkt unten als Saugapparat, der in sinnreicher Technik Schlammproben und Tiefsee-Organismen packt und zum Menschen hinaufbefördert. Braucht das Menschentier diese Unterweltsgesellen auch nicht grade zu Freß- und Liebeszwecken, so ist es doch der spezifisch bei ihm entwickelte Geisteshunger, der ihn zu eigener Tiefsee-Anpassung getrieben hat. Und so gehören die Portraits von Chun und seinen Leuten eigentlich ganz folgerichtig auch zwischen die Tiefsee-Ungeheuer selber, die ihre Apparate erbeutet haben: als die höchste Tiefsee-Anpassung, die unser Planet vorläufig sich geleistet hat. Doch das nebenbei.

Einen Haupt- und Ehrenplatz bei allen Tiefsee-Studien haben vom ersten

Tage an die Urtiere behauptet. Denn so winzig sie durchweg sind — besteht doch ihr Körper meist nur aus einer einzigen Zelle, einem noch ganz oder nahezu organlosen Gallertklümpchen belebten Stoffs, —: durch ihre unermeßliche Masse helfen sie in erster Linie jenen erwähnten untersten Schlammkirchhof zusammensetzen, der so zu sagen das Parkett bildet, auf und über dem die ganze höhere Tiefseewelt sich bewegt. Sie stellen gleichsam die Milchstraße des Lebens da unten dar, während das größere Tiervolk nur hier und dort als einzelne Sonne schwebt. Dabei haben diese Kleinsten der Kleinen aber noch eine besondere Merkwürdigkeit, die sie heute in den Vordergrund der tiefsinnigsten philosophischen Debatten rückt.

Jene Kalk- und Kieselgerippe, die ihr formloser Gallertkörper nach Muschelart absondert und die rein technisch zunächst nur den Zweck kleiner Flöße oder Balance-Apparate beim Schwimmen zu erfüllen scheinen, entzücken unser Menschenauge durch einen unerschöpflichen Reichtum schöner Ornamente. Sie erscheinen wie die köstlichste Filigranarbeit menschlichen Kunstgewerbes, die nach ganz bestimmten rhythmischen Prinzipien als vollendete „Kunstform" gegliedert und in alle Details künstlerisch durchgebildet ist. Insbesondere die sogenannten Radiolarien oder Strahlinge haben hier den größten Ruf erlangt, seitdem Haeckel über 4000 verschiedene Kunstmethoden ihres Schalenaufbaues nachgewiesen hat. Ich selbst huldige der Auffassung, daß die Thatsache dieser ästhetischen Bildungsgesetze schon bei so unendlich niedrigen Tieren einen der merkwürdigsten Fingerzeige für die natürliche Entstehung unseres eigenen menschlichen Kunstschaffens bildet. Ich glaube, daß wir hier in der Form unmittelbarer Organbildung dasselbe tiefe Naturprinzip beim Werk sehen, das in uns Menschen (die wir auch hier auf der Entwickelungsstufe des Werkzeugs stehen) Sinn für Rhythmus und Kunstharmonie im Bewußtsein erzeugt und, äußerlich projiziert, in der Erzeugung von Kunstwerken sich bewährt. Die Ergründung erst dieses offenbar durch die ganze Natur heraufkommenden ästhetischen Faktors wird uns einmal eine wahre „Naturgeschichte der Kunst" geben, — wozu freilich weniger allgemeine Worte als ernste Detailarbeit nötig sind.

Von solchen „schönen" Radiolarienschalen hat nun zuerst die Challenger-Expedition nachgewiesen, daß sie in gewissen beträchtlichen Tiefen ganze Schichten des Tiefseeschlammes zusammensetzen. Ihr Kieselstoff widersteht dort besser der für die Kalkschälchen anderer Urtiere verderblichen, weil zersetzenden Wirkung der vom Wasserdruck wie in einer Selterflasche komprimierten Kohlensäure. Unsere Valdivia-Expedition hat natürlich mit besonderem Eifer sich auch auf den Radiolarienfang verlegt und insbesondere die noch lebenden Tierchen mit dem Netz aus den Wassergründen verschiedenster Tiefe (denn sie wimmeln von unten bis oben herauf) gefischt. Das Material ist aber noch nicht bearbeitet, die neue ästhetische Ausbeute steht also auch noch dahin. Immerhin ein seltsam lehrreicher Fall, daß die Aesthetik hier auf etwas wartet, was der Zoologe ihr aus Gaurisankar-Tiefen des Ozeans holt. Was hätte man in Schiller's Tagen dazu gesagt, daß man mit 9000 Metern Tiefsee-Loth in die Geschichte der Aesthetik hinabsteigen solle . . . .

Gehen für gewöhnlich hunderte von einzelnen Urtierchen auf den Raum einer halben Priese Schnupftabak, so haben Chun und die Seinen jetzt an der ostafrikanischen Küste Rieseninidividuen entdeckt, die gallertige Scheiben von der Größe eines Markstücks bilden und selbst keine Gehäuse mehr produzieren, sondern sich einen dicken Pelz aus den kleineren toten Schälchen anderer zusammenbauen.

Das Ueber-Urtier, wie man im Scherz sagen möchte, das noch die Challengerexpedition eifrig suchte, den berühmten Bathybius, fand man aller-

dings diesmal weder, noch begehrte man ihn. Dieser Bathybius sollte einst als regelloser, noch nicht einmal in Individuen zerspaltener „belebter Urschleim" die ganzen Tiefseegründe überziehen. In Wahrheit überzog er aber nur die Tiefen einiger Spiritusgläser englischer Forscher. Man hatte nämlich auf einige Schlammproben mit Seewasser Spiritus gegossen und dabei hatte sich der schwefelsaure Kalk dieses Seewassers als flockiger Gipsniederschlag auf dem echten Tiefseeschlamm des Präparates abgelagert. Dieser Gipsniederschlag aber wurde von sachkundigsten Mikroskopikern für den toten Leib eines riesigen Urtiers gehalten, das Bathybius getauft wurde und eine kurze Zeit in alle Lehrbücher drang, — — bis Einer die mißliche Entdeckung machte, daß dieser Gipsschlamm sich auch in jeder beliebigen Mischung von kalkhaltigem Meerwasser und Spiritus bildet, ohne daß außerdem noch Tiefseeschlamm in der Flasche zu sein braucht. Unter diesen Umständen wurde ziemlich wahrscheinlich, daß keine folgende Tiefsee-Expedition mit noch so viel Scharfsinn und Apparaten mehr lebenden „Bathybius" entdecken werde, womit denn auch die Erfahrung stimmt. Schon ehe die Valdivia auslief, war der Bathybius unter dem Buchstaben B aller zoologischen Handbücher wieder getilgt worden. Auch das ein lustiger Beitrag zur Chronik naturgeschichtlicher Irrungen. Doch es gab bessere Tiefsee-Wunder.

Einer der idealsten Bewohner der Tiefsee ist der Glasschwamm. Da unten ist ein Reich der Ruhe. Kein Sturm, so wild er oben als höllischer Teifun Kolossaldampfer im Kreise wirbele wie Strohhalme, reicht in dieses schwarze Paradies hinab. So mögen sich hier große Tiere zu märchenhafter Pracht entwickeln, die wie aus Schaum und Schneekrystallen aufgezimmert scheinen. Was wir gewöhnlich als Badeschwamm benutzen, ist das eigentümliche hornig-filzige Skelett eines höchst verwickelten Organismus, aus dem aber die eigentlich lebendigen, gallertiger Bestandteile entfernt sind. Der Glasschwamm ist nun ein ähnliches Lebewesen, das aber nicht solchen Hornfilz erzeugt, sondern seinen weichen Leib durch prachtvolle, krystallartige Glasnadeln aus Kieselstoff stützt, bis schließlich das Ganze eine große Röhre oder Schale darstellt, die aus schimmerndem Glasfluß durch kunstfertigste Menschenhand zusammengesponnen scheint. Die Sache war in diesem Falle so toll, daß das Gehäuse des Glasschwammes allen Ernstes einige Zeit als menschliches Kunstprodukt galt. Die Japaner brachten es auf den Markt — und man bewunderte darin eine Prachtleistung japanischer Kunst. Erst Max Schultze wies nach, daß es sich um einen Schwamm handeln müsse, — einen Schwamm in Konkurrenz also mit dem Kunstvollendetsten, was man dem — Japaner zugemutet hatte, ein armseliges Pflanzentier der Tiefe, dem die Japaner seine Naturflasche, Naturgießkanne, sein „Blumenkörbchen" und was man sonst alles für Zierworte erfunden hatte, seit Alters einfach abnahmen durch Tiefenfischerei. Die Netze der „Valdivia" haben jetzt bei Sumatra und an der Küste Afrikas wieder einmal ganze Tiefseewälder dieser natürlichen Crystallwaare aufgerollt. Riesige Flaschen von fast Meterlänge kamen hoch. Das Wunderbarste und Neueste aber war die Art der Verankerung einzelner Arten im Schlammgrunde. Von einem solchen Glasschwamm ging eine enorme einzelne Crystallnadel wie eine Wurzel aus, die sich tief in den Grund als Anker des Ganzen einbohrte. Es ist eine Nadel von drei Metern Länge festgestellt worden. Heißen alle diese Schwammtiere schon ohnehin Pflanzentiere von ihrer (wenigstens im ausgewachsenen Zustande) konsequent pflanzenhaften Seßhaftigkeit, so erscheint hier gradezu das „Wurzeltier," das eine ungeheure Rübe in seine Unterlage stößt, um sich vor dem Losreißen zu schützen.

Das Schönste, was auch der Laie von dieser Pflanzentierwelt des Ozeans

zu kennen pflegt, sind die bunten Aktinien oder Seerosen unserer Aquarien, — Tiere vom Geschlecht der Polypen. An der fleischigen Masse sitzt oben der Mund, der von wimmelnden Fühlfäden umgeben ist; berührt man das Ganze, so stülpt sich die bunte Tierblüte schleunigst nach innen ein und es bleibt bloß ein formlos widerlicher roter oder weißer Klumpen. Auch solchen Polypen gilt es, sich als Koloß vorzustellen in der Tiefsee. Aus der Tiefe von 1019 Metern vor Ostafrika riß der Apparat der „Valdivia" ein einzelnes Polypen-Individuum empor, dessen Knorpelstamm 1,15 Meter maß. Auf dieser dreiviertel mannshohen Säule saß ein Kelch mit zwei brennend roten Kränzen angelnder Fangarme. Echte violette Seerosen kamen im südlichen Polarozean aus der enormen Tiefe noch von 5248 Meter herauf, — dicke Pfingst-Rosen tierischer Blumenbeete, die dort unten in unsichtbarer Schöne prangten, während oben die wilden Eisberge der Polaröde über sie hinwegschwammen nnd thauend gelegentlich einen mitverfrachteten, gletschergeschrammten Granit- oder Sandsteinblock des geheimnißvollen Südkontinents hinabfallen ließen; in das Netz der „Valdivia" geriet einmal ein solcher Findling von 5 Centnern Schwere als willkommene geologische Beute. Jener Riesen-Polyp ist das gute Seitenstück zu der schon früher entdeckten nordischen Riesenqualle, der Cyanea arctica, die eine Leibesglocke von über zwei Metern Durchmesser und nesselnde Fangarme von vierzig Metern Länge besitzt, also einen Angreifer auf Tod und Leben für einen Menschen bilden würde. Zum „Liebesleben" dieser Pflanzentiere hat die Expedition gelegentlich ihres Besuchs auf den antarktischen Kerguelen-Inseln die hübsche Entdeckung rosenroter Seerosen gefügt, die ihre Jungen in taschenartigen Höhlungen ihres Leibes aufwachsen lassen nach ganz ähnlicher Art, wie das Känguruh seine unreifen Kleinen in einer Hauttasche am Bauch, dem sogenannten Beutel, hegt. Aehnliche „Brutpflege" war längst von Seeigeln und Seesternen bekannt.

Seit einigen dreißig Jahren haben wenige Tiere so viel von sich reden machen wie die Ascidie. Das heißt in Zoologenkreisen. Der Laie kennt nicht leicht ein Tier schlechter als dieses. Es ordnet sich ihm, selbst wenn er es zufällig sieht, in keine Schablone. Ascidie heißt zu deutsch Sack- oder Schlauchtier. In dem Sack oder Schlauch, der bei einigen dieser queren Gesellen wie eine verfaulte Kartoffel aussieht und sogar aus regelrechtem Holzstoff (Cellulose) besteht, obwohl ein „Tier" ihn gebildet hat, steckt ein Wesen wie ein faules Ei, das weder Muschel, noch Polyp, noch Seestern, noch Krebs ist. Nach dem erwähnten Satz, daß alles Wurm ist, was zum mittleren Stockwerk des Tierstammes gehört, sich sonst aber „nicht deklinieren" läßt, mag das Ascidientier als Wurm gelten. Die Sache aber wurde lärmend, als es in den sechziger Jahren plötzlich hieß, diese Sacktiere bildeten den Uebergang vom Wurm zum Wirbeltier. Im Sinne Darwins gerieten sie damit in unseren eigenen menschlichen Stammbaum. Ursache gab, daß ein Russe herausbekommen hatte, die Ascidien entwickelten wenigstens in ihrer Jugend, als Larve, einen Knorpelstab in ihrem Leibe, der die frappanteste Aehnlichkeit mit dem knorpeligen Ding habe, das bei dem niedrigsten Fische, dem sogenannten Amphioxus, auftritt und mit dem dort ganz unzweifelhaft unser Rückgrat, also das sicherste Merkmal des Wirbeltiers, seinen untersten Anfang nimmt. Nachher ist nachgewiesen worden, daß eine kleine Grnppe von Ascidien diesen fischartigen Knorpelstab (Chorda dorsalis nennt man ihn zoologisch) sogar Zeit ihres Lebens bewahrt. Es sind das die sogenannten Appendikularien. Ihr Kartoffelsack ist zu einer glashellen Gallertglocke geworden, aus der ihnen hinten ein langer Ruderschwanz wie bei einer Kaulquappe heraussteht, — und diesen Ruderschwanz hauptsächlich stützt der berühmte, rückgratverdächtige Knorpelstab.

Die ganze Haeckel'sche Schule nimmt heute an, daß in der Gegend dieser Langschwänzler allen Ernstes der Fisch sich aus dem rückgratlosen Wurm entwickelt habe und daß die Appendikularien uns die Sache noch halbwegs anschaulich machen. Darüber giebt es aber wieder eine ganze Bibliothek Streitschriften und es ist über den Schwanz der Ascidien jedenfalls mehr gepoltert, gewettert, geflucht und geistig verbrannt worden, als über sämmtliche anderen tierischen Schwänze zusammengenommen, — wie es ganz in der Ordnung ist bei Tieren, die sich erlauben, mit ihren Schwänzen Wellen in der Weltanschauung zu schlagen.

Die Valdivia-Expedition hat jetzt den Ruhm, — zwar diese heikle Frage selber bei Leibe nicht entschieden zu haben, wohl aber eine Appendikularia gefischt zu haben, die im Gegensatz zu allen früheren wenigstens die strittige Sache in offener Größe ad oculos demonstriert, ohne daß Mikroskope nötig sind. Aus der Tiefe von 2000 Metern kamen am Kapland zwei völlig durchsichtige, farblose Appendikularien von je $8^1/_2$ cm Länge an's Licht. Die strittigen Schwänze sind hier allein 7 cm. lang und 3 breit und darin sitzt ein Knorpelstab genau so dick wie das echte Knorpelrückgrat eines Neunauges. Um diese Riesen ihrer Art flottierte in der Tiefe selber aber wahrscheinlich auch noch der typische „Sack" in Gestalt einer Art Käseglocke vom Umfang eines Kürbis: bei den erbeuteten Exemplaren war er leider abgerissen. Ueber die Ahnenschaft des Menschen verrieten auch diese Tiefseeler von den Knorpelstäben abgesehen nichts Neues. Wir sind im Haeckelschen Sinne aber jetzt mit der Möglichkeit wenigstens kürbißgroßer und auch ziemlich ebenso ausschauender Wurm-Ahnen beglückt.

Ich sagte: die Tiefsee-Bewohner haben sich wesentlich in zwei Parteien gespalten: die Selbstleuchter und Großaugen — und die Blinden. Dabei ist in der Sache selbst eigentlich vorausgesetzt, daß es sich um Tiere überhaupt mit festen Sehorganen handelt. Die niedrigsten kommen ja hierfür überhaupt noch nicht in Betracht. Ein Radiolar vom Schlage der einzelligen Urtiere hat noch gar keine „Augen" von Natur mitbekommen, kann sie also weder vorwärts, noch zurückbilden. Wo diese Urtiere mit Licht zu thun haben, da merkt man allerdings, daß sie in ihrer ganzen Körpermasse eine gewisse Lichtempfindlichkeit besitzen, sie sehen so zu sagen — oder besser noch: nicht so zu sagen, sondern allen Ernstes — mit der gesammten Körperoberfläche. Diese allgemeine Lichtempfindlichkeit ist offenbar eine Grundeigenschaft alles belebten Stoffes so gut wie die Reaktion auf Stöße, also das Empfinden überhaupt, oder wie Fressen, Fortpflanzen, Sichbewegen und so weiter. Ueber das „Wie" wissen wir ja hier nichts, da alle Definitionen von „Leben" bisher für die Katz sind. Es gilt da, was die Pensionsdame zu ihren Zöglingen sagte, als sie in der Naturgeschichte zum Storch kamen: „Lachen Sie nicht, meine Damen, es i s t so." Wie oft wird man an dieses „Es ist so" noch in der modernen Naturforschung erinnert. Und an diesem „Es ist so" hängt dann wieder unsere ganze Philosophie . . .

Doch das bei Seite: auch die richtigen Augen im Sinne besonders lokalisierter Seh-Organe am Körper fangen immerhin in der Kette der Tiere schon ziemlich früh an, früher als die meisten Menschen sich träumen lassen. Aus den geöffneten Schalen von Muscheln, vom unteren Glockenrande von Quallen, von den Spitzen der Arme beim Seestern glotzen uns winzige, aber schon wohl gestaltete Aeuglein an, und der Blutegel beäugt uns mit einer ganzen Kette von Augenpaaren. Immerhin kommen aber die ganz großen, auf den ersten Blick auffälligen Gucker doch erst bei den drei höchsten Gruppen des organischen Aquariums vor: bei den Krebsen (also Gliederfüßlern), den

Tintenfischen (dem höchsten Ast des Schneckenstammes) und den Fischen, mit denen die Wirbeltiere (also unsere traute Menschenverwandtschaft) beginnen. Die Finsterniß-Anpassungen dieser drei Tiergruppen sind denn auch das schlechthin wunderbarste, was die ganze Tiefsee bietet, und vorläufig greift noch jede Expedition da in ganze Nester von Seltsamkeiten, wie sie sich kein Zoologe am Schreibtisch je daheim hätte ausdenken können.

Von Krebsen sowohl wie Fischen brachten Chun und seine Leute schon ohnehin absonderliche Formen genug ans Licht. An der Küste Ostafrikas griff das Netz in der Tiefe von nicht ganz 1000 Metern eine dunkelrosa gefärbte Krabbe auf, die allem Krabbenbrauch zuwider nicht nur vorne ihre hergebrachten zwei Scheren trug, sondern am hintersten, fünften Fußpaar nochmals rechts wie links eine Schere besaß. Der Witz dieser Hinterscheren liegt höchst wahrscheinlich darin, daß die Krabbe mit ihnen nicht Nahrung packt oder sich verteidigt, sondern sie dazu benutzt, irgend eine Schutzhülle, etwa einen Schwamm, sich über den Rücken zu stülpen und festzuhalten. Bei den Fischen ist es besonders die mehr als tolle Umrißfratze, die auffällt. So gleicht der Megalopharynx, der im Golf von Guinea aus 3500 m Tiefe geholt wurde, viel eher einem schwimmenden Löffel als einem Fisch. Der Kopf ist mehr oder minder ganz Maul und der Leib nur ein stilartig dünnes Anhängsel an dieser offenen Löffelschale. Pechschwarz sind diese Monstra meist wie die Teufel und verzerrt, als habe Teniers sie für eine seiner berühmten „Versuchungen des heiligen Antonius“ erfunden. Das alles aber tritt zurück gegen jene Anpassungen an die Dunkelheit.

Diese Dunkelheit scheint notorisch. Man hat spekuliert, ob nicht ultraviolette Strahlen des Sonnenlichts, also solche, die unsere Augen hier oben nicht mehr als Licht wahrnehmen, da unten hinabdringen und von Fisch- und Krebsaugen doch noch als Licht empfunden werden könnten. Absolut unmöglich wäre ja so etwas nicht. Unsere photographischen Platten, künstliche Werkzeugaugen also unserer Menschentechnik, sind thatsächlich noch empfindlich für ultraviolette Strahlen. Von Ameisen ist behauptet worden, daß sie ihre Puppen aus dem Bereich eines auffallenden Lichtspektrums ins Dunkle retteten und dabei vor der (für uns sehr dunkeln) Stelle, auf die die ultravioletten Strahlen fielen, geradezu am meisten Angst zeigten. Trotzdem scheint die kühne Hypothese überflüssig.

Es ist zwar wahr, daß nur ein relativ kleiner Prozentsatz der Tiefenkrebse und Tiefenfische wirklich blind ist. Auf den ersten Blick sollte man das Gegenteil erwarten. Ist die Tiefsee unbelichtet, so bildet sie ja nichts anderes als den Bauch einer ungeheuren, stygisch schwarzen Höhle, und Bewohner solcher Höhlen sind sonst durchweg blind. Blind sind die Fische der Mammuthöhle in Nordamerika. Blind ist der Molch Olm der Adelsberger Grotte, blind die Spinne, die an den Tropfsteinzapfen dieser Grotte den augenlosen Käfer Leptoderus jagt. Nichtgebrauch, sagt man darwinistisch, hat die Augen hier erst verkümmern lassen und endlich ganz beseitigt.

Nun giebt es ja blinde Krebse und Fische, die sogar die Stufen dieses Sehschwundes noch sehr hübsch vor Augen führen, thatsächlich auch im Abgrunde der See. Da sind Krebse, die nur noch die Stiele haben, aber keine Augen mehr darauf. Andere haben äußerlich noch ein großes Auge, aber dieses Auge ist innerlich von Wucherungen des Bindegewebes durchsetzt, daß es wahrscheinlich doch nichts mehr sieht. Endlich fehlen einigen Krebssorten die Augen so vollständig, als hätten sie seit Jahrmillionen kein Licht erlebt. Und es ist dabei nicht uninteressant, sich zu erinnern, daß schon in den ältesten geologischen Schichten der Erde, die wir kennen, aus der uralten kambrischen Periode, uns versteinerte Krebse (Trilobiten) überliefert sind, die schon damals gänzlich der

Augen entbehrten, — ein Beweis, daß schon damals das „Es werde Licht“ nicht in die Abgründe der Tiefsee gedrungen war. Aehnliche Stufen des Blindwerdens zeigen Fische. Aus 1289 m Tiefe an der afrikanischen Somali-Küste kam der Barathronus herauf, ein kleines, rosa gefärbtes, fast durchsichtiges Fischchen: da wo die Augen sitzen sollten, fanden sich allerdings zwei Flecken, aber es war, als sei der Augapfel heraus gelöst, — an seiner Stelle starrten gespenstisch zwei Hohlflächen, die, ans Licht gebracht, mit goldigem Glanze wie metallene Hohlspiegel reflektierten.

Im Ganzen aber ist doch im Resultat dieser wie aller früheren Tiefsee-Studien auffällig, wie sehr die Zahl der sehenden, ja in den Augen geradezu verschwenderisch entwickelten Tiefentiere überwiegt. Man muß sich eben in die Situation versetzen, wie sie das Wort ausdrückt: permanente Illumination.

Wenn die Sonne verblaßt, werden die Tiere leuchten, ist ein Leitspruch des Abgrundes. Alles gradezu, aus allen Stämmen, Klassen, Ordnungen des Tiervolks, wetteifert da unten in der eigenen Sonnenproduktion. Einiges von dieser Kunst kennen wir ja hier oben auch. Der Kukujo-Käfer in Südamerika leuchtet mit seiner grünen Laterne so hell, daß man dabei lesen kann. Das ganze berühmte Meerleuchten ist nichts anderes als wesentlich die vereinte Lichtleistung ungezählter Milliarden winzigster Urtiere. Also selbst diese Niedrigsten der Niedrigsten sind der Sache schon Meister. Aber da unten, wo die Geschichte anfängt, wirklich Zweck im Großen zu haben und wo auch wir klugen Menschentiere mit elektrischen Scheinwerfern arbeiten würden, — da unten flammt und glimmert gradezu alles. Einfach feenhaft wirkte es jedesmal, wenn das Fangnetz der „Valdivia“ in der Dunkelheit heraufkam. Hier leuchtete der ganze Leib, dort schoß ein einzelnes Organ bunte Strahlen, dort floß phosphorischer Schein als Schleim von der Oberfläche. An den Colonien polypenartiger Pflanzentiere, die man „Seefedern“ nennt, „huschten blitzartig von Polyp zu Polyp übergreifend die Strahlen auf und ab“. Würmer und Seesterne lagen wie in kobaltblauen und smaragdgrünen Flammen gebettet. Krebse aus der Gattung Gnathophausia, deren Leib (wie der der meisten Tiefseekrebse) von Natur so schön rot aussieht, als sei das Tier schon gekocht, trieften ordentlich von Licht, indem aus einem Organ, das anfangs selber für ein Auge gehalten worden war, glitzernde Schleimfäden rannen.

Die Krone alles wirbellosen Volks aber bildete ein illuminierender Tintenfisch. Die Tintenfische werden fälschlich nur Fische genannt. Es sind Weichtiere, höchst entwickelte Schnecken. Allerdings Tiere von erstaunlichem Verstande und außerordentlicher Geschicklichkeit, wenn sie auch die Füße auf dem Kopf und an diesen Füßen statt der Hände Schröpfköpfe haben. Das Auge des Tintenfischs ist vollkommen ausreichend etwickelt wie das etwa eines echten Schellfischs. Im Berliner Museum für Naturkunde steht in Spiritus das Auge eines Riesen-Tintenfischs, das allein den Umfang eines Kindskopfes hat. Ein solcher Tintenfisch (allerdings einer von den kleinen, noch nicht wie eine Hand so langen) fiel nun nahe der vereisten Bouvet-Insel mitten im unwirtlichsten Südpolarmeer bei 1500 Metern Tiefe in's Netz der „Valdivia.“ Ich muß die Schilderung Chuns wörtlich geben, um den Eindruck nicht abzuschwächen. „Dieser Vertreter der Gattung Enoploteuthis ist mit 24 Organen (Leuchtorganen!) ausgestattet, welche eine eigentümliche Gruppierung aufweisen. Jeder der beiden großen Fangarme besitzt deren zwei; der Unterrand der Augen ist von je fünf Organen umsäumt und der Rest tritt in der aus der Figur ersichtlichen Anordnung auf der Bauchseite des Mantels auf. (Auf dem Bilde, einer Photographie, scheinen sich drei Perlenketten in ornamentalem Abstande um den Leib zu ziehen). Unter allem, was uns die Tiefseetiere an wundervoller

Färbung darbieten, läßt sich nichts auch nur annähernd vergleichen mit dem Kolorit dieser Organe. Man glaubte, daß der Körper mit einem Diadem bunter Edelsteine besetzt sei: das mittelste der Augenorgane glänzte ultramarinblau und die seitlichen wiesen Perlmutterglanz auf; von den Organen auf der Bauchseite erstrahlten die vordersten in rubinrotem Glanze, während die hinteren schneeweiß oder perlmutterfarben waren mit Ausnahme des mittelsten, das einen himmelblauen Ton aufwies. Es war eine Pracht!" Wie man sieht, mischt sich hier auch in den einfachen Leuchtzweck ein unverkennbar ästhetisches Moment, — eine Art Kunstfeuerwerk, — wozu und wie, wollen wir hier dahin gestellt sein lassen.

Bei den Tiefseefischen war gleich den ersten Beobachtern die Leuchtfähigkeit aufgefallen. Das Lichtwerfen ist hier, ähnlich wie schon bei dem Tintenfisch, aus dem Stadium allgemeinen Phosphoreszierens der Haut übergetreten in die regelrechte Bildung von Leuchtorganen.

Seltsam genug: diese Leuchtorgane haben als solche eine gewisse Aehnlichkeit mit dem großen rezeptiven Lichtorgan, dem Auge, das so zu sagen als Lichtfresser gelten kann, während es sich dort um Lichtzeuger handelt. Unwillkürlich denkt man an die Nachttiere wie Eule und Katze, deren Augen selber im Dunkeln unheimlich funkeln. Die Augen von Tiefseekrebsen glühen wie rote Flämmchen, wenn das Netz heraufkommt. Anfangs wurden denn auch vielfach die Leuchtorgane selber gradezu für Augen gehalten. Aber sie sind etwas besonderes, wenn schon den Augen höchst ähnlich. Auch zum Leuchtorgan gehen Nervenleitungen, die das Leuchten zu einer willkürlichen Handlung machen. Je nach Wunsch des Tieres blitzt das Licht auf wie ein Stern und verschwindet wieder. Im Organ selbst aber finden sich oft Details, die allen feinen Anforderungen einer Laterne entsprechen: eine Linse und ein Hohlspiegel, — Details, die natürlich für einen, der das Organ nicht in Thätigkeit gesehen hat, erst recht den Glauben wecken müssen, er habe eine Art Auge vor sich. Vielfach liegen diese natürlichen Laternen den ganzen Leib entlang, so daß der ganze Fisch auf Wunsch illuminiert erscheint. Mit besonderer Liebe sitzen sie aber auch unmittelbar neben den wirklichen Augen, recht um dem Sehen zu helfen in der stygischen Flut.

Bei dem Malacosteus, den die „Valdivia" im südatlantischen Ozean aus der enormen Tiefe von 5000 Metern gezogen hat, sitzt eine solche Laterne dicht unter dem Auge und flammt rubinrot, während ein zweites, kleineres Organ etwas weiter zurück am Kopfe in einer Grube liegt und smaragdgrüne Strahlen entsendet. Der im indischen Ozean aus 1024 Metern Tiefe gefischte Fisch Echiostoma trägt hinter dem Auge ein dreieckiges Organ von prachtvollstem Blaufeuer. Das Organ ist dabei genau wie ein Auge mit einer durchsichtigen, vorgewölbten Hornhaut überzogen und läßt sich durch Muskeln so drehen, daß das Licht beliebig aufflammt und erlischt.

Bei einigen Fischgruppen scheint das Lichtorgan sogar nicht mehr an der Kopfseite festzuhaften, sondern es pendelt wie eine Glühlichtbirne an langem Draht auf der Spitze eines grotesken Stirnfadens vor dem Tiere her. Von der Stirn oder Schnauzenspitze erhebt sich da eine lange Ruthe, die in einem Knopf, eben der Glühlampe, endigt. Gelegentlich ist auch wohl die Ruthe kurz und die Lampe sitzt dicht an der Schnauze wie der Nasenaufsatz jener häßlichen Fledermaus, die man „Hufeisennase" nennt. Chun und seine Leute meinten zuerst, als sie solch ein Monstrum fanden, es sei der Kopf vorne verletzt und das Hirn quelle vor. In Wahrheit war es die Laterne, die dem Unhold auf der Nase saß.

Solche Laternenträger brauchen natürlich auch richtige Augen und zwar

möglichst scharfe. Hier beginnt aber ein neues Kapitel der Wunder. Seit langem ist man der kuriosen Thatsache auf der Spur, daß Fische, Molche und Eidechsen der Urwelt eine Neigung hatten, statt der gewohnten zwei Augen deren drei zu entwickeln. Zu dem rechten und linken Auge, das unten die Neunaugen schon und oben wir Menschen noch besitzen, tritt das sogenannte „Parietalauge" oder „Scheitelauge," ein drittes Auge, das cyklopenhaft oben auf dem Kopf sitzt. Bei Tieren, die ein Interesse hatten, senkrecht nach oben zu lauern, — beispielsweise Fischen oder Molchen, die gewohnheitsmäßig im Schlamm versteckt lagen, — konnte ein solches Sterngguckerauge wohl schon Sinn haben. Trotzdem muß es sich nicht bewährt haben, denn die neueren, späteren Wirbeltiere haben es wieder abgelegt. Jetzt ist es aber, nachdem man Reste schon bei lebenden Eidechsen erkannt hatte, sehr deutlich auch bei Tiefseefischen uachgewiesen worden, die in diesem Punkte also noch regelrechte Urweltler sind. Noch ist es hier mit einer durchsichtigen Hornhaut überzogen wie jedes Auge, und es fehlt nur bis jetzt der exakte Nachweis, daß diese Fische auch noch wirklich damit sehen können.

Lust, senkrecht nach oben zu sehen, hat von dem Schuppenvolk entschieden mancher da unten. Ein kleines Tiefseefischchen aus dem Guineagolf (4000 Meter Tiefe) hat seine gewöhnlichen Seitenaugen auf hohe teleskopartige Röhren gesetzt, so daß sie thatsächlich beide auch nur noch senkrecht nach oben schauen können. Aehnliches Aufsitzen der Augen auf Teleskopstielen, die öfter auch horizontal nach vorne gerichtet sind, wie ein regelrechter angewachsener Operngucker, wird von Chun bei einer ganzen Anzahl Arten beschrieben. Es ist, als habe der Fisch sich plötzlich die Stielaugen des Krebses angeschafft. Das schier Unmöglichste hierin aber leisten ein paar Jugendformen von Fischen aus dem indischen und antarktischen Ozean.

Erst in neuerer Zeit ist man allgemeiner darauf aufmerksam geworden, daß viele Fische in ihrer Jugend eine Art Larven- oder Kaulquappenstadium durchmachen, in dem sie total anders aussehen als im erwachsenen Zustande. Das alte Rätsel der Fortpflanzung des Fluß-Aals, an dem die findigsten Weisen der Zoologie seit Jahrhunderten gescheitert waren, steckte unter anderem in der Existenz einer solchen stets übersehenen Aal-Larve, — einem in der Tiefe von 500 Metern im Meere lebenden, handlangen und glashellen (deßhalb „Glasfisch" genannten) Fischchen, das sich zum Aal genau so verhält, wie die Kaulquappe zum Frosch. Solche Fischlarven hat nun auch die „Valdivia" aus tausenden von Metern Tiefe gezogen, und zwar saßen die Augen dieser Kaulquappen (der Fisch dazu ist noch unbekannt!) gelegentlich auf Stielen, die jeder um ein Drittel fast der gesammten Körperlänge wie ungeheure Würmer sich rechts und links vom Kopfe fort schlängelten. Kein zweites Wirbeltier hat auch nur annähernd noch Aehnlichkeit mit diesem Augen-Monstrum. Auch ein Tintenfisch mit abstehenden Teleskopaugen wurde gefangen. Die Riesengröße der Augen ist besonders bei Krebsen auffällig, wo in einzelnen Fällen die Augen mehr als ein Drittel der Körpergröße einnehmen; der ganze Leib erscheint hier nur mehr wie ein Anhängsel der Augen.

Alle diese letzterwähnten Formen verraten die unmittelbare Jagd nach „Gesehenem", nach „Licht". Es giebt vorläufig keine andere Erklärung als die, daß sie bei künstlichem, bei Laternenlicht arbeiten. Vielerlei Zwecke zugleich mag dieses Lichtaufstecken im Leben der Tiefseeler erfüllen. Den Männlein und Weiblein mögen die Lampen zusammenleuchten als Hochzeitsfackeln. Jener bunt illuminierte Tintenfisch macht ganz den Eindruck eines Hochzeiters, der sein Schönstes am Leibe aufgesteckt hat, wie es so viele Tiere in der Liebeszeit thun, sein „Hochzeitskleid", das aber hier im Styx nicht bloß mit Deck-

farben, sondern mit Transparentfarben in Glühlampen prangt. Im sozialen Zusammenhalten schwarmweise lebender Tiere werden die Leuchtorgane Erkennungsabzeichen abgeben. Endlich dürften sie kleinere, freßbare Tiere anlocken nach der Art, wie die Motten an unsere blauen elektrischen Kugeln fliegen. Insbesondere jene auf Stielen hängenden Lämpchen am Fischkopf wären wohl geradezu als Leuchtangeln zu deuten.

Vielleicht ist die absolute Dunkelheit ohne Leuchttiere immer nur ein vereinzelter Fall, vielleicht an bestimmte Oertlichkeiten geknüpft. Da haben sich dann die ganz Blinden zu Herrn der Situation gemacht, — die bloß Tastenden. Unheimliche Taster kommen ja genügend vor. Tiefsee-Garneelen („Krabben", wie der Berliner sagt) zeigten Fühler von anderthalb Meter Länge! Spinnenartige Tiere mit langen Rankerbeinen laufen in Masse auf dem Grunde herum.

Eine Gespensterwelt! Zwar die „Seeschlange" hat bis jetzt kein Neuntausendmeter-Loth aufgestört, und auch der Ichthyosaurus, den phantasievolle Köpfe schon da unten im Altersasyl glaubten, ist nicht in's Netz geraten. Aber es bedarf keiner Fabeln und keiner Urwelt. Das Gegenwärtige ist großartig genug. Als sei ihm ein neuer, gänzlich fremdartiger Planet geschenkt zur zoologischen Ausbeute, — so mutet dieses schwarze Reich der Tiefen den Tierforscher an. Und was mag da noch weiter alles entdeckt werden!

Die Jungfrauen vom Felsen.

Von **Gabriele d'Annunzio.**

(1. Fortsetzung.)

„Ein Kummer für uns" sagte Oddo zu mir, während wir die breite mit Geländer versehene Treppe hinaufstiegen, in deren Schweigen die Schnörkel und die Wolken der Allegorieen aus dem siebzehnten Jahrhundert das Rasen eines Wirbelsturmes nachahmten — „ein Kummer für uns, ist diese ungeheure Ausdehnung des Gebäudes. Sie giebt uns das Gefühl des beständigen Verirrtseins, ein Gefühl fast beschämender Kleinheit . . . ."

Und wirklich war das Gebäude zu geräumig und zu leer. Im siebzehnten Jahrhundert restauriert und aus einer Zwingburg in eine Prunkvilla verwandelt, waren ihr dennoch das mächtige Mauerwerk und die Wölbungen geblieben, auf denen die folgenden Zeitepochen die verschiedenen Spuren ihrer Kunst und ihres Luxus hinterlassen hatten, bald gegensätzlich wirkend, bald sich deckend. Die große Zahl der Spiegel, die ganze Wände deckten, vervielfältigten den Raum ins unendliche. Und es gab nichts traurigeres als diese bleichen Scheinabgründe, die sich in eine übernatürliche Welt zu öffnen und von einem Augenblick zum anderen den Blick der Lebenden mit düsteren Todesbildern zu bedrohen schienen.

„Claudio, mein Sohn!" rief mit bewegter Stimme Fürst Luzio, sobald er mich sah, mir entgegenkommend. „Lieber, teurer Sohn!"

Als er mich in seine Arme nahm und mir einen väterlichen Kuß auf die Stirn drückte, fühlte ich diesen alten erschöpften Körper erbeben. Während noch seine Hand auf meiner Schulter ruhte, blickte er mich lange, wie traumbefangen an, während durch seine lichtblauen schwach gewordenen Augen eine Flut von Erinnerungen, von Kummer und Bedauern zog.

„Wie Du Deinem Vater gleichst!" fuhr er mit noch zärtlicherer Stimme fort, die mir seine Rührung mitteilte — „es ist eine unglaubliche Ähnlichkeit. Es ist, als sähe ich Massenzio in seiner Jugend wieder, als wir Kameraden bei den Leichten Reitern in der Garde waren. Mir ist als sähe ich ihn leibhaftig vor mir. Wie Du ihm gleichst, mein Kind!"

Er nahm mich bei der Hand und führte mich zum Fenster, als wollte er sich mit mir absondern und mich in den Bannkreis der fernen Dinge ziehen, die er heraufbeschwor.

„Wie Du ihm gleichst!" wiederholte er, als das helle Licht auf mein Gesicht fiel — „Ach, wenn diese gesegnete Seele noch am Leben wäre! Er hätte nicht sterben dürfen, mein Gott, er hätte nicht sterben dürfen."

Er schüttelte den Kopf mit einer Bewegung des Bedauerns bei der Erinnerung an dieses schöne Leben, das der Tod allzu früh dahingerafft hatte. Und sein Gefühl war so echt, daß es mir bis in das Innerste meiner Seele drang. Und ich fühlte mich nicht mehr fremd in diesem Hause, in dem ich die Erinnerung an meine Toten so rein bewahrt fand.

„Sieh“ — fuhr der Fürst fort, mit den Fingern die äußerersten Enden seines weißen Bartes berührend und mit einem Lächeln, das mich an Anatolias edle Anmut gemahnte — „sieh wie alt ich geworden bin!“

Seine ganze Erscheinung zeigte eine schmerzliche Niedergeschlagenheit. Aber der Glanz seiner vor der Zeit gebleichten Haare umkleidete sein Haupt mit ehrwürdiger Majestät. Und auf seiner Stirn stand noch lebendig das Erbzeichen seiner Herrscherrasse. Seine Hände hatten, wie durch ein Wunder, weder durch Krankheit noch Alter Schaden gelitten, sie wiesen nicht die geringste greisenhafte Entstellung auf. Schön und rein in der Form hatten sie sich, wie durch einen Wunderbalsam unverändert erhalten, diese verschwenderischen Hände, mit denen der freigebige Herr seine Reichtümer auf dem Wege der Verbannung verstreut hatte, um in den Augen seines Königs den Reflex des gefallenen Königtums um ein weniges zu verlängern. Und wie zum Zeichen der Erinnerung an die vergeudeten Schätze leuchtete an seinem Ringfinger eine Camee.

Während das träge Blut sich an den heißen Erinnerungen neubelebte, schienen diese Hände mit ihren langsamen Bewegungen irgend welche Fetzen einer erstorbenen Welt aus einem Schattenreiche hervorzuziehen, und den Augen meines Geistes erschienen sie in dieser Thätigkeit noch seltsamer. Als der Greis, nachdem er sich gesetzt, sie auf den Lehnen seines Sessels ruhen ließ, erschienen sie mir wie Reliquien und ich betrachtete sie mit einem unbekannten Gefühl fast abergläubischer Ehrfurcht. Und so groß war die Macht, die von ihnen ausging, daß ich in jenem Augenblick glaubte in meiner Poesie und nicht in der Wirklichkeit der Dinge zu leben. Als mein Blick auf dem geschnittenen Stein haften blieb, sagte der Fürst lächelnd:

„Es ist Violantes Bildnis.“

Und er nahm den Ring vom Finger und reichte ihn mir.

Es war das anmutige Werk eines alten Künstlers, nicht unwürdig eines Pyrgoteles oder Dioscorides. Aber dieses göttliche Medusenprofil, das sich aus dem roten Grunde des Sardonix abhob, glich so vollkommen dem Antlitz des herrlichen Geschöpfes, daß ich bei mir dachte: „So ist es also wahr, daß sie die Kunst entschwundener Epochen erleuchtete und seit unvordenklichen Zeiten der dauerhaften Materie das Privilegium verlieh den Gedanken zu verewigen, den sie heut verkörpert.“

„Die Mutter trug diesen Ring, als sie guter Hoffnung mit ihr war“ fuhr der Fürst mit demselben sanften Lächeln fort — „und hat ihn immer angesehen.“

* * *

So versetzten diese seltsamen Uebereinstimmungen in jedem Augenblick meinen Geist in einen Zustand, der sich dem Traum und der Hellsichtigkeit näherte, ohne ihn jedoch voll zu erreichen, durch die Darbietung eines harmonischen Gegenstandes für meine Empfänglichkeit und meine Einbildungskraft. Und ich wohnte der beständigen Genesis eines erhabeneren Lebens in meinem eigenen Inneren bei, in der alle Erscheinungen sich wie vermöge eines Zauberspiegels verwandelten.

Die drei auserlesenen Geschöpfe schienen sich abwechselnd zu erhellen und zu verdunkeln. Und die Schatten und die Lichter in ihnen hatten die Bedeutung einer besonderen Sprache, deren Sinn ich bereits mit ungewöhnlicher Klarheit deuten konnte, als sei sie mir seit langem vertraut. Und es war nicht nur das rückstrahlende Licht der Felsen, das mich blendete, sondern die wirren Blitze meines erschütterten Geistes, als Violante, die sich einem

offenen Fenster genähert hatte, mir ein Schauspiel zeigte, das sie mit einer Bewegung hätte erschaffen haben können und zu mir sagte:

„Blicken Sie hinaus."

Es war ein nach Norden gehendes Fenster an der dem Garten entgegengesetzten Fassade des Schlosses. Und es öffnete sich über einem Abgrund. Als ich mich hinauslehnte, geriet mein ganzes Sein in wilde Schwingungen, die es plötzlich zu der Empfindung einer stummen und furchtbaren Größe emportrugen.

„Ist das vielleicht Ihr Geheimnis?" fragte ich die Offenbarerin, aber wortlos, so beredt schien mir an ihrer Seite das Schweigen.

Fast senkrecht gähnte der Abgrund unter den starken Strebepfeilern des nördlichen Mauerwerks, das sich bis in das rauhe weißlich schimmernde Flußbett senkte, das selbst in seiner Trockenheit die zerstörende Gewalt des Stromes fürchten ließ. Mit derselben wilden und verzweifelten Gewalt, mit der die zum sizilianischen Meer hinabgeflossenen Lavaströme sich aufbäumten, emporrichteten, sich in schwarzen und roten Windungen krümmten, bei der ersten Berührung mit dem Wasser, brausend, prasselnd und zischend, mit derselben Wucht erhob sich aus der Tiefe des Flußbettes der Fels und starrte gegen den Himmel, dem Mauerwerk, das Menschenhand errichtet, eine gigantische Masse entgegenstellend, die stumme Raserei erschaffen. Die grausamsten Zuckungen und Verzerrungen der Körper, die eine Beute dämonischer Gewalten oder todbringender Schmerzen sind, schienen erstarrt zu sein in diesem Gefüge, das furchtbar war, wie der steile Fels, auf dem Dante die Spuren der neuen Martern fand, bevor er an die von den Centauren bewachte Blutküste gelangte.

Alle Erscheinungsformen der biegsamen und flüssigen Materien schienen in dem harten Stein nachgebildet zu sein: die Locken widerspenstiger Haare, die Windungen kämpfender Schlangen, die Verzweiflungen bloßgelegter Wurzeln, die Windungen der Eingeweide, der Muskelbündel, die Kreise des Wasserstrudels, die Falten der Tuniken, das Aufrollen der Taue. Das Gespenst überschäumender Lebendigkeit erhob sich von dieser vollkommenen Starrheit, auf der die Mittagssonne nicht die Spur eines Schattens ließ. Das Toben eines wilden Fiebers schien unter dieser reglosen Oberfläche verborgen.

„Ist dies Ihr Geheimnis?" wiederholte ich der Offenbarerin, doch ohne zu sprechen, denn die innere Erregung gestattete mir nicht die Worte zu wählen und meine Stimme zu beherrschen.

Auch sie schwieg an meiner Seite. Ich blickte sie nicht an, noch blickte sie mich an. Aber zu dem vielgestaltigen Fels uns neigend, waren wir durch jenen Zauber miteinander verbunden, der die vereinigt, die zusammen in demselben Buche lesen. Wir lasen zusammen in einem fesselnden und gefährlichen Buche.

Mit leichtem Schauder den Kopf in die Höhe richtend, sagte sie:

„Hören Sie die Sperber?"

Und beide suchten wir mit den geblendeten Augen die Gipfel.

„Hören Sie!"

Dieser Fels schien den Himmel zu stürmen mit einer vielstachlichen Waffe, die tötliche Flecken, wie Rost oder geronnenes Blut bedeckten. Und die Schreie der Raubvögel vermehrten noch den Eindruck der wilden Verwegenheit.

Da ergriff mich ein plötzlicher Schwindel, der dem Entsetzen glich vor einem allzu begehrlichen Wunsch und einem übermäßigen Stolze. Viel-

leicht erwachte in den Wurzeln meiner Wesenheit die barbarische Trunkenheit ferner Vorfahren. Denn meine unaussprechliche Erregung setzte sich in eine blitzartige Folge von Bildern um, in denen ich, wie in einem plötzlichen Aufleuchten, sah wie Männer, die mir glichen, in die eroberte Stadt einfielen, über Haufen von Leichen hinwegsetzten, ihre Schwerter mit unermüdlicher Bewegung in menschliches Fleisch bohrten, halbnackte Weiber im Sattelbogen durch die züngelnden Flammen der Feuersbrünste hindurch mit sich schleppten, während das Blut ihren Pferden, die flink waren und grausam wie Leoparden, bis an den Bauch stieg.

„Ah, ich hätte Dich besitzen mögen, inmitten des Blutgemetzels, in einem Brautbett von feuriger Lohe, unter dem Fittich des Todes!“ — so sprach die alte Seele in mir zu ihr, die an meiner Seite stand. „Mein Wille hätte meinen Körper zu dem Wunder gezwungen: an dem glatten Stein dieses von tausend Armbrüsten verteidigten Mauerwerks wäre ich emporgeklommen und lebend hätte ich Dich entführt.“

Erfüllt von der großartigen und furchtbaren Verwüstung, die zum Himmel aufstrebte, begegneten meine Augen dem Antlitz der Jungfrau, das so lebhaft in dem Widerschein des Lichtes erstrahlte, daß diese meine Augen eine fast schmerzhafte Freude empfanden. Und mich ergriff ein tolles Verlangen, diesen Kopf zwischen meine Hände zu nehmen, ihn zurückzubiegen, ihn meinem Atem zu nähern, ihn immer näher und näher zu erforschen, jede seiner Linien meinem Gedanken einzuprägen — wie jemand der unter dem unfruchtbaren Erdreich ein erhabenes Fragment aufgefunden hätte, durch das die Welt wieder in den Besitz eines totgeglaubten Gedankens gelänge.

Sie war wie die angesichts der aufgehenden Sonne errichtete Statue: ihre Vollkommenheit fürchtete nicht das Licht. Ich sah in ihrer körperlichen Erscheinung den Stempel des Ewigkeitstypus und gleichzeitig erkannte ich die Gebrechlichkeit ihres dem Menschenschicksal unterworfenen Fleisches. Sie glich der köstlichen Frucht, die im Begriff ist den Augenblick der Reife zu erlangen, auf den die Fäulnis folgt. Ihre Haut hatte die unaussprechliche Durchsichtigkeit der Blüte, die morgen welk sein wird.

„Wer wird Dich dem Frevel der alleszerstörenden Zeit entziehen? Wer wird durch den tötlichen Stoß Dich auf dem Gipfel Deiner Vollkommenheit festhalten, wenn Du im Begriff bist, Dich hülflos abwärts zu neigen?“ Die dunkeln Worte des Bruders kamen mir wieder in den Sinn: „Violante tötet sich mit den wohlriechenden Essenzen“ — — — Und in dem frommen Bedürfnis sie in jeder ihrer Handlungen zu feiern, pries ich sie im Stillen: „Du Herrschernatur, da Du Dich vollkommen fühlst, fühlst Du die Notwendigkeit des Todes. Du fühlst, daß nur der Tod Dich vor jeder niedrigen Beleidigung schützen kann. Und da alles in Dir vornehm ist und edel, so willst Du dem feierlichen Hüter einem mit Wohlgerüchen königlich getränkten Leib darbieten.“

* * *

Welchen Genuß konnte die Tafel, an der wir saßen, uns noch bringen, nachdem wir von dem mit Myrrhen versetzten Wein gekostet?

Von den unbestimmten und verblichenen Dingen, die mich, der ich in Gedanken versunken war, umgaben, ging eine Art gedämpfter Harmonie

aus, in der sich allmählich der Aufruhr, den der feurige Fels meiner Seele mitgeteilt hatte, besänftigen mußte. Die Wände waren mit Spiegeln bedeckt, die symmetrisch rings um den Saal geordnet und durch kleine goldene Säulen von einander getrennt waren. In den Feldern der Abteilungen waren Gehänge und Büschel von Rosen in wechselnder Folge gemalt. Die Spiegel waren trübe und grün geworden, wie das Wasser in einsamen Teichen, und die kleinen Säulen waren zierlich und gewunden wie die Zöpfe blonder Mägdlein und die Rosen waren schmachtend und fromm, wie die Guirlanden, die die wächsernen Märtyrer in den Tabernakeln umwinden. Aber die langen Blütenzweige, die, vielleicht aus Huldigung für den Gast, sinnreich an den Armen der Wandkandelaber befestigt waren, breiteten die noch frischen Blüten vor den alten Spiegeln aus und in der Spiegelung und Vervielfältigung in dem grünlich bleichen Glas erweckten sie den Schein eines fernen Frühlings unter den Wassern.

Von all diesen Dingen strömte ein stummer Reiz aus, der sich mit Massimillas bescheidener Anmut vermählte, so daß es mir scheinen wollte, als hätte die Christo gelobte Jungfrau teil an ihrer verschleierten Wesenheit und als gliche sie schon einem Geschöpf, das „losgelöst von dieser Zeitlichkeit“ wie Beatrice in dem Traum der Vita nuova, und daß auch sie in ihrer Bescheidenheit sagte: „Mir ward zuteil zu schauen des Friedens Anfang.“

Sie saß mir gegenüber und ich blickte sie an und meine Phantasie wurde dergestalt lebendig, daß ich dahin gelangte sie mir abwesend vorzustellen und ihren Platz für einige Augenblicke leer. Und allsobald füllte diese Leere ein so düsterer Schatten, daß er die Oeffnung eines Abgrunds schien, in den die Mitglieder ihre Rasse, einer nach dem anderen stürzen mußten Und so vermochte ich mich zu einer einzigen tragischen Vision all dieser Lebendigen zu erheben, denen der düstere Schattenhintergrund ein so seltsames Relief verlieh.

Sie saßen um den gewohnten Tisch und nahmen das Mahl ein, mit den Bewegungen, wie sie diese Befriedigung der Natur erfordert und äußerten dann und wann einfache Worte. Aber ihre Bewegungen und ihre Worte schienen von einem Geheimnis umgeben, das ihnen bisweilen eine fast schreckhafte Bedeutnng verlieh oder sie fast lächerlich erscheinen ließ, wie das der Automaten. Ein Kontrast, der mit grausamer Deutlichkeit zu Tag trat, lag in der Art, wie sie die lebenerhaltende Thätigkeit ausführten und den Anzeichen der unvermeidlichen Zerstörung, die sich in ihnen vollzog. Rechts von Massimilla sitzend, sprach sich in Antonellos ganzer Haltung eine Art unterdrückter Ungeduld aus, als wäre er gezwungen mit seinen Händen nicht sich selbst, sondern einen Fremden zu ernähren. Und wie ich meine Augen fest auf ihn richtete, sah ich wie in einem Blitz das Entsetzen, das ihn erstickte, in dem zwar nach unklaren, aber bestimmten Bewußtsein der Anwesenheit eines Fremden in seinem Inneren. Und meine Augen, die instinktiv zu Oddo, der links von Massimilla saß, hinüberglitten, entdeckten in seiner Haltung etwas, wie den schwachen Reflex der brüderlichen Verwirrung. Und nichts erschien mir unheilkündender, als die verborgene Uebereinstimmung der beiden Brüder, die gleichzeitig der mütterliche Schoß geboren und die dem gleichen Schicksal verfallen waren. Nichts erschien mir holdseliger als diese jungfräuliche Gestalt, die zwischen den Gepeinigten saß, wie die Verkörperung des Gebetes.

Die Mandelblüten strömten einen seltsamen Honigduft in die laue Luft. Dann und wann fiel ein Blumenblatt, das sich rosiger gefärbt zu

haben schien, längs der Spiegel hinunter, wie in das Schweigen der Wasser. Und ich mußte der Nacht im Baumgarten gedenken.

Wie sollten auch diese jammervollen von so viel Schreckbildern geängstigten Augen die schönen und reinen Dinge sehen können? Was that ich selbst an diesem Orte anderes als eine Totenfeier begehen? Alles umher wurde trübe wie die Wände, schien zurückzuweichen in eine ferne Vergangenheit, alles nahm ein veraltetes verblichenes Aussehen an, und schien sich mit Staub zu bedecken. Die beiden Diener mit den blauen Livreen und den langen weißen Strümpfen, schienen in ihrer Langsamkeit und Unaufmerksamkeit, einer Garderobe des vergangenen Jahrhunderts zu entstammen, klägliche Ueberreste eines abgeschafften Luxus. Wenn sie sich in den Hintergrund zurückzogen, schienen sie sich wie Schatten in der Scheinferne der Spiegel aufzulösen, in ihre tote Welt zurückzukehren.

* * *

Aber die Stimme des Fürsten, die unermüdliche Weckerin der Erinnerungen, löste den Zauber. Alle schwiegen ehrfurchtsvoll, wenn er sprach. Und man hörte nichts als die tiefe greisenhafte Stimme, die für Augenblicke heiser klang von unterdrücktem Zorn oder in Trauer und Schmerz erbebte.

Der Tag war ein Unglückstag für den Alten: es war der Jahrestag der Abfahrt des Königs von Gaeta. Das einundzwanzigste Jahr der Verbannung lief mit diesem Tage ab.

„Nun wohl“ — sagte er zu mir, sich an dem Feuer seines Glaubens entzündend, während sein schöner, weißer Bart ihm ein prophetisches Aussehen gab — „nun wohl, Claudio, wenn ein König fällt, wie Franz von Bourbon in Gaeta fiel, ein Märtyrer und ein Held, so ist es unmöglich, daß Gott ihn nicht wieder erhebt und ihm sein Königreich zurückgiebt. Höre auf mein Wort, Sohn des Massenzio Cantelmo und vergiß es nicht. Der König der Beiden Sizilien wird seine Tage ruhmvoll auf seinem legitimen Thron beschließen. Und möge Gott geben, daß es geschehe, bevor ich die Augen schließe! Das ist mein einziger Wunsch.“

Er verherrlichte das bleiche Königsphantom in einer Apotheose von Blut und Flammen auf den Trümmern der starken Stadt.

„Bewundernswerter Glaube!“ dachte ich, als ich die Funken sah, die diese lichtblauen, altersschwachen Augen noch sprühen konnten. „Bewundernswerter Glaube und doch so eitel. Die Kraft der Bourbonen schläft in St. Denis.“ Und als durch die Worte des Greises das flammende Bild der bayrischen Heldin erstand, erwachte in mir noch stärker die Verachtung für diesen dreiundzwanzigjährigen König, dem die Glücksgöttin das Pferd dargeboten, das Heinrich von Navarra nach Paris gebracht, während er feigherzig, wie der stumpfsinnig gewordene Philipp V., höchstens die gemalten Pferde, die die Tapeten seiner Zimmerwände schmückten, hätte besteigen mögen.

„Welch herrliches Werk konnte dieser Bourbon vor sich haben, als er aus dem Schlosse von Caserta trat, wo die Aerzte beschäftigt waren, den mit tausend eiternden Wunden bedeckten Leichnam des Vaters einzubalsamieren!“ dachte ich in der Begeisterung, die die von dem ehrwürdigen Geist heraufbeschworenen kriegerischen Bilder in mir erregten. „Nichts fehlte

ihm: nicht einmal der Anblick und der Geruch der Verwesung, mächtige Faktoren zur Erzeugung großer Gedanken. In Wahrheit Alles besaß er: die gebieterische Macht seines alten Stammes, die Jugend, die verführt und hinreißt, ein herrliches und der Tyrannei gewohntes Königreich auf drei Meeren, eine prunkvolle Königsburg an einer Bucht gelegen, die gebogen war und klangvoll wie eine Leyer, eine leidenschaftsvolle Gefährtin, deren raubtierartige Nüstern in einem heroischen Traum zu atmen und sich in dem Vorgefühl der elektrischen Entladung der bevorstehenden Stürme wollüstig zu weiten schienen. Alle diese Güter besaß er, um sie zu genießen und zu schützen. Als er als junger Gatte von der äußersten Küste des Meeres heimkehrte, klang ihm noch das Jubelgeschrei des treuen Volkes in den Ohren, aber er hörte auch ein anderes Geschrei. Und es bot sich ihm die Gelegenheit eines erhabenen Kampfes jenseits der Grenzen seines Reiches auf Ebenen die schon blutgetränkt, noch dampften von der inneren Gährung die dem stärksten Gedanken, dem edelsten Wort und dem schnellsten Schwert zugänglich waren. Und in der That, alles besaß er: nur die Löwennatur fehlte. Warum mußte die Glücksgöttin ein schwaches Lamm mit so viel Gunst überhäufen? Nie floß Blut zaghafter durch jugendliche Adern, nie war Sinnenlust so träge. Die Schönheit des legitimen Besitzes, die göttlichen Formen der Küstenblildung, die wollüstige Brise, das Rätselvolle der Nächte, der ganze Zauber des sterbenden Sommers hätte wenigstens die Sinne dieses Jünglings beunruhigen und den tiefverborgenen Besitzinstinkt reizen und ihm einen wilden Lebenstrieb mitteilen müssen: Ah, dieser letzte Abend in dem fast verödeten Schloß, das die Höflinge verlassen hatten und durch das der Seewind, der die Septemberdüfte und die ganze Süße des Golfes herübertrug, mit starken Stößen fegte, während die geblähten Vorhänge durch ihr knisterndes Geräusch einen unbestimmten Schrecken verbreiteten, und die Lichte auf den Tischen zuckten und erlöschten auf den Tischen, die schmähliche Briefe bedeckten, mit denen in der Stunde der Agonie die Diener sich verabschiedeten, die man für die treusten gehalten hatte. Und die Trostlosigkeit dieser Abfahrt in der Dämmerung auf dem kleinen Schiff, das ein Mann aus dem Volke steuerte, einer der wenigen Treuen. Und das schweigende Begegnen der Kriegsschiffe, auf denen Verrat lauerte und die sich dem Feinde schon ergeben hatten. Und die endlose auf dem Deck in unnützer Reue schlaflos verbrachte Nacht. Während die erschöpfte Königin unter dem freien Himmel, den feuchten Nachtnebeln ausgesetzt, schlief. Und endlich bei Sonnenaufgang der Felsen von Gaeta, die letzte Zuflucht für den letzten Niedergang, wo sich die königliche Würde den Bedingungen eines prahlerischen Soldaten unterwerfen mußte!"

„Ueberall war der Verrat, wie der Dampf und der Geruch des Pulvers" — fuhr der Fürst, durch die blutigen Erinnerungen immer erregter fort seine Worte von Zeit zu Zeit durch eine Bewegung seiner weißen Hand, an der die Camee glänzte, bekräftigend. „Der furchtbarste Tag der Belagerung war der fünfte Februar, als der Pulverturm der Batterie Sant' Antonio durch Verrat in die Luft sprang . . .

„Oh wie entsetzlich!" rief Violante von einem Schauder geschüttelt und eine instinktive Bewegung machend, als wollte sie sich mit den Handflächen die Ohren zuhalten. „Wie furchtbar!"

„Du wirst es nie vergessen" — sagte der Vater zu ihr, die wieder sanft gewordenen Blicke auf sie heftend.

„Nie."

„Violante war mit uns in Gaeta geblieben" fuhr er, zu mir ge-

wendet fort — „Sie war kaum fünf Jahr alt. Sie war der große Liebling der Königin. Die anderen waren mit der Gräfin Trapani auf dem Vulkan nach Civitavecchia abgereist. Wir wohnten in der Kasematte unter den Batterien des Fronte di mare . . .“

„Ich entsinne mich an Alles!“ unterbrach Violante ihn. Der mächtige Purpurglanz, der ihre ferne Kindheit umstrahlt hatte, schien sie mit plötzlichem Leben zu erfüllen. „An Alles, Alles erinnere ich mich, als sei es gestern geschehen. Das Zimmer wurde durch zwei Scheidewände, die aus zusammengenähten Fahnen hergestellt waren, geteilt. Ich sehe noch deutlich die Farben: es waren Signalflaggen blaue, gelbe, rote. Die Lampen waren angezündet, denn die Blenden deckten die Fenster. Als die Explosion erfolgte, mochte es drei oder vier Uhr nachmittags sein. Nina Rizzo, die Kammerfrau der Königin, war eben aus der Thür getreten. Ich hielt eine Tasse Milch in der Hand, die mir die Schwestern vom Hospital geschickt hatten . . .“

Sie sprach in kurzen abgebrochenen Sätzen mit ein wenig bedeckter Stimme, etwas extatisches im Blick, und sie berichtete diese genauen Einzelheiten eine nach der anderen, als sähe sie sie in einer blitzartigen Aufeinanderfolge. Und die Bilder, die ihre Seherworte heraufbeschworen, hoben sich von dem wirren Hintergrund der anderen Bilder mit ungewöhnlich plastischer Gewalt ab.

Die Jungfrau und der Greis schienen, indem sie sich gegenseitig die Zerstörung und das Blutbad ins Gedächtnis zurückriefen, den Eindruck der unbestimmten und verblichenen Dinge ringsumher aufzuheben und eine Art dampfender Atmosphäre zu erzeugen, in der meine Seele während einiger Minuten angstvoll atmete.

„Es war die Belagerung mit all ihren Greueln, in der von Soldaten, Pferden und Maultieren überfüllten Stadt, die von Lebensmitteln und Geld entblößt, mit unzulänglichen oder unnützen Waffen ausgerüstet, von Typhus und von Verräterei schwer heimgesucht war. Strömender Regen füllte die Straßen mit schwärzlichem Schlamm, in den die herumirrenden Saumtiere hinschlugen und verröchelten.

Der Geschützhagel durchbohrte die Mauern, demolierte sie, riß sie nieder, steckte sie in Brand. Immer dichter wurde er, immer krachender, unterbrochen nur durch kurze besonders vereinbarte Pausen, um die schon verwesenden Leichen zu begraben.

In den Kirchen feierte man den Gottesdienst und flehte zu der unüberwindlichen Schutzheiligen, während die Steine sich aus den Mauern lösten, die zerbrochenen Fensterscheiben klirrend herunterfielen und man das Stöhnen der auf den Tragbahren fortgeführten Verwundeten hörte. Die Kranken in den Hospitälern erhoben sich in ihren Betten, wenn eine Bombe durch die Mauer des Wandelganges schlug und in dem Augenblick der Explosion, wenn sie zu sterben glaubten, schrien sie: „Es lebe der König!“ Plötzlich flog ein Pulvermagazin in die Luft, die ganze Stadt in ihren Grundmauern erschütternd, sie in Rauch und Schrecken hüllend, während die Bollwerke, die Kanonen, die Schanzen, die Kasematten, die Häuser und Hunderte und aber Hunderte von Menschen in dem gähnenden Schlund verschwanden. Aber zuweilen, an den strahlenden Sonnentagen, überkam die Belagerten ein heroisches Delirium, eine Art Todestrunkenheit trieb sie in die Gefahr auf die Geschütze, wo das Feuer am mörderischsten wütete. Angesichts des Feindes sangen und tanzten die Artilleriemannschaften wie die Rasenden zum Klange der Fanfaren und wenn einer getroffen fiel, wuchs der Freuden-

lärm. Ein endloses Jubelgeschrei begrüßte das Erscheinen der Königin auf dem Glacis mitten im Kugelregen. Sie näherte sich mit kühnem Schritt in der freien Anmut ihrer neunzehn Jahr. Ein leuchtendes Mieder umschloß wie ein Panzer ihre Brust und sie lächelte unter den nickenden Federn ihres Hutes. Ohne bei dem Zischen der vorübersausenden Kugeln mit der Wimper zu zucken, richtete sie ihre Blicke, die berauschend wirkten wie das Flattern der Fahnen, auf die Soldaten. Und unter diesem Blick schien der Stolz die Wunden zu erweiten, während die Unverwundeten den Ruhm eines blutigen Zeichens beneideten. Bisweilen stürzten Männer mit Augen, die in den geschwärzten Gesichtern glühten, mit Kleidern, die ihnen in Fetzen vom Leibe hingen, blut- und staubbedeckt, von den Kanonen weg zu ihr, und riefen sie bei Namen und küßten den Saum ihres Kleides...."

„Wie schön war sie und ihres Thrones würdig!" rief der Fürst aus, dessen Stimme die männlichsten Accente fand, um diese Tapferkeit zu preisen. „Ihre Gegenwart übte auf die Soldaten magnetische Kraft aus. Wenn sie da war, wurden sie alle Löwen. Der zweiundzwanzigste Januar war der ruhmvollste Tag der Belagerung, weil sie bis in die Nacht bei den Batterien blieb."

Es folgte eine Pause, in der jeder von uns die Idealerscheinung dieser Heldin auf einem Trümmer- und Leichenfeld zu betrachten schien.

„Seltsam waren die Thränen in ihren Augen!" sagte Violante langsam ganz versunken in die ferne Erinnerung. „In der Abschiedsstunde, als ich sie weinen sah, war ich erschreckt und verwundert, wie vor einer unerwarteten und unglaublichen Thatsache. Als sie mich küßte, badete sie mein Gesicht mit Thränen."

Nach einer Pause fügte sie hinzu:

„Sie trug eine kleine grüne Feder am Hut."

Und wieder nach einer Weile:

„Am Halse glänzte ein großer Smaragd."

Sie saß an meiner Seite, und ich geriet von neuem in Verwirrung, als ich mich unwillkürlich zu ihr neigte und das Parfüm einatmete das mir stärker geworden und selbst den Honigduft der Blumen zu betäuben schien. Die anwesenden Menschen und Dinge flößten mir eine plötzliche Abneigung ein, erfüllten mich mit einer Art Ungeduld und bitterem Ekel, als bedrückten sie mich gerade in diesem Augenblick besonders schwer. Mit instinktiver Feindseligkeit blickte ich auf den Bruder des Fürsten, Ottavio Montaga, der schweigsam und ein wenig linkisch, wie ein Maskierter an einem Ende des Tisches saß: gleichsam das Symbol eines finsteren und unabänderlichen Verbots. Ich fühlte aus meiner Gesundheit, meiner Lebenskraft und meinem Verlangen einen Haß aufsteigen gegen die Krankheit, gegen die Schwermut, gegen die tötliche Langeweile, in der dieses wundervolle Geschöpf sich rettungslos verzehrte. Die Unruhe bemeisternd, die noch kurz zuvor die drei jungfräulichen Gestalten nacheinander bei ihrem Erscheinen in meinem Geist erzeugt hatte, glaubte ich schon diese erwählt zu haben, in der sich der ganze Zauber und selbst die Feierlichkeit der Vergangenheit vereinigt zu haben schienen, um sie zu adeln. Und zum andern Male versetzte sie allein mein ganzes Wesen in Aufruhr, wie vorher als sie bei dem Schrei der Sperber das Haupt emporgerichtet hatte.

Der Fürst sagte zu mir:

„Ist es nicht seltsam Claudio, daß Violante eine so klare Erinnerung an jene Zeit bewahrt hat? Scheint Dir das nicht seltsam?"

Dann mit demselben sanften Lächeln wie vorher:

„Die Vorliebe Marie Sofias für sie hat niemals aufgehört. Sie kennt ihre leidenschaftliche Schwärmerei für Wohlgerüche und schickt ihr an jedem Namenstag eine große Menge wohlriechender Essenzen. Seitdem wir hier leben, hat sie es kein einziges Mal versäumt!"

Und sich zärtlich zu der Tochter wendend:

„Jetzt könntest Du sie kaum noch missen? Nicht wahr?"

Und einen Schatten von Traurigkeit in der Stimme, sagte er zu mir:

„Sie lebt davon! Und Du siehst Claudio, wie weiß sie ist."

Mir war, als hörte ich Anatolia flüstern:

„Sie stirbt daran."

* * *

Als wir von Tische aufstanden, schlug Anatolia vor in den Garten zu gehen.

„Genießen wir noch ein wenig die Sonne" sagte sie, mit der Hand nach einem Strahlenbündel weisend, das durch die oberste Scheibe eines Fensters drang, die der verblichene Vorhang nicht bedeckte. „Wer kommt mit?"

Bei der Bewegung durchleuchtete das Licht ihre Hand und vergoldete sie bis zum Gelenk und die Strahlen liefen zwischen ihren Fingern, wie weiches Haupthaar.

„Gehen wir Alle" erwiderte ich.

Don Ottavio entschuldigte sich und zog sich zurück. Er erschien unter uns wie ein Eindringling. Aber der Fürst schob seinen Arm in Anatolias, gerade wie Antonello auf dem Stufengang gethan hatte und sagte:

„Ich begleite Euch hinunter bis in den Vorhof."

Als wir durch den großen Audienzsaal kamen, der jetzt zu einem leeren Vorzimmer herabgewürdigt war, bemerkte ich eine alte Sänfte. Die beiden Tragestangen waren daran befestigt, als habe sie eben die Dame abgesetzt oder stände bereit sie aufzunehmen.

„Wer läßt sich in der Sänfte tragen?" fragte ich stehenbleibend.

„Keiner von uns," antwortete Anatolia, nach einem Augenblick des Zögerns, während ein Schatten der Unruhe über Aller Gesichter glitt.

„Sie stammt aus der Zeit Karl III." sagte der Fürst, seinen trüben Gedanken hinter einem Lächeln verbergend. „Sie gehörte der Herzogin von Cublana, Donna Raimondetta Montaga, sie war die schönste Dame am Hofe und als größte Schönheit des ganzen Königreichs gefeiert."

„Sie ist wundervoll im Stil," erklärte ich und trat näher heran, angezogen von diesem alten Gegenstand, der noch nicht ganz ausgelebt zu haben schien, dem die Erinnerung an Donna Raimondetta vielmehr einen besonderen Wert und eine unvergleichliche Anmut verlieh und dem mein Blick fast neues Leben einzuhauchen schien. „Es ist ein feines Kunstwerk und wunderbar erhalten."

Aber ich gewahrte, daß eine seltsame Unruhe meine Wirte ergriffen hatte und daß der Grund ihres Unbehagens von der Anwesenheit dieses Gegenstandes ausging. Und durch das rätselhaft Geheimnisvolle, fühlte ich in diesem kostbaren Holz das Leben meiner schöpferischen Phantasie mächtiger pulsieren.

„Vielleicht lebt Donna Raimondettas Seele hier drinnen," sagte ich

und konnte der Versuchung, den Schlag zu öffnen, nicht widerstehen. „Sie hätte keinen eleganteren Unterschlupf haben können. Laßt einmal sehen."

Als ich öffnete drang ein feiner Duft heraus und um ihn besser genießen zu können steckte ich meinen Kopf in das Innere.

„Welch Parfüm!" rief ich aus, entzückt von dieser unerwarteten Sinnesempfindung. „Ist es das Parfüm der Herzogin von Cublana?"

Und während einiger Augenblicke verweilte ich im Geiste in der wollüstigen Atmosphäre, die der Reiz der ehemaligen Hofdame schuf. Ich sah sie vor mir mit ihrem kleinen erdbeerrunden Mund, mit hoher, gepuderter Frisur und einem Brokatkleid, das der Reifrock bauschte.

Die Sänfte duftete wie eine Hochzeitstruhe. Innen war sie mit grünem Samt ausgeschlagen von der Farbe der Weidenbaumblätter und an beiden Seiten mit einem kleinen ovalen Spiegel geschmückt. Von außen war sie ganz und gar vergoldet und mit in feinstem Geschmack ausgeführten Malereien verziert, während die überaus zierliche Schnitzerei an den Rahmen und den Gefügen ihr ein reiches Aussehen gab und sie, durch den Schleier der Jahrhunderte gesehen, dem Auge harmonischer und anmutiger erscheinen ließ: die liebenswerte Arbeit einer heiteren Phantasie und einer geschickten Hand.

„Oder vielleicht sind Sie es, Donna Violante — fuhr ich fort — die eine Ihrer Phiolen auf diesen weichen Samt entleert hat, als Huldigung für die berühmte Ahnfrau?"

„Nein, ich nicht" — gab sie fast gleichgültig zur Antwort, als hätte die gewohnte Langeweile sie wieder in ihren Bann genommen, als wäre sie wieder fremd geworden.

„Gehen wir weiter" sagte Anatolia, und den Vater, den sie noch am Arm hielt. mit sich ziehend. „In diesem Saal ist es immer kalt."

„Gehen wir" wiederholte Antonello mit einem Schauder.

* * *

Schon von der obersten Stufe hörte man das plätschernde Geräusch des Wassers, erst dumpf, dann immer deutlicher und stärker.

„Die Wasser springen wieder?" fragte der Fürst.

„Wir haben gerade vorher den Springbrunnen geöffnet, dem Gast zu Ehren," sagte Anatolia.

„Hast Du in dem Hof auf das Spiel des Echos geachtet, Claudio?" fragte mich Don Luzio. „Es ist höchst seltsam."

„Wahrhaftig, höchst seltsam" — erwiderte ich — „es ist eine wunderbare Klangwirkung. Es wirkt wie die kunstvolle Schöpfung eines Musikers. Ich glaube, daß ein aufmerksamer Harmoniker hier das Geheimnis unbekannter Akkorde und Dissonanzen finden könnte. Eine unvergleichliche Schule für ein feines Ohr. Meinen Sie nicht auch, Donna Violante? Sie sind gegen Antonello für den Brunnen?"

„Ja" — sagte sie einfach — „ich liebe und verstehe das Wasser."

„**Laudato si, mi Signore, per sor acqua** . . . Erinnern Sie sich, Donna Massimilla, an den Gesang des heiligen Franziskus?"

„Gewiß" antwortete errötend die Braut Christi mit einem leichten Lächeln. „Ich bin eine Clarissin."

Der Vater streifte sie mit einem Blick liebevoller Schwermut.

„Suor Acqua“ rief Anatolia sie und berührte leicht das glatte Haardiadem, das ihr tief über die Schläfe fiel mit den Fingern. „Den Namen solltest Du wählen.“

„Das wäre Hochmut“ erwiderte die Clarissin mit lachender Bescheidenheit.

Sie rief mir, mit einer kleinen Variante, den Ausspruch der Heiligen in die Erinnerung: „Symphonialis est aqua.“

Wir umstanden alle den klangreichen Brunnen. Jeder Mund gab seine Noten durch ein Glasrohr, das einer doppeltgebogenen Schalmei glich. Das untere Becken war schon angefüllt und das Wasser reichte den vier Seepferden bis zum Bauch.

„Die Zeichnung ist von dem Bologneser Algardi“ — sagte der Fürst — „dem Baumeister Innocenz X., aber die Skulpturen wurden von dem Neapolitaner Domenico Guidi ausgeführt, demselben, von dem zum größten Teil das Hochrelief des Attila in Sankt Peter herrührt.“

Da Violante sich wieder dem Rande des Beckens genähert hatte, konnte ich ihr Spiegelbild auf dem Wasserkreise sehen, auf dem ein beständiges Kräuseln ihre Züge zwischen den Tatzen der Seetiere verwischte.

„Eine tragische Episode knüpft sich an diesen Brunnen — fuhr der Fürst fort — eine Episode, die später Ursache so manchen Aberglaubens wurde. Kennst Du sie nicht?“

„Sie ist mir nicht bekannt“ — antwortete ich — „aber bitte, erzählen Sie.“

Ich blickte hinüber zu Antonello und mußte der verirrten Seele gedenken, die ihn Nachts quälte und erschreckte. Auch seine Augen starrten auf Violantes Spiegelbild, das auf dem Wasser zitterte.

Der Fürst begann:

„Hier in diesem Bassin ertrank Pantea Montaga. Es war zu der Zeit des Vicekönigs Peter von Aragonien . . .“

Er unterbrach sich:

„Ich erzähle es Dir ein anderes Mal.“

Ich begriff, daß er aus Zartgefühl in Gegenwart der Töchter diese Erinnerung nicht heraufbeschwören wollte und drang nicht weiter in ihn.

Aber später, als er allein an meinem Arm in dem äußeren Vorhof einen langsamen Spaziergang machte, nahm er die Erzählung wieder auf, indeß die Sonne auf die Reihe der Geländersäulen, von denen die hohen weißen Statuen der Jahreszeiten in das rötliche Thal des Saurgo niederblickten, ihre Strahlen sandte.

Es war ein Drama der Leidenschaft und des Todes, tief und geheimnisvoll, würdig des mächtigen steinernen Klosters, das in rascher Wechselfolge erst die Leidenschaften im Zaume hielt, um sie dann desto ungestümer anzufachen. Es bezeichnete mir die Macht, die der Genius des Orts auf die gleichartige Seele ausübt, eine Macht, durch die jedes wahre Empfinden in dieser Seele sich zu der äußersten, mit der menschlichen Natur vereinbaren Intensität verdichten mußte, um dann ihre ganze Kraft in einer endgültigen That von sicherer Wirkung zu entladen.

Beim Anhören der unvollständigen Erzählung des Fürsten, rekonstruierte ich mir im Geiste die bedeutsame Stunde des Lebens, die zu Panteas Tode geführt hatte. Und das nächtliche Verbrechen nahm in meinen Augen eine Schönheit von tiefsinniger Bedeutung an.

Stark mußte wahrlich der Wille dieses Umbelino sein, der von wilder Leidenschaft zu der ahnungslosen Schwester entbrannt, aber fest entschlossen

allein die Schuld zu tragen, darauf sann sie zu töten, um die Seele von dem Leib, der ihn zu so furchtbarem Verlangen entflammte, zu trennen, und diesen allein mit seinen Liebkosungen beflecken zu können. „Er mußte aus seinem Geheimnis wunderbare Schauer ziehen“ dachte ich, während ich mir in meiner Einbildungskraft sein hageres, olivenfarbenes Gesicht vorstellte. „Da ein unbekannter Zauber ihm das unreine Feuer in sein Blut gemischt, so erkannte er, daß nur die körperliche Hülle, die die unverletzliche Seele umschloß, Gegenstand seiner Begierde war. Und mit seinem Verstand wußte er sehr wohl die eine von der anderen zu unterscheiden und gleichzeitig die zwiefache Liebe in seinem Herzen zu bewahren: die irdische und die himmlische. Welchen Schauder des Entsetzens mußte er empfinden, wenn in den Augenblicken, in denen ihn das Fieber, von dem Fluidum ihres Körpers genährt, am brennendsten verzehrte, er den Lippen der teuren Schwesterseele süße Worte entströmen hörte, denselben Lippen, die er im Traum mit wollüstigen Küssen bedeckte!

In welch furchtbaren Wirbeln mußte sein inneres Leben rastlos dahinstürmen, tausendfach vervielfältigt durch die Einsamkeit und verdichtet durch den Zwang, den er sich auferlegen mußte. Endlich als ihn das Joch des Verhängnisses, das ihn zum Verbrechen zwang, allzu schwer drückte, beschloß er Panteas unselige Schönheit in eine leere Form zu wandeln, in eine fühllose Hülle durch den Tod. Wieviele Zeichen des Mitleids und des Schmerzes weihte er schweigend der teuren Seele, die unschuldig den Flug zum Himmel nehmen mußte, um den begehrten Leib in seinen Armen zurückzulassen! Sicher, als er sie zum Morgengebet in die Kapelle begleitete, waren es unaussprechliche Dinge, die er ihr sagte: — „O Pantea, nichts auf der Erde ist süßer, als Dein Gebet: es ist süßer als der Thau.“ — Er sagte es, damit sie länger und inbrünstiger im Gebet verweile. Und damit sie sich zum Sterben vorbereite, sagte er zu ihr: — „O Pantea, wie glücklich bist Du! Die Heimat Deiner Seele ist der Schoß unseres Herrn Jesu Christi.“ — Aber im Schweigen sagte er ihr unaussprechliche Dinge, die sie nicht hören durfte. Und an einem Sommerabend voll von verhängnisvoller Schönheit schlug die Stunde des Todes. Alles war unwahrscheinlich und günstig, wie in einem Traum. Beide standen bei dem plätschernden Brunnen und kühlten schweigend ihre Hände in dem feuchten Schatten. Höllisches Fieber raste in Umbelinos Adern, während seine Augen beim Sternenschein auf Panteas Spiegelbild im Wasser starrten. Wie im Traum, fast wie durch Zaubergewalt, bogen seine Hände, mit derselben Leichtigkeit, mit der sie den Stengel einer Lilie umgebogen hätten, Panteas Gestalt dem Spiegelbild entgegen, bis sie zusammenflossen; und der Brunnen barg einen weißen Leichnam.

* *
*

Fürst Luzio verabschiedete sich von mir mit den Worten:

„Ich hoffe, daß Du von heute an dieses Haus wie Dein eigenes ansehen wirst. Und immer wenn Du kommst mein teures Kind, wirst Du willkommen sein. Laß also nicht zu lange auf Dich warten.“

Es war mir so schmerzlich ihn allein in das verödete Schloß eintreten zu sehen, daß ich ihn ein Stück Wegs begleitete, liebevoll zu ihm sprechend. Wir blieben vor dem Brunnen stehen. Er machte eine unbestimmte Bewegung nach dem Bassin, in dem ich in der eisigen Klarheit Panteas ver-

hängnisvolle Schönheit sah, auf der Oberfläche des Wassers die weißen Hände, gewölbt wie zwei Blumenblätter der Magnoliablüte und das weiche Haupthaar flutete unter den Tatzen der Seepferde.

„In den Jahren, die folgten“ — sagte der Fürst lächelnd — „bildete sich eine Legende. In mondlosen Nächten sang Panteas Seele auf der Höhe des Wasserstrahles und Umbelinos Seele verzweifelte im Rachen der steinernen Bestien, bis zur Morgenröte.“

Etwas von der bangen Unruhe des Frühlings stieg zu uns auf, während wir uns über das Geländer nach dem sanft abfallenden Garten zu lehnten. Ein gleichsam vibrirender Lufthauch umschwebte uns mit der Beschleunigung eines fiebernden Pulses; und die Empfindung war so drückend, daß sie die Nerven betäubte. Die Augen wurden starr und die Lider senkten sich, wie bei beginnender Schlafsucht. Ich fühlte meine Seele gewitterschwer wie eine Wolke.

Auf unser aller Schweigen bemerkte Anatolia:

„Das Glück fliegt vorüber.“

Mit diesem unerwarteten Worte enthüllte sie uns selbst das Geheimnis der tiefen Schwermut, die auf uns lastete; und sie drückte das Wesen der unendlichen Melancholie aus, die über der Erde liegt, wenn sie im Begriff steht, sich zu erneuen.

— Das Glück fliegt vorüber!

„Welche von diesen Händen könnte es wohl zurückhalten?“ fragte ich mich plötzlich, in der blinden Erregung meines Bedürfnisses nach Liebe, in einem verworrenen Aufstand meiner geheimsten Instinkte.

Die drei Schwestern, mit den Ellbogen auf die steinerne Balustrade gestützt, hielten ihre bloßen, ringlosen Hände in die Sonne getaucht wie in ein laues Luftbad: Massimilla die Finger in einander verflochten; Anatolia die beiden Handflächen kreuzweise in einander gelegt, so daß die beiden Daumen abstanden; Violante einige schon welke Veilchen, die sie aus dem Gürtel genommen, zerdrückend und sie dann fallen lassend.

„Welche von diesen Händen könnte es zurückhalten?“

Anatolia's schienen die stärksten und empfindsamsten. Unter der Haut zeichneten sich deutlich die Muskeln und Sehnen, die kräftigen Daumen waren mit rosigen Nägeln geschmückt, an deren Wurzel sich der fast weiße Halbmond wie ein Onyx abhob. — Hatten diese Hände mir nicht schon bei der ersten Berührung ein Gefühl großmütiger Kraft und thatkräftiger Güte eingeflößt? Hatte ich nicht schon geglaubt, im Innern dieser Handfläche eine belebende Wärme zu verspüren?

Aber Massimilla's schienen fast unwirklich, wie die Formen von Geistererscheinungen, so zart waren sie; und so blütenweiß waren sie, daß es dem goldnen Sonnenstrahl nicht gelang, sie zu vergolden; und so wohlbekannt waren sie mir, daß ich hier im hellen Tageslicht das Düster des schattigen Chores wiedersah, wo ich sie zum ersten Mal in der Altarnische gesehen hatte, als einige Ueberreste eines Gemäldes, das vom Geheimnis wieder aufgesogen war, und doch für sich allein genügend, um Seelen zu bezaubern und Seelen zu umschmeicheln. Durch die Verschlingung der ineinandergefalteten Finger drückten sie die Fessel freiwilliger Sklaverei aus. „Sieh mich hier, an Dich gebunden durch ein Band, das stärker ist als jede Fessel. Ich werde die Arme nicht öffnen, es gefalle Dir denn, sie zu lösen. Ich kann nichts, und ich will nichts, als anbeten und gehorchen, gehorchen und anbeten“ — bekannte durch dieses Zeichen die Frommergebene ihrem idealen Herrn. Und ich stellte mir ihre Hände vor, wie sie sich löſten und aus ihren

Handflächen wallten auf lange Strahlen lebendigen Schweigens, in der Art wie aus den Händen der oben und unten auf Altarbildern dargestellten Engelchen bewegliche Bänder aufflattern, die irgend einen Vers enthalten und die Geschichte in dem mystischen Sinn der geschriebenen Worte abschließen. „So könntest Du, o Andächtige, in dem Strahlenkreis deines lebendigen Schweigens meinen sinnenden Geist mit Liebe umschließen! Und ich würde untreu werden den Einsamkeiten der Erde: den feierlichen Bergen, den klingenden Wäldern, den friedlichen Flüssen, und auch dem sternenbesäeten Himmel; denn kein Schauspiel der Erde erhebt den Genius des Menschen so hoch, wie die Gegenwart einer schönen, demütigen Seele. Die verleiht den Mauern des engsten Zimmers eine unbegrenzte Weite, wie die ewige Lampe im Tempel die feierliche Tiefe der Nacht erhöht. Deshalb möchte ich Dich in meinem Hause haben, o süße Sklavin. Wer umgeben von schweigender Anbetung seinen Betrachtungen nachhängt, fühlt die Göttlichkeit seines Gedankens und schafft wie ein Gott."

Violante's wundervolle Hände aber, die aus den zarten Blumen das duftende Oel herauspreßten und sie dann achtlos zu Boden fallen ließen, vollbrachten eine Handlung, die sich als Symbol vollständig mit dem Charakter meines Stiles deckte: sie preßten eine Sache bis zur letzten Lebensmöglichkeit aus, das heißt, sie nahmen ihr alles, was sie geben konnte, und ließen sie dann ausgesogen liegen. Gehörte das nicht mit zu den schwersten Pflichten meiner Lebenskunst?

Violante also erschien mir als ein göttliches und unvergleichliches Werkzeug meiner Kunst. „Das Bündniß mit ihr ist mir notwendig, um die unzähligen verborgenen Dinge in die Untiefen der menschlichen Sinne, für die in alle Ewigkeit die Wollust der Schlüssel ist, kennen zu lernen und auszuschöpfen. Das greifbare Fleisch umschließt endlose Mysterien, die allein die Berührung mit einem andern Fleisch dem erschließen kann, dem die Natur die Gabe verliehen hat, sie zu begreifen und sie mit Andacht zu feiern. Und wohnt dem Körper dieser hier nicht die Heiligkeit und die Pracht eines Tempels inne? Verspricht ihre Schönheit nicht meiner Sinnlichkeit die höchsten Offenbarungen?"

So verband ich in mir, wie schon beim ersten Zusammentreffen, die drei unlöslichen Formen, die allen Fähigkeiten meines Wesens den Genuß darboten, sich auszuleben und sich in einer vollendeten Einheit als Ganzes zu befriedigen. Die eine mit der reinen, von Vorahnungen leuchtenden Stirn wachte — in meinem Traume — über dem Sohne meines Blutes und meiner Seele; und die andere lebte, wie jener fabelhafte Schmetterling in der Glut der Hochöfen, mitten im Feuer meiner Gedanken; und die dritte rief mich zum religiösen Kultus des Körpers und vereinigte sich mit mir in geheimnisvollen Bräuchen, um mich zu lehren, das Leben der alten Götter neu zu leben. Alle schienen sie geboren, um meinem Willen nach Vervollkommnung auf Erden zu dienen. Und daß ich eine von der andern trennen sollte, verletzte mich wie eine Willkür, brachte mich auf wie ein Uebergriff von Vorurteil und Sitte. „Warum sollte ich sie nicht an einem und demselben Tage in mein Haus führen und meine Einsamkeit mit ihrer dreifachen Anmut schmücken? Meine Liebe und meine Kunst würden es zuwege bringen, einer jeden von ihnen einen andern Zauber zu schaffen, und für jede von ihnen einen Thron zu errichten, und einer jeden das Scepter eines idealen Reiches anzubieten, das von Wundern bevölkert wäre, in denen jede ihr unsterbliches Teil in vielfachen Erscheinungen verklärt wiederfinden sollte. Und da Kürze das wichtigste Kennzeichen des stolzen Traumes und des

schönen Lebens ist, so würden meine Liebe und meine Kunst es auch verstehen, den Seligreichen (aber nicht Dir, Anatolia, die Du ausersehen bist, lange zu wachen!) zur rechten Stunde einen harmonischen Tod zu bereiten . . ."

So regneten meine glutheißen Gedanken in dieser vorzeitigen Sonnenwärme ohne Unterlaß auf die jungfräulichen Hände, wie aus einem sanften Delirium; als Violante die letzte ausgepreßte Blume fallen ließ und sich vorbeugte nach den Spitzen der langen Rebenschößlinge, die von der unteren Terrasse sich heraufrankten bis zur Balustrade und sich um dieselbe schlangen. Es gelang ihr einen kleinen Zweig abzureißen, und sie untersuchte die inneren Fasern, um zu sehen, ob sie schon vom Frühlingssaft durchdrungen wären.

„Sie schlafen noch," sagte sie.

So standen wir nun gebeugt über den letzten, schon halbwachen Schlaf dieser dürftigen Hüllen, in denen sich binnen kurzem eines der größten irdischen Wunder vollziehen sollte, das ein Wort uns erschlossen hatte.

„In einigen Monaten sollen Sie sehen," sagte Anatolia zu mir. „Da wird alles mit einem grünen Mantel bedeckt sein, alle Laubengänge werden schattig sein."

Es waren nicht traubentragende Weinstöcke sondern unechte Reben, den zahllosen biegsamen Reisern nach, die sich oben über die ausgedehnte Mauer, wie unten über die Laubengänge der Treppen als ein netzförmiges Geflecht hinzogen. Sie wirkten nicht wie Pflanzen, sondern wie abgenützte dünne Stricke, die vom Regen zermürbt, von der Sonne ausgedörrt, aussahen wie gebrechliche Spinnengewebe. Und doch gab die bevorstehende Metamorphose ihnen etwas geheimnisvoll-mystisches, gradeso wie den Riesenstämmen der Bergwälder. Myriaden frischgrüner Blätter sollten wie durch ein Wunder aus den Fasern dieses trocknen Flechtwerks hervorbrechen.

„Im Herbst", sagte Violante zu mir, „färbt sich alles rot, mit einem leuchtenden Rot; und an manchen Oktobertagen scheinen in der Sonne die Mauern und die Treppen in Purpur gehüllt. Zu dieser Zeit prangt der Garten wahrhaftig in wunderbarer Schönheit. Wenn Sie hier sind, werden Sie ja sehen . . ."

„Er wird nicht hier sein," fiel kopfschüttelnd Antonello ein.

„Warum wiederholst Du das immer?" fragte ich ihn fast mit sanftem Vorwurf. „Was weißt Du?"

„Niemand kann ja etwas wissen," murmelte Oddo mit seiner gedämpften Stimme, die ich nur durch die Bewegung der Lippen von der seines Bruders unterscheiden konnte. „Wer will sagen, was bis zum Herbste aus uns werden kann? Nur Massimilla ist sicher: sie hat ihre Zuflucht gefunden."

Etwas wie ein ganz kleiner Tropfen von Bitterkeit klang durch die letzten Worte durch.

„Massimilla geht, um für uns zu beten," sagte nachdrücklich Anatolia.

Die Novize senkte den Kopf auf ihre gefalteten Hände. Und für eine Weile schwiegen wir alle, unter dem Druck unbestimmter, und doch gebieterischer Empfindungen.

* * *

Die blendende Vision des purpurnen Herbstes ließ in meinen Augen den klaren Nachmittag des ersten Frühlings erblassen, während wir nun die Treppen hinunterstiegen, auf denen wenige Stunden zuvor die drei Prinzessinnen mir entgegengetreten waren wie beim Beginn eines Märchens, mit einem neuen Lächeln aus einer Nacht undenklichen Leids hervorgehend. Jene Morgenstunde erschien mir schon ebenso fern, wie mir der kommende Herbst nahe erschien, dem mich, einem dunklen Vorgefühl zufolge, die Wechselfälle eines stürmischen Geschicks entgegenführen sollten. Und wenn ich mir um die nackten Schößlinge das purpurne Laub vorstellte, sah ich auf die Gesichter der drei Schwestern einen Schatten düsterer Trauer fallen.

Und wieder entflammte das Gefühl des Todes meine Seele und hob sie über sich hinaus, so daß alle Erscheinungen sich darin poesieverklärt widerspiegelten. Und in dem lichten Glanz der Frühlingsluft erschienen diese zarten Geschöpfe mir „wundervoll traurig", wie die Frauen im Traum der Vita nuova, an die Massimilla mich gemahnt hatte, als sie zwischen den abgeschnittenen Mandelblüten und den alten Spiegeln saß. Und ich schien mir ganz von dem glühenden Geiste ergriffen zu sein, der auf jener Seite des Büchleins flammt, wo der junge Dante zeigt, wie er es versteht, seine Seele in ihren Tiefen aufzurühren und sie bis auf den Gipfel des Schmerzrausches zu steigern, indem er sich vorstellt, Beatrice sei tot und er betrachte ihr Antlitz durch den Leichenschleier. „Tief aufseufzend sprach ich zu mir selbst: es entspricht der Notwendigkeit, daß die allerliebreizendste Beatrice eines Tages stirbt . . . Und indem ich heftig erschrak, malte ich mir aus, daß ein Freund zu mir käme und spräche: Weißt Du es denn nicht? Deine holde Gebieterin ist aus dieser Zeitlichkeit abberufen . . . . Da schien es mir, als ob mein Herz, das so voller Liebe war, zu mir spräche: Wahr ist es, daß unsre Gebieterin tot daliegt . . . . Und so stark war die irregeleitete Phantasie, daß ich diese Frau tot vor mir sah . . . ." Kam mir nicht aus einer ähnlichen Vorstellungskraft der Ansturm der unaussprechlichen inneren Schönheiten?

Eine unvergleichliche Vornehmheit ging von jeder Bewegung der totgeweihten Jungfrauen aus und warf ihren Abglanz auf alles, woran sie vorüberschritten. Und niemals vielleicht habe ich sie in so viel Licht und in so viel Schatten gesehen.

* * *

Als wir am Fuß der Treppe auf einem Absatz angelangt waren, der von einem grünen, halbverfallenen Bogengang aus Buchsbaum umgeben war, blieb Anatolia stehen und fragte mich:

„Möchten Sie den ganzen Garten wiedersehen? Vielleicht spüren Sie alte Erinnerungen auf."

Gleichsam, um ihr Gebiet anzudeuten, sagte Violante:

„Da Sie die Musik des Wassers lieben, will ich Sie zu meinen sieben Brunnen geleiten."

Und Massimilla mit ihrer scheuen Anmut:

„Zum Ersatz für Ihre Mandelblüten will ich Ihnen einen Weißdorn zeigen, der heute Nacht dort unten aufgeblüht ist."

Ich hatte den Eindruck, als sprächen sie von ihren allerintimsten Ge-

heimnissen, und als wollten sie, wie die Jungfrau von Fontebranda sagen: „Wir sind ein Garten.“

Ich konnte meine Empfindung nicht ausdrücken und sprach nichtssagende Worte.

„Führen Sie mich,“ sagte ich. „Ich werde sicher manche Erinnerung wiederfinden, zum mindesten an die Märchen und Feenbücher aus meiner Kinderzeit ....“

„Arme Feen ohne Zauberstab!“ sagte Oddo, indem er mit zärtlicher Bewegung Anatolia's Hand ergriff.

Aus deren Augen lächelten Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung.

Violante führte uns nun gleichsam durch ein Labyrinth.

Wir schritten zwischen immergrünen Pflanzen: zwischen uralten Lorbeer-, Myrten- und Buchsbäumen, deren wildem Wuchern man die einstige Pflege nicht mehr anmerkte. Kaum, daß hie und da noch eine flüchtige Spur der symmetrischen Formen zu erkennen war, die vor Zeiten die Scheere des Gärtners zurecht gestutzt hatte; und mit einer Melancholie, die vielleicht nicht unähnlich dem Empfinden dessen ist, der aus den Marmorbildern von Gräbern das versunkene Bild vergessener Toter rekonstruieren möchte, versuchte ich, aus den stummen Pflanzen die Menschlichkeit jener ebenfalls noch nicht ganz entschwundenen Erscheinungen neu zu beleben. Ein bittersüßer Duft begleitete unsere Schritte; und von Zeit zu Zeit brachte einer von uns eine Erinnerung aus der fernen Kindheit vor, gleichsam aus dem Wunsch, einen zerrissenen Faden wieder zu knüpfen. Und plötzlich stieg rein und klar das Antlitz meiner Mutter auf; und sie schien sich von dem, was unsre Seelen in den Pausen des Schweigens aushauchten, zu nähren und heftete sich an Anatolia's Seite, um mir ihre Macht zu zeigen. Und ein bittersüßer Duft begleitete unsere Melancholie.

Violante blieb stehen und fragte mich, mit dem Aussehen und dem Tone fast, mit dem sie am Fenster zu mir gesprochen hatte:

„Hören Sie?“

„Jetzt sind wir in Ihrem Reich,“ sagte ich zu ihr, „denn Sie sind Brunnenkönigin ...“

Man hörte das murmelnde Plätschern der Wasserstrahlen über eine hohe Myrtenhecke dringen, während wir auf einem von Narzissen übersäten kleinen Rasenplatz standen, der von einer mit grünem Moos bedeckten Statue des Pan bewacht wurde. Aus dem weichen Gras unter meinen Füßen schien wonniges Entzücken in meine Adern aufzusteigen; und wiederum weitete eine plötzliche Lebensfreude meine Brust. Aber unversehens fiel mir die Gegenwart der beiden Brüder aufs Herz, und das Erbarmen mit ihnen stimmte mich ernst. „Ach, wie ich eure verschlossenen Seelen im Innersten aufrühren wollte!“ dachte ich mit einem Blick auf die drei gefangenen Schwestern. „Wie ich die in euch wühlende Unruhe bis zur Raserei anfachen wollte!“ Und ich stellte mir die Wollust vor, diese jungfräulichen Seelen voll köstlichen Gehalts auszukosten, diese seltenen Früchte, die langsam im Garten der Selbsterkenntnis gereift und unberührt geblieben waren, um sich meinem sehnsüchtigen Verlangen darzubieten. Und mein Kummer war um so größer, da ich wußte, daß ich in der Folge den seltsamen Zauber nicht würde zurückrufen können, der nur aus der ersten Berührung von Wesen ersteht, die berufen sind, ihre Geschicke zu vereinigen: seltsamer und kurzer Zauber, gemischt aus Staunen und Erwartung und Vorahnung und Hoffnung und aus tausend unerklärlichen Dingen, die der

Traumwelt angehören und doch aus den heiligsten Abgründen des Lebens aufsteigen.

In dem durchsichtigen Bernsteinton der Luft wurde alles reich und zart; und überall blühten Gedanken voll Schönheit und begehrten gepflückt zu werden; und die edelsten blühten zu Füßen der trostlosen Prinzessinnen, und ich stellte mir vor, daß ich mich bückte, um sie zu pflücken. Und ich malte mir die Wollust aus, diese Seelen zu liebkosen und zu erregen, die hier in diesem geheimnisvollen Kloster irrten, über das die Gespenster vergangener Zeiten einen Schleier von Poesie zu weben schienen, in den sie mit kaum sichtbaren Fäden seltsame Gesichter unbekannter Geschöpfe verwoben, die da lachten und weinten in den Wechselfällen von Freude und Schmerz.

Sang nicht aus jedem dieser Brunnen eine Pantea, das blütenreine Opfer einer verbrecherischen und erhabenen Leidenschaft? Sicher ist es, daß ein ungewöhnliches Gefühl mich durchrieselte, als mich Violante jenseits der Myrten führte, in den langen Strich zwischen der Hecke aus Sträuchern und der östlichen Mauer. Hier atmete jener geheimnisvolle Geist, der in entlegenen Orten webt, von denen die Sage geht, daß vor Zeiten durch den tragischen Glanz ihrer Schicksale berühmte Liebespaare zu geheimer Zwiesprache hier zusammen gekommen wären. Die Statuen, Säulen und Bäume hatten das Aussehen von Dingen, die Zeugen und Mitschuldige eines großen menschlichen Rausches gewesen sind und das Andenken daran durch die Jahre hindurch verewigen. Die tiefen Verheerungen der Zeit und ihre grausamen Wundmale hatten dem Stein jenen Ausdruck und fast möchte ich sagen jene Beredtsamkeit aufgeprägt, die einzig Ruinen an sich haben. Herbe Gedanken steigen daraus empor, von den zerrissenen Linien gepredigt.

Und ich malte mir die Wollust aus, hier den drei Seligreichen meinen wunderbaren Traum zu bekennen, ihnen, die allein imstande waren, ihn in lebendige Harmonie umzuwandeln. Ich malte mir die Wollust aus, von Liebe zu sprechen an diesem selben Ort, an dem die wundersame Nacht so vieler Symbole zusammenwirkte, um die Gemüter über die gewohnten engen menschlichen Grenzen hinaus zu heben und ihnen die Unermeßlichkeit eines Paradieses von Schönheit zu eröffnen.

* * *

Wir gingen langsam, von Zeit zu Zeit stehen bleibend, um Worte zu sprechen, die die uns innewohnende Unruhe verbergen sollten; und Oddo und Antonello waren offenbar ermüdet und blieben schweigend hinter uns zurück. Und ich meinte, hinter mir die Schatten von Krankheit und Tod zu haben.

Mein aufflammender Lebensmut war gesunken. Ich fühlte, wie grausam der Kontrast war zwischen meinen ungestümen Wallungen und diesen jammernswerten Notwendigkeiten, die unabänderlich an meiner Seite blieben, und um mich herum, und allüberall in diesem großen Kloster voll vergessener und erloschener Dinge. Ich fühlte, daß jedes dieser Geschöpfe im Laufe einer Stunde schon so oft von meinem Intellekt durchleuchtet und von meinem Wunsch verklärt, dennoch sein Geheimnis unversehrt verwahrte, und daß ihre äußeren Erscheinungsformen es mir nicht enthüllen würden. Während

ich sie betrachtete, sah ich die eine von der andern losgelöst, fremd die eine der andern, eine jede mit einem unbekannten Gedanken im Blick, eine jede mit einem unbekannten Gefühl im innersten Herzen. — Ich mußte mich verabschieden, mußte in meine Einsamkeit zurückkehren: unser Tag neigte sich dem Ende zu. — Welche neuen Empfindungen hatte diese erste Begegnung aufgerührt in ihren Seelen, die, verdrossen durch die lange Gewohnheit der Trauer, vielleicht nicht einmal mehr durch eine letzte Hoffnung auf das unvorhergesehene Ereignis getäuscht werden konnten? In welchem Lichte war ich einer jeden von ihnen erschienen? Hatte ihr Bedürfnis nach Liebe und nach Glück sie mit unwiderstehlicher Gewalt mir entgegen getrieben, oder hielt ein ängstlicher Unglaube, wie der der beiden Brüder, sie mißtrauisch zurück?

Nachdenklich schritten sie an meiner Seite; und auch wenn sie sprachen, schienen sie so tief in Gedanken versunken, daß ich öfter als einmal im Begriff war, sie zu fragen: „An was denkt Ihr?“ Und ein Wunsch nach Gewaltthätigkeit und Zwang stieg angesichts dieses Geheimnisses, das sie umklammerte, in mir auf; und auf die Lippen drängten sich mir Worte von solcher Kühnheit, wie sie ein verschlossenes Herz plötzlich zu öffnen vermögen, um seinen geheimsten Schmerz zu überraschen oder sein Geständnis zu erzwingen. Zugleich aber drängte es mich ihnen entgegen in mitleidvoller Zärtlichkeit, als müsse ich sie um Verzeihung bitten wegen des Leids, das sie in diesem Augenblick um mich duldeten und wegen eines herberen Leids, das sie in Zukunft um mich dulden würden. Die Notwendigkeit der Wahl stand vor mir wie eine grausame Prüfung, die Ursache unvermeidlicher Schmerzen und Opfer. — Fühlte ich nicht eine unruhige Bangigkeit die Pausen unsres nichtigen Gespräches ungestüm ausfüllen?

„Ach, wann wird endlich der Sommer kommen!“ seufzte Violante, die Augen zu dem breiten Dach der Pinien erhebend. „Im Sommer verbringe ich alle Stunden des Tages hier ganz allein bei meinen Brunnen. Und das ist auch die Zeit der Tuberosen!“

Mächtig große Pinien mit kerzengeraden runden Stämmen wie Schiffsmaste standen in gleichen Abständen längs der Mauer des klösterlichen Gartens und beschatteten ihn mit ihren dichten Kronen. Wie in einer Säulenhalle vertieften sich zwischen den einzelnen Stämmen Nischen in die Mauer, die von nackten oder in ruhiger Vornehmheit von Gewändern umflossenen Statuen bevölkert waren, welche in ihrer göttlichen Blindheit die Herrlichkeit der Vergangenheit predigten. In gleichen Abständen ragten in Form von Tempelchen die sieben Brunnen empor: ein jeder bestand aus einem weiten Becken, in dem sich auf dem Rand sitzende oder auf die Wasserurne gestützte Gottheiten, im Zwischenraum zwischen je zwei Säulenpaaren spiegelten; und die Säulen trugen Giebelfelder, in welche Distichen eingemeißelt waren. Die hohe Myrtenhecke hob sich grün davon ab, einzig unterbrochen durch die nachdenklichen weißen Hermen. Und das feuchte Erdreich war fast ganz mit Moos bedeckt, das unsre Schritte unhörbar machte und so die Süße des Geheimnisvollen noch erhöhte.

„Können Sie diese Verse entziffern?“ fragte Violante, als sie sah, daß ich mich bemühte, die in den Stein geschnittenen, hie und da durch Niederschläge und Risse unleserlich gewordenen Buchstaben heraus zu bringen. „Einstmals wußte ich, was sie bedeuteten.“

Sie sagten: „Eilet, eilet! Flechtet die schönen Rosen zu Kränzen, um die fliehenden Stunden damit zu umwinden.“

Praecipitate Moras, Volucres Cingatis Ut Horas
Nectite Formosas, Mollia Serta, Rosas.

Es war, durch die Reime gemildert, die uralte Mahnung, die durch die Jahrhunderte die Menschen aufgestachelt hatte zu den Wonnen des allzu kurzen Lebens, die die Küsse auf den Lippen der Liebenden feuriger entflammt und beim festlichen Mahl den Wein in Strömen fließen gemacht hatte. Es war die alte wollüstige Melodie, auf der neuen Pansflöte geblasen, die ein betriebsamer Mönch in Form eines Taubenflügels angefertigt hatte aus den ungleichen Rohren, die er in dem von Pan zwar verlassenen Garten geschnitten, dafür aber mit dem Wachs von Votivkerzen und dem Linnen einer abgenützten Altardecke verbunden hatte.

„Der Brunnen glänzt und tönt; und sein Glänzen ruft Dir zu: Genieße! Und sein Murmeln sagt Dir: Liebe!"

Fons Lucet, Plaude, Eloquitur Fons Lumine: Gaude.
Fons Sonat, Adclama, Murmure Dicit: Ama.

Der Widerhall dieser leoninischen Reime, denen das Wasser ohn' Aufhören seine Begleitung lieh, ergoß über mein Empfinden einen unerklärlichen Zauber. Ich fühlte in diesem Echo den verschleierten Accent der Melancholie, der der Lust eine unendliche Grazie verleiht, und indem er sie trübt, sie um so tiefer macht. Die jugendlichen Gottheiten, die hier auf dem Brunnenrande ihre nackten Glieder dehnten, welche, dem Wasser gleich, in dem sie sich seit so endloser Zeit wiederspiegelten, wellenförmig wogten, sie waren nicht weniger wollüstig und traurig: Schwestern vielleicht der Salmakis, brünstiger Sehnsucht voll nach der Vollkommenheit einer Vereinigung, wie sie bis jetzt Menschen und Göttern unbekannt? oder der Byblis vielleicht, eifrig bestrebt, im jungfräulichen Busen die Glut blutschänderischer Begierde zu ersticken? oder der Arethusa, unter der Gewalt einer vergeblich zurückgewiesenen, frechbegehrenden Liebe erliegend?

„Weinet hier, o Liebende, die ihr euch naht, um euren Durst zu stillen! Allzu süß ist dieses Wasser. Vermischt es mit dem Salz eurer Thränen."

Flete Hic, Potantes, Nimis Est Aqua Dulcis, Amantes.
Salsus, Ut Apta Veham, Temperet Humor Eam.

So lehrte die süße Quelle, voll Begehrens nach der Würze der Träume, die Genießenden, etwas Bitternis in die volle Schale des Glückes zu mischen.

„Unter die Rosen ziemt es sich, kaum bemerkt, Blüten des schwarzen Nieswurz in den Kranz zu flechten, damit das bekränzte Haupt von Zeit zu Zeit sich beuge." Es schien, als ob von Schritt zu Schritt auf diesem langen Liebeswege die Wollust konzentrierter, wissender, leidenschaftlicher würde. Die fließenden Spiegel luden die Liebenden ein, die traumschweren Stirnen zu neigen, und das eigene Bild zu betrachten, um schließlich dahin zu gelangen, im Spiegelbild nichts als die Erscheinungen unbekannter, aus unzugänglichen Welten ans Licht gestiegener Wesen zu sehen und tiefer zu empfinden, wie unsagbar fremd und fern ihr eigenes Leben sei.

„Beugt euch herab, um euch zu spiegeln, damit eure Küsse im Bilde verdoppelt werden."

Oscula Jucunda Ut Duplicentur Imagine In Unda
Vultus Hic Vero Cernite Fonte Mero.

Lag nicht in dieser einfachen Geberde die Offenbarung eines verborgenen Geheimnisses? Die beiden Liebenden, herabgeneigt um ihre wiedergespiegelte Liebkosung zu betrachten, bedeuteten unbewußt die mystische Gewalt der Wollust, die darin besteht, für einige Augenblicke den unbekannten Menschen, den wir in uns bergen, zu vertreiben und ihn fremd und fern wie ein Trug-

bild zu empfinden. — Wächst nicht etwa in dem Dunkel einer solchen Empfindung die Raserei der Wollüstigen und überkommt sie nicht das Entsetzen, wenn sie in den Spiegeln ihrer verschwiegenen Alkoven ihre wechselseitigen Liebkosungen wiederholt sehen von Gestalten, die ihnen gleichen, und doch unendlich verschieden und in ein übernatürliches Schweigen entrückt scheinen? Sie haben ein verworrenes Bewußtsein des befremdlichen und außergewöhnlichen Zustandes, von dem sie befallen sind und glauben, ein klärendes Symbol in diesen äußeren Bildern zu finden; und durch die Analogie werden sie verführt, sie nicht mehr als Erscheinungen des Gesichts, sondern als unerklärliche Formen des Lebens zu betrachten, und schließlich, wenn die erschöpften Körper reglos zurücksinken auf das weiße Betttuch und der Schweiß erkaltet auf den Leibern und die Pupillen sich verengen unter dem Druck der Lider, als Bilder des wirklichen Todes . . . .

Solche Visionen schufen mir die Reime des letzten tönenden Brunnens, über den Violantes Gesicht sich neigte, während der Schatten der Pinien langsam wie ein bläuliches Schleiertuch niedersank. „Hier erblickten sich vereint Wollust und Tod; und ihre beiden Gesichter bildeten nur ein Gesicht.“

Spectarunt Nuptas Hic Se Mors Atque Voluptas.
Unus (Fama Ferat), Quum Duo, Vultus Erat.

(Fortsetzung folgt.)

Wie Wagner mit seinem Siegfried probte.

Aus meinen Erinnerungen
an die Proben der Bühnenfestspiele in Bayreuth 1875—76.

Von

Julius Hey.

Mein lieber Herr Unger!

Damit ich an diesem Neujahrstage doch auch etwas Freundliches vornehme, schreibe ich Ihnen noch, am Schlusse des Tages, auf Ihren heute erhaltenen guten Brief. —

Ich kann wohl sagen, daß ich, seit dem Abschlusse unserer Vorproben, nur Widerwärtiges erfahren habe. Ein tröstlicher Blick ist es dagegen, den ich auf Sie werfe. Sie stehen, mit Hey, in meinem Buch der Hoffnungen eingetragen. —

Seit Schnorr's Tode wußte ich, daß ich vereinsamt noch auf ein Neues, Unbekanntes angewiesen war. Ich hoffte nicht dieses mir fertig entgegentreten zu sehen, sondern vermeinte immer, es mir erst herausbilden zu müssen. Um den Rechten zu erkennen, bedurfte es für mich nicht nur der guten und ausreichenden Begabung, sondern ich mußte auf den Charakter, den höheren Ernst, desjenigen rechnen können, den ich fortan als mir bestimmt erkennen sollte. — Nun machen Sie mir in beider Hinsicht große Freude! Haben Sie stets Vertrauen zu mir! Also der Scherbarth ist vorläufig in die Ferne gerückt? Da nimmt er sich sehr gut aus! Lassen Sie ihn da, er wird uns kein groß Leid bringen. — Wie gern hätte ich Sie einmal wieder bei mir! Aber — Geduld! — Den Tristan gedenke ich mit Ihnen nächsten Spätherbst in Wien zu geben. Will unser himmlischer Hey ihn schon jetzt mit Ihnen studieren, so bitte ich nur darum, dies nicht eher zu thun, als bis Ihnen Siegfried bis in die kleinste Muskel festsitzt. Denn — — an Einem lernt man, was man spielend dann auf Alles überträgt: aber das Eine muß vollkommen angeeignet sein! Haben Sie den Siegfried so inne, wie es sein muß, dann ist für Sie der Tristan nur eine Sache der Memorie.

Aber in die Schmiedelehre könnten Sie immer gehen, und zwar mit Mime, der als „Schlosser" in dem Handwerk schon etwas bewandert sein dürfte. Möge Hey doch auch diesen Mime etwas mit vornehmen. Zuletzt fand es sich, daß er sich in seiner schwierigen Aufgabe noch nicht ordentlich zurechtgesetzt hatte. Er muß eine falsche Stimme annehmen, nur muß die Stimme selbst nicht falsch klingen. Es wäre gut, wenn er zunächst noch mit seinem natürlichen Ansatze (sagen wir: als lyrischer Tenor!) seinen schweren Part recht korrekt heraussinge: ist er mit den ungeheuren Intonations-Schwierigkeiten ganz

fertig — so möge er dann endlich auch, um der eigenthümlichen dramatischen Charakteristik gerecht zu werden, eben als **Dramatiker** sein Organ in einem gewissen Sinn entstellen, d. h. es rauh und heiser erscheinen lassen. Aber hiermit muß er nicht **anfangen**, — und das war das Versehen bei den Vorproben; er sollte sogleich schon dramatisch fertig sein, — um uns Allen Spaß zu machen. — Also? —

Meinen guten Seidl halten Sie ja recht warm: Ich glaube nicht, daß es viele solche, wie ihn giebt. Ist er schwermuthvoll, so leeren Sie ihn ein paar mal beim Orlando Lasso! Eure ganze kleine Clique gefällt mir doch sehr wohl. Sie haben auch gute Gesichter! Es thut mir leid, daß mir eine temporäre Wirksamkeit in München so sonderbar — unmöglich geworden ist! — Wenn Sie übrigens einen vortrefflicheren Gesangslehrer und Menschen einmal kennen lernen, als es unser Hey ist, so melden Sie mir das! Ich möchte dann wissen, wie der aussieht! Denn unser herrlicher Hey ist bis jetzt in jeder Hinsicht mein Ideal! Möge er es nun glauben oder nicht!

Leben Sie wohl! Schönsten Gruß in die Schmiede! — Ich habe gute Einblicke, wie zu Euch nöthig!

Glückliches Jahr 1876!
Es soll Ihnen lohnen!

Ihr herzlich ergebener
Richard Wagner.

Bayreuth, 1. Januar 1876.
Und Fischer?
Telegraphirt immer noch?
Ei! Ei!
Was sagen dazu die Dilettanten?

Ich stelle diesen Brief Wagners an Unger, obwohl er zeitlich hinter meinen heutigen Ausführungen liegt, voran, weil er am besten das Verhältniß des Meisters zu dem ersten Darsteller seines Siegfried bezeichnet. Wenn ich im Folgenden genöthigt bin, auf gesangstechnische Einzelheiten etwas näher einzugehen als es üblich ist, so glaube ich besser als mit allgemeinen Betrachtungen durch diese realen Dinge meinem Leser eine Vorstellung von Opernproben geben zu können, die durch die persönliche Antheilnahme eines Wagner mehr als ein oberflächliches Interesse besitzen. — Ich hatte die Ton- und Stimmbildung Georg Ungers übernommen, den sich Wagner — zunächst aus äußeren Gründen — für die wichtigste seiner Nibelungenrollen ausersehen hatte, und es ergab sich bei den Vorproben, die wir gemeinschaftlich vornahmen, daß Wagner seine ganze dramaturgische Auffassung des Siegfried bei dieser Gelegenheit entwickelte. — Wagner als Vortragsmeister und Lehrer, als Erwecker einer Künstlerseele, ist so wenig bisher dargestellt worden, daß es sich lohnen wird, ein Beispiel davon zu vernehmen, das die diesjährige Erinnerung zugleich heiligt. Die Proben mit Unger durch die 3 Akte Siegfried sollen der Rahmen der folgenden Betrachtung sein; das Gleichzeitige wird sich ungezwungen einfügen.

Wagners Freunde und Anhänger waren des Jubels und der kühnsten Hoffnungen voll, als der Zeitpunkt der Vorproben näher rückte. Man betrachtete sie, in der fortschreitenden Entwickelung des hartnäckig angezweifelten Unternehmens nun allgemein als die bedeutsamste Etappe auf dem Wege zum zweifellosen Gelingen. Die hervorragendsten Bühnensänger: Franz Betz, Albert Niemann, Hill, Scaria, Gura — und andere mit bemerkenswerthem Stimmmaterial, die Wagner auf seinen Entdeckungsfahrten gehört hatte und

für geeignet hielt, waren für die Besetzung der kleineren Rollen bestimmt. Gleiche Hoffnungen setzte er auf die Vertreterinnen der weiblichen Rollen. Diese Gesangskünstlerinnen standen mit den männlichen Berufskollegen zwar noch nicht auf dem gleichen Berühmtheitsniveau, das gab aber beim Meister erst recht nicht den Ausschlag. „Den vom Publikum verwöhnten Sängern läßt sich schwer etwas beibringen" — pflegte er zu sagen, — „sie werden alle faul und dünkelhaft und wollen nichts lernen! — Ich brauche junge Talente, die willig sind!" Ueber die Bildungsfähigkeit des Durchschnittsängers hatte er sich, auf Grund reicher Erfahrungen, ganz bestimmte Ansichten gebildet und diese blieben für ihn maßgebend.

Die männlichen Hauptrollen waren also bewährten Künstlern anvertraut. Einige von ihnen hatten sich auf dem Gebiete des Wagnerschen Musikdramas (Betz, Niemann und Hill) bereits erhebliche Verdienste erworben. Anders verhielt es sich mit der Besetzung der Hauptrolle, des Siegfried, die einem bis dahin noch gänzlich unbekannten Anfänger — Georg Unger — vom Hoftheater in Mannheim überwiesen war. Man erzählte sich, daß Wagner die Wahl wegen seiner männlichen Wohlgestalt getroffen habe, denn seine Stimme sei unzureichend. — Für die Münchner Wagnergemeinde war das keine geringe Ueberraschung; hatte man doch darauf gerechnet, Heinr. Vogl werde den Siegfried singen. Schlosser den Mime und Kindermann den Hagen. Man gefiel sich in der Annahme, der Meister werde seinen Bedarf vorzugsweise aus den Mitgliedern der Münchner Oper decken. Man wußte zwar, daß Vogls gaumig gefärbter Stimmklang Wagnern nicht recht sympathisch war, dafür besaß der Sänger aber eine Reihe von Vorzügen, die ihn unbedenklich in die erste Reihe unserer Bühnenkünstler stellten.

* * *

Da erhielt ich am 3. Juni 1875 von Wagner folgende Zuschrift:

Geehrter Herr und Freund!

Sobald Ihnen dies irgend durch die Geneigtheit der Ihnen vorgesetzten Behörde ermöglicht werden dürfte, ersuche ich Sie, sobald und so lange wie möglich den Studien zur Aufführung meiner, für das nächste Jahr bestimmten, Bühnenfestspiele als Gesangs-Rath- und That-Kundiger beizuwohnen. Sie wissen, welchen Werth ich Ihrer Assistenz beimesse, und zweifeln daher nicht an der herzlichen Dringlichkeit meiner Bitte.

Hochachtungsvoll
der Ihrige
Richard Wagner.

Die Direktion der kgl. Musikschule, meine „vorgesetzte Behörde" ging zwar auf die Bewilligung eines längeren Urlaubes ein, doch konnte ich Wagners Ruf nicht sogleich Folge leisten, weil die vorbereiteten dramatischen Aufführungen mit den Schülern meiner Sologesangsklasse, und die bereits begonnenen Prüfungsconcerte meine Anwesenheit, oder mindestens eine geeignete Stellvertretung erforderten. — Ich schrieb also an Wagner, daß ich eintreffen würde, sobald sich die gewünschte Vertretung gefunden hätte. Durch Umstände, die mit der nun mehr getroffenen Wahl eines Vertreters zusammenhingen, verzögerte sich meine Abreise auf unbestimmbare Zeit. Als ich ihm daraufhin mittheilte, daß ich kaum vor Ende Juni mich würde losmachen können, schrieb er mir am 22. Juni:

Geehrtester Herr!

Ich ersuche Sie, es möglich zu machen, schnell für einige Zeit zu mir zu kommen. Ich gebrauche Ihre Hilfe zur sachgemäß geleiteten Correctur eines Sängers, welcher mir wichtige Dienste zu leisten verspricht, an welchem aber hierfür eine eingehende Gesangs-Kur ausgeübt werden muß. Ich wußte Niemand wie Sie hierfür!

Alles Uebrige findet sich! Auf geneigten Bescheid harrend

Ihr Hochachtungsvoll ergebener
Richard Wagner.

Unter dem Vorbehalt seitens des Musikschul-Direktoriums: daß ich zu den letzten größeren Schüler-Aufführungen mich jedesmal in München einzufinden hätte, um meinen Platz in der Lehrer-Corona geziemend einzunehmen, erhielt ich für den ganzen Rest des Schuljahres Urlaub. Am 27. Juni traf ich in Bayreuth ein und verblieb dort, vor und nach den Ensemble-Proben bis Ende September. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hier fand ich reichlich Gelegenheit, den genialen Künstler in der ganz einzigen Art der Uebertragung seiner musik-dramatischen Werke auf die realistische Bühnendarstellung durch alle Höhen und Tiefen seiner vielgestaltigen Schöpferkraft auch nach dieser Seite hin bewundern zu lernen. An seiner Seite, in unmittelbarem Hören und Schauen, durfte ich es miterleben, wie der Dichter-Componist aus den überragenden Regionen seiner Schöpfungswelt niederstieg, um — nicht Mühe und Arbeit scheuend — der unvergleichliche Vortragsmeister seiner Sänger zu werden! — Wie er es verstand, diese zur glücklichen Lösung ihrer Aufgaben hinzuleiten, dessen mußte man Zeuge gewesen sein, — beschreiben läßt es sich nicht! Er sprach, sang, mimte wie der bühnengewandteste Schauspieler! Alle seine Körperbewegungen waren — selbst im äußersten Affekt — vom sichersten Schönheitsgefühl beherrscht. Seine zielbewußte Anleitung, die er suggerirend auf alle Darsteller, (gleichviel ob männliche oder weibliche Rollen) übertrug, waren eben der Ausfluß, oder richtiger, das Zubehör seiner überströmenden Schaffensfülle, — die Emanation seines künstlerischen Wesens überhaupt — die mit unfehlbarer Sicherheit sich der zutreffenden Ausdrucksmittel für die dramatische Darstellung, bei heller Erkenntniß der zu ihr führenden Wege bediente. Vom ersten poetischen Entwurf eines Werkes bis zur letzten mimisch-plastischen Körperhaltung des Darstellers — (für Wagner ein rhythmisch-zugehöriger Bestandtheil innerhalb des Ganzen) — vom wirkungssichern Paukenschlag im Orchester, bis zur stimmungsreichen Bühnen-Dekoration, alles übersah und beherrschte er mit strengkritischem Auge und Ohr; nicht das geringste entging seinem scharfausgeprägten Stylgefühl, wenn es galt, ein wirkungsvolles Bild in den Bühnenrahmen zu stellen! —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Schilderung meiner Erlebnisse, von den Vorproben 1875, wo ich Wagner assistirte, bis zu den Aufführungen 1876, entnehme ich den Aufzeichnungen meines Tagebuches und den damals an meine Frau nach München gerichteten Briefen, die alle bemerkenswerthen Tagesgeschehnisse in unmittelbarer Darstellung enthalten, und die ich deswegen in ihrer ursprünglichen, unveränderten Form einfügen will. — Für mich wurde jene bedeutsame Zeit eine reiche Quelle der Belehrung und Erfahrungen. Diese mannigfache Bereicherung, die

mir durch den unmittelbaren Austausch mit dem rastlos thätigen Manne zufloß, wuchs in meine gesangspädagogischen Anschauungen naturgemäß hinein und ward so zur Richtschnur für die Durchführung der, von Wagner sanktionirten Gesetzesparagraphen meines „Deutschen Gesangunterrichts."

* * *

Bayreuth, den 28. Juni 1875, früh.

Liebste Frau! Hier hast Du eine schlechte Skizze des „Wagnertheaters" von meinem Fenster aus gesehen. Ein gar köstlicher Morgen! Ich genieße die angenehme Nachwirkung des unvergleichlichen Abends, den ich gestern bei Wagner verlebte! Um 4 Uhr traf ich hier ein, zog mich um und ging zum „Wahnfried". Der Meister war nicht zu Hause. Er hatte den hübschen Nachmittag zu einem Spaziergang mit Frau Cosima benützt. Zurückgekehrt, schickte er zu mir mich auf 8 Uhr Abends zu sich bittend. Unser Wiedersehen war ein überaus herzliches; er breitete mir die Arme entgegen und drückte mich aufs Herzlichste an sich! Auch die Gattin war um einige Grad wärmer, als sie sonst zu sein pflegt. Es schien ihn wohlthuend zu berühren, daß ich seinem Ruf so rasch gefolgt und hierher geeilt war. Er vermeinte, ich könne gleich bleiben, und zwar bis zum 15. August. — Leider gehts nicht. Könnte ichs doch beim Ministerium durchsetzen, mir längeren Urlaub zu erwirken! Wagner machte mir Anträge, wie sie in optimistischen Augenblicken, wenn ich meine Reformpläne erwog, sich vor meinem geistigen Auge zu voller Wirklichkeit ausgestalteten! Er wünscht mich bei seinem gewaltigen Unternehmen als Assistent zur Seite zu haben; ich soll für ihn, — so setzte er es im Kreise der Anwesenden auseinander, diejenige Ergänzung bilden, deren er durchaus bedürfe, um mit Erfolg die Neugestaltung unserer trostlosen Opernverhältnisse durchzuführen. Zunächst wären durch die bevorstehenden Aufführungen die kunstgesetzlichen Normen für das von ihm geschaffene Musikdrama — eine neue kunstgeschichtliche Epoche mustergültig festzustellen! Kannst Du Dir vorstellen, wie es mich schmerzte, ihm bedeuten zu müssen, daß ich blos auf 3 Tage zu ihm gekommen sei! Er war ganz unglücklich darüber und möchte am liebsten mich zu einem Gewaltstreich gegen meine Vorgesetzten bestimmen. Ich setzte ihm jedoch auseinander, daß dies nicht durchzuführen sei ohne meine Stellung in München an der Musikschule in Frage zu stellen. Das sah er denn auch ein. Es handelt sich also nicht bloß um den Siegfried (den ich gestern gehört und gesehen habe) sondern noch um andere Mitwirkende, die er meiner Leitung bedingungslos unterstellen möchte. Er sieht mit vollster Deutlichkeit, daß ein Zusammenwirken, wie er es verlangt, nicht zu ermöglichen ist, wenn jeder nach seiner Façon singt und nicht angewiesen wird, sich stylgemäß einzufügen. Freilich läßt sich in so kurzer Zeit das nicht erreichen, was eine planmäßig geleitete Opernschule so leicht erzielen kann; deshalb ist sein Bestreben darauf gerichtet, sobald als möglich eine solche Musterschule ins Leben zu rufen. Da theilte er mir denn die überraschende Nachricht mit, daß er nach Wien berufen sei, um in diesem Sinne zu wirken!! Dort hat man ihn ausersehen, Hand an den Augiasstall zu legen. Die Noth lehrt bekanntlich beten — und so ruft man nun nach Rettung! Richters Anstellung als erster Kapellmeister ist sein Werk. Im Herbst begiebt er sich auf einige Monate dorthin, um mit der Inscenierung seiner Opern: Holländer, Tannhäuser und Lohengrin den Anfang zu machen. Außerdem hält er Wien zur Gründung einer Opernschule für den geeignetsten Ort. — Ein unbemessener Jammer erfaßt einen, wenn man sich vergegenwärtigt,

was aus München hätte werden können, wenn es in seiner bornirten Selbstverblendung diesen genialen Geist, diesen Initiator auf dem Gebiete der dramatischen Kunst, nicht von sich stieß! —

Was nun den Siegfried betrifft, so scheint mir die Wahl — dem äußeren Anschein nach — keine unglückliche. Der Sänger heißt Unger, war zuletzt in Mannheim engagiert, hat gesanglich so gut wie nichts gelernt, besitzt aber eine ziemlich kräftige Tenorstimme mit gaumigen Tonansatz und ist ein wahrer Koloß! Fast größer noch als Niemann, dazu eine bühnengünstige Corpulenz; sonach körperlich ein Siegfried, wie er besser nicht gedacht werden kann. Tonansatz und Vortrag müssen freilich sehr korrigirt werden. Obgleich er mit den Kinnladen übertrieben arbeitet, versteht man nur wenig von dem, was er singt. Er sang gestern einige kleine Fragmente, die mir noch kein Urtheil gestatten. Heute haben wir um 11 Uhr eine eingehende Stimmprobe, und Nachmittags von 5—7 eine weitere gemeinschaftlich mit Wagner. Dann bin ich beim Meister zum Abendessen und später findet sich — so höre ich — Alles was sich hier an Künstlern aufhält, in Wahnfried wieder ein. Dieses Künstlerasyl ist ganz zauberhaft. Ich glaube nicht, daß man so stimmungsvolles zum zweitenmale sieht! Doch davon bald mündlich. Im Geiste bin ich heute viel bei Euch! Der erste Geburtstag in der Familie, den ich fern von Euch verbringe. Ich denke Mittwoch Abend wieder in München zu sein, um so mehr, als ich mir für die zweite Hälfte Juli noch einen weiteren Urlaub werde auszuwirken haben. — Was über Vogels verhandelt wurde, Alles äußerst interessant! — Mündlich. Ich hoffe es noch durchzusetzen, daß Frau Vogel die Sieglinde zu singen bekömmt, obgleich die Nielsen sich erboten hat. Fräulein Weckerlin ist übrigens für die Schwertleite in Aussicht genommen; bei ihr war von der Sieglinde keine Rede. — Zwei Kinderlieder habe ich unterwegs komponiert und hoffe mit den übrigen auf der Heimreise noch fertig zu werden. —

Nun lebt wohl, und auf baldiges Wiedersehen!

Vor der Probe, die Wagner für Unger auf Vormittag 11 Uhr anberaumt hatte, damit ich mir ein Urtheil über dessen Stimmbesitz und allgemeine Veranlagung bilden könnte, fand ich mich zu einer vorläufigen Besprechung bei ihm in Wahnfried ein. Abends zuvor war es nicht zu ermöglichen gewesen, denn außer Unger waren die „künftigen Kapellmeister“ junge Musiker, die zumtheil das Ausschreiben der Orchesterstimmen, Copiren der Partituren und das Vorstudieren der Sänger besorgten, zugegen, was eine intime Aussprache betreffs seines Siegfried verhinderte. — Nun wir heute allein waren, richtete er sogleich die Frage an mich: Welchen Eindruck ich gestern Abend von Unger und seiner Stimme erhalten hätte? Ich konnte eine ausweichende Antwort damit entschuldigen, daß das Wenige was ich von ihm gehört ein abgeschlossenes Urtheil unmöglich gestatte. Daß sein Tonansatz fehlerhaft sei, darauf habe er mich doch selbst aufmerksam gemacht. „Gewiß, jeder der ihn hört wird um diese peinliche Empfindung nicht herum kommen. Darum eben habe ich Sie gerufen und will Ihnen auch gleich sagen, welche Eigenschaften ich von meinem Siegfriedsänger unbedingt verlange, soll er mich befriedigen: Ein von Natur widerstandskräftiges Organ, das bei freier, unbehinderter Klangemission die nothwendige Ausdauer besitzt — reiche Modulationsfähigkeit bei gründlicher Behandlung des Sprachgesangs, also höchste Deutlichkeit! Ein frisches und zugleich wohlbedachtes Erfassen (natürlich individuell aus sich heraus) des im Aufblühen begriffenen jugendlichen Kraftmenschen; ich möchte sagen ein durchaus verwandtschaftliches Innenempfinden, das sich mit der Aufgabe auf das natürlichste deckt. Möglichstes Verständniß für meine

Stylbesonderheit des gesanglichen Vortrags, im Gegensatz zu meinen früheren Werken, die Unger kennt und bereits wenn auch nur mangelhaft gesungen hat. Endlich eine ausreichende geistige Veranlagung die ein tieferes Erfassen der Aufgabe nicht zu sehr erschwert. Außerdem ist es wünschenswerth, daß der Sänger natürliches Talent für die mimisch-plastische Darstellung seiner Rolle besitzt. Ein ausdrucksvolles Mienenspiel versteht sich von selbst! Ein mächtiger, kraftstrotzender Körperbau muß auf den ersten Blick die Abstammung des Knaben verrathen, der sich zu idealer Mannesgestalt entwickeln soll." —

Von den Eigenschaften, die der Meister von dem Darsteller seines Siegfried verlangte und die er klipp und klar an den Fingern herzählte, erfüllte, seiner eigenen Schätzung nach, Georg Unger nur die zuletzt genannten, diese freilich hervorragend. — „Ich kann mir nicht helfen, aber ich habe das Vertrauen in Ihre Kunst der Tonbildung, daß es Ihnen gelingen müßte, Ungers entgleistes Organ wieder in die rechten Wege zu leiten und durch längeres, unausgesetztes Studium, der Stimme die unerläßliche Frische und Ausdauer beizubringen. Denken Sie nur welch seltenes Naturspiel von ganz unbemessener Wirkung — Albert Niemann als Siegmund und Unger als Siegfried!"

Unser Gespräch wurde durch die Ankunft Ungers unterbrochen. Des Meisters Gruß klang wie ein freundlicher Nachhall des zuletzt Gesagten. „Nehmen wir einiges aus Tannhäuser und Lohengrin; die stellen durchaus verschiedene Anforderungen an Stimme und Vortrag. Fangen wir gleich mit dem Venusberg an. — Nach dem ersten Preisgesang (Desdur) unterbrach Wagner den Sänger. „Wie es zwischen Ihrem tiefen e und dem hohen Ges aussieht, wissen wir nun; daß Sie gemüthlich sächsisch und dazu verwischte Figuren singen, haben wir auch gehört. Nun mal ein a n d e r e s Gesicht! Also: Inbrunst im Herzen, wie kein Büßer noch sie je gefühlt, —" Unger begann, kam aber überhaupt nicht weiter, denn — ihn kurzer Hand unterbrechend — verlangte Wagner „die volle Darbietung seines gesanglichen Ausdrucksvermögens" auf dem unscheinbaren Wörtchen „je gefühlt". Unger hatte einen unglaublichen Ton, einen Gaumenlaut von unbeschreiblicher Beschaffenheit gebracht. Der Meister vermeinte nun, durch öftere Wiederholungen müßte der Sänger den richtigen Tonansatz erzwingen können! Daß dies eine Unmöglichkeit war, sah er bald ein. — Zunächst wählte Wagner noch einige Stellen aus, die zwischen Singen und Sprechen die Mitte hielten. Auch sie ließen keinen Zweifel, daß auch nach dieser Seite hin so gut wie nichts geschehen war. Bei seinem angeblichen Gesangstudium hatte man Unger, so schien es, mit den Gesetzen einer physiologisch gefestigten Sprachbehandlung in gar keine Berührung gebracht. Er meinte nämlich, die Deutlichkeit der Wortbildung sei lediglich durch übertriebene, grotesk wirkende Kinnladenbewegungen zu erreichen. Daß dieser bedauerliche Irrthum seine Tongebung auf das ungünstigste beeinflußt hatte, ahnte er nicht einmal! — Nun sollte ich noch die Beschaffenheit des hohen Stimmregisters kennen lernen. In der sog. Romfahrt befinden sich zwei Stellen mit dem hohen A. Diese wurden vorgenommen. Die gewaltsame Gaumenpressung abgerechnet, gelangen sie Unger nicht übel. Er konnte seine kräftige Lungenkapazität zu Hilfe nehmen, die sich hier vollkommen siegreich erwies und ihm zu einem mächtigen, wenn auch gefesselten Stimmklang verhalf. Eine hierauf folgende eingehendere Prüfung hatte das Ergebniß, daß der Sänger bezüglich der dynamischen Registermischungen, die dazu dienen dem Tone zugleich modulatorische Klangfarben zu vermitteln, völlig ungeübt war. In der Höhe brachte er entweder flache, ausdruckslose Falsettöne oder Brusttöne, die keine dynamischen Schattirungen gestatteten, und diese ermüdeten ihn dann sehr bald. In dieser Tonlage besaß sein Organ vorläufig noch gar keine Widerstandskraft.

Beim Gebrauch der halben Stimme (mezza voce) erhielt dann der Stimmklang eine so bedenkliche Färbung, daß die zarten Stellen von Lohengrins Abschied des erforderlichen, gleichsam übersinnlichen Klangzaubers vollständig entbehrten. Dem Ton fehlte eben das durchsichtige, schlackenfreie Gepräge — er verrieth zu sehr seinen Ursprung, die Kehle des Sängers. — Jene Continuität sprachgesanglicher Phrasirung — für den Vortragsstyl Wagners so überaus wichtig — war für ihn ein Gebiet, wohin er noch keinen Fuß gesetzt hatte.

Zum Glück war Unger ein verständiger, gebildeter Mann, der auf Grund seiner bisher kaum bemerkenswerthen Bühnenthätigkeit noch nicht dünkelhaft genug war, um die seiner Leistung anhaftenden Grundgebrechen nicht einzusehen. Nach übersichtlicher Darlegung seines Zustandes (wobei mich Wagner wirksam unterstützte) und einigen sogleich vorgenommenen praktischen Versuchen mit seinem Organ, schien das Verständniß für meine Stimmdiagnose bei ihm zum Durchbruch zu kommen. Auch entging mir nicht, wie er allmählich Vertrauen zu mir gewann. Meine Andeutungen, wie ein gaumiger Tonansatz zu bekämpfen sei, dann die einschlägigen Uebungen die ich ihm sprechend und singend vormachte, erfaßte er sofort mit ungestümen Eifer. Diese Wahrnehmung erregte augenscheinlich des Meisters Wohlgefallen. „Auf Ihren rastlosen Fleiß und Künstlerehrgeiz muß ich mit aller Bestimmtheit rechnen können! Sie haben, wie Sie sehen viel, sehr viel zu lernen, denn Sie stehen erst vor dem Anfang wirklicher Künstlerschaft. Der erste entscheidende Schritt: ob Sie das, was ich mit Ihnen vorhabe, wirklich zustande bringen, muß durch die gründlichste Aneignung der Elemente Ihrer Kunst nun erst geschehen, und die Zeit hierfür ist knapp bemessen. Was wir eben hörten waren Fragmente aus meinen früheren Opern; heute Nachmittag kommt das Neue, Entscheidende dran — Ihre eigentliche Aufgabe. Da müssen Sie nun sorgen, daß uns Hey nicht davonläuft. Ohne den können wir unser verwegenes Vorhaben nicht zu Ende führen! — Wir halten die Probe bei Rubinstein in der Ziegelgasse, dort sind wir ungestört! Also auf Wiedersehn um 5 Uhr!"

Unger verabschiedete sich. Mich hielt er aus begreiflichen Gründen noch „für einen Augenblick" zurück. — „Nun Sie unsern Sänger gehört haben, wünsche ich Ihr unumwundenes Urtheil zu hören, und ob ich mit Bestimmtheit auf Ihre Beihilfe rechnen kann. Noch ist der Contract nicht unterschrieben." Gewiß und unbedingt dürfen Sie dies! — In der Stellung die Sie mir übertragen wollen, halte ich es aber für meine Pflicht, Sie auf die Möglichkeit eines Fehlschlagens Ihrer an Unger geknüpften Hoffnungen hinzuweisen. „Dünkt Ihnen mein Vorhaben denn aussichtslos?" — Das nicht — aber jedenfalls sehr gewagt. Ich bitte mir zu gestatten noch einmal auf das Stimmmaterial Ungers zurückzukommen. Das Organ ist im Allgemeinen ein kräftiges, voluminöses. Bei günstiger Vokalfolge und Registerlage gelingen ihm stellenweise mächtige Töne, ja selbst bei kürzeren Sätzen. Leider ist das blos die Gunst des Zufalls, der vorübergehende Durchbruch seiner gesunden Natur im Kampfe gegen den Andrang unnatürlicher Einflüsse die von drei Seiten auf ihn einstürmen um den normalen Stimmklang unmöglich zu machen: Der im Halse eingekeilte gutturale Tonansatz, dem die unerläßliche Führung in den Pharynx fehlt, — die stimmverderbliche, naturwidrige Behandlung der Consonanten — und endlich sein unnatürlich hoher Kehlkopfstand, den man als Hauptursache seines Gaumentones, der des Metallgehaltes entbehrt — ansehen darf. Ob außerdem sein gesangstechnisches Können, das noch völlig unentwickelt ist, in so kurzbemessener Zeit auf diejenige Stufe der Vervollkommnung zu bringen sein wird, um den Anforderungen dieser gewaltigen Partie zu genügen, halte ich auch noch für zweifelhaft. — „Wie mir das lieb

ist, mein Freund, daß wir uns in voller Uebereinstimmung befinden! Die gleichen Bedenken hatte ich, als ich mit Unger das erste Mal probte. Eine gründliche Stimmkur hielt ich sofort für unerläßlich, wollte ich meine Absichten auf ihn nicht ohne weiteres aufgeben. Nach Ihrer begründeten, mir sehr wohl einleuchtenden Stimmdiagnose rechne ich mit Sicherheit darauf, das es Ihnen gelingen wird, das malträtirte Organ zu einem freien, unbehinderten Tonansatz umzubilden. — Der unausstehliche Kehlton muß fort! das ist vorläufig die Hauptsache. Ist das aber erreicht, dann sollen Sie sehen, was wir zusammen für einen Prachtkerl aus dem machen — ganz wie wir ihn brauchen.“ — — Wahrhaft rührend war es, Zeuge zu sein, wie dieser alles beherrschende Geist sich veranlaßt sehen konnte, seine Ueberredung in die liebenswürdigste und eindringlichste Form zu kleiden, um mein Interesse für Unger zu erwecken. — Er selbst, der rastlos Thätige war natürlich überzeugt, daß sein Jünger nun auch seinerseits durch leidenschaftliches Erfassen der ihm überwiesenen Aufgabe redlich trachten werde, sich über das Niveau des mittelmäßigen Reportoiresängers zielbewußt zu erheben, um sobald als möglich neben den Uebrigen des Bayreuther Ensembles sich gleichwerthig zu behaupten. — Meine Bedenken: Unger schiene mir, abgesehen von der Beschaffenheit seines Stimmmaterials für die darstellerischen Anforderungen des „Siegfried“ nicht hinreichend temperamentvoll, — suchte er damit zu zerstreuen, daß dessen Art und Wesen im persönlichen Umgang wenn er sich gehen ließe zwar bequem, fast indolent erscheinen könnte; während der kurzen Zeit ihres künstlerischen Verkehrs habe er sich jedoch überzeugt, daß der Sänger, so wie er mit seiner Aufgabe in Berührung gebracht wurde, sofort einen frischbelebten Geisteszustand, ja selbst Merkmale eines impulsiven Gestaltungstriebes wahrnehmen ließ. Wäre er erst dahin gelangt, über sein Stimmorgan uneingeschränkt zu verfügen, dann würde seine Darbietung sicher auch des Temperaments nicht ermangeln. Nach geglückter Stimmkur werde sich alles weitere von selbst ergeben. — Diese Umbildung des Organs wird allerdings eine radikale sein müssen; sie wird ein starkes Stück Arbeit kosten! — Es wurde Besuch angemeldet. Er reichte mir die Hand und ich ging.

Unter widerstreitenden Empfindungen verließ ich das behagliche Künstlerheim Wagners. Daß ich des Meisters Hoffnungsfreudigkeit nicht theilen konnte empfand ich schmerzlich. Mußte man es nicht für ein gewagtes Spiel halten, das er da begonnen hatte? Und um welchen Einsatz handelte es sich! Aber auf die Möglichkeit des Mißlingens ging er gar nicht ein. — — Dem Widerstreit meiner Gedanken und Erwägungen preisgegeben suchte ich, planlos in die Stadt zurückkehrend, fast mechanisch Friedrich Feustel auf, in dessen Familie ich während der Tage der denkwürdigen Grundsteinlegung des Festspielhauses verkehrt hatte. — „Na sind Sie endlich da? Der Meister hat sie schon ungeduldig erwartet —“ begrüßte mich der joviale, von Gesundheit und Thatkraft strotzende Mann. „Der Unger macht ihm halt rechte Sorg. Heckel, der ihn von Mannheim her kennt, meint, es wär ein Mißgriff — hat ihn aber selber zuerst in Vorschlag gebracht. Da kennt sich kein Mensch aus.“ — Er scherzte und lachte mit seiner sonoren Baßstimme, während mir dabei kläglich zu Muth war. Also dieser Interessen- und Freundeskreis hatte bereits Kenntniß von der Sachlage und verhielt sich bedenklich zu der getroffenen Wahl. — Darauf brachte Feustel einen an ihn gerichteten Brief des Dr. Fiege aus Berlin zur Sprache, der den Sänger Schott „als in jeder Weise befähigt und zum Siegfried geeignet“ in Vorschlag brachte und sich dabei Feustels Befürwortung bei Wagner erbat. Außerdem wäre von Wien aus durch Kapellmeister Richter ein Herr Glatz zur Verfügung gestellt. Auch der Tenorist Schrötter in Braun-

schweig wäre zu haben. Endlich bewerbe sich noch der Tenorist Jäger, der ein ebenso starker und „großgewachsener Mensch“ wie der Unger wäre und den man gewiß brauchen könnte. Er habe auch schon Probe gesungen, aber der Meister hätte ihn abgelehnt. Der prächtige Feustel meinte, das Richtige wäre wohl ein Sängerwettstreit zwischen den fünf Herren, bevor man die Entscheidung träfe. „Ich fürcht zwar, Herr Wagner geht darauf nicht ein, denn er ist für den Unger nun mal eingenommen und meint er wär von Allen der Geeignetste.“

* * *

Nachmittags 5 Uhr hatten wir die erste Siegfried-Probe mit Unger, wobei der Meister den Mime sang. Dieselbe fand im Zimmer Joseph Rubinsteins in der Ziegelgasse statt. Mit diesem gewandten „Wagnerspieler“ hatte Unger bereits begonnen Einzelnes der Siegfried-Partie sich anzueignen. Wagner wollte mir einen möglichst sichern Ueberblick über Ungers Stimmvermögen und damit die Anhaltspunkte für die vorzunehmende Stimmkorrektur verschaffen; ich sollte mich über die Wegrichtung schlüssig machen die einzuschlagen wäre, um einen möglichst raschen Erfolg zu erzielen. — Diese Probe des ersten Siegfried-Aktes bleibt mir unvergeßlich! Wagner markirte nicht blos Mimes Stichwörter, sondern sang die Partie den ganzen Akt hindurch mit voller Stimme!! Und wie sang er seinen „Schulmeister Mime“. Ungers gaumiger Gesang hörte sich gequält, farblos, ganz nebensächlich an, während der Vortragsmeister durch eine unvergleichlich charakteristische Ausdrucksweise, (man vergesse nicht, daß er ein Stimmorgan im landläufigen Sinne garnicht besaß!) — ohne „gangeln und gehn“ eine Gestalt schuf, von so scharfer, fest umrissener Ausprägung, wie sie von der Bühne herab vielleicht niemals erlebt werden wird! Dabei immer darauf bedacht, Unger auf das von ihm Gewollte innerhalb der Siegfriedrolle hinzuweisen und belehrend und anregend auf ihn einzuwirken. Von unmittelbarer Wirkung konnte das ja freilich nicht sein, aber immerhin überraschten uns im Verlauf der Probe Töne und Wortbildungen, die des Meisters Eingebung deutlich erkennen ließen.

„Singen Sie heute unbefangen drauf los — ganz wie Ihnen der Schnabel gewachsen ist, damit unser Freund ein richtiges Bild Ihres Zustandes erhält und weiß, welchen Weg er mit Ihnen einzuschlagen hat.“

So begann denn Wagner mit dem vorletzten Takte des B-moll: „ . . . und schmält doch, schmied ich ihm nicht!“ Das erste Heiho war frei und kräftig, aber das zweite, auf gleichem $\overline{g}$ mißglückte schon und die folgenden: „Hau ein! Friß ihn den Fratzenschmied . . .“ waren sämmtlich kraftlos und halsig. Das bis zum hohen C aufsteigende jubelnde Gelächter schlug schon beim f in die machtlose Fistelstimme um, und verfehlte seine Wirkung. — Die 15 Takte der folgenden Stelle: „Nach bess'rem Gesellen sucht ich . . .“ wurden mehrmals wiederholt, weil W. den naiv heiteren Ausdruck vermißte; auch waren die beiden $\overline{a}$ „Freund“ und „Getön“ im Hals stecken geblieben! Am Schluß des heftig beschleunigten $^6/_8$ Taktes wurde das hohe a zum Aufschrei, der selbst Unger entsetzte. „In der letzten Uebungsstunde ist Ihnen die Stelle ungleich besser geglückt,“ ermuthigte der vertrauensselige Meister den Sänger. — Später gelang einiges wieder besser, z. B. „Vieles lehrtest du, Mime“ — „Bravo! recht gut,“ rief W. einigemal dazwischen. Aber die lebhaft gesteigerte Stelle . . . „beim Genick möcht ich den Nicker packen . . .“ mißlang wieder. Wagner belehrte nun Unger, wie der Sänger schon durch die Plastik der Sprachbehandlung eine wesentliche Steigerung, Abrundung für die beabsichtigte Phrasirung der

mit dem Text verbundenen gesangsmelodischen Motive zu erzielen vermöchte: indem er beide dramatische Ausdrucksmittel zu einer sich völlig durchdringenden Einheit verschmilzt. Der Darsteller müsse unausgesetzt darauf bedacht sein, durch eine vollkommene Sprachplastik die dramatische Wirkung der Sinnaccente ins Ungemessene zu steigern. Diese Gesichtspunkte wären für ihn bei der Conception seiner Werke immer maßgebend, und würden darum bei ihrer Ausführung zu einer unerläßlichen Forderung! — Unser Novize hörte zwar die Botschaft, allein ihm fehlte vorläufig das Verständniß für das klar Dargelegte! — Im Weiteren suchte ihn W. zu belehren wie es zu ermöglichen sei mittelst dieser melodischen Sprachplastik rein musikalische Wirkungen zu erzielen! Er bewies das mit dem eigenartigen Vortrag der Stelle: . . . „Das ist dir kind'schem Sproß, der kundig sorgende Mime — das muß er dir sein . . .!“ Hier verband sich der Componist und Sänger zu einer untrennbaren Einheit! Und aus dieser Verschmelzung einzigster Art erwuchs, — ohne mimische Beihilfe — ein solcher Realismus dramatischer Ausdrucksweise, wie er wirksamer nicht gedacht werden kann. Das waren Lichtblitze in den dämmerigen Zustand eines Sängers, der bisher von alledem keine Ahnung hatte. Und wie manches noch ungeschriebene „Schulgesetz“ tauchte bei dieser Unterweisung auch vor meinen Blicken auf!

Zum Folgenden, das zu den köstlichsten Perlen zählt die Wagners lyrisch-dramatisches Schaffen aufweist, komme ich später zurück. Es war mir nicht entgangen, wie den Meister die Wahrnehmung betreten machte, daß Unger nicht gleich nach den ersten Takten die Eigenart dieses göttlich-gesunden Knaben zu erfassen vermochte, die doch in den schärfsten Umrissen, — so recht zum Zugreifen — vor ihm stand. Wagner schien vorauszusetzen, Siegfrieds kindlich-kluge Betrachtungen müßten ein congeniales Nachempfinden und — Nachbilden bei dem Sänger wecken, müßten ihm die Wege für die weitere dramatische Entwickelung des jungen Helden weisen. Dabei rechnete er wohl selbst auf eine nachhaltige Belebung seiner Hoffnungen? — — — Bekanntlich glich Wagners Gesicht einem aufgeschlagenen Buch. Offen und unverhüllt, so war für Eingeweihte alles abzulesen, was in seinem überreichen Innern — diesem rastlos wogenden Meere der Gedanken und Tonemfindungen — vor sich ging. Seine Lippen glichen ausdrucksvoll gezeichneten Initialen, die den beobachtenden Blick immer zuerst auf sich lenkten. Wie im verhaltenen Unmuth hatte es vorübergehend um diese Wetterverkünder gezuckt; ein leichter Wolkenschatten, der über die sonnige Halde seiner Hoffnungen glitt. — Augenscheinlich wollte er den flüchtigen Innenvorgang vor Unger verbergen, denn das folgende bezog sich wieder auf das rein stimmtechnische des sprachgesanglichen Vortrags. Er ließ sich absolut keine Verstimmung anmerken, wiewohl alles folgende sich als unzureichend erwies und selbst den Begleiter Rubinstein, der sich in das Werk schon reichlich eingelebt hatte, zu eigenmächtigen Unterbrechungen und öfteren Wiederholungen veranlaßte. — —

Die späteren, ungeduldig drängenden Fragen Siegfrieds nach seiner Herkunft gelangen wieder besser. Die Mime gewaltsam abgerungene Beantwortung wurde wieder zu einer künstlerischen Offenbarung des Wagnerschen Vortrags! Wir schwelgten förmlich. Welche überraschende Einblicke in die Besonderheit seines dramatischen Schaffens! — Als Sänger — ohne Stimme — ließ dieser Vortrag gleichwohl nicht den kleinsten Bruchtheil des dem Werke innewohnenden dramatischen Ausdrucks unausgeschöpft in der Partitur zurück! Klar und deutlich ließ sich aus dem zielbewußten Künstlerwillen heraus der Entwickelungsgang des Kunstwerks in seiner organischen Gliederung verfolgen: von der ersten allgemein poetischen Empfindungs-Conception bis zur musik-dramatischen

Vollendung, — herausgewachsen aus der unzertrennlichen Einheit von Wort und Ton! Hier, in dem kleinen, niedrigen Raum der Ziegelgasse enthüllte sich vor unsern Augen das blühende Wunder Wagner'schen Kunstschaffens, das durch Zimmerdecke und Dach in den Himmel zu wachsen schien! —

Des Meisters heiteres Geplauder, das die kurze Pause ausfüllte, bezweckte augenscheinlich, unsern Tenoristen, der sich in gedrückter Verfassung befand, aufzurichten uud zu ermuthigen. In liebenswürdigstem Zuspruch wies er auf alle einzelnen Stellen hin, die geglückt waren und Hoffnung verhießen, „daß er Alles werde lernen können". — Wie ein junger Student auf der Fuchs-Mensur nach dem ersten unblutig verlaufenen Gang, so stand der hochaufragende Recke, halb kampffreudig, halb zaghaft, tiefaufathmend am Flügel. Nun gings an die dritte Scene. Rubinstein übertrug das erregt säuselnde Orchester wundervoll. W. hatte sich links von ihm postirt und markirte die unheimliche Baßtuba auf dem Klavier. Vor dem Einsatz Siegfrieds: „Heda! Du Fauler!" gabs ein lustiges Intermezzo. Bei Mimes zweitem angstvollen Anruf „Fafner" schlug unserem Meister auf dem hohen a die Stimme um, was eine äußerst komische Wirkung hervorrief! Er selbst lachte unbändig — Rubinstein brach ab — wir drei übrigen lachten herzhaft mit! „Ein Ambos ist nicht da — wohin soll ich mich verkriechen?" rief Wagner! — — Als hätte die heitere Scene unsern Unger wohlthuend aufgerüttelt, ging das folgende — (bis auf die hohen Töne, die häufig den Abschluß der Redesätze bilden) wirklich auffallend besser. W. hatte ihn ins Schlepptau genommen; man konnte deutlich wahrnehmen, wie dem Sänger die Gegensätzlichkeit zwischen den beiden, unbeschreiblich lebensvollen Gestalten, nun doch allmählich zum Bewußtsein kam. Das wars ja auch zunächst, worauf W. hinarbeitete! Er meinte nämlich, daß damit für den Anfang schon viel erreicht wäre. Denn zu allererst müsse vom Sänger des Siegfried dessen besonderes, ureigenstes Wesen mit gleichsam verwandtschaftlichem Empfinden erfaßt sein, bis die eigene Individualität innerhalb dieser durchaus nothwendigen Verschmelzung in der Darstellung selbst zuletzt vollständig aufginge! Eine gewaltige Forderung, die unser Dichter-Componist unbedenklich hinstellte. Die Berechtigung hierzu schöpfte er aus den folgerichtigen Entwickelungsgesetzen seiner realistischen Kunst. Für sie bleibt eben der Darsteller ein für allemal ein wesentlichster Bestandtheil des Kunstwerks. Er befand sich also im Recht, wenn er die höchsten und idealsten Anforderungen als etwas ganz natürliches, unentbehrliches seinen Sängern gegenüber geltend machte. — Daraus erwuchs zugleich seine Würdigung und Anhänglichkeit an solche, die er als gleichsam zugehörige Theile seiner Werke betrachtete, wie ehemals Tichatschek, später Schnorr, Betz, Niemann, Scaria, Lilli Lehmann u. A. — während er im Verkehr mit anderen, die ihm ein zu geringes Verständniß entgegenbrachten, kalt und ablehnend blieb. — Sein so rasch gefaßtes Interesse für Unger erschien mir darum räthselhaft. Vielleicht war für ihn der Umstand entscheidend, Siegfried, — den Liebling unter seinen Nibelungengestalten — sich gleichsam „aus dem Ei" herausbilden und erziehen zu wollen, weil ihm die fertigen, „bestrenommirten" Sänger für das Feld seines Lehramtes, wie seiner Schulzwecke überhaupt, nicht geeignet erschienen. Jedenfalls wurde mir in jener ersten Probe schon reichlich klar, daß, falls es gelänge, seinem Zögling eine gesunde, widerstandskräftige Stimme beizubringen, alles Uebrige durch Wagners unvergleichliche Anleitung vielleicht zu erreichen sein möchte. Unger war im Allgemeinen intelligent, nicht phantasielos und auch ausreichend musikalisch. (Er war Thomasschüler in Leipzig gewesen.) Was ihm jedoch fehlte war ein rasches Erfassen der Handlung und ihres Stimmungsgebietes; also die unmittelbare Anpassung an die Entwickelungsmarken der dramatischen

Steigerung. Dabei verhielt er sich anfangs wenig belebt! So mußte z. B. die Mehrzahl der Stellen, wo sichs um das „fürchten lernen" handelte, oft wiederholt werden, weil er den rechten Ausdruck schlechterdings nicht fand. Das „Grieseln und Grausen, das Hitzen und Schwinden, Hämmern, Beben" — wonach es den Furchtlosen „mit Lust verlangt" wurde unzähligemale wiederholt, ohne daß es dem „Schulmeister Mime" gelang, Unger den zutreffenden Ausdruck für diese wunderbare Stelle beizubringen. Ganz begreiflich. Hiefür fehlte ihm vor allem die helle, durchsichtige Tonfärbung des Organs — das kindlich unmittelbare, das, nach des Meisters Ausspruch, klingen sollte, als ob eine unmutirte Knabenstimme sänge! —

So gelangten wir endlich zu den Schmiedeliedern, die für meine Stimmdiagnose werthvoll sein mußten. Doch ward uns vorher noch ein Lichtblick zutheil, der in das unbehaglich Vorausgegangene plötzlich und ganz unvermittelt fiel: . . . „Des Vaters Stahl fügt sich wohl mir, ich selbst schweiße das Schwert!" — Sehr gut! rief Wagner freudig erregt, ganz prächtig — das schmeckte nach Siegfried! — und wahrlich, ich theilte seine Freude: Die unverfälschte Natur war vorübergehend zum Durchbruch gekommen — damit wuchs unser Hoffen.

Auf diese aufkeimenden Hoffnungen fiel leider bald wieder ein böser Mehlthau. — Schweißtriefend mühte sich der unverdrossene Meister ab, aus dem mächtigen, kraftstrotzenden Menschen einen unmittelbaren, sieghaften Ton herauszubringen. Alles vergeblich! Er war unversehens wieder in das gewohnte Fahrwasser seiner unerträglichen Halstöne gerathen. Die jubelnden „Ho-ho! Ho-hei!" sie alle blieben in der Kehle stecken! Blos der Anfang des Schmiedeliedes: „Nothung! Nothung! Neidliches Schwert!" war ihm geglückt; die späteren hohen A versagten alle und er mußte sich mit ungeübter Falsettstimme behelfen. Freilich trat allmählig Ermüdung ein, denn dieser energisch accentuirte Sprachgesang war für sein Organ, das sich mit den Gesetzen eines freien natürlichen Tonansatzes in immerwährendem Widerstreit befand, etwas völlig Ungewohntes, Neues. Das folgende konnte nur in kurzen Absätzen durchgenommen werden, weil zu fürchten war, daß sein Organ, bereits ermüdet, völlig heiser werden konnte.

In lebendiger Erinnerung bleibt mir Wagners gesangliche Ausführung der Rufe Siegfrieds: „Hei—a—ho! Ha—ha! Ha—hei—a—ha!" Er wollte nämlich, daß dieses melodische Motiv, mit den abwärts gleitenden drei Noten (a—f—h) einem fröhlichen Juchzer (wie man ihn in den bayrischen Bergen häufig hört) verwandt sein müsse; ein regelrechter Kunstgesang wäre hier gar nicht am Platz. Die beiden ersten Noten mit hohem, hellen Toneinsatz, die dritte, durch den Vokal O an sich dunkel gefärbt, erhält eine kräftige, fast rauhe Betonung. Er machte uns das mit einer erstaunlichen Sicherheit vor und überzeugte uns so von der beabsichtigten Wirkung dieser jauchzenden Empfindungsäußerung des frisch hantierenden Heldenknaben.

Die Steigerung des Stimmvolumens bis zum Schlusse des Aktes, wie sie der dramatische Bühnenvorgang verlangt, war unter den gegebenen Verhältnissen natürlich nicht zu ermöglichen. Statt einer aufsteigenden Entfaltung des Klangvermögens gings abwärts bis zu völliger Erschöpfung. Nach dem letzten Ausruf: „So schneidet Siegfrieds Schwert!" den Unger mit dem äußersten Aufgebot höchster Anstrengung noch hervorbrachte, empfand man es wie eine wohlthätige Erlösung aus dem qualvollen Zustand stimmlicher Ueberanstrengung. — Dagegen war Wagner — trotz immerwährenden Sprechens und Singens — frisch und „stimmhaft" geblieben. Mit 62 Jahren! — — Rührend liebevoll, fast zärtlich sprach er nun auf Unger ein, dankte ihm für

seine „Opferwilligkeit und den Entschluß, sich mit ihm verbinden zu wollen." — Dann kam auch ich an die Reihe. Er ahnte nicht, wie jämmerlich mir zu Muth war. Sein freundlicher Zuspruch setzte volle Hoffnung in das Gelingen der mir überwiesenen Aufgabe. Ich empfand seine Worte wie eine ungeheure Last, die mich fast niederdrückte. Eine heiße Blutwelle stieg mir ins Gehirn und setzte sich dort fest. Dies dumpfe Gefühl, — ohne daß es eigentlich Kopfschmerzen waren — wurde ich tagelang nicht mehr los. — Welche Arbeit war da zu bewältigen! Und konnte man mit Bestimmtheit auf einen Erfolg rechnen? Kaum! — Und Wagner? War ganz und gar im Gleichgewicht seiner Vertrauensseligkeit geblieben.

Wir verließen die improvisirte Schmiede und traten auf die Straße, um den Meister heim zu geleiten. Da schritt er hin, der kleine Riese, mit dem mächtigen, auffallend schön modellirten Kopfe, in dem die tiefsinnige Verknüpfung urzeitlicher Götter- und Menschenschicksale ihre lebendige Spiegelung und Umwerthung zum Musikdrama fanden. Eine neue Welt selbstgeschaffener Ausdrucksmittel in Worten und Tönen! Ein titanenhaftes Werk, das er ganz aus sich selbst schöpfte und das in seiner großzügigen formalen Stylausprägung von unermeßlicher Tragweite für die gesammte deutsche Kunstanschauung werden sollte. Beim Anblick der kleinen, beweglichen Gestalt blieb es unbegreiflich, wo er diesen Kräftebestand, den er zum Vollzug seines energischen Künstlerwillens benöthigte, hernahm, — wo er zu suchen war! Welcher ungeheure Verbrauch des Lebensstoffes, und dabei diese unglaubliche Ausdauer der Körperkräfte bei intensivster Nervenanspannung, die selbst nach den längsten und angestrengtesten Proben niemals erholungsbedürftig schien. — Bei ihm trug eben alles das Gepräge des Unerschöpflichen; er war wie der frische Bergquell auf sonniger Höhe, der dort den durstigen Wanderer erquickt und unten im Thal lustig die Mühlen treibt. —

Wir nahmen den gesprächigen, lebhaft gestikulirenden Meister in unsere Mitte. Ihm zur Seite der gliedermächtige Unger, der ihn reichlich um eines Hauptes Länge überragte. Ein köstliches Bild, das mir unvergeßlich bleibt! Wir zwei andern links und rechts, die ganze Breite der engen Ziegelgasse nahezu einnehmend. So wanderten wir auf Wahnfried los. Unsere Plauderei drehte sich um nichts Geringeres als — um Ungers leibliches Wohl! Er erkundigte sich angelegentlichst, ob er mit seiner Naturalverpflegung zufrieden sei und ob ihm die Bayreuther Kost (jeden heiligen Sonntag Gänsebraten und Kartoffelklöße) „stimmzuträglich" dünke? Vor allem aber: ob seine Bettstelle auch lang genug sei, sich rücksichtslos darin auszustrecken u. s. w. — Als jungen Menschen und Kapellmeister wäre ihm weniger die Kürze als vielmehr die *zu große* Bettlänge verhängnißvoll geworden. Am Fußende des Bettes habe er trotz Einlegens von Kleidungsstücken bei dem strengen Winter in Riga niemals eine warme Stütze für seine kalten Füße gefunden. „Wer von uns beiden ist nun besser dran?" Unger hingegen erzählte einiges von zu kurzen Bettstellen aus seiner Leipziger Studentenzeit. Die lebendige Darstellung, so gleichgiltig der Gegenstand an sich schien, mochte dem Meister doch behagen, denn es folgten seinerseits sprühend witzige Erinnerungen und Einfälle, die fröhliches Gelächter hervorriefen.

Vor der Gartenpforte der Villa Wahnfried angelangt, wollte sich Unger mit bekümmerter Miene verabschieden. Diese Wahrnehmung veranlaßte Wagner sich noch einmal an ihn zu wenden. Auf dem ganzen Heimweg hatte er durch sein heiteres Geplauder die gedrückte Stimmung Ungers aufzubessern sich augenscheinlich die größte Mühe gegeben. Er hatte die Lösung seines Kontraktes mit dem Theaterdirektor Scherbarth in Düsseldorf für 1875/76 zur Sprache gebracht; dieser hatte die Anfrage Wagners, bezüglich eines eventuellen Verzichts

auf den Sänger kurz ablehnend beantwortet. „Um uns den Mann geneigt zu machen, wollen wir ihm eine glänzende Entschädigung in Aussicht stellen. Im Herbst des nächsten Jahres werden wir unsere Bayreuther Aufführungen im Festspielhaus zu Düsseldorf wiederholen. Als ersten Siegfried Deutschlands mag er Sie dann als sein ausschließliches, dem Theaterfundus zugehöriges und unveräußerliches Eigenthum betrachten! Bei unseren künftigen Aufführungen erhalten wir ihre Mitwirknng dann leihweise von ihm. Sollte er sich bockbeinig zeigen und die Düsseldorfer Konkurrenz für unser Bayreuth überhaupt gefährlich werden, dann bleibt uns immer noch das letzte Mittel: Der König von Bayern erhebt Scherbarth in den erblichen Adelsstand und wir übertragen ihm die oberste Geschäfts- und Bühnenleitung bei den Festspielen, die wir dann, aus preußischem Patriotismus nach Berlin verlegen! Na, na, — nicht einmal diese schönen Aussichten sind imstande, Sie aufzuheitern?" Er faßte Unger unter den Arm. „Wir haben Ihnen heute wohl zu viel zugemuthet. Denken Sie, daß wir beinah 3 Stunden geprobt haben! Daß Sie abgerackert sind ist sehr begreiflich. Im Allgemeinen möchte ich aber wiederholen was ich Ihnen schon am ersten Tag Ihres Hierseins sagte: daß mir Ihre ganze Lebensanschauung und was damit zusammenhängt, zu schwerfällig und schwarzgefärbt erschiene, daß sie eine heitere, sonnige werden müsse! Aus dieser freudigschaffenden Empfindungssphäre dürfen Sie dann überhaupt nicht mehr heraus, weil sie die helle Tonart für alle Ihre Lebensäußerungen bleiben muß. Kein trüber Moll-accord! — Ein thatkräftiger Uebermuth muß Ihnen in allen Muskeln kribbeln. Die frische, urgesunde Lebensfreudigkeit Siegfrieds darf Ihnen niemals abhanden kommen! Denken Sie nur nicht, daß Lebensgepflogenheit und Bühnendarstellung zwei Dinge sind, die mit einander nichts zu schaffen haben. Nach meiner Erfahrung müssen sie beim darstellenden Künstler in möglichster Uebereinstimmung anzutreffen sein. — Daß Sie sich übrigens meine Lehren schon zu Herzen genommen, mußte ich in unserer letzten Uebungsstunde schon wahrnehmen. Was meinen Sie lieber Rubinstein?" — Der bestätigte es, konstatirte aber für heute einen unverkennbaren Rückfall! — „Morgen, beim Studium des zweiten Siegfried-Aktes, wo es sich nicht um Kraftproben Ihrer Stimme handelt, wird Ihnen schon alles besser gelingen. Sie werden da nicht nöthig haben, Ihrem Organ größere Widerstandskraft, als die es vorläufig hergiebt, andauernd abzuverlangen, und Sie können sich mehr mit der Besonderheit der lyrischen Ausdrucksweise Siegfrieds befassen. Also nur Muth und frisch drauf los! Ich bin überzeugt, daß Sie das Rechte bald finden werden. — Erfrischen Sie sich nun an einem Spaziergang. Später sehe ich Sie noch bei mir; unsere jungen Kapellmeister (damit waren Seidl, Fischer und Zumpe gemeint) werden sich auch einfinden. Ich verspreche Ihnen, Sie heute nicht mehr zum singen aufzufordern. Unsern maestro del canto nehme ich gleich mit, um wegen des Wiederkommens Rücksprache zu nehmen. Also auf baldiges Wiedersehen!" —

Noch bevor wir das Haus erreicht hatten, richtete er die Frage an mich, was ich nun eigentlich von der Wahl Ungers hielte — wie er mir als Siegfried gefallen habe? — Ich verhehlte ihm meine starken Bedenken nicht, daß der Versuch mit dem Sänger mir überaus gewagt erschiene, und daß ich sein Stimmmaterial der gewaltigen Partie gegenüber für unzureichend hielte, die Zeit aber viel zu kurz bemessen sei, das total verfahrene Organ so aus dem Grund umzubilden, daß keine Rückfälle zu befürchten wären. Was dann, wenn Sie es innerhalb der Aufführungs-Serien mit ihm erleben? — — Aber es gelang mir nicht, Wagner von dem Wagniß seiner Entschließung zu überzeugen. „Weshalb so muthlos, wo Sie ihn kaum gehört haben! Lassen Sie ihn erst mal vor der Schmiedeesse warm geworden sein, dann wird er seinen Nothung

schon schmieden lernen!“ Sicher wird er das, liebster Meister, wenn er dazu nur nicht auch singen müßte! „Unger ist intelligent genug, um seine Aufgabe mit der Zeit richtig zu erfassen und ihr erfolgreich beizukommen. Er hat mir die Versicherung gegeben, mit eisernem Fleiß an die gesangliche Lösung zu gehen und ist klar darüber wie viel er nach dieser Seite hin zu lernen hat, und daß alles von dem Gelingen dieser Stimmkur abhängt. Aber er hat den Muth und den freudigen Willen. Der nöthige Ehrgeiz wird ihm schon kommen, wenn er sich neben Betz, Niemann und Hill gestellt sieht. Sie können sich in der ersten Zeit nahezu ausschließlich mit ihm und seiner Tonbildung beschäftigen. Mit den Ensembleproben von Rheingold und Walküre richte ich es schon so ein, daß Ihr Unterricht möglichst geringe Störungen erfährt. Im Rheingold hat er den Loge zu markiren, bis uns die rechte Wahl anderweitig geglückt ist. Dabei lernt er, was mir für ihn wichtig erscheint — die Bedeutung der laut-symbolisch verschärften Artikulation kennen, von der er bis heute noch keine Ahnung hatte. — Also, mein treuer Basilio, ich habe Ihre Zustimmung und kann mit Bestimmtheit auf Ihre Mitwirkung rechnen?!“ Nein zu sagen, war diesem Manne gegenüber ganz unmöglich! Das gabs nicht. Es läßt sich nicht beschreiben, wie seine fascinirende Persönlichkeit auf alle die in seinen Bannkreis traten, Licht, Wärme und Kraftfülle ausstrahlte! Da gab es keinen Widerspruch mehr. Endlich der unerschütterliche, fatalistische Glaube an seinen Stern, der um jene Zeit trotz äußerer Hindernisse dennoch helles Licht verbreitete. —

Während des ganzen Abends verblieb Wagner in seiner sorglos heiteren Stimmung. Selbst als die Frage der Loge-Besetzung zur Erörterung kam, verließ ihn sein unversieglicher Humor nicht. — „Freund Fischer, unser künftiger Hofkapellmeister in spe will durchaus Vogl hier haben. Aber auch von anderer Seite werde ich auf den Sänger verwiesen. Nun habe ich „Kanzleidirektor Fischer“ zum Theateragenten mit Diätenbezug ernannt, und ihm vorläufig eine persönliche Anfrage in Tutzing gestattet. Das Ehepaar scheint ja nicht abgeneigt, da die Besetzung der Sieglinde doch auch noch in der Schwebe ist.“ — Um meine Meinung befragt, konnte ich ihm mit vollster Ueberzeugung zu der Wahl rathen. —

Wagner hat sich später der Mitwirkung Vogl's aufrichtig gefreut, nachdem es ihm gelungen war, durch seine zwingende, unwiderstehliche Anleitung den ebenso intelligenten als musikalischen Sänger in den Rahmen seines Kunstwerks einzuordnen, und ihn mit dem, für die Rolle des Loge maßgebenden Vortragsstil vertraut zu machen. —

Für den folgenden Vormittag hatte Wagner noch eine Probe mit Unger angesetzt, weil ich mit dem Nachmittagszug zurück nach München mußte. — Um 10 Uhr holten wir den Meister ab, der sich unterwegs nahezu ausschließlich mit Unger beschäftigte. Dieser befand sich augenscheinlich wieder in gedrückter Gemüthsverfassung. — „Sie müssen sich dieser trüben melancholisch-angehauchten Stimmung ein für allemal entschlagen. Das wäre ein Hinderniß für die glückliche Lösung Ihrer Aufgabe! Wozu auch diese gedrückte, muthlose Haltung? Zeigen Sie uns lieber ein frisches ungestümes Wesen, dem kein Zweifel am sicheren Gelingen beikommt! Das verlange ich von Ihnen. Sodann gesanglich ein rückhaltloses Draufgehen, das nur noch der einschlägigen Schulung bedarf, und dafür werden wir schon sorgen. Glauben Sie mir: jede gedrückte, beklommene Gemüthsbeschaffenheit übt den übelsten Einfluß auf Tongebung und Vortrag des Sängers aus. Wie kann er in einem solchen Seelenzustand einen freudigen, hellen, schmetternden Ton hervorbringen? — Glückt es wirklich einmal, dann klingt es nach Heuchelei und Unnatur und

bleibt schließlich doch wirkungslos. Hieraus erwächst aber noch manches andere, das direkt damit im Zusammenhang steht. Damit nämlich der Sprachgesang unmittelbar und gänzlich unverdorben das ihm innewohnende Wesen zum Ausdruck bringe, soll der dramatische Darsteller zuerst sinnbewußter Sprachbildner mit verfeinertem Geschmack, ein dem guten Schauspieler ebenbürtiger Sprechkünstler sein. Erst dann, wenn er sich die Sprachgesetze als eine Wohlthat vollkommen angeeignet hat, wird er zum Sänger im höheren Sinne aufrücken! Durch eine ungezwungene, reizvolle Klangemission (Wagner liebte diesen Ausdruck) wird er Wort- und Satzgebilde ihrem innewohnenden Gesetze nach, rhythmisch-modulatorisch phrasirt und dem vorhandenen Klangvermögen seines Organs entsprechend, stimmungsgemäß zu vertiefen und zu der gewollten dramatischen Wirkung zu bringen haben. Nur so ist die organische, und damit einzig richtige, Verschmelzung und Steigerung von Wort und Ton, also der mir vorschwebende dramatische Vortrag, zu erreichen.

Durch unsern trefflichen Basilio (dabei gab er mir einen leichten Rippenstoß) werden Sie das Nähere schon erfahren. Ich vermuthe, daß er ernstlich vorhat aus Ihnen zuerst einen Devrient, und unmittelbar darauf einen Alle überragenden (dabei fuhr er mit der Hand über Ungers Klapphut hinaus) Wagnersänger für Bayreuth und die fränkische Umgegend zu machen!

Dazu gehört aber, daß Sie frisch und thatkräftig mitthun und uns ein lachendes Gesicht zeigen. Vergessen Sie nicht, daß Sie dem durstenden Wanderer, der nach Bayreuth pilgern wird, zum Quell werden sollen, der ihm erquicklich entgegensprudelt. Was Sie da kredenzen, darf nicht schal und abgestanden sein. Der wichtige Stimmklang, das sog. Timbre des Organs soll sogar die Eigenschaft der prickelnden Kohlensäure des Champagners haben" — indem er sich zu mir wandte: „Erinnern Sie sich noch, daß wir über diese besondere Klangbeschaffenheit des Stimmorgans gelegentlich der Tristanaufführung in München mit Schnorr sprachen, der in seiner beispiellosen Bescheidenheit ein Unzureichendes in seiner Stimme nach dieser Seite hin empfand und manchesmal untröstlich darüber war." —

Nach diesen theils ernsten, theils heiteren Gesprächen waren wir wieder in der Ziegelgasse bei Rubinstein angelangt. Der zweite Siegfriedakt sollte noch durchgenommen werden. „Versetzen Sie sich mit Ihrem Empfinden in die freundliche Landschaft — unter die trauliche Linde, vom lachenden Sonnenschein durchleuchtet, und versuchen Sie dann leicht und ausstrahlend, gleichsam Waldeswonne athmend, ihre Stimme mit der landschaftlichen Umgebung in entsprechenden Einklang zu bringen. Dabei vergessen Sie nicht, daß Sie durch die unmittelbare Frische des Vortrags, — dem nichts Reflektirtes „Gemachtes" anhaften darf, sich zu Mimes Wesen und dessen Stimmklang, — der sich von dem Ihrigen wesentlich unterscheidet — in einen scharf ausgeprägten Gegensatz bringen müssen. Das wird Sie veranlassen, immer auf eine sinnig-anmuthige, gänzlich unbehinderte Tongebung bedacht zu sein. — Ihren unbesieglichen Widerwillen gegen Mime drücken Sie hingegen ungestüm, mit gereiztem Aerger und der allerschärfsten Deutlichkeit eines lebhaften Sprachgesangs aus! Das giebt Ihrem Vortrag ein festes, willenskräftiges Gepräge, und wird rückwirkend eine allgemeine Verbesserung Ihrer Textbehandlung zur Folge haben." — Noch manches für den Siegfriedsänger Belehrendes kam zur Sprache, das dann während der Probe erweiterte Darlegungen veranlaßte.

Also frisch ans Werk! — Zweite Scene: „Wir sind zur Stelle; bleib hier stehn —" begann Wagner. Unger: „Hier soll ich das Fürchten lernen?" setzte das c leise an, schwellte aufs schönste bis zum des und betonte beim Worte „lernen" die aufsteigende Sexte der Schlußsilbe! „Lieber Freund, drei

Fehler auf einmal!“ unterbrach Wagner. Das „hier“ setzen Sie mittelstark, mit verwunderter Neugierde ein, während das „fürchten“ eine hervorstechende Betonung keinesfalls erhalten darf, denn das ist ihm noch etwas völlig Unbekanntes; was man darunter zu verstehen hat, weiß er noch gar nicht! Endlich ist die starkbetonte Endsilbe beim „lernen“ ganz unzulässig. Hierfür werden Sie Ihren Geschmack zu bilden haben.“ — Wagner brachte ihm die Stelle durch mehrmaliges Vorsingen wirklich bei. Das Folgende erschien ihm weniger wichtig; etwas kindlich Verdrossenes sollte zum Ausdruck kommen. Hier, in der frischen Morgenfrühe, die junge Brust vom Waldeszauber ahnungsvoll geschwellt, möchte er den verhaßten Mime los sein. „Nun sollst du, Mime, mich meiden“ — bis dahin: „Dich endlich werde ich da los“ . . . wünschte W. eine fast gleichwertige Betonung aller Silben, allmähliches Anwachsen der Stimme bei gleichzeitiger Tempobeschleunigung. Mit Mimes Einsatz: „Glaube Liebster . . .“ tritt wieder das frühere ruhige Zeitmaß ein. — Das folgende ging überraschend gut, bis auf die lässigen Wortbildungen, und zwar an Stellen, die einer besonders energievollen Ausgestaltung bedurft hätten. Ebenso machte der ungewohnte, häufig vorkommende Tonfall der Endsilben nach einem höher gelegenen Intervall — der freilich einen gewandten Vortrag voraussetzt, — unserem Sänger große Schwierigkeiten. So z. B. die Stelle: „Vor des Schweifes Schwang mich zu wehren, halt ich den Argen im Aug' . . .“ Die Intervallverbindung „wehren“, diese siegssichere Steigerung der drei Töne wollte Unger absolut nicht gelingen. Wagner sang ihm diese Stelle und das folgende mehreremale mit überraschend zutreffendem Ausdruck vor, und brachte es schließlich auch dahin, dem Sänger das Verständniß für die geforderte Art der Betonung beizubringen. —

Doch wohin geriethe ich, wollte ich von den vielen feinen und zugleich kindlich einfachen Zügen, die der Meister in die Ausdrucksweise Siegfrieds zu legen verstand, ausführlich berichten! Er explizirte weiter: „Die naive Frage, ob der Wurm ein Herz habe, und wo es sitzt, richten Sie, nachlässig hingestreckt und — anfangs scheinbar wenig interessirt — an Mime; die folgende, nicht wesentliche Steigerung ergiebt sich aus dem lebhafter werdenden Sprachgesang. — Mimes gruselnde Schilderung des Wurmes, darauf berechnet, bei dem Heldenknaben Furcht und Muthlosigkeit zu erzeugen, bleibt völlig wirkungslos. Fragen und Gegenrede charakterisiren sich: von Seite Siegfrieds ruhig und wenig dramatisch belebt, während Mime's Schilderung immer eindringlicher wird um seinem ungelehrigen Zögling Angst einzuflößen! Das alles berührt Jung Siegfried nicht im Geringsten, er verbleibt (bis auf seinen Aerger über Mime's Gegenwart) in unerschütterlicher Gemüthsruhe. — „Als ob Sie, ein kraftstrotzender Thomasschüler, bei Ihrer ersten Fußwanderung durch die sächsische Schweiz beim Aufstieg zum „Kuhstall“ von einem redseligen Sachsen vor gefährlichen Stellen wären gewarnt worden — und dem Manne dann herzhaft ins Gesicht lachten — so ohngefähr muß der Eindruck sein, den Mimes abschreckende Darstellung auf Siegfried macht.“ Erst bei dem kampfesfreudigen Ausruf: „Nothung stoß ich dem Stolzen ins Herz . . .“ erst von da ab müssen Sie den sieghaften Ton des ersten Aktes — beim Beginn des Schmiedens — wiederfinden. Dieser Ton muß glänzend und mit elementarer Wucht gebracht werden. Merken Sie also auf Mimes Stichwort: „Jetzt kommt dir das Fürchten wohl an?“ Rubinstein hämmert wie närrisch drauf los — der übermäßige Dreiklang des F-dur erdröhnt, daß die Saiten klirren — Wagner schreit einen Augenblick vorher „Los!“ und geräth in eine verzweifelte Aufregung, als Unger sein „Nothung“ verspätet einsetzt und recht gaumig dazu! „Also gleich noch einmal und ganz genau

mit dem Taktniederschlag, sonst ist die Wirkung beim Teufel!“ Die Stelle wurde nun einigemale wiederholt, aber auf den glänzenden Ton warteten wir vergeblich! — Das Folgende, das ohnehin zum Schwierigsten des Wagnerschen Sprachgesangs gehört, klang so völlig unzureichend, so hoffnungslos, daß jeder weitere Versuch unterblieb, bei dem augenblicklichen Zustand des Organs eine verfeinerte Ausprägung des Vortrags durchzusetzen. Also gings weiter, und der unermüdliche Meister sang jene Stelle: „Dann dankst du mir, der dich führte, gedenkst wie Mime dich liebt“ ganz einzig schön — — Daraufhin fährt Siegfried den heuchlerischen Mime grimmig an: „Du sollst mich nicht lieben!“ Und wehe — wieder das verhängnißvolle f, Ungers schlechtester Ton in der Kehle! Noch dazu eine gehaltene Note auf kurzer Silbe und endlich der beschwerliche Sprung in das tiefe Intervall der None, der so unvergleichlich charakteristisch ist und den W. überaus zutreffend auszuführen verstand! Da waren wir denn wieder festgeklemmt, denn das Schlimmere sollte noch kommen. Jene Wiederholung der gleichen Noten „fängst du von Liebe gar an“ — wo der kräftige Stimmeinsatz der vier f eine bedeutende Steigerung des Tones, ein crescendo verlangt, das sich bis zum letzten tiefen e erstreckt und wohl jedem Tenoristen zu schaffen macht, ganz abgesehen von dem überaus schwierigen Vortrag der gebundenen Sext- und Sextintervalle auf den Worten . . . „wann werd ich den Albernen los!“ — die einen sprachgesanglichen Realismus der originellsten Art bilden. — Das Folgende: „Mime weilst du am Quell . . .“ war wieder befriedigender. Ganz gut — ganz gut! Aber so lachen Sie doch zu den boshaften Witzen! Ewig Ihr ernstes Gesicht, das nicht bei der Handlung ist. —

Das weitere und letzte dieser Scene wurde von Wagner wieder unbeschreiblich charakteristisch angefügt. Dieses „Oh! — brächten beide sich um!“ bleibt mir unvergeßlich.

Die Hauptmerkmale dieser Stelle hatte übrigens Schlosser bei späteren Proben dem Meister glücklich abgelauscht! —

Das folgende Selbstgespräch Siegfrieds gelang dem Sänger recht gut. Des Meisters Wohlgefallen wuchs mit jedem Takt und seine eingestreuten „recht gut“ übten eine belebende Wirkung auf Unger aus. Indessen blieb unser „Schulmeister“ unzufrieden bei der Stelle: . . . „grade so garstig, grießig und grau, klein und krumm, höckrig und hinkend . . .“ er wollte die konsonantische Alliteration viel schärfer ausgeprägt haben. Auch das „fort mit dem Alb“ — mißlang vollständig (das unselige f und fis!) und für die zart gebundenen Töne des Folgenden fand Unger die bezeichnende Klangfarbe nicht. W. verlangte eine „süß bebende Stimme“ was unsern Sänger zu einem häßlichen Tremoliren verleitete, gegen welches sich der Tondichter energisch auflehnte! — Wir waren endlich bei der Stelle angelangt, die zu den intensivsten Empfindungsäußerungen zählt, die aus einer vereinsamten Kinderseele wonneschmerzlich sich losringen und hier durch eine musikalische Ausdrucksgewalt ohne gleichen zu höchster dramatischer Wirkung gelangt! „ . . . Ach möcht ich Sohn meine Mutter sehen“ — hier offenbart sich Wagners hohe Genialität ganz unmittelbar — sie läßt uns in eine neue, ungeahnte Welt sprachmelodischer Empfindungslinien blicken! Man wird auf den gesamten musik-dramatischen Gebieten keine Parallele finden, die an dieses Klagelied der Sehnsucht auch nur heranreicht, das man als den Höhepunkt Wagnerscher Stilbesonderheit betrachten darf. Damit in engstem Zusammenhang stehen des Meisters gesteigerte Anforderungen an seine Sänger. Nicht zuletzt appellirt er an des Darstellers Intelligenz, lebendige Nachempfindung, warmes Gemüth, Phantasie, liebevolle Vertiefung in das besondere Wesen des Kunstwerks und — vollendete

Gesangskunst als das nur scheinbar untergeordnete Mittel zur Erreichung höchsten Kunstzwecks! „Vom Kunsthandwerk, das Sie erlernt haben, darf man bei der Darstellung nichts mehr merken“ — diese Forderung hörte man ihn seinen „Künstlern“ gegenüber, oft wiederholen. —

Das Zwiegespräch Siegfrieds mit dem Waldvogel bot wieder manches Belehrende. „Geben Sie Ihrer Stimme hier eine kindlich-neugierige Klangfarbe; sie muß — wie soll ich nur sagen — gleichsam in einer höheren Registerlage klingen. Alles hell und freundlich — anmuthig plaudernd!“ Das wurde aber für Unger zu einer gefährlichen Anleitung, denn es veranlaßte ihn, seinen Kehlkopf in eine unnatürlich hohe Lage zu bringen, wodurch seine ohnehin gaumige Tongebung der hellen Vokale sich nur noch mehr steigerte, die erhoffte Wirkung also ausblieb. — Ueber das „Pfeifenschnitzen“ wurde hinweggegangen. Erst von da ab: „Heida! so höre nun auf mein Horn“ korrigirte W. wieder. Der frische Anruf (das verflixte f!) ebenso das Folgende, das dem Meister lange nicht „flink und munter“ genug dünkte, veranlaßte Wiederholungen. Nun aber kam die prächtige Scene zwischen Siegfried und Fafner, die mit neuen Anforderungen Wagners an das Stimmorgan Ungers verknüpft waren. Er verlangte, daß dasselbe schon beim Beginn der Scene einen übermüthig kecken und womöglich sieghaften Klangcharakter zum Ausdruck bringen müsse! Diese burschikose, herausfordernde Klangbeschaffenheit, die der Vortrag hier verlangt, die besaß Ungers Organ ganz und gar nicht. Der Ton sollte „wie der blinkende Nothung im hellen Sonnenschein“ wirken, blieb aber seiner Wirkung nach eine Waffe in der Lederscheide! Was halfen da Wagners Anfeuerung, seine Ermunterung und alle Wiederholungen, bis er schließlich seine Ungeduld nicht mehr meistern konnte. Unger gab sich alle erdenkliche Mühe, es ihm recht zu machen; er arbeitete sich ab, daß ihm die dicken Schweißtropfen auf der Stirn standen — aber man verlangte ihm etwas ab, das er nicht besaß, das nach der stimmtechnischen Seite hin noch ganz außerhalb seiner Vorstellung lag und wofür ihm noch nicht einmal das nothdürftigste Verständniß aufgegangen war. —

Die letzten zwei Takte vor dem Kampf mußten wir verschiedene male wiederholen. (Ich markirte Fafner, da des Meisters Stimmlage nach unten nicht reichte.) „Also noch einmal. Komm, prahlendes Kind . . . Hab Acht, Brüller! Der Prahler naht!“ Die letzten vier Noten Siegfrieds sollten mit mächtigem Stimmklang herausgeschmettert werden, aber alles Metall blieb in der krampfhaft eingeengten Kehle stecken! (Waren es doch wieder die für Ungers Organ verhängnißvollen E und F!) — Auf Wagners Geheiß brüllten wir uns nun gegenseitig an: Komm, prahlendes Kind — der Prahler naht! Wir mußten die Stelle 5—6 mal wiederholen! Mein B sollte klanglich das Vorbild für Ungers e und f werden. Dem Meister dünkte es, daß hier ein gewisser Zusammenhang zu erkennen sein müßte. —

Nun kam etwas mir völlig Neues, Ueberraschendes: daß nämlich Siegfrieds Worten nach beendetem Kampf mit Fafner: „Da lieg', neidischer Kerl, Nothung trägst Du im Herzen . . .“ eine Ausdruckssteigerung, wie sie Wagner nun veranlaßte, — unterlegt werden mußte. Das wurde ich gewahr, als nach häufigen Wiederholungen Wagner seine Befriedigung zu erkennen gab. — Die Gegenrede Siegfrieds mit dem sterbenden Fafner: „mit Dir mordlich zu ringen, reiztest Du selbst meinen Muth“ gab Wagner wieder Gelegenheit, Unger auf die zutreffende Ausführung der lautsymbolischen Ausdrucksweise zu verweisen. Er veranlaßte eine physiologische Lauterklärung der hier angehäuften tonlosen Consonanten, wobei ich Unger den lautsymbolischen Zusammenhang zwischen Wort und Ton und der daraus entspringenden dramatischen

Wirkung erklärte. Des Meisters eingestreute Bemerkungen waren das Werthvollste bei unserem onomatopoetischen Diskurs, weil sich hierbei sein sicherer Künstlerinstinkt so recht handgreiflich offenbarte und einen Einblick in den unerschöpflichen Reichthum seiner dramatischen Ausdrucksmittel gestattete. Auf das Anregendste sprach er von der Ausbeute, die er aus dem Schöpfungsquell der Natur häufig entlehnt habe. Daß er z. B. Rhythmus und Intervallfolge des Waldvogels durch hierauf abzielende Beobachtung erlauscht zu haben vermeinte.

Ueber das folgende kam Unger gut hinweg. Nur gab das „Fürchten", auf dem hohen G Veranlassung zu Wiederholungen. Wagner wünschte eine Betonung, die den Begriff des Fürchtens als etwas durchaus Fremdes, Abwesendes, von Siegfried eben nicht Gekanntes klarstellen sollte, was durch die ü-Bildung in dieser Tonlage schwer zu erreichen war. —

Es folgte nun die unvergleichliche Scene zwischen Siegfried und Mime, durch des Meisters vollendeter Darstellung, deren einzige Art sich meinem Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt hat! Ihm war es gegeben, diese trockenen Notenzeichen sprachrhythmisch so lebensvoll zu gestalten, daß es schien, als verstände sich des Sängers freibildende Vortragskunst ganz von selbst, und die genaueste Befolgung des Vorgeschriebenen sei Nebensache. Daß indessen die zutreffende Uebertragung des Kunstwerks aus der Partitur in die tönende Welt der dramatischen Darstellung noch ganz anderer Mittel bedarf als nur die strengste Wiedergabe eben dieser „Noten", dafür erbrachte des Meisters Vortragsart den überwältigenden Beweis. Jede Schilderung bliebe da ein mißlungener Versuch uud für die Belehrung völlig nutzlos; hier bestand der Gewinn im unmittelbaren Hören und besonders darin, das Gehörte dem eigenen Empfinden beim Nachbilden so zu assimiliren, daß es, obgleich entlehnt und nachgeahmt, gleichwohl individueller Besitz des Vorstellers wird. — Ich bedauerte schmerzlich, daß Schlosser — der erste Mime in Bayreuth, dieser intimen Probe nicht beiwohnte; hier hätte er unvergleichlich mehr profitirt als bei den späteren Gesammtproben, wo sich Wagner mit den einzelnen Vorstellern weniger befassen konnte.

Uebrigens war es belehrend und erfreulich zugleich, wahrzunehmen, wie des Schülers Leistung vor unseren Augen wuchs, und das Verständniß für die dramatische Situation sich zusehends vertiefte. Während dieses Zwiegesprächs, das an das Stimmtechnische nur geringe Ansprüche stellt, hörten wir stellenweise Töne und Wortbildungen, ja selbst Satzphrasirungen, die Wagners Suggestion deutlich erkennen ließen. Wieder andere Stellen genügten dem Meister nicht, und mußten wiederholt werden. Daran schloß sich eine Auseinandersetzung, die für den Siegfried-Sänger überaus belehrend war und mich im höchsten Maße interessirte.

Nach Wagners eigner Bezeichnung handelte es sich um „ein neu Hinzugekommenes" im Wesen Siegfrieds, das seinem Empfinden bis dahin völlig fremd geblieben war. — Des Waldvogels Lied mußte ihm M i ß t r a u e n gegen Mime — einflößen. Aus dessen ungeschickter Art, das gegen seinen achtlosen Zögling gerichtete verbrecherische Vorhaben durch heuchlerische, fürsorgliche Zudringlichkeit zu verhüllen, merkt Siegfried, daß die Warnung des Waldvogels begründet war, daß der Zwerg ihm nach dem Leben trachte um in den Besitz des Hortes zu gelangen. Also muß er sich entschlossen wehren, — muß gegen den tückischen Mime auf der Huth sein.

Die Etappen dieser beschleunigten Innenentwicklung des „trotzigen Kindes" wollte Wagner in vollster Erkennbarkeit — also gesanglich in den schärfsten

Umrissen — zum Ausdruck gebracht sehen. Hierfür gab er folgende Anleitung: Der um sich greifende Zustand des „Mißtrauens“ ist die Wurzel, aus welcher die von mir gewollte Grenzbestimmung zwischen sorgloser Knabenhaftigkeit und ernstbewußter Willensäußerung entspringt, die durch den plötzlich geweckten Selbsterhaltungstrieb zu entschlossener Gegenwehr bis zur Vernichtung des Gegners sich steigert. Denn Siegfrieds instinktiver Widerwille gegen Mime, der ihm von je inne wohnte (durch dessen rückhaltloses Bekenntniß verstärkt reflektirt) geht folgerichtig in Ekel, Haß und Abscheu über, woraus sich, im Zustand der Nothwehr, die unaufhaltsame Vernichtungsnothwendigkeit seines Todfeindes ergiebt. — Ruhig und überlegen wendet er sich an Mime: „Daß du mich hassest, hör ich gern; doch auch mein Leben muß ich dir lassen?“ — Mimes Heuchelei wird psychologisch der reine Rösselsprung. Er leugnet drauf los — verwickelt sich aber dabei immer mehr und platzt endlich mit seinen bösen Absichten heraus — während er sichs angelegen sein läßt, sie vor dem „dummen Buben“ zu verhüllen . . . „So willst du mein Schwert, und was ich erschwungen, Ring und Beute mir rauben?“ — Dieses und die vorhergehende Frage sollten dem Klang und ihren Ausdruck nach zum Vorausgegangenen des Mime im äußersten Gegensatz stehen. Für die wirksame Umwandlung seines jugendlichen Helden verlangt Wagner eine vornehme Gemessenheit, Zurückhaltens im gesanglichen Ausdruck, jedoch eine scharf ausgeprägte Artikulation — während der verschlagene Mime mit seiner häßlichen Aufdringlichkeit den Eindruck eines Halbbetrunkenen macht in dessen Kopf sich ein einziger Gedanke wälzt, mit dem er, wenn auch im Zickzack auf die Ausführung seines Planes losgeht. Mit heuchlerischer Freundlichkeit reicht Mime dem Erschöpften seinen selbstgebrauten Trank . . . „Hier nimm, und trinke dir Labung . . .“ Siegfried: „Einen guten Trank hätt' ich gern, wie hast du diesen gebraut? . . .“ Diese scheinbar so einfache Frage wurde wieder zu einer Quelle der Belehrung für den Sänger. Die Betonung sollte eine „lauernd verhaltene,“ das ihr innewohnende Mißtrauen deutlich zum Ausdruck gebracht sein . . Die letzte Frage Siegfrieds: „Im Schlafe willst du mich morden?“ wurde — durch des Meisters einschlägige Ausdeutung für unsern Sänger zu einer äußerst erschwerten Aufgabe; ihre Lösung konnte schlechterdings nicht gelingen! — Mit gleichsam verschleierter Stimme sollte die entscheidende Frage einsetzen, sich aber schon im dritten Takt zu freier Tongebung durchringen um endlich, anwachsend bis zur letzten Note, mit einem tieferregten Stimmklang abzuschließen. Diese Tonfärbung bezeichnete Wagner als einen „neuen Zuwachs“. Die Auffindung dieses „Timbres“ übertrug er mir in der witzigsten Form. Unger bedurfte wieder einer Erheiterung, denn das Schlimmere, seinem kehligen Organ widerstrebende stand ihm noch bevor! —

Die letzten 10 Takte Mimes, diese immer eindringlichere Betonung die dem Beutegierigen das Gelingen seiner That in unmittelbarer Nähe erkennen läßt, diese brutale Zudringlichkeit die des teuflischen Werks als schon vollbracht mit hellem Gekicher, sich erfreut, während das versetzte Schwertmotiv Siegfried mächtig zum Todesstreich ausholen läßt, — das alles spielte sich durch des Meisters Vortrag so unglaublich lebensvoll ab, daß selbst Siegfrieds „Schmeckst du mein Schwert, ekliger Schwätzer!“ — das stimmlich ja leider nicht „in der Sonne blitzte“ unsern herrlichen Mime-Sänger nicht aus seiner vortrefflichen Stimmung brachte. — „Nun, Verehrtester, henken Sie Ihr Schwert wieder ein, und fahren wir fort: Neides Zoll zahlt Nothung . . . Von hier ab tritt der Siegfried des ersten Akts in der Klangfärbung des Organs und auch zum Theil in der Ausprägung des Vortrags bemerkenswerth zurück. Ein ruhiger Ernst beherrscht ihn bis zu der Stelle: „linde Küh-

lung erhielt ich unter der Linde" wo er sich ermüdet unter dem Baum ausstreckt."

Die mehrfach breitbetonten Silben veranlaßten den Sänger zu ungehörigen Schwelltönen. Diese untersagte Wagner auf das bestimmteste. Die Richtigstellung im Sinne des Componisten blieb indessen dem späteren Studium vorbehalten. —

„Bei dem jugendlichen Helden hat das eben Erlebte einen natürlichen Rückschlag bewirkt. Er hat ganz neue, tiefgehende Eindrücke innerlich zu verarbeiten. Sein junges Empfinden kann sich nicht weiter mit den ihn umgebenden Räthseln beschäftigen; aus den fremdartigen Eindrücken kehrt seine Natur ins Gleichgewicht zurück, und im Gefühl völliger Vereinsamung wendet er sich wieder an den Genossen in luftiger Höhe, — der soll ihm die Fragen beantworten, die sein sehnsuchtgeschwelltes Innere bewegen, „soll ihm das Rechte rathen" und ihm sagen, wo „das gut Gesell" zu finden ist nach den ihm verlangt, das er sich noch immer „nicht hergeblasen hat". Er plaudert mit dem freundlichen Vöglein von der liebeleeren Vergangenheit in der Gemeinschaft mit Mime und daß er ihn gar erschlagen mußte. Er möchte wissen was nun mit ihm werden wird . . . „Nun sing! Ich lausche dem Gesang!" —

Da tritt nun die plötzliche Wandlung seines Wesens, jene neue Entwicklungsphase ein, die der Sänger zu vollem Ausdruck zu bringen hat. — Der Waldvogel hat ihm verkündet, wo er Brünhilde, das „herrlichste Weib," — die Braut finden wird! Er hat die Kunde kaum vernommen, und schon flammt sein junges Blut wie eine Lohe zu heißer Wallung auf. Als ein „Neues" gewahren wir, wie das schlummernde — seither unterdrückte — Gefühl der Liebe mit elementerer Gewalt, jugendlich ungestüm hervorbricht; keine Furcht und Gefahr kennend, alles mit sich fortreißend! . . . „Was jagt mir so jach durch Herz und Sinne? Sag es mir süßer Freund!" Ein Sehnsuchtstaumel mächtig aufquellender Liebe hat ihn erfaßt. Wohin das drängt weiß er gar nicht!

Der Anforderung Wagners an den dramatischen Vortrag dieser rapiden Steigerung durch überwiegend stimmliche Ausdrucksmittel, vermochte Unger freilich nicht zu genügen; hier wurden ihm die Flügel lahm. Das war auch natürlich; denn der Wagnersche Sprachgesang verlangt hier Kraftleistungen, die ein noch nicht gefestigtes Organ zu ermöglichen nicht imstande ist. Der starkerregte Vortrag beruhigt sich nur vorübergehend da, wo Siegfried die letzte Frage an den befiederten Freund richtet: ob er das Feuer durchbrechen und die Braut erwecken wird. „Brünhild erweckt ein Feiger nie: nur wer das Fürchten nicht kennt!" Und indem er sich selbst als den erkennt, dem das beschieden sein wird, ergreift er des Waldvogels Motiv mit heller, jauchzender Stimme — „der dumme Knab der das Fürchten nicht kennt, mein Vöglein, der bin ja ich!" Wo aber blieb dieser helljubelnde Stimmklang? und was halfen da alle Wiederholungen dieser einzigen Stelle, die Wagners geniale Schöpferkraft hier schuf? Der Meister — augenscheinlich unmuthig und erfüllt von widerstrebenden Empfindungen die er standhaft zu bekämpfen suchte, wandte sich an mich. „Meinen Sie daß die Stimme unseres Freundes bei der kurzbemessenen Zeit die wir für ihn haben, den einzig hier zutreffenden völlig gaumenfreien Stimmklang sich aneignen wird? — Vor allem aber die Frage, lieber Herr Unger, — fühlen Sie sich sehr ermüdet, Sie hochaufragender Mann mit der mächtigen Brust? Sollte man doch meinen, da müßte ausreichend Platz für ein Stimmvermögen vorhanden sein, wie wir es für Mimes ungerathenem Pflegesohn benöthigen! Daß Sie müd erscheinen, gefällt mir ganz und garnicht."

Er mochte nicht an die Möglichkeit glauben, in der Wahl seines Siegfried-Sängers sich geirrt zu haben. Er ging von der ihm liebgewordenen Annahme aus: wenn in einem männlichen, schönen und gesunden Körper ein bemerkenswerthes Gesangsorgan anzutreffen wäre, so müsse sich das unbedingt für höhere Kunstzwecke ausreichend bilden und verschönern lassen. Man werde annehmen dürfen, daß die bildende Natur in einem vollendet schönen Körperbau die substanzielle Gleichwerthigkeit der sich bedingenden und aufeinander wirkenden Lebenskräfte innerhalb des Gesammtorganismus sicherlich in ein vollkommenes Gleichgewicht zu einander gesetzt habe. — In einem mächtigen Brustkorb eine kräftige Lunge, in einer wohlgeformten Halssäule ein widerstandskräftiger Kehlkopf. — Hat man jemals erlebt, daß ein schwächlicher Mensch mit verkrüppelten Organen ein gutes Stimmorgan besaß? Niemals! Dagegen sehen wir, daß alle unsere hervorragenden Stimmbesitzer mit einem kräftigen und ebenmäßigen Körperbau ausgestattet sind. Da er Unger zu den bevorzugt Organisirten rechne, so müsse bei richtiger Anleitung das Rechte schon noch zu Tage kommen! —

Gleichwohl schien der Verlauf unserer Probe seinen fatalistischen Glauben erschüttert zu haben. „Daß Sie noch einmal nach München müssen ist zu bedauern. Wir hätten morgen den dritten Akt unbedingt noch durchnehmen müssen. Den Höhepunkt der gesanglichen Leistung bildet das Duett mit Brünhild; das würde für uns entscheidend gewesen sein. — Aber so ein Drillmeister an der königlich bayrischen Musikschule, der hat seine Behörde über sich, und die kümmert sich den Teufel nicht um unsere Nothlage — — Also reisen Sie mit Gott, aber in drei Tagen müssen Sie wieder hier sein, es gilt ernste Arbeit! —

Unger begleitete mich zum Bahnhof. Unterwegs bemerkte er mir, daß es ihm zu passe käme, morgen ordentlich ausruhen zu dürfen weil er sich recht ermüdet fühle. Bis zu meiner Rückkehr wollte er sich gründlich in den dritten Siegfried-Akt vertiefen. Auch werde er die ihm angedeuteten gymnastischen Vorübungen, zur Erreichung leichterer Beweglichkeit des Unterkiefers durchnehmen. Hierüber hatten wir uns schon Tags zuvor verständigt. Seine unreine Vokalisation führte ich ihm eindringlichst zu Gemüthe, ihn zugleich belehrend, daß sie die unmittelbare Folge, wenn nicht gar die Wurzel seines unsicheren, kehligen Tonansatzes selbst und das Haupthinderniß sei, in den Besitz einer metalligen, leicht ansprechenden Tongebung der hohen Register zu gelangen. — Im Bahnhofrestaurant angekommen, schrieb ich ihm noch auf eine Speisekarte die einschlägigen Uebungen für seinen ungelenken Unterkiefer und seine widerspenstige Zunge, auch einige vorbereitende Notenbeispiele für die Neutralisirung beider Vokalgebiete u. s. w. Er befand sich in einer elegischen Stimmung und schien beklommen. — Kurz vor der Abfahrt, er stand noch am Fenster des Wagenabtheils in welchem ich Platz genommen hatte, brachte er die unsichere Frage heraus: ob ich glaubte, daß er der Aufgabe gewachsen sei? — Ein glücklicher Zufall wollte daß der schrille Pfiff der Lokomotive die Antwort abschnitt. Hätte ich ihm meine starken Zweifel verschweigen dürfen? — Selbst angenommen, eine ausreichende, aber bisher schlummernde Veranlagung sei durch des Meisters Weckruf plötzlich erwacht und dem Sänger zum Bewußtsein gekommen, durfte man ohne weiteres annehmen, daß ihm nun sofort das nöthige Aufgebot an Thatkraft und Arbeitsausdauer zur gesangstechnischen Aneignung des Unerläßlichsten gelingen werde, um in der kurz bemessenen Zeit mit der ihm gänzlich neuen, unglaublich schwierigen Aufgabe sich erfolgreich abzufinden? Denn daß hier eine außergewöhnliche, nahezu übermenschliche Anspannung der Geistes- und Körperkräfte, eine unerbittliche Zähigkeit und Stätigkeit der Arbeitsleistung von nöthen war,

das lag auf der Hand. Konnte man das von dem stimmverfahrenen, noch wenig geübten Sänger erwarten?!

So günstig der Eindruck im Allgemeinen war den ich von Georg Unger in der kurzen Zeit unseres Zusammenseins erhalten hatte, und so sehr mir sein einfaches Wesen und die ungezwungene Art seiner Umgangsformen gefiel, — eine energische, mit starker Willenskraft und Zielbewußtsein ausgerüstete Persönlichkeit schien er mir nicht zu sein. Im übrigen durfte ich mir nicht verhehlen, daß mein Interesse für ihn nur einen Bruchtheil meiner rückhaltlosen Hingabe an Wagner und dessen mächtiges Kunstwerk betrug, zu dessen Darstellung der junge, von mir vielleicht zu streng beurtheilte Künstler herangezogen war. — Diese Erwägungen und Bedenken, diese widerstreitenden Empfindungen des Hoffens und Fürchtens, die Möglichkeit des Mißlingens und die sich hieraus ergebenden Folgen, — Alles das ging mir durch den Kopf als ich Bayreuth verließ.

In München angelangt, unternahm ich sogleich Schritte, vom Direktorium der Musikschule mir einen längeren Urlaub, womöglich für den ganzen Rest des Schuljahres, auszuwirken. Den erhielt ich unter der Bedingung: für die Dauer desselben eine Vertretung zu beschaffen. — Das ging nicht so glatt. Außer der verfügbaren Zeit mußte der Betreffende mit meinem Unterrichtsgang vertraut und eine dem Direktorium genehme Persönlichkeit sein. — Der rechte Mann fand sich endlich, aber die Suche hatte mich einige Tage gekostet und ich hatte Wagner versprochen in drei Tagen wieder in Bayreuth zu sein. — War mir meine eingeschränkte Thätigkeit an der kgl. Musikschule längst schon verleidet, so war das Bayreuther Intermezzo, mit dem Ausblick auf ein gemeinsames Schaffen mit dem Meister um so weniger geeignet, die Unlust an meiner maschinenmäßigen Beschäftigung zu verringern. Die Mehrzahl meiner Kollegen betrachteten das bayreuther Unternehmen mit kühler Gleichgiltigkeit und einer Zweifelsucht, wie man sie ausgeprägter bei den Stammgästen des Hofbräuhauses nicht antraf. Der kurze Aufenthalt in Bayreuth dünkte mich eine blühende Oase die in den dürren Wüstensand der Münchener Verhältnisse erquickend herüberragte.

Am 3. Juli hatte ich Wagner melden müssen, daß ich vorläufig noch nicht abkommen könnte, weil es mir noch nicht gelungen war, eine passende Stellvertretung zu finden. Sobald dies geglückt wäre, würde ich sofort in Bayreuth eintreffen. — Am 5. schon erhielt ich die dringende briefliche Mahnung, alles im Stich zu lassen und sofort zu kommen. Er würde schon sorgen, daß mir keine Ungelegenheiten aus dem Schritte erwüchsen . . . . . „Bayreuth sei jetzt viel wichtiger als die Münchener Musikschule . . . .“

Ohne noch Gelegenheit gefunden zu haben, dem Direktor die Dringlichkeit meiner Abreise klar zu machen, erhielt ich am 6. Juli vom Meister ein Telegramm:

. . . Ihre Gegenwart ist unumgänglich nothwendig. Kommen Sie sogleich.
Richard Wagner.

Ich fand also endlich einen Gesanglehrer der Friedr. Schmittschen Schule, der sich bereit erklärte, meine Vertretuug zu übernehmen. Derselbe wurde am 8. Juli meiner Klasse vorgestellt und vom Direktor eingewiesen. Am 9. früh dampfte ich nach Bayreuth ab. Gegen 3 Uhr dort angelangt eilte ich sogleich zum geliebten Meister. Er umarmte und küßte mich auf das herzlichste und gab seiner Freude rührenden Ausdruck.

Mir war das Herz etwas eingeengt; denn mit meinem Kommen und Bleiben war der Vertrag mit Unger perfekt geworden. Hieraus erwuchs von selbst die Frage: Wird die Wahl Ungers zum Heil des großen Unternehmens ausschlagen? — Diese Erwägung, die das Kommende vielleicht in zu düsteren Farben sich ausmalte, schien ihm nicht entgangen zu sein. Wohl mehr nachempfindend als von meinem Gesicht ablesend. In seiner gewohnten Herzensgüte, die er so thatkräftig und wirksam auf die Menschen zu übertragen verstand, war er beflissen, den Schatten der dunklen Wolke durch den Sonnenschein seiner Worte, d. h. durch tröstlichen Zuspruch sogleich zu verscheuchen. — „Sie werden sich freuen von mir zu hören, wie fleißig Unger ist. Zweimal habe ich noch mit Rubinstein den zweiten Akt Siegfried durchgenommen und ich glaube schon eine Verbesserung seiner Vokalbildung verspürt zu haben. Er behauptet, die Singstunde die Sie ihm auf dem Bahnhof gegeben hätten, wäre außerordentlich nützlich gewesen. Mit seinen Uebungen „auf der Speisekarte" lege er sich zu Bett und in aller Morgenfrühe wecke er die „Kanzleibewohner" mit seinen Sprechübungen aus dem Schlafe! Er scheint mir wirklich ein prächtiger Kerl. Sein Fleiß gefällt mir; ich sehe daß er Ernst macht und mit Gründlichkeit lernen will. — Nach der Scene mit dem Waldvogel war er aber wieder ermüdet; wenn das nur nichts auf sich hat!"

Er hatte Unger schon Tags zuvor auf heute Nachmittag um 6 Uhr bestellt, um gemeinschaftlich den dritten Akt Siegfried durchzunehmen. Ich bat ihn jedoch statt dieser Probe mir den Sänger für heute allein zu überlassen, um mit ihm die nothwendigen Uebereinkunftspunkte bezüglich seiner Stimmkur festzustellen. Vor allem mußte ich der Möglichkeit vorbeugen, daß das angestrengte Singen der Partie die zu erwartenden Errungenschaften der Stimmverbesserung sofort wieder vernichten könnte. Das mußte der Fall sein, sobald die Korrektur des Tonansatzes nicht völlig ungestört durch dahin abzielende Maßnahmen zu bewerkstelligen war. Es war überhaupt möglichst zu vermeiden, daß der Sänger sich mit der alten, naturwidrigen Tongebung andauernd abmühte, weil das jedesmal einen unvermeidlichen Zusammenbruch des überangestrengten Organes zur Folge hatte! Ein solcher Mißbrauch war aber nicht so ohne weiteres wieder ungeschehen zu machen; Rückfälle der schlimmsten Art waren da zu befürchten. Meine Bedenken hielt Wagner für berechtigt; er war mit meinen Anordnungen sofort einverstanden. Es wurde ausgemacht, daß Unger aus allgemeinen Gründen bei sämmtlichen Proben — auch solchen in denen er nicht beschäftigt war — anwesend sein mußte. Hatte er zu singen, so war ihm gestattet, seinen Part ohne Anstrengung des Organs blos zu markiren.

An Ungers unsicherem, zum Theil ganz verkehrtem Tonansatz trug wesentlich dessen unglaubliche Textbehandlung die Schuld. Seine ungesetzmäßige Konsonanten-Bildung, die entweder mit zu geringer Mundöffnung oder übertriebenem Abstand des Unterkiefers, und dann mit einem explosiven Knall geschah, — verlegte die Bildungsstellen der Vokale derart klangstörend und beeinflußte die Tonerzeugung so nachhaltig, daß dem Sänger nur noch eine zwangvolle Uebertreibung der Wortbildung übrig blieb, sich mit dem Textgesang, so gut es eben ging, abzufinden. Das zwang ihn aber, die Bildung der tonlosen Consonanten auf das äußerste zu übertreiben; er wußte nicht, daß gerade durch das übertriebene Aufreißen und Zuklappen der Kinnlade eine ruhige kunstgemäße Erzeugung der Vokale schlechterdings nicht zu ermöglichen sei. In dem Glauben, der sprachgesanglichen Deutlichkeit zu dienen, hatte sich bei ihm eine unnatürliche, groteske Caricatur herausgebildet, die Wagners Anforderungen diametral entgegenlief. Die Wortbildungen erschienen platt und ausdruckslos und gelangten

zu keiner organischen Verschmelzung zwischen Konsonant und Vokal, die unerläßlich ist, soll sich die Continuität der textmelodischen Phrase gesanglich wirkungsvoll gestalten. Die Durchführung dieser unerläßlichen Bedingungen setzte freilich ein erhebliches selbstkritisches Vermögen voraus, auf dessen ausreichenden Zuwachs man noch zu rechnen hatte. Er mußte die schlimmsten Feinde einer unbehinderten Klangerzeugung kennen und wirksam bekämpfen lernen! Anstatt das einschlägige Studium mit zarter, lockerer Stimmgebung zu betreiben und darauf bedacht zu sein, sämmtliche Geräuschlaute zum vorderen Theil des Mundhöhlenraumes hinzuführen und den Vokal zart und unmittelbar in möglichst idealer Klangausprägung anzufügen, entstand zwischen Konsonant und Vokalklang eine Kluft, die die Wortbildung ungemein erschwerte und eine flüssige Sprachcantilene schlechterdings nicht ermöglichte. — Dazu kam ein Umstand, der für Unger unheilvoll geworden war. Durch den Besitz einer ausgiebigen Naturstimme und seiner prachtvollen Hünengestalt zum „Wagnersänger“ à la Niemann prädestinirt, wurde auch er wie mancher andere beim Beginn der Sängerlaufbahn das Opfer jenes unsinnigen Feldgeschreis: daß die erste wie die letzte Anforderung Wagners an seine „Darsteller“ in der höchsten Deutlichkeit der Textaussprache, einer gesunden Lunge und widerstandsfähigen Stimmbändern bestehe! Ein „zusammenhängendes Singen“ nach italienischem Muster werde nicht verlangt! Den bel canto der schnöden Italiener habe Wagner gründlich abgeschafft!! Ein unglückseliger Standpunkt, auf dem noch heute mancher Sänger anzutreffen ist. — — — Mit der angedeuteten Verirrung stand in unmittelbarem Zusammenhang das rauhe, klanglose Sprechorgan des Sängers, das sich auf unnatürlich tiefer Tonlage befand. Diese Klangbeschaffenheit übertrug sich nun unmittelbar auf die Singstimme; denn bei zarter Tongebung war die Ansprechsfähigkeit des Organs so gut wie nicht vorhanden. Auch hier mußten die offenen Vokale wie aus einem verschütteten Brunnen herausgeholt werden, ganz abgesehen davon, daß die Registerbildung eine ungefestigte, vom Zufall abhängige war. Um den Toneinsatz (Anlaut) aus den Schlund- und Gaumenräumen in den vorderen Theil der Mundhöhle „auf die Lippen“ zu bringen, und den erforderlichen Zusatz an Obertönen zu gewinnen, mußte eine lebendige Verbindung mit dem Pharynx hergestellt werden, denn die Mitwirkung der nasalen Kopfresonanz war völlig ausgeschaltet! —

Das durfte uns keine Sorge machen. Mein Plan stand fest, zuerst mit der gründlichen Correctur des Sprechorgans zu beginnen, um von hier aus durch die naturgemäße Behandlung der Konsonanten die üble Rückwirkung derselben auf die Vokalbildung zu beseitigen. Waren die Artikulationswerkzeuge erst geschmeidig und beweglich geworden, so war damit ein freier, gesunder Gesangston günstig vorbereitet, und der Durchbruch zu vollem Gelingen war zu erhoffen. Es galt also, den vorgezeichneten Weg in zielsicherer Arbeit zu verfolgen, ohne den Sänger nach zu vielen Seiten hin zu belasten und dem Zustande physischer Ermattung vorzubeugen. — Nach zweistündiger Arbeit unternahmen wir einen Spaziergang ins Freie. Die Stadt kaum im Rücken, begann Unger mit Hartnäckigkeit seine L-Uebungen wieder aufzunehmen um bald darauf mich zu versichern, daß er seinen Ton thatsächlich mit dem Gefühl eines leichten Kitzels schon ganz deutlich zwischen den Lippen verspüre. Diese Entdeckung versetzte ihn augenscheinlich in die beste Stimmung, denn er stieß einen fröhlichen Juchzer aus, — der leider noch den alten Ursprung verrieth und seiner freudigen Erregung einen Dämpfer aufsetzte.

* *
*

Bayreuth, den 11. Juli 1875.

— —
— —

Abends waren wir beim Meister in Wahnfried. — Er eilte sogleich auf uns zu und wünschte Bericht über unsere „erste Lektion."

„Hat er seine Sache gut gemacht?" rief er, mir die Hand reichend — und sich an Unger wendend: „Kommen Sie gut mit einander aus?" — „Ich komme mir wie der richtige A-B-C-Schütz vor" erwiderte Unger „und ob der Bakel nicht von nöthen sein wird, das wird sich bald herausstellen." — „Na, na Kinder, ich glaube, ihr werdet sehr gut mit einander fertig werden. Uebrigens kanns nun mit den Gesammtproben bald losgehen. Der größere Theil unserer Künstler ist bereits eingetroffen." — Während wir noch plauderten, schoben sich beide Vogl's durch die Portière. Beide traten an Wagner heran und begrüßten ihn ehrerbietigst, einige Worte des Dankes für die ihnen widerfahrene Auszeichnung an ihn richtend, über die er im Austausch einiger Worte rasch hinweg ging, da er von anderen Ankömmlingen attakirt wurde. Hierauf wandte sich Vogl mit den Worten: „Was wollen denn Sie hier?" an mich, mit einer Betonung, die mir nicht gefiel. „Mit dieser Frage müssen Sie sich schon an den Meister wenden, der sagt Ihnen vielleicht, was ich hier *soll*," erwiderte ich kurz und bestimmt. „Aha, von wegen Siegfried — hab's schon gehört!" — Ganz richtig von wegen Siegfried, gab ich lachend zurück. Wagner war hinzugetreten, um sich mit mir wegen Ungers Separatstudium und der Gesammtproben zu verständigen und sprach dabei die Hoffnung aus, mit meiner Schulmeister-Routine müßte ich Unger bis zum 1. August die Partie des Siegfried soweit beigebracht haben, daß er bei den Orchesterproben musikalisch korrekt mitwirken könnte. — „Das ist ein Ding der Unmöglichkeit!" warf Vogl lebhaft ein, „das bringt weder Professor Hey noch sonst ein Mensch fertig; wissen Sie, Meister, ich kenne die Partie des Siegfried ganz genau — *denn ich habe ihn studirt* (!) und weiß die kolossalen Schwierigkeiten zu beurtheilen! Ich wiederhole, es ist unmöglich!!" „Lassen Sie unsren vortrefflichen Hey da sorgen! Seit ich bei dem Sangsmeister da in München in die Schule gegangen bin, hab ich gewaltigen Respekt vor seiner Zucht bekommen, und denke mir, daß er hält, was er verspricht! — bemerkte Wagner mit Humor. — Vogl machte eine sauersüße Miene und — schwieg. Bald darauf begann die erste Scene (Rheintöchter) zum „Rheingold". Sie dauerte bis 8 Uhr. Darauf wurde ein kalter Imbiß genommen und in den Garten gegangen, wo die Herren eine Cigarre rauchten, während die Damen plaudernd promenirten, bis es gegen 9 Uhr zum Musiciren wieder in den Musiksalon ging. — Der Baritonist Hill aus Schwerin sang mit Frau Sattler-Grün ein Duett aus „Joseph" und die Vogl's folgten der Aufforderung Wagners, einen Theil des 2. Aktes aus „Tristan" zu singen. Leider ist der sonst ziemlich große Musiksaal mit dicken Teppichen belegt, somit für die Tragfähigkeit der Stimmen äußerst mißlich. Vogl's Stimme klang denn auch gaumiger als je; die Stimme seiner Frau, sonst scharf und schneidend in der Nähe, erfuhr durch die Raumbeschaffenheit eine ganz wohlthuende Dämpfung, sie klang recht hübsch und ausgiebig. — Dem Meister war offenbar daran gelegen, die beiden in diesen Rollen kennen zu lernen. Die Leistung der Frau fand seine freundliche Zustimmung; Vogl gegenüber verhielt er sich äußerst reservirt. Dieser entschuldigte sich, daß er „nicht besonders bei Stimme" sei, obwohl ich ihn nie anders als so gehört habe. Was ihn in eine unbehagliche Stimmung versetzte, daß war die geringe Wirkung auf die Anwesenden. Sein Gesang hatte keinen rechten Widerhall gefunden. —

Das Denkwürdige des Abends bestand aber in etwas ganz Anderem. Der Meister wünschte die Fortsetzung der abgebrochenen Scene und hielt nun Umfrage bei den anwesenden Sängern, wer von ihnen den König Marke übernehmen werde? — Da sich keiner hierzu entschließen konnte, setzte er sich zur Linken des Begleiters an den Flügel und — sang den Marke selbst! — — — Woher er diese, — eigentlich mit halber Stimme gesungenen Töne nahm, wird immer ein Rätsel bleiben! Die rührende Klage des ins Herz getroffenen Freundes im Königsmantel! Wie kam diese Stimme, die eigentlich gar keine ist, zu einer so ergreifenden Ton-Modulation, die jede wechselnde Empfindungsphase auf das eindringlichste klar legte, — zu Stande gebracht mit einem Organ, das nicht einmal jenes substantielle Klangvermögen besitzt, das der Berufssänger als unerläßliches Ausdrucksmittel für seine Darstellung benöthigt! Und doch eine Recitation, die dem athemlos Lauschenden unmittelbar in die Seele drang! Ich möchte wohl wissen, ob Einem der im Kreise sitzenden Stimmgewaltigen die Frage nach dem eigentlichen Ursprung dieses tönenden Wunders kam, das wie eine vom Augenblick geborene Improvisation aus Wagners bewegtem Innern quoll. — Wer dachte bei diesem unvergleichlichen Vortrag noch an die Notenzeichen der Partitur? Diese dienten, so schien es, nur dazu, die Uferlinien anzudeuten, in welche der Stimmungsgehalt der Tondichtung sich unmittelbar ergoß, um zu einem Strom höchster dramatischer Wirkung anzuschwellen. — Das Erlebte war wohl geeignet, den Künstlern Stoff zum Nachdenken und gründlicher Selbstbeschau zu bieten.

Um 11 Uhr ging die Gesellschaft auseinander. Unterwegs wurde noch manche gesangstechnische Frage behandelt, die im Angermann'schen Bierlokal Fortsetzung und friedlichen Abschluß beim Scheidetrunk in früher Morgenstunde fand. —

— —

Um 9 Uhr holte ich Unger aus dem Bett und begann mit ihm, dem Verschlafenen, die Fortsetzung des Gestrigen. Gegen 10 Uhr erschien der Meister, augenscheinlich verwundert uns schon in reger Thätigkeit zu sehen. Unger mußte ihm noch seine „ersten Errungenschaften“ unserer tönenden Consonantenbildung vorführen; Wagner selbst machte einschlägige Versuche von überraschender Wirkung. Die Lautgesetze dieser Konsonantengruppe, deren lautsymbolische Wirkung er im „Ring“ mit so eminenter Sicherheit beherrscht, waren ihm durchaus geläufig. Er besaß eine äußerst geschmeidige Lippenaccomodation, wozu ihm der günstige Bau seines Mundes verhalf.

Wir gingen an den dritten Akt „Siegfried.“ Der Beginn der zweiten Scene (Wandrer und Siegfried) verlangt leichtflüssigen, gut gebundenen Sprachgesang, — das Wort deckt sich mit der melodischen Linie ebenso charakteristisch wie ungezwungen, mithin für Unger keine leichte Aufgabe. Für diese plaudernde Art des Vortrags fehlte ihm noch alles. Von Wotans erster Frage ab, wo allmählich eine gesteigerte Betonung eintritt, wurde es schon besser; weniger gelang die Stelle: „Einen Felsen such' ich, von Feuer ist der umwabert u. s. w.“ Die folgende Antwort auf Wotans Frage, auch sein Erlebniß mit dem von ihm getödteten „Wurm“ gelang gut. Der Meister schien erfreut und wurde es noch mehr, als Unger das Weitere mit gesteigerter Energie der Tongebung zustande brachte und Wotan, mit dem Tone eines ungezogenen Knaben, grob anfuhr und auf den Leib rückte; leider mißlang das kategorische: „So halte Dein Maul!“ Der Sprung vom **a** hinauf ins **g** ging vorbei. Auch das folgende, das Ungers ohnmächtigen Sprachgesang bei lebhafter Wortfolge in ein bedenkliches Licht rückte, vermochte des Meisters Vertrauensseligkeit nicht zu erschüttern. Er ging über bedeutsame ganz unzureichend gesungene Stellen hinweg und seine

Korrekturen berührten nur noch die Ausprägung des Vortrags in Bezug auf Klarstellung der Motive innerhalb des dramatischen Vorgangs. Unrichtige Wortbildungen und undeutliche Vokalisation, die er bei den vorausgehenden Proben häufig gerügt hatte, überging er, verweilte aber plötzlich bei jener Stelle, die zum schwierigsten des Sprachgesanglichen zu rechnen ist: „... drum sprich, sonst spreng' ich dich fort!" Hier machte der Meister Halt und ließ Unger den Satz einigemale mit kräftiger Betonung zuerst langsam, dann allmählich rascher mit schärfster Artikulation sprechen, während die Begleitung, rythmisch gut ausgeprägt, die melodische Linie auf dem Instrument auszuführen hatte! Eine Vorschrift die nicht nur den genialen „Gesangspädagogen" kennzeichnete, sondern auch zugleich geeignet war, auf Wagners Grenzbestimmung zwischen Sprache und Gesang, ein helles Licht zu werfen; denn alle seine späteren Werke sind aus diesem gemeinsamen Urquell dramatischer Ausdrucksmittel geschöpft. — Dieser mit dem Sänger eingeschlagene Weg war mir keineswegs neu; er bildete sogar einen wesentlichen Bestandtheil meines Unterrichts. Jedoch geschah es gleichlaufend mit der Tonbildung des Organs an sich — es mußte alles ausreichend vorbereitet sein. Hätte Unger über einen gefestigten, registermäßigen Tonansatz verfügt, so wäre der Versuch von Erfolg gewesen; für unsern Sänger mit der unsicheren Tongebung war das Verfahren, wie sich gleich herausstellte, ungeeignet und völlig nutzlos. Nach redlichstem Abmühen war das Ergebniß gleich Null. Die Anhäufung der Konsonanten ließ den natürlichen Gesangston auf keiner Note zur Geltung kommen. Ebenso erfolglos erwies sich das Experiment bei den Stellen: „bleibst du mir stumm, störrischer Wicht..." „... führt es zur schlafenden Frau: so wies es mein Vöglein ...." u. s. w. hatten die mißglückten Versuche den Lehrmeister ermüdet? — Dort, wo die vorbereitende Sprachrezitation vielleicht nützlich sein konnte — (bei einer klanggeschulten Stimme unbedingt!) „... Zurück, du Prahler, mit dir" u. s. w. hier unterließ er sie. Der Schluß der Scene fiel ohnehin ab, weil Unger mit Stimmermüdung zu kämpfen hatte. Er behauptete, das Sprechen habe ihn heiser gemacht. So mußten wir auf den wirkungsvollen Höhepunkt der gewaltigen Scene verzichten!

Die angeordnete Ruhepause benutzte ich dazu, Ungers plötzlich eingetretene Heiserkeit zu begründen, d. h. physiologisch zu erklären. Sie war offenbar verursacht durch die ganz verkehrte Konsonantenbildung die ich für geradezu stimmmörderisch hielt, und sofort an einigen Beispielen nachweisen konnte. Außerdem hatte die Probe mit den immerwährenden Unterbrechungen ihn aus dem Gleichgewicht gebracht und in eine Gemüthsverfassung versetzt, die ihm die ruhige Beherrschung des Organs überhaupt nicht mehr ermöglichte, so daß er zuletzt nicht einmal mehr über den ihm gewohnten Gaumenansatz unbehindert verfügte. — Gleichwohl wünschte Wagner eine Wiederholung der letzten 13 Takte: „Ha! Wonnige Gluth! Leuchtender Glanz" u. s. w. Der willige Unger ging natürlich darauf ein, mußte aber nach wenigen Takten, trotz eines energischen Anlaufs, vom weiteren Verfolg der hochgelegenen, überaus schwierigen Schlußtakte abstehen. —

Was nun? — Mit rücksichtsvollster Antheilnahme und ohne jede Verstimmung wandte sich der Meister an seinen Sänger mit den Worten: es möchte gerathen sein, die Probe für heute abzubrechen; das Organ scheine nicht mehr leistungsfähig und bedürfe der Ruhe. — Diese Bemerkung schien Unger als demüthigend für sich zu empfinden, da er den Meister mit aller Bestimmtheit anging, das Duett mit Brünhilde — freilich mit Rücksicht auf seine augenblickliche Indisposition — noch durchzunehmen. „Vielleicht könnte er sich wieder freisingen." Diese Bereitwilligkeit schien dem Meister zu gefallen; mir imponirte

sie thatsächlich! — Also eine Pause, die Rubinstein mit der großartigen Verwandlungsmusik zur 3. Scene ausfüllte.

Er hatte uns hinauf „auf den felsigen Saum der Höhe" gespielt. — Die letzten vier Takte, vor dem zarten Eintritt des Gesangs: „Selige Oede auf wonniger Höh . . ." summte der Meister, die Violinen gleichsam nachahmend. — Unger hatte kaum begonnen als ihn Wagner auch schon unterbrach. „Lieber Freund, das ist nicht der rechte Ton, den Sie anschlagen; hier muß ein ahnungsvolles Erstaunen, eine freudige Ueberraschung über diese ihm völlig neue Welt die sich plötzlich vor ihm ausbreitet, zum Ausdruck kommen. Diese überwältigende Naturempfindung spricht sich im leise verhaltenen Stimmklang aus. Wie zaghaft sieht er Wunder um Wunder sich folgen, die seine Sinne gefangen nehmen und bald ganz verwirren." Der Meister sang ihm den Anfang des Monologs entzückend vor!

Und siehe, der Sänger sollte eine freudige Ueberraschung und wir mit ihm erleben. Sein Organ belebte und kräftigte sich im Verlauf des folgenden; die Heiserkeit war gewichen und des Meisters wiederholtes Vorsingen der kurzen, abgerissenen Sätze, es übte augenscheinlich eine ganz unerwartete Rückwirkung aus. Sein Gesang erhielt wieder frisches Leben und erhöhten Ausdruck der dramatischen Sinnbetonung! Die Wechselwirkung der Eindrücke zwischen dem berauschenden Ausblick in diese einsame, wonnevolle Welt und dem Erblicken Brünhildes — die verzagte Annäherung an dieses schöne Menschenbild das da vor ihm liegt — die plötzliche Ueberraschung mit dem erschreckten Ausruf: „Das ist kein Mann!" — das alles erregte augenscheinlich des Meisters Zufriedenheit. Nun sich Unger stimmlich wieder leistungsfähig erwies, mußten einzelne Partien des folgenden wiederholt werden. Nebenbei bemerkte Wagner — offenbar zur Ermunterung des Sängers — daß er weit entfernt sei, schon heute Anforderungen an den Sänger zu stellen, die zu erfüllen erst die gründliche Kur seines Stimmorgans abzuwarten sei. Es bezog sich dies z. B. auf die Stelle wo Siegfried „in höchster Beklemmung," seiner Mutter gedenkt: „Wen ruf' ich zum Heil, daß er mir helfe? Mutter! Mutter! Gedenke mein!" um dann, wie ohnmächtig an Brünhildes Busen zu sinken. — Wie hätte es Unger gelingen können, den einzig zutreffenden Vokalklang für das Wort „Mutter" das Siegfrieds ganzes Innenleben erfüllte, zu finden? Ihm, der nicht imstande war, den Vokal U regelrecht zu bilden! Wo blieb da der erschütternde Ausdruck des Gesangtones, der gleichsam die Wortumhüllung bildet für jene überquellenden Empfindungslaute, die jetzt und später das bis auf den Grund aufgewühlte Wesen des jungen Helden und dessen rapide, über sich selbst hinauswachsende Entwicklung erkennen lassen muß! Welche reichen, geheimnißvollen Modulationen des Stimmklangs verlangt der Vortrag für diesen Sturm widerstreitender Empfindungen!

Nun noch einmal der schmerzlich verwirrte Anruf: „O Mutter! Mutter! Dein muthiges Kind! Im Schlafe liegt eine Frau, die hat ihn das Fürchten gelehrt!"

Hatte Wagner bei den lebhaft erregten Gesangsstellen des Vorausgegangenen häufige Unterbrechungen veranlaßt, um Ausstellungen an der konsonantischen Artikulation zu machen, so legte er von da ab: . . . „Süß erbebt mir ihr blühender Mund u. s. w." das Hauptgewicht auf die vokale Seite des Vortrags. „Hätten Sie doch Tichatscheks Stimmklang in seiner Jugend einmal gehört! Wie der Mensch eine vokale Linie ohne Unterbrechung herzustellen wußte! z. B. das Gebet im fünften Akt Rienzi: „Mein Herr und Vater, o blicke herab, senke dein Auge aus deinen Höhn . . ." — wie er diese einfache melodische Linie ausführte, daß sie wie eine italienische Vokalise klang! Ich

werde das nie vergessen.“ Er setzte sich ans Klavier, begleitete die angeführte Stelle mit einfachen Accorden und suchte, indem er auf das ausdrucksvollste mit zarter Stimme sang, sich über die besondere Art der vokalen Phrasirung mit Unger zu verständigen. — Daraufhin veranlaßte ich Unger, die Stelle: „Süß erbebt mir ihr blühender Mund, wie mild erzitternd mich Zagen er reizt . . .“ ohne konsonantische Wortbildungen, also blos mit Vokalen und geringen dynamischen Ausbiegungen, möglichst zart und mit zugespitzter Mundstellung zu singen. Wagner fand das Ergebniß überraschend! Der Stimmklang, der motivischen Begleitung sich quasi instrumental anschmiegend, erweiterte sein Ausdrucksvermögen ganz auffallend. Der dem Organ anhaftende Gaumenklang wurde durch die verringerte Mundstellung wesentlich gemildert.

Uebrigens bot sich sogleich Gelegenheit, einige konsonantische Hindernisse schlimmster Art kennen zu lernen. „Durch das Feuer drang ich, das den Fels umbrann, ich erbrach dir . . .“ u. s. w. Bei gutturaler R-Bildung war eine vokal-instrumentale Linie nicht zu ermöglichen! Bei dem Zwiegesang der „erhabensten Entzückung“ mit Brünhilde, wo die melodische Linie durch Texteinschnitte nur vorübergehend unterbrochen wird: „daß ich das Aug' erschaut, das jetzt mir Seligem lacht“ kam unser Sänger — bis auf den Triller und gequältes hohes A — ganz gut zurecht. Der breite Gesang: „Wie Wunder tönt, was wonnig du singst . . .“ gelang ebenfalls recht gut; nur Allgemeines bezüglich der Auffassung kam zur Sprache. Das weitere blieb der Ausarbeitung vorbehalten. Von hier ab: „Mit banger Furcht fesselst du mich“ — beginnen wieder konsonantische Erschwernisse, und wachsen, indem sich das Zeitmaß wesentlich beschleunigt. Durch das Ergreifen entfernter Intervalle wurde der vokale Ansatz oft ungebührlich beeinflußt. Besonders da, wo sich Explosivgeräusche mit dem R verbinden: „Durch brennendes Feuer fahr ich zu dir, nicht Brünne noch Panzer barg u. s. w.“ — die Wortbildungen barg, brach, braust, Brust, Brunst, Brünne, alle mißglückten und entstellten das Organ bis zur Unkenntlichkeit! Je lebhafter und drängender der Sprachgesang sich gestaltete, desto unerquicklicher das Würgen des armen Sängers. Mit dem Aufgebot größter Anstrengung versuchte er noch, jenes stürmische, unbezähmbare Aufschäumen: „Die Gluth, die Brünhildes Felsen umbrannt, die brennt mir nun in der Brust!“ — Die letzten Worte, mit dem Octavensprung ins hohe As, das mit übermächtiger Stimmexpansion auch noch einen vollen Takt zu halten ist — es überstieg seine Kräfte. — Erst nach längerer Pause konnten wir fortfahren. —

Um das ganz Besondere des erregt-bebenden Stimmklanges dem Sänger verständlich zu machen, wurde die breit betonte Stelle: „Sangst du mir nicht dein Wissen sei das Leuchten der Liebe zu mir?“ wieder als Vokalstudie eingeflochten; ebenso jene: . . . „Tauch aus dem Dunkel und sieh', sonnenhell leuchtet der Tag . . .“ Von da ab — „dich lieb ich . . .“ ließ Wagner höhere Anforderungen des Vortrags gänzlich unerwähnt, und beschränkte sich blos auf die Bestimmung der Zeitmaße. Freilich äußerte er sich, daß er das „Erwache, Brünhilde! Wache, du Maid! Lache und lebe, süßeste Lust! Sei mein!“ — noch gern gehört hätte, dazu kam es aber nicht. — — Der Anblick dieses gesunden, kraftstrotzenden Mannes, — im Zusammenhalt mit seinem Organ, das sich so machtlos erwies, erschien ihm so ganz und gar unverständlich und erzeugte ein Unbehagen, das er zu verbergen sich alle Mühe gab. Sollte er hier wirklich ein Fehlschlagen seiner Pläne erleben? — Dagegen sträubte sich seine unbesiegbare Natur! — Ein kräftiger Anreiz für das hartnäckige Festhalten seiner getroffenen Wahl bestand zweifellos auch in dem für ihn noch keineswegs aufgeklärten Umstand, diesen Sänger, auf den er Hoffnungen für das Gelingen seines Vorhabens setzte, aus — seiner Meinung nach — schein-

bar geringfügigen Ursachen zu so unzureichender Leistungsfähigkeit verurtheilt zu sehen, und daß diese Verletzung der Naturgesetze nicht im Handumdrehen zu beseitigen war! — Damit wurde Ungers Zustand für ihn zum Räthsel, dessen Lösung er ungeduldig herbeiwünschte. Er ward nicht müde, beim Aufsuchen und Bekämpfen der Hindernisse in rastloser Thätigkeit selbst Hand anzulegen. Anfangs war er der Meinung gewesen, ein stimmbegabter Mensch, der gesunde Lungen, gutgebildete Stimmbänder und eine robuste Körperkonstitution habe, müsse imstande sein, jederzeit zu singen, selbst mit schlechtem Tonansatz. Nun sah er seinen Irrthum ein. Wozu also dem Sänger noch weitere Proben stimmlicher Ermüdung auferlegen? Der befand sich ohnehin im Zustand ärgster Verstimmung. Es wäre zwecklos gewesen, dem Stimmorgan die Widerstandskraft bis zum Schlusse des Aktes zumuthen zu wollen. Der Meister erklärte die Probe für beendigt.

— —

In ziemlich gedrückter Verfassung traten wir den Heimweg an. Die eine Frage beschäftigte uns: Wird Unger so weit gebracht werden können, bei den Gesammtproben sich mit Ehren zu behaupten, d. h. angesichts der übrigen Mitwirkenden keine allzu klägliche Rolle zu spielen, die bei der Gesammtheit Mißvergnügen erregen könnte und den Meister in eine peinliche Lage versetzen müßte. Diese Möglichkeit gänzlich zu verhüten, dazu blieb uns eben zu wenig Zeit, denn der Meister war zu sehr in Anspruch genommen, als daß er sich ausschließlich mit uns beschäftigen konnte. —

Als ich mit Unger wieder allein war, eröffnete ich ihm rückhaltlos meine Bedenken. „Machen Sie sich darauf gefaßt, daß man von verschiedenen Seiten Ihre Mitwirkung zu verhindern suchen wird. Wagner wird eines Rückhaltes durch ein positives Ergebniß unseres Studiums bedürfen, soll die gegen Sie gerichtete Agitation ihn nicht schwankend machen und ihn im letzten Augenblick zwingen, den Einflüsterungen Folge zu geben und einem Andern die Rolle zu übertragen! Das würde für Ihre kaum begonnene Sängerlaufbahn die übelsten Folgen haben, wenn schon nach den ersten Proben auf Ihre Mitwirkung verzichtet werden müßte, nun Ihr Name schon in allen Zeitungen steht!" — Er war sich der kritischen Lage, in der wir uns befanden, wohl bewußt und erklärte, seine ganze Thatkraft aufzubieten, die Lösung der verantwortungsvollen Aufgabe zum Gelingen zu führen. Er müsse das in ihn gesetzte Vertrauen Wagners vor aller Welt rechtfertigen. „Seit der Berührung mit dem Genius dieses einzigen Mannes dünkt es mich, ich wäre schon ein ganz Anderer geworden! Ich fühle meine Kräfte wachsen!" Dabei leuchtete ein Strahl aus seinen Augen, der mich überraschte. Es schien, als wäre eine Krisis im Anzug, ein Erwachen seiner schlummernden Geisteskräfte. Die Umwandlung aus dem Opernsänger gewöhnlichen Schlags zum bewußten Darsteller des idealen Kunstwerks schien sich thatsächlich zu vollziehen.

* * *

Vielleicht täusche ich mich nicht in dem Glauben, daß dieses kleine Drama, das zu Beginn jener bedeutsamen bayreuther Zeit zwischen dem genialen Schöpfer des Nibelungen-Rings — dem von ihm gebildeten Darsteller der Hauptgestalt — und dem hilfsbereiten Vermittler sich abspielte, ein allgemeineneres Interesse hat. Der Laie hat selten eine Vorstellung aus welchen mühereichen Vorbereitungen eine Opernaufführung, wie viel mehr ein Wagnersches Musikdrama herauswächst und was das Studium eines Sängers zu bedeuten hat. Hoffentlich ist es mir gelungen an einem der charakteristischesten Beispiele einen Einblick in diese Welt zu vermitteln.

Die Soldaten-Kersta.

Studie

von E. Graf Keyserling.

Es hatte angefangen ein wenig zu thauen. Der Novemberschnee auf dem Kirchenwege war naß und der schwere Schlitten bewegte sich springend und rüttelnd vorwärts. Vier Rekruten-Weiber saßen in ihm: Marri, Katte, Ilse und Kersta, die Tochter der Häuslerin Annlise. Sie kamen von der Trauung in der Kirche. Morgen sollten ihre Männer fort unter die Soldaten. Ueber die Brautkronen hatten sie große blaue Tücher gelegt; so saßen sie, wie vier spitze, blaue Zuckerhüte in dem Schlitten, und wackelten bei jedem Stoß. Der Rüben-Jehze kutschte sie. Sehr betrunken, peitschte er unbarmherzig auf die kleinen, zottigen Pferde ein. Die Männer kamen hinterdreingefahren je zwei in einem Schlitten. Es war viel getrunken worden, und sie sangen mit lauten, heiseren Stimmen. Die Frauen schwiegen und wackelten geduldig in ihren blauen Tüchern hin und her. Kersta war die Kleinste von ihnen. Mit einem runden, rosa Gesichte, runden hellblauen Augen, einer runden Nase, sah sie wie ein Kind aus. Nur der Mund mit den herabgezognen Mundwinkeln war der ein wenig harte und sorgenvolle Mund der litthauischen Bauerfrau. Unverwandt starrte sie in den grauen Nebel hinaus, der über dem flachen Lande lag. Wunderlich schwarz nahmen sich die Wacholderbüsche und die Saatkrähen in all dem Grau aus, während die entlaubten Ellern wesenlos, wie kleine röthliche Wolken, auf der Haide standen. Vor Kerstas Augen schwankte dieses ganze, farblose Bild sachte, sachte, als säße sie auf einer Osterschaukel und würde langsam hin und her gewiegt. An jedem Kruge hatten sie Halt gemacht, und Kerstas langer, blonder Thome war an den Schlitten der Frauen herangetaumelt mit der Branntweinflasche: „No, is die junge Frau totgefroren, was?“ Dabei reichte er ihr die Flasche. Kersta lächelte dann ein wenig mühsam, denn die Lippen waren steif von der Kälte, und trank. Der Branntwein machte die Glieder angenehm warm und schwer, dazu nahm er die Gedanken fort, und das ist auch gut. Immer wesenloser wurde die graue Nebelwelt vor Kerstas Augen; selbst Jehzes bereiter Rücken schien immer weiter fortzurücken. Dafür kamen aber die Eindrücke des Tages ihr mit einer bildlichen Deutlichkeit in den Sinn, wie Träume; immer wieder, immer dieselben, wie Menschen, die auf dem Karoussel auf dem Jahrmarkte in Schoden an einem vorbeifliegen: — Hochzeit — Hochzeit. — Am Morgen das Ueberwerfen des feinen, weißen Brauthemdes, fein und kalt, daß es Kersta bis in die Fußspitzen erschauern ließ; — die Brautkrone, die so fest auf die Stirn gedrückt worden war, daß es schmerzte. Jetzt mußte ein rother Streif auf der Stirne sein. Dann die Kirche. Feierlich kalt war's dadrin. Kerstas neue Schuhe klapperten hübsch auf den Steinfliesen

des Fußbodens. Sie mußte achtgeben, nicht auszugleiten, wie auf dem Eise. Der Pastor hatte ein rundes, rothes Gesicht, und er schmatzte im Sprechen mit den Lippen, als schmeckte ihm etwas gut. Aber schön hatte er gesprochen; von dem Fortgehn der Männer und vom Treubleiben und von Gottes Wort. Kersta hatte geweint, natürlich! Soldatenfrauen weinen immer bei der Trauung, das weiß man. Weinen thut auch gut, weinen, so, daß das Gesicht warm und naß wird und dazu ganz tief seufzen, so daß die Haken am Mieder krachen. Sie hatte stärker geweint, als die anderen Frauen, das konnte sie wohl sagen, wenn später darüber gestritten wurde. Nachher im Kirchenkruge war getrunken worden und die Männer hatten untereinander Streit angefangen. Alles war gewesen, wie es auf einer Hochzeit sein muß. „Hochzeit-Hochzeit" bimmelten die Schellen an Jehzens kleinen Pferden, und Kersta begann ihren Traum wieder mit dem feinen, kalten Brauthemde.

Die drei anderen Frauen schwiegen auch und schauten mit demselben stätigen Blick, der Nichts zu sehen schien, in den Nebel. Nur als ein Hase vom Felde quer über den Weg setzte — da riefen alle vier: „Sieh — ein Hase" — und sie lächelten mühsam mit den steifgefrorenen Lippen.

Im Dorfe hielten sie vor dem Kruge. Dort standen schon die Hochzeitsgäste in ihren Festkleidern und schrieen. An die blinden Fensterscheiben der Dorfhütten drückten sich bleiche Frauen- und Kinder-Gesichter. Alle wollten die Bräute sehn. Das gab Kersta wieder ein starkes Festgefühl. Eine junge Frau sein, die von der Trauung kommt, ist eine Ehre und der Hochzeitstag der schönste Tag des Lebens. Vor der Krugsthüre wartete Kersta auf Thome, denn sie mußte mit ihm zusammen in das Haus gehn. Sehr ernst stand sie da und sprach mit den alten Frauen über den Weg; selbst der Gemeindeälteste redete sie an, und die Mädchen starrten neugierig auf ihre Brautkrone. Kersta, die Tochter der Häuslerin Annlise, war es nicht gewohnt, von allen achtungsvoll und freundlich angesehen zu werden, sie war klein, arm, hatte nur eine Ziege und zählte bisher nicht mit. Aber, wenn eine Hochzeit hält, dann ist sie schon was. Kerstas rundes Kindergesicht wurde roth und blank wie ein Apfel vor Stolz. Nun fuhren auch die Männer singend und schreiend vor. Thome kam mit unsicheren Schritten auf Kersta zu, faßte sie um den Leib und hob sie in die Höhe: „Klein is sie" sagte er: „aber schwer wie'n Mehlsack." Alle lachten. Kersta erröthete vor Freude und war Thome sehr dankbar.

In der großen Krugsstube setzte sich die Hochzeitsgesellschaft an die weißen Brettertische. Alle wurden still und ernst und machten sich über die Milchsuppe mit Nudeln her. Ein lautes, gleichmäßiges Schlürfen war eine Weile der einzige Ton im Gemache. Dann kam das Schweinefleisch, dann das Schaffleisch, dann wieder Schweinefleisch. Der Dampf der Speisen erfüllte die Luft, wie mit einem dichten, heißen Nebel. Kersta aß eifrig, aß soviel, daß sie sich endlich erschöpft zurücklehnte und die untersten Haken ihres Mieders aufspringen ließ. „Das ist nun die Hochzeit. Ja, schön ist sie!" — sagte sie sich. Leicht strich sie mit der Hand über Thomas Rockärmel. Der war nun ihr Mann, der gehörte ihr. Gut ist es, wenn man einen Mann hat: „Trink, junge Frau trink!" sagte Thome.

Draußen begann es zu dämmern; es wurde Licht in die Stube gebracht, Talgkerzen, die in Bierflaschen steckten. Im dunstigen Zimmer bekamen die kleinen, gelben Flammen buntschillernde Lichthöfe. Die Musik: eine Geige, eine Klarinette und eine Ziehharmonika — spielte eine Polka. „Ja — tanzen!" Kersta seufzte ganz tief vor Behagen. Sie trat einen Augenblick vor die Hausthüre hinaus. Der Abend war dunkel, ein feuchter Wind fegte über den Schnee hin, die Wolken, grau, wie ungebleichte Leinwand, hingen ganz niedrig am

Himmel: „Morgen giebt es Schnee“ — dachte Kersta. An der stillen Dorfstraße entlang kauerten die Hütten; hie und da blinzelte ein schläfriges Licht hinter einer Fensterscheibe, ein Kind weinte, eine Frau sang ein Wiegenlied, immer dieselbe müde, langgezogene Notenfolge. Und dort unten, am Ende der Straße, das kleine, schwarze, stille Ungeheuer, das war die Hütte der Mutter Annlise. Morgen wird Alles vorüber sein, als sei nichts gewesen. Kersta wird wieder dort unten mit der Mutter hausen und . . . Sie fuhr sich mit dem Aermel über die Augen. Warum ihr das Weinen kam? Dazu war morgen Zeit genug! Sie ging hinein und tanzte. Das war gut. Wenn man beständig und gewaltsam von einem rücksichtslosen Männerarm gedreht wird, wobei einem die große, heiße Männerhand auf dem Rücken brennt, das nimmt die unnützen Gedanken weg. Nur der Körper bleibt, mit dem warmen Rinnen des Blutes und dem Pochen des Herzens. Die Welt ringsum wurde für Kersta immer undeutlicher und traumhafter. Ernst und eifrig drehten sich die schweren Gestalten in dem dichten Tabaksqualm, die Männer schlugen im Takte mit den Absätzen auf, es klang, wie fleißiges Dreschen auf der Tenne. „So muß es sein! Das ist das große Vergnügen des Lebens!“ fühlte Kersta. Später bekamen die Männer Streit, es wurde gerauft. Kersta griff ein, wie die anderen Frauen, aber dieses Mal mit dem stolzen Gefühle, für ihren eignen Mann zu schreien und den anderen Männern in die Haare zu fahren. Endlich führten die Burschen und Mädchen singend das Paar die Dorfstraße hinab, zu der Hütte der Annlise, wo das Brautbett aufgeschlagen war.

Während Kersta in der kleinen Stube das Licht ansteckte, warf Thome sich schwer auf das Bett. Er war sehr betrunken und schlief sofort ein. Kersta zog ihm die Stiefel aus, rückte das Kopfkissen zurecht, dann legte auch sie sich nieder. Die Glieder waren ihr wie zerschlagen. Wenn sie die Augen schloß, war es ihr, als schwankte das Bett hin und her, wie ein Kahn. Wirklich schlafen jedoch konnte sie nicht. Wenn der Traum anfing, wenn sie wieder in der Kirche stand, oder im Kruge sich drehte, daß die Bänder der Brautkrone wie Peitschenschnüre schwirrten, dann ließ etwas sie auffahren, als schüttele sie Jemand. Sie starrte in die Dunkelheit hinein und sann: Etwas Schlechtes wartete auf sie; was war das doch? Ja so! morgen geht der Mann fort —, und das alte Leben geht weiter — die Hochzeit ist vorüber und nichts — nichts Gutes mehr für lange Zeit? Draußen dämmerte der Morgen. Die Fensterscheiben wurden blau. Kersta richtete sich auf und betrachtete Thome. Er lag in schwerem Schlaf; das blonde Haar hing ihm wirr und feucht um die Stirn, das Gesicht war sehr roth, aus dem halbgeöffneten Munde kam ein tiefes, regelmäßiges Schnarchen. Langsam strich Kersta mit der Hand über seine Brust, seine Arme: „Schlaf, schlaf!“ sagte sie wie zu einem Kinde. Ihr Mann der gehörte ihr, wie ihr Hemd, ihr Garn, ihre Ziege, mehr als die Ziege, denn die gehörte auch der Mutter. Das war gut! Nun hatte sie das, was alle Mädchen wollten, um was sie alle beteten — einen Mann; und groß war er und stark. Aber was hatte sie davon, wenn sie ihn gleich wieder fortgeben mußte? Gott, es war besser, über solch eine Schweinerei gar nicht nachzudenken! Kersta stieg aus dem Bette und nahm den Melkeimer. Sie wollte die Ziege melken.

Draußen wehte es stark und es fiel ein feuchter Schnee. Die Ebene lag grau-blau in der Morgendämmerung da. Am Horizont, über dem schwarzen Strich des fernen Waldes hing ein weißes, blindes Scheinen. Wie jeden Morgen blieb Kersta stehn, schützte mit der Hand die Augen, zog die Nase kraus und schaute ernst und mißmuthig dem aufsteigenden Tage entgegen. Und die Dorfstraße entlang, vor den kleinen, grauen Häusern standen andere Frauen mit ihren Melkeimern, wie Kersta die Augen mit der Hand schützend, und blickten

ernst und mißmuthig in das graue Dämmern, als hätten sie von dem kommenden Tage etwas zu erwarten.

Kersta fror. Sie lief in den Stall, in den niedrigen Bretterverschlag, in dem die Ziege, das Schwein und die Hühner wohnten. Die Luft war hier warm und schwer. Die Hühner schlugen auf der Stange mit den Flügeln. Das Schwein grunzte gemüthlich vor sich hin. Kersta kauerte bei der Ziege nieder und begann zu melken. Angenehm heiß rann die Milch über ihre Finger. Eine wohlige Schlaffheit überkam die kleine Frau. Sie stützte ihren Kopf auf den Rücken der Ziege und weinte, nicht das starke, officielle Weinen, wie bei der Trauung und wie sie heute in der Stadt weinen würde, wenn der Mann abfährt; nein! ein Weinen, wie sie es als Kind kannte. Die Thränen kamen leicht, badeten das Gesicht, als wüsche sie sich in lauwarmem Wasser; dabei wurde das Herz weich vor Mitleid mit sich selber. Im Weinen schlief sie ein, traumlos und süß. Die Ziege hielt ganz still, wandte den Kopf und sah die Schlummernde mit den gelben, friedlichen Augen mütterlich an.

Kersta erwachte davon, daß die Mutter neben ihr sagte: „Guter Gott! Is die beim Melken eingeschlafen! Was gehst Du heute auch zum Melken!"

„Einer muß's doch thun," erwiderte Kersta schlaftrunken.

„Thun!" meinte Annlise: „und dabei schlafen." Die Stimme der Alten war brummig wie gewöhnlich, dennoch hörte Kersta heute etwas wie schmunzelnde Achtung heraus. Na ja, mit einer Frau spricht man anders, als mit einer Marjell: „Geh nur, mach Feuer, der Mann muß früh fort." Kersta sprang auf. Ja, richtig! Heute war noch kein gewöhnlicher Arbeitstag; heute durfte sie noch die Sonntagskleider anziehen und zur Stadt fahren; heute würde sie noch von allen bemerkt und bemitleidet werden. Das tröstete ein wenig.

Die Rekruten sollten in einem großen Schlitten von dem Gemeindeältesten zur Stadt gebracht werden. Die Mütter, Väter und Frauen wollten nachfahren, um im Bahnhof Abschied zu nehmen.

Während des Frühstücks sprach Thome nur von dem Proceß und gab seiner Frau Verhaltungsmaßregeln. Das kleine Dundur-Gesinde, links vom Dorf zum Walde hin, war von dem Peter Ruze in Besitz genommen worden; es kam aber Kersta zu, denn sie war das einzige Geschwisterkind des verstorbenen Wirthes, während Peter nur der Mann der Stieftochter war. Thome hatte in Kersta die Anwartschaft auf das Dundur-Gesinde geheirathet, und es war Kerstas Aufgabe, in seiner Abwesenheit ihren Anspruch durchzusetzen: „Geh zum Advokaten Jakobsohn, der is klug, die Juden sind immer die Klügsten, und billig is er auch. Laß Dich nicht betrügen."

Kerstas Gesicht nahm einen sehr verständigen Ausdruck an. Sie fühlte ihre Verantwortlichkeit wohl: „Ich werd schon machen," sagte sie: „dumm bin ich nicht."

„Wenn Du dumm wärst, hätte ich Dich nicht genommen," schloß Thome die Unterhaltung.

Johlend bestiegen die Rekruten ihren Schlitten. Weiber und Kinder des Dorfes umstanden sie und weinten. Die vier Soldatenfrauen fuhren wieder zusammen in einem Schlitten. Es schneite jetzt stärker. Die spitzen, blauen Zuckerhüte, die sich wie gestern hin und her wackelnd gegenüber saßen, wurden weiß.

Im Walde sagte Marri: „Was hat man nu davon? Morgen is man wie gewesen." — „Was soll man machen!" antworteten die drei anderen und seufzten. Später, als sie am Meere entlang fuhren, bemerkte Ilse. „Wenn's nicht friert, fault der Roggen aus." Die anderen seufzten wieder und murmelten: „Ach Gottchen! Schlecht is schlecht." Mehr wurde auf der Fahrt nicht gesprochen.

In der Stadt hatten sie kaum Zeit, um traurig zu sein. Man sieht sich nach allen Seiten um. Dann das lange Warten vor dem Rathhause, bis die Männer herauskamen, das Essen in der Schenke, der Branntwein und die Wasserkringel, endlich der Abschied auf dem Bahnhof und das laute Weinen. Thome klopfte Kersta auf den Rücken: „Nu, nu; man stirbt auch nicht dort. Schick Geld, die Kost ist knapp dort." — „Ja — ja." — „Denk an den Proceß. Geh zum Advokaten." — „Ja — ja." — „Sei klug, sonst komm' ich heim und bin betrogen." — „Ja — ja." Als der Zug fort war, standen die Frauen noch auf dem Bahnhofssteig und jammerten: „Ach Gottchen! Ach Gottchen!" Kersta war die Erste, die damit aufhörte, sie mußte zum Advokaten.

Dort wartete sie in einer hübschen, warmen Stube. Der Advokat war ein kleiner, freundlicher Herr, der sie geduldig anhörte und ihr das Beste versprach. Er war sogar spaßig, er faßte Kersta unter das Kinn und sagte: „So'n hübsches Soldatenfrauchen, muß nun lange fasten — ei — ei." Das war schon ein gutes Zeichen für den Proceß.

Es wurde schon Abend, als die lange Reihe der Schlitten sich auf den Heimweg machte. Feuerfarbene Wolkenstreifen, riesig und spitz, liefen über den bleichen Himmel. Die Sonne, himbeerroth und wie von dem Meere plattgedrückt, verschwand langsam. Ueber das krause, graue Meer rann ein purpurner Schimmer. Die Wellen rauschten leise und seidig. Die Soldatenfrauen waren von dem Gehen und Stehen und Trinken und Weinen erschöpft. Stumpf und geduldig saßen sie da, und schauten mit gedankenleeren Augen in das Abendlicht. Im Walde, als es dunkel wurde und der Mond über die schwarzen Schöpfe der Fichten aufstieg, da wurde den Verlassenen das Herz schwer. Weinen konnten sie heute nicht mehr; so sangen sie denn, das erste, beste Lied, riefen klagend die Töne in den Wald hinein:

„Früher Liebchen, gehe früher,
„Gehe nicht am Abend spät!
„Lose flattern Deine Tüchlein,
„Dornbusch am Wege steht.

* * *

Was war denn bei der ganzen Heiratherei herausgekommen? Das Leben in Annlises Hütte ging dahin, wie früher. Kersta melkte die Ziege, ging in den Wald Reisig sammeln, webte. In den Dezembertagen, in denen es um drei Uhr nachmittags schon finster wird, kroch sie um sechs Uhr in ihr schmales Mädchenbett. Ein anderes hatte man nicht angeschafft; wozu denn! Um zwei Uhr nachts war sie mit dem Schlafe fertig und setzte sich wieder fröstelnd an den Webstuhl. Immer dasselbe; gedankenlos und freudlos, wie das Weberschiffchen, das gleichmäßig hin und her durch die grauen Wollenfäden schießt. Daß sie verheirathet war, merkte Kersta nur daran, daß sie die Zöpfe nicht mehr, wie die Mädchen über den Rücken niederhängen ließ, sondern sie aufband. An Festtagen ging sie nicht mehr zum Tanz in den Krug, und in der Sonnabendnacht schlich sich kein Jung mehr zu ihr. Die große Beschäftigung des Mädchenlebens fehlte ihr jetzt: das Denken an die Jungen, das Warten auf die Jungen, das Weinen um die Jungen. Mit wem sollte sie denn überhaupt noch reden? Die Mädchen sprachen von ihren Jungen, die Frauen sprachen von ihren Kindern, Männern, ihrem Haushalt. Kersta hatte nichts von alldem. Sie wurde schweigsam und mürrisch. Schlimme Augenblicke kamen, wenn sie im Bette lag, sich von der einen Seite auf die andere warf und nicht schlafen konnte. Um sie her alles still. Durch die kleinen Fensterscheiben blinzelten

grell die Wintersterne. Dann hörte sie jeden Ton in den benachbarten Hütten. Das Kind der Bille schrie. Jehze kam heim. Er war betrunken, er stolperte über die Schwelle. Jetzt prügelte er die Bille; sie schrie und schimpfte. Kersta wurde sehr einsam zu Muthe. Warum hatte sie nicht auch all das? Sie wollte ihren Mann, sie wollte Thome. Die Thränen liefen ihr über die Backen und sie biß in ihr Betttuch.

Aber der Proceß war da. Der füllte ihr Leben, gab ihr Würde und Wichtigkeit. Einmal wöchentlich wanderte sie den vierstundenlangen Weg bis in die Stadt, um ihren Advokaten zu sprechen. Jeden Baum, jeden Stein kannte sie auf dem weiten Wege. Bei jedem Wetter war sie ihn gegangen war es nicht so kalt, daß die Finger froren, dann strickte sie im Gehen ihren Strumpf. Alle kannten die kleine Frau mit dem rothen Kopftuch, dem Strickstrumpf und dem großen Proceß. Im Walde riefen die Holzknechte sie an: „He, Soldaten-Kersta, wie geht's ohne Mann?" Kersta blieb stehen und wischte sich mit dem Aermel über das heiße Gesicht: „Gut. Wie denn anders." — „Der Thoma kann noch sechs Jahre fortbleiben — was?

„Laß er bleiben — meinetwegen."

Die Holzknechte lachten laut in den Wald hinein: „Eine, der das Fasten schmeckt! No und der Proceß, wie steht's?"

„Gut. Wenn einer recht hat, ist ein Proceß immer gut."

„So — so." —

Häufig begegnete ihr der Forstgehülfe, ein hübscher Jungherr, mit einem schwarzen Schnurrbart, braunen, ganz blanken Augen. Dazu eine Jacke mit grünem Kragen und eine silberne Uhrkette. Er hielt Kersta jedesmal an und sprach so spaßig.

„Kleines Soldatenweibchen wie geht's?" Kersta erröthete ein wenig und bog den Kopf zurück, um den Forstgehülfen anzusehn: „Wie soll's gehn!" „Und der Thoma kommt immer noch ohne Frau aus?"

„Oh! der hat dort genug, Polinnen und Jüdinnen!"

— So! Und Du hast hier auch genug Mannsleute, was?"

„Genug sind schon da?"

„Gott! Wäre ich so'n hübsches Weibchen, wie'n Apfel, ich würde nicht warten, bis so einer von den Soldaten zurückkommt."

„Wer wartet denn?" Kersta lachte laut, wie man lachen muß, wenn ein Jung einen Witz macht.

„So! nicht? Wir beide würden gut passen; Du klein wie'n Sperling, ich lang."

„Gut, gut" rief Kersta, weiter gehend: „Zu Georg; wir wollen einen Contrakt machen." O, sie verstand es auch, mit Jungen zu spaßen. Einmal packte der Forstgehilfe sie, wollte sie küssen und umwerfen, sie aber riß sich los und lief davon. Noch den ganzen Weg über mußte sie darüber lachen. Zuhause im Bett sah sie immer die Augen des Forstgehülfen vor sich, und als sie hörte, wie draußen die Jungen leise an die Fenster der Mädchen klopften, da machte sie das unruhig und ließ sie nicht schlafen.

Mit dem Frühling wurden die Gänge in die Stadt für Kersta leichter. Sie konnte sich auf dem Rückwege Zeit nehmen, denn die Nächte waren ganz hell. Sie ging dann oft so langsam, Schritt vor Schritt, als könnte sie sich nicht entschließen, aus dem Walde hinauszukommen: „Im Frühling bei Nacht, das ist es eigen; man wird faul, ganz faul," sagte sie sich: „Und nicht einmal an den Proceß kann man dabei denken. Wunderlich!" Zwischen den hohen Föhren standen jungbelaubte Birken, als hätte Jemand ein dünnes, grünes Tuch dort hingehängt. Oder etwas weißes leuchtet im Walde, ganz

weiß, wie ein Mensch, der sich ein Bettlaken umgeworfen hat, das ist dann ein Faulbaum in voller Blüthe; der duftet einem schon auf eine Werst entgegen. Auf der Waldwiese stehen Rehe, schwarz und still im Nebel, wie in einem Teich von Milch. Und überall, von den Hügeln und Weiden, klingt das Singen der Mädchen herüber, die Lieder, die Kersta so gut kannte. Ja, als Mädchen ist man toll in solchen Nächten, keines kann schlafen. Kersta hatte das auch erlebt. Auch sie hatte Nächte lang draußen gesessen, die Hände um die Kniee geschlungen, hatte gesungen, immerzu gesungen, recht laut die Töne in die Nacht hineingerufen und dabei gewartet: wird nicht Einer antworten? wird nicht Einer kommen? wird ein blonder Schnurrbart nicht bald sich fest auf ihre Lippen drücken? daran mußte Kersta immer wieder denken, während sie langsam, mit schlaffen Gliedern, die Landstraße entlang ging und in den Wald hineinhorchte.

In einer Nacht hörte Kersta es im Walde brechen. Ein Rehbock wurde aufgescheucht und bellte laut; wieder raschelte es und der Forstgehülfe stand vor ihr: „Kleines, kleines Soldatenfrauchen!“ sagte er. Der Mond stand gerade am Himmel, daher schienen die Augen und die breiten, weißen Zähne des Forstgehülfen so blank: „No — wieder unterwegs?“

Kersta blieb stehen und sah zu ihm hinauf: ja sie war wieder in der Stadt gewesen, wie denn anders.

„Heute ist gut spazieren.“

Ja, gut war's schon.

Der Forstgehülfe lachte, sah Kersta an und schwieg. Sie schwieg auch und wartete. Endlich legte er seinen Arm um ihre Schultern und sagte: „Du und ich, Du und ich. Komm.“

„Was nu wieder,“ meinte Kersta. Sie versuchte es, in dem rauhen, spaßigen Ton zu sprechen, den man mit Jungen haben muß, allein, es kam unsicher und leise heraus; auch ließ sie sich willig von der Landstraße in den Wald führen. Als unter den Bäumen der Forstgehülfe ihr mit seiner großen, heißen Hand über die Wange und über die Brust strich, da wußte sie es, daß sie thun würde, was er wollte.

Der Morgen dämmerte, der Birkhahn war schon auf die Waldwiese herausgekommen und kollerte, als Kersta eilig ihrem Dorfe zuschritt. „Naja!“ dachte sie: „wenn Eine bei Nacht mit einem Jungen im Walde ist, dann geht's mal nicht anders. Was kann man da machen!“

Von nun an fand sich der Forstgehülfe oft auf Kerstas Rückweg von der Stadt ein. Mutter Annlise brummte: „Was Du jetzt spät nach Hause kommst!“ „Der Proceß, meinte Kersta: Gott! so'n Proceß geht nicht so rasch, wie'n Ei kochen.“ Das Singen der Mädchen, und das Klopfen der Jungen bei Nacht an den Mädchenfenstern beunruhigte Kersta nicht mehr.

* * *

Um die Zeit der Heuernte merkte Kersta, daß sie schwanger sei. Das war schlimm! Was nun? Sie ging in den Ziegenstall, wo keiner sie sah, und heulte eine Stunde, dann ging sie wieder still an die Arbeit. Als sie den Forstgehülfen traf, war sie sehr böse und schimpfte. Aber was half das? In sich gekehrt ging sie umher, bleich mit fest aufeinander gekniffenen Lippen. Sie that die schwere Sommerarbeit, war sehr unwirsch mit der Mutter, schlug die Ziege beim Melken und wanderte öfter denn je in die Stadt, den Proceß zu

betreiben. Ging es mit dem Proceß schief, dann war sie verloren, dann schlug Thome sie und das Kind tot. Und überhaupt das Kind! Was weiß man! So'n Kind wird geboren und stirbt, und Thome kam noch lange nicht. Dennoch mußte sie immer wieder an das Kind denken, an die Wiege, an die Leinwand für die Laken, und wie es sein wird, wenn sowas Kleines, Weiches, Warmes sich an sie drückt und sich bewegt und seine Lippen an ihre Brust legt: „Ach, ach — Dummheiten. Gebe Gott! daß nichts wird mit dem Kinde."

Während der Kartoffelernte ließ sich Kerstas Zustand nicht mehr verbergen. Sie ging gerade, langsam und gebückt ihre Furche entlang und sammelte die Kartoffeln in ihren Rock, da hörte sie hinter sich die Bille sagen: „Na, die Kersta erwartet den Thome mit 'nem Geschenk. Der wird sich freuen." Die anderen Frauen lachten laut, über den ganzen Kartoffelacker setzte sich das Lachen fort: „Kommen mußte das. Nun ist's da," dachte Kersta. Ihre Knie zitterten, die Kartoffeln, die sie gesammelt, rollten wieder auf die Erde. Sie richtete sich auf und sah die Frauen mit dem bösen, hilflosen Blick der Thiere an, die nicht mehr entrinnen können. Dann beugte sie sich wieder auf die Furche nieder und sammelte schweigend weiter. Das Spotten nahm jetzt kein Ende. Wenn Kersta über das Feld gehn mußte, um ihre Kartoffeln in den Wagen zu schütten, war es, wie ein Spießruthenlaufen: „Sag, wo hast Du das Geschenk machen lassen? In der Stadt? ja, da kriegt man sowas billig. Das kommt wohl beim Proceßmachen heraus. Oder hat's der Thome Dir mit der Post geschickt?" Kersta schwieg. Sie werden sich schon ausreden und aushöhnen, und dann wird Ruhe sein. —

Schlimm war es auch mit der Mutter, die jammerte und schimpfte den ganzen Tag. Was half das! „Kommen wird was kommt," sagte sich Kersta: „Das Leben is nu mal schwer." Das machte sie ruhig und stumpf.

Im Winter, als Kersta in den Wald gegangen war, um Reisig zu holen, da überkamen sie die Geburtswehen. Die Frauen legten sie auf den Schlitten und zogen sie lachend und schreiend in das Dorf zurück. Kersta wurde von einem Mädchen entbunden. Das Kind war also da, und sterben wollte es auch nicht, es war ein kräftiges Ding mit braunen, blanken Augen im sorgenvollen Säuglingsgesicht. Die Leute im Dorf hatten sich an die Thatsache gewöhnt, daß Kersta ein Kind hatte. Es fiel Niemandem etwas Witziges mehr darüber ein. Kersta selbst aber hatte außer dem Proceß jetzt noch etwas anderes, wofür sie leben konnte. Der Proceß war die Hauptsache, gewiß! Aber so'n Kind hat einen den ganzen Tag nöthig, man wiegt es, man giebt ihm die Brust, an warmen Abenden sitzt man mit ihm auf der Thürschwelle und singt: „Rai-rai-r-a-a, tai-tai-ta-a." —

* * *

„Liebe Kersta!" schrieb Thome: „Ich schreibe Dir, damit Du weißt; mir ist's schlecht gegangen. Krank bin ich gewesen. Jetzt schicken Sie mich nach Hause. Ich komme nächste Woche. Bleib gesund; Dein Mann Thome."

Kersta hatte den Brief vor dem Heerdfeuer mühsam entziffert.

„Was schreibt er?" fragte die Mutter.

„Was soll er viel schreiben," erwiderte Kersta. Sie setzte sich auf die Ofenbank, denn sie fühlte sich ein wenig schwach: „Is er gesund?" fragte die Mutter weiter. Kersta antwortete nicht, sondern starrte in das Heerdfeuer: „Warum antwortest Du nicht? Ich will doch wissen."

„Zurück kommt er," warf Kersta mit ruhiger, verdrießlicher Stimme hin.

„So — so —, zurück kommt er." Auch die alte Frau schwieg jetzt und starrte ins Feuer.

„Wenn er dem Kinde nur nichts thut," dachte Kersta. Die Mutter mußte ähnliche Gedanken gehabt haben, denn sie sagte: „Die Wiege wirst Du so stellen müssen, daß er es nicht immer unter den Augen hat." Ja, das konnte man machen. Eine Weile saßen sie noch stumm beieinander, dann seufzten sie und standen auf, um schlafen zu gehen. Im Bett fragte die Mutter noch: „Mit dem Proceß ist's doch gut?"

„Wie dann soll's anders sein?"

„No denn!"

* * *

An einem Sonnabendnachmittag stand Kersta vor dem Kruge und wartete auf den Schlitten, der die entlassenen Soldaten aus der Stadt bringen sollte. Es fror. Am glashellen Himmel ging die Sonne roth unter. Alle Frauen des Dorfes waren vor dem Kruge versammelt. Sie wickelten die Hände in die Schürzen und sahen, die Nasen krausziehend, die Landstraße hinab. Da kamen die Männer! Sie schwenkten die Soldatenmützen und schrieen.

„Was ist? Klein bist Du geblieben und lebendig bist Du auch," sagte Thome, als er vor Kersta stand. Kersta wurde roth. Daß der Thome so groß war, hatte sie fast vergessen. Sie wurde ordentlich verlegen: „Warum soll ich nicht lebendig sein?" antwortete sie scherzend, aber die Thränen spritzten ihr in die Augen und sie streichelte Thomes Rockärmel: „Komm," sagte sie, „das Essen ist fertig." „Essen — ha — ha." Thome lachte flott: „Die will mich auffüttern, ich bin ihr zu mager." So gingen sie heim. Thome voran, Kersta hinterher.

Die Stube in der Häuslerei war geschmückt. Der Tisch weiß bedeckt. Zwei Talgkerzen brannten. Der Fußboden war mit Tannennadeln überstreut. Mutter Annlise stand am Heerde und rührte im Kessel.

„Was, alte Mutter, Ihr lauft auch noch herum! Halten die alten Knochen noch beieinander?" rief Thome. „Es geht, so lange es geht," meinte Annlise, „gut, daß Du da bist."

Thome setzte sich au den Tisch und ließ sich das Schweinefleisch auftragen. Er aß langsam und aufmerksam, kaute jedes Stück lange, dabei sah er Kersta an und sagte mit vollem Munde: „Wirthin — Dundur-Wirthin." Kersta saß ihm gegenüber, die Hände im Schooß gefaltet. „Eigen, wie hübsch so'ne Mannsperson sein kann," dachte sie. Das Gesicht war zwar so braun geworden, daß der blonde Schnurrbart darin fast weiß erschien, aber die Schulter, die Arme, der Nacken! Gut ist's, wenn ein Mann stark ist. — Thome hatte jetzt den ersten Hunger gestillt. Er fuhr mit dem Handrücken über seinen Schnurrbart und lehnte sich im Stuhl zurück: „Also der Proceß; erzähl" sagte er. Kersta's Gesicht nahm einen sehr überlegnen Ausdruck an, als sie zu berichten begann; lauter kluge Sachen, die der Advokat gesagt hatte, die sie gesagt und gethan hatte. Das Gesinde war so gut, wie ihres. Thome hörte gespannt und achtungsvoll zu: „Was nicht Alles an Verstand in so einer Kleinen stecken kann!" Das feuerte Kersta noch mehr an. In der finstern Ecke des Zimmers begann ein leises Wimmern. Kersta, eifrig fortsprechend, erhob sich mechanisch, ging zu der Wiege hinüber, nestelte ihre Jacke auf, nahm das Kind und gab ihm die Brust. Sie erhob ein wenig die Stimme, um aus

der Ecke verstanden zu werden. Dann plötzlich, mitten im Satze blieb sie stecken. Mutter Annlise verließ leise das Zimmer: „Ja nun kommt es," dachte Kersta. Thome kam schon auf sie zu, langsam, den Kopf vorgestreckt, als wollte er etwas fangen. Schnell legte sie das Kind in die Wiege zurück und stellte sich davor. Sie wurde sehr blaß, schob die Unterlippe vor und die runden Augen öffneten sich ganz weit und wurden glasklar wie bei geängstigten Thieren. Weil die Hände ihr zitterten, faltete sie sie über dem Bauch. So wartete sie: „Jetzt kommt, was kommen muß."

„Was ist das?" Thome sprach leise, als würgte ihn einer.

„Was soll es sein?"

„Wo — wo kommt das Kind her?"

„Ein Kind — nu ja. Wo soll's denn herkommen?"

Sie hatte das mißmuthig und trotzig heraus gebracht. Jetzt aber drückte sie die Knöchel beider Hände in die Augen und begann zu schreien, laut, mit weitgeöffnetem Munde, wie ein Kind, das über einer Unthat ertappt worden ist. — „So — so — eine bist Du," fauchte Thoma. Er faßte ihr Handgelenk und zerrte sie in die Mitte des Zimmers: „den Mann betrügen — was? Hündin — Hündin! Todtschlagen werd' ich Dich und den Balg."

Er begann Kersta zu schlagen, unbarmherzig. Sie jammerte — wehrte sich: „Eine Faust wie Eisen — ei — ei —," dachte sie: „Der Mann ist stark. Gott! er schlägt mich todt." — Wie das schmerzte — und doch — und doch — etwas war in alldem — das wie Befriedigung, wie Wollust aussah. Sie fühlte doch, daß sie einen Mann hatte. Thoma war außer Athem. Er schleuderte seine Frau mit einem Fluch von sich, spie aus und setzte sich wieder an den Tisch. Kersta lag still am Boden. Die Glieder brannten ihr. Sie schielte zu Thome hinüber. War es nun vorüber? Fast hätte sie gewünscht, es wäre nicht vorüber, als daß er so dasaß und sich nicht um sie bekümmerte. Thome, den Kopf in die Hand gestützt, brütete vor sich hin. Da erhob sich Kersta mühsam, setzte sich auf die Ofenbank, rieb sich ihre zerschlagenen Glieder und weinte still vor sich hin: „Der arme Mann!" dachte sie dabei.

Die Kerzen waren tief herabgebrannt und hatten lange schwarze Nasen. Kleine, harte Schneekörner klopften von draußen an die Fensterscheiben. Ein Heimchen begann eifrig im Heerde zu schrillen. „Was wird er machen? Wird er mich heute Abend noch schlagen?" dachte Kersta. Thoma trank einen Schnaps, gähnte, begann sich die Stiefel auszuziehen. Kersta stand auf und zog ihm die Stiefel aus. Dann entkleidete er sich und warf sich auf das Bett; das Bett krachte, als wollte es zerbrechen. Kersta mußte lächeln. „Na ja — ein so schwerer Mann?" Sie löschte die Kerzen aus und setzte sich wieder auf die Ofenbank. Die glimmenden Kohlen im Heerde warfen ein wenig rothes Licht und Wärme auf die nackten Füße der kleinen Frau, die bange und regungslos auf den Athem des Mannes horchte. „Du!" erscholl es plötzlich. Kersta schreckte auf: „Was sitzt Du? Wirst Du nicht schlafen?"

„Was soll ich sonst thun," erwiderte Kersta mit ihrer brummigsten Stimme. Als sie aber zum Bett hinüber ging, wurde ihr warm um das Herz: „Jetzt — jetzt war sie auch — wie andere Frauen!"

* * *

In der ersten Zeit war das Leben in der Häuslerei schwierig. Die Wuth über das ihm angethane Unrecht stieg immer wieder in Thome auf; dann gab es Geschrei und Schläge. Im Kruge erklärte Thome, er wolle die Frau und das Kind todtschlagen. Das Kind mußte beständig vor ihm versteckt werden:

„Er wird sich schon gewöhnen," sagte Kersta ruhig: „Na ja, ein Mann ist einmal nicht anders. Was kann man da machen." Und wirklich! Thome begann immer weniger vom Kinde zu sprechen, dafür war umsomehr von dem Proceß die Rede. Sie beriethen, wieviel Kühe, wie viel Schweine sie im Gesinde halten würden; darüber war genug zu sagen. Er vergaß das Kind, er sah es nicht mehr, spie nicht mehr aus, wenn er an der Wiege vorüber ging. Kersta konnte dem Kinde die Brust geben, ohne sich zu verstecken.

Thome beschloß selbst in die Stadt zu fahren, um nach dem Rechten zu sehen. Für ein Weib war die Kersta klug genug, aber, was so wirklich Verstand ist, hat doch nur ein Mann. „Das ist schon richtig," meinte Kersta . . . „wer soll denn sonst Verstand haben?" So fuhr er ab. Spät abends kehrte er ein wenig angetrunken und sehr aufgeräumt heim. Der Proceß war gewonnen: „Komm her junge Tundur-Wirthin," rief er: „hier ist was für Dich." Er legte Kersta ein rothseidenes Tuch auf den Kopf: „Eine Wirthin muß Staat machen."

„Ein Tuch, wozu war das nöthig," meinte Kersta und lachte.

„Na — so" —; und halb abgewandt, wie verlegen, warf Thome eine Semmel auf den Tisch: „Und das da — hab ich gekauft — für — für den da . . ."

„Für wen?"

„Nu — für den Balg."

Kersta nahm die Semmel und drückte sie andächtig gegen ihr Mieder: — „So, — jetzt kam vielleicht auch für sie ein bischen gute Zeit!"

Eine persisch-indische Reise.

Tagebuch

von **Albrecht Wirth.**

Von Trapezunt nach Erzerum.

20. Mai 1899.

Man kann planen was man nur will, immer wird sich alle Welt beeilen, den Plan eifrig zu widerraten. Als es ruchbar wurde, daß ich über Erzerum nach Persien wolle, entstand ein allgemeines Schütteln des Kopfes und meine Bekannten, selbst solche, die den Weg schon gemacht oder gemacht haben wollten, erklärten den Gedanken schlankweg für Unsinn. Warum denn nicht über den Kaukasus? Das sei leichter, billiger, bequemer, rascher und überhaupt das einzig Vernünftige. Jedermann gehe über Kaukasus und Kaspisee. Der Weg über Erzerum biete landschaftlich nichts, sei durch Ueberschwemmungen ungangbar, es gebe nichts zu essen, man werde von Räubern erschlagen und was nach alledem noch vom Reisenden übrig bleibe, werde von der „schwarzen Kavallerie“ aufgerieben, von Flöhen und Wanzen aufgefressen. Nun, ich kann nur sagen, daß der Weg außerordentlich malerisch ist, daß von Ueberschwemmungen nichts zu spüren, daß die Räuber es vorzogen, unsichtbar zu bleiben, daß das Insektenpulver noch uneröffnet in der Tiefe des Koffers ruht und daß trotz der verschrienen Einförmigkeit Armeniens ich mich noch keinen Augenblick gelangweilt habe.

Trapezunt, einst der Sitz eines Kaiserreiches, die Residenz der späteren Komnenen, verdankt gegenwärtig seine Hauptbedeutung dem Durchgangsverkehr nach Persien. Noch vor wenigen Jahren ging der Handel über Batu; seitdem jedoch die Russen, um ihre Busenfreunde, die Engländer, zu ärgern, den Freihafen von Batu geschlossen und in einen Kriegshafen verwandelt haben, zog Trapezunt den Handel an sich. Die Ausfuhr betrug im letzten Jahre 18½ Mill. Franken, die Einfuhr wertete 35 Mill. Deutschland hat von diesem Handel ungefähr die Hälfte und ist bemüht, besonders seit den letzten Monaten, noch thatkräftiger wie zuvor aufzutreten. Die deutsche Levantelinie, deren Direktor, Herr Kothe aus Hamburg, jüngst Trapezunt besuchte, hat im April zum ersten Male den wichtigen Hafen angelaufen. Auch spricht man davon, daß eine deutsche Eisenbahn Trapezunt mit der persischen Grenze verbinden soll. Es ist nun allerdings eine Lieblingsbeschäftigung der Anatolier, Gerüchte von Bahngründungen auszuhecken und weiter zu verbreiten, aber diesmal scheint wirklich etwas an der Sache zu sein. Ich glaube zwar nicht, was mir einer der Konsuln erzählte, daß bereits eine deutsche Gesellschaft eine Konzession von Trapezunt

nach Bajasid erlangt und 40000 türkische Pfund (etwa 720000 Mark) als etwaiges Reuegeld hinterlegt habe. Allein ein anderes deutsches Projekt, das einen hiervon abweichenden Plan einschlagen will, hat bereits feste Gestalt gewonnen. Erwägt man, daß zugleich ein deutsches Konsulat in Buschire errichtet und eine deutsche Dampferlinie unmittelbar nach Buschire begründet worden ist, so kann man die Aussichten unseres persischen Handels als vielversprechend und hoffnungsreich bezeichnen.

Die Gesellschaft von Trapezunt ist fast durchweg levantinisch. Sie entfaltet eine erstaunliche Eleganz und lebt recht üppig. Griechische Gigerl stolziren mit Angströhren und sorgfältig gebranntem und gelocktem Haar in den Straßen umher, armenische Händler vergessen beim Billard und Raki ihre Börsenverluste, auf den Familienbällen fließt der Champagner. Haupt der griechischen Gesellschaft ist Theodulos, der mit Buxbaumholz sich 20 Mill. Mark erworben hat und ein wunderhübsches Schlößchen hoch über den Ruinen der alten Kaiserpaläste besitzt. Dann traf ich einen Neffen des kürzlich verstorbenen Bankiers Syngros, der 21 Mill. der Stadt Athen vermacht hat. Der Neffe, der auf Kosten des Bankiers studirt hatte, wurde nur mit einem kleinen Teile bedacht, weil er durch ein allzu munteres Leben die Gunst des Oheims verscherzt, aber bekam doch immer genug, um sein altes Boulevardtreiben und den goldenen Müßiggang wieder aufzunehmen. Uebrigens ein Plauderer und Witzbold erster Güte. Auch lebt der reichste Mann der Türkei, Melmi-sado, in Trapezunt. Er wird auf 40 Mill. Mark geschätzt, erklärte mir aber bedauernd, daß das doch ein zu elender Notpfennig wäre gegen unsere Rothschilds und Bleichröders und Hirsche. Es giebt auch einige gelehrte Leute in der Stadt, wie Pakidari und Johannides, der das romantische mittelalterliche Epos vom König Akrides herausgegeben und eine Geschichte von Trapezunt verfaßt hat. Das Epos fand sich unter allerhand wertlosen Handschriften im Kloster Surmela, das hochmalerisch etwa sieben Stunden von Trapezunt entfernt, tief im Gebirge versteckt ist. Zwei Wände des Klosters werden von einem fast senkrecht abfallenden Felsen gebildet, in den das Gebäude hineingefügt ist, ähnlich der Felsenkirche von Oberstein an der mittleren Nahe.

In dem Direktor der Tabaksregie des Vilajets Erzerum fand ich einen vortrefflichen Reisegefährten. In jeder Stadt, durch die wir kamen, in jedem Dorfe und jedem einsamen Hause hatte er ein halb Dutzend Busenfreunde, die ihn mit Begeisterung begrüßten und uns die leckersten Mahlzeiten vorsetzten. Dabei war er über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Gegend aufs beste unterrichtet, sang gefühlvolle Volkslieder und war stets bereit, wenn es galt, ein Glas Raki oder Macedonierwein oder Münchner Bier auszustechen. Wir fanden nämlich Spatenbräu in Baiburt und Erzerum. Trapezunt hat auch eine Brauerei, natürlich nach deutschem Muster, doch wirkt das Bräu etwas neutral. Drei Wagen voll Freunde und Verwandte begleiteten Herrn K. eine Stunde lang durch das fruchtbare Thal des Pyrites, dann wurde bei reichlichem Bier und feierlichen Reden der Abschied gefeiert. Unser Wagen ging allein vorwärts. Der Wali von Trapezunt, dessen Höflichkeit ich übrigens nicht rühmen kann, hatte mir einen berittenen Schutzmann (Zabdieh) mitgegeben. Dem nahm ich zeitweilig seinen Gaul und setzte ihn, den Zabdieh, zu seiner nicht geringen Genugthuung, in den Wagen, sodaß Gesellschaft und Pferd beständig eine Abwechselung hatten. Wurde die Gebirgsstraße zu steil, so gingen wir auch wohl alle ein Stück zu Fuß. Dergestalt beständig zwischen Gehen, Fahren und Reiten wechselnd, bin ich nie ermüdet und habe eine der angenehmsten Reisewochen erlebt, die ich je gehabt. Zumal die landläufigen Berichte von der Entsetzlichkeit türkischer Straßen und der Fürchterlichkeit türkischer Wagenstöße

ganz gewaltig übertrieben sind. In einer russischen Troika oder einem Tarantaß wird man zehnmal mehr herumgeworfen, und der Weg war nicht schlechter als etwa eine Brockenstraße.

Die erste Nacht verbrachten wir in einem griechischen Wirtshause. Der zweite Reisetag führte uns über den gefürchteten Zigane-Paß, wo noch zehn Tage zuvor ein Schneesturm gewütet hatte, in das jäh zerklüftete Alpenland der Tocül. Es sind dies die Nachkommen der Driloi, die den 10000 des Xenophon solche Plage schufen. Wilde, trotzige Gesellen mit finsteren Galgengesichtern. An ihrer Seite sieht man den Revolver blinken und im Gürtel steckt der Jatagan. Der Gesichtsbildung nach scheinen sie Indogermanen, nicht unähnlich den Leuten von Itri und Terracina. Sie sind fast unabhängig von der hohen Pforte und fürchten nicht deren Gewaltboten. Haben sie einen Beamten oder einen Reisenden erschlagen, übersteigen sie einfach das Gebirge und lassen sich in einem Nachbardorfe nieder, weitab von der Hauptstraße, wohin kein türkischer Soldat sich jemals verirrt. Auch sonst ist hier der Weg nicht ungefährlich, der tiefen Steilabstürze halber, die zu vermeiden, namentlich an den Ecken und Windungen und wenn Karawanen begegnen, es die ganze Geschicklichkeit des Wagenlenkers erfordert. Die Karawanen bedienen sich meist der Kamele, seltener der Pferde, weil das Kamel, obwohl teurer zu erwerben — an 400 bis 600 Mark — doch billiger zu erhalten ist — 20 Pfg. täglich — als ein Pferd, das zwar für 120 Mark zu haben ist, aber täglich 1 Mark verschlingt. Die Kamelslast beträgt 250 Kilo. Die Karawanen werden meist von Persern ins Werk gesetzt, da seit dem Kriege von 1877 die türkische Bevölkerung zu arm geworden. Damals wurden nämlich alle Lasttiere zum Transport von Munition und Proviant gepreßt: für keines wurde bezahlt und keines kam zurück. So sind Türken, die hundert Kamele und mehr besaßen, jetzt heimatlos auf der Straße, Almosen erbettelnd. Von den Griechen aber sind über 5000 ausgewandert, meist nach Rußland, um anderswo ihr Brot zu gewinnen. Zur Verarmung der Gegend hat auch beigetragen, daß die einst blühenden Silber- und Kupfergruben seit ungefähr einem Menschenalter, anscheinend weil erschöpft, verlassen worden sind und die Minenstädte verödeten. Andere Griechen sind erst vor zwei Jahren ausgewandert, als in Thessalien die Kriegstrompete erscholl. Sie gingen über Odessa nach Hellas, den Volksgenossen zu helfen, und konnten dann, als ihre Hoffnungen so schmählich gescheitert, nicht wieder in die Heimat zurückkehren.

Durch ein prächtiges Felsenthal, das an die „Hölle“ im Schwarzwald erinnert, an einem schäumenden Gebirgstobel vorbei, in dem ich ein köstliches Bad nehme, kommen wir beim heitersten Frühlingswetter nach einem Turkmenendorfe, das von einem adlerhorstähnlichen Schlosse überragt wird. Kaiser Diogenes Romanos, der vom rauhen Lager des einfachen Soldaten sich auf den Purpurthron schwang, hat die Burg im 11. Jahrhundert gebaut. Die Turkmenen nennen sich Tekke, genau wie die kriegerischen Wüstensöhne von Khiva, deren Mut erst Skobeleff durch ein furchtbares Gemetzel brach. Das Dorf der Tekke liegt am Knotenpunkt dreier Thäler, ganz wie Itri, die Heimat Fra Diavolos, ist wie das italienische Gebirgsnest in den Felsen selber hineingebaut, sodaß man nirgends unterscheiden kann, wo ein Haus anfängt und wo der Berg aufhört, und zeigt, wiederum wie Itri, nach außen zu nur kleine Fenster, die wie Schießscharten aussehn, aber keine Thüren, da alle Häuser blos von der Innenseite des Dorfes, verborgen vor den Augen außenstehender Belagerer, sich öffnen lassen. Wir kommen an eine weitere zerfallene Burg, die einst dem stolzen Murad Khan gehörte. Mit Mahommed der Eroberer war Murad in Konstantinopel eingezogen, aber erregte durch seinen unbändigen

Trotz die Unzufriedenheit des Sultans und wurde sammt seinem ganzen Geschlecht enthauptet. Nur eine Dienerin entrann, die nachher einen Sohn gebar. Es hieß, der Sohn sei ein Sprößling des untergegangenen Geschlechtes; er ward von einem späteren Sultan wieder in die Khanwürde eingesetzt.

Blau leuchtet der Himmel, rings duften Kirschenblüten und Heckenrosen, die Buchen und Erlen prangen mit hellglänzendem, frischem Grün, das sich wirkungsvoll gegen das Braunrot der Felswände, das Dunkelgrün der zahlreichen Fichten, den Silberschaum des Chasiotes-Flusses abhebt. Dunkelbärtige Turkmenen mit funkelnden Augen, schmutzige Perser mit schlaffen Gesichtszügen, türkische Hodsches (Lehrer) mit ernster Miene und Bettler mit ihren bunten Lappen, armenische Auswandererfamilien, die in Stambul ihr Glück versuchen wollen, und ungefüge kurdische Rekruten ziehen des Wegs vorüber. Wir gelangen nach Mischkhane oder Silberstadt, dem alten Argyropolis. Bis hierher sind 1829 bei dem Kriege gegen Perser und Türken die Russen gekommen. Man kann nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß die hochfliegenden Pläne der Russen doch von Geschlecht zu Geschlecht eine Einschränkung erfahren haben. Wenigstens im Westen. Waren doch 1770 ihre Kriegsschiffe, von denen man letzter Tage eines aufgefunden hat auf dem Boden des Meeres, bis in den Archipel, bis nach Lemnos gekommen und haben da unter Orloff gesiegt. 1798 stieg Suworoff über die Alpen in die Poebene hinab. Unter Alexander I. gelangten ihre Truppen nach Paris. Hierauf blos bis Mischkane, nicht einmal das Schwarze Meer erreichend. Und 1877 sind sie gar nur wenig über Erzerum hinausgekommen. Der Damm gegen russischen Einfluß im Westen wird trotz allem nur immer stärker. Allerdings, muß gleich zugesetzt werden, ist damit keineswegs gesagt, daß die türkische Grenze gegen Rußland gerade besonders stark wäre. Im Gegentheil. Der einzige Stützpunkt ist Erzerum und dessen Festigkeit ist nicht so verblüffend. Immerhin haben die Osmanen hier eines ihrer stärksten Armeekorps, das vierte, das wohl 100 000 Mann zählen soll. Es steht unter Seki Pascha, den man den Urheber der armenischen Blutbäder nennt. Das sechste Korps, das die persische Grenze decken soll — Hauptsitz Bagdad — ist bedeutend schwächer, während das fünfte, das in Aleppo und Umgegend garnisoniren sollte, gleich dem berühmten dritten Schiffe des unsterblichen Meergreises überhaupt nicht da ist, sondern nur einige höhere Offizierstellen aufweist, damit einige Beys und Paschas nicht um ein Unterkommen verlegen zu sein brauchen. Das siebente Korps, in Jemen und Hedjad, ist allerdings wohl 60—70 000 Mann stark, weil in Arabien beständig Krieg gegen aufrührerische Scheikhs und Emire ist. Ebensoviel dürfte die Garnison von Konstantinopel betragen, die das erste Korps ausmacht. Zweites und drittes Korps, die Macedonien vertheidigen, sollen vollständig sein, d. h. je 100 000 Mann haben.

Russisch erwies sich manchmal ganz nützlich. Wir begegneten einem Perser, der mit Handfesseln durch den Schub in seine Heimat befördert wurde und der russisch sprach, trafen einen moslimischen Kosaken aus Daghestan, der in den türkischen Schutzmannschaftsdienst übergetreten war und der Herrn K. eine von uns nachher recht schmerzlich vermißte Flasche edlen Cognacs stahl, sodaß er mit aller Welt fraternisiren wollte und wir ihn hinauswerfen mußten, und kamen endlich mit mehreren Albanesen zusammen, die serbisch oder bulgarisch konnten und sich dadurch ganz gut verständlich machten. In Chalwas, wo wir die vierte Nacht zubrachten, stießen wir auf eine Griechenkolonie, eine der letzten und äußersten im Barbarenlande. Es heißt, es seien Nachkommen der Zehntausend, und ich halte das für sehr möglich. Während man von der Körperschönheit der Hellenen Athens und Smyrnas und Alexandriens keineswegs erbaut sein

kann, waren die Leute von Chalwas Idealgestalten, wie man sie höchstens auf Lesbos und anderen Inseln wiederfindet. Kerle, wie sie Preller zeichnete, wie sie Praxiteles schuf. Der Ortsälteste, Georgios, ganz wie Prellers Odysseus; seine Verwandten, Eusthebios und Eleutherios, wie die Satyre und Fechter, die wir in den Hallen von Rom und Florenz bewundern. Auch sprechen jene äußersten der Hellenen, von denen meines Wissens bisher noch niemand, auch Fallmerayer nicht, eine Kunde der Welt gegeben hat, einen ganz altertümlichen Dialekt. Mit meinem Griechisch locke ich gewöhnlich bei den modernen Söhnen von Hellas keinen Hund vom Ofen hervor, aber diese biederen Gebirgskinder verstanden meine xenophontischen Phrasen ohne alle Mühe. Erheiternd war es, wie ich nach dem Namen des Flusses forschte, der an uns vorbeirauschte. Potamos? autos ho potamos? Potamos! Der Fluß hier? nun, das ist eben der Fluß! Die Wackeren hatten wirklich keinen Namen für das Gewässer; gleich den alten Deutschen mit ihren ewigen Achen (verwandt mit aqua) und den Negern und Indianern ist ihnen ihr Dorfbach der Fluß aller Flüsse.

Der Kaimakam von Baiburt erwies sich als ein feingebildeter, namentlich in Geschichte wohlunterrichteter Mann. Auch sprach er, was man bei Muhammedanern selten findet, fließend griechisch. Wir hörten, daß die ungeheure Burg zu Häupten der Stadt, die stark an die Madenburg in der Pfalz erinnert, vom Kaiser Justinian erbaut und dann von den Seldschucken erweitert wurde. Der Kaimakam hatte eine längere arabische Inschrift entdeckt, in der sich die Seldschucken-Emire groß, prächtig, erobernd, weise, gerecht und wer weiß was noch alles nennen. Als ich mir nicht versagen konnte, über die glanzvolle Selbstberäucherung eines kleinen Türkenhäuptlings etwas zu lächeln, wurde mir erwidert, daß auch europäische Titel und Beiwörter nicht immer der Wahrheit entsprechen. So nenne sich der Kaiser von Oesterreich noch König von Jerusalem. Worauf jedoch der Unparteilichkeit halber zugefügt wurde, daß auch der Sultan Herr der Erde und des Meeres heiße, obwohl es namentlich mit der Seemacht recht scheu aussehe. Alles dies in bester Laune, ohne sich gegenseitig zu verletzen, wie überhaupt die Türken viel Sinn für Humor haben.

In Baiburt konnten wir zum ersten Male das System der halb unterirdischen Häuser in größerer Ausdehnung sehen. Die Wohnungen der Altstadt sind dermaßen in den Berg hineingebaut, daß meist bloß eine Seite des Hauses offen ist und eine Thür zuläßt. Die Dächer der Häuser, aus Steinen und fettem Rasen bestehend, sind miteinander verknüpft, sodaß man über die Köpfe der ganzen Altstadt hinwandeln kann. Nur muß man sich dabei in Acht nehmen, nicht in eines der zahlreichen Löcher zu stolpern, die als Schornsteine dienen. Dagegen hat man den Vortheil, erstens seinem Nebenmenschen in die Kochtöpfe gucken zu können und zweitens eine bessere Luft und gute Aussicht zu haben. Dem Hausvieh, das gern auf den Dächern graset, passirt es zuweilen, daß es mitsammt einem Theil des Daches auf die nichtsahnenden Bewohner hinabsaust. Namentlich soll der schwere Büffel, den man hier als Zugthier benutzt, öfters zu solchen Ueberraschungen Anlaß geben. Ich denke mir, daß die zahlreichen Liebesabenteuer, die hier spielen — nicht 5 % der Frauen seien ihren Männern treu — durch diese Dachwirtschaft begünstigt werden. Weiter benutzt man wie einst Semiramis diese Dächer zu Obst- und Gemüsegärten. Ich habe blühende Kirschbäume hoch auf dem dritten Stock gesehen. Der Raum wird manchmal so gut ausgenutzt, daß Beete vorkommen, die blos 1 m breit und vielleicht 3 m lang sind. Gottlose Leute benutzen auch wohl die Dächer für unedle Bedürfnisse, was den Gemüsen zu gute kommen mag, aber den darunter Wohnenden, falls das Dach undicht und rissig, recht peinlich werden kann. Hinter Baiburt kamen wir sofort wieder ins Hochgebirge. Hier

war die Schneeschmelze nicht ganz ohne Wirkung gewesen. An einer Stelle war die Straße von einem tosenden Wildbach überfluthet. Ich war wieder einmal zu Pferde; mein Thier ging ohne Bedenken in das eisige Wasser, ich dachte nichts Uebles und war recht unangenehm überrascht, wie auf einmal das Roß bis an den Bauch einsinkt und meine Füße ein höchst unfreiwilliges Bad erhalten. Angstvoll schnaubend strebt der Gaul den wütenden Strömungen entgegen, dem festen Lande zu. Jeden Augenblick sah ich mich weggerissen und in den Fluten untergehn. Wäre nicht das Thier des Zabdieh ausnahmsweise stark gewesen, wäre das auch wohl eingetreten, so kam ich glücklich hinüber. Die Insassen des Wagens aber stiegen aus, kletterten an steiler Felswand um die gefährliche Stelle herum und der leere Wagen ward dann auch glücklich von den wackeren Pferden hinübergezogen. Man erzählte uns, der elende Zustand der Straße dauere schon eine Woche; zwei Schreiben an die Regierung hätten nichts genutzt. Mein Begleiter schwur, das sei ein Skandal und er werde dem Wali davon sprechen. Zweimal noch hatten wir Schwierigkeiten am Kop-dagh, dem höchsten Berg der Gegend nach dem Ararat. Auf dem Paß lag noch Schnee und der Wagen neigte bedenklich dazu, in den Abgrund zu stürzen. Zum Glück war wenigstens kein starker Wind. In Aschkaleh trafen wir Leute, die aus den assyrischen Denkmälern wieder zum Leben erwacht schienen. Dunkle, große Augen mit geheimnißvollem Urweltsausdruck; dicke, sinnliche Lippen; weitwallende, gelockte, schwarze Bärte; gedrungen stämmiger Körperbau. Chalder werden sie genannt, ihrer Rasse nach (Chaldoi des Xenophon) und „Rothköpfe" ihrer Religion nach. Es giebt hier einen wirren Hexenkessel von Sekten und Konfessionen. Sunnitische und schiitische Muhammedaner; gregorianische, römisch-katholische und protestantische Armenier; griechische Katholiken; Nestorianer; Rothköpfe und Jesidi oder Teufelsanbeter. Was eigentlich der Glaube der Rothköpfe (Kisil Baschi), hat noch niemand herausgebracht; man hält sie für Atheisten. Die Teufelsverehrer, die recht zahlreich sind, glauben zwar an Gott, aber sie gehen von dem Grundsatz aus, daß Gott ja gut sei und niemand schädige, daher brauche man sich nicht um ihn zu bekümmern: dagegen müsse man danach trachten, des Teufels Gunst zu erringen, damit dieser einem kein Unheil anthue. Die Jesidi lieben sehr das Feuer, das ja überall für das böse Prinzip gilt; auch sollen sie in dunklen Höhlen geheime Orgien feiern.

Von Erzerum nach Urmia.

Zwischen Trapezunt und Erzerum ist die Thee- und Kaffeegrenze. Ganz Afrika bis zu den Buren hinunter, die täglich Ozeane von Kaffee trinken, ohne weder in ihrem Wuchse noch in ihren Nerven beeinträchtigt zu werden, halb Europa und fast die ganze Türkei gehören der Herrschaft des bräunlichen Mokka an; östlich von der Linie Warschau—Odessa—Trapezunt—Basra waltet unumschränkt der Thee bis an die Gestade des Stillen Meeres. Das Reich des Thees ist unbedingt im Vorschreiten begriffen. Nicht nur ist Türkisch-Armenien eine Provinz dieses gewaltigen Reiches geworden, sondern auch Nordamerika erkennt seine Oberhoheit an. Wann der Thee zuerst nach dem näheren Orient, namentlich nach Persien gekommen, ist noch eine offene Frage. Ich fragte Pharisäer und Schriftgelehrte, aber keiner konnte mir's künden. Wahrscheinlich erst durch die Europäer. Vielleicht von Moskau aus, wo der ostasiatische Gast zwanzig Jahre eher erschien (1654) als in London. Wenigstens hat sich auch von Rußland aus der Samovar nach Persien und Kaschgar, ja

bis Kaschmir verbreitet. Kurdistan ist erst in den letzten Jahren vom Thee erobert worden. Gegenwärtig kommt aller Thee für die Gegenden südlich und südwestlich vom Kaspisee seltsamer Weise aus Indien. Er zieht den ungeheuren Umweg über Aden — Konstantinopel — Trapezunt nach Täbris und Teheran dem viel kürzeren, aber auch viel kostspieligeren über Buschir oder Candar — Abbas vor. Täglich sehen wir große Theekarawanen mit schwerbepackten Kamelen, die vom Schwarzen Meer bis Teheran volle zwei Monate brauchen.

Mein Reisegefährte, Regiedirektor Kophides unterhielt mich jedoch nicht blos mit volkswirtschaftlichen Abhandlungen, sondern zuweilen mit recht spannenden Räubergeschichten. Vom Euxinus bis zum Persischen Golf waren derartige Geschichten meine tägliche Kost. Die meisten einheimischen Reisenden träumen und reden von nichts anderem, und man kann nicht einmal sagen, daß die Räuberfurcht stark übertrieben sei. Kein Tag fast vergeht, in dem nicht waschechte Briganten ihre Rührigkeit an den Tag legen. Kophides selber hat mehrfach mit Wegelagerern zu thun gehabt und mußte einmal ein Lösegeld von 12000 Mark zahlen. Kurz vor Erzerum zeigte er mir eine Stelle, wo eine Karavane von dreizehn Wagen von Kurden überfallen und ausgeplündert wurde. Eifersüchtig auf den Ruhm der Räuber, ringen die Schmuggler mit ihnen um die Palme. Eines schönen Abends kamen zu uns in großer Aufregung Regiesoldaten, die einen Kampf mit Schmugglern gehabt hatten; einer der Reiter hatte eine Kopfwunde davongetragen, die Pascher aber waren, Dank dem zerrissenen und zerklüfteten Gelände, entronnen. Noch in selbiger Nacht ward indessen mit Verstärkungen die Verfolgung der Gesetzesfeinde wieder aufgenommen. Der Regiedirektor erzählte, daß gelegentlich die hochgemuten Schmuggler sich zu Banden von drei-, fünfhundert, ja tausend Mann zusammenschlössen und so ungehindert das Land bis zur Küste durchstreiften, da keine Regierungstruppe sie anzugreifen wage. Recht niedliche Zustände!

Vor Erzerum hatten wir den Karasu (Schwarzwasser) einen Quellfluß des Euphrat, zu überschreiten. Eine weite Ebene von etwa 12 km Breite und 25—30 km Länge that sich vor uns auf. An den Bergabhängen bis dicht an die Stadt heran, die beiläufig 2100 m hoch liegt, noch einzelne Schneeplacken. Es war Ende Mai. Das Ganze von einer einförmigen, kaltgrauen, trübseligen Dunsthülle übergossen. Dazu gesellte sich ein zudringlicher, feiner Regen. Der kühle Empfang der Natur schor uns jedoch wenig, denn unser Herz war warm und fröhlich. Vier Wagen hatten sich nämlich eine Stunde vor der Stadt eingestellt, denen eine lärmende, angenehm angezechte Gesellschaft entquoll: die Beamten und Freunde der Regie, ihren Direktor einzuholen. Ziemlich buntes Volk: ein ausgelassener Tscherkessenoberst, der in Erzerum den Stab des Polizeipräsidenten schwingt; Parfüm- und Rakiduftende Hellenen, denen es unbändiges Vergnügen machte, leuchtende Raketen platonischer und homerischer Redewendungen vor mir abzubrennen; ein schnippig intriganter Armenier, dem es die größte Mühe verursachte, der Gelegenheit entsprechend kordial und offen heiter zu erscheinen; eine Art von Aktuar, ein alter, struppbärtiger Osmane, der beim Raki (Mastix) wacker mitthat, sodaß vor lauter Wonne seine kleinen Schweinsäugelein schier verschwanden; endlich verschiedene malerische Rosselenker, von denen einer des Guten bereits so viel gethan, daß er mehrfach vom Bock fiel und dann, die entstandene Versäumnis einzuholen, mit heller Berserkerwut auf die erstaunten Gäule einhieb. Seit mehreren Stunden hatten die Freunde nämlich gewartet und sich halt mit Trinken die Zeit vertrieben. Als wir, durch den regenerweichten Weg stark aufgehalten, endlich auftauchten, erhub sich ein Freudengeschrei, allgemeine Um-

ärmelung. Hundert Fragen, die nur mit neuen Fragen beantwortet wurden, ein Jubel, als ob Kophides einem Schiffbruch entronnen — dabei war er noch keinen Monat fortgewesen — und das laute Gelage ward noch tosender fortgesetzt. Gern streckten wir die hungrigen Hände zum lecker bereiteten Mahle und erlabten uns an den Leckerbissen, so die dienstbeflissenen Regiemannen aus der Stadt entgegengebracht. Drauf gings in brausender Eile nach Erzerum unter griechischen Gesängen und tscherkessischen Witzen. Die dreifache Thorwache und das peinliche Verhör, das man mit mir anstellte, wurde mir Dank solcher Fülle von offizieller Begleitung leicht zu bestehn, und wieder eine halbe Stunde später war ich in einem armenischen Wirtshaus geborgen, wo ich zu meinem Erstaunen nicht übervorteilt wurde.

Der erste Abend verstrich sehr anregend unter griechischen Freunden. Die griechische Kolonie ist etwa 120 Familien stark, meist Kaufleute und Beamte von Trapezunt. Zwei Tagereisen von Erzerum ist aber eine richtige hellenische Bauernansiedlung, die mehrere Menschenalter zählt — leider habe ich den Namen vergessen — wohl der östlichste Ausläufer des Hellenentums, denn die paar versprengten Kaufleute in Tabris, Bombay, Irkutsk und China darf man hier nicht in Betracht ziehen. Im ganzen sind die Griechen Ostanatoliens eine gesunde, kernige Rasse, die sich vorteilhaft von den übrigen unterscheidet. Gut, häufig hoch gewachsen, kräftig entwickelte Glieder, wie gesagt, nicht selten Männer, die an Odysseus und Nestor erinnern, Frauen mit dem Bau der kapitolinischen Venus, kurz ein leistungsfähiges Element, das sich unter einer erdrückenden Masse von Fremdvölkern ebenso rein und stark erhalten hat wie die Siebenbürger Sachsen oder die Gothen der Sette Communi. Wie der Kronstädter an Tüchtigkeit weit den Wiener übertrifft, so der Trapezunter und Argyropolitaner den heutigen Athener. Die zähe Lebenskraft hellenischer Art hat sich auch darin erwiesen, daß diejenigen Volksgenossen, die zum Islam abfielen, doch im östlichen Anatolien wenigstens die griechische Sprache sich bewahrten. Uebrigens schauen die Trapezunter und ihre Nachbarn selber mit Geringschätzung auf die anderen Hellenen und ganz besonders die griechisch sprechenden Levantiner herab, die ihnen als eine „verfaulte Rotte“ gelten. Dem faden Gigerlntum des Mittelmeeres haben sich indessen auch die Ostanatolier nicht ganz entziehen können.

* * *

Mein erster Besuch am andern Tage war beim russischen Konsul Maximow, einem gutherzigen Brummbär, der sich dreier flotter Töchter erfreut, sehr gut Schach spielt und sehr hübsche und wertvolle Kunstsachen gesammelt hat. Ist in Tomsk in Westsibirien geboren und ist, denke ich, schon über ein Jahrzehnt in Erzerum. Angenehmes, gastfreies Haus. Herr Maximow führte mich zu dem Neffen des berühmten Tibetforschers Przwalsky, in dessen Hause man tanzen und spielen konnte. An dem Jeu beteiligte sich eine große Anzahl höherer türkischer Offiziere, die meist französisch, nur zum kleinen Teil deutsch sprachen. Auch der Vize-Wali (Unterstatthalter), ein imposanter mächtiger Mann mit prächtig wallendem Barte, war zugegen. Die Hausfrau eine jener melancholisch-romantischen Naturen, wie sie Lenau und unsere Weltschmerzdichter liebten. Herr Przwalsky ist der Sekretär des Konsulates, wird aber, weil er viel Geld ausgiebt, als Spion und Käufer militärischer Geheimnisse beargwöhnt. Dann brachte ich meine Empfehlungen dem Wali. Ein kleiner, schmaler Herr

mit sanften Augen und feiner Adlernase, wohlgebildeter weißer Bart, eher einem Physikprofessor ähnlich — erinnerte mich in der That an Clausius, den Bonner Physiker — zurückhaltend und sparsam mit Gesten, aber lebhaft in Worten. Aus edler, alter arabischer Sippe. War früher Statthalter von Tripolis und Beirut. Spricht französisch. „Sie wollen also die Kurden kennen lernen? Nun, da werden Sie was Rechtes sehen. Und in ihrer Häuslichkeit studiren? Alles was ich Ihnen sagen kann, ist, daß ihre Häuser sehr schmutzig sind und voller Flöhe. Und mit ihnen herumreiten? Ich habe neulich vierundneunzig aufhängen müssen, weil sie zuviel dorthin reiten, wo sie nichts verloren haben.“ Das hätte ich dem schmächtigen, zarten Männchen gar nicht zugetraut. „Aber jetzt ist Ruhe im Lande, wenigstens in meinem Vilajete. Ich werde indes veranlassen, daß die nötigen Zabdiehs (berittene Schutzleute, für die der Beschützte zu zahlen hat) Ihnen mitgegeben werden.“ Darauf verfiel das Gespräch auf Pan-Islamismus. Der Herr Statthalter war sehr erstaunt, daß am Tambesi und in der Mandschurei auch Mohammedaner leben. Von den Tenussi, jenem rührigen Geheimorden von Tripolis, wußte er, aber nichts von dem Islam an der Guineaküste. Selbst so ein gescheiter, wohlbewanderter, hochgebildeter Moslim, der zudem der erste Beamte in Tripolis gewesen war, so wenig unterrichtet in einer Sache, die ihm offenbar am Herzen lag, in der Ausbreitung des Islams. Ueberhaupt scheint es, als ob der ganze Panislamismus erst im Abendlande erfunden worden ist. Genau wie erst deutsche Gelehrte und Dichter darauf kamen, tschechische Grammatiken zu schreiben und zu beklagen, daß ein so merkwürdiges und romantisches Völklein, wie die Tschechen und ihre Sprache, dem Untergang geweiht sei. Das war im Anfang des Jahrhunderts. Jetzt hört man die Klage weniger. Ebenso haben nun europäische Gelehrte (Vambéry, von Eckardt u. a.) und Missionäre sich am Panslavismus und Zionismus und Pan-Anglosaxonismus begeistert und haben den Türken begreiflich gemacht, daß bei ihnen eine Lücke auszufüllen und daß zu ihrem Glücke der Panislamismus nötig sei. Der Sultan war dann auch nicht faul, den freundlichen Wink aufzunehmen, ließ agitiren und intriguiren, ließ wegen seiner thessalischen Siege sich von Java und Indien und dem schwärzesten Sudan aus von glaubensgenössischen Fürsten beglückwünschen und antelegraphiren, und jetzt ist der Panislamismus thatsächlich eine Macht. Genau so ist übrigens auch der Panbuddhismus von Europäern entdeckt und erfunden worden.

Zum Geburtstag der Königin waren die europäische Kolonie, die türkischen Spitzen und die führenden Armenier zum englischen Konsul geladen. Alles vorzüglich gelungen. Glänzende Illumination, rauschende Militärmusik, duftige Balltoiletten, perlender Champagner. Der Konsul, Oberst Massey, äußerst gewandt, von sorgloser Eleganz, zugleich fein und burschikos. Hat einen afghanischen Feldzug mitgemacht. Liebt die Russen nicht, allein heute natürlich ist alles eitle Freude und Freundschaft. Die Konsulin überschlank, blühendes, jugendliches Gesicht, tanzlustig mit jener gehaltvollen Hingebung, jener unbewußten Leidenschaft, wie sie nur den Engländerinnen eigen. Die Russinnen dagegen wie übermütig tollende Kinder. Erstaunt war ich über die Armenier. Diese gedrückten Leute bewegten sich hier in voller Lebenslust in der besten Gesellschaft, probirten französisch und drechselten englische Phrasen, als ob sie Zeit ihres Lebens nichts andres gethan, und machten im Schweiße ihres Angesichts der zahlreichen kosmopolitischen Damenschaft den Hof nach allen Kräften. Später sah ich einen Armenier mit der Flinte von der Jagd zurückkehren, einen andern traf ich, der blos von Pariser Fröhlichkeiten statt dem Elend seines Volkes träumte.

Erzerum an und für sich ist eine trostlose Stadt. Zehn Monate Winter und zwei Monate kein Sommer. Ueberall das niederträchtige Grau und überall Mist. In den Höfen, auf den Straßen, auf den Dächern grauer, in Ziegelsteinform durch Weiberhände gekneteter Mist. Eines der häufigsten Gespräche: was besser und wieviel besser, Ziegen-, Schaf-, Kamels- oder Pferdemist (ich glaube, das ist jetzt die anerkannte decrescendo-Reihe). In Ermangelung des Holzes wird von Erzerum bis zur Mongolei Mist als Brennmaterial benutzt. Nicht minder ist die Gegend, trotz einiger hoher Spitzen (Zigana 3300 m), öde, melancholisch, einförmig. Erzerum heißt wörtlich Erde der Byzantiner, deren Grenzfestung es bis Romanus Diogenes war, und ist eine sehr alte Stadt, vielleicht schon vor Christus gebaut. Hieß früher Theodosiupolis und noch früher, bei den alten Armeniern, Gerian. Die Armenier bilden noch jetzt über die Hälfte der Bevölkerung, die auf 70000 geschätzt wird, und nach Eschmiazin und Urumia ist Erzerum der wichtigste Sitz armenischer Bildung. Hervorragend ist namentlich das Sanassaria-Kolleg, das unseren Gymnasien durchaus gleichsteht. Ich fand in den Professoren dieser Anstalt lauter auf deutschen Hochschulen ausgebildete Männer, die, was im Morgenlande außerordentlich selten ist, mit gründlichem Wissen westliche Kritik und Methode erfolgreich verbanden. Sie haben sich sogar dazu bequemt, in Moses Chorenatzi, dem „Vater der armenischen Geschichte" nach deutschem Vorgange nichts als einen flausenreichen Chauvinisten zu erkennen, der über das gewöhnliche und anerkannte Maß hinaus zu lügen versteht. Die moralische Anstrengung, die zu dieser Beurteilung des berühmtesten armenischen Autors nötig ist, muß hochgeschätzt werden: als ob wir uns dazu entschließen müßten, in Goethe plötzlich nur einen faden, taktlosen Schwätzer zu erblicken. In jedem Falle ist es von einer kulturhistorischen Bedeutung von großer Tragweite, daß hier im Herzen Armeniens sich lebensfähige Ableger deutschen Denkens und deutscher Kritik entwickeln. In ganz Asien begegnet man dieser Erscheinung nur zweimal wieder: auf der sibirischen Hochschule in Tomsk und im mächtig aufstrebenden Japan.

Herr Przwalsky hatte die Liebenswürdigkeit, sich für ein Pferd meinethalben zu bemühen und verschaffte mir ein sehr preiswürdiges Thier für genau 99 Mark. Je weiter man nach Osten geht, desto billiger werden die Pferde. Ein Traber, für den in Smyrna 200 Mark gefordert werden, kostet in den Vilajets des Innern blos 150 und an der persischen Grenze nur 100. Mein Thier war nicht mehr ganz jung, aber durchaus leistungsfähig. An einem Tage habe ich einmal 78 Kilometer mit ihm zurückgelegt. Ich erwarb dann noch einen Sprühteufel von einem türkischen Hauptmann für 126 Mark, aber gewann bald die Ueberzeugung, daß trotz aller Jugend und allem Feuer dieses Rosses der Hauptmann mich hineingelegt, es war lange nicht so gut wie der billigere Gaul. In der Folge wechselte ich in der Weise ab, daß das Gepäck, so aus zwei hurtschin (Doppelsäcken) bestand, zusammen vielleicht 30 Kilo, einmal von dem alten Pferde getragen wurde, während ich selbst die Offiziersbestie nahm, und dann umgekehrt, sodaß ich sehr rasch vorwärts kam und die Thiere zwei Monate hindurch frisch blieben. Das Futter für beide Pferde zusammen belief sich täglich auf beiläufig 3 Mark. In Nordpersien nun gestaltete sich Pferdefleisch um etwa 50 % billiger und Futter für zwei Thiere sank auf 1,80 Mark. In Ispahan wurden die Preise noch geringer, um erst am persischen Golf sich zu heben. In Indien sind die Pferde dann wieder so teuer wie bei uns. Da ich nicht einsehe, warum die meisten Reisebeschreiber ihre Reisekosten so geflissentlich verhüllen — vielleicht um den Eindruck ungezählter Schätze bei dem leichtgläubigen Leser zu erwecken — füge ich zur

Vollständigkeit bei, daß der Reisewagen von Trapezunt bis Erzerum Kophides und mir auf 108 Mark zu stehen kam (sechs Tage), daß man im Innern Ostanatoliens für ungefähr 3—4 Mark seinen Leichnam anständig erhalten kann und daß je ein Zaptieh, deren Zahl sich nach der Gefahr der Oertlichkeit und der Aengstlichkeit des Reisenden bestimmt, 1—2 Mark Trinkgeld und Essen widerrechtlich beansprucht. Getränke natürlich je nach Gemüt und Laune, wobei einzuschalten, daß der armenische Landwein ganz entschieden nicht zu empfehlen ist, sondern man lieber bei meinem Freunde Metaxas in Erzerum Bordeaux und Pamier und besseren Rum bezieht. Vielleicht legt Metaxas, dem der Lieder süßen Mund Apoll verlieh und der sich was auf seinen schmetternden Tenor einbildet — wirklich fast so gut wie Emil Götze in seiner schönsten Zeit — einen griechischen Liebessang gratis zu.

Nach gefühlvollem Abschied verließ ich Erzerum und ritt, den „Kamelshals" einen hohen, langgestreckten Rücken, über den man zum Vansee geht, zur rechten, nach Hassankaleh. 15 km hinter Erzerum passirten wir das letzte Fort. Im ganzen sind der Forts neune, und es ist nicht zu leugnen, daß Erzerum, zumal es eine Garnison von nicht weniger als 36000 Mann hat oder haben soll, eine militärisch wichtige Stellung einnimmt. Allein die Forts sind meist auf den Vorbergen errichtet, während man die beherrschenden Höhen frei gelassen hat. Ich habe den Eindruck, daß trotz der wesentlichen artilleristischen und infanteristischen Verstärkung der letzten Jahre die Festung nicht allzu schwer zu nehmen ist. Der nächste bedeutende Punkt der Russen ist Kars, das viel besser und energischer verteidigt und das seit Juli dieses Jahres mit dem Kaukasus und dadurch mit Petersburg durch einen Schienenweg verbunden ist. Kars ist nur zwei Tage von der Grenze. Die ganze Straße bis zur Hassansburg (Kaleh ist türkisch Schloß, Burg) und Köprili (Brücke), wo eine wundervolle eiserne Brücke über den breitströmenden Araxes führt, fand ich von starken Infanterie-Abteilungen besetzt. Die russische Konsulin wollte den Tag darauf mit ihren Töchtern ihre gewöhnliche Sommerreise nach Kars und Tiflis antreten, da hatte die Regierung ein Bataillon zu ihrem Schutze für nötig erachtet. Was ein artiges Streiflicht auf die Sicherheit der Straßen wirft. Uebrigens wie immer die am fernsten stehenden Leute zehnmal mehr wissen als die unmittelbaren Leiter eines Unternehmens, so wußte man hier schon seit mehreren Jahren, daß eine deutsche Gesellschaft eine Eisenbahn hier bauen wolle, die von Erzerum an die russisch-persische Grenze führen würde, eine Eisenbahn, von der man die Beseitigung des zwar poetischeren, aber langwierigen und kostspieligen Karawanenwesens, sowie namentlich strategisch-militärische Vorteile sich erhoffte.

Die Hassansburg gefiel mir ungemein, sie ist aber auch höchst malerisch und ungeheuer geräumig. Ich könnte ihr blos die Hohekönigsburg in Elsaß vergleichen. Auch das Thal des Araxes (Aras) ist nicht übel, etwa wie das Oberlechthal von Reutte bis zur Gegend der Mädlegabel. Die Gegend war verhältnißmäßig gut angebaut, allein zehnmal mehr könnte geschehen. Land ist unschwer für 15 Mark der Hektar zu haben. Wasser, das hier schon anfängt das Hauptproblem des Landbaues zu bilden, ist ausreichend vorhanden oder kann vom Araxes hergeleitet werden. Das Klima ist nicht allzu streng. Man spricht neuerdings so viel von der Möglichkeit, Anatolien mit deutschen Bauern zu besiedeln. Meist ist die Möglichkeit (besonders scharf in einem Grenzbotenaufsatze) verneint worden. Ich neige dazu — von politischen Schwierigkeiten abgesehen, insofern weder Russen noch Franzosen uns Anatolien gönnen — nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Wahrscheinlichkeit eines beträchtlichen Erfolges entschieden zu bejahen. Umso mehr, da unter den ungünstigsten Um-

ständen deutsche Siedlungen im Kaukasus fast durchgängig gediehen. Die Sache wird weiter erleichtert durch das durch Syphilis und andere Ursachen geförderte Hinschwinden der Osmanen, deren Gesamtzahl 7 Millionen nicht überschreiten dürfte. Raum ist genug da. Die Fremdartigkeit der Umgebung ist kein Nachteil, wie sich denn in Anatolien die verschiedensten Rassen und Religionen zurechtgefunden haben. Bunt durcheinandergewürfelt sind osmanische Dörfer mit armenischen, Turkmenenlager und schweifende Tscherkessen, Griechen, Lazen, Kurden und nestorianische Syrer. Bei Skutari ist eine polnische Niederlassung, bei Karakilisse (von dem später mehr) mitten zwischen Türken ein Perserdorf. Da können auch halsstarrige Schwaben und Westpreußen weiterkommen.

Wir verließen den Araxes, der sich nach der Nordseite des Ararat hinwendet, und schlugen eine südöstliche Richtung ein. Nächtigten nach einem langen Tagesritte im Herzen des Hochgebirges in Dahar. Das ist ungefähr der unterirdischste Ort, der mir noch vorgekommen ist. Man erinnert sich aus Xenophons Anabasis und der Katzbalgerei mit den Karduchen-Kurden, daß die Zehntausend in eine seltsame Gegend kamen, wo Mensch und Vieh unter der Erde lebten. Das ist die kalte Gegend am Ararat, und alles spricht dafür, daß Xenophon gerade über Dahar marschirt und dann ein Heer weit westlich von der russischen Grenze an den Euxinus kam, von wo er seinem eigenen Berichte gemäß noch fünf Märsche bis Trapezunt hatte. Alles ist noch genau so wie er's beschrieb, selbst die fünf Ellen langen Speere finden sich noch hin und wieder. Während aber in den anderen Dörfern und Städten die Straßen und Hauptwege mindestens neben den im Grunde blos halbunterirdischen Häusern herlaufeu, führen in Dahar alle Wege über die Dächer. Ganz märchenhaft, diese lebendig vergrabenen Menschlein. Die Luft da drunten scheint ihnen jedoch gut zu thun, denn ich habe auf meiner ganzen Reise nirgends rothwangigere und starkhüftigere Mägdlein erschaut als hier. Auch sonst macht die rein armenische Bevölkerung Dahars einen vortrefflichen Eindruck. Vielleicht hat sie ihrer Weltabgeschlossenheit ihre liebenswürdige Unbefangenheit zu danken und vielleicht dieser Liebenswürdigkeit den seltenen Vorteil, daß sie ganz von Metzeleien verschont blieben. Der wohlmeinende, jedoch allzu selbstgewiß blos der eigenen Beobachtung vertrauende Paul Rohrbach behauptete kürzlich mit überzeugtem Nachdruck in den preußischen Jahrbüchern, daß es auch nicht ein einziges Dorf in ganz Armenien gäbe, wo nicht Eigentum zerstört, Menschen mißhandelt oder getötet und Weiber vergewaltigt werden. Nun, die Daharer, mit deren würdigsten Aeltesten ich mich russisch ins Einvernehmen setzen konnte, sodaß die anwesenden Türken nichts verstanden, sprachen über alles mit freiem Vertrauen und erklärten ausdrücklich, daß sie nichts erlitten. Nicht einmal über die starke Garnison des Ortes klagten sie, obwohl sie den 600 Türken doch gewiß beträchtliche Lieferungen umsonst zu leisten hatte. Da trotz meiner Zaptieh-Begleitung, die immer eine Art offiziellen Charakters verleiht, keiner der zahlreichen Offiziere es der Mühe wert hielt, mich zu besuchen, so habe ich nicht erfahren, warum so viel Mann in einen so kleinen Ort gelegt waren; ob gegen die Russen, um den wichtigen Paß zu verteidigen, oder gar etwa gegen die Kurden, um die Armenier zu schützen.

Durch wilde Felsenthäler und tobeldurchrauschte Schluchten aufwärts nach Deli Baba. Dieser kreuzwunderliche Name „verrückter Vater“ soll vermutlich unseren Teufelsschluchten und Teufelsbrücken entsprechen. Verrückt genug war der Tag. Als wir um eine Bergesnase bogen und plötzlich in eine gewaltige Herde von Ziegen, Ochsen und Kurdenrossen gerieten, da zeigte sich mein derzeitiges Packpferd, der alte Gaul, wie vom Satan besessen, stürzte mit einem

Jubelsprung unter die frei grasende Herde, attackirte sämtliche Hengste, scharwenzelte mit den Stuten und war nicht wiederzuerkennen. Wie die Rigigesellschaft von Tartarin de Tarascou, so wurde die kurdische Pferdeschaft von meinem biederen alten Ali elektrisirt, und es begann ein Tanzen und Rennen, den Hügel hinab- und hinaufjagen, das einem Hexenkarneval auf dem Blocksberg wohl angestanden hätte. Wir versuchten, die verwilderte Bestie einzufangen, vergeblich. Entzückt war ich nur und bewunderungsstarr über das phänomenale Packtalent meines Zaptieh, denn die Hurtschin wichen und wankten nicht. Aber ich bekam dafür mein Teil ab. Das Hauptmannspferd, das ich ritt, hatte bisher dem gutmütigeren Ali durch Beißen und Schlagen den Meister zu zeigen versucht, aber jetzt kehrte Ali den Spieß um. Sich verfolgt sehend, wandte es sich urplötzlich und sprang seinem böswilligen Feinde an den Hals, machte dann eine Dreiachtelsdrehung und feuerte hinten aus. Beide Male hatte ich den Mitgenuß des Hufschlages und war eine Woche lang lahm. Hätte ich nicht dreidoppeltsohlige Alpenschuhe gehabt, wäre mir sicher das zweite Mal eine Zehe zerbrochen worden. Den ersten Schlag hatte mein liebes Schienbein zu entgelten. Die Gäule aber waren nunmehr noch ärgere Feinde als zuvor, was viel Unbequemlichkeit verursachte.

* * *

Nach mehrstündigem Aufenthalte und reichlichem Schweißerguß war der Ausreißer Ali endlich eingefangen und das Dorf Deli Baba wurde glücklich erreicht. Zum ersten Male war ich hier in einem rein kurdischen Orte. Ich glaubte mich zu den ehrwürdigen Altvordern, den Germanen des Tazitus versetzt. Eine kräftig ungeschlachte Natürlichkeit, primitiv gesunde Sitten, uranfängliche Anschauungen, starke Leiber, helle, trotzige Augen; überwiegend Viehzucht mit blos dem Notdürftigsten an Ackerbau; Jagd und Krieg und Räuberei in hohen Ehren. Blos die Gabe des mächtigen Trunkes mangelte. Leider! Ich suchte etwas von der Sprache zu erlernen, und wir vertrugen uns aufs prächtigste. Von den Insekten, die der Wali angedroht, merkte ich glücklicherweise nichts, — ihr Vorhandensein und blühendes Gedeihen war über jeden Zweifel erhaben — weil Frau Paulick, die biedere, allen Deutschen wohlbekannte Wirtin von Pera, mir vor meiner Abfahrt den glücklichen Gedanken eingeflößt hatte, eine Hängematte zu kaufen. Dies Möbel ward der Segen der ganzen Reise. Ein Bett ist entweder zu leicht und wird dann gewöhnlich bald zerstoßen und zerbogen, oder es ist solide, aber dann so schwer, daß es schier ein eigenes Packthier erheischt. An beiden Bett-Abarten kriechen die leichtfüßigen Freunde der Nacht in die Höhe, aber nie, soweit meine Erfahrung reicht, an einer Hängematte. Selbst die seilkünstlerischen Wanzen, die doch einst, als Jemand die Beine seines Bettes in Wasserkübel gestellt, unentwegt an die Decke turnten und von da flugs zu dem vorsichtigen Mann hinabplumpsten, selbst diese strategisch veranlagten Thierchen unterließen es, ihren Unternehmungsgeist zu erproben. In Hocharmenien war offenbar mein Möbel noch ganz unbekannt und sein Aufhängen entfachte regelmäßig die hellste Begeisterung. Es dauerte dann meist nicht lange, und das ganze Dorf war versammelt, was herrliche Gelegenheit gab, Typen zu studiren, und auch Frauen und Jungfrauen, die sonst schwerlich den Fremdling mit ihrem Besuch beehrt, stürmten in hellen Haufen herbei. Alles für einen zwar allein reisenden, indeß gesellig veranlagten Menschen höchst erfreulich. In Persien aber, als das Wetter wärmer geworden, wuchsen die Vorteile der Hängematte vollends ins Gigantische. An jedem

schattigen Orte, in schönen Pärken und in weiten Höfen konnte man sein Netz anbringen und wurde so unabhängig von schmierigen Karawanserais und ungastlichen Segids. Dank darum und Preis der wackeren Frau Paulick. Recht hat übrigens auch der Dichter, wenn er sagt:

Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Denn obwohl die Hängematte so lange schon erfunden ist (von den mittelamerikanischen Indianern, wer's nicht wissen sollte), habe ich doch noch nie Jemand in Anatolien damit reisen sehen oder sie empfehlen hören.

Die Nacht war grimmig kalt, da das Kurdendorf sehr hoch liegt. Am tiefsten haben in der Regel sich die Osmanen angesiedelt, darüber die Armenier und, über allen kühn horstend, die Kurden. In dieser Ordnung spiegelt sich die Geschichte des Landes. Unfehlbar werden stets bei einer Eroberung die früheren Bewohner in die Gebirge gedrängt, zuerst in die Vorberge, dann in die Höhen des Inneren und zuletzt, wenn der Druck von außen immer unerträglicher wird, in die unzugänglichsten Hochthäler der Alpen. Ich schließe daraus, daß die Kurden die ersten Herren des Landes waren, wie sie denn ja bereits in den Keilschriften erwähnt werden. Später, vermutlich zwischen 900 und 800 v. Chr., kamen die Armenier und unterwarfen das Land; noch später Perser, Römer, Araber, Byzantiner, Seldschukken, Mongolen und Osmanen. Gegenwärtig gewinnen die Kurden wieder an Macht, was sich denn sofort daran zeigt, daß sie neuerdings beginnen, wiederum in die niederen Thäler hinabzusteigen und die Armenier aus Haus und Hof zu verdrängen. Diese Entwicklung konnte ich sehr klar am nächsten Tage beobachten, der mich nach der Ebene von Karakilisse (Schwarzkirch) hinunterführte. Die Straße ging über einen schwierigen Paß, der nicht unter 3000 m sein kann. Auf dem Jochkamme, wo 1877 ein Treffen der Russen und Türken stattfand, offenbarte sich eine ebenso herrliche wie unerwartete Aussicht. Aus weiter Ferne winkten in zauberhafter Pracht die tiefverschneiten Gipfel des Ala-Dagh, die Schildwachen und Wartthürme des unabhängigen Kurdistans, wo ohne Steuer und Abgabe in patriarchalischer Stämmeverfassung und völliger Ungebundenheit die mächtigen Miari-Kurden hausen und rauben. Die Kette bot einen Anblick wie das Berner Oberland von einem Punkte zwischen Bern und Thunersee. Hinab dann zur weiten, fruchtbaren Ebene, die von einem Nebenflusse des Karasu durchströmt wird, und die dem Rheinthal zwischen Vaduz und Ragaz ähnelt. Das erste Dorf war rein armenisch, in einem zweiten hatten sich die Kurden die Hälfte der Häuser nebst Inventar zu Gemüte geführt, ein drittes hatte ihnen so behagt, daß sie beschlossen, ganz unter sich zu sein, und kurzweg alles in Beschlag nahmen. Die letzte Methode wird jedoch selten angewandt. Sie ist nicht recht praktisch. Es empfiehlt sich als vorteilhafter, einen Teil der Armenier im Besitze zu lassen. Dieselben arbeiten fleißig, und dann kann man ihnen ihr Korn und ihren Thee und ihre mannshohen Krüge und ihr Vieh bequem abnehmen. Fehlen solche Beisassen, so muß man selbst arbeiten, was weniger im Geschmack der Kurden ist. Freilich kommen manchmal die wilden Verwandten vom Ala-Dagh störend dazwischen und entreißen den Armeniern das Gut, auf das man sich schon selbst gespitzt. Auf zwei Tagereisen hin waren die armenischen Bauern hier so ziemlich ganz ohne Hausthiere; selbst Hühner waren nicht leicht aufzutreiben. Auch die zahlreichen türkischen Truppen, die in die Dörfer um Karakilisse gelegt sind, benehmen sich nicht wie Beschützer, sondern wie Eroberer in dem frisch okkupirten Lande. Nicht nur, daß sie und ihre Pferde nach landesüblicher Weise auf Kosten der beschützten Christen leben, sondern sie bedienen

sich auch gelegentlich ihrer Weiber. Die Armenier erzählten das übrigens in einem Tone, als ob sie auf diese zeitweise Enteignung gar keinen besonderen Wert legten. Auch darf ich nicht verschweigen, daß, während sie dem Fremden ihr Leid klagten, ihm die Backöfen zeigten, in denen die Familien in den Tagen der ärgsten Verfolgung sich verbargen, seinen urteilsvollen Ohren ihren viehlosen Zustand anvertrauten und ihre Gottverlassenheit bejammerten, daß dies sie nicht im geringsten hinderte, bei der Rechnung und beim Geldwechseln den Fremdling tüchtig übers Ohr zu hauen. Auch habe ich Beispiele von großer Höflichkeit, ja übermäßiger Bescheidenheit von Seiten der Türken gegen die Flächenbewohner hier gesehen. Ueberhaupt aber muß man, um armenischen Klagen gerecht zu werden, erwägen, daß auf der anderen Seite die revolutionäre Propaganda der Armenier, die vom amerikanischen Robert-College, jener Brutstätte des Anarchismus in Konstantinopel, und die von London kommen, noch immer fortdauert und daß beispielsweise voriges Jahr, was allerdings in keiner Zeitung zu lesen war, die Armenier in der Gegend von Rowandis (südöstlich vom Vansee) einen Raubzug gegen ein Kurdendorf unternahmen und da ihrerseits mit aller Grausamkeit schalteten. Es ist zu begreifen, daß unter solchen Uebergriffen unschuldige Volksgenossen mitleiden müssen. Endlich sollte mehr bekannt sein, daß südöstlich vom Urmiasee die Armenier als Großgrundbesitzer ihre kurdischen Hintersassen ausbeuten und aussaugen und daß sie als die Herren eines großen Gebietes im Nordwestkaukasus, bei Novorossisk, deutsche Bauern (meist Schwaben) aufs härteste bedrücken und ihr wirtschaftliches Aufkommen unmöglich machen.

Zwischen Sinkaleh und Karakilisse ist vor fünf Jahren der Deutsch-Amerikaner Lenz ermordet worden, nachdem er von Schanghai aus ganz Asien auf dem Zweirad durchquert. Fast schon im Hafen und doch noch gescheitert! Ueber die Ursache des Mordes waren die verschiedensten Lesarten im Schwange. Zuerst hörte ich in Konstantinopel, daß er gegen die Kurden zu übermütig gewesen und sie als zudringliche Besucher aus dem Zimmer geworfen, was den Rachedurst der stolzen Bergessöhne entflammt hätte. „Ach, Unsinn," sagte mir ein rumänischer Arzt, der hier als Beamter des Cholera-Kordons gewesen, „Sie müssen die Kurden kennen. Es war nichts als Neugierde, um das wunderbare Stahlroß, auf dem der Feranghi dahinsauste, sich näher anzusehen. Da war es am handlichsten, den Reiter zu erschießen." „Fabeleien," sagte Oberst Massey (der englische Konsul); „sie sahen, daß der Fremde allein und daß er ziemlich Geld hatte, so erschlugen sie ihn, um ihn bequemer auszuziehen." Die Sinkaleher lächelten über diese Erklärungen: „Die Kurden hatten einfach noch nie ein Zweirad gesehen; das Ding schien ihnen übernatürlich, verruchte Zauberei. Ein Hexenmeister muß vom Erdboden vertilgt werden, so töteten sie ihn." Wie schwer es ist, selbst an oder nahe an Ort und Stelle sich genaue Information zu verschaffen (geschweige denn in Konstantinopel!), merkte ich auch am Beispiele Belck's, des Frankfurter Chemikers und Assyriologen. Belck war bekanntlich gerade, als der Kaiser den Sultan besuchte, von Kurden überfallen und seiner Kleider beraubt worden. Er hatte sich todt gestellt und war so zwar dem wirklichen Tode entgangen, aber ein Kurdenjüngling hatte es sich nicht nehmen lassen, den vermeintlichen Leichnam mit heftigen Prügeln noch nachträglich zu mißhandeln. Gehörte Selbstbeherrschung dazu, da mit keiner Wimper zu zucken. Indeß, der Gelehrte war ein halbes Jahr lahm und krank von diesen unverdienten Schicksalsschlägen und verlangte von der Pforte 180 Mark täglichen Schmerzensgeldes. Gewiß nicht zu viel, wenn man bedenkt, daß die Yankees Einen auf 5—10000 Dollars Schadenersatz verklagen, wenn Jemand sie (vielleicht ganz von Rechtswegen) einen Lügner genannt oder ihren Wein

für ungenießbares Gift erklärt oder ihre ärztliche Kapazität anzweifelt. Genug, die türkische Regierung schrie vor Entrüstung, das sei viel zu viel, und behauptete, Belck habe sich von seinen Zaptiehs entfernt und sich so durch eigene Schuld des Schutzes begeben, daher sein Anspruch glattweg abzuweisen sei. Leider scheint es, als ob die deutsche Botschaft diesen Standpunkt auch zu dem ihrigen gemacht. Eingeweihte machten mir begreiflich, daß derartige Behauptungen nur auf leeren Ausflüchten der Zaptiehs beruhten, die entweder vor Gefahr zurückschreckten oder gar mit den Räubern unter einer Decke stäken. Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, daß nicht selten aus Bequemlichkeit meine Zaptiehs zurückblieben, wenn ich ihnen zu schnell ritt, oder auch, wenn ich irgendwo Halt machte, seis um in einem Hause eine Buttermilch zu verzehren oder in einem Bergwasser ein Bad zu nehmen, einfach weiterritten, es gelassen mir anheimstellend, sie später einzuholen. Die alte Geschichte, daß der Schutzmann nicht für das Publikum da ist, sondern umgekehrt. Nun war im Mai wiederum von Konstantinopel die Kunde nach Deutschland gekommen, daß Belck abermals von Räubern ausgeplündert worden. Die Sache löste sich dahin auf, daß die türkische Regierung in seine Ausgrabungen störend eingegriffen. Nach den letzten Nachrichten war Belck in der Rowandiser Gegend, diesmal von nicht weniger als 22 Zaptiehs umgeben.

Ein türkischer Leutnant hatte mir für fünf Uhr einen Zaptieh bis Karakilisse zugesagt. Als ein solcher um acht noch nicht erschienen war, machte ich mich allein auf den Weg. Es fehlte nicht an dringenden Abmachungen, sowie an freundschaftlichen Anerbietungen, für vier Mark mich zu begleiten. Ich sah darin nur Erpressungsversuche und setzte trotz allen Schreiens und In-die-Zügel-Fallens meine zwei Pferde in Bewegung. Und siehe da, ich war kaum eine halbe Stunde geritten, da kam atemlos der säumige Zaptieh nachgestürzt. Mittags war ich wohlbehalten in Karakilisse, einer Bezirksstadt, wo einige Besuche bei dem Kaimakan, einem General und einem Oberstabsarzt zu erledigen waren. Viel kam bei den Besuchen nicht heraus außer einigen leeren Komplimenten und einigen Tassen Thee. Ein junger Assistenzarzt, der etwas französisch sprach, ging mich um ärztlichen Rat an. Ich hatte mich verleiten lassen, in sicheren Fällen Laiendiagnosen vorzunehmen und Medizin zu geben, nun konnte ich den Ruf, der sich daran geknüpft, nicht mehr aufhalten. Der Erfolg hiervon ist nur, daß man fortwährend mit Bitten bestürmt wird, unerquickliche Geschwüre und Geschwülste zu sehen bekommt und einen guten Teil seiner Hausapotheke schmerzlos und ohne Entgelt loswird, denn etwas für die Medizin zu leisten, das fällt niemandem ein. Demnach sei vor unbefugtem Praktiziren auch im Orient gewarnt!

Durch eine Reihe armenischer Dörfer. Ich war immer aufs neue erstaunt über diesen kräftigen und oft schönen Menschenschlag. Die Armenier von Konstantinopel und Smyrna und Konia sind offenbar so wenig die Vertreter des echten Armeniertums wie deutsch-argentinische Mädchen- und Seelenverkäufer oder sozialistische Rauhbeine der zweiten Avenue Newyorks die berufenen Vertreter des besten Deutschtums. In der Heimat, in den Wurzeln seiner Kraft muß man ein Volk aufsuchen, um es recht kennen zu lernen, nicht in ausländischen Großstädten, wo es seine Eigenart verliert und fremde Laster annimmt. Allerdings ist sofort wieder einzuwenden, daß über $^1/_3$ der Armenier nicht mehr in der Heimat lebt und daß eine Jahrhunderte hindurch dauernde Zersprengung notwendig auf den Gesammtvolkscharakter üblen Einfluß haben mußte. Sodann scheint eine ziemliche Rassenmischung selbst im innersten Armenien eingetreten zu sein. Armenier und Kurden waren oft kaum voneinander zu unterscheiden, zumal da sie im Araratgebiete einerlei Tracht haben. Ferner

hat die berührte Gepflogenheit der Mohammedaner, an den christlichen Frauen Gefallen zu finden, zur Blutmischung beigetragen. Trotzdem ist die Kluft, welche die städtischen Armenier des Westens von den östlichen Rassegenossen der Berge trennt, unverkennbar und sogleich in die Augen springend. Keine hohlwangigen Lastträger mit düster lauerndem oder versunken starrendem Blick, mit blauschwarzen Haaren und gequetschter Habichtsnase, oder untersetzte, wohl gemästete Banquiers mit katzenfreundlichem Diplomatenschwänzeln und strahlender weißer Weste, sondern kraftschwellende Gestalten mit leuchtenden roten Backen und hellen, häufig himmelblauen Augen, von blondem Gelock umflattert, in einfachen Sitten dahinlebend. Auch fiel mir ein gewisser edler Anstand auf, den manche entfalteten. Nur das war unangenehm auch hier, daß sie demütig sich geberdeten, wo Gewalt zu fürchten, allein leicht keck und unverschämt wurden, sobald sie sich Vertraulichkeit glaubten gestatten zu dürfen. Die Dörfer hier schienen wohlhabend; Scheunen und Speicher reichlich gefüllt. Nichtsdestoweniger klagten sie sehr über Räubereien. „Wir können Europa nicht verstehen," erklärten sie weiterhin, „der Türke ist doch blos eins an Macht, aber die Christen sind hundert. Warum helfen sie uns nicht?" Ich entgegnete, daß ich nicht im Rat der Götter sitze und ihnen daher keinen Bescheid geben könne. Im Uebrigen hätten sich die Armenier auch nicht immer wie Engel benommen. Es würde indeß jetzt besser werden.

Dem Muradflusse uns nähernd, gelangten wir an ein Dorf, wo persisch gesprochen wurde. Wahrscheinlich das einzige Beispiel in der ganzen Türkei außer den Siedelungen bei Kerbela, jener persischen Wallfahrtstätte bei Bagdad. Die Bewohner unseres Dorfes sollen von Abulabbas verpflanzt worden sein, wohl um als Grenzgarnison zu dienen. Das Dorf stach übel gegen seine Nachbarn ab durch seinen ganz unmenschlichen Schmutz. Zwei Stunden scharfen Rittes brachten uns von da nach Ütsch Kilisse (Dreikirch), einem der ältesten armenischen Gotteshäuser, wie der herumführeude Sakristan behauptete. Er sprach von 3000 Jahren. „Aber bester Freund, es sind ja noch keine 2000 Jahre, seitdem das Christentum überhaupt zur Welt kam." Der geschichtskundige Cicerone blieb unerschütterlich: „Das mag sein, allein sicher ist, daß diese Kirche hier auf 3000 Jahre zurücksieht." Das Haus war eine jener Festungskirchen, wie sie in unruhigen Zeiten früher gern erbaut wurden. So war in Siebenbürgen, wo noch eine große Anzahl erhalten ist, dieser Typus die Regel. Und eine Menge Belagerungen hat Ütsch-Kilisse ausgehalten: zur Seldschukken-, zur Mongolen-, ja vielleicht schon zur Sassanidenzeit. Bei den letzten Metzeleien aber wurden hier dem beredten Sakristan zufolge dreihundert Menschen, die sich innerhalb der Mauern geflüchtet hatten, getötet, während tausend obdach- und nahrungslos in die höchsten Alpenthäler entrannen. Wie die Moslimen eindrangen, ist schwer zu verstehen, denn die Verteidigungsschutzmaßregeln sind höchlich entwickelt. Einige Schritte links von der Eingangsthür gähnt, etwa fünf Meter über dem Boden, ein halbmannshohes Loch. Daran wird eine Leiter gestellt, die Verfolgten klettern hinauf, zwängen sich in das Loch und ziehen die Leiter nach sich. Eine halsbrechende, qualvoll enge Wendeltreppe, eine wahre Folterkammer für Kopf und Schienbeine, führt hiernach zu einer Plattform, von wo mich halsbrechendere Stufen bis aufs Dach bringen. Die Umfassungsmauer ist doppelt; die äußere Mauer ist gut sechs Mann hoch. Eine derartige Stellung sollte daher nur durch Kanonen oder Hunger zu nehmen sein. Ich machte die ganze Kletterei nach, aber denke nicht ohne Grauen an das abschüssige, schwindlige Dach zurück, wo man blos Himmel und Erde und die paar Geviertfuß seiner unmittelbaren Unterlage sehen konnte. Dem Stil nach ist die Kirche eine Basilika allereinfachster Bauart, etwa aus dem fünften oder sechsten Jahrhundert.

Am anderen Tage nach einem malerisch-mannigfaltigen, aber recht heißen Ritte in Bajasid. Die Soldaten schleppten mich sofort zum kommandierenden General, einem Tscherkessenpascha. Ich protestirte aus Leibeskräften: sei zu müde, müsse mich erst anziehn, vergebens. Erst mußte der Höflichkeit genügt werden. Ich gab meinen Brief ab, da jedoch der Pascha etwas verzog zu kommen, bin ich sanft auf seinem Sofa eingeschlafen. Nun verbietet es das mohammedanische Gesetz, einen Schlummernden zu wecken, da seine Seele fern dem Körper weile. So ereignete es sich, daß, als der Pascha und seine Trabanten endlich anrückten, sie ihrerseits warten mußten. Geschah ihnen ganz recht. Erwachend schaute ich in lauter gespannt auf mich gerichtete, höchst unbekannte Gesichter, und brauchte wohl eine Minute, bis ich mich recht besann, wo ich eigentlich war. Eröffnete dann dem General, daß ich auf den Ararat gehen wolle. „Doch nicht auf den Gipfel?“ fragte er ganz erschrocken. Nein, blos bis zur Schneelinie. Er gab mir dann drei Zaptiehs, von denen einer in der Folge meinen schönen Dolch, der zweite 8 Kilo Gerste und der dritte eine Flasche Cognac stahl, und im ersten Morgengrauen brachen wir auf, d. h. ich allein zunächst, da die Schutzmänner wie gewöhnlich unpünktlich waren, und erst allmählich, wie eine alle halbe Stunden zu nehmende Arznei, tröpfelten die tscherkessischen Begleiter heran. In entzückender Klarheit stieg der mächtige Dom des Ararat vor uns auf. Man hätte vermeint, auf zwei Meilen eine Fliege husten zu sehen. Hie und da kleine Rauchwölkchen, die Anwesenheit von Kurdenzelten verratend. Trotzdem es erst Anfang Juni, der Schnee doch nur auf dem höchsten Drittel des Berges. Die kahle Ebene, in die wir hinab ritten, war über 2000 Meter, und doch herrschte schon eine Hitze früh Morgens, wie bei uns an einem Juli-Nachmittag. Unterwegs begegneten wir einem Scheikh, der nach der Stadt wollte, und überredeten ihn, mit uns umzukehren und eine Nacht in seinem Zeltlager zu beherbergen. Ich erfuhr nun, daß der Kurdenstamm, der den Ararat bewohnt, Schelali heißt und 5000 Köpfe stark ist. Da die Basis des Riesenberges mindestens 50 Kilometer im Durchmesser hat, so begreift man, daß es den Leuten nicht an Raum mangelt. Die einzelnen Lager sind $1/2$ bis 1 Stunde von einander entfernt. Von der Mehrzahl der Schelali wird unser Scheikh als weltliches und geistliches Oberhaupt anerkannt. Die persischen und russischen Kurden aber, die den Fuß und die untersten Höhen des Ararat unsicher machen, sind unabhängig von ihm. An mehreren kleineren Herden vorbei, langten wir, nach mühsamem Klettern, gegen 10 Uhr im Lager des Scheikhs an und wurden von seinen drei Frauen gastlich aufgenommen. Kurze Rast, dann wieder aufwärts ohne Weg und Steg. Rauhes Gerölle, mächtige Blöcke mit struppigem Untergebüsch, rissige Schluchten, deren Durchquerung die armen Pferde nicht wenig ermüdete, aber hin und wieder terrassenförmige Kuppen, wo wir gern rasteten, an dem stets neuen Anblick uns weidend. Ein Fleck wurde gezeigt, wo vor wenigen Tagen drei Kosaken bei einem Scharmützel mit Kurden gefallen waren. Der Anstieg wurde merklich steiler. Ich glaubte Spuren von Moränen wahrzunehmen, obwohl jetzt der Ararat keinen Gletscher hat. Schließlich erklärten die Konstabeln und der Scheikh, sie ritten nicht weiter, da wir uns dem Gebiete feindlicher Kurden näherten. Ich schwang mich ab und ging zu Fuß weiter bergan, denn ich war entschlossen, die Schneelinie wenigstens zu erreichen. Diese Methode wirkte wie gewöhnlich. Zuerst zwar blieben die Kerle störrisch zurück, aber nach etwa zwanzig Minuten, als ich, die Wahrheit zu sagen schon ziemlich erschöpft war, des Steigens seit lange nicht mehr gewohnt, da kamen sie herangetrollt, mein Pferd am Zügel nachführend. Gegen zwei Uhr berührten wir den ersten Schneeplacken und eine Viertelstunde später standen wir auf der Höhe des Joches,

das die Grenze gegen Iran und Rußland bezeichnet und zugleich einen überraschenden Blick auf den kleinen Ararat bot. Nach oberflächlicher Messung waren wir etwas über 4000 Meter und nach meiner Schätzung wäre es nicht schwer gewesen, von da in vier Stunden den Gipfel (etwa 5300 Meter) zu erreichen. Die ganze Strecke bis zur Spitze war nämlich zu überschauen und besondere Schwierigkeiten an dem regelmäßigen stumpfen Kegel keine zu entdecken. Eine Stunde lang hätten sogar die Pferde noch aufwärts gehen können. Ich hatte die größte Lust, die Besteigung zu vervollständigen — es war selbst auf unserer großen Höhe noch recht warm und, wie Reste eines Kurdenlagers zeigten, durchaus thunlich, hier zu übernachten, indeß ich wußte aus Reisebeschreibungen, daß die Zaptiehs um keinen Preis zu bewegen sind, bis zum Gipfel ihr Ehrengeleit zu erstrecken, und allein war mir doch zu — langweilig. Noch ein Schluck Cognac mit Schneewasser und zurück!

Die Nacht im offenen Ziegenhaarzelte des Scheikhs. Die Luft war ganz lau und ich brauchte weder Pelzkappe noch Ueberstrümpfe, die ich sorglich mitgebracht. Halt, fast hätte ich das dramatischste Ereigniß des ganzen Tages vergessen. Kaum waren wir zu den Zelten zurück, da hörten wir Schüsse, die sich nach einigen Minuten wiederholten. Der Posten, der den ganzen Tag etwa 200 Meter oberhalb des Lagers Auslug hält, schrie herunter, ein Krieger galoppire an. Wir alle liefen zur nächsten Kuppe, zu sehen was los war. Wieder einige Minuten und ein barfüßiger, bärtiger Riese kam in vollstem Saus auf sattellosem Pferde angesprengt und brüllte schon von weitem, daß Mord, Feuer, Totschlag, Raub und Aufruhr im Werke. Meine Gefährten und unsere Schelali schienen sich ob dieser Fürchterlichkeiten nicht sonderlich aufzuregen. Ich freute mich schon auf einen Hauptspektakel, jedoch sie bemerkten mir, daß ich ganz ruhig sein könne, da als neutrale Person die Sache mich nichts anginge. Inzwischen war der Hüne herangekommen; ein prächtiges Exemplar von einem Bergkurden, eine Gestalt, wie Polyphem bei der Galathee; und reckte beide Arme wie starke Eichenpfosten zum Himmel und rief mit beschwörender Geberde zu der nunmehr vollzählig zusammengelaufenen Herde: „Was steht Ihr da und gaffet und laßt thatenlos und müßig Eure Hände sinken, während Eure Freunde drunten im Thale überfallen werden und bluten? Auf, zu den Waffen; auf, zu Pferde! Die Schelali von Iran sind hereingebrochen und tragen die Verwüstung in unser Gebiet.“ Dann erzählte er, ohne vom schäumenden Rosse zu steigen, aufs lebhafteste das Gefecht, und als immer noch Niemand sich rührte, obwohl die Menge aufs mächtigste erregt, packte er sie an ihrer Kriegerehre: „Sind nicht die Thalleute unsere Freunde? Haben wir ihnen nicht Kampfbrüderschaft mit heiligen Eiden zugesagt? Seid nicht ehrlos! Ihr werdet sie in der Stunde der Gefahr nicht verlassen. Genug, ich wenigstens werde wieder hinuntereilen. Mutter, reich mir Patronengürtel und Gewehr!“ Nun erhob sich ein altes Weib gleich der bethränten Hekuba und flehte den Sohn an, sich nicht mutwillig in Not zu stürzen. „Du siehst ja, daß Niemand sonst geht, was brauchst Du dem Kampfgetümmel Dein Leben preiszugeben?“ Und angstvoll streckte sie die Hände nach ihm, ihn zurückzuhalten. Ich habe nie einen pathetischeren Auftritt gesehen; was ist doch alles Schauspiel gegen das wirkliche Leben! Der junge Riese blieb indeß unerschütterlich, so holte ihm denn jammernd die Mutter seine Waffen, auch hatten sich mittlerweile zwei entschlossen, ihn zu begleiten und weg sausten sie in Sturmeseile. Nun möchte vielleicht einer der ungläubigen Leser fragen, wie ich denn all das leidenschaftlich rasche Reden der Kurden so gut verstanden, da ich doch eben erst die Schwelle Kurdistans überschritten? Diesem wissensdürstenden Leser sei zur Beruhigung mitgetheilt, daß die Zaptiehs mir nachher die Reden

ins russische übersetzten. Im ganzen Araratgebiet und in ganz Nordpersien bis Hamadan habe ich die Kenntniß des Russischen ungemein verbreitet gefunden. Namentlich zeigten eine solche gern die Kurden, und es heißt, daß russische Agenten des öftern zu ihnen gekommen, ihnen Gewehre von Tula und Petersburg zu bringen, sie der Freundschaft des weißen Zaren zu versichern und ihrer angestammten Regierung sie abwendig zu machen. **Hinc illae lacrimae.** Der feindliche Einbruch wurde übrigens für so ernsthaft erachtet, daß von dem 10 km entfernten Bajazid hundert Soldaten zu Hilfe kamen. Das Bezeichnendste aber an dem Gefecht war, daß trotz wütenden Schießens kein einziger Krieger auch nur verwundet wurde, geschweige denn auf dem Schlachtfelde blieb. Als die fremden Eindringlinge nach mehreren Stunden erbitterten Scharmützelns endlich zurückgeworfen waren, wurden blos — fünf Schafe vermißt.

Der Scheikh machte eine so große Rechnung für seine Gastfreundschaft, daß ich die Hälfte abstreichen mußte Dafür war mir vorher schon, während der Nacht, ein Kilo Chokolade von den rührigen Kurdenkindern ausgeführt worden. Nach einem vergeblichen Versuch, Zigeuner zu besuchen, die nach dem Berg gekommen sein sollten, an einer ganzen Reihe wandernder Kurdensippen vorbei, die ihre Lager nach den kühleren Höhen verlegen wollten, wiederum nach Bajazid zu.

Der Ararat sieht in seiner Kegelgestalt durchaus wie ein Vulkan aus. Die Erdkundigen versichern jedoch, daß er blos aus Urgestein besteht. Er ist etwa ein dutzendmal bestiegen worden. Von einigen Engländern, von denen James Bryce der bekannteste, den amerikanischen Zweiradlern Allen und Sachtleben, einigen russischen Offizieren und vor zwei Jahren, bei Gelegenheit des Kaukasus-Ausfluges des Moskauer Geologenkongresses, von fünf Deutschen. Die Besteigungen haben zwei Opfer gekostet, das letzte ein deutscher Apotheker aus Tiflis, Opfer, die nicht etwa von Abstürzen herrühren, sondern die lediglich Folgen von Uebermüdung und unzureichendem Schutz gegen die Kälte waren. Soviel ich sehen konnte, ist die Besteigung von der russischen Seite viel mühseliger und schwieriger, als von der türkischen. Allerdings muß dagegen auch der Anblick des Berges, wenn man von Eriwan aufklimmt, das wenig über 1000 Meter gelegen, weit großartiger sein, als von Bajazid, das schon gut 2200 Meter hoch ist.

Nochmaliger Besuch beim Pascha, nochmalige Versicherung, daß der Padischah und der Kaiser Busenfreunde, Besichtigung der Festung, die eine ruhmreiche Belagerung 1877 erlebt hat, unter der Führung eines intelligenten Artillerieleutnants — die Krupp'schen 5,6 Centimeter-Geschütze tadellos, aber die Festungswerke kümmerlich — Verteilung zahlreicher Bakschichs an eine hungrige Meute von Türken und Tscherkessen, und weiter, einen Malaria-Anfall als Erinnerung von Bajazid mitnehmend, nach der persischen Grenze. Dort freundlich aufgenommen, da drei Briefe an die Zollwürdenträger und den Grenzpascha, und unter allerhand kleineren Fährlichkeiten in drei Tagen nach der ersten größeren persischen Stadt, nach Khoi.

Dort traf ich die deutsche Waisenhauskommission, die gerade vor einer Woche angekommen war, aus drei Herren und vier Mädchen und Frauen bestehend. Die Leiter des Unternehmens, die Herren Dr. Lepsius von Berlin und Dr. von Bergmann, der Bruder des berühmten Arztes, erwiesen sich äußerst freundschaftlich und ich folgte gern der Einladung des Letztgenannten, bei ihm zu wohnen. Es ergab sich, daß die beiden Herren und eine Dame nach Urmia reisen wollten, und da ich keine bestimmten Pläne hatte, schloß ich mich ihnen an und habe denn auch eine sehr angeregte Zeit mit ihnen verlebt.

Gleich am ersten Tage leuchtete uns der Spiegel des tiefblaugrünen

Urmiasees entgegen. Von ragenden Schneespitzen umgeben, von weit vordringenden, mächtigen Vorgebirgen eingehemmt, blühende Gärten und Obstwälder an den fruchtbaren Ufern, bietet die große Fläche einen Anblick wie der Vierwaldstätter See. Allein das Wasser ist tot und unbelebt, eine von Salz gesättigte Lösung, dergestalt, daß man wie im toten Meer von selber in der schweren Flüssigkeit schwimmt. Der See ist etwa vier Tagereisen lang, seine Ausdehnung schwankt aber schon je nach der Zeit der Schneeschmelze, der Regenzeit und der Sommerdürre. In der Südhälfte ist eine geheimnißvolle Insel, in der Halayn, der Mongolen=Großkhan seine Schätze vergraben haben soll. Vielleicht lohnt sich noch jetzt das Suchen!

Am Abend des dritten Tages langten wir in Urmia an, vom deutsch-syrischen Waisenhause festlich empfangen.

(Wird fortgesetzt.)

Rundschau.

Handel und Wandel.

Richard Calwer. Handel und Wandel. Jahresberichte über den Wirtschafts- und Arbeitsmarkt. Jahrgang 1900.

Der akademische Verlag für sociale Wissenschaften, Dr. John Edelheim, Berlin-Bern wird mehr und mehr zum Mittelpunkt der modernen wissenschaftlichen Richtung der Socialdemokratie. Bei ihm erscheinen die „Socialistischen Monatshefte," die den Kriticismus der jungen Richtung gegenüber der marx-orthodoxen „Neuen Zeit" Kautskys vertreten und neuerdings sich den aus der Schriftleitung der „Neuen Zeit" ausgeschiedenen Eduard Bernstein als namhaftesten ständigen Mitarbeiter gesichert haben. Hier hat auch Bernstein kürzlich seine neulich besprochenen gesammelten Aufsätze unter dem Titel „Zur Geschichte und Theorie des Socialismus" erscheinen lassen, und hier hat auch der ketzerische Socialismus der Friedrichshagener „Unabhängigen" mit Wille und Bölsche ein Katheder gefunden. Die Veröffentlichungen des Verlages haben mithin einen symptomatischen Wert für die Diagnose des tiefgreifenden Umgestaltungsprocesses, den gegenwärtig Theorie und Praxis der socialdemokratischen Partei erfreulicherweise durchmacht, und der neuerdings in Süddeutschland zu der auffälligen Erscheinung führte, daß socialdemokratische Parteiführer mit ihrem Landesfürsten von Mund zu Mund plaudern konnten.

Ein besonders charakteristisches Symptom dieser geistigen Revolution stellt das soeben erschienene Werk des bekannten Abgeordneten Richard Calwer dar, dessen handelspolitische Auseinandersetzungen auf dem letzten Parteitage so großes Aufsehen machten. „Handel und Wandel" richtet sich nicht etwa nur an die Parteigenossen, sondern auch an „Volkswirte und Geschäftsmänner, Arbeitgeber- und Arbeiterorganisationen" Den allgemein-theoretischen Standpunkt des Verfassers charakterisiert das Vorwort in Kürze: „Die Beurteilung wirtschaftlicher und wirtschaftspolitischer Fragen erfordert heutzutage eine eingehende, bis zur jüngsten Gegenwart reichende Kenntnis der Zustände und Vorgänge des Wirtschaftslebens. Es ist nicht mehr möglich, auf Grund eines in sich abgeschlossenen Systems der Nationalökonomie oder eines parteipolitischen Programms jede neu auftauchende Frage bedufftiv lösen zu wollen. Aller Dogmatismus scheitert an der raschen und reichhaltigen Entwicklung der wirtschaftlichen Gebilde, die sich nicht von vornherein in bestimmte Formeln einzwängen lassen." — — Wenn je eine höfliche Ausdrucksweise die Absage an die Marx-Orthodoxie versüßte, so ist es hier der Fall.

Calwer stellte sich die Aufgabe, „in unmittelbarem Anschluß an die Vorgänge und Zustandsveränderungen den Wirtschaftskörper auf seine einzelnen Funktionen unausgesetzt zu diagnosticieren, um daraufhin geeignete politische Maßregeln ergreifen zu können." Diese Aufgabe hat er glänzend gelöst. Die knapp 18 Bogen enthalten eine stupende Menge sorgfältig gesichteten Materials über das deutsche Wirtschaftsleben der beiden letzten Jahre.

Diese kurze Periode hat das große Interesse, daß in ihre Mitte der plötzliche Umschwung der Konjunktur, die Krise des Jahres 1900, fällt. Naturgemäß steht sie auch im Mittelpunkt der Betrachtungen, und sein specieller Standpunkt als Mitglied der Arbeiterpartei hat Calwer befähigt, das Problem der Entstehung dieses wirtschaftlichen Umschwungs von Gesichtspunkten aus zu betrachten, die dem Börsenmann und Industriellen ebenso fern liegen, wie dem typischen Volkswirtschaftler der Universitäten. Er macht mit Recht darauf aufmerksam, daß ein viel besseres Barometer für das wirtschaftliche Wetter als der Kapitalsmarkt der Börse der Arbeitsmarkt sei, der es gestatten würde, den Grad der Beschäftigung der Industrie direkt abzulesen, wenn er besser bekannt wäre, als es leider der Fall ist. Aus der Beobachtung dieses Wetterglases kommt C. zu der Ueberzeugung, daß der Beginn der Krise viel früher anzusetzen ist, als der Niedergang der Kurse an der Börse ihren akuten Ausbruch anzeigte; daß aus diesem Grunde die bisherige Annahme nicht haltbar ist, wonach der Niedergang der nordamerikanischen Konjunktur und die drohenden Exporte namentlich der über-

ſeeiſchen Eiſenindustrie die deutſchen Märkte mit niedergeriſſen haben; ſondern, daß die letzte Urſache der Kriſe in der immer ſtärker gewordenen Spannung zwiſchen Produktion und Konſum zu ſuchen iſt. Während die Produktion der Induſtrie in dem Jahrfünft 1895—1900 um ca. 38% mindeſtens wuchs, nahm die Konſumtionskraft der Bevölkerungsmaſſe, der Arbeiterſchaft, um allerhöchſtens 6% zu. Etwa 2/15 der Erzeugung des Jahres 1899 hätten auf dem Markte kein Unterkommen finden können, und ſo ſei die Stockung unvermeidlich geweſen.

Dieſe Erklärung ſtützt ſich auf die allem Socialismus gemeinſame Kriſentheorie, und wir halten ſie auch in dieſem Falle für grundſätzlich richtig. Aber ihre ſtatiſtiſche Begründung durch Calwer ſcheint uns doch auf ziemlich ſchwachen Füßen zu ſtehen. Nicht nur, daß einige ihrer Grundlagen auf Schätzungen beruhen, die recht willkürlich ſind (z. B. das Verhältnis des Exports zur Erzeugung) ſondern es werden auch einige wichtige Dinge überſehen. So z. B. fehlt jeder Hinweis darauf, in welchem Maße die Kaufkraft der landwirtſchaftlichen Arbeiter in dieſen fünf Jahren geſtiegen iſt, und das iſt ganz enorm. Es iſt merkwürdig, daß ſelbſt ein ſo freier Kopf wie Calwer immer nur wie hypnotiſiert auf die ſtädtiſchen Verhältniſſe ſtarrt. Ferner fehlt jeder Verſuch einer Schätzung, wieviel von der Binnenlands-Produktion kapitaliſiert, d. h. als neue Arbeitsmittel inveſtiert worden ſind, und wieviel als kapitaliſtiſche Anlage ins Ausland gewandert iſt und ſo den Binnenmarkt entlaſtet hat.

Aber das ſoll keine Ausſtellung an dem Geſamtwerk ſein. Es iſt ein Nachſchlagebuch allererſten Ranges und dürfte ſich, namentlich wenn es in regelmäßiger Folge erſcheint, bald für Theoretiker und Praktiker als unentbehrlich erweiſen. Ein — wie wir uns durch mehrfache Stichproben überzeugen konnten — gutes Sachregiſter erleichtert die Benutzung außerordentlich.

F. O.

Neues von Novalis.

Es iſt kein Zufall, daß das friſch erwachende Intereſſe für die deutſche Romantik gerade dem frühverklärten Genius **Novalis** am nachhaltigſten zu gute kommt. Wohl reizt auch die Rüſtkammer der Schlegel, Fichte, Tieck zum Verweilen und Betrachten. Aber ihre Waffen ſind nicht die unſeren. All unſere Sehnſucht, all unſer geheimes Wünſchen flüſtert und raunt jedoch aus Novalis Lebenswerk. Der tiefe Drang nach Verinnerlichung, nach ſtiller, ſcheuer Einkehr bei den Myſterien des Seins — er klingt uns aus ſeinen Verſen und Sprüchen entgegen. Eine Epoche getreueſter künſtleriſcher Bewältigung der Wirklichkeit muß eine ſolche Abwendung als notwendige Reaktion bedingen. Nirgends aber kann das Sehnen der Flüchtlinge aus reineren Quellen geſtillt werden, als aus der ſeltſam verſchleierten Märchenpracht des „Ofterdingen", aus der magiſch zwingenden Stimmungsgewalt der „Hymnen", aus dem inbrünſtigen und zugleich paradoxen Wahrheitsdrang der „Fragmente".

Manchen mag der Enthuſiasmus fremder Propheten zu dieſen heimiſchen Wunderquellen zurückgeführt haben. Als Maurice **Maeterlinck** zuerſt in das Schattenreich ſeeliſcher Geheimniſſe hinunterſtieg, da ſchwebte der Geiſt des deutſchen Romantikers an ſeiner Seite, deſſen „Lehrlinge zu Saïs" er den Franzoſen geſchenkt hat. Maeterlinck erkannte den eigentümlichen Charakter der Novalisſchen Myſtik, die nicht das Dunkel der Außenwelt, ſondern die Finſterniſſe des eigenen Innern zu erhellen trachte. „Il soupçonne et effleure d'étranges coïncidences et d'étonnantes analogies, obscures, tremblantes, fugitives et farouches et qui s'évanouissent avant qu'on ait compris."

Ob die Franzoſen in ihrer wunderlichen Unzugänglichkeit für fremde Einflüſſe gerade dieſem begeiſterten Apoſtel ins Land der deutſchen Romantik folgen werden, mag billig bezweifelt werden. Bei uns aber ſcheint das Intereſſe für Novalis über die Kreiſe hinausgedrungen zu ſein, die ſich gemeinhin mit Analyſen und Quellenſtudien an verſtorbenen Größen der Litteraturgeſchichte fachmänniſch zu vergnügen pflegen. Das beweiſen die mehr oder minder ſchön ausgeſtatteten Neuausgaben ſeiner Werke, die in jüngſter Zeit veranſtaltet wurden. Sie alle wußten freilich dem Bilde ihres Poeten keine neue Beleuchtung abzugewinnen. Denn ſie beſchränkten ſich darauf, in den Bahnen Ludwig **Tiecks** zu wandeln, der unmittelbar nach Novalis' Tode eine Sammlung ſeiner Schriften herausgab. Wie willkürlich dieſe Ausgabe, trotz alles verdienſtlichen Eifers, mit dem Erbe des ſo früh Abberufenen umſprang, kann erſt jetzt, nach faſt hundert Jahren, recht erkannt werden. Denn erſt jetzt iſt der emſige und feinfühlige **Ernſt Heilborn** daran gegangen, eine „kritiſche Neuausgabe auf Grund des handſchriftlichen Nachlaſſes" zu unternehmen. (Berlin, Georg Reimer). Seinem Eifer erſchloſſen ſich handſchriftliche Schätze aus dem Beſitz der freiherrlich Hardenbergſchen Familie, deren Ruhm es iſt, Novalis zu den Ihrigen zählen zu dürfen. Das ſtete Bemühen, die Manuſkripte zu Grunde zu legen, brachte nicht nur eine Fülle neuen Materials ans Licht. Seine Verarbeitung wäre ſchließlich ja doch nur ein Problem germaniſtiſcher Schulung. Aber

wendung der Terra di Siena und des Caput mortuum, über die Korrespondenz der Farben und den Wert des Vertreibens oder der Lasuren unbedingt als zu fachlich angesehen werden. In der Musik wagt man es, obwohl es hier noch weniger populär ist, über Intervalle, Korresponsionen und Formentwicklung zu sprechen. Man kann es schwer anders, weil die Musik ohne Technik in der Luft schwebt. Aber spricht nicht hier die Philologie doch stärker mit, als nötig? Die junge Musikphilologie ist, wie alle Philologie, sehr kritisch, und alle Kritik lächelt gern, wird gern überheblich und zünftig. Das Publikum aber müßte nur zu Begeisterung, nicht zu Skepsis angehalten werden. Es müßte ihm wichtiger sein, vor Bach zu beten, als zu wissen, wie sich Bachs Choralvariation von der Pachelbels unterscheidet.

Also ist die Populasierung Bachs sehr schwierig. Um Händel modernen Ohren näher zu bringen, hat Chrysander, sein Prophet, mannigfache Veränderungen vorgeschlagen. Bei Bach kommt noch Vieles dazu, was sich aus seiner Eigenschaft, für bestimmte Gelegenheiten und bestimmte Musiker zu schreiben erklärt. Wenn er weiß, daß der Trompeter des Markgrafen von Brandenburg das dreigestrichene F blasen kann, so schreibt er es. Der Trompeter des Berliner Orchesters versucht es auch, aber die Leute sagen nur: es quietscht ja so. Behilft man sich mit einer Clarinette, so ist die Farbe weg. Im Uebrigen ersetzt man Solostücke durch Chöre, verdoppelte Instrumente, ändert den Text: kurzum man ist in einer Periode zwischen philologischer Kritik und naiver Musikliebe, die denen sehr hoffnungsvoll scheinen wird, die für Geschichte schwärmen, denen aber sehr bänglich, die die Naivetät aller Kritik vorziehen. Wir haben es bei dem Bachfest sogar erlebt, daß der Text des Programmbuchs gegen Aenderungen wettert, die im thatsächlichen Konzert ungeniert durchgeführt wurden.

Mit solchen Zwiespälten werden diejenigen leichter fertig werden, die an alten Musiken, aber auch Texten eine naive Freude haben und sie mit einem Stilreiz lieben. Unter den Musikern finden sich noch wenige, die Texte litterarisch, oder gar auf Stil ansehen. Daher ist es vielleicht gerade an diesem Ort angebracht, auf den ganz gewaltigen litterarischen Reiz Bach'scher Textworte hinzuweisen. Vielleicht ist dies sogar als Brücke zur Popularität benutzbar. Man weiß, daß Bach ein Bücherliebhaber war, daß er Luther selbst nach Ausgaben schätzte. Er dichtet, wenn es nötig ist; im Uebrigen stellt er Kirchenlieder und jene Jesuschäfer- oder -Knüttelpoesie mit größtem Geschmack zusammen, wie sie die Zeit vor ihm und neben ihm darbietet. Der Dialog der „Furcht“ und „Hoffnung“ in der Cantate „O Ewigkeit, du Donnerwort“ ist aus alten allegorischen Dramolets hervorgegangen, aber welche starke Vorstellung liegt in diesen wunderbaren Zweifelsrecitativen der „Furcht“, die von dem wachsenden Ritornell der „Stimme des heiligen Geistes“ unterbrochen werden: „Selig sind die Toten — von nun an“, bis endlich die Furcht sich überzeugen läßt: „Wohlan, soll ich von nun an selig sein, so stelle dich, o Hoffnung wieder ein. Mein Leib mag ohne Furcht im Schlafe ruhn, der Geist kann einen Blick in jene Freude thun.“ Worauf der Chor jenen herrlichen Choral singt, der niemals durch eine Lyrik übertroffen worden ist:

Es ist genug. Herr, wenn es dir gefällt,
So spanne mich doch aus.
Mein Jesus kommt. Nun gute Nacht, o Welt!
Ich fahr ins Himmelshaus;
Ich fahre sicher hin in Frieden.
Mein großer Jammer bleibt hinieden.
Es ist genug!

Soll man Bach die Popularität wünschen, soll man nicht? Sie mögen singen und spielen, mögen die Viola d'amour und die Gambe streichen, auf Spinett und Metallflöte musizieren, der feine Kenner wird sich den Genuß loben, der Philologe wird ihn kontrollieren, das Publikum wird einige Stücke kennen lernen und einige Sänger beklatschen. Popularisierung ist Aufklärung. Aufklärung macht die unteren Schichten nicht glücklicher, sie ist ein Decadenzprozeß, der den Geist der Genies zu Pulver verarbeitet, aber sie ist ein Gesetz der Erde.

Luftballon-Capriccio.

Ein Luftballon fährt früh in Berlin auf. Man rechnet auf einen ständigen Südost und findet es oben bestätigt. Aus der Eisestemperatur der Erde steigt man in merkwürdig warme Zonen empor. Und mit dem kleinen Sondirballon, der von seiner Mutter aus losgelassen wird, bemerkt man die allmähliche Verschiebung der Luftströmung, die sich je weiter nach oben desto mehr zu einem Westwind entwickelt. Meteorologische Beobachtungen lehren, daß die Luftströmung der oberen Zone (im Himmel, wie auf Erden) langsam ihren Weg nach unten findet. So hat man mitten im eisigen Januar hier auf diesen Höhen einen Vorgeschmack der nächsten Wärmeperiode. Es geht schnell über Pommern, Stralsund erscheint, Rügen schiebt sich vorüber, man sieht verschneite Wälder, Fischer am ausgehackten Wasser, staunende Bauern, schreiende Jungen. Ein weiser Rat wird im Ballon abgehalten: gehen wir über die Ostsee? Wind und Wetter zeigen sich ständig und es wird so beschlossen. Einige Stunden lang hat man das offene Meer unter sich. Die Küsten ziehen sich zurück und die Sonne legt ihr märchenhaftes Farbenkleid

an, um ihr Lager zu besteigen. Es wird Nacht, man hat auf Beleuchtung nicht gerechnet, die Karte ist nicht mehr zu verfolgen, die Küste gleitet hervor, bald schwankt man, ob die dunklen Flecken unten Wolken oder Ortschaften sind. Noch einmal wird klarer Himmel und eine leuchtende Landkarte der Städte ist zu unseren Füßen, 3000 Meter unter uns ausgebreitet — die Lichter von Kopenhagen, von Malmö, Trelleborg, Helsingör, Helsingborg tauchen als Strahlenmassen aus dem Dunkel auf, ein Sternenmeer auf umgekehrtem Himmel, die künstliche Lichterwelt unter der natürlichen. Die Wolken nehmen zu, das Schauspiel ist geschlossen, die Menschen fühlen sich zur Rechenschaft gezogen. Die Träumer des Ballons landen durch die Wolken hindurch auf einem unbekannten Stück Schweden, Wald und Eis, sie verpacken ihr Vehikel, sie suchen Menschen, verständigen sich notdürftig und reisen den nächsten Tag nach Berlin zurück.

In der „Umschau“, die meine naturwissenschaftliche Nahrung ist, las ich den Bericht eines der Teilnehmer dieser weithin beachteten, glücklichen und romantischen Luftfahrt. Ich weiß nicht, was da alles für sehnsuchtsvolle Bilder vor mir aufstiegen. Es waren nicht Träume eines Journalisten, der für die Theorie der Luftballons schwärmt: schreiben Sie mir Phantastisches auf realer Grundlage, Großstadtphantasien, Zukunftsstaaten, Luftballonperspektiven! Nein, es war etwas ganz altväterisches, woraus kein Zeitungsunternehmer etwas machen kann. Es lag noch lange vor dem neunzehnten Jahrhundert, in jener Zeit, da die ersten Luftballons aufstiegen, von rationalistischen Gehirnen erfunden, die der Blick aus der Vogelperspektive verwirrte. Was ist alle exakte Kunde, wenn wir über die Wolken gehen; was ist Mathematik und Naturwissenschaft gegen das nächtliche Strahlenmeer der verschwiegenen Städte?

Wir können die göttliche Phantasie auch um Dinge spielen lassen, die von Oberlehrern gepflegt sind. Wir können träumen in den Nordpolgegenden der Wissenschaft, selbst unter den Tafeln der Arithmetiker und den Anmerkungen der Philologen. Wir steigen auf den Luftballon, den Berechnung baute, und werfen die Berechnung als Ballast herunter. Der Luftballon ist keine kulturlose Erfindung, wie der teuflische Phonograph oder die haarsträubende Auerlampe, er ist alt genug und fast so geheiligt wie sein Geschwister auf dem Wasser, das Segelboot. Weil er nur halb Berechnung ist, halb Zufall, Berechnung von Zufall. Und wo Zufall ist, da ist Poesie. Ich las einen Aufsatz „Gesetz im Zufall“ von einem Exakten, der das ganz ernst meinte. Mich wehte eine tiefe Mystik an aus den Gleichungen der Wahrscheinlichkeitsrechnung und des Versicherungswesens. Wir wollen in naturwissenschaftlichen Büchern studieren, von denen wir garnichts verstehen, wollen mit Tieren und Pflanzen uns stellen, nicht als Feind, sondern als Freund, wir wollen nicht ihre Lebensgesetze wissen, wir wollen dem Ungeklärten den breitesten Raum lassen und die ganze Phantastik der exakten Dinge, die doch niemals exakt werden, steigt vor uns auf. Mit denselben Augen, mit denen wir am Vormittag Litteratur trieben, treiben wir Nachmittags Wetterkunde und Embryologie, Wellentheorie und Pflanzenernährung. Wir träumen im Segelboot, wir ironisieren im Luftballon, weil Wind und Wetter uns treibt, weil wir nicht wissen, wo wir landen, und Zeppelin noch ein dummer Mann ist.

Eine bunte Gesellschaft sitzt in der Gondel, Forscher der unbefleckten Empfängnis und Chemiker der gegenseitigen Ernährung von Tier und Pflanze, Historiker der Eiszeit und die Nachkommen des mystischen Arztes von Salerno, der des armen Heinrichs Braut opferte. Einer dieser Nachkommen wird besonders genannt, der alte Marini in Neapel, der die geheimnisvolle Kunst besaß, nicht den Tod, aber die Verwesung zu töten, die er selbst mit in den Tod nahm. Draußen in der Vorstadt hat er sein Observatorium und Museum der konservierten Arme und Brüste. Verbittert und mißtrauisch öffnete er es nur wenigen Menschen. Was die Aegypter nicht erreichten, was keine moderne Einbalsamierung erreicht, den Körper mit allem Schein des Lebens zu erhalten, war ihm gegeben. Unter seinen Vitrinen röten sich die Wangen von Kindern, die vor unserer Geburt schon gestorben waren, leuchtet das Blut weiblicher Arme, die nicht mehr umschlingen, zittert die Haut gorillahafter Verbrecher, die ertrunken sind, und blauschwarzhaariger Romaninnen, die ein Torso wurden wie Amphitrite. Der Verbitterte, den das Leben und der Ruhm betrog, der sich unter einem Kaiser sonnte, um als einsamer Sonderling zu sterben, rächt sich an dem Leben. Er wird ein Künstler des Fleisches, nachdem die Seele entwichen ist. Grinsende Mörder und üppige Frauen stellt er um sich auf, die die Dekoration seines Daseins bilden, ohne ihm hereinzureden. Er faßt ihre Haut an, die weich wie Sammet ist, und freut sich der Kälte; er kost mit ihren Farben, und spottet ihrer Lebenslust; er tastet an dem Busen, und sieht das Skelett hindurch; er präpariert und seciert unter der Illusion des Blutlaufes, ein Lustmörder hinter den Paragraphen. Schwarze Messen spielen sich im anatomischen Museum ab. Drei Stadien machen die Leiber durch, sie gehen durch einen verschrumpften, lederähnlichen Zustand in einen petrificierten, harten über, um in der seelenlosen Fleischillusion aufzuerstehn. Sie er-

innern sich ihres Lebens, aber der Willen ist ihnen genommen. Sie starren auf die festen Nahrungsmittel, die Gemüse und Braten, die so konserviert sind, wie sie selbst; Quallen und Medusen, durch Schütteln des Wassers zu einem Scheinleben erwachend, bilden die Umgebung kleiner bunter Teufel; und sie sitzen mit ihrem Meister an Tischen, die aus gehackten Stücken von Leber, Milz, Lunge, Niere und Blutmörtel in Mosaik ausgelegt sind — Teile derjenigen Körper, die den zweiten Zustand, den der Versteinerung nicht überschreiten durften. Hier denkt der Meister über sein Leben nach. Er zieht sein Handwerk denen der Spiritisten vor, die die Geister rufen, welche beunruhigen, statt der Körper, die uns in Ruhe lassen. Es ist so phantastischer und Niemand wird ihn hindern, den großen Schluß zu machen: Finirò col gittare ogni cosa in mare. Wem dieser Spuk etwas bedeutet, findet das thatsächliche Material in dem Aufsatz des Dr. Scherbak, „Zeit“ Nr. 336. O. B.

Walter Crane als Bibliophile.

Walter Crane, den vor einigen Jahren noch kritiklos Bewunderten, betrachtet man jetzt sehr viel nüchterner und man täuscht sich nicht mehr über das Magere seiner Linie und Mangel an stark persönlichem Einfall. Schöpferisch war er wohl nie groß und wenn man sich erst einmal darüber klar ist, dann kann man ihm gern das geben, was ihm gebührt, die Anerkennung eines stets eifrig am eigenen Geschmack arbeitenden Geschmacksanregers, eines kenntnisreichen Gelehrten alles Dekorativen, der bei allen Kulturen zu Gaste ging und der durch Anschauung des Besten sein Beobachten neunmal durchgesiebt und scharf erkannt, worauf es in der angewandten Kunst jeglicher Art ankommt.

So tritt er in seinem jetzt in guter deutscher Ausgabe erschienenem Vortragsbuch „Von der dekorativen Illustration des Buchs in alter und neuer Zeit“ (übersetzt von L. und K. Burger, Leipzig, Hermann Seemann), vor uns.

Ein Band liebenswürdiger Wissenschaft, in dem jedes Wort zur Anschauung wird und, ohne daß je nebulos in allgemeinen Worten gekramt wird, klar und präcis von den Schmuckexistenzbedingungen des Buchs gehandelt wird, so einleuchtend, daß es wie selbstverständlich wirkt.

Der Lehrkursus hebt von vorn an. Da Crane hier natürlich nicht von dem stofflich illustrierten Buch spricht, sondern von dem Buch als dekorativer Einheit, so beginnt er mit dem Beispiel organischsten Buchschmucks, mit den Handschriften, deren Seiten in Raumeinteilung, Koloristik ein festgeschlossenes ästhetisches Ganze bilden und mit den Inkunabeln, die diese Tradition rein und unvermischt bewahren.

Eine Fülle charakteristischer und instruktiver Illustrationen begleitet orientierend den Text.

Die beiden großen Welten des Renaissancebuchschmucks, die romanische und die germanische zeigen sich in ihren Meistern. Die romanische in den Musterdrucken Italiens mit ihrer Dekoration streng-ornamentalen Stils, ihren Titelbordüren architektonischer oder rein maureske Art, ihren Leisten mit Kandelabern, Grotesken, Eroten, Festons in Intarsiamanier und die germanische Schmuckkunst der Dürer, Cranach, Burgkmaier, Holbein, die auf dem Boden einer in Geisteskämpfen ringenden Zeit entsprossen aus Gemütserlebnissen erwachsen, sich nicht mit kühlem Zierrat genügen kann, sondern in allem das drängend ausspricht, was das Innere mächtig bewegt. Und den seelischen Inhalt formt ein Stilgefühl von solcher Sicherheit, daß die tiefere Bedeutung unter das dekorative Gesetz sich beugen kann, ohne an Fülle zu verlieren.

Nach solchem Rückblick, der wie es auch die deutschen gelehrten Bücherfreunde, vor allem Jessen thun, die Holzschnittperiode wegen des fest gefügten Zusammenhangs zwischen Lettern und Schmuckstück weit aus der Kupferstichepoche mit ihrem Grenzüberschreiten aus reiner Flächenkunst in die malerische Domäne bevorzugt, folgt die Neuzeit.

Crane leitet sie mit einem Engländer des achtzehnten Jahrhunderts ein, dem Universalkünstler William Blake, einem artistischen Ahnen unseres Worpswedens Heinrich Vogeler, der gleich jenem aus Stileinheitsgefühl seine Gedichte „Songs of innocence“ (1789) mit eigener Hand schrieb und illuminierte.

Den größten Raum nimmt dann natürlich die Präraphaelitenzeit ein, das Imperium der Kelmscott Preß, die Thätigkeit der Morris, Rossetti, Cranes unterbrochen durch flüchtige Ausblicke auf Amerika, Belgien und Deutschland.

Diese Vorträge stammen aus den Jahren 1889 und 1895, sie haben von uns noch nicht viel zu melden. Es frägt sich auch, ob Crane, der den Archaismus sehr überschätzt und das Alleinseligmachende in Borduren und Initialen setzt, den neueren deutschen Bestrebungen, die der Sachlichkeitsrichtung im übrigen Kunstgewerbe parallel, auf ganz einfache Schmuckwirkung ausgehen, Cassirerschen Essaisbänden, dem Diederichschen Ruskin, der Fischerschen Ibsen- und Schluck und Jauausgabe gerecht werden würde.

Japanischer Humor.

Ein buntscheckiger Divan Japonais voll Götter-, Mensch- und Tierdrolerien ist das vergnügliche Buch, das zwei Neigungsjapaner, die Herren Netto und Wagner unter dem Titel „Japanischer Humor“ bei F. A. Brockhaus (Leipzig) herausgaben.

Die beiden Sammler haben mit guter Laune und lustigem Sinn eine Fülle seltsamer Blüten ostasiatischer Phantasie gepflückt. Sie sind kenntnisreich und wissen wohl Bescheid in all den verkreuzten Gängen dieser labyrinthischen mythologischen Welt. Den himmlischen und höllischen Hofhalt, sein Ceremoniell und den guten Ton im irdischen Thränenthal beherrschen sie und spielend bebend klettern sie auf göttlichen und menschlichen Stammbäumen auf und nieder. Behaglich plaudernd auf gebreiteter Strohmatte, vom weißen Blütenschnee der Kirschbäume überschattet, führen sie ihre Europäer mühelos in die Intimitäten der Sagen und Legenden und gestalten anschaulich Leben, Meinungen und Thaten der dii minorum und majorum gentium.

Allzu einseitig, für mein Gefühl, gehen sie dabei auf das stoffliche aus. Ihre gemütliche Wissenschaftlichkeit hat nicht allzu viel Geschmack für künstlerische Delikatesse und für die Finessen der Japonneries d'automne. Sie tuschen nicht mit der Rohrfeder der Goncourts oder Lotis, sie zeigen sich eher als biderbe feuchtfröhliche Landsleute und Kneiptafelfreunde Scheffels. Sie nehmen ihre Schilderungsfarben aus der großen grobgeschnitzten Tonne des Bierzeitungshumors. Und das Lachen ihrer fröhlichen Wissenschaft schallt, „daß das Gebälk erdröhnt.“ Dieser Japonismus giebt sich burschikos wie die Paläontologie und die Naturwissenschaft in den Ichthyosaurushymnen. Das Symbol dieser westöstlichen Mischung wäre der Zwerg Perkeo vom Heidelberger Faß eine Gastrolle gebend unter den Geishas beim Reisbier, chrysanthemenbekränzt.

Ein empfindliches Stilgefühl wird diesen Ton diesem Gegenstand gegenüber nicht immer goutiren, aber das Buch als ganzes wird ihm dadurch doch nicht verleidet werden können. Der Reichtum origineller charakteristischer Bilder, die mit glücklicher Hand in freiem Spiel aneinander gereiht wurden ermöglicht ein Anschauen mit eigenen Augen; der Text wird zum bescheidenen Kommentar und was er nicht zu sagen weiß, das erzählen auf den Tafeln die geistreichen Umrisse, der Geschmack des Arrangements, die Kühnheit des Ausschnittes, die Groteske des Einfalls, die Sicherheit der sparsamen Linie, der Stil in der Bizarrerie.

So wandelt man anregungsumklungen durch diese göttliche Komödie Japans: Vom Himmel durch die Welt zur Hölle.

Der japanische Humor liebt die Excentrics und die Grotesken. Und Lucianisch-Offenbachisch müssen vor allem die Götter dieser Lust dienen. Und unter ihnen wieder führen den Reigen der lustigen Personen die sieben Glücksgötter. Ihre originellste Gestalt ist Fukurokuju, der Mann mit dem Zuckerhutkopf, dessen Höhe die Hälfte seiner ganzen Größe ausmacht, mit strähnigem Bart und langen Ohrlappen, als Zeichen der Weisheit. Seine Freundin ist die Schildkröte, der er zur Laute vorsingt oder die er vor sich auf dem Tische kriechen und Reisbier trinken läßt.

Die Groteske dieser und der anderen Gestalten, des riesenbäuchigen Hotei, der auf seiner weißen Leibeswölbung wie auf einem monströsen Osterei thront, der Tengus mit ihren endlosen Nasen, der Schlangenhälse, die den Kopf auf- und abschnellen, der Langarme und Langbeine, der grimassenvariierenden Kautschukmasken ist aber nicht dämonischer Art, blocksberggrausig, kielköpfig, delirantisch wie die Visionen des Rops und die Tentations de St. Antoine, voll zerstörendem Hohne. Sie ist, und das unterscheidet sie von den europäischen Grotesken vielmehr voll friedlicher Beschaulichkeit.

Solche Abnormitäten und Monstrositäten, wie von Barnums Hof der Wunder sind in europäischer Darstellung meistens genre diabolique. Aus christlicher Auffassung heraus sind es Spottgeburten, teuflische Gegenbilder zur göttlichen Weltordnung, tückische und grausame Geschöpfe, wie der bucklige Quasimodo, wie alle Höllenbreughelein, Goyas und Verwandtes. Dies Gefühl des Schauerlichen, das für uns selbst der komischen Abnormität anhaftet, scheint dem Japaner fremd zu sein.

Im Gegenteil, gerade aus der Merkwürdigkeit und Ungewöhnlichkeit der Gestalt gewinnt er sich eine Verstärkung für seine Gemütlichkeit und Fröhlichkeitsvorstellung. Diese Phantasiegestalten so grimassierend und bizarr verwirrend in ihrer Erscheinung werden gerade als Beispiele stillvergnügten Lebensgenusses abgebildet, ja ihre Monstrosität wird ihnen zu einer Quelle neuen Amüsements. Sie sehen nicht nur drollig aus, sie haben selbst die größte Lust an der Drolligkeit, an ihrer und der der anderen. Und sie sind ein zufriedenes Völkchen mit einem Glückstalent, das im Kleinsten seine Ergötzlichkeiten findet und mit unerschütterlichem Gleichmut das Leben führt. In den bildlichen Darstellungen erkennen wir die Vorstellung des Japaners von einer Existenz in heiterer Seelenruhe und einer Genußfähigkeit, die durch Sonne und Blütenduft schon glücklich wird — japanischer Lazzaronismo.

Diese Götter wandeln in sich froh an den Abhängen, wo die Schleierfälle gleiten und können stundenlang dem fallenden

Tropfen nachschauen oder sie bummeln voll Wanderlust, wie die indischen Derwische, die Bairaghis Kiplings, mit der Bettelschale, bedürfnislos, besitzlos, die Freiheit des Augenblicks genießend, durch nichts aus der Stimmung gebracht, — die wahren Herren der Erde.

Solch Lebenskünstler ist vor allem Hotei, „ein dickbäuchiger Glatzkopf mit fleischigen Ohren, mit unrasiertem Gesicht, in losem Gewand, das die haarige Brust und den dicken Leib sehen läßt."

Sein Vergnügen ist's auf einen Büffel dahinzujagen, laut lachend über die tolle Fahrt. Oder er streckt sich lang in einen Kahn, der unter blühenden Zweigen bei Vogelsang am Ufer treibt.

Die schlichte Gemütsart dieser Götter erkennt man an ihrem Umgang. Sie sind Kinderfreunde und spielen mit den Kleinen wie der Vater Nil mit den Seinen. Hotei läßt sich auf dem großen Sack wie auf einem Schlitten von ihnen ziehen und auf der weißen Riesenwölbung seines Bauches malt er ihnen lustige Figuren. Fukurokuju trägt sie auf seinem hohen Kopfobelisken, der auch sonst noch zu manchem parterregymnastischen Scherz herhalten muß.

Außer den Kindern sind ihre innigsten Freunde die Tiere.

Fukurokujus Schildkröte lernten wir schon kennen, ein anderer Gott, der befriedigt schmunzelnde Ebisu hält zärtlich unter dem Arm einen großen karpfenschnäuzigen Fisch, den Tai. Er gleicht aufs Haar dem Wirt vom Cabaret Lyonais in Paris, der vor dem Fischgang den munter zappelnden Flößling im Arm präsentiert. Ein anderes Lieblingstier, das des Daikoku ist die Ratte.

Wie die muntere Kompanie zu leben versteht und wie die Japaner selbst sich die Heiterkeit des Daseins ausmalen, zeigen die Geselligkeitsscenen: das glückhafte Schiff mit den fidelen Sieben und das Liebesmahl.

Da sitzt Ebisu den treuen Fisch im Arm und fächelt sich in wunschloser Beschaulichkeit. Die schöne Göttin Benten singt zur Laute und der Göttergreis Jurojin, der sich ehrbar und bedächtig die rundäugige Li-Hung-Tschan-Hornbrille aufgesetzt hat, brummt aus dem Notenbuch mit. Daikoku, Ebisu und Fukurokuju tanzen dann und Hotei schlägt auf seinem Trommelbauch den Takt dazu. Die Ratte des einen Gottes benutzt diesen günstigen Moment, um den momentan vater- und schutzlosen Fisch zu attakieren. Dazwischen giebt es Reisbier, ungeheuer viel Reisbier.

Liebevoll wie die Göttergrotesken sind auch die Tiergrotesken. Und ebenso wie die menschliche Ungestalt nie ins Unheimliche gewendet wird, so werden auch bei den Tierdarstellungen alle Monstrositäten ins Heitere, Gemütliche verwandelt. Sogar der Polyp, das grauenvolle Zwittergeschöpf Edgar Allan Poescher Phantasie, verwandelt sich in einen freundlich grinsenden lustigen Burschen. Als Orchestrion produziert er sich auf der Meerklippe im Spiel der Wellen. Der Vielarmige schlägt gleichzeitig die Guitarre, die kleine und die große Trommel und bläst dazu die Flöte. Und die Fische und Wasserjungfrauen lauschen verzückt dem holden Spiel. So hat die Meeridylle der genial vertrunkene Kiosai gemalt, der sich selbst nach dem Trunkdämon Shojo nannte.

Und die anderen Insassen der künstlerischen Menagerie werden mit Vorliebe in den glücklichen Momenten ihrer Existenz erfaßt, in Stimmungsscenen Heinrich Seidelscher Haustierbehaglichkeit, die sich anheimelnd auf die Menschen reflektiert. Da sitzt menschlich hingehockt das kluge Pferd, das nicht nur seinen Reiter, den berühmten Helden Handan sicher zu tragen weiß, sondern ihm auch gern vor dem Brett als Partner beim Gospiel dient.

Der Dachs spielt Abends in der Dämmerstunde am Waldesrand Pan im Busch und trommelt sich auf seinem wohlgefüllten Bauch ein Schlummerlied.

Große Sympathie gehört den Schildkröten. Teiko hat ihnen ein Frühlingsbachanal bereitet und sie eifrig das köstliche Naß schlürfend um die Sakeschale versammelt und mit großer Kunst und liebevoller Vertiefung hat er in den kleinen dreieckigen Köpfchen die verschiedenen Trinkertemperamente dargestellt bis zu dem Humor des von süßem Wein vollen Krötleins, das sich auf den runden Rückenschild bequem ausstreckt und die Pfötchen über den schön gemaserten Bauch sattsam breitet.

Affen und Frösche sind nicht minder Favoris.

Beider Volk unternimmt eine Frühlingsfahrt, kränzeschwer, und ein besonders bevorzugter Affe reitet neben dem Triumphwagen auf einem Schwein.

Mit wenig Ausnahmen — das ist das Wesentliche und darauf geht das Buch zu wenig ein — haben alle diese Grotesken außer dem Stimmungscharakteristikum der Beschaulichkeit noch in ihrem Extérieur etwas sehr Charakteristisches. Sie sind nicht rein stoffliche Genremalerei, sie sind dekorativ. Sie erreichen die Mischung aus Vignette und Idylle, aus Darstellung und Dekoration. Sie geben ein Bild, das stofflich angesehen werden kann und eine lustige Anekdote vorträgt, das aber gleichzeitig durch Linienführung, Arangement, Ausschnitt ein „von allem Zweck genesenes" dekoratives Motiv ist.

Wenn Hokusai die Geschichte von den gespenstischen Aalen erzählt, die lang und länger sich aus dem Korb winden und die drei Diener laokoontisch umschlingen, so kommt es ihm weniger auf das Unheimliche der Darstellung an, als darauf, ein künstlerisches phantastisches Linienspiel walten zu

lassen. Das Ringeln der Aale, deren schwarze Curven sich von der großen hellen schriftgezierten Vase des Hintergrundes abheben, ihre Kreuzungen, ihr dunkles Spiel um die weißen Glieder der sie bändigenden Menschen wird zum Ornament.

Wenn der Windgott mit voller Kraft im Firmament arbeitend dargestellt wird, so ergiebt das nicht allein ein mythologisches Bild. Ein geistreiches Spiel von Licht und Schatten im Raum, eine Geschmacksetude, von allem stofflichen abgesehen, können wir darin genießen: Ein Wirren schwarzweiß huschiger Wolkentupfen, in dessem Dunkel es wie ein riesiger Halbmond grell aufleuchtet und ein Strahl kreidig zischt, wie der weißglühende Lichtkegel eines Scheinwerfers.

Und wenn Hokusai den Effekt der Windgottscherze auf der Straße schildert, so ist es nicht allein die Komik windgeschüttelter Menschen, nicht, wie die Verfasser meinen, ein dem Hendschelschen Skizzenbuchwitz verwandtes Situationsvergnügen, das den Künstler treibt. Er ist viel zu artistisch, um an dem Schwank allein Ergötzen zu finden. Er lacht auch, wenn dem Geschenkträger das Tuch von der sorglich bedeckten Kostbarkeit um die Ohren fliegt und das Kakomono vom Sturm auseinandergerissen wird und wie eine Fahne um den Trabanten flattert. Aber gleichzeitig folgt sein Auge feinschmeckerisch dem kühnen Serpentingeflatter der weichen Stoffe, den verwegenen Gewandstudien, die in tollen Kreiseln sich hier darbieten, der allgemeinen Auflösung aller Dinge in rasendem Wirbel. Und als er das nachbildet ist es keine Burleske aus dem Cirkus mehr, sondern eine sprühende Studie von unerhörtem Reiz des Rhythmus.

Die Bilder der Engel, die im Raum schwebend gleich den Kindern der Welt, den Geishas, ihr Pfeifchen rauchen, sind nicht nur religiöse Miniaturen. Der ziehende sich lang kräuselnde Rauch, die flatternden Schleierkleider, die welligen Wolken vereinen sich zu einer harmonischen Linienmusik, und die Wolkenbandmotive werden in immer neuen Figurationen variiert.

Wie Götter und Menschen so werden auch die Tiere dekorativ behandelt. Die Fabeltiere meist heraldisch, so der „Karaschischi“ der chinesische Löwe mit den Ringellocken. Der Tierkreis dient stilisiert zu Friesen an Tempeln, Pagoden, Broncen und Steinlaternen. Aber auch die irdischen Tiere sind fast immer, selbst in anekdotischen Scenen nach Schmuckprinzipien arangiert. Beliebt ist die Affendekoration. Naonubu zeichnet einen mondsüchtigen Affen, nicht nur der Groteske dieses Pierrot Lunaire halber, sondern wegen der pikanten Flächen-Kontrastwirkung des dunkelhaarigen Affenleibes zu der fahlhellen Mondkugel. Und wie ein Pendantmond wirkt der helle kahle Kopf des Tieres auf dem schwarzen Körper. Diese künstlerischen Reize der Mondoptik hat übrigens wohl am feinsten Hiroshige ausgeschöpft, der — Seidlitz hat in seinem Werk über den japanischen Farbenholzschnitt (Dresden Kühtmann) das Blatt gebracht S. 201 — die schattenhaften Wildgänse unter der blanken Mondscheibe, wie unter einem seidenbespannten transparenten Reifen hinstreichen läßt.

Der gleiche Naonobu ist ebenfalls dekorativ in seiner Affenkette. Es ist ein Spiel voll Geschmackwitz und formalem Scherz, wie die Blüten langtraubig von den Zweigen hängen und ihnen verwandt wie Früchte desselben Baumes, die Affenherde, Arm in Arm gehenkelt daran schaukelt.

Die seltenste Delikatesse der Schmuckphantasie zeigt sich aber in allen Darstellungen aus der Vogelwelt. Das Cloisonné der Flügel, die Grazie des Fluges in architektonischer Gliederung, die Gruppierung in Büschen und auf Bambusstauden, unter nickendem Blättergezweig wird mit subtiler Kleinkunst gestrichelt. Und doch, trotzdem immer ein dekoratives Motiv herauskommt, ist das ganze nie nature morte, sondern immer lebendes Bild voll realistischer Beobachtung, ein Idyll oder ein Pastorale.

Sorgsam wird in allen Scenen der Rahmen behandelt. Nie wird vergessen, ihm einen wenn auch bescheidenen mit wenigen Strichen sicher gespendeten Schmuck zu erteilen, durch ein Detail eine Note der Anmut zu geben.

In solchen Zügen erkennt man das, was Seidlitz den kalligraphischen Charakter der japanischen Malerei nennt.

„Die Gleichstellung der Malerei mit der Kalligraphie erklärt nicht nur den dekorativen Charakter der japanischen Kunst, deren weitgehende Stilisierung, die große Bedeutung, die dem Gleichgewicht der dunklen und hellen Massen in ihr zukommt, die Unterordnung der Farbe unter die dekorativen Zwecke, sondern auch die außerordentliche Freiheit, die die japanische Kunst sich trotz eines so formalistischen Strebens stets bewahrt hat. Denn das Wesen der Kalligraphie besteht nach japanischen Begriffen nicht etwa in der Sauberkeit und Gleichmäßigkeit der Durchführung, die leicht zu Erstarrung führen können, sondern vornehmlich darin, daß man das, was man auszudrücken hat, in möglichster Vollkommenheit, dabei aber mit dem geringsten Aufwand von Mitteln darstellt.“

So erreicht es Matsumoto in seiner Sperlingsgesellschaft, die sich um den Märchenerzähler gruppiert, die Vorstellung des abgeschlossenen Raumes, eines Interieurs dadurch zu geben, daß er im Hintergrund mit Strichen, die man zählen kann, einen Para-

vent hinwischt und auf diesen Paravent einen Blütenzweig hinstreut. Und die Verteilung von schwarz und weiß, die glücklich hingesetzten sparsamen kalligraphischen Federzüge bewirken, daß die hellen ausgesparten Papierstellen genau solch dekorative Faktoren werden wie die verzierten.

Sehr markant ist die Schmucknuance in einem kleinen Bildchen, das die Sage von den in Totenköpfe verwandelten Steinen illustriert.

Die grinsende Schädelstätte ist fein säuberlich im Vordergrund auf der Erde aufgeschichtet, aber viel wichtiger als das Grundmotiv schien dem Künstler die Gelegenheit, eine Gartenminiature zu geben, und mit feiner Feder strichelt er eine Pavillonwand und Bank aus durchbrochenem Holzwerk, beide amüsant durch den Rahmen halb weggeschnitten, und hinter der Ecke hervornickend ein Blütenzweig.

Das sind Nichtigkeiten, die aber bewunderungswürdig gerade im Fortlassen sind, darin, daß sie so wenig geben und doch schmücken.

Beim Durchblättern dieses Buches merkt man wieder, wie viel Europa von Ostasien gelernt hat in allem, was die Nuance, das malerische Epigramm, die geistreiche Silhouette, den Flächenscherz, die Pointe mit reduzierten Mitteln angeht. Unter vielen anderen läßt sich ein japanischer Valloton entdecken. Es ist Keisai, der Blageur im flüchtigen suggestiven Umriß. Er läßt aus dem Hintergrund eine Kolonne Bettelmönche aufziehen, die ersten Paare mit angedeuteten Gesichtern, dann aber sind es nur noch weiße Halbkugeln auf schwarzen Krägen. Und die schwarz-weiße Wirkung dieser zusammengeballten Masse ist nicht nur witzig, sondern in ihrem Raumarrangement auch dekorativ.

An Vallotons Dünenbild erinnert die Uferzeichnung desselben Künstlers, deren Pointe in der Anordnung der großen Sonnenhüte liegt, die über dem Abhang hervorragen. Aus ähnlich formalistischem Esprit stammen Hokusais Bewunderer des Fujiyama. Hier kommt die Wirkung aus der Zusammenstellung der fünf von hinten gesehenen Kahlköpfe mit dem aufragenden Riesenkahlkopf des berühmten Berg Fuji.

Aus einem richtigen Gefühl heraus beschränkt sich das Buch nicht auf Zeichnungen und Holzschnitte, sondern es bringt auch Objekte der angewandten Kunst: Schwertstichblätter (Tsuba) eingelegt, tauschiert, ziseliert (besonders schön das Relief mit dem Affen, der frappiert sein Ebenbild in Elfenbein geschnitzt in der Hand hält und durch das Augenglas betrachtet); Messergriffe, Gürtelknöpfe (Netsuke).

Alle diese Zweckobjekte haben meistens in ihrem Schmuck, der mit vollendetem Takt dem kleinen Raum eingegliedert wird, nicht das dekorative Motiv an sich, wenn auch natürlich ein einfacher Blütenzweig, eine Schnecke, ein Falke vorkommt. Sie bevorzugen einen Schmuck, der gleichzeitig erzählenden Inhalt hat, eine Anspielung auf Sagen-, Heroen-, Göttermotive giebt.

Und diese Objets d'art bestätigen, was wir an den Bildern zu erkennen glaubten, daß die Japaner eine schwer vereinbare Mischung geschmackssicher treffen, gleichzeitig zu fabulieren und zu dekorieren und dabei doch nicht überladen zu werden.

Oekonomische Aesthetik ist ihr Geheimnis und darin sind sie unerreichte Erzieher.

F. P.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Eindrücke aus England.

Erlebtes und Beobachtetes

von **Ed. Bernstein.**

England ist viel und von berufenen Federn geschildert worden; wer es unternimmt, von Neuem an eine Schilderung englischen Lebens heranzutreten, von dem wird und darf man erwarten, daß er nun auch wirklich Neues darüber zu sagen hat. Darauf wird indeß für die nachfolgende Skizze nur in sehr bedingtem Umfange Anspruch erhoben. Sie will den vorhandenen Charakteristiken von Land und Leuten des Inselkönigreichs nur individuelle Aufnahmen, aber kein generalisirendes Gesammtbild hinzufügen. Nicht nur weil dem Verfasser zu einem solchen sehr viel Voraussetzungen fehlen, sondern weil auch sein Aufenthalt in England in eine Epoche fällt, die in sehr wesentlichen Punkten als eine solche des Uebergangs bezeichnet werden muß — eine Epoche, in der Vieles, was bis dahin zu den Eigenthümlichkeiten des englischen Volkslebens gerechnet wurde, seinen Charakter zu verlieren beginnt, ohne daß sich doch die Größe und der Ausgang der eingeleiteten Umwandlung schon übersehen oder abschätzen läßt. England, das scheinbar so konservative, so unerschütterte, macht seit einem halben Menschenalter eine tiefgehende soziale Umwälzung durch, die sich immer deutlicher auch in einer Aenderung der Volkssitten verkündet. Aber diese Wandlung vollzieht sich bei alledem doch wieder so organisch langsam, daß der Beobachter beständigen Täuschungen über den Grad ihres Fortschritts ausgesetzt ist. Er stößt heute auf Thatsachen, die sie ihm als sehr weit gediehen erscheinen lassen, um morgen vor Dinge gestellt zu werden, die ihn zweifeln lassen, ob es überhaupt so etwas wie eine Entwicklung giebt. In dem einen Moment ist er versucht, von Andern herrührende Schilderungen als unwahr zu bezeichnen, im nächsten aber beschleicht ihn das Gefühl, daß, was er zu beschreiben hat, schon längst, und besser als er es könnte, von Andern beschrieben worden ist. Aus diesem Grunde beschränke ich mich im Nachfolgenden darauf, Eindrücke aus England wiederzugeben, die nicht mehr sein wollen, als tendenzlose Momentaufnahmen, Skizzen eines Beobachters, der wohl für Alles, was er sieht, Interesse hat, der aber nur Lernender und nicht Kenner ist.

* * *

Als ich vor über zwanzig Jahren — im Dezember 1880 — das erste Mal englischen Boden betrat, da mochte es wohl in seinen wesentlichen Zügen noch das alte England sein, das sich mir damals präsentirte — nicht das old merry-England früherer Jahrhunderte, sondern das lederne, im nüchternsten Utilitarismus verphilisterte England der Epoche, die man heute in England als die der mittleren Regierungsjahre der Königin Viktoria, als „midvictorian

era“ bezeichnet. Wohl raste und tobte es grade jenseits des St. Georg-Kanals. Unter Führung von Parnell, John Biggar und Michael Davitt erhob Irland sich aufs Neue, aber in England schien das Volksleben sich im konservativsten Geleise zu bewegen, die Aristokratie und Bourgeoisie unbestrittener als je zu herrschen, die Arbeiterklasse theils in Elend, Rohheit, Unwissenheit und theils in dem Bestreben dahinzuleben, es nach Möglichkeit der Bourgeoisrespektabilität nachzumachen. Gelegenheit, mich selbst davon zu überzeugen, hatte ich freilich nicht und suchte sie auch nicht. Mein Besuch war nur ein flüchtiger und hatte einen ganz andern Zweck: ich sollte die beiden Männer kennen lernen, die den Bestrebungen der Partei, der ich angehöre, die theoretische Begründung gegeben hatten: Karl Marx und Friedrich Engels. Und ihnen und was mit ihnen und der Partei in Verbindung stand, galt all mein Denken und Sinnen in den acht Tagen, die ich damals in London zubrachte. Die Stadt selbst mit all ihren Sehenswürdigkeiten war mir nur der Hintergrund für sie.

Es war die erste Zeit des Sozialistengesetzes, und mittelbar durch dasselbe ins Ausland verschlagen, hatte ich mich dort, was ich vorher nicht war, zu einem großen Verehrer von Marx und Engels entwickelt. Davon war ihnen freilich nichts bekannt. Im Gegentheil, das Wenige, was sie von mir gehört hatten, ließ mich ihnen als einen ziemlich bedenklichen Kunden erscheinen, und wäre ich nicht in Begleitung August Bebels zu ihnen gekommen, so würde meine Aufnahme schwerlich eine sehr ermunternde gewesen sein. So jedoch gab es zwar allerhand Blitz und Donner, aber der Zweck meiner Reise, das Mißtrauen der „beiden Alten in London“ gegen die „Züricher“ zu beseitigen, ging doch in Erfüllung.

Friedrich Engels war übrigens damals nichts weniger als ein „Alter“. Obwohl er eben die Sechzig überschritten hatte, machte er auf Bebel und mich den Eindruck eines kräftigen Vierzigers. Im Schnellauf durch London's Straßen nahm es keiner mit ihm auf. Und ungestüm wie sein Gang, war sein geistiges Temperament. Wie im Sturm brauste der hochgeschossene Mann mit dem noch braunen Haar wiederholt während der Debatten auf, die wir damals führten. War aber der Sturm vorbei, so gab es auch um so klareren Sonnenschein. „Trinken Sie, junger Mann,“ lautete gewöhnlich die Einladung zum Frieden, denn in der Werthung eines guten Glases Wein oder Bier war Engels durch und durch Rheinländer geblieben. Auch sonst hatte er, wenn ich mich so ausdrücken darf, den heimathlichen Erdgeruch bewahrt. In seinem Hause ward, da sein Hauspersonal englisch war, fast nur englisch gesprochen. Mit uns Deutschen aber sprach Engels nur deutsch, und zwar ein Deutsch von musterhafter Reinheit, frei von allen Anglizismen, die sich dagegen nicht selten bei Marx in die Rede mischten.

Marx war, obwohl nur zwei Jahre älter als Engels, im Verhältnisse zu diesem wirklich ein alter Mann. Das einst tiefschwarze Haupthaar war völlig weiß und obendrein ziemlich stark gelichtet. In der Unterhaltung war er für gewöhnlich sehr viel ruhiger als Engels; seine Sprechweise machte den Eindruck, als habe man es mit einem Manne zu thun, der sein ganzes Leben hindurch nichts als ein Lehrer gewesen sei. Als ich nach dem ersten Besuch bei Marx mich Engels gegenüber verwundert darüber ausdrückte, daß der Mann mit dem väterlich milden Lächeln, das sich zu einem so herzlichen Lachen steigern konnte, der als schroff und verbissen verschriene Marx sein solle, meinte er, der „Mohr“ — Marx's Rufname im engeren Familien- und Freundeskreis — sei freilich mit den Jahren sehr viel ruhiger geworden, aber gehörig wettern könne er doch noch immer. Und das sollte ich bald genug zu verspüren bekommen. Der Versuch, ein kurz vorher erschienenes Buch eines Freundes wenigstens mit

Bezug auf Anlage und Tendenz gegen die ziemlich scharf abweisende Kritik von Marx zu vertheidigen, mußte als hoffnungslos von mir aufgegeben werden. Und doch zeugte dieses Buch von viel intimerem Eindringen in Marx's Hauptwerk als die Masse der damals produzirten sozialistischen Aufsätze.

Es scheint, daß, wo Bücher in Betracht kamen, Marx und Engels ganz besonders streng urtheilten. Ich habe den Eindruck, als ob die rein negative Thatsache, daß ich trotz meiner dreißig Jahre bis dahin noch kein Buch in die Welt geschickt hatte, mir damals bei Engels, dem ich dies gestand, wesentlich zu Gute gekommen ist.

Eine Erinnerung aus jenen Tagen dürfte von allgemeinerem Interesse sein.

Eines Abends wanderten wir allesammt in eine ziemlich entlegene Straße, wo im Klassenraum einer Sektenschule eine Abendunterhaltung zu einem wohlthätigen Zweck stattfand. Es handelte sich darum, der Wittwe eines Kommunarden die Mittel zum Einkauf in irgend ein Institut zu verschaffen. Unter diesen Umständen war es erklärlich genug, daß zu den Vortragenden u. A. Marx's jüngste Tochter Eleanor gehörte und im Zuschauerraum neben Marx, Engels, Paul Lafargue noch eine ziemliche Anzahl Sozialisten aus aller Herren Länder, darunter der vielgenannte „Nihilist“ Leo Hartmann, saßen. Um so mehr überraschte es mich dagegen, auf dem Programm für die Unterhaltung zu lesen, daß die Königin von England „mit einem Beitrag von 10 Pfund Sterling an der Spitze der Subskription“ stehe. Allerdings war der Zweck der Sammlung auf dem Programm nicht genauer fixirt, doch machte es auf mich, der ich von ihm unterrichtet war, einen etwas verblüffenden Eindruck, die Königin von England in dieser Weise mit der Kommune in Verbindung gebracht zu sehen. Die Unterhaltung selbst war im Ganzen ziemlich farblos. — Bei den männlichen Vortragenden fiel mir ihr ziemlich linkisches Benehmen und eine fade Süßlichkeit im Tonfall auf. So ward der Refrain einer Uebersetzung des bekannten Zecherliedes „Im tiefen Keller sitz ich hier“ vom Sänger in einer Weise gesungen, als ob er einer jungen Dame im Salon verliebt zutrinke, statt im Weinkeller beim Küfer des Basses Grundgewalt zum Besten zu geben. Auf dem Podium schien Alles für eine empfindsame Theeunterhaltung der guten Gesellschaft abgestimmt zu sein, womit das wirkliche Auditorium in dem nur spärlich erleuchteten und recht primitiv ausgestatteten Saal nicht wenig kontrastirte. Eine der wenigen Ausnahmen von den Vortragenden machte Eleanor Marx, die eine ungezwungene Anmuth entwickelte und Brownings „Rattenfänger von Hameln“ sehr wirkungsvoll rezitirte. Die zu einem so tragischen Ende bestimmte Tochter von Marx war damals ein schlankes junges Mädchen mit blitzenden schwarzen Augen und einem überaus wohlklingenden, reichmodulirten Organ. Man merkte es ihr an, daß sie sich beim Vortrage so recht in ihrem Element fühlte. Wie sie mir später oft erzählte, wäre sie für ihr Leben gern zur Bühne gegangen, und ohne ihre leidenschaftliche Liebe für das Theater wäre sie auch schwerlich das Opfer des Mannes geworden, den sie in unseliger Verblendung zu ihrem Lebensgefährten erkor. Zu den Eigenschaften, durch die er sie faszinirte, gehörte auch die, daß er ein gewisses dramatisches und schauspielerisches Talent besaß. Aber während er bei alledem nur ein Nachdichter und mittelmäßiger Komödiant war, hatte sie wirklich das Zeug zu einer tüchtigen Darstellerin. Und echt wie ihr dramatisches Talent war ihre Verehrung für die großen Vertreter der dramatischen Dichtkunst, vor allem Shakespeare, den sie vergötterte.

* * *

Zwei kurze Besuche Englands in den Jahren 1884 und 1887 brachten mich ebensowenig wie der vorhergehende in intimere Beziehung zu Engländern und englischem Leben. Auch als ich im Jahre 1888 zu dauerndem Aufenthalt nach England kam, verging eine ziemlich lange Zeit, bis ich einen leidlichen Einblick in englische Verhältnisse gewann. Zum größten Theil lag die Ursache davon bei mir selbst. Meine Berufsarbeit war fast ausschließlich der Verfolgung und Besprechung der Vorgänge in Deutschland gewidmet, Zeitmangel und das Bewußtsein unzulänglicher Beherrschung der englischen Sprache hielten mich lange gleichmäßig davon ab, in näheren Verkehr mit Engländern zu treten; dagegen kann ich nicht sagen, daß ich mich durch die englische Art irgendwie abgestoßen fühlte. Sehr bald empfing ich den Eindruck, der auch noch heute bei mir vorherrscht, daß sich die Engländer daheim im Ganzen sehr viel besser geben als auf dem Festlande, oder wo sonst sie sich in der Welt als Reisende herumtreiben. Auf eine sehr große Anzahl von Fällen, wo mir und Bekannten von mir als Fremden von Mitgliedern verschiedener Gesellschaftsklassen in liebenswürdigster Weise Auskünfte ertheilt und unverlangte Gefälligkeiten aller Art erwiesen wurden, kommen ganz verschwindend wenige Fälle von Unhöflichkeit oder Rücksichtslosigkeiten. Ganz überraschend war für mich die Vertrauensseligkeit, auf die ich in der ersten Zeit meiner Ansiedlung und auch später in London stieß, wenn Wohnungssuche und dergleichen mich in Verbindung mit Leuten brachte, die in mir nur den Ausländer sahen. Unzweifelhaft sind die Masse der Engländer weniger mittheilsam als die Masse der Deutschen — von Franzosen oder Italienern gar nicht zu reden. Aber ihre Zurückhaltung ist keineswegs immer Theilnahmlosigkeit, so wenig die Ruhe, die sie für gewöhnlich im Auftreten an den Tag legen, mit Ertödtung der lebendigen Empfindungen identisch ist. Wie kann derselbe Mensch, der uns soeben noch im Büreau, im Lesezimmer, auf der Bahn als ein Eiszapfen an kühler Korrektheit erschien, beim Sport oder sonstigem Spiel sich mit einem fast kindlichen Uebermuth in einer Weise gehen lassen, die alle Altersunterschiede und Klassenscheidungen vergessen macht! Und welcher Gemüthswallungen ist der Engländer in Versammlungen und im Theater fähig.

Die Seele des Kulturmenschen, überall ein komplizirtes Instrument, ist dies nicht zum Wenigsten bei dem Volk, das die moderne bürgerliche Kultur zuerst entwickelte, den Engländern. Wie sein Land in seinen Einrichtungen und seinem Klima, bietet auch das Gemüth des Engländers die größten Widersprüche dar. Der prosaischste Geschäftsmann wird uns morgen durch einen unglaublich naiven Romantizismus überraschen. Ich glaube nicht, daß irgendwo sonst in der Welt soviel romantischer Sinn zu finden ist, wie in England. In Deutschland und Frankreich war die Romantik eine Zeitströmung, in England ist sie eine chronische Affektion. Man könnte auch sagen, ein konstitutioneller Zustand und würde alsdann zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Birgt doch auch die politische Konstitution des Landes, sein ganzes öffentliches Leben allerhand mittelalterliche Romantik. Nie wird man die Engländer richtig beurtheilen, wenn man ihr Verhalten nur unter dem Gesichtswinkel der einen Seite ihres Nationalcharakters, hinsichtlich deren sie in der ganzen Welt als typisch betrachtet werden — als Nation von Geschäftsleuten — zu begreifen sucht. Will man ihnen in Lob und Tadel gerecht werden, so thut man gut, sich das Wort gegenwärtig zu halten, mit dem sie gelegentlich selbst halb ärgerlich und halb apologetisch zur Erklärung gewisser Widersprüche in ihren Einrichtungen und Handlungen herausplatzen: We are an illogical nation.

Vom ersten Augenblick fast, wo wir den Fuß auf den englischen Boden setzen, springen uns Beweise für die Berechtigung dieses Wortes entgegen. Wir

sehen die praktischsten Einrichtungen neben allerhand veraltetem und unpraktischem Trödel, für dessen Erhaltung nur ein Moment spricht: die Befriedigung, die das am Alten hängende Gemüth aus ihm zieht. Wo in der Welt, die angelsächsischen Länder ausgenommen, findet man noch den mittelalterlichen Klopfer an der Haus- oder Wohnungsthür? Und wenn er noch irgendwo anderwärts sein Dasein fristet, wo hat man elektrische Glocken und Klopfer gleichzeitig an den Thüren, Mittelalter und Neuzeit in trauter Harmonie beieinander? Nun mögen für den Klopfer auch praktische Vortheile sprechen, aber in neun von zehn Fällen ist es das Gemüth und nicht der besondere Nutzen, dem er seine Erhaltung verdankt. Das Tocktock! des Thürklopfers ist der Kuhreigen des Engländers.

Und nicht blos des geborenen Engländers. Daß ich es nur gestehe, indem ich dies schreibe, packt mich selbst etwas wie Sehnsucht nach dem alten Burschen. Elektrische Glocken sind sehr schön, aber sie sind charakterlos. Ob es der Briefträger ist, ob ein Hausgenosse, ob ein Fremder, der sie in Bewegung setzt, es ist immer der gleiche schrille Ton. Wie anders der Klopfer! Wie bald markirt sich die Individualität des Klopfenden an seinem Ton. Der Briefträger z. B. ist gar nicht zu verkennen, er hat im ganzen Lande seine besondere Art zu klopfen, die das Monopol des Berufes ist und nur wenige vorlaute Knaben ihm nachzumachen suchen. Jeder Hausgenosse hat gewöhnlich seinen eigenen Ton oder Takt im Klopfen, und selbst bei Fremden hört man ein bischen heraus, weß Geistes Kind der Klopfende ist und was die Natur seines Begehrens. Bei der elektrischen Glocke wird das alles unterdrückt. Es mag nun diese Uniformität des Ankündigens moderner sein, aber die Masse der Engländer kann sich vom alten Klopfer nicht trennen, und so muß mindestens die elektrische Glocke ihr Reich mit ihm theilen.

Und dann das offene Kaminfeuer! Man setze dem „praktischen" Engländer auseinander, daß beim Heizen mittelst offener Kamine elf Zwölftel der Feuerung zum Teufel gehen, man rechne dem Sohn des „Krämervolkes" vor, daß er beim geschlossenen Ofen mit weit weniger Kosten ein behaglich warmes Zimmer haben könne, es wird das alles — wir dürfen sagen, in den Kamin gesprochen sein. Er wird dem Rathgeber einräumen, daß er durchaus im Recht sei, aber nach den gar nicht praktischen Maxime des weiland Don Carlos handeln, daß ein Augenblick gelebt im Paradiese, wenn nicht den Tod, so doch unzähliges Frösteln und Zähneklappern aufwiege. Das heißt, er wird fortfahren, trotz vorzüglichen Heizmaterials den Winter in schlecht durchwärmten Zimmern zuzubringen, um nur dafür den allerdings anheimelnden Anblick des offenen Feuers haben und von Zeit zu Zeit allein oder mit lieben Personen eine Stunde vor dem Kamin sitzen und dem Verbrennen der Kohlen zuschauen zu können. Ohne Kaminfeuer ist für ihn der Begriff des Heim undenkbar. Und wenn er, der Kohlennoth gehorchend, aber nicht aus eignem Trieb sich wirklich entschließt, einen Ofen aufzustellen, so muß auch hier das Neue den Platz mit dem Alten theilen. Der Kamin bleibt, damit bei erster Gelegenheit dem Eindringling der Dienst gekündigt und an das offene Feuer zurückgekehrt werden könne.

Wenn England das moderne Rom ist, dann ist der Kamin das heilige Herdfeuer des modernen Römers.

Ist aber England dem Reich der Quiriten zu vergleichen oder ist es nicht vielmehr das nordische Karthago, von ähnlichem Schicksal bedroht wie das phönizische Emporium? Der Catone sind gar viele, die dem meerumspülten Albion das delenda est geschworen haben. Und ist doch auch von seinem Namen der Begriff der Perfidie heute ebenso untrennbar, wie dereinst punisch und heimtückisch für gleichbedeutend galten. Freilich, mit welchem Recht grade römische

Politiker die Treulosigkeit als eine spezifisch karthagische Eigenthümlichkeit bezeichnen durften, muß ebenso dahingestellt bleiben, wie der Anspruch des ersten Napoleon, über irgend eines Landes Perfidie sich zu beklagen. Die Nationen haben sich in der Regel selten einander sonderlich treu erwiesen, und die Engländer wissen ein artiges Register von Beispielen aufzuzählen, wo andre Staaten oder Staatsmänner England das Wort gebrochen haben. Lassen wir aber das Land und die hohe Politik beiseite und wenden uns dem Volke zu, so ist das gegebene Wort in England mindestens eben soviel werth, wie irgendwo anders.

Ja vielleicht noch etwas mehr. Wenigstens habe ich im englischen Geschäftsverkehr die mündliche Verabredung in viel höherem Maße als bindend gefunden, als ich es von der Heimat her gewohnt war, wo — wie mir ein rechtsgelehrter Freund erklärte, unter dem Einfluß des preußischen Landrechtes — ein Geschäftsvertrag erst mit der Unterschrift wirklich bindende Kraft erhält, bis dahin aber ein Rücktritt noch für erlaubt, wenn auch nicht gerade für schön gilt. Viel strenger als bei uns, fand ich, wird in England die Zurücknahme einer Zusage oder eines Angebots beurtheilt, gleichviel, ob sie mündlich oder schriftlich gemacht worden waren. Die Erklärung, man habe sich die Sache erst noch einmal überlegt und sei dabei zu einer anderen Ansicht gelangt, läßt den Rücktritt nur noch verächtlicher erscheinen. Es mag ein Jeder feilschen, so lange er will und der Andere mit sich feilschen läßt, das wird ihm kein Engländer verargen. Aber der Mensch soll wenigstens wissen, was er will. Hat er einmal zugeschlagen, dann muß der Handel auch gelten.

Aus einem verwandten Gefühl heraus sind die in England so häufig vorkommenden Entschädigungsklagen wegen gebrochenen Eheversprechens und ihre Erfolge in englischen Gerichtshöfen zu erklären. So peinlich solch ein breach of promise Prozeß oft berührt, so undelikat es uns erscheint, Liebesaffären in den Gerichtssaal zu schleppen und durch sein Medium der breiten Oeffentlichkeit preiszugeben, und so häufig es vorkommen mag, daß das angerufene Rechtsprinzip zu gemeinen Erpressungen ausgebeutet wird, so läßt sich doch nicht verkennen, daß dies Rechtsprinzip, ethisch betrachtet, in einer gesunden Moral wurzelt.

Wieviel in England auf Treue und Glauben erledigt wird, illustrirt auch der Umstand, daß auf englischen Eisenbahnen im Inlandverkehr bisher Gepäckscheine für Passagiergut unbekannt waren. Erst ganz neuerdings sind sie auf ein oder zwei Bahnen — und auch da nur erst als fakultative Einrichtung — eingeführt worden. Gar sonderbar unheimlich wird dem zugereisten Ausländer zu Muthe, wenn er, sage, von London nach Liverpool fahren will, und nun an der Abgangsstation mitten im ärgsten Menschengewühl seinen Koffer unregistrirt und ohne jede Quittung einem Gepäckträger anvertrauen soll, um ihn dann an der Endstation sich beim Ausladen selbst zurückzufordern, auf den Kredit seines Wortes sich verlassen zu müssen. Eine Anzahl deutscher Gelehrter, die um das Jahr 1890 einen in Edinburg abgehaltenen wissenschaftlichen Kongreß besuchten und sich auf englischem Boden der Führung des berühmten Chemikers Schorlemmer anvertrauten, der damals in Manchester dozirte, waren, wie dieser später lachend bei Engels erzählte, anfangs schier untröstlich darüber, daß sie für ihr Gepäck keine Scheine in die Hand bekamen, und machten zu seiner Bemerkung, die Sachen seien ihnen mindestens so sicher wie auf deutschen Bahnen, sehr ungläubige Gesichter. Indeß bekamen sie ihr Gepäck richtig zurück. Mir selbst ist einmal ein unsignirter Koffer, der an einem Tage außergewöhnlich starken Verkehrs irrthümlich in einen falschen Waggon gepackt war und nach einer ganz andern Station, als ich, befördert wurde, auf die bloße Beschreibung des Aussehens hin nach Verlauf einiger Tage in die Wohnung nachgeschickt

worden. Zwar beim Bahnverkehr hat man immerhin mit einem größtentheils Beamtencharakter tragenden Personal zu thun. Aber auch im freien Güterverkehr herrscht große Vertrauensseligkeit. Wiederholt habe ich ein Gefühl der Scham zu unterdrücken gehabt, wenn Leute, die ich um eine Quittung für anvertraute Gegenstände bat, mich ob dieses ihnen ungewohnten Verlangens erstaunt ansahen.

Man hat soviel von Spitzbuben aller Art in London gelesen, daß man in der ersten Zeit auf Schritt und Tritt mit solchen zu thun zu haben glaubt. Erst nach und nach kommt man dahinter, daß diese Zunft, der übrigens der Schreiber dieses trotz alledem eines Tages seinen Tribut zu zahlen hatte, in dem großen London doch nur eine kleine Gemeinde ausmacht, und versteht die starke Sorglosigkeit der einheimischen Bevölkerung.

* * *

Ich habe mich oft gefragt, ob diese Vertrauensseligkeit, für die sich noch viele Beispiele anführen ließen, als Zeichen einer vorgeschrittenern Kultur zu betrachten oder ein Stück urwüchsiger Naivetät ist, ein Rest von Barbarismus, den dies Inselvolk sich mitten in der kapitalistischen Aera erhalten hat. Es wäre nicht der einzige britische Charakterzug, der diesen letzteren Namen verdiente. Selbst der größte Freund der britischen Nation kann nicht in Abrede stellen, daß ihr ein gewisser Hang zu allerhand Dingen innewohnt, die den Barbaren kennzeichnen. Es ist gewiß schön, daß die große Masse der jungen Leute in England ihre freien Nachmittage, statt in Wirthschaften beim Kartenspiel, beim Sport in freier Luft zubringen, und es geht einem das Herz auf, wenn man an Sonnabenden in den Londoner Parks und auf den Wiesen in der Umgebung Londons oder anderer Städte eine Gruppe Cricket-, Fußball- oder Tennis-Spieler neben der andern in ihrer hellen Kleidung sich tummeln sieht. Aber gerade der volksthümlichste dieser Sports, das Fußballspiel, artet nicht selten in ein wüstes Stoßen und Schlagen aus und ist überhaupt mit seiner, die gröberen physischen Eigenschaften überwiegend berücksichtigenden Anordnung den Spielen der tiefststehenden Völker sehr verwandt. Auch die Art des Zweikampfes, welche die Engländer für die Erledigung von Konflikten wählen, die Mann gegen Mann ausgekämpft werden sollen: die Boxerei, hat etwas ungemein Ungeschlachtes. Allerdings liegt ihrer Wahl ein sympathischer Gedanke zu Grunde. Wenn schon Zweikampf sein soll, argumentirt der Engländer, dann wenigstens ohne andere Waffen, als die Natur uns gegeben. Wehe dem, der in England beim Raufen sich eines Stocks oder dergleichen bedient, er hat sofort die Menge gegen sich, die dagegen, wo nur geboxt wird, sich ruhig im weiten Kreis um die Kämpfenden aufstellt, damit sie ungestört ihre Sache miteinander ausmachen, d. h. solange boxen können, bis einer der Beiden am Boden liegt, von wo ab er unter ihrem Schutz steht. Auf den am Boden Liegenden noch weiter loszuschlagen, gilt unter normalen Umständen selbst bei den Londoner Helden der Straße, den „Roughs“, für ehrlos. In alledem steckt also offenbar etwas Ritterliches; aber es ist doch eine barbarische Ritterlichkeit. Selbst die Verwerfung aller uns nicht angeborenen Waffen macht davon keine Ausnahme. Die Folgerungsweise, die ihr zu Grunde liegt, ist die unentwickelter Völker. Die Natur hat uns nicht gleich geschaffen, und darum können Waffen eine viel größere Gleichheit der Kampfbedingungen herstellen, als sie die Natur gewährleistet. Der Stoßdegen ist nicht nur die elegantere, er ist auch, genauer betrachtet, die gleichheitlichere Waffe. Dies selbstverständlich, ohne mich für das Duell der Franzosen ins Zeug zu legen.

Folgen wir dem Engländer vom Spiel ins Theater, so zeigt sich uns dasselbe Bild wie dort. In keinem modernen Staat überwiegt in denjenigen Theatern, die das Durchschnittspublikum besucht, noch so sehr die naive Emotion über die Reflektion und intellektuelle Emotion, wie in England. Die Ansprüche an den Inhalt und Aufbau der Stücke wachsen auch hier, aber sie wachsen in anderer Richtung wie auf dem Festland. Es ist immer die Burleske oder das Melodrama, das der Engländer verlangt, wenn er auch auf Musikbegleitung und Gewehr- oder Revolverschüsse Verzicht leistet. Er will lachen oder weinen, empört oder gerührt sein, aber er will es gleich im Gefühl haben, ob er zu lachen oder zu weinen, sich zu entrüsten oder zu begeistern hat. Die grüblerischen Stücke der jüngeren Dramatiker des Festlands finden bei der großen Mehrheit des englischen Theaterpublikums keinen Boden — vielleicht weil dies Volk zu barbarisch gesunde Nerven hat. Es ergötzt sich an starker Kost und verlangt derbe dramatische Roastbeefs mit scharfem Senf und gewürzreichen Saucen. Die feinen Schüsseln, die den Kontinentalen entzücken, erscheinen ihm dagegen fade, alle gemischten Gerichte verdächtig. Es ist noch nicht lange her, daß es die Regel war, und kommt jedenfalls auch heute noch vor, daß in englischen Theatern am Ende des Stückes der Schauspieler, der den Bösewicht gespielt hat, vom Publikum mit Zischen und Huh-Rufen verabschiedet wird. Nicht weil dieses den Darsteller nicht von dem Charakter, den er dargestellt, zu unterscheiden wüßte, sondern nur, weil diese Art der Kundgebung am unmittelbarsten den Eindruck wiedergiebt, den sein Spiel auf die Hörer hervorgebracht hat — sein Spiel oder seine Rolle, denn diese beiden lassen sich hierbei nicht trennen. Die Kundgebung läßt das Kunstverständniß des Publikums als zweifelhaft erscheinen, aber um so deutlicher zeigt sie die Kraft und Ursprünglichkeit seines Empfindens.

Den genannten Eigenschaften wird man es auch auf Rechnung zu setzen haben, daß das englische Publikum von der Bühne her einen Aufwand von Edelmuth verträgt, der anderwärts wahrscheinlich den Spott herausfordern würde. In ihnen wurzelt schließlich auch ein gutes Stück der Kirchlichkeit der Engländer.

Ueber die letztere sind immer noch viel irrige Ansichten verbreitet, und wer sie nur unter dem Gesichtspunkt des Gegensatzes Kirchenglauben-Wissenschaft beurtheilt, der wird nothgedrungen zu ganz falschen Schlüssen gelangen. Auch der geht fehl, der sie vornehmlich unter dem Gesichtswinkel der Betrachtung der Religion als Regierungsmittel der Privilegirten über die Masse abschätzt. Heine sagt in einem seiner noch immer lesenswerten englischen Fragmente, daß wenn man mit dem dümmsten Engländer über die Politik spreche, er immer noch etwas Vernünftiges zu sagen wisse; lenke man aber das Gespräch auf die Religion, so werde selbst der gescheiteste Engländer nichts als Dummheiten zu Tage fördern. Hier hat indeß den großen Dichter, so sehr er im Allgemeinen nach kurzem Aufenthalt Land und Leute mit einer Schärfe der Auffassung geschildert hat, die wirklich nur dem Genie gegeben ist, seine rationalistische Stellung zur Religion verhindert, die Triebkräfte der Religiosität in England richtig zu würdigen. Er spricht zwar schon einige Seiten nach jener Bemerkung von dem Zusammenhang der protestantischen Religion in England mit der Erkämpfung der politischen Freiheiten, aber doch nur als von einer bloßen Reminiszenz der Kämpfe des 17. Jahrhunderts. Für die damalige Gegenwart sah er die protestantische Sache in England nur durch die bischöflich-anglikanische Kirche und deren Klerus vertreten, dessen Gegnerschaft gegen die Emanzipation der Katholiken nach ihm in der Hauptsache nur ein Kampf um die Zehnten war — eine Ansicht, die damals in England selbst mit der größten Schärfe von William Cobbett vertreten wurde, und wie sehr Cobbett auf Heine eingewirkt hat, giebt dieser selbst unumwunden zu. Aber selbst wenn jenes Urtheil zutraf, und daß

es ein gutes Stück Wahrheit enthielt, wird man schon zugeben müssen, so war der anglikanische Klerus doch nicht das ganze anglikanisch-kirchlich gesinnte England, und das Gefolge der anglikanischen Kirche bei weitem nicht das ganze protestantische England. Von dem, gerade in der breiten Volksmasse so stark vertretenen Sektenchristentum ist bei Heine nicht die Rede; wie sehr dieses in England im 19. Jahrhundert wieder mit den politischen Freiheits-Kämpfen in Zusammenhang trat, blieb ihm, der nur mit Angehörigen der wohlhabenden Klassen in Verkehr kam, noch verborgen. So konnte er auch nicht erkennen, in welch weitem Umfange die Religion in England eine politische Angelegenheit, mit dem politischen Leben der Nation verwachsen war. Die Religion ist — politisch betrachtet — im protestantischen England nie lediglich ein Regierungsmittel der Besitzenden gegen die Besitzlosen gewesen, sie war stets zugleich auch eine Deckung der politisch Entrechteten in ihren Kämpfen wider die Privilegirten. Hinter den periodischen Kämpfen auf der politischen Arena zieht sich durch die ganze moderne Geschichte Englands der chronische oder kontinuirliche Kampf von Chapel kontra Church, wobei Chapel für die Tempel der Baptisten, Independenten, Methodisten und anderer von der anglikanischen Kirche dissentirenden Sekten, Church für die Kirche dieser, vom Staat eingesetzten Kirche steht, welchen Namen immer die Gebäude selbst führen mögen. Offiziell erkennen weder Chapel noch Church die Zugehörigkeit zu irgend einer Partei oder Klasse an, und keine hat ein ungemischtes Laiengefolge. Aber im Wesentlichen macht sich die Sache doch so, daß, wenn der Grund-Landlord und der kapitalistische Pächter — „the gentleman farmer“ — der Fabrikant und der Geschäftsführer mit ihrem Anhang in die staatlich unterhaltene Kirche, der Kleinbauer und der Landarbeiter, der Kleingewerbtreibende und der Fabrikarbeiter „into Chapel“ wanderten und wandern. „Chapel“ ist die Kirche der Demokratie; stark demokratisch organisirt, bringen die Sekten ihre Mitglieder durch allerhand Organe und Veranstaltungen in möglichst rege persönliche Beziehung und pflegen sie den Geist und die Traditionen des alten Puritanerthums. Die starke und nachhaltige Empfänglichkeit des Engländers für Gemütseindrücke im Verein mit dem Vorhandensein solcher, die sozialen und politischen Gegensätze reflektirenden Religionsgemeinschaften, und die Rückwirkung der Sekten auf einen großen Teil der staatskirchlichen Geistlichkeit erklären es, warum hier die Religion über die breite Volksmasse einen so starken Halt gewinnen konnte. Es läßt sich nachträglich schwer feststellen, welcher dieser Faktoren zuerst als die stärkste Kraft gewirkt hat, unzweifelhaft aber ist, daß im Laufe der Zeit eine nicht geringe gegenseitige Befruchtung stattgefunden hat, so daß es später unmöglich wurde, Ursache und Wirkung zu trennen. Von den meisten und stärksten der freien protestantischen Sekten traf bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein so wenig wie von dem schottischen Calvinismus das Wort von dem nüchternen Rationalismus des Protestantismus zu. In ihrer Morallehre und Aesthetik vertraten sie freilich, als Kirche der ärmeren, wenig gebildeten Klassen und oft in tendenziöser Opposition gegen die Kirche der „Reichen“ — die Staatskirche — eine viel rigorosere Auffassung als diese, aber dafür trieben sie in ihrem Gottesdienst einen oft ins Mystische übergehenden Pietismus und Konfessionalismus, der trotz der Nacktheit ihrer Bethäuser Gemüth und Phantasie bis ins Innerste erregte.

Erst in neuerer Zeit zieht auch in die Versammlungen dieser Sekten ein rationalistischerer Geist ein. Es ist möglich gewesen, daß auf einem Jahreskongreß, der — kleine Brüdergemeinschaften ausgenommen — buchstabengläubigsten von ihnen, nämlich der Wesleyanischen Methodisten, es für zulässig erklärt wurde, die in der Bibel berichteten Wunderthaten, die der wissenschaftlich festgestellten Gesetzmäßigkeit der Natur widersprechen, als Legenden zu behandeln. Das ist,

so unbedeutend es demjenigen erscheint, der mit dem Bibelglauben überhaupt gebrochen hat, für die genannte, im englischen Volk außerordentlich einflußreiche Sekte geradezu eine Revolution. Die Methodisten sind die stärkste und kampflustigste der englischen Sektirergemeinden. Die verschiedenen Fraktionen, in die sie zerfallen, eignen zusammen in Großbritanien allein 15 000 Kirchen und Kapellen, beschäftigen mehr als 4000 theologisch geschulte und gegen 40 000 Laienprediger und zählen in ihren Sonntagsschulen über anderthalb Millionen Schüler. Bei Weitem die größe Hälfte der englischen Methodisten gehören der Fraktion an, die sich nach den Brüdern Wesley, den Stiftern der Sekte, benennt. In die vorstehenden Ziffern nicht eingerechnet sind die Calvinistischen Methodisten, die in Wales dominiren, wo sie über 1000 Kirchen und 1500 Prediger haben. Und schließlich ist als ein Reis vom Stamme des Methodismus auch die Heilsarmee mit ihren mehr als zehntausend „Offizieren" zu betrachten. Ihr Stifter, General Booth, war ursprünglich ein Methodistenprediger gewesen, und die Atmosphäre des alten Methodistenthums überwiegt in den Versammlungen der Heilsarmee, obwohl diese ihrem Programm nach interkonfessionell sein will.

* * *

Die Heilsarmee ist, wie das Methodistenthum, heute auch in verschiedenen Ländern außerhalb des britischen Reiches vertreten, wo sie freilich meist ein sehr bescheidenes Dasein führt. Aber geboren werden und aufkommen konnte sie wirklich nur in England oder unter Angelsachsen. Es gehört der eigenthümliche Geist dieses Volkes dazu, daß eine größere Anzahl Menschen sich finden konnten, auf längere Zeit — die „Armee" besteht seit 1865 — diese den Spott herausfordernde Art von religiöser Propaganda auf sich zu nehmen und aller höhnenden Angriffe zum Trotz mit ihr nennenswerthe Erfolge zu erzielen. Der Besuch eines, dem „Feldzug" wider den Feind des Unglaubens gewidmeten Meetings der Heilsarmee erfüllt uns mit einer Mischung von Gedrücktheit und Bewunderung. Wir können nicht umhin, den Eifer und die Ausdauer zu bewundern, mit der die „Offiziere" und „Soldaten" der Armee die burleske Nachäfferei des Kriegführens betreiben, die ihnen selbst doch früher oder später unsäglich läppisch vorkommen muß, und fühlen uns bedrückt, daß so etwas für irgend einen Zweck nöthig sein und Erfolg haben soll. Aber es entspricht der Denkart eines Theils — allerdings des tiefststehenden — der britischen Rasse, und es entspricht den eigenthümlichen Verhältnissen, unter denen dieser Theil der Volksmasse in den Großstädten Englands, vor Allem Londons, der Heimat der Heilsarmee, lebt.

London schleppt in Bezug auf die Wohnungsverhältnisse eine Erbschaft mit sich herum, die die Verzweiflung aller Reformer und die Ursache einer Degradation großer Schichten seiner ärmeren Bevölkerung ist, von der man sich auf dem Festland kaum eine Vorstellung macht. Das Londoner East-End ist oft geschildert worden und weist gewiß viel Elend, Jammer und Verkommenheit auf. Aber der würde sich sehr täuschen, der das Elend in London auf das East-End beschränkt glaubte. Es findet sich in fast allen Stadttheilen der Themsestadt und nistet ganz besonders oft in den Nebenstraßen und Hintergassen der großen Geschäfts- und Luxusstraßen, wo es um so erbärmlicher daran ist, je weniger die Häuser, in denen es wohnt, von vornherein auf die Armuth berechnet waren. Im East-End sind die Häuser meist klein und, wie überfüllt sie auch sein mögen, dadurch doch dem Licht des Tages und der freien Luft leidlich zugänglich. In den, von den wohlhabenden Klassen seit Langem verlassenen hohen Häusern gewisser innerer Stadttheile aber, die aus einer Zeit stammen, wo die Wohnungshygiene unbekannt war und man die Straßen eng

baute, um sich vor den Unbilden des Wetters besser zu schützen, sind Luft und Licht verdüstert und verpestet. Die Ausdünstungen und Ausathmungen einer ins Riesige angeschwollenen Stadt lasten auf ihnen, Kohlenruß und das feuchte Klima haben die Häuser innen und außen verwittert und verschwärzt, die Wohnräume sind, als Theile eines, einst für eine Familie berechneten Hauses, für kleine Familien so unpraktisch wie nur möglich gebaut und entbehren all jener kleinen Ausrüstungen, die selbst der einfachsten Hütte noch den Charakter eines Heims verleihen können — kurz, es fehlt alles, was den Menschen erheben, ihm Selbstachtung einprägen könnte. Die ganze Umgebung ist darauf angelegt, das Gemüth herabzudrücken, die Seele herabzuziehen. Hier ist der Schmutz endemisch, der Kampf gegen ihn ein verzweifeltes, jede Energie aufreibendes Unternehmen. Man versetze die reinlichste Hausfrau in eines dieser Häuser, und nach ein oder zwei Jahren wird man ihre Zimmer in einem Zustand finden, der sie vordem mit Abscheu erfüllt hätte. Sie hat eine Zeit lang mit Aufwand all ihrer Kräfte gegen den, durch Kamin, Fenster- und Thürritzen auf sie eindringenden, die ganze Umgegend erfüllenden Schmutz gekämpft, dann ist ihr allmählich die Energie erlahmt, Gleichgültigkeit hat eingesetzt, und wenn sie schließlich im Gegensatz zu ihren Hausnachbarn wohl immer noch eine gewisse Ordnung aufrechterhält, so ist es doch eben nur ein Schatten von dem, was ihr einst die Häuslichkeit lieb und werth machte. Aber für die in diesen Straßen und den langgezogenen Arbeiterquartieren aus der Mitte des 19. Jahrhunderts Aufgewachsenen oder lange Zeit in ihnen Angesessenen giebt es kein ästhetisches Maß. Nirgends sieht man so viel Frauen und Kinder in zerrissenen schmutzigen Kleidern herumlaufen, wie in diesen Vierteln Londons, und wenn man sich eine Weile vor einen der Süßigkeitsläden hinstellt, an denen sie gewöhnlich überreich sind, so wird man gewahr, daß der Schmutz und die Zerrissenheit vielfach ausschließlich Produkt der allen ästhetischen Sinn ertödtenden Umgebung sind, daß es aber manchen dieser Zerlumpten an Geldmitteln zu leidlich ordentlicher Kleidung und sauberem Haushalt im Grunde nicht fehlt. Kinder, die in ihren Lumpen und ihrem Schmutz Erbarmen erregen, geben Penny über Penny für Näschereien aus. Desgleichen die Mutter, wenn sie nicht trinkt, und der Vater solcher Kinder ist fast immer dem Schanktisch verfallen. In andern Ländern und Orten sucht selbst das Elend noch einen gewissen Schein von äußerem Anstand zu wahren, hier kokettirt es geradezu mit seinem Schmutz. Und die ökonomisch Verelendeten kennen als Gegensatz gegen die düstere, gräßlich graue Monotonie ihrer alltäglichen Umgebung nur eine Aesthetik, die des Schreienden: grelle Farben, aufgebauschte Formen und laute, im Tempo von Märschen und Tänzen gehaltene Musik sind es, an denen sie sich erfreuen.

So war denn für diese, theils im Rohen stecken gebliebene, theils in es herabgedrückte Bevölkerungsschicht die mit Militärmusik und militärischer Ausstattung einherziehende Heilsarmee merkwürdig angepaßt. Von allen kirchlichen Missionen war es die Heilsarmee, die am stärksten auf sie wirkte. Und andrerseits hat die Heilsarmee wiederum lange Zeit den größten Enthusiasmus für das Rettungswerk unter diesem „versunkenen Zehntel" des Volkes an den Tag gelegt. Ihre Missionare sind muthvoll in die verrufensten der verrufenen „Höhlen" Londons gegangen, in Quartiere, die selbst die Polizei meidet, und haben dort, unbekümmert um die Gefahren, die ihnen von Seiten der gänzlich verwahrlosten „Roughs" drohten, ihre eigenartige Seelenrettung betrieben. Sie haben dabei durch Hülfeleistungen aller Art, wie Reinigung der Wohnungen, Pflege von Kranken und Säuglingen, und durch ihr eigenartiges, weitestgehende Bescheidenheit mit ebenso weitgehender Festigkeit vereinigendes Auftreten in der That das Vertrauen der Höhlenbewohner in einem bis dahin für unglaublich

gehaltenen Grade gewonnen. Es ist unzweifelhaft, daß sie in einer großen Anzahl von Fällen wirklich als Retter gewirkt, viele versunkene oder im Versinken begriffene Elemente aus der Erniedrigung zu einem menschenwürdigen Dasein heraufgezogen haben. Solch individuelles Retten kann selbstverständlich, selbst wenn es auf größter Stufenleiter geschieht, staatliche und kommunale Maßregeln gegen das Elend nicht ersetzen, sondern würde ohne solche vielmehr Danaidenarbeit bleiben müssen. Aber als Ergänzung von Werken des Staats und der Gemeinden hat es dennoch seinen bestimmten Werth. Die politisch gerichtete Sozialreform kann oft nicht umhin, über dem allgemeinen Prinzip den einzelnen Fall zu vernachlässigen oder selbst zu ignoriren; man findet Freunde der Menschheit, die im konkreten Fall sehr gefühllos sein können, oder solche, die sich aus theoretischen Gründen dem individuellen Fall gegenüber zu einer, ihrer angeborenen Neigung sehr widersprechenden Gefühllosigkeit zwingen. Solches Zurückdrängen des Mitleids ist ja auch in mancher Hinsicht gerechtfertigt genug. Aber schließlich hat doch der individuelle Fall ebenfalls sein Recht und sind Agenturen, die auf ihn Rücksicht nehmen, soweit am Platze, als sie nicht mehr sein wollen wie Ergänzung der auf das Allgemeine gerichteten Institute und Kräfte.

Wie bei vielen anderen Fragen ist freilich auch hier die rechte Grenze nicht leicht zu ziehen, und so hat die Heilsarmee mit ihren sozialen Rettungsunternehmungen, die sich 1890 zu einer großen, von „General" Booth in seiner Sensationsschrift „Vom dunkelsten England und dem Weg aus ihm heraus" („In darkest England and the way out") entwickelten Kombination von Rettungsinstituten verdichteten, von Seiten der Sozialreformer aus der Laienwelt die verschiedenartigste Beurtheilung, hier lebhafte Anerkennung und dort heftige Bekämpfung erfahren. Selbst in den Reihen der englischen Sozialdemokratie gingen die Meinungen auseinander. Die Einen sahen in der Heilsarmee nur eines der Organe, die Menge von der Verfolgung wirthschaftlicher Reformen auf die Beschäftigung mit religiösen Interessen abzulenken und durch religiöse Propaganda den rebellischen Geist der Ausgebeuteten und Elenden zu zähmen; ihnen waren General Booth's Asyle, Werkstätten und Arbeitskolonien bestenfalls nur das Gute, das dem Besseren Feind, diesem im Wege und daher zu verwerfen ist. Andere hielten dagegen dafür, daß wenn die Heilsarmee auf dem einen Gebiet gegen die Sozialdemokratie wirke, sie auf dem andern ihr doch nur vorarbeiten und ihr dauernd überhaupt nicht Abbruch thun könne. Von Nichtsozialisten war es der berühmte Naturforscher Th. Huxley, der am heftigsten gegen den Booth'schen Rettungsplan zu Felde zog. Seine um die Jahreswende 1890/91 in der „Times" veröffentlichten und später in Buchform herausgegebenen „zwölf Briefe" über das Booth'sche Unternehmen und die Heilsarmee schildern diese in unsinniger Uebertreibung als eine große Gefahr für Staat, Gesellschaft und Geistesfreiheit, decken aber auch allerhand wirkliche Fehler und Unregelmäßigkeiten ihrer Leitung auf. Sie riefen eine ganze Literatur von Aeußerungen für und wider die Heilsarmee hervor, welch Letztere u. A. in dem radikalen Dichter Robert Buchanan einen warmen Vertheidiger fand.

Heute giebt die Heilsarmee der Presse wenig Anlaß, sich mit ihr zu beschäftigen. Sie hat anscheinend den Höhepunkt ihres Wachsthums in England erreicht, wenn nicht schon überschritten. Theils findet sie für ihr religiöses Missionswerk neue Agenturen als Konkurrenten am Werk, darunter die nach ihrem Beispiel von Angehörigen der anglikanischen Staatskirche organisirte „Church Army", theils verringern sozialpolitische Maßregeln des Staates, der Gemeinden und freier, unkirchlicher Körperschaften ihr charitatives Arbeitsfeld. Auch ist die Begeisterung ihrer Missionäre nicht mehr so groß wie in früheren

Jahren. Der Reiz der Neuheit, der Nimbus des Absonderlichen umgiebt sie nicht mehr, sie sind alltäglich geworden und fühlen es, und so thun die Masse von ihnen zwar immer noch mit großem Eifer ihr Werk, gewinnen aber wenig neue Rekruten. Man kann heute in England häufig Straßenversammlungen der Heilsarmee sehen, an denen sich niemand betheiligt als die ausgesandten Mitglieder der Armee. Ein paar, sich in ziemlicher Entfernung haltende junge Bursche, die halb mitleidig, halb neugierig der Sache zuschauen, sind oft das einzige Publikum, auf welche das Absingen religiöser Lieder nach populären Weisen und mit Tambourinbegleitung, die verzückten Ansprachen und das Hallelujah-Rufen einige Anziehung ausüben.

Charakteristisch ist es, welche Toleranz der Londoner Janhagel den Straßenversammlungen der Heilsarmee und anderer religiöser Körperschaften gegenüber an den Tag legt. Es kommt äußerst selten vor, daß er ihnen in irgend einer Weise zunahetritt. Ich spreche hier nicht von Unterbrechungen der Straßenpredigten durch Einwände irgend welcher Art. Die sind keine Seltenheit und sind obendrein häufig bestellte Arbeit, die den Zweck hat, das Interesse an der Rede zu erwecken und rege zu halten, aber auch sonst nicht ungern gesehen. Denn nichts zieht den Engländer mehr an, als ein Tournier von witzigen Einwürfen und schlagfertigen Antworten, und derjenige Straßenprediger versteht sein Handwerk nur halb, der nicht in der Lage ist, auf jeden skeptischen oder kritischen Einwurf sofort eine Antwort zu geben, die die Lacher auf seine Seite bringt. Man glaube aber nicht, daß dies immer gar so leicht ist; eine Praxis von Generationen hat den Volkswitz sehr geschärft, und es giebt nicht wenige Leute, für die es eine Art Sport ist, einen Redner durch Einwände in Verlegenheit zu setzen.

* *
*

Dies ist selbstverständlich nicht auf religiöse Straßenversammlungen beschränkt. Jeder Propagandist, der auf größere Zuhörerschaften agitatorisch zu wirken hat, muß vielmehr darauf gefaßt und vorbereitet sein, in irgend einer Weise aus der Menge heraus katechisirt zu werden. Ganz besonders beliebt sind die nach Vorträgen in politischen Versammlungen veranstalteten Kreuzverhöre, für die man den Kunstausdruck „to heckle“ — aushecheln — gebildet hat. Der Agitator für eine bestimmte Partei oder ihr Kandidat werden da von geübten Dialektikern nach gehaltenem Vortrag durch das Mittel an ihn gerichteter „Fragen“, für die nach jedem Vortrag Gelegenheit gegeben werden muß, gründlich unter die Hechel genommen. Dieser zweite Theil ihres Versammlungswerks ist oft für sie bei Weitem der schlimmere — eine wahre Folter für den Neuling, und selbst für den geübtesten Praktikus eine böse Viertelstunde. Solange er bei seinem Vortrag ist, hat der Redner allerhand Mittel zur Verfügung, sich über unbequeme Punkte hinwegzuhelfen, hat aber erst das „Fragen“ begonnen, dann versagt gewöhnlich eines dieser Mittel nach dem andern. Ein englischer Sozialist, der in der Universitätsstadt Cambridge einen Vortrag hielt, hatte dort einmal mehr als 120 „Fragen“ zu beantworten, mit denen Studirende und Studirte ihn bombardirten. Mit Allgemeinheiten ist in solchen Fällen da wenig auszurichten.

Und nun denke man sich einen Parlamentskandidaten vor einem Publikum, das eine Anzahl erprobter „Hechler“ unter sich zählt. So ein richtiger Hechler ist eine ganze politische Encyklopädie; er kennt die parlamentarische Geschichte des britischen Reiches seit mindestens zwei Generationen aufs Genaueste, hat eine Liste aller Abstimmungen bei der Hand, ist über die früheren Wahlprogramme der Parteien bis in die Einzelheiten unterrichtet. Er hat das Temperament

eines Indianers auf der Jagd: große Selbstbeherrschung beim Warten, aber blitzartige Entschlossenheit, sobald der richtige Moment der Attake gekommen. Und hat er das Wild beim Wickel, so spielt er mit ihm wie die Katze mit der Maus.

Vor allem sind die Schotten Meister in der Kunst des „Hechelns“. Ist es ihre kalvinistisch-presbyterianische Kirche, die sie zu richtigen Talmudisten gemacht hat? Oder ist es ein älterer Hang zur kasuistischen Dialektik, der ihnen den Kalvinismus so lieb machte? Wir wollen dies ununtersucht lassen. Jedenfalls sagt man den Schotten in England ein gutes Stück der Eigenschaften nach, die anderwärts als Kennzeichen des jüdischen Geistes gelten, wie u. A. die Gewohnheit, auf eine Frage mit einer Gegenfrage zu antworten. An geschäftlicher Betriebsamkeit und geistiger Regsamkeit nehmen es die Schotten mit allen Nationen oder Rassen auf, im Verhältniß zu ihrer Bevölkerungszahl spielen sie im englischen Geschäftsleben wie in der Politik und Literatur Englands eine bedeutend größere Rolle als die eigentlichen Engländer. Wie nun in Schottland selbst in kleinen Städten und Dörfern bei den Wahlen das Hecheln betrieben wird, schilderte vor einiger Zeit ein Mitarbeiter der „Cooperative News“ sehr drastisch in einem Artikel, aus dem hier ein Stück folgen mag. Es setzt an der Stelle ein, wo der Verfasser den Vorsitzenden der geschilderten Wahlversammlung, nachdem der Kandidat seine Ansprache beendet hat, den Anwesenden die Mittheilung machen läßt, der Kandidat sei nunmehr bereit, aus der Versammlung an ihn gerichtete Fragen nach bestem Wissen und Können zu beantworten. Das ist das Signal für den „Meister Hechler“ des Orts, auf den die ganze Versammlung erwartungsvoll blickt, und der nun mit „vielsagender Milde im Ton“ loslegt:

„Herr Vorsitzender, ich möchte den Kandidaten fragen, ob ich ihn recht verstanden habe, wenn ich annehme, daß er im Lauf seiner Rede es als seine Ueberzeugung aussprach, daß eine Gesetzesbestimmung zur Unterdrückung der von ihm als ernsthaften Skandal bezeichneten Sache (folgt der Gegenstand) dringend erfordert sei?“

Der Kandidat athmet auf. Die Frage erscheint ihm ganz unverfänglich und er antwortet mit ja. Des Hechlers Gesicht aber röthet sich; seine Augen erglänzen bei dem Gedanken, daß er eine Bresche gelegt hat, und er hebt von Neuem an: „Der Kandidat sagt: ja. Wohlan, ich möchte ihn fragen, ob es ihm unbekannt ist, daß eine solche Bestimmung am 13. April 1850 Gesetzeskraft erlangt hatte und durch die Thorheit seiner eigenen Partei am 16. Oktober vorigen Jahres außer Kraft gesetzt worden ist.“

Ironischer Beifall, Lärm und Gelächter brechen aus. Der Kandidat sieht verdutzt darein und murmelt ein paar unverständliche Worte, der Hechler aber bleibt unbeweglich. Er weiß, daß die Anwesenden nicht so sehr dazu hergekommen sind, zu hören, was der Kandidat zu sagen hat, als um des Vergnügens willen, das man sich von seinen Manövern, den Kandidaten dumm aussehen zu machen, verspricht. Er geht ruhig dazu über, eine neue Frage in der denkbar korrektesten Weise von der Welt zu stellen, denn er kennt die parlamentarischen Regeln von Grund aus. Sie betrifft einen äußerst geschickt gewählten Punkt, den der Redner in seiner Ansprache sorgfältig vermieden hatte, um durch eine Meinungsäußerung von seiner Seite sich nicht die Stimmen eines Theils der Wählerschaft zu entfremden, den er für sich umzustimmen wünscht. Aber so vor die Spitze des Bajonets gestellt, versucht es der Kandidat nun mit einer längeren Erklärung, in der er entweder sich um eine positive Antwort zu drücken oder eine zweideutige Antwort zu geben sucht.

„Herr Vorsitzender," wird der Unerschütterliche unterbrochen, „ich möchte darauf aufmerksam machen, daß der Kandidat mir keine direkte Antwort auf meine Frage giebt. Ich möchte ihn bitten, „ja" oder „nein" zu sagen."

Vergeblich müht sich der Kandidat, dadurch um die Sache herumzukommen, daß er erklärt, er werde den Gegenstand im Laufe der nächsten Tage genauer prüfen. Aus der Versammlung ertönt es: „Antworten! Antworten!" und der Kandidat, der „zitternd am Ufer gestanden", macht schließlich den Sprung in die Fluth, und die erwartungsvoll harrende Menge bricht in ein Geheul von Spott oder Jubel aus.

Der Hechler aber ist gerade erst in Schuß gekommen, und der Kandidat „hat nur erst einen Vorgeschmack von den Qualen erhalten, die seiner für weitere in Schweiß zu verbringende dreißig Minuten harren, wo ihn der Hechler in die Sümpfe, Fallgruben und Schlingen des schottischen bürgerlichen und Kirchen-Rechtes, in dessen Beziehungen auf Fideikommiß, Erstgeburtsrecht, Zehnten, Pfarrland, Güterzession und die tausend andern verwickelten Punkte locken wird, von denen zwei schon nahezu ausreichen, den vom Süden (England) kommenden Politiker, der sie zu begreifen versucht, verrückt zu machen. Selbst ein so scharfsinniger, überlegter und gelehrter Politiker, wie Mr. John Morley, gestand nach seiner Wahl zum Vertreter des Kreises Montrose (1896) zu, daß er niemals in seinem Leben in ein so scharfes Kreuzverhör über politische Fragen genommen worden sei, als während der Kandidatenreise in den ländlichen Bezirken seines Wahlkreises."

Indeß wenn die Schotten auch Meister in der Kunst des Hechelns sind, so wird sie doch im ganzen vereinigten Königreich geübt. Manchmal arbeiten die Hechler dabei mit vertheilten Rollen einander in die Hände. Es hilft dann nichts, die Zahl der Fragen, die der einzelne Zuhörer stellen darf, zu beschränken. Der Redner kommt dabei nur vom Regen in die Traufe.

Bis zu einem gewissen Grade ist das Hecheln eine Erbschaft aus der Zeit, wo die Zahl der Wähler eine geringe und der Wahlakt selbst öffentlich war. Aus ihr hat sich auch die Sitte der persönlichen Bearbeitung der Wähler, das „canvassing" vererbt, das in England viel stärker entwickelt ist, als auf dem Festlande. Den groben Bestechungen, die früher mit ihm verbunden waren, hat die geheime Stimmabgabe und das recht strenge Gesetz gegen die korrupten Wahlpraktiken freilich einen Riegel vorgeschoben. Das englische Gesetz ist in dieser letzteren Hinsicht viel schärfer als das festländische. Es genügt der Nachweis, daß auch nur eine einzige Stimme durch Bestechung und Traktiren von Seiten eines der Agenten oder Unteragenten des Kandidaten geworben wurde, um die Wahl ungültig zu machen und dem Kandidaten auf sieben Jahre die Fähigkeit zu verschließen, in jenem Wahlkreis wieder zu kandidiren. Für jeden Wahlkreis ist genau der Höchstbetrag vorgeschrieben, den der Kandidat oder sein Hauptagent während des Wahlkampfes ausgeben darf, und der Kandidat oder sein Hauptagent sind verpflichtet, während der Wahl über ihre Ausgaben genau Buch zu führen und dem Wahlkommissar Rechenschaft abzulegen. Kurz, das Gesetz ist in diesen Punkten so präzis und scharf wie nur möglich. Trotzdem ist jedoch noch nicht alle Wahlkorruption aus der Welt geschafft. So kann ein wohlhabender Mann einen Kreis, den er zu vertreten wünscht, außerhalb der Wahlzeit auf verschiedene Weise durch Geld für sich bearbeiten — vor allem durch Freigebigkeit gegenüber von Wohlthätigkeits- und Geselligkeitsvereinen. Das verzehrt oft größere Summen, als früher erfordert waren, gewisse Wahlkreise auf dem offnen Markt zu kaufen, und daß es, wenn auch nicht überall, doch in einer ganzen Anzahl von Wahlkreisen wirksam ist, steht ganz außer Zweifel. Von Zeit zu Zeit ertönen in der Presse wahre Nothschreie

von Abgeordneten oder Kandidaten gegen die mit diesem System verbundenen Erpressungen. Aber noch ist die Formel nicht gefunden, ihm strafgesetzlich an den Leib zu gehen, denn es wird dabei keine individuelle Stimme gekauft, der Geldgeber kauft sich nur in die Gunst von Vereinen und der öffentlichen Meinung des Kreises ein, was jedermanns unveräußerliches Menschenrecht ist. Viele hoffen, daß die Herabminderung der Wahlkosten und die Gewährung von Tagegeldern an die Abgeordneten dadurch Abhülfe schaffen werden, daß sie eine größere Anzahl von Kandidaten aus der Arbeiterklasse und den ideologischen Berufen auf den Kampfplatz bringen. Aber ganz sichere Schutzmittel gegen Wählerkorruption sind diese Maßregeln, die außerdem noch ziemlich im Weiten stehen, auch nicht.

Sie sind es schon deshalb nicht, weil der Wahlkampf in England nur ausnahmsweise noch eine tiefgehende Angelegenheit des nationalen Lebens zur Entscheidung bringt. Wenigstens sind, was neun Zehntel der vom Parlament zu erledigenden Fragen betrifft, die Unterschiede in der Stellung der beiden großen historischen Parteien, die um die Mehrheit im Parlament kämpfen, ihnen gegenüber außerordentlich gering. Es ist allerdings übertrieben zu sagen, daß zwischen Konservativen und Liberalen in England überhaupt keine Unterschiede mehr bestehen, denn jede dieser beiden Parteien hat bestimmte Ueberlieferungen zu vertreten und Interessen wahrzunehmen, an welche die andere nicht gebunden ist, so daß von einer vollständigen Kongruenz ihrer Anhängerschaft und Programme nicht die Rede sein kann. Aber diese Sondertraditionen werden durch die moderne Entwicklung immer mehr in den Hintergrund gedrängt, und den Sonderinteressen geht es nicht besser, so daß, wenn man sich die beiden Parteien als zwei Kreisscheiben vorstellt, die Stücke dieser Scheiben, die einander nicht völlig gleichgefärbt sind, von Wahl zu Wahl immer schmaler werden.

* * *

Einst war die liberale Partei die eigentliche Partei der Industriellen, die konservative die des befestigten Grundbesitzes, der Staatskirche und aller sonstigen alt-eingewurzelten Institute. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts änderte sich das insofern, als nach dem endgültigen Siege des Freihandels ein großer Theil der Industriellen ins konservative Lager abschwenkte: die Söhne der Fabrikanten, die mit Cobden und Bright gegen die Kornzölle gekämpft und dem alten Grundbesitz den Untergang geschworen hatten, stellten sich an die Seite eben dieses Grundbesitzes. Die liberale Partei aber verjüngte sich durch Zuzug aus dem radikalen Lager und der Arbeiterdemokratie. Es ist dies die Epoche vom Ende der fünfziger bis zum Anfang der achtziger Jahre, wo Gladstone seine Entwicklung vom Konservativen zum Liberalen durchmacht und die Tories von Disraeli aus der doktrinären Versumpfung zu einer modernen Partei erzogen werden. Mitte der achtziger Jahre sind die Tories schon so weit, daß sie der dritten Wahlreform, der Ertheilung des Stimmrechts an die Landarbeiter, die den Feuerbrand in ihre Erbsitze trägt, keinen Widerspruch entgegensetzen, und mit der zweiten Hälfte der achtziger Jahre beginnt, nachdem Gladstones übereilte erste Home-Rule Vorlagen die liberale Partei zur Spaltung getrieben, eine weitere Entwicklung der konservativen Partei nach links. Was der jüdische Literat Disraeli angefangen, setzt der dem protestantischen Dissenterthum angehörende Fabrikant Chamberlain fort. Von 1886—1892 sichert er den Konservativen durch seine Unterstützung eine parlamentarische Mehrheit, bleibt aber mit seinen Leuten der Regierung fern. Der Preis sind einige wichtige Reformen der inneren Verwaltung, voran die Demokratisirung der Graf-

schaftsräthe und die Durchführung der Unentgeltlichkeit der Volksschule. Mit 1895 aber tritt der ehemalige Führer des englischen Radikalismus als einer der Führer an die Spitze einer konservativ-liberalen Koalitionspartei, womit den Konservativen, nachdem sie schon das hochindustrielle Lancashire gewonnen, u. a. auch das einst so radikale Gebiet der südlichen Mittelgrafschaften angegliedert wird. Ihre Wählerschaft ist nun ganz überwiegend kommerziell und industriell und begreift einen großen Theil der Arbeiterklasse in sich.

Wie soll da in dieser Partei der Grundbesitz noch kommandiren? Er erhält sich seine Positionen blos durch den Kompromiß, und es war schon etwas ganz Außergewöhnliches, daß er vom jetzigen Parlament eine Ermäßigung der Lokalsteuern erlangen konnte, die allerdings zu einem großen Theil den Pächtern und Bauern zu gute kommt. Bezeichnend ist, daß bei den Steuern, welche das Koalitionskabinet neuerdings vorgeschlagen hat, um einen Theil der Kosten des südafrikanischen Krieges sofort aufzubringen, sich zwar zwei Abgaben befinden, die sich möglicherweise als Schutz für englische Industrien herausstellen, aber keine, die den Grundbesitzern und Landwirthen zu gute kommen kann. Der Kohlenausfuhrzoll kann möglicherweise auf eine Ermäßigung der Kohlenpreise für den englischen Markt hinwirken; in dem Maße aber, als er dies thut, trifft er die Grundbesitzer, die Kohlengruben eignen, an ihrem Profite, die Zuckerabgabe läßt den Rohzucker um die Hälfte billiger ins Land hinein, als den raffinirten Zucker. Das kann den englischen Raffineuren vortheilhaft sein, der Rübenbau aber hat davon eher Schaden als Nutzen. Es giebt in England auch außerhalb der agrarischen Kreise allerhand Leute, die einen Weizenzoll von 1 Schilling pro Quarter von 480 Pfund (die frühere, bis 1869 noch erhobene statistische Abgabe) für unbedenklich halten, da er den Preis des Brodes ganz unberührt lasse. Aber die Regierung hat es nicht riskirt, ihn in Vorschlag zu bringen. Dagegen hat Chamberlain gegen den Widerspruch der Alt-Tories 1897 das Arbeiter-Unfall-Entschädigungsgesetz durchgesetzt, und hat die Demokratisirung der Lokalverwaltung Englands unter der Koalitionsregierung weitere Fortschritte gemacht, während Irland den Anfang einer eignen, auf Wahlen beruhenden Lokalverwaltung erhalten hat. Bei ihrer heutigen Zusammensetzung und dem jetzigen Parlamentswahlsystem kann die konservative Partei keiner zeitgemäßen Reformbewegung längeren Widerstand leisten, und unterscheidet sich daher solchen gegenüber von den Liberalen nur in der Nuance der Durchführung der betreffenden Reformen.

Gewöhnlich macht sich die Sache so, daß, nachdem Leute, die außerhalb der beiden Parteien stehen, irgend welche Reform propagirt und ihr eine gewisse Popularität verschafft haben, die Liberalen sie auf ihr Programm nehmen, einen entsprechenden Gesetzesvorschlag einbringen, dabei auf den Widerstand der Lords stoßen, nun laut die Trommel schlagen, trotzdem bei der nächsten Wahl unterliegen, und alsdann die Konservativen die Sache in die Hand nehmen und auf ihre Weise verwirklichen. Bei dieser Prozedur sieht das schließlich zustandegekommene Werk freilich oft wesentlich anders aus, als die ursprünglich propagirte Maßregel. Die Initianten rufen dann: Verrath, die Liberalen klagen über Entwendung und Verfälschung von Ideen, die Konservativen aber schmunzeln und erklären, sie hätten gerade soviel von jenen Ideen verwirklicht, als praktisch und zur Zeit durchführbar sei. Der Rest sei entweder Schund oder könne warten, bis die Zeit dafür reif sei. Eine Argumentirung, die bei der Masse, die sich auf Einzelnheiten nicht versteht, ihre Wirkung selten verfehlt.

Auf diese Weise haben Parteinamen in England viel von ihrer früheren Bedeutung eingebüßt und die Parteigegensätze selbst sich verschoben. Der Name Liberal hat längst aufgehört, die Manchesterdoktrin zu decken, und der Name

Konservativ steht nicht für Gegner demokratischer Reformen. Gladstone liebte es, die Stellung der beiden Parteien zur Demokratie epigrammatisch so zu kennzeichnen, daß er sagte, der Geist der liberalen Partei sei: Vertrauen zum Volke, gemildert durch Vorsicht, der der Konservativen: Mißtrauen gegenüber dem Volk, gemildert durch Furcht. Es braucht nicht viel Scharfsinn, um zu begreifen, warum die Kinder dieser beiden Geister sich manchmal zum Verwechseln ähnlich sehen.

Aber man begreift auch, warum bei dieser Sachlage die Parteistellung für einen großen Theil der Bevölkerung mehr eine Sache der Ueberlieferung und Gewohnheit als eine solche der Ueberzeugung oder des Klasseninteresses ist, und daß der Wahlkampf, wenn nicht tiefgehende Angelegenheiten des nationalen Lebens auf dem Spiele stehen, von großen Massen der Wählerschaft mehr als eine Art Sport, wie als eine sie ernsthaft angehende Sache aufgefaßt wird. Wäre nicht der eigenthümlich wirkende Zwang des parlamentarischen Systems da, das fast selbstthätig die Zweitheilung der Nation in eine Regierungs- und eine Oppositionspartei oder Koalition immer wieder von Neuem herstellt, so würden die beiden großen Parteien mit den historischen Gegensätzen längst auseinander gesprengt sein. Bis jetzt aber sah und sieht es so aus, als ob der echte Parlamentarismus, wie England ihn heute hat, auf sie eine konservirende Wirkung ausübt, die stärker ist als die Sprengkraft aller ihr entgegenarbeitenden Tendenzen. Sie werden durch den Druck zusammengehalten, den sie gegenseitig aufeinander ausüben. Die Eine lebt immer von den Fehlern der Andern, von den Enttäuschungen, die diese ihren Wählern bereitet, und den Leidenschaften, die sie gegen sich wachruft. Es ist ein oft wiederholter Satz, daß keine von beiden Parteien ohne die andere bestehen kann; bisher war es aber auch so, daß die Eine nicht untergehen konnte, solange die Andere bestand. Indeß wäre es voreilig, aus diesem Gegenseitigkeitsverhältniß bestimmte Schlüsse auf die Dauer des Schaukelspiels ziehen zu wollen. Es ist noch nicht allzulange her, seit die demokratischen Kräfte der Nation ein entscheidendes Wort bei der Parlamentswahl mitzusprechen haben, und wenn ihr Einfluß noch nicht stark genug gewesen ist, das parlamentarische Personal seiner Klassen- und Berufsstellung nach erheblich zu verändern, oder seine Gruppirung wesentlich zu verschieben, so hat es sich doch in anderer Hinsicht, vor allem was die Richtung ihres legislativen Werkes anbetrifft, schon recht fühlbar geltend gemacht. Das Fundament, auf dem das Spiel vor sich geht, ist nicht mehr das gleiche, auch sein Rythmus ist ein anderer, und so kann, selbst bei Fortdauer des Gegenseitigkeitsdruckes, der Mechanismus doch einmal so ins Stocken gerathen, daß auch große Aenderungen in den vorerwähnten Beziehungen unvermeidlich werden. An Vorzeichen dafür fehlt es nicht.

Der Parlamentarismus war die Regierungsform der Herrschaft besitzender Klassen über die Volksmasse. Er wird mindestens große Veränderungen an sich vorzunehmen haben, um mit dem Aufhören dieser Klassenherrschaft und dem Aufkommen der Demokratie vereinbar zu sein, die viel höhere Ansprüche an die Gesetzgebung stellt als jene. Schon heute arbeitet die parlamentarische Maschine Englands im Verhältniß zu dem Werk, das sie erledigen soll, so langsam und unregelmäßig, daß die Unzufriedenheit mit dem Parlament allgemein ist, und muß dieses, um nicht völlig im Rückstand zu bleiben, eines seiner Privilegien nach dem anderen an die Regierung abtreten, Werk, das es früher sich selbst vorbehielt, ihr überlassen. Nun ist die Regierung freilich selbst vom Parlament ernannt, aber, einmal konstituirt, steht sie ihm fast mit souveräner Machtvollkommenheit gegenüber, es muß durchaus nach seiner Pfeife tanzen. Sie kann ihm zwar nichts befehlen, aber die Nothwendigkeit zwingt es, ihre

Forderungen und Anträge, die sich auf seinen Arbeitsplan beziehen, als Befehle hinzunehmen. Die ungeheure Ausdehnung des britischen Weltreiches und die Steigerung der Ansprüche, welche die moderne Entwicklung auf allen Gebieten des sozialen Lebens in Bezug auf deren Regelung und Verwaltung stellt, machen es dem Parlament vielfach unmöglich, die Fülle der ihm zufallenden Arbeiten sachgemäß zu erledigen. Soweit ihm hier nicht die verschiedenen Selbstverwaltungskörper ablösend zu Hülfe kommen, muß es sich auf die Regierung und die zentralistische Büreaukratie verlassen. Zwar macht die Dezentralisation der Verwaltung auch in England bedeutende Fortschritte, aber aus verschiedenen Gründen, die theils auf dem Gebiet der Reichspolitik zu suchen sind, theils aber auch in der Natur der Sache liegen, sind sie doch nicht groß genug, um einen völligen Ausgleich zu schaffen. So geht trotz der demokratischen Verwaltungsreform, die sich in England seit Mitte der achtziger Jahre vollzogen hat, mit der Demokratisirung des Wahlrechts eine Stärkung des Einflusses der zentralisirten Regierung Hand in Hand. Und mit der Machtsphäre dieser steigert sich auch der Einfluß des erblichen Repräsentanten der Regierungsmacht, des Monarchen.

Es ist eine von allen Beobachtern des öffentlichen Lebens in England anerkannte Thatsache, daß die Monarchie zur Zeit dort fester sitzt als dies vor den Reformen des Parlamentswahlrechts der Fall war, und daß der Einfluß des Trägers der Krone seit Jahren zu- statt abnimmt. Und zwar haben weder Roß noch Reisige für diese Sicherung des Monarchismus gesorgt, noch ist sie als eine Folge der Volksthümlichkeit zu betrachten, deren sich die Persönlichkeit — die Königin Viktoria — erfreute, welche in der ganzen hierher gehörigen Zeit dem Amt des Monarchen vorstand. Sie ist vielmehr das Ergebniß einer rein sachlichen Entwicklung, von der ein Glied mit Nothwendigkeit das Andre nach sich gezogen hat und zieht. Das Parlament muß, um nicht auf verschiedenen Gebieten des Staatslebens Zerfahrenheit einreißen zu lassen, ein gutes Stück seiner Gewalt de facto an die Regierung, bezw. an das Kabinet abtreten, und so im entsprechenden Verhältniß in die Hände seines eignen Geschöpfs abdanken. Und was beim Kabinet liegt, liegt auch zuletzt beim Monarchen.

Alles dies vollzieht sich jedoch innerhalb des Rahmens der von der Konstitution gezogenen Machtgrenzen. Der König von England ist nach wie vor an die Beschlüsse der Volksvertretung gebunden, er kann keinen Minister ernennen, der nicht das Vertrauen der Parlamentsmehrheit hat, und kann Keinem die Berufung verweigern, den die Parlamentsmehrheit im Amt zu sehen wünscht. Weder er noch seine Minister haben das Recht, auch nur einen Pfennig auszugeben, den, oder für Zwecke zu verwenden, die das Parlament nicht bewilligt hat. Es steht ihnen nicht frei, an irgend einem der dem englischen Staatsbürger verfassungsmäßig gewährleisteten Rechte zu rütteln, die diesem Versammlungsfreiheit, Schutz gegen willkürliche Verhaftung und sonstige Polizeiwillkür, sowie Aburtheilung durch regelrecht gewählte Geschworene und unabhängige Richter gewährleisten. An diesen Grundsätzen hat sich nichts geändert und wird sich auch nichts ändern. Soweit es angeht, wird Edward VII. womöglich noch verfassungsmäßiger regieren als seine Mutter. Viktoria war eine sehr rechtlich gesinnte, aber dem Temperament nach autokratische Natur; wie in einem aus offenbar wohlunterrichteter Feder herrührenden Würdigungsartikel der „Quarterly Review" berichtet wird, waren es nicht ihre hannöverschen Vorfahren, sondern die vom Gottesgnadenrecht der Krone durchdrungene Familie der Stuarts, für die sie besondere Sympathie empfand, und war sie namentlich für Karl I. eingenommen, der seinen Kampf gegen die Ansprüche des Parlaments so theuer bezahlen mußte. Edward VII. aber ist auch in seinem Wesen, d. h. von

Temperament und Denkart, konstitutioneller Monarch. Hat er doch, wie seiner Zeit berichtet wurde, die von ihm nach dem Tode seiner Mutter versandten Telegramme solange noch mit „Prinz von Wales“ unterzeichnet, bis er im Staatsrath den Eid auf die Verfassung geleistet hatte, während er nach Gottesgnadenrecht, das formell auch für die britischen Könige besteht, in dem Augenblick, wo seine Mutter starb, auch schon König war.

Daß diese Rechtsidee des feudalabsolutistischen Monarchismus in die parlamentarisch-konstitutionelle Monarchie mit hinübergenommen ist, und daß die vom Parlament eingesetzte britische Königsdynastie die Worte „von Gottes Gnaden“ ebenso in ihrem Titel führt, wie die autokratischen Zare Rußlands, illustrirt die Eingangs dieses Aufsatzes betonte Neigung des Engländers, bei Neu-Einrichtungen das Alte nicht völlig beiseite zu werfen, sondern irgend ein Stück davon zugleich mit dem Neuen fortbestehen zu lassen. Ganz sicher haben die Engländer die Monarchie nicht blos aus Sentimentalismus fortbestehen lassen. Die Grundbesitzer und Großkaufleute, welche die Revolution von 1688 besorgten, brauchten die Monarchie zur Sicherung ihrer Klassenherrschaft und als einen Schutz gegen die Zerwürfnisse, die sie, mit den Erfahrungen von 1649 vor Augen, von einer auf Revolutionsrecht begründeten Republik befürchteten. Auch das mittlere Bürgerthum, das im 19. Jahrhundert zur politischen Macht gekommen ist, findet seine wirthschaftlichen Interessen unter der parlamentarisch beschränkten Monarchie so gut beschützt, daß der Antrieb, es einmal mit der Republik zu versuchen, wenig Verlockendes für es hat, zumal es ziemlich zweifelhaft ist, ob die republikanische Regierungsform ihm wirklich billiger käme, wie die Republik mit dem Monarchen an der Spitze. Die Klassen, denen bisher die Bestimmung oder Gutheißung der Regierungsform unterstand, folgten im Wesentlichen Geboten politischer Ueberlegung, wenn sie an der konstitutionellen Monarchie festhielten. Aber es sind nicht solche verstandesmäßigen Erwägungen allein, welche in England für die Erhaltung der Letzteren wirken, sondern es wirken für sie auch eine Reihe von Gefühlsrücksichten, wie der früher charakterisirte eigenartige Romantizismus der Engländer. Merkwürdig genug, derselbe Engländer, der auf seine staatsbürgerlichen Rechte mit einer Eifersucht wacht, die kaum übertroffen werden kann, wendet ohne das geringste Bedenken den Begriff „Unterthan“ auf sich an und nennt sich mit Stolz „a british subject“. Kein Lied war zu Beginn des Transvaalkriegs in England populärer als das von den „Soldaten der Königin“ — alle Welt sang: „Wir sind die Soldaten der Königin, mein Sohn, wie sind die Soldaten der Königin.“ Aber warum auf eine Zeit nationalistischer Erregung zurückgreifen? Haben wir doch wiederholt gesehen, daß auf internationalen Arbeiterkongressen die englischen Arbeiterdelegirten das Absingen revolutionärer Lieder von Seiten ihrer festländischen Kameraden mit dem Gesang des „God save the Queen“ beantworteten. Es giebt in England genug demokratische Lieder mit sangbaren Melodien, aber keines davon lag den Delegirten, die doch, wenn auch keine Sozialisten, immerhin radikale Demokraten waren, offenbar so nahe als der Hymnus, durch den die Engländer Gott ersuchen, die Königin „siegreich, glücklich und ruhmvoll“ noch lange über sie herrschen zu lassen. Dies monarchische Lied erschien ihnen als das typische Nationallied ihres Volkes.

Oft begegnet man der Ansicht, daß es wesentlich die zum Herzen sprechende Gestalt der Frau und Mutter auf dem Thron ist oder war, die die Engländer zu solchen Loyalitätsausbrüchen erzogen hat, und daß mit dem Hingang der Viktoria auch die monarchische Gesinnung ihres kräftigsten Antriebes verlustig gehen werde. Der Vordersatz ist richtig. Als Viktoria 1837 den Thron bestieg, war das Monarchenthum in England ungemein diskredirt, und es ist in der

That zum großen Theil ihr anzurechnen, daß die Engländer aufhörten, die Verfassung lediglich als ein pis aller zu betrachten, den Träger selbst aber — vom kritiklosen Haufen abgesehen — zu verachten. Die Königin Viktoria war weder der politische Genius, für den literarische Sykophanten sie ausgegeben haben, noch war sie über die Schwächen andrer Sterblicher erhaben. Sie hatte deren eine ganze Anzahl. Aber sie verfügte über eine gute Dosis natürlicher Klugheit und noch mehr von jener Eigenschaft, durch die Frauen auch sonst im Leben häufig den Männern überlegen sind: Pflichtgefühl. In ihren jüngeren Jahren gewann sie die Herzen durch die Anmuth ihrer Erscheinung, im späteren Alter durch die anheimelnde Art, wie sie die Rolle der Mutter mit der der Königin zu vereinen verstand. So ward der Frau vieles verziehen, was dem Regenten herbe Kritik zugezogen hätte. Trotzdem ist es zweifelhaft, ob Edward VII. weniger beliebt ist, wie seine Mutter. Er ist ihr an Taktgefühl ebenbürtig und an Intelligenz wahrscheinlich überlegen. Seine Reden zeigen ihn als einen Mann von Erfahrung und weitem Horizont. Allerdings ist sein Privatleben nicht makellos wie das seiner Mutter, aber er gilt in England deshalb noch nicht als der Roué und Kleidernarr, als den ihn deutsche Blätter gern hinstellen, und hat in den Augen der Masse seine Jugendsünden nachgerade überlebt. Geblieben ist ihm die Bonhomie der Lebemänner, und grade sie unterscheidet ihn für viele Leute angenehm von seiner Mutter, deren Sittenstrenge sich oft in einem herb puritanischen Wesen äußerte. Die strengeren Puritaner bilden auch, neben den Alt-Tories, die Edward VII. seine Freundschaft mit den Rothschilds und anderen Finanzgrößen übel anrechnen, und den radikalen und sozialistischen Republikanern, diejenigen Elemente, die Edward VII. theils kritisch-indifferent, theils direkt ablehnend gegenüberstehen. Sie sind aber zusammen nur eine wenig zahlreiche Minderheit der Nation. Bei der großen Masse des englischen Volks ist Edward VII. durchaus beliebt und wird es bleiben, solange nicht ernsthafte politische Konflikte ihn in Gegensatz zu einer der großen Parteien des Landes bringen.

Solche Konflikte zwischen Krone und Volk sind für die nahe Zukunft in England nicht vorauszusehen, aber sie sind immerhin für später denkbar. Englands Weltstellung wird sowohl in Bezug auf seine industriellen und kommerziellen Verbindungen wie hinsichtlich seiner sonstigen Beziehungen zu den verschiedenen Nationen eine immer schwierigere. Es kann schließlich vor Fragen gestellt werden, die für seine Weiterentwicklung von größter Bedeutung sind, ohne daß sich doch die Nation über ihre zweckmäßigste Beantwortung klar oder einig wäre. Der folgenschwere Moment kann eine in sich zerfahrene, nach grundverschiedenen Richtungen hintreibende Nation antreffen. Für solche Situationen bietet die englische Verfassung dem Monarchen noch immer die Möglichkeit, je nachdem die Rolle des Bremsenden oder des Antreibers und Lenkers zu übernehmen. Einer geschlossenen Parlamentsmehrheit gegenüber, die die Mehrheit der Wähler hinter sich hat, ist er politisch gebunden. Aber gegenüber einer innerlich zerfahrenen Parlamentsmehrheit, die ihres Gefolges im Lande unsicher ist, hat er allerhand Mittel zur Verfügung, seinen Willen, sein Urtheil zur Geltung zu bringen. Sein Eingreifen mag alsdann sachlich und moralisch sehr gerechtfertigt sein, so wird es doch die Wirkung haben, ihn in Gegensatz zu der oder den Parteien zu bringen, die eine andere Politik vertreten. Und dann ist der Konflikt da.

* * *

England steht vor oder in einer Periode bedeutungsvoller Umwälzungen. Hinter den scheinbar so gefestigten Schutzwällen seiner politischen Institute gährt

und wirbelt es. Seine Parteien scheinen sich verewigen zu wollen, und wer den Aufschriften glaubt, könnte zu der Annahme kommen, daß auch seine soziale Verfassung auf unabsehbare Zeit gesichert wäre. Ist es nicht gerade die konservative Partei, die Vertreterin der eingewurzelten Institute, die in den zwei letzten Parlamentswahlen glänzende Mehrheiten erlangt hat, nachdem sie vorher von Wahl zu Wahl gewachsen war? Vor der letzten großen Wahlreform (1884) die erst das Stimmrecht der Arbeiterklasse zur Wahrheit machte, wählten London und fast alle andern Großstädte Englands liberal, seitdem erringen in ihnen die Konservativen Siege über Siege. Wir haben indeß gesehen, daß diese Siege dadurch erlangt wurden, daß die Sieger einen Pfeiler ihrer bisherigen Schutzmauer nach dem andern selbst unterwühlt, der Demokratie ein Opfer ihrer Grundsätze nach dem andern gebracht haben. Und durch die damit eröffneten Breschen und Kanäle dringen die demokratischen Klassen selbst in die einst dem Besitz vorbehaltenen Institute und ändern ihren Charakter zusehends. Aehnlich mit den religiösen Körperschaften. Aeußerlich betrachtet sind sie unversehrt geblieben, einige von ihnen vielleicht sogar gewachsen. Aber ein anderer Geist waltet in ihren Häusern. Zu immer größeren Zugeständnissen an den draußen waltenden Geist, an die sozialen und wissenschaftlichen Zeitströmungen, sehen sich Kirche und Sekten genöthigt. Wie es in letzterer Hinsicht steht, zeigt das schon erwähnte Nachgeben des Methodistenkongresses in der Frage der biblischen Wunder. In sozialer Hinsicht sehen wir alle auf die Gewinnung der Volksmassen angewiesenen Kirchen sich in den Kämpfen zwischen Kapital und Arbeit immer entschiedner auf die Seite der Arbeiter stellen, und eine freiere Werthung der Lebensgenüsse sich Bahn brechen. Eine der bemerkenswerthesten Erscheinungen des modernen England ist die Abnahme der puritanischen Lebensauffassung.

Eine ganze Reihe von Kräften sind am Werk, das englische Volk zu einem froheren und schöneren Lebensgenuß zu erziehen, als er ihm bisher materiell möglich und von seinen geistigen Führern eingeprägt war. Die von den Arbeitern selbst erkämpfte Verkürzung der Arbeitszeit, sowie die Verallgemeinerung und Verbesserung der Volksschulen und die Institute zur Verbesserung der Volkswohnungen liefern ihnen den stärksten praktischen Rückhalt, die Schriften von Männern wie Ruskin, Morris und ihnen Gleichgesinnte, die ideellen Leitfäden. Allerorts entstehen Kunstschulen, Theater sprießen förmlich aus der Erde hervor — London hat in den letzten zehn Jahren allein über zwölf neue Theater erhalten, die Zahl der Museen und Ausstellungen ist in beständigem Wachsen, und Wander- oder Leih-Ausstellungen bringen die Kunstschätze der reichen Gallerien in die ärmeren und entlegenen Volksviertel. Was in dieser Hinsicht neuerdings auch in Deutschland geschieht, ist größtentheils auf englischem Boden, wo allerdings das Bedürfniß auch am stärksten war und ist, zuerst ins Werk gesetzt worden. So die Leih-Ausstellungen moderner Gemälde, wie sie der vortreffliche Kanonikus Barnett von St. Jude bei Whitechapel vor mehr als zwölf Jahren zuerst für die Bevölkerung des Londoner East-End veranstaltet hat. Wo aber hätte es bisher in Deutschland ein Geistlicher gewagt, von der Kanzel herab das Ballet als ein berufenes Mittel zur Ausbildung und Förderung des Schönheitssinnes zu empfehlen, wie dies Mr. Stewart Headlam, der Gesinnungsgenosse des Dr. Barnett, gethan hat? Und Mr. Headlam ist kein Prediger in der Wüste geblieben.

Freilich, was Generationen verfehlt haben, können ein oder zwei Jahrzehnte nicht schon völlig gut machen. Wer heute nach England geht, wird dort noch vieles Abstoßende finden, und namentlich London, dies „Fettgeschwulst" des alten Cobbett, ist noch überreich an Stätten des Elends und des Schmutzes. Aber es bietet uns auch die reichste Gelegenheit, die Entwickelung zum Besseren

zu studiren. Lange, nur zu lange dauert es, bis die eintönig grauen Straßenzüge von Arbeiterhäusern und verkommenen Wohnhäusern der Mittelklassen, die London und andere Großstädte Englands verunzieren, mit Häusern besetzt werden, die in Ausstattung und Einrichtung den Anforderungen der Gesundheitspflege ebenso sehr entsprechen, wie denen der Bequemlichkeit und eines entwickelten Schönheitsgefühls. Vergleicht man aber mit jenem traurigen Erbe früherer Jahrzehnte die Straßen und Stadtviertel neueren Datums, so wird man in Bezug auf diese die Grundbedingungen guten Wohnens erhebliche Verbesserungen feststellen können. Wie schon längst kein Wohnhaus für Angehörige des Bürgerthums mehr ohne Badezimmer gebaut wird, so werden auch die für Arbeiter berechneten Häuschen immer mehr mit Bade-Einrichtungen versehen. Große Mittel werden aufgewendet, die Volksquartiere mit Parks und Erholungsanlagen zu versehen, in denen weite Rasenflächen dem Spiel im Freien bestimmt sind, Sonntags Nachmittags und an einem Nachmittag in der Woche Konzerte stattfinden und alkoholfreie Getränke zu billigen Preisen erhältlich sind. In diesen Parks sind auch gewöhnlich bestimmte Stellen für die Abhaltung von Versammlungen im Freien reservirt Da kann man denn an Sonntags Vor- oder Nachmittagen radikale Freidenker in unmittelbarer Nähe von kirchlichen Missionsagenten, Sozialisten hier und Antisozialisten dicht daneben soviel Publikum bearbeiten sehen oder hören, als sie aus der Masse der Spaziergänger anzuziehen und zu fesseln verstehen.

Bedeutende Verbesserungen weisen auch die Gebäude und Unterrichtspläne der Volksschule auf — ja, auf keinem andern Gebiet ist die Entwicklung zum Bessern vielleicht ausgeprägter, als auf dem des Volksschulwesens. Wie der Tag von der Nacht heben sich die im letzten Jahrzehnt in London und andern Städten errichteten Volksschul-Gebäude mit ihren hohen, luftigen, dem Licht vollsten Zutritt gewährenden Räumen von den gefängnißähnlichen Gebäuden ab, in denen vordem den Kindern der Armen ein mangelhafter Unterricht ertheilt wurde. Und welcher Geist weht heute in den Schülern. Hören wir den vorerwähnten Geistlichen, Mr. Headlam, der als Mitglied des Londoner Schulraths sich namentlich um die Entwicklung des Fortbildungsunterrichts verdient gemacht hat, wie er die Londoner Abend-Fortbildungsschulen schildert, die durch einen Rechtsentscheid in ihrer Existenz bedroht worden sind, aber durch ein soeben vom Minister Gorst eingebrachtes Gesetz gerettet werden sollen:

> „Unsere Stunden über englische Literatur sind auch erst neuerdings eingerichtet worden; ihr Hauptzweck war, den Lesern des „London Journal“, von „Tit Bits“ ꝛc. wirklich klassische Werke zuzuführen. Die Lehrer hatten den Inhalt des Stücks oder des Romans zu erzählen und die Schüler zu bewegen, sich eine billige Ausgabe zu kaufen, womit sie in vielen Fällen Erfolg hatten. Die ruppigsten Jungen und Mädchen von Deptford [Südost-London] waren von der Geschichte „Oliver Twist“ hingerissen, und mehrere hundert junge Männer und Mädchen aus den Läden und Geschäften von Hackney [Nordwest-London] haben Woche für Woche Vorlesungen über Shakespeare gelauscht. Knaben von Bethnal Green [eines der schlimmsten Viertel des Eastend] werden euch den Inhalt von Hamlet erzählen und auch ihre Ansicht über denselben entwickeln, Mädchen aus Whitechapel werden aufstehen und mit prächtiger Betonung und wirklicher Kraft eine Reihe kurzer Szenen aus „Was ihr wollt“ spielen. Seit nun zwei Jahren haben einige zwanzig Schulen kleine Truppen ausgewählt, erst die Gerichts-Szene aus dem „Kaufmann von Venedig“ und dann die Schauspiel-Szene aus „Hamlet“ zu spielen, und Mr. Ben Greet, der sie geprüft hat, hat seine größte Befriedigung über das Resultat ausgedrückt. Dies gute Werk muß fortgesetzt werden.

Mr. Prel von der Elizabethan Stage Society hat sich uns gerade jetzt angeschlossen und uns seine unvergleichliche Kenntniß des englischen Drama zur Verfügung gestellt." [Mr. Ben Greet ist einer der angesehensten englischen Shakespeare-Darsteller, und die Elizabethan Stage Society ist eine Gesellschaft, die ältere Dramen, insbesondere die des Zeitalters der Elisabeth ohne Bühnenpomp und Dekorationen zur Aufführung bringt.]

„Noch einer Einrichtung der Abendschulen muß ich erwähnen," fährt Mr. Headlam fort, „nämlich der „geselligen Abende", zu denen in den meisten Schulen die Schüler monatlich einmal eingeladen werden. Diese geselligen Abende und die Vorbereitungen zu ihnen haben zu der albernen Redensart geführt, daß unsere Abendschulen hauptsächlich Tanzböden wären. Wenn sie es wären und jeder Junge und jedes Mädchen in Londou gezwungen würden, tanzen zu lernen, so wäre das kein großer Schaden. Aber die Sache ist die, daß wir den Lehrern einmal im Monat den Schulsaal zur Verfügung stellen und dann ein Tanz stattfindet, der manchmal mit Gesangsvorträgen verbunden wird. Ich bin sicher, daß diese Kränzchen („Socials") einen zivilisirenden Einfluß auf die Schüler und die Nachbarschaft ausüben und eine werthvolle Zugabe zum gewöhnlichen Schulleben bilden."

Wie es mit Letzterem steht, ist an einer anderen Stelle des Vortrages geschildert, dem ich die vorstehenden Ausführungen entnehme. Es vertheilten sich im vorigen Jahre in den Londoner Abendfortbildungsschulen die Schüler in den verschiedenen Unterrichtsfächern wie folgt:

Stenographie 33000; Rechnen und Algebra 31000; Buchführung 23000; Handelskorrespondenz 2800; Schreiben 12000; englische Satzlehre 18000; Geographie 14000; Geschichte 5000; Französisch 19000; Deutsch 1400; Erste Hülfe [bei Verletzungen] 14000; Krankenpflege im Hause 3000; Handfertigkeit [Holzbearbeitung] 14000; Handarbeit [Nadel] 16000; Gesang 13000; Turnen 17000; Schwimmen und Rettungswesen 12000; englische Literatur 3000; Zeichnen 10000; Naturwissenschaften gegen 10000. Außerdem sind noch 16 Schulen mit 8000 Schülern als spezielle Handelsschulen und 9 Schulen mit 6000 Schülern als Schulen für [Natur-]Wissenschaften und Künste eingerichtet.

All das vom Londoner Schulrath, der ursprünglich und formell nur für den Elementarunterricht ins Leben gerufen wurde. Der Angriffe gegen diese, auf Grund demokratischen Wahlrechts gebildete Körperschaft sind denn auch nicht wenige. Sie sind aber zur Erfolglosigkeit verurtheilt, die Strömung zur Hebung des geistigen und sittlichen Niveaus der Massen ist zu stark, um sich an dem Widerstand von Pedanten und Reaktionären zu brechen.

Neben den Schulen mehren sich die Volkslesehallen, die erst nur von Philanthropen eingerichtet wurden, heute aber in steigendem Maße von den Ortsgemeinden selbst errichtet und unterhalten werden, um auch den Unbemittelten die theureren Revuen und Fachzeitschriften zugänglich zu machen, und viele ähnliche Institute der Verallgemeinerung des Wissens und der Kunst.

Angeregt und gefördert durch alle diese Agenten wächst ein Geschlecht heran, das erhöhte Ansprüche in Bezug auf die materielle Ausgestaltung des Lebens mit erhöhtem Verständniß für die Vergnügungen des Geistes und des künstlerischen Empfindens verbindet. Wäre es möglich, die ganze Umgebung, in der der junge Proletarier in London und den älteren Fabrikstädten Englands heranwächst, mit einem Schlage entsprechend zu verändern, so würde die Wirkung jener Kräfte jedermann sofort in die Augen springen. Das langsame Verschwinden der niederdrückenden Faktoren aber läßt den Prozeß in vielen Fällen nicht zur Reife, in andern sogar nicht einmal zum Keimen kommen. Tausende

und Abertausende von Arbeitern bleiben geistig und sittlich auf dem alten Niveau stehen, und da sie es sind, die auf den Straßen sich am lautesten und auffälligsten geberden, erhält der oberflächliche Beobachter leicht den Eindruck, als seien sie die charakteristischen Vertreter der Arbeiterklassen Englands. Aber es kann nicht leicht einen größeren Gegensatz geben, als er zwischen dem Arbeiter besteht, der unter dem Einfluß der Bildungsfaktoren und der wirthschaftlichen Verbesserungen der Gegenwart heranwächst, und der in den Industriezentren des Nordens und Mittel-Englands schon überwiegt, und dem auf der Stufe des rohen Nichtswissers gebliebenen oder in sie herabgedrückten Proletariers, wie er namentlich in den Höhlen der Großstädte nistet und von da aus sich Tags über in die Massen vertheilt.

Indeß, auch in den Großstädten wird dieser Typus immer mehr zurückgedrängt. Soviel des Rohen und Abstoßenden, soviel wüstes Treiben sich auch in unsern Tagen noch mit dem „Derby“, dem großen Pferderennen von Epsom, verbindet, so reicht es doch bei Weitem nicht an das wüste Treiben heran, das Frith's Bild vom Derby in der National-Gallerie widerspiegelt, und von Jahr zu Jahr verliert gerade der „Derby-Day“ für die große Masse der Londoner Bevölkerung an Bedeutung. Für die übergroße Mehrheit existirt er überhaupt nur noch durch das Medium der Zeitungen und hat nur ein Interesse für sie, soweit sie sich durch Preßberichte über die Aussichten der verschiedenen Renner oder Buchmacher dazu haben verleiten lassen, auf das eine oder andere Pferd Wetten einzugehen. Das Wetten selbst freilich wird man der Masse der Engländer nicht so leicht austreiben. Es sitzt ihnen, wie die Liebe zum Sport, zu tief im Blute. Der erste Tag in London führt uns dies nahe. Wenn nicht ganz besonders wichtige Ereignisse in der Welt passirt sind, so wird der Londoner Zeitungsjunge sein Blatt auf der Straße unfehlbar mit dem Ruf „all the winners“ anpreisen. Daß sie die Liste aller siegreichen Pferde und Cricket- oder Fußball-Spieler bringt, erscheint ihm als ihr vorzüglichstes Anziehungsmittel. Und im Ganzen taxirt er sein Publikum richtig. Es geschieht heute alles Mögliche, um den gewerbsmäßigen Wettagenten das Handwerk zu legen, und mancher Auswuchs des Wettgeschäfts gehört auch der Vergangenheit an. Aber gewettet wird nach wie vor. Und wie sollte es anders sein, wo doch die Presse dem Trieb zum Wetten durch ihre Berichte direkt oder indirekt immer wieder Vorschub leistet? Es ist schon viel, wenn eines der auf die Arbeiterkundschaft berechneten Blätter davon Abstand nimmt, vor gewissen Rennen Winke („Tips“) für Wettende zu veröffentlichen. Die Sportkolumne ganz zu unterdrücken, würde für ein Tageblatt den sicheren Ruin bedeuten. Zur Zeit einer ziemlich wichtigen Parlamentsnachwahl in einem Arbeiterdistrikt des Nordens kaufte ich mir vor etlichen Jahren am Tage nach der Wahl eine Zeitung, in der ich das Resultat angezeigt zu finden hoffte. Während ich sie durchlas, bemerkte ich, daß ein Mann in Arbeiterkleidung begehrlich nach der Zeitung sah. „Noch keine Nachricht von X,“ sagte ich zu ihm. „Ach,“ gab er zurück, „das wollte ich auch gar nicht wissen. Aber sind vielleicht schon die Meldungen vom Doncaster-Rennen da?“

Die Jungfrauen vom Felsen.

Von **Gabriele d'Annunzio.**

(2. Fortsetzung.)

Eine zarte weiße Wolke glitt über die Sonne und verdeckte sie; die Luft schien noch weicher zu werden, sie flimmerte wie durchsichtige Milch, in der Wohlgerüche sich aufgelöst hatten. Und in meinem Ohr klang der Tonfall der lateinischen Verse nach, während wir über die mit gelben Narcissen übersäten Wiesen schritten, auf denen man sich heitere Scenen ländlicher Feste im Schatten bekränzter Zelte leicht ausmalen konnte. Auf dem Piedestal einer Nymphe, der beide Arme fehlten, war das Wahrzeichen der Arkadier: die siebenrohrige Flöte in eine Guirlande von Lorbeer, eingemeißelt.

„Sind Sie nicht heut Morgen hier gewesen?“ fragte ich Violante; denn ich erkannte in der Nähe den Buchsbaumgang, in dem ich sie zuerst erblickt hatte.

Sie lächelte; und es kam mir vor, als ob ihre Wangen sich für einen flüchtigen Augenblick färbten. Wenige Stunden waren verflossen; und ich staunte, daß mir der feste Begriff der Zeit verloren gegangen war. Dieser kurze Zeitraum erschien mir ganz erfüllt von verworrenen Ereignissen, die ihm in meinem Bewußtsein eine unbestimmbare Dauer, ohne feste Grenzen, verliehen. Ich konnte die Bedeutsamkeit des Lebens, das ich von dem Augenblicke an, da ich den Fuß über die Schwelle dieses klösterlichen Orts gesetzt, noch nicht ermessen; aber ich fühlte, daß ein dunkler Einfluß voll unberechenbarer Folgen sich, ganz außerhalb meines Willens, in mir geltend zu machen begann; und ich dachte, daß mein Vorgefühl heut morgen auf dem einsamen Wege nicht trügerisch gewesen sei.

„Warum setzen wir uns nicht ein wenig?“ fragte Antonello fast flehend. „Seid Ihr noch nicht müde?“

„Wir wollen uns setzen,“ stimmte Anatolia mit ihrer gewohnten Willfährigkeit zu. „Ich bin auch ein wenig müde. Es ist vielleicht die Frühlingsluft .... Wie die Veilchen duften!“

„Aber Ihr Weißdorn?“ rief ich, mich an Massimilla wendend, um ihr zu zeigen, daß ich ihr Anerbieten nicht vergessen hatte.

„Der ist noch weit,“ erwiderte sie.

„Wo?“

„Da unten.“

„Massimilla hat ihre Schlupfwinkel,“ sagte Anatolia lächelnd. „Wenn sie sich versteckt, kann niemand sie finden.“

„Wie das Hermelin,“ fügte ich hinzu.

„Dann macht sie,“ fuhr sie scherzend fort, „von Zeit zu Zeit eine geheimnisvolle Anspielung auf irgend ein kleines Wunder, das ihr allein

bekannt ist, aber ganz vorsichtig ihr Geheimniß bewahrend, ohne unsrer Neugierde auch je das geringste zu gewähren. Ihnen erweist sie heute mit dem Weißdorn eine ganz besondere Gunst . . ."

Die Novize hielt die Augen niedergeschlagen, aber in ihren Wimpern glänzte ein Lächeln, das ihr ganzes Gesicht erhellte.

„Eines Tages," fuhr die gute Schwester fort, die sich zu freuen schien, jenen ungewohnten Strahl hervorzuzaubern, „eines Tages will ich Ihnen die Geschichte von der Locke und von den vier lockigen Blinden erzählen. . . ."

Jetzt brach Massimilla in ein so jugendliches, so helles Gelächter aus, das ihr eine so unerwartete Frische verlieh, daß ich verblüfft dastand, wie vor einem Wunder von Anmut.

„Ach, hören Sie nicht auf Anatolia!" rief sie ohne mich anzusehen. „Sie will sich über mich lustig machen."

„Die Geschichte von der Locke und von den vier lockigen Blinden!" sagte ich, mit Wonne aus diesem Quell unverhoffter Heiterkeit trinkend, der sich über unsre Schwermut ergoß. „Aber Sie sind ja das Musterexemplar einer Franziskanerin. Man müßte der Legendensammlung des Heiligen Franziskus noch eine Legende hinzufügen: „Wie Suor Acqua die wilde Locke zähmte und ihr ein Nest bereitete, damit sie sich mehre nach dem Worte unsres Schöpfers. Erzählen Sie, erzählen Sie!"

Die Klarissin lachte mit ihrer Anatolia, und dieser anmutige Freudenausbruch teilte sich auch Violante und den beiden Brüdern mit; und zum erstenmal an diesem Tage erkannten wir unsere Jugend wieder.

Wer könnte es je schildern, wie süß und wie seltsam es wirkt, wenn von den Lippen und aus den Augen von Schmerzlichbetrübten ein unverhofftes Lachen bricht? Meine Seele verharrte in ihrem ersten Staunen, das sich wie ein Schleier über alles andere zu legen schien. Die ungewohnte Bewegung, die für einige Augenblicke Massimilla's zarte Brust erschüttert hatte, durchdrang in meinem Innern all die vorhergehenden Bilder und verwirrte ihre Linien oder löste sie auf. Ein silbern rieselndes Lachen erfüllte den halbgeöffneten Mund der extatischen Spenderin, grade da aus ihren unbeweglichen, verschlungenen Handflächen ewiges Schweigen geboren werden sollte!

Nichts war so geeignet, mir die unerreichbare Tiefe des Rätsels, das jede der drei Jungfrauen in sich barg, anzudeuten, wie der Klang dieses Lachens. — War es nicht der unvermutete Beweis eines instinktiven Lebens, das wie ein aufgehäufter Schatz in den tiefsten Wurzeln ihrer Seele ruhte? Und schloß dieses geheime und zähe Leben, auf dem das Bewußtsein so großen Schmerzes lastete, ohne es doch ersticken zu können, nicht die Keime unberechenbarer Kräfte ein? Wie der Wasserquell auf dem trocknen Felsen die Spur geheimer unterirdischer Feuchtigkeit ans Licht bringt, so schien das unverhoffte schöne Lachen aus jenem Kern eingeborner Freude aufzusteigen, den selbst das elendeste Geschöpf im Innersten seines Unbewußten birgt. Und deshalb klärte sich über meine Rührung ein Gedanke der Liebe und des Stolzes ab: „ich könnte aus Dir ein Geschöpf der Freude machen."

Eine neue Wißbegierde schärfte jetzt meine Augen, und eine unruhige Leidenschaft bemächtigte sich meiner, die drei Personen anzusehen, sie aufmerksamer zu betrachten, als ob ich sie bis jetzt noch nicht gut gesehen hätte. Und ich bemerkte wiederum jenes schwierige Rätsel der Linien bei weiblichen Formen, und wie unendlich schwer es ist, nicht nur die Seelen zu sehen, sondern die Körper. Diese Hände, an deren schlanke Finger ich meine zartesten Träume wie unsichtbare Ringe aufgezogen, diese Hände schienen

mir in der That schon verändert, jetzt da sie mir vorkamen wie die Stätten unendlicher, namenloser Kräfte, aus denen wunderbare Schöpfungen neuer Dinge hervorgehen konnten. Und, durch eine seltsame Ideenverbindung, stellte ich mir die Angst und das Entsetzen jenes jungen Fürsten vor, der in einen finsteren Raum eingeschlossen und gezwungen war, unter unerkennbaren Schicksalen, die ihm von schweigenden Boten dargereicht wurden, sein Schicksal auszuwählen, und der die ganze Nacht damit verbrachte, die verhängnisvollen Hände zu betasten, die sich im Dunkel nach ihm ausstreckten: giebt es noch ein furchtbareres Bild des Geheimnisses?

Die Hände der drei junfräulichen Prinzessinnen ruhten unbekleidet im Licht; und während ich sie betrachtete, dachte ich an die unzähligen Geberden, deren Möglichkeiten noch unausgeführt in ihnen lagen und an die Myriaden von Blättern, die im Garten noch entstehen sollten.

Anatolie bemerkte meinen gespannten Blick und lächelte.

„Aber warum betrachten Sie so unverwandt unsre Hände? Sind Sie vielleicht Chiromant?

„Ich bin Chiromant," erwiderte ich im Scherz.

„Dann lesen Sie unser Schicksal."

„Zeigen Sie die Fläche Ihrer linken Hand."

Sie zeigte mir ihre Handfläche; und die Schwestern folgten ihrem Beispiel. Und ich beugte mich darüber, indem ich mich anstellte, als ob ich bei einer jeden die Lebens-, die Glücks- und die Schicksalslinien erforschen wollte. „Was für Schicksale?" dachte ich inzwischen, angesichts dieser drei schönen Hände, die sich mir entgegenstreckten, wie um zu geben oder zu empfangen, während die Stille meine unruhigen Sorgen mit den tausend unaussprechlichen und unerklärlichen Dingen, die aus ihr geboren wurden, nährte. „Vielleicht kommen auch bei der ehernen Wage des Geschicks jene plötzlichen Wechsel vor, denen die Deklination der Magnetnadel unterworfen ist. Vielleicht üben schon alle die Kräfte, die ich in mir trage, die dunkelen wie die lichten, ihre mitteilsame Wirkung aus; und die Geschicke weichen ab und drängen einer Lösung entgegen, aus der ich den größten Vorteil ziehen werde. Es kann aber auch sein, daß ich der Spielball von Einbildungen bin, die aus meinem Stolz und aus meinem Glauben entstanden sind, und daß mein gegenwärtiger Zustand kein anderer ist, als der eines Gefangenen unter Gefangenen."

Das Schweigen während dieser Pause war unermeßlich; so tief, daß ich, als ich es in mich aufnahm, erschrak vor der Unendlichkeit der stummen Dinge, die es umfaßte. Die Sonne war noch immer verschleiert. Plötzlich schrak Antonello zusammen und wandte sich rasch nach dem Palast um mit der Bewegung eines, der einen Ruf hört. Alle sahen wir ihn unruhig an; und er sah uns bestürzt an. Die Hände der Schwestern sanken herab.

„Nun?" fragte mich Anatolia, mit dem Schatten einer gewissen Befangenheit auf der Stirn. „Was haben Sie gelesen?"

„Gelesen habe ich," sagte ich, „aber ich kann es nicht enthüllen."

„Warum?" fragte sie, indem sie wieder lächelte. „Ist es gar so schrecklich, was Sie gefunden haben?"

„Es ist garnicht schrecklich," sagte ich; „eher heiter."

„Wirklich?"

„Wirklich."

„Für uns alle, oder nur für eine?"

Ich zögerte einen Augenblick. Berührte sie nicht mit dieser Frage,

ohne es zu wissen, meine Ratlosigkeit und gemahnte sie mich nicht an die notwendige Wahl?

„Sie antworten nicht!“ fügte sie hinzu.

„Für alle,“ erwiderte ich.

„Auch für mich?“ fragte Massimilla verträumt.

„Auch für Sie. Nehmen Sie etwa nicht den Schleier aus eigener freier Wahl? Und sind Sie nicht sicher, am Ende jene Glückseligkeit zu erreichen, die der Lohn der vollen Entsagung ist?“

Als ich ihr in die Augen sah, färbte sie sich mit einem Rot, das mir in diesem bleichen Gesicht fast gewaltsam vorkam.

„Seid, o seid die duftigen Blumen, die ihr sein sollt, und hauchet Düfte in das süße Antlitz Gottes!“ so hat die heilige Katharina für Sie geschrieben.“

„Sie kennen die heilige Katharina!“ rief die Klarissin, in ihrer Röte vor Staunen erglänzend.

„Sie ist meine Lieblingsheilige,“ fügte ich hinzu, froh sie so verblüfft zu sehen und verlockt von dem Vergnügen, diese Seele, die mir glühend und schwankend vorkam, zu verwirren und irre zu führen. „Ich liebe sie wegen ihres purpurnen Anblicks. In ihrem Garten der Erkenntnis ist sie wie eine feurige Rose.“

Die Braut Christi sah mich fast ungläubig an; aber der Wunsch zu fragen und zu lauschen malte sich in ihren Mienen, und auf ihrer Stirn zeigte der zarte Schatten einer Furche ihre gespannte Aufmerksamkeit.

„Das Buch, das ich heut Morgen bei mir hatte,“ sagte sie mit einem leichten Beben ihrer Stimme, als ob sie etwas sehr Vertrautes enthülle, „war ein Band ihrer Briefe.“

„Ich habe bemerkt, daß Sie als gute Franziskanerin einen Grashalm als Merkzeichen zwischen die Seiten legen. Aber in dieses Buch gehört ein anderes Merkzeichen. Das Gras verdorrt darin, wie am Rande eines Schmelzofens. Das ganze Wesen der Tertiarierin liegt in ihren Worten: „Feuer und Blut, vereinigt durch die Liebe.“ Erinnern Sie sich ihrer?“

„O Massimilla,“ fiel Oddo lachend ein, „Du kannst Deinen Beichtvater verabschieden. Hier hast Du den wahren Führer auf dem Wege der Vollendung gefunden!“

Wir hatten uns auf die Einfassung eines ausgetrockneten Bassins gesetzt, das vielleicht ehemals ein Fischweiher gewesen, jetzt aber fast ganz von lockerer Erde ausgefüllt und von wildwachsenden Pflanzen bestanden war, unter denen sich sicherlich unzählige Veilchen verbargen, nach dem starken Dufte zu urteilen. Ganz in der Nähe war die uralte Buchsbaumwand, die schon bei meinem ersten Kommen aus ihren tiefen Verstecken denselben kräftigen Geruch gegen mich ausgeströmt hatte. Durch die Lichtungen und durch die Wölbung gewahrte man die einsame Allee mit ihren verstümmelten Statuen und ihren verwitterten Urnen.

„Steht der Tag Ihrer Einkleidung schon fest?“ fragte ich Massimilla.

„Der Tag steht noch nicht fest,“ erwiderte sie; „aber es ist beinah sicher, daß es vor Ostern sein wird.“

„So bald also. Zu bald!“

Antonello sprang auf, von einer plötzlichen, nicht zu überwindenden Unruhe getrieben. Wir drehten uns alle nach ihm um. Er sah Anatolia mit einem unbestimmten Entsetzen in seinen blassen Augen an. Dann setzte er sich wieder. Ein unbeschreibliches Mißbehagen bemächtigte sich unsrer, als ob Antonello uns einen Teil seiner Angst mitgeteilt hätte.

„Gestern um diese Zeit waren wir bei den Mandelbäumen," sagte Oddo mit dem Ausdruck der Trauer über ein verschwundenes Glück.

Unwillkürlich klangen mir Antonellos Worte im Ohr: „Wir müssen sie unter die Blüten führen."

„Wir müssen alle zusammen noch einmal dorthin gehen," rief ich lebhaft, die seltsame Atmosphäre von Angst und Beklemmung zerreißend, die sich ohne sichtlichen Grund über unsre Gemüter zu verdichten begann. „Wir müssen diesen himmlischen Frühling genießen. In einer Woche wird das ganze Thal in Blüte stehen. Ich habe mir vorgenommen, es nach allen Dimensionen zu durchforschen: den Cornace zu besteigen, Scultro wiederzusehen und Secli und Linturno . . . . Wie glücklich wäre ich, wenn Ihr mich begleiten wolltet! Würdet Ihr nicht gern mitkommen? Ich hoffe, Sie, Donna Anatolia, werden das gute Beispiel geben."

„Sicherlich," antwortete sie. „Sie bieten uns an, was wir ohnehin wünschen."

„Und auch Ihnen, Donna Massimilla, ist die Erholung erlaubt. Wie Sie wissen, schrieb der Heilige Franziskus seinen Hymnus an die Sonne in einer Zelle aus Schilfrohr, die ihm die Heilige Klara im Klostergarten errichtet hatte. Die Wälder und Flüsse und Berge und Hügel müssen, nach der alten Regel, Ihre Brüder und Ihre Schwestern sein. Sie besuchen, heißt eine gelobte Besichtigung ausführen . . . . Und außerdem ist in Linturno, in der toten Stadt, das Schiff einer Kirche stehen geblieben; und dort befindet sich eine große Madonna aus Mosaik, ganz einsam, in der Wölbung der Chornische . . . . Immer muß ich daran denken. Sie ist unvergeßlich. Erinnerst Du Dich ihrer, Antonello?"

Als Antonello seinen Namen aussprechen hörte, zuckte er zusammen.

„Was sagst Du?" stammelte er verwirrt.

Und sein armes, krampfhaft verzerrtes Gesicht drückte eine solche Qual aus, daß ich sprachlos blieb.

„Ja, ja, wir wollen gehen, laßt uns gehen," fügte er hinzu, indem er sich anstellte, als ob er verstanden hätte; und er stand wieder auf, im Banne einer ersichtlichen Aufregung, mit dem Aussehen eines Irrsinnigen, aschgrau und schwankend. „Wir wollen fortgehen von hier! Anatolia, steh auf . . . .

Er sprach leise, wie aus Furcht, von jemandem in der Nähe gehört zu werden, uns alle mit Grauen erfüllend.

„Steh auf, Claudio. Wir wollen fortgehen."

Anatolia lief zu ihm und nahm seine Hände.

„Da ist sie! Da kommt sie!" stammelte er außer sich und heftete seine blassen Augen, die von der Hallucination weit geöffnet schienen, auf die breite Allee. „Da ist sie! Hörst Du?"

Im Innersten betroffen und erschreckt, glaubte ich zunächst, daß er über eine Sinnestäuschung, die sein Wahnsinn ihm vorgaukelte, erschrecke. Aber auch mein Ohr vernahm das Geräusch sich nähernder Schritte. Und plötzlich verstand ich, als ich zwischen dem Buchsbaum die Sänfte auftauchen sah.

Stumm, bewegungslos, atemlos verharrten wir beim Herannahen des seltsamen Zuges. Man hörte deutlich das leise Kreischen, daß die von zwei Dienern getragenen Stangen bei der Reibung verursachten, in dem eisigen Schweigen, das dem glich, mit dem man eine Totenbahre umsteht.

Durch die Fensteröffnung der Sänfte erblickte ich jetzt, auf dem Fond von grünlichem Samet, das Gesicht der wahnsinnigen Fürstin: unkenntlich,

entstellt durch eine blutlose Aufgedunsenheit, wie eine Maske aus Schnee, mit einem Kranz störrischer Haare auf der Stirn. Die großen schwarzen Augen glänzten in dem undurchsichtigen Weiß der Haut, unter den gebieterisch geschwungenen Augenbrauen; und ihr wunderbarer Glanz stammte vielleicht von der dauernden Vision unerhörten Prunkes. Die Runzeln des fleischigen Kinnes verloren sich in den Goldketten, mit denen der Hals geschmückt war. Und diese trägen und bleichen Fleischmassen erweckten in meiner Phantasie das Bild irgend einer alten byzantinischen Kaiserin zur Zeit des Nikephoros oder des Basilius, die, fett und geschlechtlos wie ein Eunuch auf dem Sitze ihrer goldenen Tragbahre hingegossen gelegen.

„Jetzt entdeckt sie uns, hält an, steigt aus, kommt zu uns," stellte ich mir mit wachsendem Grausen vor, indem ich so gleichsam den Wahrheitsbeweis für das erwartete, was mir wie eine ganz unwahrscheinliche Form erschien, die sich auflösen und in das Nichtsein zurückkehren müsse, gleich einem Traume. „Jetzt ruft sie einen von uns zu sich heran, spricht mit ihm, fragt wer ich sei, redet mich an . . . ." Ich stellte mir den Klang ihrer Stimme in dieser Stille vor: die Unterhaltung dieser einem übermenschlichen Opfer geweihten Kinder mit dieser Mutter, die durch den Wahnsinn in eine andre Welt eingegangen war, wohin sie einen nach dem andern unentrinnbar hinüberziehen mußte. Und aus meinem eigenen Grauen verstand ich den tiefen Schauder instinktiven Widerwillens, der für Antonello eine geheimnisvolle Mahnung gewesen war, nicht anders als die, welche die in eine Hürde eingeschlossene Herde beim Herannahen der wilden Bestie, die sie zerreißen will, befällt.

Aber sie zog vorüber, ohne uns zu bemerken, ohne die Wimpern zu bewegen, zwischen dem hohen Buchsbaum verschwindend. Zwei Mägde, wie Pflegeschwestern in grauen Kleidern, schweigsam und traurig, blaß geworden von Erschöpfung und Eintönigkeit, folgten der Sänfte auf dem Fuß; und ihre träge herabhängenden Arme pendelten bei jedem Schritte, wie die an ihren Gürteln befestigten Rosenkränze, gleich toten Gegenständen.

Ich sah das aufgedunsene, blutlose Gesicht der Fürstin Aldoina wieder vor mir und die freudlosen Bemühungen der Diener, und die beiden grauen Larven, die hinterhergingen, und alle Einzelheiten des seltsamen Aufzuges, während ich wieder für mich allein auf dem Wege nach Rebursa ritt. Irgend ein lebendig Teil meiner selbst war dort in dem großen Kloster zurückgeblieben. Und doch fühlte ich im Innersten die Freude, wieder allein zu sein.

Ich sah wieder ihre Haltung beim Abschied am Gitterthor, und die wundervolle Tiefe in den Augen der Gefangenen und die fast märchenhaften Fernen des Gartens, die sich hinter den schönen Menschen weiteten. Und zu gleicher Zeit häuften sich die andern Vorstellungen intensivsten Lebens, das ich in jenen kurzen Stunden gelebt, in meiner Seele auf wie verschiedenartige, noch nicht gesichtete Reichtümer, die ich erworben, um sie zum Schmuck meiner geheimen Königsburg zu verwerten.

„Welche Pracht!" sprach das Dämonium, voll Freudigkeit und Stolz zu mir tretend. „Welche Herrlichkeit an einem einzigen Tage! Besser konntest Du Deinem Zwecke nicht dienen, welcher da ist, alles lebendig zu machen, selbst aus der unfruchtbarsten Sache Leben zu ziehen. Erkennst Du nicht jetzt die Weisheit meiner Ermahnung von heute Morgen? Segnest Du nicht die Härte Deiner langen Selbstbeherrschung, da Du diese berauschende Frucht daraus gewannest? Deine Poesie, wie Dein Wille, ist grenzenlos. Alles, was um Dich herum geboren wird und besteht, wird geboren und besteht durch einen Hauch Deines Willens und Deiner Poesie. Und trotz-

dem lebst Du innerhalb der Ordnung der realsten Wirklichkeit; denn was gäbe es realeres auf der Welt, als ein poetisches Ding."

Der Tag neigte sich in dem gewundenen Thal des Saurgo; die rötliche Erde färbte sich golden bei den schrägen Strahlen, während sich die hellen Wolken kreisförmig um die Gipfel der Felsen legten wie auf die höchsten Stufen eines Amphitheaters, mit weiblichem Behaben, als erwarteten sie den Abend, der sie in Purpur kleiden sollte.

„Fortan könntest Du den Ocean befruchten," sprach das Dämonium zu mir. „Wohin Dein Geist sich neigt, da erblüht plötzlich üppige Fülle. Aber die Gunst des Glückes ist mit Dir: nicht wie einer, der unsicher tastet und versucht, bist Du ins Unbekannte und Unerwartete eingetreten, sondern wie einer, der erwartet und auserlesen ist zur Ernte auf einem Felde, in dem sich stolz und unversehrt alle reifsten Früchte angesammelt haben, die nur darauf warten, seine hohlen Hände zu füllen, so oft es ihm gefällt, sie auszustrecken, sei es im Licht oder sei es im Schatten. Du bist in einen verschlossenen, wundervollen und schreckenvollen Garten, wie der der alten Hesperiden, eingetreten. Das Glück hat Dich angelächelt durch drei Gesichter, zwischen Wahnsinn und Tod, ähnlich jenem Marmorbildnis der Luna, das zwischen zwei schwarzen Säulen erglänzte. Liegt für Dich etwa ein verborgener Sinn in dem Zusammentreffen dieses Gleichnisses?

„O Despot," erwiderte ich ihm, „wohl liegt ein verborgener Sinn in dem Gleichnis, das Du mir vorlegst, und ich werde ihn erkennen. Aber da die Vollkommenheit jener Dreiheit mich anzieht und es für die Erreichung meines Ziels doch notwendig ist, eine Wahl zu treffen, so bin ich ratlos und voller Angst, wie ein Mensch betrogen zu werden."

Und das Dämonium: „Wie am Morgen, so auch am Abend, bist Du unnötigerweise in Angst! Und das ist nicht Dein einziger Fehler; denn schon vorher, im Angesicht der Glückspenderin, nachdem Du auf die Schönheit ihrer nackten Hände eine süße Musik angestimmt, jammertest Du darüber, daß Du sie nicht alle zu gleicher Zeit in Dein Haus einführen könntest, und entrüstetest Dich gegen den Mißbrauch des Vorurteils und der Sitte. Und indem Du jetzt so handelst, demütigst Du Dich nicht nur dadurch, daß Du die Macht fremden Gesetzes anerkennst, sondern auch dadurch, daß Du die Macht Deines Traumes, der allein heilig ist, verkennst. Weshalb strebst Du nach dem legitimen Besitz der Körper, wenn die idealen Bilder mit ihrer dreifachen Anmut schon das Haus deines Traumes schmücken? Du kannst die drei Gefangenen ihrem Kerker nicht entreißen, ohne ihnen zugleich den Zauber, der sie verklärt, zu entreißen. Eine unermeßliche Zahl geheimnisvoller Wechselwirkungen webt und schwebt zwischen diesen abgrundtiefen Wesen und den schweigenden Orten, an denen sie litten und Dich erwarteten. Ihre Anmut, ihre Verzweiflung und ihr Stolz haben aus den geheimen Kräften der unendlichen Natur den Zauber gesogen, an dem Du Dich berauschst. So saugen jene edlen Pflanzen mit ihren langen Wurzeln, die in Myriaden von Fäserchen auslaufen, aus dem innersten Schoße der Erde unsterbliche Kräfte, die ungestüm im Stengel emporsteigen und sich in dem Wunder ihrer Kronen und ihres Duftes dem Lichte offenbaren. Kannst Du, o Dichter, Dir Aegle, Arethusa und Heperethusa aus ihrem Garten vertrieben vorstellen? Selbst Herakles, als er in das abendländische Paradies drang, um dort die goldenen Früchte zu rauben, verzichtete darauf, die Töchter der Nacht mit sich zu reißen, denn auch er fühlte in seinem wilden Sinne, daß er damit das paradiesische Geheimnis ihrer Schönheit geschmälert, vielleicht gar zerstört haben würde."

„O Despot," sprach ich jetzt zu ihm, „ich denke an Den, der da kommen soll."

Und das Dämonium: „Mag dieser immerhin die Krone Deiner Gedanken sein. Und doch stand vorher die Notwendigkeit der Wahl wie eine grausame Prüfung, wie die Ursache von Schmerz und unvermeidlichen Opfern vor Dir; und Dein Herz wehklagte darüber. Bedenke, daß keine Schicksalsgöttin würdiger ist, um angerufen zu werden, ein Geschlecht zu lenken als der Schmerz. Nichts in der Welt geht verloren; und aus Thränen können zuweilen wunderbare Dinge geboren werden. Bedenke, daß die höchste Macht des Willens sich nicht offenbart in der Schnelligkeit in der Wahl zwischen mehreren Möglichkeiten, und nicht in der Festigkeit, möglichst vielen Trieben zu widerstehen: sondern in der Kunst, den unklaren Drängen der Natur Wirksamkeit, Klarheit und die Würde erkannter und geregelter Kräfte zu verleihen. Bedenke, daß es in den Wechselfällen des so ganz unsicheren Lebens eine Art und Weise giebt, immer auf der Höhe des Ereignisses zu stehen. Es gab schon einmal Einen, der an der Seite seines Tyrannen, welcher ihn doch mit einem Zeichen zum Tode verurteilen konnte, eine solche Würde bewahrte, daß man zweifeln mußte, welcher von beiden der wahre Herr sei. Sei Du nun also jenem ähnlich, und behandele das Ereigniß mit königlichem Gleichmut."

Die Himmelskuppel hatte sich mit stumpfem Dunkelrot gefärbt und die Olivenbäume empfingen in ihren Gipfeln, in denen die schmerzlichen Windungen ihrer schwarzen Stämme sich verloren, den friedlichen Abglanz davon. Die Wolken, die sich um die Felsenspitzen gelagert, hatten ihr Purpurkleid nicht bekommen, sondern eine viel zartere Färbung, die ihnen etwas schmachtendes verlieh: eine aber erhob ihr stolzes Haupt über die Gefährtinnen und strebte nach einer Sternenkrone.

„Inzwischen kannst Du Deine Hymnen dichten," fuhr das Dämonium fort, „auf die wunderbare Folge von Dingen, die aus der Wahlverwandtschaft und aus den Beziehungen der drei sich ergänzenden Formen entstehen, wenn Du sie rein betrachtest. In ihrer Zusammengehörigkeit und in ihrer Unzertrennlichkeit liegt eine seltsame Sprache, die Du schon verstehst, als ob Du sie selber erfunden hättest. Aus jeder Linie von ihnen kannst Du die Axe einer Welt machen. Sie sind imstande, Dir die Freude immerwährenden Schaffens, immerwährenden Entdeckens zu geben und Dir zu helfen, Deine Vereinigung mit einem Teile Deiner Selbst, der Dir unerwartet offenbart wurde zu vollziehen. Sie scheinen das Leben in Dich zurück zu ergießen, das sie in unvordenklicher Zeit von Dir empfingen. Hattest Du Dich ihrer nicht erfreut, längst ehe sie Dir heute lächelten? Fühltest Du Deine Seele nicht trächtig wie eine Wolke, als Du heut schweigend vor ihnen standest?"

„O Despot," sprach ich zu ihm, und ich fühlte, wie meine Seele mit unendlicher Sehnsucht den Garten suchte, von dem ich mich in dem friedlichen Abenddämmer entfernte, „o Despot, es ist wahr: als ich schweigend vor ihnen stand, habe ich eine Wollust empfunden, die stärker war, als wenn ich ihre Haare gelöst oder meinen Mund auf ihren schönen Nacken gepreßt hätte; und noch jetzt bin ich voll davon. Aber trotzdem möchte ich, wenn die Nacht sinkt, heimlich dorthin zurückkehren und unsichtbar mich über die jungfräulichen Busen neigen und lange, lange dort verweilen; denn ich glaube, daß diese Brüste im nächtlichen Schatten eine große Süße und eine große Traurigkeit gegen mich ausströmen würden, die ich niemals kennen lernen werde!"

III.

.... a sedere, con le dita delle mani insieme tessute, tenendovi dentro il ginocchio stanco

Leonardo da Vinci

Dov' è più sentimento, li è più martirio.

Derselbe.

Und ich führte sie unter die Blüten.

Mit sichtlicher Verwirrung lauschten sie den unendlichen Melodien des Frühlings, indem sie zuweilen zu ihren eignen Schatten, die ihnen gleich blauen, die Erde küssenden Gestalten voraneilten oder ihnen folgten, sich niederbeugten oder sich nach ihnen umwendeten. In ihren geblendeten Augen blitzte zuweilen die Wonne der Freiheit und der Hoffnung auf; ein Wort ohne Klang schloß ihnen zuweilen die Lippen und ließ sie Kelchen gleichen, die bis zum Rande gefüllt, überquellen. Und wenn sie stehen blieben, dachte ich wie berauscht an die Ueberfülle, die sie erstickte.

Was wir von Zeit zu Zeit mit einander sprachen, mußte auch ihnen überflüssig erscheinen; aber es diente dazu uns empfinden zu lassen, wie tief unser eigentliches, wahres Leben war. Ein flüchtiger Blick, eine Neigung des Kopfes, eine kurze Pause genügten, um im tiefsten Inneren jene Abgründe aufzurühren, in die nur selten und schwach das Licht des gewöhnlichen Bewußtseins dringt; während das, was wir sprachen, uns so fern gerückt war, wie den tiefinnersten Wurzeln der Bäume das Rauschen der Kronen.

Nichts konnte an eigentümlicher Schönheit dieser strengen Landschaft, die nun in Blüte stand, gleichkommen. Auf dieser Erde, die rötlich und rauh wie das Fell des Löwen war, erweckten die zarten weißen und rosa Blüten die Vorstellung von Jungfrauen, die sich zitternd an die ungeheure wollige Brust sagenhafter Giganten schmiegen. Sonnenstrahlen woben um die durchsichtigen Blumenkelche den zitternden Glanz von Edelsteinen. Hie und da glänzten von der beackerten Scholle in doppeltem Blitze die blanken zweizinkigen Hacken.

Wir fühlten, wie tief unser eigentliches, wahres Leben war. Und nach und nach, wie auf gegenseitiges Uebereinkommen, unterließen wir es, jene leeren Worte hervorzubringen, die nur dazu dienten, die Feierlichkeit des Schweigens zu brechen und die dichte Wolke der Träume oder der Gedanken zu zerstreuen. Eine leichtere Gemeinschaft verband uns; um uns herum enstand eine divinatorische Atmosphäre, vielleicht jener ähnlich, in der die Mystiker atmeten; und ohne zu sprechen, tauschten wir wunderbare Geheimnisse aus. Zuweilen waren wir so von Wollust durchdrungen, daß in einem einzigen Blick unsere Augen Fluten davon ausströmten, und daß unsre geringsten Bewegungen, ohne Berührung, mehr davon übermittelten, als eine lange Liebkosung verschaffen kann. Die Blüten, die von den kaum bewegten Zweigen zu unsern Füßen niederrieselten, erschlafften uns seltsam, wie ein Geständnis hingebenden Schmachtens und wie eine Mitschuld der Bäume, die in Wonne Früchte trieben. Die Weinreben, im Begriff zu knospen, zum Erdboden geneigt, verschlungen und fast zusammengekrampft, erregten uns durch das Beispiel ihrer entzückten Anstrengung, die sich umsetzen sollte in ein berauschendes Geschenk. Und aus dem vergänglichen Blatt und aus dem dürren Rebreis spürten wir, vermittelst der ihnen innewohnenden Kräfte, das duftende Oel der Mandel und die Flamme des Vergessens, die aus der Traube gekeltert wird.

Eines Tages wurde ich von einem plötzlichen Schwindel der Begierde gepackt, als ich auf Violantes Hand, die sie durch einen Dorn an den schneeigen Blüten einer Hecke verwundet, einen Blutstropfen sah. Lächelnd zog sie die schöne Hand, die sich mit Perlen schmückte, zurück, und da wir zufällig etwas von den Schwestern entfernt und ihnen vielleicht nicht sichtbar waren, so empfand ich ein wildes Verlangen, meine Lippen auf dies Blut zu pressen und seinen Duft einzusaugen. Und ich mußte eine solche Anstrengung machen, mich zu bezwingen, daß ich zu zittern begann.

„Erschreckt Sie der Anblick des Blutes?“ fragte sie mich mit einer Stimme, die die Verstellung weder sicher noch auch spöttisch zu färben vermochte.

Und als ihre Augen sich in die meinigen versenkten, kam es mir vor, als müsse ich mich mit Leichenblässe bedecken, denn ich hatte in mir ein Gefühl, das ich nur undeutlich widergeben kann durch das Bild eines ungeheuren, sich in rasend schnellen Drehungen schwingenden Rades, das plötzlich stillsteht. Eine große Entscheidung sollte sich in diesem Augenblick zwischen uns beiden vollziehen; und wenngleich unsere äußere Haltung eine gefaßte war, so war doch unsre innere Spannung eine derartige, wie sie dem unaufhaltsamen Ausbruch vorhergeht. Unsere Leben strebten mit aller Macht zu einander.

Ach, wie könnte ich je jenes glühende Schweigen vergessen, in welchem der unsichtbare Flügel eines Boten rauschte, der ein unausgesprochenes Wort brachte? Welche Macht könnte je aus meinem Gedächtnis jene mit Blut beperlte Hand und jene blütenübersäte Dornenhecke löschen?

Anatolia's Stimme rief uns von weitem; und wir schritten vorwärts, Seite an Seite, plötzlich von einer körperlichen Müdigkeit und körperlichen Traurigkeit ergriffen, als gingen wir aus einer langen Nacht der Wollust hervor.

Aber es gab auch Augenblicke, in denen meine Seele sich mehr jener zuneigte, die uns gerufen hatte, und jener, die von uns scheiden sollte. Mir gefiel dieses Wechselspiel der Liebe, das meine Kraft nicht erschöpfte, sondern sie erhöhte, so wie die aus verschiedenen Richtungen kommenden Windstöße die Flamme schüren. Mir schien, als habe ich eine ganz neue Art von Wahrnehmungen gefunden: die seltsamsten und verschiedenartigsten reihten sich in mir folgerichtig aneinander. Manchmal gestaltete sich eine so neue, so schöne Musik daraus, daß es mir vorkam, als stünde ich im Begriff, mich zu verklären; und ich glaubte, mein Sehnen, ein Gott zu werden, stünde vor seiner Verwirklichung.

Ich dachte: „Wenn es wirklich einen Gott gab, der es liebte, sich unter die blühenden Bäume zu setzen und aus den umhüllenden Rinden die Nymphen des Baumes hervorzulocken, um sie auf seinen Knieen zu liebkosen, so empfand er sicher keine größere Wonne, als ich sie empfinde, wenn ich die eigentümlichen Schönheiten dieser köstlichen Wesen in mir aufnehme und sie mit einander vermische mit derselben Leichtigkeit, mit der er das verschiedenartige weiche Gelock seiner Baumnymphen durcheinanderwirrte und zu einer Harmonie von Goldtönen verschmolz.“

Zuweilen glaubte ich so in einem Mythus zu leben, den ich selbst geschaffen nach dem Vorbild dessen, den der Menschengeist in seiner Jugendblüte unter hellenischem Himmel hervorgebracht. Der antike Geist der Gottheit schweifte über die Erde wie damals, als die Tochter der Rhea dem Triptolemos ihren Getreidesamen schenkte, damit er ihn in die Erdfurchen versenke und durch ihn alle Menschen der göttlichen Wohlthat teilhaftig würden.

Die unsterblichen Kräfte, die in den Dingen ihren Kreislauf vollenden, schienen sich noch immer der uralten Verklärung zu entsinnen, die sie zur Freude der Menschen in großartige Bilder von unwandelbarer Schönheit umgewandelt hatte. Wie die Charitinnen, wie die Gorgonen und wie die Schicksalsgöttinnen waren es drei Jungfrauen, die mich durch diesen geheimnisvollen Frühling geleiteten. Und ich liebte es, mir meine Person ähnlich jenem auf der Vase aus Ruvo dargestellten Jüngling vorzustellen, den ein geflügelter Genius an die Schwelle eines Myrtenhains geleitet. Ueber seinem Hause ist der Name des Glückes geschrieben; und drei Jungfrauen umgeben ihn: die eine trägt in ihren Händen eine Schale mit Früchten, und die zweite ist ganz in einen sternenbesäeten Mantel gehüllt, und die dritte hält den Faden der Lachesis zwischen ihren schlanken Fingern.

Eines Tages stießen wir auf einen eingezäunten Raum, in dem die eingeborenen Landleute, einem religiösen, heidnischen Brauch folgend, eine vom Blitz getroffene Eiche als Heiligtum geweiht hatten.

„Das ist ein schöner Tod!“ rief Violante, indem sie sich auf die Einfassung stützte, die in Form eines Paralellogramms aus Pfählen hergestellt war.

Eine beinahe erschütternde Heiligkeit lag über dem einsamen Orte. Nicht unähnlich mochte der Anblick jenes durch Blitzschlag geweihten Heiligtums gewesen sein, das die römischen Priester mit dem Opfer eines zweijährigen Lammes weihten.

„Sie begehen ein Sakrileg“, sagte ich zu Violante. „Man kann den heiligen Umkreis nicht berühren, ohne ihn zu entweihen; und der Himmel straft den Schuldigen mit Raserei ....“

„Mit Raserei?“ wiederholte sie, in einem abergläubigen Instinkt schaudernd und dadurch meiner Anspielung auf den heidnischen Glauben einen unvorhergesehenen Ernst verleihend.

In einem plötzlichen Blitz sah ich vor mir das blutlose und gedunsene Gesicht der wahnsinnigen Mutter und Antonello's entsetzten Blick und hörte ich wieder jenen tragischen Ruf: „wir atmen ihren Wahnsinn!“ und ich weiß nicht, welch eisige Empfindung von unentrinnbarem Verhängnis mich überlief.

„Nein, nein, fürchten Sie nichts!“ rief ich unwillkürlich und verstärkte vielleicht noch den Schatten durch diesen offenkundigen Beweis von Reue wegen der Anspielung, die wie ein trübes Vorzeichen oder wie eine grausame Prophezeiung aussehen mußte.

„Ich fürchte nichts,“ erwiderte sie ohne zu lächeln, indem sie sich von neuem auf die Einfassung stützte.

So entstand aus einem nichtssagenden Wort ein tiefer Schatten.

Der vom Blitz getroffene Baum ragte vor uns auf, schwärzlich und versteinert wie Basalt, und zeigte seinen mächtigen Stamm, der bis zu den Wurzeln durch einen Spalt klaffte, die Furchtbarkeit einer rächenden Gewalt offenbarend. Auf der Seite, an der er getroffen war, seiner Zweige beraubt, bewahrte er auf der andern Seite hoch am Gipfel einige Aeste, die gleich gekrümmten Armen die unerbittliche Verzweiflung ihrer Geberde der Sonne entgegenstreckten. An jeder Ecke der Einzäumung war ein durch die zahllosen Unbilden des Wetters völlig gebleichter Widderschädel mit gekrümmten Hörnern angebracht. Alles war unbeweglich, und tot, und heilig, und von uranfänglichem Aussehen.

Vom Himmel hoch oben drang von Zeit zu Zeit der Schrei eines Sperbers.

Schnell enteilten die Tage; und sie waren wie Tage des Abschiedes für sie, die von uns scheiden sollte.

„Nehmen Sie den Frühling in sich auf mit der vollen Kraft Ihrer Augen," sagte ich zu ihr, „denn Sie werden ihn nicht wiedersehen, nie wieder!"

Ich sprach zu ihr:

„Wärmen Sie Ihre Hände an der Sonne, baden Sie sie in Sonne, diese armen Hände; denn binnen kurzem werden Sie sie über die Brust gekreuzt oder versteckt unter der braunwollenen Kutte im Schatten halten."

Auf eine Blume deutend, sprach ich zu ihr:

„Das ist ein Wunder, um das man den Himmel preisen muß. Betrachten Sie die zahllosen Zeichnungen, die das silberne Gewebe dieser Krone enthält und die geheime Beziehung, die zwischen der Anzahl der Blumenblätter und der der Staubfäden besteht, und die Zartheit der Fäden, die die Hülsen des Staubkolbens tragen, und diese durchsichtigen Hüllen, und diese Netzchen, und diese mit einem fast unsichtbaren Flaum bedeckten Membranen, in die die geheimnisvolle Bewegung des Keimens eingeschlossen ist, und die ganze göttliche Kunst, die sich in der Struktur dieses kleinen lebendigen Körperchens offenbart, das trotz seiner Gebrechlichkeit mit unendlichen Kräften zu lieben und sich fortzupflanzen begabt ist. Betrachten Sie das bewegliche Netz von Schatten, das das Zittern der Blätter auf dem Erdboden webt, oder das andere, das der vom Wasser zurückgespiegelte zitternde Sonnenstrahl bewirkt, das eine himmelblau, das andre goldig, um Ihre Schwermut einzuwiegen, und die kleinen, hellen Spitzen, die sich am Ende der Pinienzweige herausstrecken; und die Tautropfen, die an den Aehren des Hafers hängen; und die unglaublich feine Aderung in den Flügeln der Bienen; und die leuchtend grünen Augen der flüchtigen Libellen; und die Regenbogenfarben, in denen die schwellende Brust der Tauben schillert; und die seltsamen Gebilde, die aus Moos und Flechten, aus rissigen Baumstämmen, aus der Anordnung der Kieselsteine entstehen . . . Nehmen Sie all diese Wunder auf in Ihre Augen, die für so lange Zeit vor unserem gekreuzigten Herrn gesenkt bleiben sollen. In dem alten Kloster der Königin Sancia giebt es, glaube ich, keine Gärten, nur steinerne Höfe."

„Warum führen Sie mich in Versuchung?" fragte sie. „Warum macht es Ihnen Vergnügen, meinen ohnehin so schwachen Willen zu erschüttern? Sind Sie vielleicht von Gott ausersehen, mich zu sprüfen?"

„Ich will Ihren Willen nicht erschüttern," antwortete ich; „aber ich wage es, Ihnen einen brüderlichen Rat zu geben, um Ihnen Ihr Leiden zu erleichtern. Ich stelle mir vor, daß Wochen wütendster Ungeduld für Sie kommen werden, wenn sie begraben sein werden, wenn Sie, die in einem Garten aufgewachsen sind, die Wange nicht mehr an ein Gitterfenster lehnen können, ohne sich an den Spitzen zu verletzen, und daß dann alle Visionen der freien Natur durch Ihre Erinnerung gleiten werden. Sie werden dann unerhörte Qualen leiden, wenn Sie sich nicht mit absoluter Deutlichkeit die kleinen schwarzen und gelben Sprenkel auf dem Rücken der Eidechse oder das zarte, flaumige Blatt, das am Zweige des Apfelbaumes sprießt, vorstellen können. Ich kenne den Wahnsinn solch verspäteten Wissensdranges. Ich hatte einmal ein großes schottisches Windspiel, das mein Vater mir geschenkt, und das ich leidenschaftlich liebte. Es war ein prachtvolles Tier. Als es starb, fiel ich in tiefe Betrübnis; und ganz besonders quälte mich der Kummer, daß ich mir die Goldtupfen in seinen braunen Augen nicht mehr in ganz deutlicher Gestalt vorstellen konnte und die grauen Flecke in seinem schönen rosigen Gaumen, die ich zuweilen, wenn er gähnte und bellte, hatte sehen können. Wir sollten also immer

mit aufmerksam gespanntem Blick alles ansehen, besonders die Geschöpfe, die wir am meisten lieben. Und lieben Sie nicht die Dinge, die ich vorher Ihrer Aufmerksamkeit empfahl, und stehen Sie nicht im Begriff, sie zu verlassen? Stehen Sie nicht im Begriff, eine Art Tod zwischen sie und sich zu legen?"

Sie setzte sich nieder, die Finger in einander verschlungen, die Hände um das müde Knie gelegt. Ihre gebrechliche Anmut war ein wenig verstört durch die Unruhe, in die die Zweideutigkeit meiner Worte, zwischen Ernst und Tändelei, zwischen Aufrichtigkeit und Spiel, sie versetzte. Und indem ich so mit ihr sprach, empfand ich ein ähnliches Vergnügen, wie ich empfunden haben würde, wenn ich die schlichten Scheitel ihrer Haare, über denen drohend die silberne Schere der Tonsur schwebte, in Verwirrung gebracht hätte. „Tondeantur in rotundum" . . . Im Gedächtnis klang mir noch hell das frische, jugendliche Lachen, das am ersten Tage, in der letzten Stunde, ihrem Munde entströmt war und mich mit Staunen erfüllt hatte. Und ich fand Gefallen daran, die Bilder dieser bunten und feinen Dinge um die Novize herum zu gruppieren, die an jenem schon fernen Februarnachmittag mir die nächtliche Blüte ihres Weißdorns wie ein wunderbares Geheimnis offenbart hatte.

* * *

Ich suchte sie auf, wie man ein Glück aufsucht, dessen kurze Dauer man kennt. Sie zog mich an wie eine reine Jugendgestalt, die sich unter Thränen lächelnd an der Schwelle einer dunkeln Pforte nach mir umwendete, im Begriff dort einzutreten und zu verschwinden. Ich hätte ihren Schwestern sagen mögen: „Laßt sie mich lieben, so lange sie noch von dieser Welt ist, und laßt mich mit Balsam ihre kleinen Füße netzen!"

Bei meinen langen Besuchen kam es häufig vor, daß ich mit ihr allein blieb und in vertieftem Gespräch mit ihrer so lenksamen, so dienstbeflissenen Seele verkehren konnte. Von Zeit zu Zeit verschwand Anatolia, wenn eine von den zwei grauen Frauen erschien und sie durch einen Wink abrief. Violante zeigte sich seit einigen Tagen selten, schien meine Gesellschaft zu meiden, mich mit Gleichgültigkeit zu betrachten und von ihrer gewohnten Verdrießlichkeit wieder ergriffen zu sein. Die beiden Brüder ertrugen nicht für lange Zeit das volle Licht des freien Himmels. So kam es denn, daß ich öfters mit der Klarissin allein blieb, entweder in dem äußerem Vorhof auf einem Marmorsitz unter der Statue des Sommers, oder im Schatten der grünlich schimmernden breiten Stufen, oder auf der Einfassung des ausgetrockneten Weihers.

Ich sagte zu ihr:

„Vielleicht, liebe Schwester, haben Sie sich in der Wahl des Bräutigams getäuscht. Im innersten Ihres Herzens werden Sie erbeben bei den Worten des Bischofs: Ecce sponsus venit und werden glauben, daß eine schöne und starke Hand sich nach Ihnen ausstrecken wird, um Sie ganz und gar wie Wasser aufzusaugen in seiner hohlen Handfläche; denn eben das ist die süße und herrische That, die Sie von Ihrem Beherrscher erwarten und die Ihrer flutenden, weichen Natur entspricht, liebe Schwester. Aber vielleicht werden Sie am Fuße des Altars enttäuscht bleiben. Und wenn Sie es wagen werden, die Augen zu erheben, werden Sie zwischen brennenden Kerzen unbeweglich den verkündeten Bräutigam sehen, seine Hände durchbohrt, sein Haupt mit Dornen gekrönt. Es scheint notwendig

zu sein, liebe Schwester, die grausamen, eisernen Nägel herauszuziehen, die tief, tief eingedrungen waren. Und es scheint eine gewaltige Kraft notwendig zu sein, um ein solches Werk zu vollbringen. Dann muß man die Wunden mit unendlicher Geduld pflegen und mit balsamischen Kräutern, die nur auf gewissen schwindelnden Höhen zu finden sind, auf denen man kaum noch atmen kann. Und wenn die Wunden vernarbt sind, muß man das Blut, das den Adern entströmt ist, wieder ersetzen. Und wenn endlich das ganze unendlich schwere Werk vollbracht ist, kommt es zuweilen vor, daß die Hände plötzlich sich zurückziehen. Es scheint, daß die Bräute äußerst selten sind, denen es vergönnt ist, sie wirklich wieder aufleben zu sehen; und auch unter diesen Auserwählten giebt es kaum eine, die an irgend einem geheimnisschweren Abend die erhabene Freude genießt, sich ganz und gar genommen, sich ganz und gar von der zwingenden Faust umschlossen zu fühlen, wie es in Ihren Gelübden heißt . . .“

Leise murmelte die demütige Jungfrau:

„Wollte Gott, daß ich diese eine sei!“

„Ach liebe Schwester,“ sagte ich, „bedenken Sie, welche maßlose Kraft diese eine in sich haben muß, um eine tote Hand zu beleben und um sie so gewaltig zusammenzuballen!“

„Ich habe gar keine Kraft, aber ich werde den Herrn darum anflehen.“

„Der Herr kann Ihnen nur die Kraft zurückgeben, Massimilla, die Sie selbst ihm eingeflößt haben.“

„Schweigen Sie, ich bitte!“ beschwor sie mich. „Ich fürchte, daß Ihre Worte gottlos sind.“

„Sie sind nicht gottlos: Sie dürfen sie anhören. Erinnern Sie sich nicht der ersten Strophe der Glosse der Heiligen Therese? Dort handelt es sich um einen Gott, der zum Gefangenen geworden. Denken Sie, welcher Macht es bedurfte, um den Herrn zu fesseln! Sie sehen wohl, Suor Acqua, wie immer in den Gesängen und Responsorien beschwerliche männliche Thaten von der hochgepriesenen Braut verlangt werden. Deswegen, und weil ich brüderlich um Sie besorgt bin, möchte ich Ihre Seele wenigstens vor der Bitterkeit der Enttäuschung bewahren. Wiegen Sie sie nicht allzu sicher ein mit den Verheißungen der Psalmen! Es liegt, scheint mir, eine stolze und wollüstige Verheißung in den Versen, die Sie gelernt haben: Veni, Electa mea . . . Komm', o Auserwählte, denn ein König trug Begehr nach Deiner Schönheit. Komm! Der Winter ist vorüber, die Turteltaube girrt, die blühenden Reben flüstern . . . Ach, wahrhaft unvergleichlich ist dies Latein des Psalmisten, um ein Bild des unter schwüler Ueppigkeit erstickenden Liebestaumels zu geben. Gewisse Verse scheinen von duftenden Oelen zu triefen wie die Haare von Sklavinnen, oder zu leuchten und zu lasten wie Barren Goldes. Wenn der Bischof Ihnen die Krone der Jungfräulichkeit aufs Haupt setzen wird, müssen Ihre Lippen einige wundervolle Worte sprechen, in denen ich eine geheimnisvolle Tragweite und einen geheimnisvollen Glanz sehe. „Et immensis monilibus ornavit me.“ Wundervolle Worte, nicht wahr?“

Sie sah mich so leidenschaftlich an, daß ihre ganze kleine Seele wie eine Thräne zwischen ihren Wimpern zitterte, und ich sie hätte aufsaugen können, wenn ich mich nur leise zu ihr geneigt hätte.

„Vielleicht thue ich Ihnen ein wenig weh,“ sagte ich. „Aber ich sehe in der Tiefe Ihrer Augen einen so glühenden Traum, daß ich für Sie fürchte, liebe Schwester; denn das Leben, auf das Sie sich bereiten, kann Ihrem Traum und kann Ihrer Natur nicht entsprechen. Es erwartet Sie

ein mittelmäßiges, immer gleichförmiges, fast erstarrtes, durch die unabänderliche Regel bestimmtes Leben in jenem alten Kloster der Königin Sancia, das schon für mehr als eine Montaga und mehr als eine Cantelma zur Gruft ward. Ich bewahre in meinem Gedächtnis eine Vision dieser Klarissinnen an einem Aschermittwoch. Als ich in Neapel war, zog mich die Kirche Santa Chiara an, nicht nur, weil dort einer meiner Vorfahren ruht und nicht nur, weil man dort den Herzog von Rhodus beneiden kann, der in dem heidnischen Sarkophag von Protesilaos und Laodameia schläft, sondern auch, weil, wenn man die Augen schließt, man die Poesie auskosten kann, die durch den edlen Namen toter Frauen dort ausgegossen ist. Dort liegt Maria Herzogin von Durazzo und Kaiserin von Konstantinopel, dort liegt die Fürstin Clemenza, dort Isotta d'Altamura, und Isabella von Soleto, und Beatrice von Caserta, und jene entzückende Antonia Gaudino, die Ihnen ähnlich sieht, und die im Marmor so süß schläft unter dem Schleier, den Giovanni da Nola der jüngsten der Charitinnen raubte. Ich bewahre im Gedächtnis eine Vision von Klarissinnen an einem Aschermittwoch. Hinter dem Hauptaltare ist ein großes, schwarzes Gitter, ganz von Spitzen starrend, das den Chor des Klosters abschließt; und durch dies Gitter hindurch sieht man die Reihen der Stühle, auf denen die Schwestern sitzen, während der Bischof, von einem Kapuziner assistiert, jenseits des Hindernisses thront und zwischen den Händen ein silbernes, mit Asche gefülltes Becken hält. Ein Pförtchen ist in dem Gitter geöffnet, und die Klarissinnen kommen eine nach der andern und knieen nieder. Durch die Oeffnung führt der Bischof den zittrigen Arm ein und zeichnet die Stirnen, eine nach der andern, mit Asche. Die Gezeichneten erheben sich und kehren zu ihren Sitzen zurück, wie Schemen, das Pflaster mit ihren leisen, mit Stoff bekleideten Füßen kaum streifend. Alles geht schweigend vor sich, und alles ist erstarrt wie die Asche. Ach, liebe Schwester, wenn diese Erstarrung auch über Sie gekommen sein wird: wer wird je wieder Ihre kleine Seele erwärmen?"

„Wer erwärmte die Seele der Heiligen Klara und machte sie erglühen?" warf die Novize ein, als ob sie sich aufrüttele, um nicht zu unterliegen, während ihre Wangen sich röteten.

„Ein Mann: Franziskus von Assisi. Sie können sich die Damianistin nicht anders vorstellen, als zu Füßen des heiligen Franziskus knieend. Ein kunstfertiger Klosterbruder hat sie dargestellt in dem Augenblick, da sie mit dem Serafico einen Kuß austauscht. Und denken Sie an das lange Idyll, das zwischen der Einsiedlei von San Damiano und der Porziuncula sich abspann: denken Sie zurück an die Wochen voll Leidenschaft, Schmerz und Mitleid, die im Klostergarten im Schatten der Olivenbäume verrannen, in einem Sommer großer Dürre, als Klara die Thränen trank, die den beinahe blinden Augen von Franziskus entströmten; denken Sie endlich zurück an das Zwiegespräch zwischen den beiden mystischen Liebenden, das jener höchsten Extase voraus ging, aus der wie ein Lichtstrahl der Cantico delle Creature hervorbrach. Sie haben da an Ihrer Seite die F i o r e t t i. Nun wohl, lesen Sie das Kapitel wieder durch, in dem erzählt wird, „wie die Heilige Klara mit dem Heiligen Franziskus tafelte." Nie wurde ein Hochzeitsmahl von glänzenderen Liebesfackeln erleuchtet. „Die Einwohner von Assisi und von Bettona, und diejenigen der Umgegend sahen, daß Santa Maria degli Angeli und der ganze Ort und der Wald, der damals seitwärts vom Ort lag, lodernd flammten, und es schien, als ob ein großes Feuer gleichzeitig die Kirche und den Ort und den Wald ergriffen hätte;

weswegen die Assisianer eilends herzuliefen, um das Feuer zu löschen, da sie wahrhaftig glaubten, daß alles lichterloh brenne. Als sie aber an den Ort kamen und nichts brennen fanden, traten sie herein und fanden den Heiligen Franziskus mit der Heiligen Klara . . . .“ Sie sehen wohl, liebe Schwester, in welcher Art die Patronin Ihres Ordens Gelegenheit fand, sich aus der Erstarrung zu lösen. Gestehen Sie, daß der Unterschied gewaltig ist zwischen der lichterfüllten Einsiedelei von San Damiano und der Weltabgeschiedenheit Ihres Klosters. Da giebt es keine Feuersbrunst, nur einförmigen, grauen Schatten, in dem die Demut verdrossen wird . . . . Welcher Art ist Ihre Demut, Massimilla? Ich glaube, daß Ihr Bedürfnis nach Erniedrigung sehr stolz ist.“

Sie schwieg, verzagt und schwer atmend; und in ihrer Bestürzung war sie so süß und so elend, daß ich sie am liebsten auf meine Knie genommen hätte.

„Als Sie am ersten Tage oben auf der Treppe erschienen, erweckten Sie sofort in mir die Vorstellung des Hermelins. Nun scheint es, als ob wir in unsrer Einbildung das schneeige Weiß des Hermelins nicht von dem stolzen Purpur trennen könnten, so sehr sind wir daran gewöhnt, in Königsmänteln beide vereint zu finden. Tragen Sie vielleicht Ihren Mantel umgekehrt, Massimilla, so daß der Purpur unsichtbar nach innen gedreht ist? Das wäre so recht die einer Montaga würdige Art.“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte sie fassungslos. „Es kommt mir vor, als ob alles, was Sie sagen, so sein müßte.“

Und es war, als ob sie das Geständnis ablege: „So wie Sie mich haben wollen, werde ich sein.“

„Wenn ich Ihr Gatte wäre, Massimilla,“ fuhr ich fort, um ihre zitternde kleine Seele zu liebkosen, „so würde ich Ihnen ein Haus schenken, in das der Tag durch Alabasterscheiben oder durch mit geheimnisvollen Geschichten bemalte Fenster eindränge; und bedienen ließe ich Sie von Kammerfrauen und schweigenden Dienerinnen, die auf leisen Sohlen gingen und in milde Stoffe gekleidet wären, so daß sie wie große Nachtfalter an Ihnen vorüberglitten; und manche Zimmer müßten Wände aus Glas haben, die auf riesige Wasserbecken sehen, mit Vorhängen davor, die Sie bequem fortziehen könnten, so oft Ihnen die Lust käme, im Traume mit den Augen durch Meerestiefen voll reichen, seltsamen Lebens zu wandern; und um das Haus herum möchte ich Ihnen einen Garten schaffen mit Bäumen, die Blüten verschwendeten und Düfte weinten, und ihn mit Tieren bevölkern, anmutig und sanft wie Gazellen, Tauben, Schwäne und Pfaue. Und dort, in Harmonie mit allen Dingen, würden Sie mit mir allein leben. Und ich würde jeden Tag, nachdem ich mein Herrschbedürfnis über die Menschen durch irgend eine wirksame That befriedigt hätte, kommen, um die durch Ihre schweigende Liebe verklärte Luft zu atmen, ich würde kommen, um an Ihrer Seite das reine und tiefe Leben meiner Gedanken zu leben. Und zuweilen würde ich ein leidenschaftliches Fieber in Ihnen entzünden; und zuweilen würde ich in unbegreiflichem Weh Sie weinen machen; und zuweilen würden Sie durch mich sterben und wieder zum Leben erwachen, weil ich in Ihren Augen mehr als ein Mensch sein würde.“

* * *

Bereitete sie sich inzwischen vor auf den Abschied, oder zögerte sie in ungeduldiger Erwartung dessen, was für sie trotz alledem unerwartet war?

Als ich die alte Buchsbaumallee heraufging, unter deren großer Wölbung Violante mir zum erstenmal erschienen war, trat sie mir fast an derselben Stelle entgegen, mit einem neuen Lächeln lächelnd.

„Sie sehen heute aus, wie ein Engel, der frohe Botschaft bringt," sagte ich zu ihr. „Der Geist des Frühlings ist über Sie gekommen."

Sie reichte mir ihre Hand, die ich ergriff und eine Zeit lang in der meinen behielt.

„Was also wollen Sie mir verkündigen?" fragte ich sie, in ihren Augen die Neuigkeit, die sie verklärte, lesend.

Unter meinem Blicke verlor sie die Fassung; und wieder färbte sie sich mit einem Rot, das mir in diesem bleichen Gesicht fast gewaltsam vorkam.

„Nichts," erwiderte sie.

„Und doch," sagte ich, „liegt in Ihrem ganzen Gesicht eine Verkündigung. Sie werden sie mir mitteilen, ohne zu sprechen, wenn Sie mir erlauben wollen, ein Weilchen an Ihrer Seite zu gehen. Niemals habe ich so wie in diesem Augenblick Ihre Harmonie empfunden, Massimilla."

Sie glaubte sicher, daß ich ihr von Liebe spräche, so verwirrt war sie. Und aus ihrer ganzen Erscheinung strahlte ein solcher Geist zarter Anmut, daß ich an jene liebreizenden Frauen denken mußte, die der jugendliche Dante in seiner Phantasie um sich versammelte, von deren Lippen ab und zu mit Seufzern vermischte Worte fallen, wie „mit schönem Schnee gemischtes Wasser fällt." Und da ich sie nicht nach Menschenart liebte, kamen mir auch einige jener alten Worte in den Sinn. „Zu welchem Zwecke liebst Du? . . . Sag es uns, denn sicherlich muß der Zweck solcher Liebe überraschend neu sein."

Wir hatten den mittleren Weg verlassen, um uns in dem mit Gras bewachsenen Labyrint zu verlieren. Die Vögel, die in der Einsamkeit hausten, sangen, die glänzenden Insekten summten um uns herum; aber mein Ohr lauschte dem Rauschen, das der Saum ihres Rockes, wenn er das hohe Gras streifte, hervorrief.

Endlich gestand Massimilla mit zagender Stimme:

„Meine Abreise ist aufgeschoben."

Wie um sich zu rechtfertigen, fügte sie hinzu:

„So kann ich die letzten Ostern noch mit den Meinigen feiern . . ."

Mir aber kam es plötzlich vor, als sei sie in meine Arme gesunken und als läge ihre Wange fest an meiner Brust und ich müßte, um sie von mir zu lösen, ihr Blut vergießen.

Trotzdem rief ich aus:

„Das nenne ich eine gute Nachricht!"

Und weiter sagte ich nichts, denn meine Beklemmung bei der Berührung mit diesem pochenden Leben war so überwältigend, daß sie mich von jedwedem frommen Betrug zurückhielt. Sicherlich erwartete sie von mir Liebesworte und einen Freudenausbruch, und daß ich ihre Hände ergriffe und sie fragte: „Wollen Sie für immer Ihrem Gelübde entsagen und ganz die Meine sein?" Das erwartete sie. Und wie ich nun ihre Angst mir so nahe fühlte, und wie ich ihre brennende Sehnsucht, sich zu geben und glücklich zu sein, gleichsam wie eine Flamme in mein Gesicht schlagen fühlte, da ergriff mich ein Schauer, nicht unähnlich dem eines Menschen, dem plötzlich eine große, offene Wunde unter die Augen gebracht wird, die die innersten Gewebe des lebendigen Fleisches bloßlegt. Es war etwas von diesem Grauen in meinem Leiden. Bis zu dieser Stunde hatte ich mich ergötzt an der lieben Seele wie an einem weichen Haargelock, in

das man seine Finger umsolieber verflicht, als man weiß, daß es schon morgen der Scheere zum Opfer fallen soll. Und nun zeigte es sich, daß diese Seele mit all ihren Fasern mit der meinen verwachsen war.

„Ich könnte aus Dir ein Geschöpf der Freude machen!“ Es war wie eine Verheißung, es war fast ein heißes Begehren. Und das eine wie das andere hatten aus meinen letzten Worten herausgeklungen; und bis zu dieser Stunde hatte ich wirklich, wenn ich mich der lieben Seele zuneigte, von Zeit zu Zeit gespannt gelauscht, um ein Anzeichen jener geheimen Ader wahrzunehmen, aus der eines Tages jenes schöne, unverhoffte Lachen hervorgebrochen war. Ach, warum mußte ich denn eine so schmerzhafte Hoffnung täuschen und darauf verzichten, meine Macht mit dieser schweigenden Anbetung zu kränzen?

Wir waren allein in einer seltsam-wunderlichen Einsamkeit, in der ich, so zu sagen, den leeren Luftraum empfand, den die beiden andern Gestalten, wenn sie bei uns gewesen wären, ausgefüllt hätten. Und die Beängstigung, die diese Abwesenheit in meinem Innern hervorrief, war qualvoll wie das Bangen der Erwartung. — Wo waren Anatolia und Violante? was thaten sie zu dieser Stunde? Befanden sie sich auch im Garten? — Ich sah sie an jeder Biegung des Weges auftauchen und malte mir den Ausdruck ihres ersten Blickes bei der Begegnung aus. Und ich überlegte mir die eigentümliche Zurückhaltung, die sich beide in diesen Tagen auferlegt und versuchte, deren wahre Bedeutung zu ergründen. Anatolia erschien vor mir mit ihrem gütigen und heroischen Märtyrerlächeln, bereit bis zum letzten Tropfen ihr Herzblut hinzugeben, um unheilbare Uebel zu lindern; sie erschien vor mir mit ihren reinen Augen, in denen es zuweilen verlockend aufblitzte, wie sich in dem Wasser von Märchenseen durch einen ungewohnten Widerschein plötzlich das Vorhandensein versunkener Schätze ankündigt. In ihre Verdrossenheit und ihre Verachtung fest verschlossen, erschien Violante vor mir in rätselvoller Haltung, die fast feindselig aussah und mir eine Art von Unbehagen einflößte, ähnlich dem, das trübe Ahnungen verursachen; denn für meine Vorstellung hatte sie hinter sich den Schatten ihres schicksalschwangeren Felsens und das Geheimnis ihrer entlegenen, mit tötlichen Düften erfüllten Gemächer.

Ich hätte sie, die mir zur Seite schritt, fragen mögen: „Ist nicht in der Stimme Ihrer geliebten Schwestern, wenn sie mit Ihnen sprechen, oder wenn sie unter einander sprechen, etwas verändertes? Haben sie in der Stimme und im Blick zuweilen etwas, das Ihnen wehe thut? Und lastet zuweilen, wenn Sie beieinander sind und dieselbe Luft einatmen, lastet nicht auf Ihnen schwer ein drückendes Schweigen, dem ähnlich, das dem Sturm vorangeht? Und fühlen Sie dann plötzlich Ihre Zärtlichkeit verdorren und aus dem tiefen Innersten eine Bitterkeit aufsteigen wie ein Gift? Und, sagen Sie mir, weinen Ihre Schwestern im Verborgenen? Oder kommt es auch bisweilen vor, daß Sie zusammen weinen?“

So hätte ich die Schweigende fragen und ihr Liebesleid teilen mögen.

Ich sah sie an. Sie empfand Leid und Freude.

„Immer tragen Sie ein Buch“, sagte ich, um endlich den unklaren Zauber zu brechen, „wie eine Sibylle.“

Sie zeigte mir den Band.

„Es ist dasselbe Buch, das ich am ersten Tage trug“, sagte sie mit jenem undefinirbaren Klang in der Stimme, der die Feuchte von Thränen verrät.

„Und der Grashalm?“

„Der ist verdorrt.“

„Dann legen Sie an seine Stelle eine rote Rose.“

Sie hatte aber in ihrer Erschütterung eine so demütige Anmut und ließ die innere Glut, die sie bedrängte, so arglos durchschimmern, daß ich nicht imstande war, sie zu verlassen, noch mir die Süßigkeit zu versagen, sie nach und nach vor Liebe vergehen zu sehen.

„Wir wollen uns setzen“, sagte ich „und einige Zeilen zusammen lesen. Gefällt Ihnen der Platz?“

Es war ein kleiner, mit Anemonen besäter, wiesenartiger, friedlicher Hügel, dem einige pyramidenförmig geschnittene Taxusbäume fast das Ansehen eines Kirchhofs verliehen. Im Mittelpunkt trug eine Karyatide, die so gebeugt war, daß die Brust fast die Knie berührte, die mamorne Scheibe einer Sonnenuhr. Und dort standen, wie an einem Tisch, zwei Sitze für ein Liebespaar, das, den Schatten des Zeigers verfolgend, die melancholische Wollust eines langsamen und gemeinsamen Dahinsterbens auskosten mochte. Noch konnte man den unterhalb der Meridiane in Marmor eingemeißelten Spruch entziffern:

Me Lumen, Vos Umbra Regit.

„Hier wollen wir uns setzen,“ sagte ich. „Es ist ein köstlicher Platz, um die Aprilsonne zu genießen und um das Leben fluten zu fühlen.“

Eine grüne Eidechse saß auf dem Zifferblatt und sah uns mit ihren glänzenden Augen an, ohne Furcht wie ein zutrauliches Wesen. Als wir uns setzten, verschwand sie. Ich legte meine Hand auf den Marmor, der ganz heiß war.

„Er brennt förmlich. Fühlen Sie!“

Massimilla legte ebenfalls ihre beide Hände darauf, die weißen auf das weiße, und ließ sie dort ruhen. Der Stand des Schattens berührte die Spitze des Ringfingers, während die Stundenzahl durch die Handfläche zugedeckt ward.

„Jetzt hat der Zeiger Sie als die Stunde der Glückseligkeit bezeichnet,“ sagte ich; weil ich die Harmonie ihrer Grazie in dieser Stellung tief genoß, und weil ich sie so liebte.

Sie schloß halb die Augen; und wieder zitterte ihre kleine Seele zwischen den Wimpern wie eine Thräne und ich hätte sie aufsaugen können, wenn ich mich nur unmerklich zu ihr geneigt hätte.

„Die Heilige,“ fügte ich hinzu, auf das Buch deutend, „hat in dem Fluß ihrer Prosa für Sie einen göttlichen Vers, von unvergleichlicher Süße, süßer als alle, die vor seiner Verbannung in Dante's Gemüt erblühten: „Sie war beinahe selig und schmerzensreich.“

Sie fühlte sich von Licht und Liebe umflossen, wie vielleicht sonst schon in geheimen Träumen; und sie trank aus meinen Worten und aus meiner Gegenwart und aus ihrer Selbsttäuschung und aus dem frischen Frühling eine Trunkenheit, deren Erinnerung vielleicht ihr ganzes späteres Leben ausfüllen sollte. Sie sprach nicht, unbeweglich in der Stellung, in der ich sie gepriesen hatte; aber ich verstand die unaussprechlichen Dinge, die das beredte Blut in den Adern ihrer schönen nackten Hände mir sagte.

„Laßt mich sie lieben, so lange sie noch von dieser Welt ist!“ wiederholte ich ihren Schwestern, denn es schien mir, als sähe ich ihre traurigen Augen durch das Grün der Taxusbäume glänzen. „Laßt mich diese Anemonen pflücken und sie auf ihre Haare streuen, die so bald der Scheere zum Opfer fallen werden!“

Sie war beinahe selig; und ihre Ahnungslosigkeit rührte mich um so mehr, weil ich sie liebte und zu ihr sprach: „Ich liebe dich, aber unter der Bedingung, daß du morgen stirbst. Ich verleihe dir diese Flamme, damit du sie mit in dein Grab nehmen kannst. So will es die Notwendigkeit, die auf uns lastet."

Sie fuhr zusammen und ließ die Hände über ihr Gesicht gleiten; dann murmelte sie:

„Diese Sonne macht mir Kopfschmerzen."

„Wollen Sie gehen?" fragte ich.

„Nein," erwiderte sie mit schwachem Lächeln. „Nach Ihrem Rat muß ich mich mit Sonne sättigen. Bleiben wir noch ein wenig hier. Vorher wollten Sie ein paar Seiten lesen."

Sie schien erschöpft, als wäre sie eben aus einer Ohnmacht erwacht.

„Lesen Sie also!" bat sie, indem sie mir das Buch reichte.

Ich nahm es, öffnete es und durchblätterte es, hie und da mit den Augen einige Zeilen überfliegend. Der flüchtige Schatten einer Schwalbe glitt über die Seite, und wir hörten dicht über uns das Schlagen ihrer Flügel.

„Welche Ueberraschung war es für mich," fügte sie hinzu, „als Sie mir an jenem Tage die Ermahnung der Heiligen Katharina wiederholten! Ich war noch ganz erfüllt von ihrem Geiste, und Sie, als ob Sie es ahnten, sprachen mir von ihr . . . ."

Ich fühlte in ihren Worten ein solches Vertrauen und eine so tiefe Hingebung, daß sie mir nicht offenkundiger, nicht deutlicher hätte aussprechen können: „Hier bin ich, ich bin Dein, ich gehöre Dir ganz und gar, wie kein andres lebendes Wesen, wie kein lebloses Ding Dir je gehören könnte. Ich bin Deine Sklavin und Deine Sache."

Sie schien wirklich eine fast unnatürliche Eigenschaft zu besitzen, sie schien für sich das Gesetz aufzuheben, das den Menschen die dauernde und vollkommene Hingabe und den dauernden und vollkommenen Besitz in der Liebe verwehrt. Sie schien sich wirklich in dem vollen Licht der Sonne in meiner Vorstellung zu einer flutenden, krystallklaren Gestalt, zu einer flüssigen Wesenheit zu verklären, die ich aufsaugen, mit der ich mich wie mit einem süßen Duft durchdringen konnte.

„Ich glaube," sagte ich zu ihr, „daß manchmal, wenn Sie dies Buch lesen, Sie die Empfindung haben müssen, als ob Ihre Seele sich verflüchtigte, wie ein Tropfen auf einem glühenden Eisen. Ist es nicht so? „Feuer und Abgrund von Erbarmen, löse fortan die Wolke meines Körpers!" ruft die Heilige. Und Sie haben diese Worte am Rande angemerkt. Es ist eine fortwährende Sehnsucht hinzuschwinden in Ihnen."

Ihr weißes Gesicht lächelte mich in der Sonne, auf dem schneeweißen Marmor fast hinsterbend an.

„Hier ist wieder ein Zeichen. „Trunkene sehnsüchtige, vor Liebe glühende Seele." Hier wieder eins. „Du bist ein Baum der Liebe, gepfropft auf den Baum des Lebens." Welch leidenschaftliche Beredtsamkeit besitzt diese Jungfrau! Sie bezaubert alle Schweigsamen, weil sie für sie spricht und fleht. Was aber für jeden, der das Leben liebt, das Buch wertvoll macht, ist die Ueberfülle des Blutes, das hier pulsiert und unaufhörlich kocht und flammt, wie auf einem Opferaltar am Tage der großen Opferungen. Es scheint, als ob diese Dominikanerin von der Welt nur eine einzige rotglühende Vision habe. Sie sieht alles durch einen Schleier heißflammenden Blutes. „Die Erinnerung ist mit Blut angefüllt" sagt sie. „Ich werde Blut finden und Kreaturen, und ich will ihre Neigung und ihre Liebe im

Blute trinken.“ Eine Art von rotem Wahnsinn kommt zuweilen über sie. „Ertränket Euch in Blut,“ ruft sie, „badet Euch in Blut, sättigt Euch mit Blut, berauscht Euch mit Blut, kleidet Euch mit Blut, leidet im Blute, freuet Euch im Blute, wachset und stärket Euch im Blute!“ Sie kennt den ganzen Wert dieses süßen und schrecklichen Saftes, denn sie sieht ihn nicht nur im Kelche, sondern sie sieht ihn herausbrechen aus den Adern der Menschen, denn sie steht im Wirbel des Lebens, sie, die ihren Schleier mitten in das Toben wilden Hasses und brausender Leidenschaften, die ihr Jahrhundert groß machen, trägt. Hier der wunderbare Brief an Frate Raimondo von Capua. Haben Sie ihn lesen können, ohne bis ins innerste Mark zu erzittern? „Und er barg sein Haupt an meiner Brust. Da fühlte ich einen Jubel und den Duft seines Blutes . . . .“ Das, was ich herausfühle, ist nicht nur die eucharistische Ekstase, sondern die wirklich vorhandene Wollust. Es scheint mir, als ob ich die zarten Nasenflügel des jungen Weibes beben und sich weiten sähe. Auch dieser Satz, den ich bewundere, trägt ganz ihr Gepräge. „Sich mit seiner eigenen Sinnlichkeit wappnen.“ Sie muß geschärfte Sinne gehabt haben, denn ihre Schriften sind flammend von lebendigen Bildern, ungestüm in Kolorit und Bewegung, fast dantisch in Kraft und Kühnheit. Ach, liebe Schwester, das ist keine Führerin, die Sie in Frieden an die Pforten Ihres Klosters geleiten könnte! Nicht nur der Duft des Blutes strömt Ihnen aus der Kutte der Dominikanerin entgegen, sondern alle Düfte des stolzen Lebens, durch das sie unbezwungen geschritten ist. Eine unabsehbare Menge, in grobe Wolle gekleidet und in Purpur, in Eisen und in Gold, hat sie wie ein Strudel herumgewirbelt, mit „dem Feuer des Zornes und des Hasses,“ das nicht weniger brennt, als das Feuer der Liebe. Mönche, Nonnen, Eremiten, Buhldirnen, Kondottieri, Fürsten, Kardinäle, Königinnen, Prälaten, alle Größen eines harten und prachtvollen Jahrhunderts, beugt sie unter ihren unermüdlichen Willen. Sie nennt Alberico da Balbiano „liebster Bruder“ und die Ritter des Ordens vom Heiligen Georg „liebste Söhne.“ Und der Königin Johanna von Neapel wagt sie zu schreiben: „Wehe! weinen muß man über Euch, wie über eine Tote!“ Und an Gregor XI.: „Seid mir ein tapferer Mann, kein furchtsamer.“ Und zum König von Frankreich sagt sie: „Ich will.“ Deswegen, Massimilla, liebe ich sie; und auch, weil sie einen Garten, ein Haus und eine Zelle der Selbsterkenntnis besitzt; und auch, weil von ihr der Ausspruch stammt: „Seelen trinken und in sich aufnehmen;“ und endlich weil sie, schon vor Leonardo da Vinci, geschrieben hat: „Die Liebe wird von der Erkenntnis genährt. Wer am meisten erkannt hat, liebt am meisten; und je mehr er liebt, umsomehr genießt er.“ Ein erhabenes Wort, das die Richtschnur eines jeden schönen Innenlebens ist.“

Während ich sprach, verfolgte ich in Massimillas weitgeöffneten, unverwandt blickenden Augen den langsamen Rhythmus einer Woge, die in einem geheimen musikalischen Verhältnis zu dem Klange meiner Stimme zu stehen schien; und diese Empfindung war so neu und so seltsam für mich, daß ich fortfuhr zu sprechen, nur aus Furcht, sie aus dem Bann zu reißen.

Und, in der That, kaum schwieg ich, so senkte sie die Stirn; und schweigend brachen zwei Thränenströme aus ihren klaren Augen.

Ich fragte sie nicht, warum sie weine; aber ich nahm ihre Hände, die wie süße, von der Mittagsglut versengte Blumenblätter waren. Und unter diesem sonnenheißen Aprilhimmel, angesichts dieses blendenden Marmors, auf dem der Schatten des Zeigers seit unvordenklichen Zeiten stille zu stehn schien, zwischen diesen trauernden Taxusbäumen und diesem Kranz

von Anemonen empfand ich für einige Augenblicke ein unsagbares Frohlocken. Ich sah einen Geist, der nicht der meine war, plötzlich jene Höhe des Lebens erreichen und sich dort einige Augenblicke lang verweilen, jenseits deren man, nach Dante's Wort, nicht weiter gehen kann, wenn man die Absicht hat, zurückzukehren.

Und es schien mir, daß nach diesem der Rest der Liebe und des Lebens für diesen Geist keinen Wert mehr haben konnte.

* * *

Nachher kam es mir vor, als ob die Seligreiche dasselbe Aussehen wieder annähme, das sie mir am ersten Tage gezeigt, als sie zwischen ihren beiden Brüdern wie die Verkörperung des Gebets gesessen hatte. Da ich den Schleier gehoben, um in die Tiefe ihrer Augen zu blicken, hatte ich unter meinem prüfenden Forscherblick sich ein plötzliches Wunder vollziehen sehen. Noch bewahrte ich in meinem Innern davon eine Art Blendung; aber der Schleier war wieder gefallen, und für immer.

Wiederum schien sie mir „losgelöst von dieser Zeitlichkeit.“

So daß, als Oddo mir eines Tages eine traurige Geschichte erzählte von einer Verlobung, die durch den Tod gelöst worden, ich ihm zuhörte, wie man einem Märchen aus fernen Zeiten zuhört; und daraus konnte ich entnehmen, wie völlig und wie tief ich mich von ihr losgerissen hatte.

Vor zwei Jahren war sie von Simonetto Belprato geliebt und zum Weibe begehrt worden; nnd fast am Vorabend der Hochzeit hatte sie den Bräutigam verloren.

„Schon nahe der Vermählung, wand die Beglückte Kränze;
und sein Lebenslicht erlosch ihr.“

Oddo frischte in meinem Gedächtnis die abgeblaßte Erinnerung an Simonetto wieder auf; und ich sah vor mir die sanfte jugendliche Gestalt dieses Gelehrten, des letzten Erben einer vornehmen Trigentiner Familie, der sich in die Provinz zu seiner verwitweten Mutter zurückgezogen hatte, um zu botanisieren und um zu sterben.

„Armer Simonetto!“ rief Oddo, mit brüderlicher Empfindung um ihn klagend. „Ich sehe ihn noch in seiner botanischen Ausrüstung: die Botanisierbüchse über die Schulter gehängt, mit seinem hakenförmigen Stock und der Brieftasche aus grünem Leder. Er brachte fast den ganzen Tag damit zu, Pflanzen zu sammeln, oder die gesammelten zu präparieren und zu trocknen. Er hatte sein ganzes Haus mit Herbarien angefüllt; und auf die Deckel hätte er sehr wohl als Sinnbild sein blumengeschmücktes Wappen anbringen können. Du weißt: die Belprato haben als Wappen ein Feld, das gradlinig durch einen goldenen Streifen geteilt ist; das obere halbe Feld ist rot, mit einer silbernen Lilie, das untere grün und ganz übersät von roten Blumen mit goldnem Laub. Kommt Dir dies Zusammentreffen nicht eigentümlich vor, Claudio? Der letzte der Belprato Botaniker! Ich prophezeite Massimilla zum Spaß: „Du wirst zwischen zwei Blättern grauen Papiers enden.“ — Sie hatten sich im Garten beim Botanisieren verlobt und schienen für einander geschaffen. Wir waren auch zufrieden, weil Massimilla nicht zu weit von uns fortgekommen und in ein gutes Haus eingetreten wäre. (Die Belprato sind, wie Du weißt, von altem Adel, wenn auch in den letzten Jahrhunderten in Verfall geraten. Sie kamen

unter der Herrschaft Alfonso's von Arragonien aus Spanien). Alles war zur Vermählung bereit. Ich entsinne mich sehr wohl des Tages, an dem aus Neapel das Hochzeitskleid und der Kranz aus Orangenblüten ankamen, das prachtvolle Geschenk unsrer Tante Sabrano. Massimilla probierte es an: sie war entzückend. Ich und Antonello wir wollten, daß auch Anatolia und Violante es zur guten Vorbedeutung anlegten: arme, geliebte Geschöpfe! Ich erinnere mich: der Kranz wirrte sich in Violante's Zöpfen in so seltsamer Weise ein, daß es unmöglich war, ihn loszumachen, ohne einige Haare auszureißen, die in den Blumen hängen bleiben. Eine der Dienerinnen murmelte, daß das ein schlimmes Vorzeichen wäre. Sie hat nicht gelogen. Simonetto sollte in der That das Opfer seiner Manie werden. Es war im Herbst, und er verweilte oft in Linturno, um Wasserpflanzen in dem stagnierenden Fluß zu sammeln. Sicherlich hat er dort, und nirgend anders, den Keim zu dem tötlichen Fieber sich geholt, das ihn in zwei Tagen fortraffte. Wir hatten ein Begräbnis anstatt einer Hochzeit. Immer vom Unglück verfolgt!"

(Schluß folgt.)

Der Fall „Nietzsche contra Wagner"

von Elisabeth Förster-Nietzsche.

Wie man aus den in Nr. 4 der Neuen Deutschen Rundschau gedruckten Briefen meines Bruders an Fräulein von Meysenbug sieht, äußerte er sich gegen diese verehrte Freundin immer ganz unbefangen über seine veränderte Stellung zu Richard Wagner. Er nahm irrthümlicher Weise an, daß sie die innere Nothwendigkeit, die meinen Bruder von Wagner trennen mußte, verstehen würde. Jedenfalls hatte Fräulein von Meysenbug ihm nie etwas gesagt, was den Glauben erwecken konnte, als ob sie meines Bruders veränderte Ansichten durchaus mißbillige; erst der Sommer 1888 brachte Klarheit in diese Angelegenheit. Mein Bruder schrieb nach langem Schweigen Ende Juli 1888 von Sils-Maria aus:

Friedrich Nietzsche an Malwida v. Meysenbug.

Hochverehrte Freundin,

endlich! nicht wahr? — Aber ich verstumme unwillkürlich gegen Jedermann, weil ich immer weniger Lust habe, Jemand in die Schwierigkeiten meiner Existenz blicken zu lassen. Es ist wirklich sehr leer um mich geworden. Wörtlich gesagt, es giebt Niemanden, der einen Begriff von meiner Lage hätte. Das Schlimmste an ihr ist ohne Zweifel, seit zehn Jahren nicht ein Wort mehr gehört zu haben, das mich noch erreichte — und dies zu begreifen, dies als nothwendig zu begreifen! Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, — [—] Wie man das büßen muß! — Es stellt aus jedem menschlichen Verkehr heraus, es macht eine unerträgliche Spannung und Verletzbarkeit, man ist wie ein Thier, das beständig verwundet wird. Die Wunde ist, keine Antwort, keinen Laut Antwort zu hören und die Last, die man zu theilen, die man abzugeben wünschte (— wozu schriebe man sonst?), in einer entsetzlichen Weise allein auf seinen Schultern zu haben. Man kann daran zu Grunde gehen, „unsterblich" zu sein! — Zufällig habe ich noch das Mißgeschick, mit einer Verarmung und Verödung des deutschen Geistes gleichzeitig zu sein, die Erbarmen macht. Außerdem steht mir auch der Bayreuther Cretinismus im Wege. Der alte Verführer Wagner nimmt mir auch nach seinem Tode noch den Rest von Menschen weg, auf die ich wirken könnte. — Aber in Dänemark — es ist absurd zu sagen! — hat man mich diesen Winter gefeiert!! Der geistreiche Dr. Georg Brandes hat es gewagt, einen längeren Cyklus von Vorlesungen an der Kopenhagener Universität über mich zu halten! Und mit glänzendem Erfolge! Mehr als 300 Zuhörer regelmäßig! Und eine große Ovation am Schluß! — Eben stellt man mir etwas Aehnliches für New-York

in Aussicht. Ich bin der unabhängigste Geist Europas und der einzige deutsche Schriftsteller — das ist Etwas! —

Das erinnert mich an eine Frage Ihres letzten verehrten Briefes. Daß ich für Bücher, wie ich sie schreibe, keine Honorare erhalte, werden Sie voraussetzen; ich habe auch die ganzen Herstellungs- und Vertriebs-Kosten zu bestreiten (— in den letzten Jahren ca. 4000 Frc.). In Anbetracht, daß ich bei Presse und Buchhandel verfehmt und ausgeschlossen bin, verkauft sich nicht ein Hundert der gedruckten Exemplare. Ich bin fast ohne Vermögen, meine Pension in Basel ist bescheiden (3000 Frc. jährlich), doch habe ich immer etwas zurückgelegt: so daß ich bis jetzt keinen Pfennig Schulden habe. Mein Kunststück ist, das Leben immer mehr zu vereinfachen, die langen Reisen zu vermeiden, eingerechnet das Leben in Hôtels. Es ging bisher; ich will es auch nicht anders haben. Nur giebt es für den Stolz diese und jene Schwierigkeit. —

Unter diesem mannichfachen Druck von Innen und Außen her, hat leider meine Gesundheit sich nicht zum Besten befunden. In dem letzten Jahre ging es nicht mehr vorwärts. Die letzten Monate, wo die Ungunst des Wetters dazu kam, sahen sogar meinen schlechtesten Zeiten zum Verwechseln ähnlich. —

Um so besser ist es inzwischen meiner Schwester gegangen. Die Unternehmung scheint glänzend gelungen, der festliche, beinahe fürstliche Einzug in der Kolonie vor ungefähr vier Monaten hat einen großen Eindruck auf mich gemacht. Es sind jetzt ca. 120 Deutsche nebst einem reichlichen Zubehör einheimischer Peons; es sind gute Familien darunter, z. B. die Mecklenburger Baron Maltzans. —

Ich wurde kürzlich sehr lebhaft an Sie, verehrteste Freundin, erinnert, dank einem Buche, in dem eine Vordergrunds-Figur des ersten Bandes der „Memoiren einer Idealistin" in hellstes Licht trat. Insgleichen hat mir Fräulein von Salis sehr dankbar über ihr Zusammensein mit Ihnen geschrieben.

Mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Wohlbefinden und der Bitte um fortdauernde, wenn auch stille Antheilnahme

Ihr
treu ergebener
Nietzsche.

— Es bedarf Größe der Seele, um meine Schriften überhaupt auszuhalten. Ich habe das Glück, Alles, was schwach und tugendhaft ist, gegen mich zu erbittern."

In diesem Brief ist der augenblickliche Anreiz zu der Schrift meines Bruders: „der Fall Wagner", die er im Mai und Juni 1888 verfaßte, deutlich bezeichnet, vorzüglich in den beiden Sätzen: „Die Wunde ist, keine Antwort, keinen Laut Antwort zu hören und die Last, die man zu theilen, die man abzugeben wünschte (— wozu schriebe man sonst?), in einer entsetzlichen Weise allein auf seinen Schultern zu haben," und „Der alte Verführer Wagner nimmt mir auch nach seinem Tode noch den Rest von Menschen weg, auf die ich wirken könnte." Er sah Niemand, der die Lust oder die Fähigkeit besessen hätte; die Probleme des aufsteigenden oder niedergehenden Lebens zu begreifen; er sah mit Schrecken, wie gerade die decadenten Ideale von der Wagnerschen Kunst gefördert wurden, und diese selbst eben deswegen immer mehr an Autorität gewann. Dabei mußte sich mein Bruder sagen, daß er selbst einen großen Theil der Schuld an der herrschenden, so verwirrenden höchsten Schätzung Wagners trug. Die gegenwärtige Generation kann sich gar nicht mehr vorstellen, wie wenig

Bedeutendes über Richard Wagner, bis 1872 vor dem Eintreten meines Bruders für ihn, gesagt worden ist. Wer dachte damals daran, in Wagner etwas Anderes zu sehen, als einen Revolutionär in Bezug auf die Umgestaltung der Oper? Es ist meines Bruders Verdienst, daß Wagner mit dem Begriff einer neuen höheren deutschen Cultur und mit dem Griechenthum verknüpft wurde. (Ich denke einmal späterhin, wenn uns im Nietzsche-Archiv mehr Zeit zur Verfügung steht, den Beweis für diese Behauptung erbringen zu können; Steins und Wagners eignes Zeugniß steht uns zur Seite.) Mein Bruder sah aber nun, daß er den Deutschen und vorzüglich dem deutschen Jüngling einen falschen Götzen aufgestellt habe, dessen Verehrung gerade die deutschen Fehler: Unklarheit, Schwülstigkeit und Schwerfälligkeit verschlimmerte und sie gar noch zu Tugenden aufbauschte. Nicht etwa, daß mein Bruder die Verehrung Wagner's aus dem Werdegang des deutschen Jünglings der Gegenwart entfernt haben möchte, im Gegentheil: er verstand sie als einen unerläßlichen Faktor in dessen Entwickelung. So schreibt er an Heinrich v. Stein: „Man hat mir erzählt, daß Sie, mehr als jemand sonst vielleicht, sich Schopenhauern und Wagnern mit Herz und Geist zugewendet haben. Dies ist etwas Unschätzbares, vorausgesetzt, daß es seine Zeit hat."

Im Jahre 1888 sah aber mein Bruder aus hundert Anzeichen, daß nun der Wagner-Cultus seine Zeit gehabt habe, wo er günstig wirke, und daß es gut wäre, wenn der Deutsche seinen düsteren Leidenschaftsrausch, der ihn gewiß nach den Zeiten des öden flachen Materialismus manches Tiefe und Ernste gelehrt hatte, überwände und nun auch Sinn und Geist für neue Ideale, d. h. für alles Das öffnete, was mein Bruder an Wagner so schmerzlich vermißte, nämlich: „die gaya scienza, die leichten Füße, Witz, Feuer, Anmuth, die große Logik, den Tanz der Sterne, die übermüthige Geistigkeit, die Lichtschauder des Südens, das glatte Meer, Vollkommenheit." Mein Bruder wollte den deutschen Jüngling nicht als düsteren, schwerfälligen, lebenverneinenden Träumer sehen, sondern freudig, lebenbejahend, von dem Leben tausend entzückende Möglichkeiten erhoffend, seinen kraftvollen Willen zu bethätigen. Aber ach! wer hörte damals die Stimme meines Bruders, damals, wo die „Lebensverneinung" und Décadence wahre Orgien feierte?! Meinen Bruder ergriff die Ungeduld, — nicht etwa die Ungeduld, anerkannt zu werden, sondern nur die ungeduldige Sehnsucht nach Verständniß.

Da Niemand seine Werke gelesen und das Grundproblem begriffen zu haben schien, nämlich die Gegenüberstellung von dem aufsteigenden Leben, der Herrenmoral und klassischen Kunst einerseits, und dem niedergehenden Leben, der christlichen Moral, der décadence andrerseits, der moderne Mensch aber diese beiden entgegengesetzten Moralanschauungen in sich hat, so hob er eines der markantesten Beispiele der Modernität: Richard Wagner, heraus und zeigte, welch' trauriger Widerspruch aus einer solchen Doppelstellung herauskommt. Es ist Solchen, die nicht unter dem Einfluß von meines Bruders psychologischen Erkenntnissen stehen, kaum begreiflich zu machen, daß er — trotz der scharf pointirten Auseinandersetzungen und der oft wiederkehrenden Worte des Spottes und der Entrüstung — für seine höchste Jugendliebe: Richard Wagner bis zum Ende seines Lebens und Denkens immer noch eine rührende Zuneigung besaß; ja daß gerade die Schärfe seiner Worte dafür Zeugniß ablegt, wie hoch er ihn gestellt, welche Hoffnung er auf ihn gesetzt hatte und welch bittere Enttäuschung es für ihn gewesen war, daß hier der Tapfersten Einer, ohne sein Ziel zu erreichen, schwächlich der herrschenden Zeitströmung und dem Erfolge entgegenkam und sich vor ihm beugte, anstatt dieser Strömung ein neues Ziel zu geben. Schließlich sieht man sogar deutlich, wenn man meinen Bruder

versteht, wie sehr er Wagner immer noch (gewissermaßen objektiv, als Psychologe) bewundert, als das glänzendste Beispiel für diese nach zwei entgegengesetzten Richtungen schielende moderne Seele und deren Bedürfnisse, die sie befriedigt haben will: „Die Wagnersche Kunst: ein Compromiß zwischen den drei modernsten Bedürfnissen: nach Krankhaftem, nach Brutalem und nach Unschuldigem (Idiotischem)." Das Problem „Wagner" ist das der Modernität selbst, mehr als irgend ein anderes; an diesem Problem wollte mein Bruder nun in seiner Schrift zeigen, wie viel zu Grunde gehen kann, wenn ein lebenverneinendes Prinzip zum Götzen erhoben wird.

Man hat so viel von dem Abfall Nietzsches von Wagner gefabelt, daß es wohl gut ist, einen flüchtigen Rückblick auf dessen Vorgeschichte, besonders auf das frühere Freundschaftsverhältniß zwischen den Beiden zu werfen; ausführlicher ist diese Freundschaft in dem zweiten Theil der Biographie, die ich von meinem Bruder geschrieben habe, geschildert. Jedenfalls ist dieser sogenannte Abfall nicht erst für das Jahr 1888 anzunehmen, sondern mindestens 10 Jahre früher (1878) zu datiren. Aber auch da muß man fragen: war mein Bruder wirklich von Wagner abgefallen? hatte er sich geändert? oder war nicht am Ende Wagner selbst in den Jahren 1869 bis 1878, in welchen mein Bruder mit ihm befreundet war, allmählich ein ganz anderer geworden und von dem Ideal abgefallen, das sich mein Bruder von ihm gebildet hatte? Und weiter muß man fragen: hatte sich Wagner vielleicht in jener Tribschener Zeit meinem Bruder so anders gezeigt, daß es diesem möglich war, vollständig andere Hoffnungen auf Wagner zu setzen? — Mein Bruder schreibt in einem nicht abgesandten Briefe an Malwida: „Sie wissen vielleicht nicht, wie klug Wagner in Tribschen gegen mich gewesen ist: er spielte damals ganz vorzüglich den Atheisten, — er wußte, in welchen Dingen ich keine Halbheit zulasse, er hatte Einiges in der „Geburt der Tragödie" verstanden . . ."

Mein Bruder kam im Mai 1869 als 24 jähriger Professor zum ersten Male nach Tribschen am Luzerner See, wo Wagner damals wohnte, erfüllt von der stärksten jugendlichen Begeisterung für Wagner, die sich in den damaligen Briefen an Rohde und Gersdorff ausspricht. Es muß aber festgestellt werden, daß er nur zwei Werken Wagners: den „Meistersingern" und „Tristan und Isolde" wirklich verehrend gegenüber stand; gegen die anderen Werke verhielt er sich kühl und gewissermaßen ablehnend. Er fand sie sogar, ehe er Wagner kennen lernte, öfters unmusikalisch oder banal. Daß er nun während jener Tribschener Zeit, als ihn Wagner als seinen besten Freund bezeichnete: „Zu Cosima sagte ich, nach ihr kämen gleich Sie: dann lange kein Anderer —" daß er unter dem Einfluß des persönlichen Zaubers, den Wagner im hohen Maße auf seine Umgebung ausübte, seine eigenen Gedanken gerade in Bezug auf die Wagnersche Kunst, theils unterdrückte, oder mit ihnen sie verklärte, — ist nur zu begreiflich; und noch mehr, daß er vergaß, „über dem Bilde dieses Lebens — dieses mächtigen, im eignen Strome und gleichsam den Berg hinaufströmenden Lebens — zu sagen, was er von Richard Wagner in Ansehung der Wahrheit hielt." Aber in der Stille seines Studierzimmers, oder auf einsamen Spaziergängen, zeichnete er Ansichten auf, die denen Wagners sehr widersprachen. Man sieht jedoch in diesen intimen Notizen der Jahre 1870 bis 1872 deutlich, daß er damals noch die Hoffnung hegte, Wagner zu seinen Ansichten bekehren zu können. Daß mein Bruder einen bedeutenden Einfluß auf Wagner, trotz seiner Jugend, ausgeübt hat und noch mehr hätte ausüben können, sieht man am 2. Akte des Siegfried, der sich so hoch über den ersten erhebt. Wagner hat mir mehrere Male versichert, daß das Kennenlernen meines Bruders ihn zu dieser Musik begeistert habe. Auch sonst bewegten sich die Ansichten der Beiden

damals auf gleicher Bahn, denn die Gestalt des Siegfried paßte sicherlich vorzüglich zu den Ueberzeugungen meines Bruders.

Mein Bruder war der Meinung, daß die Wagnersche Musik im Grunde „Litteratur“ sei: „wie alle übrige Kunst die Zurückstrahlung von Büchern und nicht von Dingen.“ Warum sollte er da nicht den Glauben hegen, Wagner durch die in seinen Büchern ausgesprochenen Gedanken umzuwandeln? und mehr noch durch seine Gespräche? Wagner hatte die Begriffe: dionysisch und apollinisch von meinem Bruder als Kunstprinzipien übernommen, woran er selbst vordem nicht gedacht hatte; er nahm leicht fremde Gedanken an, und war überhaupt sehr wandlungsfähig, wie es sich schon darin zeigt, daß er sich vom Feuerbachschen Sensualisten zum romantischen Pessimisten entwickelt hat. — Aber nur in der Tribschener Zeit wäre ein Einfluß auf Wagner möglich gewesen: mein Bruder war vom Mai 1869 bis Ostern 1872 26 Male auf kürzere oder längere Zeit dort zu Besuch. Im April 1872 ging jedoch der Aufenthalt in dieser glückseligen Einsamkeit zu Ende und es kam nun Bayreuth und die „Welt“. Wehmüthig auf Tribschen zurückschauend schreibt mein Bruder 1880 „Ich habe den Mann geliebt, wie er wie auf einer Insel lebte, sich vor der Welt ohne Haß verschloß: so verstand ich es! Wie fern ist er mir geworden, so wie er jetzt in der Strömung nationaler Gier und nationaler Gehässigkeit schwimmend, dem Bedürfniß dieser jetzigen, durch Politik und Geldgier verdummten Völker nach Religion entgegenkommen möchte! Ich meinte ehemals, er habe nichts mit den Jetzigen zu thun, — ich war wohl ein Narr!“ Und rückblickend auf seine damaligen Ansichten schreibt er in dem fünften Buch der „Fröhlichen Wissenschaft“: „Man erinnert sich vielleicht, zum Mindesten unter meinen Freunden, daß ich Anfangs mit einigen Irrthümern und Ueberschätzungen und jedenfalls als Hoffender auf diese moderne Welt losgegangen bin. Ich verstand — wer weiß, auf welche persönlichen Erfahrungen hin? — den philosophischen Pessimismus des neunzehnten Jahrhunderts als Symptom einer höheren Kraft des Gedankens, einer siegreicheren Fülle des Lebens, als diese in der Philosophie Hume's, Kant's und Hegel's zum Ausdruck gekommen, — ich nahm die *tragische* Erkenntniß als den schönsten Luxus unsrer Cultur, als deren kostbarste, vornehmste, gefährlichste Art Verschwendung, aber immerhin, auf Grund ihres Ueberreichthums, als ihren erlaubten Luxus. Desgleichen deutete ich mir die Musik Wagner's zurecht zum Ausdruck einer dionysischen Mächtigkeit der Seele; in ihr glaubte ich das Erdbeben zu hören, mit dem eine von Alters her aufgestaute Urkraft von Leben sich endlich Luft macht, gleichgültig dagegen, ob Alles, was sich heute Cultur nennt, damit in's Wackeln geräth. Man sieht, was ich erkannte, man sieht insgleichen, womit ich Wagnern und Schopenhauern *beschenkte* — mit *mir* . . .“

Die intimen Aufzeichnungen meines Bruders zeigen vom Anfang ihrer Freundschaften eine von Jahr zu Jahr deutlicher werdende Differenz zwischen seinen und Wagners Ansichten. Schon im Jahre 1874 schreibt er über die Grundprinzipien der Wagnerschen Kunst: „Das Berauschende, das Sinnliche, Ekstatische, das Plötzliche, das Bewegtsein um jeden Preis — schreckliche Tendenzen!“ Auch zeigte das immer wieder auftauchende Mißtrauen Wagners gegen meinen Bruder, daß dieser recht wohl fühlte, wie sich des Letzteren Ansichten immer mehr von ihm entfernten. Dieses Mißtrauen war es aber gerade, was meinem Bruder zuerst, und zwar auch nur sehr allmählich, die Augen öffnete und die ihm damals schreckliche Möglichkeit zeigte, daß ihre Ansichten schließlich ganz entgegengesetzte werden könnten. Wieviel Kummer und heimlichen Kampf ihm diese Ueberzeugung kostete, zeigt am besten eine private Aufzeichnung aus dem Jahre 1880, worin er die Empfindungen der damaligen Zeit schildert:

„Zuerst hat man in seiner intellektuellen Leidenschaft den guten Glauben: aber wenn die bessere Einsicht sich regt, tritt der Trotz auf, wir wollen nicht nachgeben. Der Stolz sagt, daß wir genug Geist haben, um auch unsere Sache zu führen. Der Hochmuth verachtet die Einwendungen, wie einen niedrigen, trockenherzigen Standpunkt. Die Lüsternheit zählt sich die Freuden im Genießen noch auf und bezweifelt sehr, daß die bessere Einsicht so etwas leisten kann. Das Mitleid mit dem Abgott und seinem schweren Loose kommt hinzu; es verbietet, seine Unvollkommenheiten so genau anzusehen: dasselbe und noch mehr thut die Dankbarkeit. Am meisten die vertrauliche Nähe, die Treue in der Luft des Gefeierten, die Gemeinsamkeit von Glück und Gefahr. Ach, und sein Vertrauen auf uns, sein Sichgehenlassen vor uns, es scheucht den Gedanken, daß er Unrecht habe, wie einen Verrath, eine Indiskretion von uns."

Es darf nicht verschwiegen werden, daß Wagner, indem er von seiner Umgebung eine blinde Verehrung für sich selbst und seine Werke forderte, oftmals unerträglich bedrückend wirkte. Allmählich fühlte mein Bruder immer mehr, daß er, um überhaupt schaffen zu können, sich nicht länger durch fremde Ideale tyrannisiren lassen dürfe, daß er sich die geistige Freiheit und Freudigkeit zurück erobern müsse. In seiner Schrift „Richard Wagner in Bayreuth" sammelte er aber noch einmal Alles zusammen, was ihn an Wagner und seinen Werken entzückte und was er selbst in Wagner gesehen hatte. Das Buch war ein Abschied, eine Loslösung, ein letzter Liebesblick auf die entzückende Zeit der Gemeinschaft mit Wagner. In einer privaten Notiz meines Bruders heißt es: „Im Grunde kommt wenig darauf an, wovon ich mich loszumachen hatte: meine Lieblingsform der Losmachung aber war die künstlerische: das heißt, ich entwarf ein Bild dessen, was mich bis dahin gefesselt hatte: so von Schopenhauer und Wagner, — zugleich ein Tribut der Dankbarkeit."

Wahrscheinlich ging mein Bruder 1876 noch mit großen Hoffnungen nach Bayreuth; aber was er dort fand, entmuthigte ihn auf das Tiefste. Kam auch erst 1878 die innere Differenz zwischen den Beiden zum äußeren Ausdruck, so ist doch in der Zeit der ersten Aufführung des „Ringes des Nibelungen" die Nothwendigkeit der Trennung meinem Bruder zuerst klar geworden: ach mit welchem Schmerze!

Das Erscheinen des Parsifal und des „Menschlichen, Allzumenschlichen" gab nur den äußeren Anlaß, daß die Beiden sich trennten; innerlich hatte mein Bruder schon längst, seit er von dem Inhalt des Parsifal gehört hatte, die völlige Entfremdung gefühlt und durchgelitten. Dies geschah zuerst in Sorrent in einigen intimen Unterhaltungen mit Wagner Herbst 1876, von welchen mein Bruder die peinlichste Erinnerung zurückbehielt. Wagner, mit dem Parsifal beschäftigt, fühlte recht wohl, daß ein „Bühnenweihfestspiel", erdacht und componirt von einem so schroffen Atheisten, wie er sich immer in Tribschen gezeigt hatte (und wie ihn sicher alle seine Freunde in den keckſten Aussprüchen bis zum Anfang der 70er Jahre gekannt haben), kaum als ein christlich-religiöser Akt empfunden werden könnte, wie es doch sollte. So gestand er meinem Bruder plötzlich allerhand christliche Empfindungen und Erfahrungen, allerhand Hinneigung zu christlichen Dogmen. Mein Bruder hörte schweigend seine Reden an, das Herz zum Zerspringen voll Kummer über diese Schauspielerei Wagners gegen sich selbst. „Ich bin nicht im Stande, irgend eine Größe anzuerkennen, welche nicht mit Redlichkeit gegen sich verbunden ist: die Schauspielerei gegen sich flößt mir Ekel ein; entdecke ich so etwas, so gelten mir alle Leistungen nichts; ich weiß, sie haben überall und im tiefsten Grunde diese Schauspielerei." Immer hat mein Bruder die redlichen aufrichtigen Christen,

wie sie ihm z. B. in Basel begegnet sind, geliebt und hochgeachtet; aber diese Scheinchristen, die das Christenthum unter allerhand annehmbaren Verhüllungen nur als Mittel zum Zweck betrachten, Erfolg zu haben oder Carriere zu machen, waren ihm geradezu widerwärtig. Ach und wie es ihn gerade an Wagner verletzte, dies „Nach der Herren-Moral, der vornehmen Moral hinschielen (— die isländische Sage ist beinahe deren wichtigste Urkunde —) und dabei die Gegenlehre, die vom „Evangelium der Niedrigen", vom Bedürfniß der Erlösung, im Munde führen! . . ." Er sagte aber damals und auch nachher kein Wort von seinen tiefschmerzlichen Empfindungen, so daß es ihm möglich war, bei dem Erscheinen und der Zusendung des Parsifal von Wagners Seite, äußerlich gefaßt an Freiherrn von Seydlitz zu schreiben:

Basel, 4. Januar 1878.

. . . . . „Gestern kam, von Wagner gesandt, der Parsifal in mein Haus. Eindruck des ersten Lesens: mehr Liszt, als Wagner, Geist der Gegenreformation; mir, der ich zu sehr an das Griechische, menschlich Allgemeine gewöhnt bin, ist Alles zu christlich zeitlich beschränkt; lauter phantastische Psychologie; kein Fleisch und viel zu viel Blut (namentlich beim Abendmahl geht es mir zu vollblütig her), dann mag ich hysterische Frauenzimmer nicht; Vieles, was für das innere Auge erträglich ist, wird bei der Aufführung kaum auszuhalten sein: denken Sie sich unsere Schauspieler betend, zitternd und mit verzückten Hälsen. Auch das Innere der Gralsburg kann auf der Bühne nicht wirkungsvoll sein, ebensowenig der verwundete Schwan. Alle diese schönen Erfindungen gehören ins Epos und, wie gesagt, fürs innere Auge. Die Sprache klingt wie eine Uebersetzung aus einer fremden Zunge. Aber die Situationen und ihre Aufeinanderfolge — ist das nicht von der höchsten Poesie? Ist es nicht eine letzte Herausforderung der Musik?"

Mein Bruder antwortete auf die Zusendung des „Parsifal" mit der des „Menschlichen, Allzumenschlichen". Ausführlicher ist das in der Biographie erzählt; hier will ich nur andeuten, daß mein Bruder bei dieser Zusendung in seiner jugendlichen Verehrung und Verblendung doch noch hoffte, daß Wagner eine Form finden würde, ihm von einem hohen Standpunkte aus die volle Freiheit seines eigenen Gedankenweges zu gewähren, und zwar ohne einen Bruch des Freundschafts-Verhältnisses. Aber dies war ein Irrthum: eisiges Schweigen und bittere Bemerkungen, die uns zugetragen wurden, schließlich ein Angriff in den Bayreuther Blättern, das war die Antwort Wagners. — Mein Bruder war ein viel zu guter Psychologe, als daß er später nicht verstanden hätte, daß Wagner, wie er wirklich war, ihm gegenüber nicht anders handeln konnte und daß er ihn deshalb nach dem Erscheinen von „Menschliches, Allzumenschliches" wie ein überflüssiges Werkzeug rücksichtslos bei Seite werfen mußte. Aber es schmerzte ihn unsäglich, daß Wagner eine bedeutende Gelegenheit versäumt hatte, Größe des Charakters zu zeigen. Daß dieser sich so klein und voller Gehässigkeit ihm gegenüber benahm, verletzte ihn tiefer, als die häßlichen Insinuationen selbst, die Wagner der Handlungsweise meines Bruders unterschob. Es ist in der That ein trauriges Zeugniß mangelnder Größe des Charakters und des Geistes, daß Wagner meines Bruders abweichende Ansichten als eine persönliche Beleidigung betrachtete und daß er es für möglich hielt, daß ein solcher Geist wie der meines Bruders in dem beengten Gedankenkreise seiner Gefolgschaft eingesperrt werden könnte.

Immerhin ist es möglich, daß Wagner sich damals entrüsteter zeigte, als er wirklich war. Sein plötzliches Frommwerden zu Gunsten des „Bühnenweihfestspiels“ vertrug nicht einen so ernsten Zeugen seiner atheistischen Aussprüche aus den Jahren 1869 bis 1874. Vielleicht schien es ihm deshalb besser, ohne weitere persönliche Explicationen das Verhältniß zu meinem Bruder abzubrechen. Es ist kein Zweifel, daß Wagner die Bedeutung meines Bruders vollständig unterschätzte; immerhin hätte er sich doch auch sagen müssen, daß er ihm, wie ich schon im Anfang dieses Artikels erwähnte, einigen Dank schuldig war. Mein Bruder war sich dessen vollkommen bewußt und schreibt deshalb 1881: „Wagner hat viele Wohlthaten von seinen Zeitgenossen empfangen: aber er meinte, die grundsätzliche Ungerechtigkeit gegen Wohlthäter gehöre zum „großen Stile“: er lebte immer als Schauspieler und im Wahne der Bildung, wie sie Schauspieler zu haben pflegen.

Ich selber bin vielleicht sein größter Wohlthäter gewesen. Es ist möglich, daß in diesem Falle das Bild länger lebt als Der, welchen es abschilderte: das liegt darin, daß in meinem Bilde noch Raum ist für eine ganze Anzahl wirkliche Wagner: und vor allem für viel reicher begabte und reiner wollende.“

Mein Bruder wußte auch recht gut, daß er, was er hier nicht erwähnt, und überhaupt kaum des Erwähnens werth hielt, für Wagner große persönliche Opfer gebracht hatte. Er trat zu einer Zeit in seiner Schrift „die Geburt der Tragödie“ für ihn ein, als er sich durch dieses Eintreten für alle Berufungen an deutsche Universitäten unmöglich machte. Ja seine Wagnerei raubte ihm selbst für einige Semester fast seine Wirkung als Universitätslehrer in Basel, da mehrere Collegen in Bonn und an anderen Orten infolgedessen die Studenten vor seinen Vorlesungen warnten.

Er schreibt deshalb im Jahre 1888 an Malwida von Meysenbug in einem nicht abgesandten Briefe, der den „Fall Wagner“ behandelt: „Ich weiß sehr gut, wie tief ich mich wieder einmal compromittirte; aber das ist nur ein Grund, anzugreifen; als man sich einst mit der Fürsprache für Wagner compromittirte, habe ich auch dazu den Muth gehabt. — Sie wissen vielleicht nicht, was mich die Wagnerei gekostet hat? —“

So trennten sich die Wege der Beiden und im Jahre 1886 schildert er noch einmal, wie er „von Wagner loskam“:

„Schon im Sommer 1876, mitten in der Zeit der ersten Festspiele, nahm ich bei mir von Wagner Abschied. Ich vertrage nichts Zweideutiges; seitdem Wagner in Deutschland war, condescendirte er Schritt für Schritt zu Allem, was ich verachte — selbst zum Antisemitismus .... Es war in der That damals die höchste Zeit, Abschied zu nehmen: alsbald bekam ich den Beweis dafür. Richard Wagner, scheinbar der Siegreichste, in Wahrheit ein morsch gewordner verzweifelnder décadent, sank plötzlich, hülflos und zerbrochen, vor dem christlichen Kreuze nieder ... Hat denn kein Deutscher für dies schauerliche Schauspiel damals Augen im Kopfe, Mitgefühl in seinem Gewissen gehabt? War ich der Einzige, der an ihm — litt? — Genug, mir selbst gab das unerwartete Ereigniß wie ein Blitz Klarheit über den Ort, den ich verlassen hatte — und auch jenen nachträglichen Schauder, den Jeder empfindet, der unbewußt durch eine ungeheure Gefahr gelaufen ist. Als ich allein weiter ging, zitterte ich; nicht lange darauf war ich krank, mehr als krank, nämlich müde, — müde aus der unaufhaltsamen Enttäuschung über Alles, was uns modernen Menschen zur Begeisterung übrig blieb, über die allerorts vergeudete Kraft, Arbeit, Hoffnung, Jugend, Liebe, müde aus Ekel vor der ganzen idealistischen

Lügnerei und Gewissens-Verweichlichung, die hier wieder einmal den Sieg über einen der Tapfersten davongetragen hatte; müde endlich, und nicht am wenigsten, aus dem Gram eines unerbittlichen Argwohns — daß ich nunmehr verurtheilt sei, tiefer zu mißtrauen, tiefer zu verachten, tiefer allein zu sein als je vorher. Denn ich hatte Niemanden gehabt als Richard Wagner . . ."

Sicherlich hat Niemand tiefer und anhaltender über das Problem Wagner nachgedacht als mein Bruder, — die große Freundschaft, die er empfand, hat ihn dazu verführt. Es werden Zeiten kommen, wo man es nicht mehr begreift, daß er gewissermaßen alle künstlerischen Fragen der Gegenwart daran gemessen hat, Zeiten wo Wagner vielleicht so überwunden sein wird, daß man seine melodienarme Musik nicht mehr hören kann, und es nicht versteht, wie ein Nietzsche, der Ewigkeitsprobleme aufgerollt hat, die ein Jahrtausend kaum zu lösen vermag, soviel Nachdenken an dieses Problem verschwenden konnte. Der Geschmack an einer bestimmten Art Musik verändert sich zuweilen sehr schnell, — sacrale Musik, die mit den Religionsculten zusammenhängt, ausgenommen, denn was am längsten auf dieser wechselvollen Erde besteht und Werth hat, das sind eben Philosophien, Religionen, und was mit ihnen verknüpft ist. Wagner, der mit heißem Bemühen nach dem goldenen Lorberkranz ewigen Ruhmes griff, wußte das wohl; es ist möglich, daß sein Versuch, eine neue Religion zu stiften, diesen Hintergrund hatte. Ein neues Christenthum sollte in Bayreuth im Parsifal erblühen, und dessen heilige Cultus-Musik sollte für ewige Zeiten die Parsifalmusik sein. Aber welche seltsame Vorstellung, ein neues Christenthum in einem Opernhaus begründen zu wollen! Mein Bruder erstaunte vor allem über die Christen von heutzutage, die sich so etwas gefallen ließen: „Ich bewundere, anbei gesagt, die Bescheidenheit der Christen, die nach Bayreuth gehn. Ich selbst würde gewisse Worte nicht aus dem Munde eines Wagner aushalten. Es giebt Begriffe, die nicht nach Bayreuth gehören . . . Wie? ein Christenthum, zurecht gemacht für Wagnerianerinnen, vielleicht von Wagnerianerinnen — denn Wagner war in alten Tagen durchaus feminini generis —? Nochmals gesagt, die Christen von heute sind mir zu bescheiden!" Es ist sehr bedauerlich, daß mein Bruder damals nicht die Fürstin Wittgenstein kennen gelernt hat, er würde vielleicht eine bessere Meinung von den jetzigen Christen gewonnen haben. Diese ernste und consequente Frau, „une grande chrétienne", wie die Franzosen sagen, stand mit voller Entrüstung den Parsifal-Aufführungen gegenüber. Ich citire aus dem ausgezeichneten Buche „Zwei Menschenalter", von Adelheid von Schorn, eine Briefstelle der Fürstin: „Und Parsifal? — Ich zweifle nicht, daß Wagner's Genie die religiöse Stimmung in der Musik mit einer noch nie dagewesenen Intensität wiederzugeben gewußt hat. — Ob aber die gläubigen Christen es gut heißen werden, solch' hohe Kunst zur Parodie ihrer heiligsten Sakramente angewandt zu sehen, ist noch eine Frage . . . Kundry, diese Karikatur der heiligen Magdalena! Dieser Unsinn im ganzen Buch, der die mittelalterliche Dichtung auf solchen absurden Boden stellt! Es wäre aber zu lang, auseinanderzusetzen, wie dem Heiligsten unseres christlichen Glaubens hier ins Gesicht geschlagen wird. — Einmal wird die Reaktion schon kommen . . ."

Uebrigens stand mein Bruder der Musik des Parsifal, so sehr er die Tendenz des Textes perhorreszirte, durchaus nicht ablehnend gegenüber; sie entzückte ihn sogar, und er fühlte eine tiefe Verwandtschaft mit den Empfindungen und Compositionen seiner Jünglingszeit heraus. Wir erlebten eine fast scherzhafte Szene zusammen, die mein Bruder selbst in einem Brief an den Freund schildert:

Friedrich Nietzsche an Peter Gast.

Tautenburg, 25. Juli 1882.

.... Sonntags war ich in Naumburg, um meine Schwester ein wenig noch auf den Parsifal vorzubereiten. Da ging es mir seltsam genug! Schließlich sagte ich: „meine liebe Schwester, ganz diese Art Musik habe ich als Knabe gemacht, damals als ich mein Oratorium machte“ — und nun habe ich die alten Papiere hervorgeholt und, nach langer Zwischenzeit, wieder abgespielt: die Identität von Stimmung und Ausdruck war märchenhaft! Ja, einige Stellen, z. B. „der Tod der Könige“, schienen uns Beiden ergreifender als Alles, was wir uns aus dem Parsifal vorgeführt hatten, aber doch ganz parsifalesk! Ich gestehe: mit einem wahren Schrecken bin ich mir wieder bewußt geworden, wie nahe ich eigentlich mit Wagner verwandt bin. — Später will ich Ihnen dieses kuriose Faktum nicht vorenthalten, und Sie sollen die letzte Instanz darüber sein — die Sache ist so seltsam, daß ich mir nicht recht traue. —

Sie verstehen mich wohl, lieber Freund, daß ich damit den Parsifal nicht gelobt haben will!! — Welche plötzliche décadence! Und welcher Cagliostricismus! — ....

Ganz von Herzen Ihr dankbarer
Friedrich Nietzsche.

Bei diesem Briefe darf man nicht vergessen, daß mein Bruder nur von dem Klavierauszug spricht; in Bayreuth hat er den Parsifal niemals gehört, jedoch einzelne Theile daraus hie und da in Konzerten. Er schreibt über eine solche Aufführung des Vorspiels in Monte Carlo:

Friedrich Nietzsche an Peter Gast.

Nizza, 21. Januar 1887.

..... Zuletzt — neulich hörte ich zum ersten Male die Einleitung zum Parsifal (nämlich in — Monte Carlo!). Wenn ich Sie wiedersehe, will ich Ihnen genau sagen, was ich da verstand. Abgesehen übrigens von allen unzugehörigen Fragen (wozu solche Musik dienen kann oder etwa dienen soll?), sondern rein ästhetisch gefragt: hat Wagner je Etwas besser gemacht? Die allerhöchste psychologische Bewußtheit und Bestimmtheit in Bezug auf Das, was hier gesagt, ausgedrückt, mitgetheilt werden soll, die kürzeste und direkteste Form dafür, jede Nuance des Gefühls bis aufs Epigrammatische gebracht; eine Deutlichkeit der Musik als descriptiver Kunst, bei der man an einen Schild mit erhabener Arbeit denkt; und, zuletzt, ein sublimes und außerordentliches Gefühl, Erlebniß, Ereigniß der Seele im Grunde der Musik, das Wagnern die höchste Ehre macht, eine Synthesis von Zuständen, die vielen Menschen, auch „höheren Menschen“, als unvereinbar gelten werden, von richtender Strenge, von „Höhe“ im erschreckenden Sinne des Worts, von einem Mitwissen und Durchschauen, das eine Seele wie mit Messern durchschneidet — und von Mitleiden mit dem, was da geschaut und gerichtet wird. Desgleichen giebt es bei Dante, sonst nicht. Ob je ein Maler einen so schwermüthigen Blick der Liebe gemalt hat als Wagner mit den letzten Accenten seines Vorspiels? —

Treulich Ihr Freund
Nietzsche.

Es ist ergreifend, in den intimen Aufzeichnungen meines Bruders zu sehen, wie er immer wieder von Neuem versucht, Wagner zu entschuldigen, daß er in den Tendenzen seiner Kunst eine ihm so unsympathische Wendung genommen hat. Schließlich machte er es, wie es alle Männer machen, wenn etwas schief geht (Moses hat in der Geschichte des Sündenfalls ein in dieser Hinsicht, wie es scheint, für alle Zeiten gültiges Vorbild gegeben) — er schob die Schuld auf die Frau. So schreibt mein Bruder im Sommer 1887 in sein Notizbuch:

„Frau Cosima Wagner ist das einzige Weib größeren Stils, das ich kennen gelernt habe; aber ich rechne ihr es an, daß sie Wagner verdorben hat. Wie das gekommen ist? Er „verdiente" solch ein Weib nicht: zum Dank dafür verfiel er ihr. — Der Parsifal Wagners war zu allererst und anfänglichst eine Geschmacks-Condescendenz Wagners zu den katholischen Instinkten seines Weibes, der Tochter Liszt's, eine Art Dankbarkeit und Demuth von Seiten einer schwächeren, vielfacheren, leidenderen Creatur hinauf zu einer, welche zu schützen und zu ermuthigen verstand, das heißt zu einer stärkeren, bornirteren: zuletzt selbst eine Art jener ewigen Feigheit des Mannes vor allem „Ewig-Weiblichen". — Ob nicht alle großen Künstler bisher durch anbetende Weiber verdorben worden sind? Wenn diese unsinnig eitlen und sinnlichen Affen — denn das sind sie fast allesammt — zum ersten Male und in nächster Nähe den Götzendienst erleben, den das Weib in solchen Fällen mit allen ihren untersten und obersten Begehrungen zu treiben versteht, dann geht es bald genug zu Ende: der letzte Rest von Kritik, Selbstverachtung, Bescheidenheit und Scham vor dem Größeren ist dahin: — von da an sind sie jeder Entartung fähig. — Diese Künstler, die in der herbsten und stärksten Zeit ihrer Entwicklung Gründe genug hatten, ihre Anhängerschaft in Bausch und Bogen zu verachten, diese schweigsam gewordenen Künstler werden unvermeidlich das Opfer jeder ersten intelligenten Liebe — oder vielmehr jedes Weibes, das intelligent genug ist, sich in Hinsicht auf das Persönlichste des Künstlers intelligent zu geben, ihn als leidend zu „verstehen", — zu „lieben".

Im Frühjahre 1888 wurde „der Fall Wagner" hauptsächlich während eines Aufenthaltes in Turin geschrieben, sodann sehr langsam gedruckt, und im Oktober der Oeffentlichkeit übergeben. Ich brauche jetzt nicht zu wiederholen, was ich im Anfang des Artikels schon erwähnt habe, daß nicht etwa irgend welche persönliche Rancune ihn zu dieser Schrift veranlaßt habe. Es war allein seine ängstliche Besorgniß um die deutsche und, etwas weiter gefaßt, um die europäische Cultur und das Schicksal der europäischen Musik. Ich bringe hier den Inhalt der Schrift nach einer Zusammenstellung des Herrn Peter Gast.

„Der Fall Wagner."

Vorwort. Wagner als künstlerische Synthese der modernen Seelenkräfte, als Resümé der Modernität, der décadence.

1. Vergleich mit Bizet. Er beschwingt die Seele des Zuhörers, während Wagner sie beschwert.
2. Moralinfreies Sujet der Oper „Carmen."
3. Altjungfernhafte Moral der Deutschen. Wagner weiß ihr auf kluge Art entgegenzukommen.
4. Wagner, ursprünglich Feuerbach'scher Sensualist, wird romantischer Pessimist.
5. Wagners Kunst krank. Das Brutale, das Künstliche, das Unschuldige (Idiotische) Reizmittel für Erschöpfte.
6. Ausplauderung der innersten Geheimnisse des modernen Musikers.

7. Wagner's Musikstil. Das Kleine (Motiv) wird Herr über's Ganze. Miniaturist ohne Gleichen.
8. Wagner schauspielert Musik, ist kein Musiker von Geburt.
9. Wagner als „Dramatiker" (ist nur Sceniker.) Gehalt und Probleme sind dieselben wie die der Pariser décadents.
10. Wagner als Litterat. Seine Musik will „bedeuten": er mußte dies theoretisch lehren. Hang zur Durchgeistigung, zur „Idee": hierin der Erbe Hegel's.
11. Wagner bedeutet die Heraufkunft des Schauspielers in der Musik. Goldenes Zeitalter der reproducirenden Künstler. Dressur, Automatismus.
12. a) Das Theater will der Maßstab aller Künste werden.
    b) Der schauspielerische Künstler verdirbt den echten.
    c) Die Musik wird zu einer Kunst, zu lügen.

Nachschrift. „Was uns Wagner kostet."

a) Widerstand der Deutschen gegen Wagner. — b) Lust, ihn los zu werden. — c) der Laien- und Dilettanten-Geschmack obenauf. — d) Wagner schmeichelt den obskurantistischen Trieben. — e) Wagner verdirbt das Weib, die Nerven, das Denken.

Zweite Nachschrift. Gegen Wagner kommen andre zeitgenössische Musiker nicht in Betracht: er ist die ganze Verderbniß: die andern sind hierin nur Halb-und-Halbe (Brahms).

Epilog.

Aufsteigendes Leben = Herrenmoral = klassische Kunst.

Absteigendes Leben = christliche Moral = décadence-Kunst.

Der moderne Mensch hat beide entgegengesetzte Moralen in sich: er ist physiologisch ein Widerspruch; er ist „falsch", schielend. —

* * *

Die Schrift wurde an die Freunde und Bekannten geschickt, auch an Malwida von Meysenbug, an welche er zu gleicher Zeit den nachfolgenden Brief sandte.

Friedrich Nietzsche an Malwida von Meysenbug.

Turin, den 4. Okt. 1888.

Verehrteste Freundin,

eben gab ich meinem Verleger Auftrag, umgehend drei Exemplare meiner eben erscheinenden Schrift „Der Fall Wagner. Ein Musikanten-Problem" an Ihre Versailler Adresse abgehn zu lassen. Diese Schrift, eine Kriegserklärung in aestheticis, wie sie radikaler gar nicht gedacht werden kann, scheint eine bedeutende Bewegung zu machen. Mein Verleger schrieb, daß auf die allererste Meldung von einer bevorstehenden Schrift von mir über dies Problem und in diesem Sinne soviel Bestellungen eingelaufen sind, daß die Auflage als erschöpft gelten kann. — Sie werden sehn, daß ich bei diesem Duell meine

gute Laune nicht eingebüßt habe. Aufrichtig gesagt, einen Wagner abthun gehört, inmitten der über alle Maßen schweren Aufgabe meines Lebens, zu den wirklichen Erholungen. Ich schrieb diese kleine Schrift im Frühling, hier in Turin: inzwischen ist das erste Buch meiner Umwerthung aller Werthe fertig geworden. —

Diese Schrift gegen Wagner sollte man auch französisch lesen. Sie ist sogar leichter ins Französische zu übersetzen als ins Deutsche. Auch hat sie in vielen Punkten Intimitäten mit dem französischen Geschmack: das Lob Bizet's am Anfang würde sehr gehört werden. — Freilich, es müßte ein feiner, ein sogar raffinirter Stilist sein, um den Ton der Schrift wiederzugeben —: zuletzt bin ich selber jetzt der einzige raffinirte deutsche Stilist. —

Ich wäre sehr erkenntlich, wenn Sie in diesem Punkte den unschätzbaren Rath von Ms. Gabriel Monod einholen wollten (— ich hätte diesen ganzen Sommer Anlaß gehabt, einen andren Rath einzuholen, den des Ms. Paul Bourget, der in meiner nächsten Nähe wohnte: aber er versteht nichts in rebus musicis et musicantibus; davon abgesehn wäre er der Uebersetzer, den ich brauchte. —)

Die Schrift, gut ins Französische übersetzt, würde auf der halben Erde gelesen werden: — ich bin in dieser Frage die einzige Autorität und überdies Psychologe und Musiker genug, um auch in allem Technischen mir nichts vormachen zu lassen. —

Ihren gütigen Brief, hochverehrte Freundin, habe ich mit wahrer Rührung gelesen. Sie haben einfach Recht, — ich auch . . .

Ihnen das Allerherzlichste
von Seiten eines alten Freundes wünschend —

Mit der Bitte, mich dem verehrten Kreise, in dem Sie leben, angelegentlich zu empfehlen

Nietzsche.

Die Antwort Malwida's scheint meinen Bruder sehr alterirt zu haben. In seinen Notizbüchern finden sich eine ganze Reihe von Briefentwürfen, in denen er sich ziemlich scharf über die Differenz ihrer Ansichten ausspricht. Schließlich wählte er den nachfolgenden Brief, um ihr seine Erregung mitzutheilen.

Friedrich Nietzsche an Malwida von Meysenbug.

Turin den 18. Oktober 1888.

Verehrte Freundin,

das sind keine Dinge, worüber ich Widerspruch zulasse. Ich bin, in Fragen der décadence, die höchste Instanz, die es jetzt auf Erden giebt: diese jetzigen Menschen mit ihrer jammervollen Instinkt-Entartung, sollten sich glücklich schätzen, Jemanden zu haben, der ihnen in dunkleren Fällen reinen Wein einschenkt. Daß Wagner es verstanden hat, von sich den Glauben zu erwecken (— wie Sie es mit verehrungswürdiger Unschuld ausdrücken), der „letzte Ausdruck der schöpferischen Natur", gleichsam ihr „Schlußwort" zu sein, dazu bedarf es in der That des Genie's, aber eines Genie's der Lüge . . . Ich selber habe die Ehre, etwas Umgekehrtes zu sein — ein Genie der Wahrheit — —

Friedrich Nietzsche.

Da Fräulein von Meysenbug offenbar sehr bedauerte, meinem Bruder Anlaß zur Alteration gegeben zu haben, und dies in ihrer milden, liebenswürdigen Weise ausdrückte, so schrieb ihr mein Bruder wenige Wochen darauf folgende Zeilen:

Friedrich Nietzsche an Malwida von Meysenbug.

Turin, den 5. November 1888.

Warten Sie nur ein wenig, verehrteste Freundin! Ich liefere Ihnen noch den Beweis, daß „Nietzsche est toujours haïssable.“ Ohne allen Zweifel, ich habe Ihnen Unrecht gethan: aber da ich diesen Herbst an einem Ueberfluß von Rechtschaffenheit leide, so ist es mir eine wahre Wohlthat, Unrecht zu thun . . .

Der „Immoralist“.

Der Herbst 1888 brachte meinem Bruder eine Fülle von leuchtenden Tagen, in denen er sich unendlich glücklich fühlte und wo sich sein Hauptwerk, die „Umwerthung aller Werthe“, bereits so vollständig in seinem Geiste und seinen Niederschriften geordnet hatte, daß er sogar noch einmal eine ganz neue Anordnung dieser Gedanken unternahm, von welcher allerdings nur das erste Buch „der Antichrist“ fertig geworden ist. Dagegen sind zu einem der früheren Pläne fast sämmtliche dazu gehörigen Gedanken erhalten. Erst wenn (wir hoffen in diesem Herbst) diese „Umwerthung aller Werthe“ veröffentlicht sein wird, erst dann wird der Augenblick kommen, wo es möglich ist, die ungeheure Tragweite von meines Bruders Philosophie zu würdigen. Auf Alles, was jetzt über meinen Bruder geschrieben wird (ach es ist oft so unerhört falsch!), sehe ich mit einiger Ungeduld, denn die größte Anzahl jener bisher erschienenen Schriften müssen nach dem Erscheinen der „Umwerthung aller Werthe“ umgeschrieben werden. Aber wie sagt doch mein Bruder in dem fünften Buch der „Fröhlichen Wissenschaft“ 1886. „Wir Unverständlichen. — Haben wir uns je darüber beklagt, mißverstanden, verkannt, verwechselt, verleumdet, verhört und überhört zu werden? Eben das ist unser Loos — oh für lange noch! sagen wir, um bescheiden zu sein, bis 1901 —, es ist auch unsre Auszeichnung; wir würden uns selbst nicht genug in Ehren halten, wenn wir's anders wünschten.“

So ist auch damals 1888 der „Fall Wagner“ vollständig mißverstanden worden; mein Bruder hörte nicht ein vernünftiges Urtheil in der gesammten Presse. „Ein Königreich für ein vernünftiges Wort!“ schreibt er scherzend. Das Wunderlichste war, daß die Leute annahmen, die veränderte Stellung meines Bruders zu Wagner stamme sozusagen von gestern. Er sah daraus deutlich, daß Niemand seine Bücher gelesen hatte: denn sonst hätte man schon zehn Jahre lang diese Veränderung bemerkt haben müssen. Deshalb stellte er im Spätherbst 1888 noch schnell die kleine Schrift „Nietzsche contra Wagner“ zusammen, die im wesentlichen nur von Wagner handelnde Stellen aus seinen bereits seit 1878 veröffentlichten Büchern enthielt. Er nannte sie „Aktenstücke eines Psychologen.“ Das Verständniß dieser beiden Schriften hat in den letzten zwölf Jahren sehr zugenommen. Manchen von denen, die Wagner früher verehrten, scheinen sie jetzt aus dem Herzen geschrieben zu sein. Diese werden auch die nachfolgenden Worte mitempfinden, die mein Bruder im November 1888 über den „Fall Wagner“ schrieb:

„Um dieser Schrift gerecht zu werden, muß man am Schicksale der Musik wie an einer offenen Wunde leiden. Woran ich leide, wenn ich am Schicksale der Musik leide? — Daran, daß die Musik um ihren weltverklärenden, jasagenden Charakter gebracht worden ist, — daß sie Décadence-Musik und nicht mehr die Flöte des Dionysos ist . . . Gesetzt aber, daß man dergestalt die Sache der Musik wie seine eigene Sache, wie seine eigene Leidensgeschichte fühlt, so wird man diese Schrift voller Rücksichten und immer noch mild finden. In solchen Fällen heiter sein und sich gutmüthig mit verspotten — ridendo dicere severum, wo das verum dicere jede Härte rechtfertigen würde — ist die Humanität selbst. Wer zweifelt eigentlich daran, daß ich, als der alte Artillerist, der ich bin, es in der Hand habe, gegen Wagner mein schweres Geschütz aufzufahren? — Ich hielt alles Entscheidende in dieser Sache bei mir zurück, — ich habe Wagner geliebt. —“

Eine persisch-indische Reise.

Tagebuch

von **Albrecht Wirth.**

Von Urmia nach Hamadan.

Kaschmir, Anfang Oktober.

Das deutsche Waisenhaus zu Urmia ist ganz entzückend. Es war früher die Villa des Statthalters und noch früher des Schah selber. Ein Lusthaus wie Cicero's Tusculum oder der Sommerpalast von Ferrara. Ganz und gar von der Welt abgeschlossen; kein Lärm, kein Rauch von der Stadt; nichts als Obstbäume und Fruchtfelder und blühende Terrassen ringsum. Das ganze von einer himmelhohen Mauer umschlossen, die aber von den noch höheren Pappeln ganz überragt und verdeckt wird: eine idyllische, ideale Welt für sich. Darin an 75 syrische Mädchen, deren sonnige, unbefangene Heiterkeit trefflich zur Umgebung paßt. Es war mitten im Juni und die ganze Natur nichts als Duft und goldige Farbe und schimmernde Freude; so auch alle die lieblich heranwachsenden Jungfrauen in Frühlingslust. Der Eindruck hier war entschieden ganz unvergleichlich vorteilhafter, als in dem armenisch-deutschen Waisenhaus zu Khri. Der Armenier macht es einem eben einmal ungeheuer schwer, ihn zu lieben. Dazu war durch die Schuld eines armenischen Assistenten die Khrier Anstalt zeitweilig in Zerrüttung geraten; fast täglich kamen noch bettelarme Familien, die aus der Türkei vor der Verfolgung flüchteten, oder auch verdächtige Stromer, die anscheinend für die revolutionäre Propaganda sammelten, da sie Unterkunft und Essen verschmähten und blos nach Geld Verlangen trugen; die einzelnen Gebäude der Anstalt waren weit auseinander und zum Teil noch nicht fertiggestellt. Kurz, man konnte des Anblicks nicht recht froh werden. Zugleich freilich war offenbar, wie viel noch zu thun und wie viel Geld noch nötig. Die deutschen Botschaften sehen nicht besonders günstig auf das hier geschehende Werk und es hat nicht an Reibereien mit der persischen und türkischen Regierung gefehlt — noch diesen Sommer regierungsseitige Schließung des Bitliser Hauses — wobei die Botschafter einfach ihre Hilfe deutschen Bürgern und deutschen Unternehmungen versagten. Wie man sich jedoch auch religiös zu dem wichtigen Werke verhalten mag: das eine ist sicher, daß es kulturell eine beachtenswerte Expansion deutschen Geistes und deutschen Einflusses bedeutet. Dem kulturellen Einfluß aber folgte der politische auf dem Fuße. In ganz Asien hat Deutschland sich lediglich durch seine Philologie und Philosophie, Wissenschaften, die diplomatisch sehr gering gewertet und eingeschätzt werden, große und dauernde Sympathien erworben, die in der Zukunft schon Frucht tragen werden. Die Armenier und Inder wissen sehr gut, daß ihre höchsten Güter, ihre Geschichte und ihr Schrifttum, daß ihre tiefsten Gedanken und eigensten Gefühle am besten von den deutschen Gelehrten erkannt

werden. Die Araber haben nicht nur mit Genugthuung den Kaiserworten von Damaskus gelauscht — Brüder aller Muselmänner — sondern wissen es auch zu würdigen, daß ihre Heldengesänge, ihre Traditionen, ihre Kunstdichtung und Philosophie am eifrigsten in Deutschland studiert werden. Nicht minder fühlen sich Chinesen und Japaner ob der Aufmerksamkeit, die wir ihrer Sprache und Litteratur zuwenden, mehr geschmeichelt, als sie es merken lassen.

Mit Dr. von Bergmann besuchte ich die russische Mission. Sie besteht aus fünf Popen, die vor 1½ Jahren gekommen sind. Trotz des kurzen Aufenthaltes in Persien haben die Mannen der griechischen Kirche schon fabelhafte Erfolge erzielt. Sie haben einfach durchblicken lassen oder haben geradezu erklärt, daß Uebertretende den Schutz des Zars genießen würden. So sind 15000 Nestorianer in der Popen Lager gegangen. Das geschah nicht ohne Verwicklungen. Eine Dorfgemeinde, zwei Wegstunden von Urmia, hatte mit Geld, das in Deutschland gesammelt war, eine hübsche Kirche gebaut; jetzt verlangten die Führer der russischen Partei die Kirche für sich und forderten gewaltsam die Schlüssel; als der Sakristan diese nicht auslieferte, brachen sie durchs Fenster ein und erfreuen sich seitdem des ungestörten Besitzes des von uns errichteten Gebäudes. Sodann waren die Mohammedaner ob des Massenübertritts mißtrauisch und aufgeregt worden; auf den Straßen war es zu Thätlichkeiten gekommen. Als wir nun den Hauptpopen, einen kugelrunden, lebhaften Geistlichen mit blühendem Vollbarte und einer geradezu herausfordernden Heiterkeit, fragten, ob nicht diese Gewaltthätigkeiten, von denen erst am Tage zuvor wieder eine sich ereignet, zu ernsthaften Erhebungen führen könnten, erwiderte er fröhlich lachend: „Oh, dann werden wir in wenigen Wochen die Kosaken in Urmia haben.“ Wohlunterrichtet sein wollende Leute behaupteten zwar, daß der zuversichtliche Pope das nur so daherrede, daß er nicht seine Regierung hinter sich habe, daß der russische Konsul in Tabriz insonderheit des Popen strammes Vorgehn mißbillige. Allein es ist nur zu deutlich, daß es im despotischen Rußland mindestens drei, wenn nicht vier Regierungen giebt: Zar, Hofklique, Büreaukratie und Panslavismus und daß letzterer sehr wohl einmal durchsetzen kann, wozu irgend eine der anderen Gewalten keine Lust verspürt. Die Luft schwirrte in Urmia von russenfurchteingegebenen Gerüchten. Es ist bekannt, daß die Moskowiter daran sind, eine Bahn über den Grenzort Julsa nach Tabriz zu bauen, das von Petersburg dann in etwa fünf Tagen zu erreichen ist. Daran anknüpfend hieß es nun bereits, daß der nordische Bär seine Tatzen nach ganz Adherbaidschan ausrecke. Allerdings hat Rußland sich kürzlich in dieser Provinz die Minenrechte für 70 Jahre gesichert; es denkt zwar gar nicht daran sie ausbeuten, zumal ihm für die eigenen Bergwerke das Kapital fehlt, aber es ist so schön, den Hund in der Krippe zu spielen, der zwar selber kein Heu frißt, aber jede hungrig nahende Kuh oder Gais heftig anbellt und vertreibt. Natürlich war auch davon die Rede, daß gedachte Bahn entweder nach dem Tigris oder Karum oder nach Bender Abbas verlängert würde und so ganz Iran hilflos dem nordischen Riesen anheimfalle. Niemand bezweifelt zwar, nicht einmal die Perser selbst, daß sicher einmal Nordpersien russisch wird, aber gut Ding muß Weile haben. Mit solcher fieberhaften Schnelligkeit wie die Angelsachsen, arbeiten die bedächtigen Hyperboräer nicht. Ich werde Gelegenheit haben, auf den Punkt noch zurückzukommen, kann aber gleich hier sagen, daß ich selbst von irgend einer besonders auffallenden Thätigkeit der Russen nichts gesehen habe. Ihr erster Vorstoß dürfte sich weit eher gegen Meschad und Khorasan (südlich von Westturkestan) richten, um so Herat und Beluchistan näher zu kommen. Vielleicht haben mit solchen Anschlägen die jüngsten Revolten in Teheran etwas zu schaffen.

Ich besuchte darauf allein die Missionäre der englischen Hochkirche, gelehrte und liebenswürdige, allerdings auch sehr von sich durchdrungene Weltmänner, und hatte das Glück, Reverand Browne unter ihnen zu finden. Dieser Herr, der ein anziehendes Buch über die Nestorianer geschrieben hat (The Katholikos of the East), lebte seit 32 Jahren in Kochanes im Herzen der kurdischen Alpen in der Nähe des nestorianischen Kirchenoberhauptes, des Katholikos Mar Schiman; er kann in der That als der Nuntius des Erzbischofs von Canterbury, der die ganze Mission gestiftet hat, bei der syrischen Kurie angesehen werden. Die Engländer erklärten indes, daß sie keineswegs darauf abzielten, die Syrer zu ihrer Hochkirche herüberzuziehen, sondern im Gegenteil, sie in ihrer Eigenart zu bestärken: der englische Einfluß sei lediglich lehrend, helfend, erziehend. Daher sie auch Neudrucke — und wunderschöne Drucke, aus der nicht ohne große Mühen und Opfer hergerichteten Presse, die von Urmianern bedient wird — von syrischen Kirchenvätern herausgäben. Ueber das deutsche Waisenhaus äußerten sie sich nicht ganz anerkennend. „Es ist zu schön; das ist sein Fehler. Wenn die Kinder herauskommen, werden sie mit ihrer veränderten Lage und aller Welt unzufrieden sein." Ach, laßt doch den armen Mädchen die paar munteren Jahre ihres Lebens und die reizende Villa, an die sie als ihr Kindheitparadies später stets mit dankbarer Wonne zurückblicken werden. Ist denn die Erinnerung und das Bewußtsein, einmal wenigstens ganz glücklich gewesen zu sein, so gar nichts? Ich sollte hier erwähnen, daß sie die Hauptsumme dieses Jugendglückes einer deutschen Dame verdanken, die nicht nur mit ganzer Seele als Leiterin an dem Werke hängt, sondern in hochsinniger Aufopferung einen nicht unbeträchtlichen Teil ihres Privatvermögens dafür hingegeben hat. Dr. von Bergmann ist der Curator und Verwalter der Waisenhäuser. Dr. Lepsius, der Vater des ganzen Werkes überhaupt, war zur Inspektion hergekommen. Er wollte später bei Mar Schiman vorsprechen und dann Diarbekr inspizieren. Ich glaube, hier in Urmia ist ihm die Besichtigung am leichtesten gefallen. Hier zu weilen war keine bitterernste Pflicht, sondern eine Erholung. Auch will der Erzähler nicht verhehlen, daß er unter der hübschen, munteren, so aufmerksam wie aufgeweckten und doch so lieblich bescheidenen Mädchenschar sich ganz ungemein wohl gefühlt hat und blos bedauert, daß er nicht mehr dort ist. Unsere emanzipierten, putzsüchtigen Dämchen könnten manches von der unaufdringlichen Anmut dieser Syrerinnen lernen.

Von der amerikanischen Mission kann ich mit dem besten Willen nicht viel Gutes sagen. Nüchtern, öde, ohne Saft und Kraft, ohne den geringsten Schwung und Lebenshauch. Die Frauen ganz gutmütig und entgegenkommend, aber die Männer, hu! Dorfschulmeister mit den Prätensionen eines Gesandten. Dazu wütende Jingos, die mit ganz unchristlichem Zorne gegen die armen Philippiner herzogen. Wärmten den alten Kohl wieder auf von Humanitätspflichten, die den Krieg gegen Spanien zur sittlichen Notwendigkeit gemacht. Scheuten sich nicht, Deutschlands unfreundliche Haltung gegen die erhabenen Vereinigten Staaten zu tadeln. Faselten von den Geboten der Menschlichkeit, die leider die Union zwängen, nunmehr die Philippinen festzuhalten. Ich wünschte ihnen guten Appetit und empfahl mich. Weiterhin sah ich zweimal die französischen Missionare, die anscheinend kühne Nimrode sind, und war bei dem Empfang des neuen Statthalters von Urmia, eines ältlichen Herrn mit einem schwächlichen Intrigantengesichte, der mir weiter kein Interesse einflößte. Es hieß, daß die Kurdenhäuptlinge des Urmia-Gebietes ihm wenige Tage zuvor ihre Aufwartung gemacht und zugleich, um zu prüfen, wes Geistes Kind der neue Statthalter, durch ihre Krieger einige Dörfer hatten plündern lassen. Da keine Strafe erfolgte, wußten sie, daß im bisherigen laxen Regime keine Aende-

rung eintreten werde, und sie nach Herzenslust rauben und plündern könnten. Im Jahre 1880 hatten die Kurden unter Obeidullah, der ein Bündnis vieler Stämme zuwege gebracht, beinahe die Stadt Urmia erobert, wie sie Maragha, die ehemalige Residenz des Mongolenkhans Hulaga, und andere Orte nahmen und ganz Adherbaidschan in ihre Hand zu fallen drohte. Damals hatte ein amerikanischer Missionar, Dr. Coctrane, — war zur Zeit abwesend — die Stadt gerettet, indem er, ein andrer Leo I., den Eroberer zur Schonung bewog. Ueberhaupt hatten früher die Amerikaner, die schon 1826 ins Land kamen, überwiegenden Einfluß, derselbe ist aber letzthin, wenigstens in Urmia, dermaßen gesunken, daß neulich die Nestorianer, ihre einst so gehorsamen Schüler, es wagten, ein Mitglied der Mission vor den Mauern der Stadt anzufallen und auszuziehen. Sie ließen ihm blos seine Unterhosen. Dagegen scheint der Handel der Vereinigten Staaten mit Persien in jüngster Zeit sich zu beleben, nicht blos durch die direkte Linie, die von Newyork nach Konstantinopel eingerichtet wurde mit Verbindung nach Trapezunt, sondern auch über die Südhäfen. Nicht minder hat die Massenauswanderung von Armeniern nach Amerika den wenig erwarteten Erfolg gehabt, daß direkte Handelsverbindungen zwischen Yankeefirmen und türkischen und persischen Plätzen gegründet wurden. So traf ich in Hamadan einen armenischen Vermittler, der von einem Newyorker Haus geschickt war, um gewisse, in der Union beliebte Teppichmuster zu empfehlen und auf dieser Grundlage seine Bestellungen zu machen. Beiläufig erwähne ich, daß ich auch von einer ganzen Zahl von Armeniern hörte, denen es in dem freien Yankeelande nicht gefallen hat und die in des Löwen Höhle, in die grausame, verfolgende, fanatische Türkei amerikamüde zurückgekehrt sind. Ein armenischer Professor, dessen Zeugnis nicht anzufechten, hat mir das erzählt. Um jedoch auf die amerikanische Politik wieder zu kommen, so ist zwar schwer ersichtlich, was dieselbe in Westasien ausrichten und was sie überhaupt erreichen will; der Geschichtsschreiber hat indes zu verzeichnen, daß gerade die armenische Frage den Yankees die erste Gelegenheit gegeben hat, aus ihrer theoretisch wenigstens bis dahin festgehaltenen Beschränkung auf den amerikanischen Kontinent herauszugehen und sich in außeramerikanische Angelegenheiten einzumischen. Die Männer von Washington schickten sogar Ende 1896 zwei Kriegsschiffe nach Konstantinopel, von denen das eine bei der Abfahrt noch glücklich entdeckte (der Baneroft), daß es gar nicht genug Kohlen fassen könne, um über das atlantische Meer zu kommen, während das zweite, der Texas, nach dem ersten Tage Havarie erlitt, sodaß es durch ein anderes Schiff ersetzt werden mußte. Ferner verlangten damals die Amerikaner Sitz und Stimme im Konzert der Mächte am Goldenen Horn, das wurde ihnen aber nicht zugestanden, auch sträubte sich Abdul Hamid mit Hand und Fuß dagegen. Inzwischen ist trotz Aguinaldo das Prestige der Yankees gestiegen, das hat auf ihre Stellung im Orient eingewirkt. Unternehmende Zeitungen erblickten die beste Lösung der orientalischen Frage darin, daß der Orient gemeinsam von England und Amerika verwaltet würde. Einstweilen beschränkt man sich auf geistlichen Einfluß. Noch immer schwebt den Amerikanern als höchstes Ideal vor, die ganze Welt mit republikanischen Gedanken, mit Yankee-Geist zu erfüllen. Daran arbeiten sie auch in Persien. Eigennützige, kommerzielle oder finanzielle Absichten, die vielfach den amerikanischen wie englischen Missionaren in Armenien zugeschrieben werden, habe ich dagegen nicht bei ihnen entdecken können.

Die nichtmohammedanische Bevölkerung Urmias ist zu $^2/_5$ armenisch, zu $^3/_5$ syrisch. Im ganzen giebt es heutzutage etwa 300000 Syrer Kurdistans. Es ist eine semitische Rasse, die nur durch ihre blühende, rote Gesichtsfarbe sich von anderen Semiten unterscheidet. Offenbar ist dieser vorteilhafte Teint der klaren

Gebirgsluft und den kalten Wintern zu verdanken, Vorteilen, die beide gemeinsam sonst keinem semitischen Volke zugefallen sind. Die Rasse ist seit mehreren Jahrtausenden, genau wie Armenier, Kurden und Parther, in derselben Gegend geblieben und hat allen Wechsel der Zeit siegreich durchdauert. Die Bergsyrer allein haben ihre Sprache bewahrt, während die Verwandten in Syrien und Edessa sie verloren. Eine Zeit lang waren die Gebirgler sogar die Träger des klassisch-syrischen Schrifttums, zur Zeit, als der melchitische Patriarch von Antiochia, Michael der Große, sich nach Maragha unter Hulagas Schutze zurückzog und dort eine Schule gründete. Seit dem sechsten Jahrhundert haben sich die Syrer in nicht weniger als fünf noch blühende Sekten gespalten: die Melchiten, die Jakobiten, die Chaldäer, die Maroniten (des Libanon) und die Nestorianer. Die Letztgenannten erlangten weitaus die größte Bedeutung. Sie gründeten Gemeinden und Bistümer all über Asien: in Goa, wo ein Pehlevi-(mittelpersisch)Denkmal von ihrem früheren Wirken Kunde giebt; in China, dessen Singanfu-Säule, nahe dem mittleren Hoangho, den Syrer Kommen im siebenten Jahrhundert meldet; in Bochara, wo jüngst nestorianische Inschriften gefunden wurden; in Südsibirien und Mittelasien, wo infolge der nestorianischen Thätigkeit die im Mittelalter so berühmte Legende vom Priester Johannes entstand. Die Schriftgelehrten von Urmia erzählten mir, daß die Bergsyrer das Christentum schon lange vor Nestorius aufgenommen hätten, daß der große Sektenhäuptling als bittflehender Flüchtling zu ihnen kam und er ihnen alles, sie ihm nichts verdankten. Stolz lieb' ich den Spanier. Jedenfalls ist Nestorianer zu Unrecht erst nachträglich zu einem ethnischen Namen geworden, um die Rasse der Bergsyrer zu kennzeichnen. Da jedoch die Verwirrung mit den beregten fünf Sekten und nicht minder diejenige zwischen Syrern am Meere, Assyrern (die bei klassischen Autoren mitunter schlankweg Syrer heißen) und Bergsyrern noch nicht bunt genug ist, so werden die Letzteren auch häufig mit dem so bequem verschwommenen Namen „Chaldäer" behaftet. So, das war eine mühselige Auseinandersetzung! Die Sache ist indeß nicht ohne Wichtigkeit, da gewichtige Stimmen sich dafür erhoben, daß die Bergsyrer den Juden auch verwandt, und daß Abraham von Südkurdistan (Haran-Carrhae des Krassus) auszog.

In einem unterscheiden sich die Nestorianer sehr merklich sowohl von Juden wie Armeniern. Sie sind in Denkungsart und Gehaben provinziell beschränkt und haben weder für Wissenschaft und Kunst, noch für den Handel besondere Fähigkeiten. Ich habe hervorgehoben, wie vorteilhaft die Nestorianer in ihrem Aeußeren und ihrer heiteren Gemütsart von den mürrischen Armeniern abstechen; ich muß nun aber auf der anderen Seite erwähnen, daß die Nestorianer so gut wie ganz im Orient stecken geblieben sind und daß sie nicht den zehnten Teil jener Anpassungsfähigkeit und jener fortschrittlich-geweckten Sinnesart haben, wie sie dem geringsten Armenier eigen ist. Trotz allem ist es eben von allen Asiaten, selbst Japaner und Bengalen nicht ausgenommen, doch schließlich der Armenier, der dem Europäer am nächsten steht, der die moderne Welt am besten versteht und am geschicktesten sich in sie fügt.

Am Pfingstsonntage predigte Dr. Lepsius in einer nestorianischen Kirche. Ein Lehrer Schmual machte den Dolmetsch. Für gewöhnlich hatte der Doktor als Dolmetsch und Reisebegleiter einen höchst originellen und durch seine Späße die ganze Gesellschaft erheiternden Judä-Armenier, der in Kaschgar Missionar gewesen war, das Neue Testament ins Türkische von Ostturkestan übersetzt hatte, der schwedisch, deutsch und italienisch sprach, der als arabischer Mollah von Bagdad aus die schwierigsten und gefährlichsten Gegenden Nord-Kurdistans gequert, der in die Freimaurer-Geheimnisse der wandernden Derwische eingeweiht war und das heilige Zeichen besaß, das jeden Bruder zwingt, wahrheitsgemäß

und nach bestem Wissen jede Frage des Mitbruders zu beantworten — kurz, ein Ausbund abenteuerlicher Erfahrung. — Nach der Predigt Besuch im englischen Waisenhause, von der Nichte des Katholikos, einem herrlichen Weibe, geleitet.

Ich hatte ursprünglich vorgehabt, den Spuren Alexanders zu folgen und durch den Bamianpaß nach Kabel und Kaschmir zu gehen. Da mir indeß jedermann sagte, daß es menschenunmöglich, durch Afghanistan zu kommen, das eine immer schärfere Ausschließungspolitik ausübe, gab ich den Plan auf. Zu spät hörte ich nachher, daß der Emir von Afghanistan wegen der islamfreundlichen Rede des Kaisers den Deutschen wohlgewogen sei und seinen Kindern einen deutschen Hauslehrer halte. Vielleicht hätte ein höflicher Brief an den Emir und Bitte um Geleit Erfolg gehabt. Genug, ich wandte mich südwärts und ritt, dem malerischen Ufer des Urmiasees entlang, während Schneespitzen von Maragha herüberwinkten, dann durch schroffes, von räuberischen Kurden bewohntes Bergland, auf einer von Europäern höchst selten betretenen Straße — ich glaube, seit dreißig Jahren ist meine Reise nicht mehr „im Zusammenhang" gemacht worden — in drei Tagen nach Santschbulay (Kaltquell). Das ist einer der Hauptplätze der Kurden und so ziemlich an der Süd-Grenze Adherbaidschans. Bis hierher reicht die türkische Sprache, die im Osten über Tabriz hinaus bis nach Kaswin sich erstreckt, um dann erst nach einem großen Saltomortale in Turkestan wieder aufzutauchen. Von Santschbulay bis dicht vor Hamadan herrscht das Kurdische, von Hamadan bis zur Küste das Farsi Ich besuchte den Unterstatthalter, der an Malaria litt und von Chinin- und Antipyrinschachteln umringt war, und einige englisch redende Nestorianer. Einer derselben, ein angesehener Priester (verheiratet), hatte eine Geschichte der Kurdeu verfaßt, deren Anfang er mir vorlas. Den Ursprung des Volkes leitete er von den Assyrern her, uud ich sah bald, daß der würdige Mann von geschichtlicher Forschung keine Ahnung habe. In seinem Sohn fand ich einen frechen Bengel, der sich erbot, Einkäufe für mich zu machen, aber blos um in der unverschämtesten Weise Profit herauszuschlagen. Für Milch, die kaum 10 Pfennige wert war, berechnete er 80. Dabei hatte ich einen Empfehlungsbrief an die Familie. Santschbulay selber gefiel mir über die Maßen. An einem lieblichen Flüßchen malerisch gelegen, hat es ein angenehm kühles Klima im Sommer. Am Ufer wandelnd, fand ich auf einmal den Weg durch Wachen versperrt. In einiger Entfernung war ein großes Zelt, wo ein junges Hochzeitspaar seine Honigwoche verlebte. Etwas praktischeres ließ sich nicht denken. Besonders entzückend nachher in der lauen Mondnacht mit bunten Laternen. Auf einer kleinen Insel weiter unten fand ich dann eine Kurdenschar, die bei feurigem Wein und Gesängen den Beginn der Nacht feierten. Die Kurden sind sämtlich schlechte Mohammedaner. Ganz spät ging ich dann noch in ein Theehaus, schmauchte mein geliebtes Nargileh und unterhielt mich mit den ritterlich-höflichen Kurden daselbst aufs freundschaftlichste. Verwegen markige Gestalten, einer wie Götz von Berlichingen, ein anderer wie der edelschöne Saladdin, der ja ein Sohn Kurdistans war, ein dritter Rinaldo ähnlich, ein vierter wie die derb-humoristischen, ungeschlachten Flötzer des Neckars, ein fünfter schmächtig, aber mit kühn geworfener Adlernas' und Feueraug' wie Hutten.

Die Gegend nach Süden zu sollte so unsicher sein, daß allein weiterzureisen unthunlich. Die persischen Zaptieh sind teurer als die türkischen, vier Mark per Tag auf den Mann, auch lernt man in ihrer Begleitung Land und Leute schlechter kennen, da einmal die Reise rasch geht und dann die Bevölkerung, vor dem offiziellen Auge zurückscheuend, sich nicht zwanglos und offen giebt. So schloß ich mich einer Kamel-Karawane an, deren Wander- und Lagerleben kennen zu lernen, ich früher nie Gelegenheit gehabt. Die Karawanen gehen,

der Hitze auszuweichen, von April an nachts und ruhen tagsüber. Wir hatten zufällig gerade Vollmond, einen Reiz mehr für die Reise. Sechs bewaffnete Reiter begleiteten die Karawane, darunter das Oberhaupt, der Karawanen-Baschi, der mit Tabak handelte.

Die Karawane schlug von Santschbulay aus einen nordwestlichen Weg ein bis zum Thal des Jaghatu, der sich ins kaspische Meer ergießt; hier machte sie eine scharfe Dreiviertels-Wendung nach rechts und zog südwärts. Es handelt sich für eine Karawane keineswegs darum, die kürzesten Wege ausfindig zu machen, sondern die, wo die Kamele Futter und Wasser finden. Die ganze Gegend war wie eine leere Backpfanne, nach der bunten Fülle und den frischen Reizen des Urmiasees eine richtige Wüste. Ein Glück, daß wir nur des Nachts und ganz früh am Morgen in Bewegung waren; des Tags war die Hitze unerträglich, indes man benutzte ihn fast nur zum Schlafen und Essen. Entzückend blieb immer nur die wundervolle Klarheit jener trockenen Hochlandluft; vier Monate bleibt hier im Sommer der Regen aus. Und wenn so die schweigsamen Kamele mit ihren verwunschenen, unschierigen Leibern durch die Vollmondnacht zogen, in der Ferne die Schakale ihr teuflisch Lachen ausstießen, die Reiter Strophen aus ihrem geliebten Gulistan (Rosengarten) des Schiraser Dichters Saadi rezitierten, dann ihre Rosse zum Galopp spornten und, teils aus Uebermut, teils die Räuber zu schrecken, ihre langen Flinten abfeuerten, dann schienen die Geschichten aus Tausend und eine Nacht Fleisch und Blut anzunehmen und längst versunkene Traumgestalten wieder aufzuerstehen zu neuen Thaten und Wundern. Fehlte blos ein richtiges Abenteuer, aber die Karawane war zu groß, so wagten sich die Kurden nicht heran. Auch sonst vertrauen sie lieber listigem Beschleichen, als offener Gewalt. Ein Freund von mir kam vor Jahren hier durch mit einem prächtigen, neugekauften Pferde, das aller Augen auf sich zog. Eines schönen Nachmittags sieht er einen Hund langsam auf die Karawane zukommen. Er äußert zum Karawanenführer, der neben ihm stand, er hätte noch nie so einen großen Hund in Persien gesehen, und will gerade näher gehen, als der Hund sich aufrichtet, seine Haut abfällt, ein Kurde darunter hervor und auf das neue Pferd springt und davon jagt. Der Beraubte hat sofort sein Gewehr an der Schulter und will abdrücken, als sein Begleiter ihm die Waffe aus der Hand schlägt: „Weißt Du nicht, daß die Kurden Blutrache üben? Du würdest nicht lebend aus ihrem Lande kommen.“ Sieben Tage dauerte die Wanderung durch die menschenarme Einöde. Einen Tag rasteten wir, ein krankes Kamel zu schlachten und zu verzehren. Schmeckte gar nicht übel. In Ostafrika gilt ja Kamelsfleisch sogar als Festbraten für das Ende des Ramadans. Lanzenschwingende Kurden kamen, kauften etwas Tabak, verkauften ein gutes, gesundes Pferd nebst Sattel für 60 Mark, und veranstalteten eine Fantasia. Des Abends, beim Thee und Nargileh, neben hellloderndem Feuer — die Nächte waren so kühl, daß zwei Mäntel mir kaum genügten — wurden dann Geschichten erzählt, von denen ich leider blutwenig verstand. Weniger freundschaftlich war das Zusammentreffen mit Kurden an einem der nächsten Tage. Die Reiter der Karawane hatten die erbauliche Gewohnheit, wenn sie an ein Korn- oder Kleefeld kamen, ihre Rosse darin eine halbe Stunde weiden zu lassen, sicher, die langsamen Kamele bald wieder einzuholen. Man kann sich die Wut der Bewohner vorstellen, denn die Verwüstungen beschränken sich nicht auf das Werk blos einer Karawane. Indes die Nemesis erreichte unsere frivolen Kornräuber. Sogar die Kamele waren auf bestelltes Feld geraten, da kam racheschnaubend am Morgen, als wir uns gelagert, ein alter, lumpig angezogener, unbewaffneter Kurde und verlangte Schadenersatz. Es war recht demütigend, von dem bettelhaften alten Trottel, der wie ein aufgeblasener, sieges-

trunkener Hahn nach der Niederlage seines Nebenbuhlers in unserem Lager herumstolzierte und die Leute anwetterte, als ob das Lager ihm gehörte, wohlverdiente Strafpredigten anzuhören. Nachher aber kam eine Schar wohlbewehrter Kurden. Die Unterhandlungen währten den ganzen Tag und schließlich mußten sich die Angeklagten, denen in der kriegerischen Umgebung gar nicht wohl zu Mute war, zu einer Buße von fünf Toman (20 Mark) bequemen. Jedenfalls war ersichtlich, daß die als Räuber verschrienen Kurden sehr wohl einmal das Recht auf ihrer Seite haben können und daß sie hier, statt Unbill mit Unbill zu vergelten, den ganz bürgerlichen Weg des billigen Vergleichs einschlugen, um zu ihrem Eigentum zu gelangen. Ueberhaupt bin ich sehr auf der Seite Mark Twains, wenn er der Meinung Ausdruck giebt, daß der Satan stets gegen Ordnung und Herkommen verurteilt worden sei, da immer blos die bittersten Vorwürfe gegen ihn, nie aber seine Verteidigung gehört werde: ebenso hören wir von armenischen, nestorianischen, amerikanischen Gewährsmännern unaufhörlich Schmähreden gegen die Kurden, dagegen niemals eine Anwaltsrede für die Kurden, die keine Sonderberichte an die westliche Presse versenden.

Allmählich stiegen wir zu Hochthälern von 2300 Meter empor, wo Wasser im Ueberfluß und üppige Wiesen ein Paradies den Kamelen boten, und lagerten zwischen dem Takht-i-Suleiman und Takht-i-Balkis, am Fuße eines 4000 Meter hohen Berges. Die Sage geht, daß König Salomo mit der Königin Saba, die bei den Orientalen Balkis heißt, eine Wette eingegangen, wer den schöneren Thron schaffen könne. Da ließen sie zwei Berge in der Nacht sich erheben; der Berg der Königin war höher und er war in der Mitte ausgehöhlt, so tief, daß man am Grunde der Höhlung die Sterne sehen konnte, aber des Königs Berg hatte einen See auf der Spitze, von dem nach allen Seiten reißende Flüsse hinabströmten. Der Zauber Salomos hatte gewonnen. Es sind in der That geologische Wunder, wie sie ähnlich, glaube ich, nur in Neuseeland vorkommen. Im Lauf der Jahrtausende haben schwefel- und alkalihaltige Quellen durch einen fortgesetzten Filtrierprozeß Erde abgelagert, die sich nach und nach zu mächtigen Kegeln emportürmte. Erstaunlich ist nicht nur die Höhenlage dieser Quellen, sondern auch ihre Mächtigkeit: der wunderklare, unergründlich tiefe See von Takht-i-Suleiman speist die Wiesen der Umgegend von mehreren Quadratmeilen. Um den See erheben sich mächtige Bauten, die an Ausdehnung selbst das Koloseum von Rom weit übertreffen. Eine innere Mauer mit einem dreistöckigen Palast, der auch als Feuertempel gedeutet wird, und eine riesige äußere Umfassungsmauer mit Nischen und Grotten, die zum Teil in zyklopischer Bauweise aus mächtigen Felsblöcken ohne Mörtel errichtet ist. Wer diese gewaltigen Werke aufgeführt, ist ganz dunkel. Einige sagen, Suleiman, ein Kurdenhäuptling des 14. Jahrhunderts, was ich für völlig unwahrscheinlich halte. Das Ungefüge und doch so Großartige jener Bauten weist sie vielmehr den alten Achämeniden zu. Das Koloseum würde selbst in dem inneren Zirkel wohl dreimal Platz finden. Der Durchmesser des äußeren ist wohl 800 Meter. Rechne man dazu den blaugrünen See in der Mitte; die weite, menschenleere Ebene zu Füßen und himmelhohe Berge zu Häupten, so hat man einen Anblick, wie man ihn auf unserem Planeten nicht leicht zum zweiten Mal findet, und es wäre sehr möglich, daß hier und nicht in dem sechs Tagereisen entfernten, recht heißen Ekbatana, die Sommerresidenz der alten Perser-Könige lag. Den Takht-i-Balkis, der etwa zwei Stunden entfernt, habe ich leider nicht bestiegen. Meine Pferde waren zu kaput und zum Gehen war ich zu faul. Die Karawanenleute behaupteten, daß man thatsächlich in seinem Innern bei Tag die Sterne sehen könne. Das gleiche Phänomen soll bei einem norwegischen Schluchtsee sich zeigen. Ich begnügte mich damit, im geheimnis-

vollen, am Ufer senkrecht abfallenden Salomossee — zuerst nicht ohne Geisterschauer, dann aber mit genußvoller Wonne — ein Bad zu nehmen, was wohl noch von Niemand früher gethan wurde. Einige Mohammedaner, die dazu kamen, waren entsetzt und erwarteten offenbar, daß der Frevler in der Flut versinken würde.

Die Karawane ging nun ostwärts, nach Zendjan. Ich trennte mich von ihr und ritt allein südwärts weiter, Hamadan zu. Auf prächtigen Hochgebirgspfaden, immer zwischen 2 und 3000 Meter, nach Jargan Agatsch. Hier hausten als Feudalherren die Brüder Mahmud Khan und Kuli-Khan, vor kurzem erst, nach dem Tode ihres 99jährigen Vaters in ihr Erbe gekommen. Die beiden Khäne nahmen mich sehr gastfreundlich auf, zeigten ihren Marstall, in dem Vollblutpferde aus Kermanschah, und wiesen in einem großen Parke mir ein Wohnhaus an. Die Rasse von Kermanschah ist hochberühmt; es sind wahrscheinlich die Pferde der Nysäischen Gefilde, von denen die Hellenen so schwärmten. Hochgebaut, ausdauernd, flüchtig und von entzückender Anmut. Der Schah schenkte ein derartiges Roß dem Zar Alexander III., der gab es General Skobeleff, und als es der General zum ersten Male versuchte, sei es nicht aufzuhalten gewesen, ehe es 65 Kilometer im Galopp durchsaust. Persische Pferde sind schon von Schiras nach Teheran, beiläufig 800 Kilometer, in drei Tagen gerannt; das ist von Schah Abbas in der offiziellen Chronik ausdrücklich festgelegt. Noch toller sollen übrigens Turkmenenpferde sein, denn Offiziere von Taschkend versicherten mir, daß einige besonders gute schon fünf Tage lang je 350 Kilometer gemacht. Die Turkmenengäule sind allerdings die reinsten Elephanten, und wenn sie beschleunigten Schritt gehen, muß ein anderes Pferd schon tüchtig traben.

Ich nahm einen kurdischen Diener und reiste weiter zu Haidar Khan in Koikli. Von neuem gastfreie Aufnahme und Besichtigung der Pferde. Es giebt in Kurdistan keine Karawanenserails, man muß, wie noch in den weniger besuchten Teilen Südafrikas, notgedrungen in die Farmen und Privathäuser gehen, was den Vorteil hat, daß man Land und Leute besser kennen lernt. Der gewöhnliche Kurde versteht es auch ganz gut, eine gepfefferte Rechnung zu machen, ein Khan nimmt natürlich nichts. Diener kosten in Persien 35—40 Mark monatlich; da man ihnen jedoch, falls auf der Reise, auch die Rückkehr bezahlen muß, so kommen sie mir auf 80 Mark und mehr zu stehen. Ohne sie habe ich mich bedeutend wohler gefunden, aber wenn man mit Europäern oder besseren Persern verkehren will, sind sie einmal nötig.

Haidar Khan ist der reichste Grundbesitzer der Umgegend; Schwefelgruben am Takht-i-Suleiman sollen ihm eine Million eingebracht haben, was jedenfalls zu diskontieren ist, da die Perser gern den Mund recht voll nehmen. Ich traf den Khan gerade bei einer Gerichtssitzung in seinem — man kann wohl sagen — Palaste, und hatte keinen geringen Eindruck von der malerischen Feierlichkeit der Szene. Dann hatte ich alle seine zahlreichen Söhne und einen Schwager zu besuchen, die alle ihre besondere Wohnung hatten mit besonderem Hausmarschall, Gesellschafter, Hauslehrer und Dienern. Wie ein mittelalterlicher Mönch, der von Kloster zu Kloster zieht, so kam ich nun von Khan zu Khan. Mit einem machte ich sogar ein Geschäft, einen Pferdekauf, und ich erkenne dankbar an, daß er mich nicht übers Ohr gehauen hat. Das war Kasim Khan, in Bidhar, der Hauptstadt des südwestlichen Kurdistans; ein Herr, der neun Jahre in Paris gewesen war und sehr erbaut über die Gelegenheit schien, sein wirklich vortreffliches Französisch zu zeigen. Auch war er gerade besonders guter Dinge, denn vor vier Tagen war er zum Emad Takht, zur „Säule des Thrones" ernannt worden, zu dem Marschallstitel, den er bereits besaß. Un-

gemein red- und vertrauensselig: kaum war ich einen halben Tag da, erzählt er seine ganze Familiengeschichte und daß er 32000 Toman (zu 4 Mark) Schulden habe; letzteres schien ihm besonderes Vergnügen zu machen, denn am nächsten Tage erzählte er es von neuem, diesmal waren es aber 40000. Dabei war er augenblicklich damit beschäftigt, einen neuen Serail für sich und Harem zu errichten, was ihm täglich 400 Mark koste. Er hat einen höchst zahlreichen Haushalt, zahlreiche witzige und muntere Söhne, einen jüdischen, zum amerikanischen Christentum bekehrten Arzt, vierzig Pferde und mehrere Falken, auf die er sich nicht wenig zu gut thut, da er der beste Kenner der Falkenbeize in Iran ist. Wenigstens sagte er so selber.

Nach zwei vergnüglichen Tagen in Bidhar, in drei großen Ritten durch eine rattenkahle Gegend, wie sie Doré als Aufenthalt des Satans zu malen liebt, eine wahre Mutter aller Oedigkeit. Die Leute leiden denn auch hier nicht selten grimmigen Mangel, dergestalt, daß im Winter, wenn alle Nahrung verbraucht und alle Wege nach außen durch Schneewehen versperrt, die Dörfler zu Kannibalen werden, unter der Erde in ihren Wohnungen sich Schlachten liefern, die eigene Familie, gleich Atreus und Kronos, nicht verschonen und sich so allmählich untereinander aufessen. De Morgan, ein ausgezeichneter Orientalist, den die französische Regierung zweimal nach Westpersien entsandt hat, erzählt im Bericht seiner wissenschaftlichen Reise, daß er westlich von Bijar ein Dorf getroffen, wo am Ende eines grausigen Winters blos ein Zehntel des menschlichen Bestandes übrig geblieben war. Wer's nicht glaubt, kann es im vierten Bande der Mission scientifique en Perse selbst nachlesen. Auch sonst haben diese Kurden, die auch mir unfreundlich begegneten, ungemütliche Gewohnheiten, darunter aber auch einige von malerischer Romantik, wie homerische Zweikämpfe und Schmähreden vor der Schlachtreihe und ernsthaften Brautraub.

Um jedoch von meinen kurdischen Freunden im allgemeinen, deren Gebiet ich nunmehr verlasse, kein zu unfreundlich Bild dem Gemüte des Lesers zu hinterlassen, möchte ich gewissermaßen zum Abschied noch einige gute Züge von ihnen zusammenfassen. Vor allem ist es ein kraftvolles, kernhaftes Volk, reisig und wehrhaft, unübertüncht von Europa und unangefressen von den Lastern der Perser. Daß die Kurden eine beneidenswerte Zähigkeit besitzen, der weder die Stürme von Dutzenden von Völkerwanderungen, noch die leise und sonst umformende Einwirkung der Jahrhunderte das geringste anhaben konnten, geht schon daraus hervor, daß das Volk bereits in den Keilschriften vorkommt und sich seit drei Jahrtausenden in denselben Sitzen erhalten hat. So ein Stamm ist so wenig umzubringen wie die Buren Südafrikas, er ist es im Gegenteil, der das Bleibende darstellt in der Erscheinungen Flucht, der den Stempel Anderen aufdrückt, aber sich nicht aufdrücken läßt. Die Kurden haben die Kriegszüge der Assyrer überdauert, sie wurden von der Einwanderung der Armenier nicht vertrieben; die Flut der Zehntausend des Xenophon ging spurlos über sie hin; weder Perser noch Alexander noch Mithradates, weder Parther noch Römer noch Sassaniden konnten ihnen dauernd etwas anhaben; die Araber bekehrten sie oberflächlich zum Islam, aber mußten ihnen ihre Eigenart und ihre Weideplätze lassen; Mongolen und Tataren verrauschten, der Anprall der Osmanen brach sich an ihnen, aber ewig jung tauchten gleich einer dickfelligen Otter, an deren Rücken alles Gewässer schad- und harmlos abläuft, die Kurden aus allen Sturmfluten wie nach einer kleinen Erfrischung wieder hervor. Auch andere Völker haben einen uralten Stammbaum aufzuweisen, allein Juden und Zigeuner und Armenier verloren ihre Selbständigkeit und wurden zerstreut, Griechen und Perser und Egypter wurden in Rasse und Sitte von Grund aus umgewandelt: nur die Kurden bewahrten sowohl ihren reinen Rassecharakter

wie ihre urangestammten Sitze. Weit entfernt zu sinken und unterzugehn, haben sie vielmehr in neuester Zeit ihre Energie verdoppelt und sind in fröhlichem Aufsteigen begriffen. Es sollte mich nicht wundern, wenn in Zukunft die Kurden noch eine Rolle spielen sollten wie die Vlamen in Belgien oder die Polen in Oesterreich. Haben sie doch schon 1880 unter Obeidullah, der die zerstreuten Stämme zu einem mächtigen Bunde vereint, es unternommen, Persien in ihre Gewalt zu bringen. Der Versuch schlug fehl, aber sobald sie sich einmal zielbewußt auf ihre Nationalität besinnen, wird die Welt noch ob ihrer Thaten erstaunen.

Die Kurden gehören zur indogermanischen Rasse. Ihre Sprache ist dem Persischen am nächsten verwandt, stellt jedoch eine ältere Entwicklungsstufe dar als das moderne Farsi. Die Sprache ist in zahllose Dialekte zersplittert, doch hat sich im Kurmanschi schon eine Art Hoch-Kurdisch ausgebildet, das wenigstens in der nördlichen Hälfte von Kurdistan allgemein verstanden wird. Die in der Türkei wohnenden Stämme haben viele türkische, die in Iran viele persische Lehnworte aufgenommen, während die bei Mosûl viel Arabisches adoptiert haben. Einen Dialekt habe ich endlich gefunden, der bisher noch ganz unerforscht war, den der Sasa zwischen Aschkaleh und Ersingian, in den sich Worte der Lazer anscheinend hinübergerettet haben.

Am Abend des dritten Tages kam ich nach Hamadan und nahm Wohnung in der amerikanischen Mission, der einzigen dortigen Vertreterin westlichen Elementes, bei einem würdigen alten Arzte.

(Wird fortgesetzt.)

Der Andere.

Ein Lebensbild.

Von **M. v. Auenbrugg.**

„Selig sind die Sanftmütigen;
denn sie werden das Erdreich besitzen.“ —

Der Klang der Todtenglocke durchzitterte die klare Luft eines Sommermorgens. Die letzten Erdschollen waren hinabgekollert in die Grube und rollten mit widerlichem Geräusch an dem Metallsarge nieder. Der Pope hatte seine Rede beendet in welcher er, wie in solchen Fällen üblich, alle Tugenden pries die der Todte nicht besessen und die wenigen verschwieg, die ihm eigen gewesen.

Die Menge begann sich aufzulösen, in Gruppen drängte man dem Ausgang zu. — Die ganze Umgegend war zusammengelaufen, theils um dem Todten die letzten Ehren zu erweisen, theils aus Neugierde. Der Gutsherr Iwan Alexandrowitsch Dernikoff war ein prachtliebender, reicher Mann gewesen, demgemäß mußte auch sein Begräbniß prunkvoll sein. So etwas gab es in der Kreisstadt nicht alle Tage zu sehen, der „Dernikoffs“ waren wenige und nicht jedem fiel es ein, plötzlich zu sterben.

Selten gehörte Phrasen schwirrten durch die Luft: — „Die Zeit heilt alle Wunden“ — „Im Tode sind wir alle gleich“ — oder „Was ist der Mensch?“

„Pulvis et umbra sumus!“ raisonnierte der auf Ferien weilende Student aus Petersburg, während er mit den Töchtern des reichen Apothekers kokettierte.

„Iwan Alexandrowitsch ist ein „großer“ Mann gewesen“ perorierte mit weinheiserer Stimme ein alter Gutsbesitzer und Nachbar des Verstorbenen — „er verdient ein Vater — ein Vater der — der — — seiner Kinder genannt zu werden.“ Er wollte sagen, ein Vater der Armen, aber rechtzeitig besann er sich, daß der Weg von Iwans Hand zu seiner Börse auf weiten Umwegen führte, und seine Abneigung gegen „den Geruch der Armut“ war bekannt. —

Die Wittwe des Verstorbenen schritt auf den Arm ihres Aeltesten gestützt dem Ausgange zu. — Alles drängte ihr nach — man wollte doch nicht umsonst seine Trauermienen aufgesteckt haben!

Eine Reihe von Wagen harrte vor der Pforte des Kirchhofs, die Wittwe ging hoch aufgerichtet, das Taschentuch an die Lippen gedrückt, auf ihren eleganten „Tarantas“ (Equipage) zu, dessen Schlag der Lakai offen hielt. Mit ernsten Mienen nahmen die vier Kinder ihre Plätze ein, nur das kleinste, ein Mädchen von etwa fünf Jahren, stand und drehte ihr Köpfchen nach allen Seiten. Aus ihren blauen Augen lachte der ganze Sonnenschein des Lebensmorgens.

Sie hatte sich köstlich amüsiert die Kleine!

Der Leichenwagen, die vier Rappen mit den wehenden Federbüschen,

die Kränze, die brennenden Wachslichter, die vielen, vielen Menschen und dann — die Musik! — Es war herrlich! —

Warum nur die Mutter weinte? — Was sahen die Geschwister so düster vor sich nieder als hätten sie Schelte gekriegt? — Warum drohten sie ihr wenn sie lachte? — Sie konnte es nicht begreifen.

„Papa ist gestorben“ sagte man ihr, doch wenn das Sterben so schön ist, warum denn weinen?

„Papa ist für immer fortgegangen, Du wirst ihn nie mehr sehen, nie!“

„Nie? — Was ist das? — Wie lange ist es?“

Sie faßte es nicht, und während die Anderen die Köpfe senkten, blickte sie vergnügt nach dem Kirchhofe zurück.

„Einer ist noch zurückgeblieben Mama!“

„Schweige doch, Du erzürnst die Mutter.“

„Einer ist doch doch geblieben“ beharrte die Kleine, und sich im Wagen erhebend, suchte sie über die Mauer nach dem Grabe zurückzuspähen.

Etwas wie ein dunkler Schatten stand unbeweglich dort.

„Er weint, Mama! — Warum haben wir ihn nicht mitgenommen?“

„Wer ist es?“ fragte die Mutter ohne aufzusehen.

„Ach, nur der — „Andere“! “

Sie machte eine Bewegung als wollte sie sagen:

„Dann laßt ihn stehen.“

Der Wagen rollte die Straßen hinab, andere folgten.

Die Menge verlief sich allmälig, bald stand der Platz vor dem Gottesacker leer.

„Einer war noch zurückgeblieben“ die Kleine hatte sich nicht getäuscht.

Es war Maxim Alexandrowitsch, ein junger Mann mit dem Aussehen eines Greises. Sein von der Sonne verbranntes Gesicht, sein rother Nacken verriethen, daß er sich nicht viel im Schatten aufzuhalten pflegte, aber sein schon ergrauender Bart der die Kummerfalten an der Wange nur halb verhüllte, ließ errathen, daß der Sonnenschein ihm nur von außen leuchtete.

Er war mit einem altmodischen schwarzen Rock bekleidet und drehte ein kleines schwarzes Hütchen in der Hand, das wenig zu dem feierlichen Aufzug stimmte. Das grobe Taschentuch in der Faust zerknüllt, stand er und starrte mit großen, traurigen Augen auf die Hände des Todtengräbers der seines Amtes waltete. Bei jeder Schaufel voll Erde die dieser in die Grube fallen ließ, schauerte er leise zusammen.

„Hab' Dank mein Bruder — mein lieber Bruder — habe Dank — Dank!“ Er stieß die Worte unter Schluchzen hervor, und unaufhaltsam flossen Thränen über seine Wangen, in den früh ergrauten Bart hinein.

Plötzlich bemerkte er, daß ein paar Tropfen auf seinen Rock gefallen waren. Er begann sie eifrig fortzuwischen. — „Sie werden doch nicht Flecken zurücklassen? — Das wäre schade!“ Dieser Rock war ein Erbstück, und wie lange würde er ihm noch dienen müssen!

Er versank in Gedanken, während er immer noch an seinem Rocke putzte. Es war gut, daß seine Frau nicht gesehen, wie er unbedacht die Thränen auf seinen Feiertagsstaat träufeln ließ, — sie ist so sparsam, so genau!

Fast bedauerte er nicht mehr, daß sie nicht mitgekommen, obgleich er sich sehr verlassen fühlte.

Auf der rasselnden Kibitka (Bauernwägelchen) hatte sie ihn nach der Kreisstadt begleitet, doch beim Herannahen des Leichenzuges, bei den Posaunenstößen die den Trauermarsch einleiteten, fühlte Dunja plötzlich den Boden unter ihren Füßen schwinden und griff, an allen Gliedern zitternd nach Maxims Arm.

Ein Schwindel hatte sie befallen, „nervös" war Dunja nie gewesen — Nerven sind ja doch nur vornehmen Damen gestattet — aber Kinder und Plage hatten ihr die Kraft ausgesogen, von Pflege war nie die Rede gewesen, sei es wie es sei — sie fiel beinahe zu Boden und Maxim hob sie auf die „Kibitka" und ließ sie nach Hause fahren.

Bis sie nur wieder die Landstraße erreichte, das offene Feld, die frische Luft! — Es war so schwül und enge in den Gassen der Kreisstadt, und die „Katzenköpfe" mit welchen der Platz gepflastert war, machten das Gefährte schwanken, daß Dunja's Hut auf ihrem Kopfe tanzte.

Während die Klänge der Trauermusik den Lärm der weiterholpernden „Kibitka" verschlangen, schloß Maxim sich dem Zuge an. Er schritt als Letzter — allein.

Am Grabe hatte man ihn zurückgedrängt; vergebens suchte er sich der Wittwe zu nähern um ihre Hand zu küssen, vergebens eines der Kinder an die Brust zu drücken oder die Locken der Kleinsten zu streicheln, erst nachdem sie alle sich entfernt, durfte er sich dem Todten nahen und seine Thränen auf dem Hügel weinen.

Er wischte an seinem Rocke und weinte nun mit Vorsicht, auf daß nicht wieder nasse Perlen darauf fielen.

Endlich mußte er an den Heimweg denken. Er hatte ihn zu Fuß zurückzulegen, denn ein zweitesmal das kleine Huzulenpferdchen einzuspannen, welches überdies Säcke aus der Mühle zu fahren hatte, wäre Thierquälerei gewesen. In zwei Stunden konnte er sein Landgütchen erreichen, wenn er tüchtig ausgriff, und hatte er nicht gesunde Beine und einen leichten Körper?

Immer noch zurückblickend, schritt er vom Grabe weg.

Die Fichtenzweige, welche den Weg bezeichneten, den der Leichenzug genommen, hauchten unter den heißen Strahlen der höher steigenden Sonne einen herben, betäubenden Duft aus. Im Weiterschreiten, versunken in Gedanken, schrak Maxim Alexandrowitsch erst empor, als eine wuchtige Hand sich auf seine Schulter legte.

„Salve! — Nun erschreckt nur nicht, es ist kein Spectrum — oder verdrehte Euch die Trauer zu dem Punkte den Kopf, daß Ihr mich nicht mehr kennt, Illustrissime?"

„Wie sollte ich Euch nicht kennen?" stammelte Maxim und erröthete vor Verlegenheit, denn es war kein Kleines, von jemandem so freundlich angeredet zu werden, und dazu von einer Persönlichkeit wie Porphyrius Antonitsch es war! — Porphyrius lebte zwar seit Jahren schon außer Amt und Würden auf seinem Stammsitz, wo es kraus aussah wie Porphyrius selbst, aber man zählte ihn nichtsdestoweniger zu den „Spitzen" der Stadt, und seine Thätigkeit als Kreisrichter stand ohne Beispiel da. Die Schnelligkeit, mit welcher er Amtssachen erledigte, ward historisch. Da gab es keine Aktenstöße, keine Rückstände, es gab nur — die Knute.

Porphyrius Antonitsch schwang die Knute über jedem Haupte, mochte es einem Schuldigen gehören oder nicht.

Dieses Ideal eines Kreisrichters schob seinen fleischigen Arm unter den dünnen Maximes und stieß ihn mit der ganzen Schwere seines Körpers vor sich her.

Seine Gestalt, die im Wachstum zurückgeblieben, hatte die fehlende Höhe durch eine so gleichmäßig vertheilte Rundung ersetzt, daß sie viel Aehnlichkeit mit einer aufrechtstehenden Straßenwalze aufwies. Ein runder Kopf mit struppigen Haaren krönte dieses Meisterwerk, und kleine, triefende Mongolenaugen blinzelten streitlustig über die aufgedunsenen Wangen hinaus. Die auf-

gestülpte Nase, unter der sich etwas wie ein abgenützter Pferdestriegel breit machte, trug wenig zur äußeren Ausstattung Porphyrij's bei, und auch der Mund mit den wulstigen Lippen war nicht geeignet, seiner Eitelkeit zu schmeicheln. Zu seiner Ehre sei es übrigens bemerkt — Porphyrius Antonitsch war — kein Narciß.

Auf äußeren Flitter gab er auch nicht viel; es kam ihm nicht darauf an, ein und denselben Rock einige Decennien zu tragen und mit ihm eine Erinnerungstafel verschiedener Mahlzeiten, die er darin abgehalten, so daß die ursprüngliche Farbe dieses Kleidungsstückes der Mitwelt ein Geheimnis blieb.

Porphyrius Antonitsch war Junggeselle. Es ging die Sage, daß er einst dem weiblichen Geschlecht gehuldigt habe, heute beschränkte er seine Anbetung auf die Person einer alten Majorswittwe, welcher er an jedem Neujahrstage durch das Geschenk einer „Gans" huldigte.

Jeden Herbst pflegte er zu verschwinden, dann raunte man sich zu: Porphyrius amüsiere sich in Moskau. — Die Art dieser jährlichen Vergnügungen blieb für die Bewohner der Kreisstadt in Dunkel gehüllt, doch sein Haus konnte darüber einiges Licht verbreiten, denn es barst förmlich unter der Last verschiedener „Kunstschätze", die aus Moskaus „10 Kopeken=Bazaren" herrührten und von Porphyrius Antonitsch überall aufgestellt wurden, wo sie nicht hingehörten. So hatte er im Laufe der Jahre ein Museum gegründet, das dem Wigwam eines wahnsinnig gewordenen Indianers Ehre gemacht hätte.

„So, so, brav mein Junge," keuchte er mit einer Stimme, die in Fett eingerollt schien. „Wische Dir nur die Thränen aus den Augen, spare sie für trübe Zeiten! — Der da," er wies mit dem Daumen nach dem Friedhof zurück — „der hat sie nicht um Dich verdient! — Hochmütiges Pack das! — Uebrigens „de mortuis nil nisi bene."

Maxim Alexandrowitsch, der kein Latein verstand, seufzte nur, dann wagte er zu vertheidigen: „O Ihr thut ihm Unrecht, Porphyrij Antonitsch — Ihr wißt nicht wie gütig er gegen mich gewesen."

— „Gütig? — Wann war das nur? Habe ich vielleicht ein halbes Säculum verschlafen? — Ich kann mich nicht darauf besinnen."

„Nein, Ihr wißt es nicht," beeilte sich Maxim zu erwidern, „mein Gott! Ich hing es nicht an die große Glocke, so blieb es unbekannt, aber im Herzen vergesse ich es ihm nie — niemals!" Und von neuem schimmerten Thränen in seinen Augen.

„Letzten Winter war es," begann er mit leiser Stimme, „ein sonnenklarer Tag, ich erinnere mich als wäre es gestern gewesen — da fuhr mein Bruder Iwan in seinem prächtigen Rennschlitten daher. Er kam oft an meinem Gehöfte vorbei, weil der Weg nach den „Revieren" dort führt. Bei dem Geklingel der silbernen Pferdeschellen eilten meine Kinder, wo immer sie gesteckt haben mochten, herbei um Onkel Iwans Gefährte zu bewundern und seine kostbaren Pelze anzustaunen. Auch an jenem Wintertage erscholl das Schellengeklingel, in dem Augenblicke aber, da der Schlitten daherschoß wie ein Segler, sprang mein großer Hofhund, der sich weiß Gott wie von der Kette losgerissen, aus dem Thor heraus und ihm entgegen. — Das Pferd, ein Vollbluthengst — Iwan hielt auf reine Rasse — bäumte sich als wollte es aufwarten wie ein dressierter Pudel, und im nächsten Augenblick lag der Schlitten im Straßengraben und von Iwan Alexandrowitsch ragten nur noch die Schuhsohlen aus dem Schnee hervor. Cyrill — das ist mein „Großer" rief nach mir aus vollem Halse. Wir liefen hinab, in unseren Arbeitskitteln wie wir waren, und zogen erst Iwan, dann den Schlitten aus dem Graben.

Ach, Porphyrij Antonitsch, das Glück als ich meinen Bruder unbeschädigt

vor mir sah! Es wäre doch meine Schuld gewesen, wenn er das Genick gebrochen hätte! Warum hing ich den Hund nicht fester an die Kette? -- In meiner Freude küßte ich Iwan die Hände." —

Der Kreisrichter sah Maxim von der Seite an. „Nun, und er? — Er hat Euch doch auch die Hände geküßt?"

— „Also hört nur: Er schob seinen Arm unter den meinen, wie Ihr jetzt thut — ein bischen schwindlig hatte der Sturz ihn doch gemacht, er war gerade auf den Kopf gefallen — und ohne ein Wort der Widerrede ließ er sich in mein Haus führen. Dunja stürzte nach der Küche um ihm Thee zu bereiten, er aber ließ sich in unserer bescheidenen Stube nieder, er jagte nicht einmal die Kinder fort, die ihn umringten und neugierig anstarrten, denn vornehme Leute bekommen sie selten zu Gesicht. Er trank den Thee, welchen Dunja ihm fast über die Hände gegossen, so zitterte sie als sie ihm das Glas reichte. — Mit wohlwollendem Lächeln strich er über Cyrills krausen Kopf, und die kleine Nastasia hob er sogar zu sich auf die Kniee empor. — Er fand sie ein hübsches Kind und gar nicht scheu, gab ihr Zucker und küßte ihre rothen glänzenden Backen, die sie gerade vorher mit Butterbrod eingerieben, weil sie nicht schnell genug den Mund gefunden hatte. — Ach, es war rührend wie gut er gegen uns alle gewesen! — Beim Fortgehen reichte er meiner Dunja die Hand und scherzte: „Ihr ladet mich doch zum nächsten Taufschmaus ein?" — Das werde ich ihm ewig gedenken — Gott segne ihn!"

„— Uud zum Taufschmause fand er sich natürlich ein, und nicht mit leeren Händen will ich hoffen!" — Einen Augenblick schwieg Maxim Alexandrowitsch und sah gedankenvoll vor sich nieder.

„Nein," brachte er mit einiger Verlegenheit hervor, — Porphyrius hatte eine so unangenehme Art zu fragen — „er kam nicht. — Es lag gewiß nicht an ihm — er war ein vielbeschäftigter Mann, und so ein Versprechen ist leicht vergessen, wenn man den Kopf von ernsten Dingen voll hat."

„Und nicht gerade aus dem Straßengraben gezogen wird!" lachte der Kreisrichter höhnisch. „Als ich ihn ans Thor geleitet," fuhr Maxim unbeirrt fort, „ahnte ich nicht, daß er zum ersten und letzten Male meine Schwelle überschritten."

Er fühlte Thränen aufsteigen, doch von Porphyrij eingeschüchtert, schluckte er sie herab.

„Bis vor drei Tagen hatte ich nichts von ihm gehört. Es war am frühen Morgen — ich half die Heumahd auf den Wiesen ausbreiten — da kam ein Stallbub' gelaufen und rief mir schon von weitem zu: „Der Baryn Iwan Alexandrowitsch ist todt!"

— Ich stand wie vom Schlage gerührt.

„Es ist wahr," beteuerte der Knabe, „gestern, beim Kartenspiel schnellte er von seinem Sitze auf und fiel jählings nieder, wie ein Baum, der den letzten Axthieb erhalten. —"

„Optime! — Ich wäre mit so einem Sprunge ins große „Nihilum" einverstanden."

„— Iwan war ein glücklicher Mann und lebte gern," bemerkte Maxim Alexandrowitsch — „auch ein frommer Mann. Vergeßt auch nicht seiner Frau und seiner lieben Kinder!"

„An die denke ich eben, mein bester Maxim, und daß die ganze Sippschaft sich am Grabe geberdete, daß mir die Galle schwoll. — Dieser Luxus, dieser Pomp, die Umarmungen und Crocodilsthränen — Pfui! — Und dort steht der — „Andere" zurückgedrängt, in der Menge verloren, in seinem schäbigen Sonntagsrock — verzeiht — den ich schon am Rücken seines Vaters gekannt —

steht dort wie ein Paria und wartet bis die „Hochgeborenen" geruhen sich zurückzuziehen, um dann hinzutreten und seine echten Perlen auf das Grab des Bruders zu streuen. — Der dort schlief, hatte ja geruht in seinem Hause Thee zu trinken und die kleine Nastasia mit Zucker zu füttern, den er für den Hengst bei sich trug! — Geht mir," fuhr der Kreisrichter fort, als Maxim ihn unterbrechen wollte, „ich sehe seit Jahren zu, wie diese hochmütige Brut Euch behandelt und habe nur ein Wort — wie einst in meiner Glanzperiode —: Die Knute! — Die Knute, ja, die verdienen sie!" Und sein „de mortuis" vergessend, schrie er immer heftiger werdend, daß sein Brustkorb sich keuchend hob und senkte, wie der Blasebalg einer alten Orgel.

„Und Du steckst die unverdienten Prügel ein," zeterte er, — „Du duckst Dich wie ein — Hund!"

Maxim erröthete bis an den Rand seines Hutes.

„Ihr vergeßt Porphyrij Antonitsch, meine Familie hat einigen Grund, mir — mir — nicht gewogen zu sein." — — — — — —

„Oho! Das will ich glauben! Sie hat Grund ja, denn Ihr habt ein „delictum capitale" begangen mein Lieber — Ihr seid anständig geblieben."

„Ihr seid zu nachsichtig gegen mich, Porphyrij." — — —

„Nein, ich bin nicht nachsichtig," schrie der erboste Richter, „ich sehe nur mit meinem Geiste und deshalb — die Knute — die Knute!! Wärst Du gewesen wie Deine hohen Brüder, so hättest Du die kleine Zofe in Iwans Hause verführt und dann beiseite geworfen. Du würdest wohl gar noch geprahlt haben mit Deinem „Erfolge," aber Du bist eben „der Andere," — Du bist einfältig! —

Weißt Du nicht, daß Du der großen Tyrannin „Gesellschaft" ins Gesicht schlugst, indem Du das Mädchen, das Dir zum Lieben gut genug war, auch zur Ehe nicht zu schlecht gefunden? — Das war nicht klug, nicht weltmännisch gehandelt, mein Freund! — Ha! sie hetzten Tod und Teufel gegen Dich — zuletzt noch den Popen!" Porphyrius stieß ein pfeifendes Lachen aus. „Du gabst ihm übrigens die Antwort, für die ich Dich heute noch umarme. — Dunja schreibt orthographisch — ich aber mache eine Menge Fehler." — Bravo, mein Junge! Und jetzt: „Vale!" Hier zweigt die Straße nach meinem „Mon Repos" ab. — Ich habe Dir leider keinen Wagen anzubieten, bin keiner von den „Bestechlichen" gewesen. Du mußt Dich schon bequemen, Deine eigenen Rappen vorzuspannen, ich sehe, sie sind nicht für das Parquett beschlagen. Vale also — Vale!" Er blieb stehen, um sich den Schweiß zu wischen. Mit seinen Aeuglein zwinkernd, verfolgte er die rasch hineilende Gestalt Maxim Alexandrowitsch'. „Trage Du die Binde vor den Augen und iß Dein Brod im Schweiße Deines Angesichts!"

Langsam trollte er das ansteigende Gäßchen hinan, pustend und stöhnend, mehrmals stehen bleibend. Oft stampfte er mit dem Fuße so heftig auf, daß die Scheiben der niederen Häuschen klirrten.

„Von der Mutter — beate memoriae — keine Spur!" brummte er vor sich hin. „Die war ein Capitalweib! — Etwas zänkisch und herrisch zwar, aber voll Energie, voll Thatkraft! — Die würde hübsch die Zähne gewiesen haben, wenn man sie abfertigen gewollt, wie diesen Tropf, der ihnen für das „Wrack," das sie ihm hingeworfen, noch — die Hände küßt. — — Die Knute — ha, die Knute. — — — — —"

Nach mehreren Stationen, die er mit seinen Selbstgesprächen belebte, hielt Porphyrius Antonitsch vor seinem „Wigwam," auf dessen Dachfirst sich, statt des Skalps einer Weißhaut, ein lustiges Glockenspiel drehte, zum Ergötzen der Straßenjugend.

Indessen hatte Maxim, rüstig weiterschreitend, das Städtchen längst hinter sich. — Seit Wochen war kein Tropfen vom Himmel gefallen, der Staub bedeckte in dicker Schicht die Landstraße. Maxim hielt sich hart am Wegrande, um die spitzen Steine zu vermeiden, die seine Sohlen zu gefährden drohten. Der Weg bot wenig Interessantes für ihn, der ihn seit seiner Kindheit gefahren und gegangen. Längst hatte er die wenigen Bäume gezählt, die den Rand säumten, auch gesehen, wie sie im Laufe der Zeit knorrig geworden und Moos angesetzt hatten. — Er kannte jeden Ackerstreifen und dessen Besitzer, kannte die hageren Schafe, welche den kargen Boden abweideten und ihre Wolle an den Gestrüppen hängen ließen.

Wie oft hatte er die Sonne über den Weizenfeldern aufsteigen sehen und jenseits der Hügelkette wieder hinabsinken, mit ihrer Farbenglut die Landschaft überflutend! — Er kannte die bewaldeten Hänge, hatte im Frühling die Buchen ihr duftiges Grün entfalten und im Herbst ihre fahlen Blätter niedergleiten sehen; er hatte sie endlich sterben gesehen, und auf den Waldblößen, wo jetzt Herden weideten, schwankten nur noch einzelne junge Birken im Winde. — Sterbelichter des Waldes! — Er erinnerte sich der Maienmorgen, da er hinausgewandert, um in den Schlägen Erdbeeren zu sammeln, die ringsum den Boden wie mit Korallen bestreuten, und er gedachte des strengen Blickes der Mutter, wenn er sie heim brachte.

„Hast Du nichts besseres zu thun, als mit solcher Spielerei die Zeit zu tödten? — Lass' das den Bauernjungen, die keine Kleider an den Gebüschen zu zerreißen haben!"

Dennoch stellte sie den Korb aus Baumrinde mit den köstlich duftenden Beeren auf den Tisch. Die Geschwister fielen darüber her, selbst der Vater spießte sich einige davon mit dem silbernen Zahnstocher, lobte ihren Duft und winkte ihm mit der Hand zu.

Wie stolz fühlte er sich bei diesem wortlosen Lobe!

In diese Rückerinnerungen klangen plötzlich Porphyrij's „Knutenhiebe," allein sie riefen keinen Mißton wach. — Die hart gegen ihn gewesen, sie wußten es vielleicht nicht mehr — und er hatte es hingenommen und weiter nichts gedacht. —

Die Sonne stand hoch am Himmel und sandte glühende Strahlen auf Maxim nieder. Der Staub trocknete ihm die Kehle aus, die hellen Tropfen rannen ihm von der Stirne. Er schob den Hut zurück und zog seinen Rock aus, den er sorgsam faltete und, die Futterseite nach außen, über den Arm legte.

Eine „Kibitka" von einer müden rothen Stute gezogen, der ein Fohlen nachlief, rasselte schwerfällig an ihm vorbei — das Geklingel der Glocke verhallte allmälig, dann blieb alles still; es war als ob das Leben selbst den Athem anhielt in der ermattenden Schwüle des Sommertages.

„Das wird eine Ernte geben!" dachte Maxim.

„Das Heu trocknet ganz von selbst, man braucht es kaum zu wenden, und die Aehren biegen sich von Schwere an den Stielen! — Die Menge Aepfel an den Bäumen, und die Nüsse! Welch ein Fest für die Kinder! — — Brenne nur liebe Sonne, brenne! Mir thust Du nicht weh, und so Vielen bringst Du Segen in Scheuern und Speicher!"

Ohne einen Augenblick zu rasten, ging er weiter. Es spielte sogar etwas wie ein Lächeln um seinen Mund, nur der schwermütige Zug, der traurige Blick, dem des leidenden Thieres so ähnlich, wollte aus seinem Gesichte nicht schwinden; der hatte sich darin festgesetzt, niemand konnte sagen w a n n, am wenigsten — er selbst.

Vielleicht hatte er das unbewußte Weh, das seine schönen blauen Augen

verdüsterte schon mit auf die Welt gebracht, vielleicht in dem Augenblick empfangen als seine Mutter sich empörte nach einer Pause von fast zehn Jahren — ihn auf die Welt zu bringen?

Sie hatte es in aller Eile besorgt.

„Ich habe keine Zeit" sagte sie „denn während ich mich pflege, stellt mein Mann mehr Dummheiten an als ich in einem Jahre wieder gutzumachen vermag." — —

Eudoxia Petrowna ließ eine Bauersfrau aus dem Dorfe rufen, welche wenige Wochen zuvor ein Kind geboren, ihr legte sie Maxim in die Arme.

„Nehmt ihn in Gottes Namen, Matrona" sprach sie „ich habe keine Zeit noch einmal Mutter zu spielen, Ihr aber habt Zeit und Milch für zwei. Füttert ihn, sorgt, daß er am Leben bleibe da er einmal da ist — es soll Euer Schade nicht sein."

Matrona trug das Kind fort.

Eudoxia Petrowna nahm wieder alle Sorge ihres großen Hausstandes in ihre eigenen Hände. Vom Morgen bis zum Abend schallte ihre Stimme überall, während Alexander Konstantinowitsch — ihr Gemahl — schön, still und lächelnd die Gartenwege auf und niederging, Pläne entwarf oder in der Nachbarschaft Karten spielte.

„Maxim ist Dein letzter Streich" drohte sie „aber auch der allerletzte, das merke Dir!" Dabei konnte sie doch ein Lächeln nicht unterdrücken — im Innersten liebte sie ihren Mann mit Leidenschaft und seine Schönheit betete sie an.

Die älteren Kinder welche nicht zu Alexanders „Streichen" zählten, waren in Instituten untergebracht, oder ihren Lehrern im Hause übergeben. Es hatte nur weniger Wochen bedurft um für Eudoxia, deren robuste Natur kein Unbehagen aufkommen ließ, das jüngste Familienereigniß vergessen zu machen.

Nur ab und zu, wenn ihr Weg sie zufällig durch das Dorf führte, hielt sie einen Augenblick vor Matrona's Hofe an und ließ sich den „Weltbürger" zeigen, der bei seiner Milchmutter blühte wie eine Pfingstrose am Stamme. — Später, als er heranwuchs und mit den Bauernkindern, den Schweinen und Gänsen auf der Weide umherkugelte, rief sie ihn im Vorbeifahren an die „Troika" heran, streichelte ihm das Haar oder warf ihm in aller Eile — denn sie hatte niemals Zeit — einen neuen Kittel über, den er trug bis er in Lumpen zerfiel.

Maxim fürchtete sich vor der „fremden Frau" mit den heftigen Geberden und dem eisernen Griff der Hände. Auch vor ihren glänzend schwarzen Augen fürchtete er sich, mehr noch vor dem „Plet" (Peitsche) der von ihrem Gürtel niederhing. Nicht selten geschah es, daß er sich versteckte wenn sie kam und erst wieder hervorkroch sobald der Hufschlag ihrer Pferde verhallt war.

„Fürchte Dich nicht vor Ihr, Maxim — sie ist Deine Mutter" ermahnte Matrona, aber er sah sie nur mit erschrockenen Augen an und schüttelte den Kopf. An seinem fünften Geburtstage steckte die Bäuerin Maxims Kopf tief unter das Brunnenrohr, scheuerte ihn wie ein Stück Wäsche und drückte den runden Filzhut auf seine noch triefenden Locken.

Sie selbst war bereits in ihrem Festkleide. Die Stirnbinde mit den Glasperlen funkelte und in ihren Augen glänzten Perlen die langsam, eine nach der anderen über ihre rothen Wangen hinabrollten.

Sie rief alle ihre Kinder herbei, ließ sie der Reihe nach von Maxim küssen, dann bekreuzte sie ihn und führte ihn zum Hause hinaus.

Mit einemmale schien ihr der Weg zum Edelhofe weit — so weit! Eine Müdigkeit die sie nie zuvor gekannt, fesselte ihr den Schritt.

Immer langsamer vorwärts kommend, schloß sich ihre braune Hand fest und fester über der kleinen, weichen des Knaben. Ihre Thränen rollten nun unaufhaltsam auf die Brust herab die ihn genährt.

„Hier habt Ihr ihn“ schluchzte sie als sie hintrat vor die Edelfrau „er ist heute fünf Jahre alt geworden, das war die bedungene Frist — nun muß ich ihn Euch lassen!“

— „Fünf Jahre schon!“ rief Eudoxia Petrowna aus, „Mein Gott! hatte denn die Zeit Flügel gehabt! —

Nun begab sie sich mit Matrona in die „Amtsstube“ wo „Abrechnung“ gehalten wurde.

Das Ergebnis gipfelte darin, daß Matrona die ihr eingehändigte Summe in die Ecke ihres buntgestickten Taschentuches einknüpfte, das zur Zierde an ihrer Schürze herabhing, während sie den Rocksaum als Tuch benützte. Darauf wurde sie in die Gesindestube geführt und mit einem Kruge Kwas bewirthet, auch gab man ihr von jenen Maiskuchen die jeden „gebildeten Magen“ wie Blei beschweren. Endlich packte Eudoxia ihr mit eigenen Händen den Korb mit ähnlichen Leckerbissen für die Kinder voll, und — Matrona war in Gnaden entlassen.

Demütig küßte sie erst den Saum von Eudoxia's Kleide, dann ihre Hände, und noch einmal drückte sie Maxim an ihr Herz. — Im Fortgehen sah sie immer und immer wieder zurück nach dem Kinde das im Thorwege stand, nur noch einem dunklen Punkte gleich, der allmälig verschwand. Sie fühlte wie gerne er ihr gefolgt wäre, hätte die neue Umgebung ihn nicht völlig eingeschüchtert und gelähmt.

Fremd und einsam stand Maxim unter dem Thorwege seines Elternhauses — er sollte es bleiben. — — — — — — — — — — — — —

„Kleiner“ sprach eines Tages seine Mutter zu ihm, „höre mich an: gehe hinter mir, neben mir, aber laufe mir nie unter die Beine, verstehst Du?“ —

Der Vater streichelte ihm manchmal die Locken wenn sie ihm zufällig unter die Hand geriethen, die Geschwister denen Maxims Name nicht geläufig war, nannten ihn „der Andere“ und schoben ihn beiseite.

Für die erste Zeit wurde er einer alten Bonne übergeben, die im Hause das Gnadenbrod genoß und an periodischen Wahnsinnsanfällen litt, sobald der Mond aufnahm. An ihrer Seite — sie war menschenscheu — blieb Maxim für die Mitwelt so gut wie verschollen.

Eines Tages aber stürzte das Kind aller Verbote vergessend, selbst auf die Gefahr hin Eudoxia unter die Beine zu laufen, in die Wohnstube seiner Mutter und rief: „Glafyra, — Glafyra hängt am Fensterkreuz und streckt die Zunge heraus — o ich fürchte mich — ich fürchte mich vor ihr!“

Man lief nach Glafyra's Kammer und fand sie in der That — am Fensterkreuz erhängt.

Ihr seidenes Kopftuch hatte sie als Schlinge um den Hals gewunden, die Augen starrten gräßlich aus dem bläulichen Gesicht. Als man die Schlinge löste, fiel ihr Körper schwer und bereits steif geworden zu Boden.

Der Mond hatte es ihr angethan. — — —

Scheu und verschüchtert hielt sich nun Maxim ausschließlich an die Mutter. Ohne einen Laut von sich zu geben, aus Furcht sie möchte ihn verjagen, schlich er hinter ihr her. Er folgte ihr auf die Tennen, in die Scheunen, nach den Stallungen, bald kannte er all ihre Wege, ohne daß sie seiner achtete. Spannte sie den Wagen ein um die entfernt gelegenen Meierhöfe aufzusuchen, so holte er die Zügel herbei, reichte ihr die Peitsche hinauf und setzte sich dann unter die Stallthüre um geduldig zu warten bis sie wieder heimkehrte.

„Wenn ich nur wüßte wo ich die neuen Leitseile aufbewahrt?“ hörte er einst Eudoxia fragen — „Es ist so schwer an Kleinigkeiten zu denken, wenn man den Kopf von ernsten Dingen voll hat!“

Maxim aber hatte ein Gedächtnis für Kleinigkeiten; er hatte gesehen, wie die Mutter die neuen Leitseile aus englischem Leder in der Sattelkammer aufbewahrt.

Hatte Eudoxia vergessen, wann die Pferde zuletzt geschoren worden, Maxim erinnerte sie daran, wollte sie wissen wie groß die Brut der Hennen, welches Küchlein der Fuchs geholt, ob der Jagdhund eine Katze erwürgt — Maxim sagte es ihr. Nach und nach gewöhnte sie sich nicht nur an seine stumme Begleitung, sie schenkte ihm sogar eine gewisse Aufmerksamkeit. Ihm klagte sie ihren Aerger, ihre Erntesorgen theilte sie mit ihm, und von Zeit zu Zeit gab sie ihm kleine Aufträge.

Ohne daß es besonders beachtet wurde, saß nun Maxim im Speisesaal an der Familientafel. — Am untersten Tischende hatte er seinen Platz. Er verhielt sich still in der steten Angst vertrieben zu werden. Doch niemand that es. Die Geschwister sahen über ihn hinweg, der Vater, welcher nur französisch sprach, richtete das Wort nicht an ihn, und die Mutter hatte stets mit dem Lehrer oder mit Alexander Constantinowitsch wichtige Dinge zu besprechen. So saß er denn unbeachtet auf seinem Platze und nie fiel es ihm ein zu staunen, wenn für ihn nur ein schmaler Bissen übrig blieb, oder wenn der alte Diener ihn überging.

Waren Gäste anwesend, so setzte man den „Anderen“ in die Gesindestube, denn man bemerkte plötzlich, daß er in Iwans großen Stiefeln ging und mit Feodors verwaschenem Leinenkittel lächerlich aussah. Auch wußte er den Gebrauch von Messer und Gabel nicht genau zu unterscheiden, überdies hatte der Vater ihn einmal ertappt als er den Rand des Tischtuches statt der Serviette an den Mund geführt.

Er war mit einem Wort, für die Gesellschaft — „unmöglich!“ —

Die Gesindestubentage zählten nicht zu den bösen in Maxims Leben; sie riefen ihm eine Erinnerung wach, die unter Schleiern, die sich von Tag zu Tag verdichteten, in seiner Kinderseele schlief — die Erinnerung an Matrona.

Er glaubte ihre vollen Backen wiederzusehen, ihre Stimme, oft ihr Schelten zu hören, und dann wieder ihr helles, breites Lachen — — — es wurde warm in seinem verwaisten Herzen.

In der ersten Zeit hatte er Matrona noch von Zeit zu Zeit gesehen; sie brachte ihm Schafkäse, den er gerne aß und einmal schenkte sie ihm zwei weiße Tauben. Aber Glafyra duldete sie nicht in seiner Nähe. Sie sperrte Maxim ein sobald seine Pflegemutter erschien und wies diese mit harten Worten von der Schwelle. „Ob sie denn glaube, daß Maxim Alexandrowitsch — sie legte besonderen Nachdruck auf den Vatersnamen — ewig ein Bauer bleiben werde? — Er habe ohnehin so viel von ihrem Blute eingesogen, daß man ihn lange werde prügeln müssen, bis der letzte Tropfen heraus sei!“

Nach solchen Empfängen verminderten sich Matrona's Besuche und blieben schließlich ganz aus.

Als Glafyra gestorben und begraben war, kam Matrona wieder, doch da traf es sich, daß gerade an jenem Morgen ein junger Ochse vom Sonnenstich getroffen auf dem Felde zusammen gebrochen. Das hatte Eudoxia in erbitterte Stimmung versetzt. Beim Anblick der festlich gekleideten Bäuerin, denn Matrona versäumte nie ihre besten Kleider anzulegen, wenn sie nach dem Edelhofe ging, schlug Eudoxia die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Ach Gott, laßt mich im Frieden! — Jedes Thier hat seine Ruhezeit, nur die Gutsherrin

hat keine! Den ganzen Tag muß ich mich schinden und plagen und — jedem zu Diensten stehen! — Geht, geht mit Gott Matrona — ein anderesmal — ich habe heute keine Zeit!“

Das verdroß Matrona — man sah sie nicht wieder im Herrenhause.

Oftmals hatte Maxim nach ihr ausgelugt, bis die Zeit endlich mit grauen Pinselstrichen dieses einzige heitere Bild seiner Kinderzeit verlöschte. Was einst als Sehnsucht in ihm geflammt, verkehrte sich in dumpfe Apathie. — — —

„Ich glaube, Eudoxia, der lange Kerl da, der „Andere“ kann noch nicht lesen, he?“ fragte Alexander Constantinowitsch, indem er mit der Spitze seines Spazierstöckchens auf Maxim wies, der in einiger Entfernung Obstbäume beschnitt.

„Woher sollte er es können Sascha? — Du weißt doch, daß er noch nicht lernt.“

„Hm, ja; ich meine nur, er sollte nicht wie ein Wilder aufwachsen. — Ich meine, es wäre Zeit ihn auch nach Moskau“ — —

„Nein, nein, nein!“ fiel ihm die Edelfrau sehr entschieden in die Rede. „In ein Institut! Wo denkst Du hin! — Die Erziehung „unserer“ Kinder kostet ohnehin schon blutiges Geld: Zwei Söhne in der „Junkerschule“, ein Sohn auf der Universität, drei Töchter in Klöstern! — Du natürlich weißt nichts von den schlaflosen Nächten, die ich an meinem Schreibtische rechnend verbringe! Du weißt nicht wie ich mir den Kopf wirr und wund denke, um auf Mittel zu kommen die Summen aufzubringen, welche diese Lehranstalten verschlingen!“

„Ja, gewiß — Du hast immer recht, meine Liebe — aber etwas lernen muß — der doch auch.“

„Soll ich ihn vielleicht in meinen „Mußestunden“ unterrichten?“ bemerkte Eudoxia mit Bitterkeit — „oder willst Du es thun? — Das Menuett brächtest Du ihm allenfalls bei, aber nicht das Alphabet!“ Sie lachte auf. „Ueberdies kann ich den Knaben nicht entbehren. Es muß doch jemand da sein, der die Hühner füttert, den Hofhund von der Kette löst, Fledermäuse schießt und Ratten fängt — hundert kleine Beschäftigungen, die keines Lohnes wert sind, und doch gethan sein müssen.“

„Ja, Du hast immer recht, meine Liebe — aber ich meine doch — lesen und schreiben“ — —

„Geh, geh, auch rechnen soll er lernen. Das kann der Dorfschulmeister besorgen, für zehn Rubel das Jahr und ein paar Säcke Roggen. — Dabei erhält der Knabe die Bildung, die ihm von Nutzen ist, und verliert keine Zeit. — Mit humanistischer Bildung wattirte Esel habe ich genug in der Familie — ich brauche eine Arbeitskraft! — Dixi.“

Alexander Constantinowitsch stimmte bei, was er stets that, wenn Eudoxia diesen Ton anschlug, und der Schulmeister begann alsbald Maxim in die Geheimnisse der Elementargegenstände einzuweihen. Geheimnisse, die auch der Lehrer nur zum Theil durchdrungen, so war ihm beispielsweise die „Orthographie“ stets ein Buch mit sieben Siegeln geblieben.

Maxim lernte ohne großen Eifer, hingegen fütterte er gewissenhaft die Hühner, führte den Hofhund an der Kette und schoß Fledermäuse. Die Mutter hatte sich so gewöhnt den stillen Knaben, der nie etwas verlaugte, nie unnütz fragte und nie einen Bubenstreich beging, in ihrer Nähe zu haben, daß sie nur laut zu denken pflegte, statt Aufträge zu ertheilen. Maxim repräsentierte gleichsam die ausübende Kraft ihres Wortes.

„Laßt mir den „Anderen“ — vertheidigte sie eines Abends Maxim, da die älteren Brüder sein linkisches Benehmen verspotteten — „laßt ihn, der weiß wozu er auf der Welt ist!“

Es war das erstemal, daß sie für ihn eintrat. Der Knabe, welcher abends stets müde von der täglichen Tretmühle am Tische saß und sich mühte die Augen offen zu halten, riß sie plötzlich weit auf. Ein heißer Strom drängte nach seinem Herzen. Er sah den Blick der Mutter, der sonst so stahlhart sein Auge berührte, jetzt mit mildem, beinahe zärtlichem Ausdruck auf sich gerichtet.

„Er weiß wozu er auf der Welt ist!“ Sie hatte es gesagt. — Er begann darüber nachzugrübeln. — Wußten auch die Anderen, wozu sie lebten? —

Der Reihe nach betrachtete er seine Geschwister. Sie lernten, das hatte er immer gehört — sie waren vornehm gekleidet und wußten sich zwanglos zu bewegen. — Sie kosteten Geld, viel Geld! Und wenn die Mutter zu wenig gab, verlangten sie ohne Rücksicht. Und er? Er war linkisch und blöde in Rede und Geberden, sie sagten es ihm oft — auch hatte er nichts gelernt und das warfen sie ihm noch öfter an den Kopf. Doch „er weiß wozu er auf der Welt ist“! Ach, er war wohl da um ihre abgelegten Kleider zu Ende zu tragen, um die engen Schuhe breitzutreten, und Feodors Cigarrenreste für „Waisenkinder in Südafrika“ zu sammeln? Oder war er auf der Welt um Treppen zu steigen, die für die Mutter zu hoch, um Wege zu laufen, die für des Vaters Lackschuhe zu schlecht waren? — Vielleicht um die Weidejungen zu prügeln, wenn sie sich Eudoxia's Ungnade zugezogen, oder ihrem Gedächtnisse aufzuhelfen, wenn sie etwas verlegt oder vergessen hatte? — Er weiß — die Mutter hatte immer recht — er mußte es wissen! Damit gab er sich zufrieden.

Es empörte sich nichts in ihm, wenn er seine älteren, viel kräftigeren Brüder in den Schaukelstühlen lungern sah, die Cigarette zwischen den Lippen, das Zeitungsblatt in der Hand, während er schweißtriefend den Rasen stampfte, damit die Schwestern abends „Croquet“ spielen konnten. — Von nun an lauschte er umso eifriger auf jeden Wink der Mutter, die ihn jetzt „Maxim“ nannte, und nicht wie einst seinen Namen suchend erst „Du“ — „Kleiner“ — „wie heißt Du doch?“ fragte, ehe sie sich desselben entsann. Es ward ihm allmälig klar — seine Mission auf Erden war keine geringe — es war ein „Hilferuf“ wenn die Mutter nach ihm begehrte und er half, während die Anderen sie nur — küßten.

Er allein wußte um ihre Sorgen, er allein sah ihre Thränen, die sie in aller Eile in ihre breite Hausschürze ausgeschüttet, lange nachdem sein Vater — begraben war. Von dem Augenblick, als man ihn von der Jagd heimgebracht, wo er vom Herzschlag getroffen todt zusammengestürzt, bis zu der Stunde da der letzte Trauergast sich entfernt hatte, war ihr keine Zeit zum Weinen geblieben. — Das kam erst später — viel später! Und Maxim, der lange noch das schöne, selbst im Tode lächelnde Antlitz seines Vaters vor sich sah, das er bewundert und angebetet, schluchzte ein leises Echo ihren Thränen.

— — — — — Jahr um Jahr verstrich. Manche Veränderung vollzog sich auf dem Edelhofe, nur für Maxim blieb die Einförmigkeit der Arbeit immer gleich. Für ihn gab es nur ein „Mehr“ oder „Minder“ ob nun Iwan Alexandrowitsch auf Freiersfüßen ging, ob Feodor und Sascha mit dem Offiziersäbel durch das Haus rasselten, ob seine Schwestern geheirathet — ihm blieb die Arbeit, blieb die Sorge der Mutter.

Er sah darüber Eudoxia's Scheitel bleichen und den schroffen harten Blick aus ihrem Auge schwinden.

Vergebens lauschte er auf den herrischen Ton ihrer Stimme — sie war nach und nach milder geworden, und bei manchen Anlässen, wo Eudoxia sonst aus voller Lungenkraft zu schreien pflegte, flog sie matt und gebrochen über ihre Lippen wie der Ton eines ausgespielten Instruments.

Die Frau, die jede Minute ausgenützt, die Nächte im Bette sitzend über Rechnungen durchwacht, — sie nahm sich einmal die Zeit sich hinzulegen und — zu sterben.

Iwan war auf „Brautschau“ abgereist, Sascha bei seinem Regiment und Fedor, der auf Urlaub zu Hause weilte, vergnügte sich auf der Jagd. So stand nur eines ihrer Kinder am Lager der Sterbenden — „der Andere.“ Ihm legte sie beide Hände aufs Haupt, auf ihm ruhte ihr brechender Blick als wollte er sagen: „Jetzt fällt auch mein Theil auf Dich!“

* * *

Iwan Alexandrowitsch war nun der „Herr,“ — Maxim blieb im Hause als — Verwalter, nur mit dem Unterschiede, daß er keinen Gehalt bezog und seinen Herrn nicht — bestahl.

„— Du sollst natürlich Deinen Antheil haben,“ versicherte großmütig der neue Gutsherr und Maxim gab sich zufrieden. — Er fühlte sich nicht enttäuscht, als sein „Antheil“ nach wie vor in Iwans abgelegten Kleidern bestand — und der letzte Platz am Tische für ihn offen blieb.

Auch die Kammer durfte er behalten, die er einst mit Glafyra getheilt, weil sie die engste im Hause war und keinen Sonnenblick hatte, den ganzen Tag. Sie allein blieb unberührt, während alle anderen Räume neu umgestaltet wurden.

„Alles, alles muß anders werden!“ hörte er Iwans Stentorstimme. „Meine Mütter — gute Frau — sie verstand das nicht. Sie war nur für den Kuhstall, nicht für den Palast!“

So verschwendete er denn das im Kuhstall gewonnene, jahrelang mit saurer Mühe zusammengehaltene Vermögen, um einen Palast herzustellen, an dessen goldverzierten Tapeten die Schweißperlen der Mutter hingen.

In diesen Palast führte er eines Tages seine Frau ein, eine hochmütige, launenhafte — reiche Frau. Nun begann eine neue Aera. Madame wollte sich amüsieren, und Iwan Alexandrowisch, der das Landleben verachtete, theilte ihre Neigungen. Man gab Bälle, veranstaltete Jagden und fuhr in buntbemalten Kähnen auf dem Teiche. Das Haus war stets voll von Gästen aus der Nachbarschaft, und das Erscheinen der Kinder, welche sich in rascher Folge einstellten, gab nur neuen Anlaß zu Lustbarkeiten, Illuminationen und Festgelagen. — Iwan Alexandrowitsch rauchte stark, trank schwere Weine und setzte ein behagliches „Embonpoint“ an, der „Andere“ hingegen lief dünn umher wie ein Windhund und arbeitete vom Morgen bis zum Abend.

Niemals wurde ihm ein anerkennendes Wort zu Theil, während mancher Tadel, mehr durch Winke und Blicke ausgedrückt als durch ein offenes Wort, ihn traf. — Iwan Alexandrowitsch hatte eine eigenthümliche Art, die Augenbrauen aufzuziehen und einen gläsernen Blick auf Maxim zu richten, was etwa sagen wollte: „Aber Maxim! Wie konntest Du auch den Champagner vergessen!“ oder „die Milch schmeckt abscheulich — siehst Du denn nicht nach, womit meine Kühe gefüttert werden?“ Maxim erröthete dann und den nächsten Tag stand Champagner im Kühler, und die Kühe wurden nicht mehr mit Rüben gefüttert.

Maxims Stellung der Hausfrau gegenüber war so gut wie keine. — Sie sah über ihn hinweg wie einst seine Geschwister es gethan, nur wenn es sich traf, daß er zur warmen Jahreszeit noch „dampfend“ von den Feldern heimkehrte und mit schiefgebundener Cravate im Speisesaal erschien, da schoß sie

einen blitzenden Pfeil aus ihren Augen nach ihm ab, und brachte das parfümirirte Taschentuch an die Nase.

Die Tafelfreuden, besonders wenn Gäste daran theilnahmen, wurden ihm zur Qual. Er begann sie zu fliehen und scheuer zu werden, als er ehedem schon gewesen. Mehr und mehr suchte er die Einsamkeit, und wenn er sich dennoch manchmal losriß, so war es nur, daß die „Musik" ihn aus seinem Versteck hervorlockte.

So huschte er eines Abends hinauf nach den erleuchteten Sälen und stand mit müdem, traurigem Blick an den Thürrahmen gelehnt, zum Verdruß der aufwartenden Lakaien, denen er im Wege war. — Die Damen in ihren prächtigen Kleidern, der Duft ihrer Haare, ihrer entblößten Schultern und Arme, wenn sie vom Tanze heiß an ihm vorbeiflogen, berauschten ihn! Dennoch begann er im Stillen nachzurechnen, wieviel wohl eine dieser Roben wert sei, wie vieler guter Ernten es bedurfte, um diese Spitzen zu bezahlen? — Dann fuhr es ihm plötzlich durch den Kopf, ob man den Musikanten zu trinken gegeben und ob der Kellermeister sich nicht etwa vergriffen und den alten Wein hervorgeholt hätte, den er seit Jahren für Iwans „silberne Hochzeit" sparte? —

Die Erscheinung Feodors entriß ihn seinen Gedanken.

Der Cavallerist wollte klirrenden Schrittes an ihm vorbei, stieß ihn an und riß ihm mit dem Sporen ein Loch in den Stiefel.

„Ah pardon! — Mille pardon!" näselte er, da erst erkannte er Maxim. — „Du bist's? — Ja sag mir, mußt Du denn überall im Wege stehen? —"

Maxim verließ den Saal. Die Thüren standen alle weit offen, die Töne eines Walzers folgten ihm. Er wankte durch den Corridor, die Luft wehte kühl und erfrischend von der Terrasse herein, und das Mondlicht flimmerte auf den Steinfliesen.

Etwas wie eine weiße Wolke glitt an ihm vorüber — Dunja ist es, die kleine Zofe der Edelfrau. Sie trägt kein kostbares Kleid, nur ein einfaches Tüllfähnchen mit dem blauen Gürtel, den die Herrin ihr geschenkt. Ihr Haar aber schimmert rötlich golden wie ein Heiligenschein um ihr Haupt.

„Ihr tanzt nicht, Maxim Alexandrowitsch?" fragte sie mit verlegenem Lächeln und wollte an ihm vorbei, er aber streckte die Hand aus und hielt sie zurück. —

„Ich tanze nicht Dunja," stotterte er, „weil ich — nicht tanzen kann."

„O, ich kann es wohl, — meine Großmutter lehrte mich tanzen."

Sie trat auf die Terrasse hinaus — er folgte ihr mechanisch.

„Hier hört man die Musik am besten — wollt Ihr mit mir tanzen?"

Aus dem Saale klang noch immer der Walzer.

Wie die Töne wogten und rauschten! — Und da standen sich zwei Menschen gegenüber, die fast unbewußt das holde Märchen in sich erwachen fühlten, das seinen verklärenden Blick nur ein einziges mal im Leben des Menschen aufschlägt — das Märchen der Jugend!

Schon hatte sich Maxims Arm um Dunjas schlanken Leib gelegt; er fühlte den frischen Hauch ihres Athems auf seiner Wange und plötzlich war es ihm, als würde er emporgehoben, — getragen — —

— Ja, was war denn das? — Tanzte er denn wirklich? —

Wie hatte er es nur so ganz von selbst erlernt? —

„Pfui, Maxim! — was würde Iwan sagen, wenn er Dich sähe?"

Wie ein eisiges Sturzbad berührte ihn dieser Gedanke. Er fuhr zusammen, verfing sich mit den Beinen in Dunjas Kleide, strauchelte. — Taumelnd blieb er stehen und schob sie sanft von sich. Das Blut hämmerte in seinen Schläfen.

„Lassen wir das, Dunja, das ist nicht für unsereinen," sagte er tief athemschöpfend, „— morgen heißt es: An die Arbeit! Da müssen wir am Platze sein."

Die Musik war verstummt.

Sie traten an die Balustrade — beide vermieden, einander anzusehen.

Zu ihren Füßen breitete sich der Garten mit seinen alten Bäumen und den vom Monde beglänzten Kieswegen. — Traumhafte Laute der Nacht stiegen zu ihnen auf. Eine zeitlang horchten sie schweigend, bald aber lauschte Maxim nicht mehr auf das Säuseln der Blätter, nicht mehr auf das Wispern der träumenden Vögel, noch auf den sehnsüchtig schwellenden Laut, der aus den Gebüschen emporquoll, wo Nachtigallen wohnten, sein Ohr sog nur den Klang der Mädchenstimme an seiner Seite. In schlichter Weise erzählte sie ihm die Geschichte ihres Lebens. — Jedes ihrer Worte ließ eine Saite erklingen in seinem Herzen, das so lange stumm und einsam in seiner Brust gelegen.

„Jetzt ertrage ich alles leichter," schloß Dunja ihre Erzählung, „und das danke ich Euch, Maxim Alexandrowitsch, — Euch allein!"

„Mir?" rief er fast erschreckt, es überlief ihn brennend heiß, — was that ich denn — für Dich, Dunja? Ich wußte kaum, daß Du lebtest!"

Sie schwieg einen Augenblick, dann richtete sie ihre blauen Augen ruhig und klar auf Maxim und nun fühlte er die warme Flut des Mitleids von ihr zu ihm hinüberströmen.

„O viel!" sagte sie, denn wisset, wenn ich unter den Launen meiner Herrin seufzte, wenn sie mich schalt wo ich ein Lob erwartete, — da dachte ich an Euch. — Ich denke an Euch, Maxim Alexandrowitsch, der es so gut haben sollte und — getreten wird, und da — da trage ich alles und schweige — wie Ihr! Es wird mir dabei leichter ums Herz, ich fühle mich nicht mehr allein. Mir ist, als gingen wir Hand in Hand und nähmen einander die Last von den Schultern, und keiner trüge mehr so schwer! —"

Es war das erstemal, daß man so zu ihm — von ihm sprach. In überströmendem Glücksgefühl, das urplötzlich wie ein Bergstrom alles überflutend, über ihn hereinbrach, streckte er beide Arme aus. Dunja legte ihre Hände in die seinen, — sie waren einig geworden.

Vom Saale zogen süße, schmeichelnde Klänge, — ein leiser Hauch zitterte über den Blättern und Thauperlen senkten sich auf die Gräser der Nacht.

— —

Maxims Verlobung rief einen Sturm der Entrüstung in der Familie hervor. Mit einemmale war er nicht mehr „der Andere" sondern der „Ihre", ein „Hochgeborener", ein Sprosse des vornehmen Geschlechtes. — Durfte man es dulden, daß er ihnen diese „Schande" bereitete? Von allen Ecken und Enden liefen sie herbei, die niemals an ihn gedacht bestürmten ihn nun, im Hintergrunde aber lauerte die Frage: „Wer wird Maxims Arbeitskraft ersetzen?" — Man drohte mit Enterbung wenn er, ein Dernikoff sich soweit vergessen sollte — eine Zofe zu heirathen.

Maxim blieb fest. Mit der Beharrlichkeit, mit welcher er sein ganzes Leben in den Dienst Anderer gestellt, kämpfte er jetzt für sein Glück. —

Es war an einem grauen Novembermorgen als er die „Troika" anspannen ließ und mit Dunja zum Popen fuhr. — Der Edelhof lag wie ausgestorben; Iwan Alexandrowitsch lebte mit Frau und Kindern in Petersburg, denn so lange „der Andere" es noch als seine Heimstätte betrachtete, wollte er nicht im Hause bleiben.

Niemand gab dem Brautpaare seinen Segen, keine Blume fiel auf ihren Weg. — Der Kutscher trug kein Sträußchen auf dem Hute, und kein Musikant

zog mit der Fidel voran. Die Dienerschaft hatte sich zurückgezogen aus Furcht vor Entlassung mit welcher Iwan Alexandrowitsch jedem gedroht, der seine Stimme zu einem Jubellaut erheben sollte, auch wußte man, daß die Keller verschlossen blieben, und da verlohnte es nicht der Mühe den Mund aufzuthun. — Nur Jermola, der taubstumme Weidejunge stand unter dem Thorweg, und ahnend, daß etwas Ungewöhnliches vor sich gehe, sandte er dem hinausfahrenden Gespann ein langgezogenes Geheul nach.

Am Abend desselben Tages führte Maxim Alexandrowitsch sein junges Weib in „sein" Haus.

— Im Familienrathe war beschlossen worden, den „Anderen" ein für allemal mit seinem Erbe abzufertigen. Man gab ihm ein verwahrlostes Gütchen mit unfruchtbarem Boden und einem Herrnhaus, dessen Zustand ihm weit und breit den Namen „das Wrack" eintrug.

Aus Holz gebaut, mit schiefen Schornsteinen und eingesunkenem Dachstuhl erschien es in der That wie ein gestrandetes Schiff das auf dem unabsehbaren Meer der Steppe, Wind und Wetter preisgegeben, trieb. — Nichts war mehr niet- und nagelfest an dem Gebäude, und wenn der Herbststurm seinen Athem über die Steppe wälzte, schwankte es und krachte in allen Fugen als ob es bersten wollte. Von den Wänden rieselte der Kalk, durch Thür und Fenster wehte es eisig in die niederen Stuben.

— Als Maxim mit Dunja die Schwelle überschritt, wußten sie beide, daß kein Paradies sich vor ihnen aufgethan. „Kampf! — Kampf!" hallte es ihnen auf Schritt und Tritt entgegen — sie nahmen ihn auf.

Sorgenschwere Jahre mußten hingehen, ehe das „Wrack" wieder „seetüchtig" geworden, — ehe seine Bretterwände festhielten und junge Bäumchen, welche Maxim gepflanzt, mit ihren Gipfeln zu den Fenstern hereinlugten.

Auf den Feldern mußte die Erde unermüdlich bearbeitet werden, bis sie endlich wieder — Brod gab. — — — — — — — — — — — — — — —

„Ich bin begierig, wie lange „der Andere" Steine essen wird?" bemerkte Iwan Alexandrowitsch eines Tages zu seiner Frau als sie an der vollbesetzten Tafel saßen. Sie zuckte nur die Achseln und spielte mit dem Messer auf den Tellern.

„Eines weiß ich bestimmt" fuhr Iwan fort „zu mir darf er mit keinem Geflenne kommen — er findet taube Ohren und die scharfen Zähne meines Kettenhundes."

— Maxim kam nicht. Er starb nicht an den Steinen die er aus der Erde gegraben und war er auch nicht übermäßig vom Glück begünstigt, so verfolgte ihn auch das Unglück nicht, und die Steine wandelten sich in Brod. — Er hatte genung für sich und die Seinen. — — — — — — — — — —

„O Gottes Segen!" rief er aus als er sein Haus erreicht.

Er trat ein, seine Kinder liefen ihm entgegen. Fedja fegte den Staub von seinen Stiefeln, damit er die blanken Dielen nicht so beschmutze, Olga nahm ihm den Rock ab, die kleine Nastasia aber — ein Kind der Neuzeit — vertiefte sich schnell in seine Taschen.

Dunja eilte nach der Küche, bald erschien sie wieder und stellte die Suppe auf den Tisch.

Maxim brauchte nur in seinen Arbeitskittel zu schlüpfen, welchen sein „Großer" bereithielt — ein Kapitel im Buche seines Lebens war beendet — das gewohnte Tagewerk nahm wieder seinen Lauf.

Während er bei Tische saß, die kleine Nastasia mit dem Fliegenwedel

hinter seinem Stuhle; Dunja die ab und zuging, sich dann zu ihm hinsetzte, ihm zulächelnd, kamen ihm wieder Porphirys Worte in den Sinn:

„Die Knute — die Knute!"

Ach, wozu denn die Knute? — Was hatten sie ihm Böses gethan? — Was fehlte ihm denn? — Er blickte um sich: Die freundliche Stube, die Ruhe nach dem gesunden Marsche, die Labung von Dunja's fleißigen Händen und dann — die blühenden Kinder! — Wie leuchteten ihre Augen, wenn er einem oder dem anderen einen Bissen von seinem Teller in den Mund schob! — Ging es ihm nicht gut genug? — Wozu die Knute jenem armen Reichen der draußen unter der Erde modern mußte, und dessen Kinder — die Kleine mit den goldenen Locken nun einsam sind und verwaist!

„Mein lieber Bruder!" schluchzte er noch einmal auf — „Mein lieber — armer Bruder!" Dunja legte ihre Hand auf die seine, die von der Sonnenglut noch brannte, und er blickte auf, mit seinen großen traurigen Augen und — lächelte unter Thränen.

„Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen."

Neue Bücher.

Von **Arthur Eloesser.**

Meinen früheren Bücherbesprechungen pflegte ich allgemeinere Betrachtungen vorauszuschicken, um einen Gesichtspunkt aufzustellen, nach dem sich die deutsche Litteratur während des nächsten halben Jahres zu richten hätte. Sie hat ihn nicht immer respektiert, und ich habe auch nicht weiter darauf bestanden. Der deutsche Dichterwald ist eben kein Park mit regelmäßigen bequemen Fahrstraßen, ein reiche aber meist struppige Vegetation hindert das glatte Vorwärtsschreiten, und die Lichtungen sind ziemlich selten. Wenn ich diesmal ganz darauf verzichte, für den Leser einen orientierenden Wegweiser aufzustellen, auf dem etwa „Zum Symbolismus" oder „Zur Heimatkunst" oder ebenso gut „Zur Höhenkunst" stehen könnte, so geschieht es, weil eine energisch ausgesprochene Vorwärtsbewegung nach einem bestimmten Ziel durchaus nicht vorhanden zu sein scheint. Wir werden jeden einzeln für sich nehmen ohne künstlichen Zusammenhang und zwanglos spazierend von einem blühenden Strauch den Duft einsaugen, von einem guten Obstbaum die reifen Früchte schmecken und den zur Zeit brach liegenden Aeckern spätere reiche Ernten wünschen. Von neuen Erscheinungen ist diesmal nichts zu berichten, es sind in der Hauptsache die bekannten, bewährten Persönlichkeiten, die uns mit nahrhafter Speise und zuweilen selbst mit einem edlen Tropfen bewirten.

Bei einer Wirtin wundermild wollen wir zuerst einkehren. Marie von Ebner-Eschenbach, der an ihrem siebzigsten Geburtstage ganz Deutschland seine Verehrung darbrachte, hat zwei Bände Erzählungen unter dem Titel „Aus Spätherbsttagen"*) herausgegeben. Es ist die Zeit der Reife, der gleichmäßig klaren stillen Tage, wenn die reifen Früchte sich durch ihre eigene Schwere von den Aesten loslösen und sanft ins weiche Gras fallen. Das schöne Buch ist ohne alle Müdigkeit, ein Gruß an das ewig junge fruchtbare Leben, ernst und tapfer, dankbar seinen Freuden, dankbarer noch den Schmerzen, mit denen es seine Kinder erzieht. Das Beste an dieser verehrten Frau ist der helle Blick, das milde klärende Verständnis für die einfachen Grundtriebe des Menschen, für das eingeborene Gefühl, das sich selten irrt, für die thörichten Mißverständnisse, die eitlen Gesten, die feigen Beschwichtigungen der Eigenliebe, mit denen er sich gegen sein Schicksal wehrt. Vertrackt, verrückt scheint Manches aber nicht unbegreiflich, wenn man tiefer hineinsieht, und nicht ungerecht, wenn man die Notwendigkeit der Schicksal bauenden Mächte erkennt. Da sind zwei Leute, die sich lieben, darauf warten, für einander zu sorgen und doch nicht zusammenkommen können, weil sie durch ein unzerreißbares Hirngespinst getrennt sind. „Ich kann aber nicht erraten, wie eine Frau, die ihren Mann gern hat, es übers Herz bringen kann, ihn sterben zu lassen, ohne sich um ihn

---

*) Berlin. Gebr. Pätel. 1901.

zu kümmern." So sagt ein junger Pfarrer, der die Menschen zurecht biegen möchte nach den empfangenen Gesetzen, aber der alte Arzt, ein erfahrener Lebenskenner, weiß, daß die starken Menschen nach einem eigenen Gesetze leben und leiden, und daß sie im Rechte sind, so lange sie ihm treu bleiben. Da ist die Kindertragödie des „Vorzugsschülers", den sein Vater durch lieblose Strenge zu Grunde richtet, damit er aller Ehren teilhaftig wird, die dem miserablen kleinen Beamten versagt geblieben sind. Als der junge Märtyrer des väterlichen Ehrgeizes sich ins Wasser gestürzt hat, wird die beraubte Mutter glücklicher als der Vater, weil sie dem Kleinen Liebes gethan, ihm Freude gegeben hat, und die Zertretene, Verschüchterte wird so groß und stark, daß sie dem Manne, vor dem sie zitterte noch verzeihen kann. Diese Erzählungen führen uns in die verschiedensten Kreise, zu Reichen und Armen, Vornehmen und Geringen, in die Stadt, auf's Land, aber überall ist die Dichterin in gleicher Weise zu Hause, weil sie die Menschen nicht nach den Kleidern sondern nach den Gesinnungen unterscheidet. Sie läuft dem Leben nicht nach, sie hastet nicht, seine kleinen Züge zu erwischen, seine äußeren Verkleidungen zu notieren, sie weiß, daß man fein still sein muß, entfernt von dem Lärm der Welt, damit das Leben zu einem kommt und vernehmlich spricht. Die Betrachterin ziert die Gerechtigkeit, die Künstlerin die Tugend des Maßes. Nicht zu viel und nicht zu wenig sagend vermeidet sie in ihren Novellen die kokette aufregende Knappheit viel nachgeahmter französischer Vorbilder wie auch die geschwätzige plumpe Vertraulichkeit deutscher Erzähler. Mit ihren altväterischen Reizen hat sie die gute Form, die darin besteht, daß man sich nicht um den Leser kümmert, und ihr sorgfältiger, gewählter Vortrag bedarf keiner starken Accente, weil er von warmer, verhaltener Herzlichkeit getragen wird.

Neben dieser Frau, die man sich nur als eine thätige, wohlthätige allen Leiden und Freuden der Mitmenschen offene Natur vorstellen kann, steht **Ferdinand von Saar** verwandt durch Alter und Bildung, durch die Angehörigkeit zu derselben Gesellschaftsklasse in derselben österreichischen Heimat mit dem slavischen Hintergrund aber innerlich entgegengesetzt als der menschlich uninteressierte Betrachter, der vom Leben nichts erwartet weder Täuschungen noch Enttäuschungen. Dem erfahrenen leidenschaftslosen Beobachter bleibt als das letzte intellektuelle Vergnügen die Unterhaltung seiner psychologischen Neugierde, die ihn auf rätselhafte Fälle, seltsame Menschen, abseits liegende Probleme führt. Aus solcher Einsamkeit ist der Novellenband „**Camera obscura**"*) entstanden. Dem früheren Weltmann genügen wenige Erinnerungen, leise Anregungen, um vielleicht nach einer flüchtigen Begegnung, nach einer Zeitungsnotiz eine Geschichte auszuspinnen. Ferdinand von Saar will nicht unmittelbar auf das Gemüt wirken, er fordert uns nicht auf, mit seinen Figuren brüderlich mitzuleben; wenn er sich selbst als Erzähler vorstellt, als zufälligen Beobachter eines merkwürdigen Ereignisses oder Vertrauten eines seltsamen Menschen, so giebt er uns die Geschichte gleich in ihren Hauptmomenten, durch das Medium eines betrachtenden Geistes geordnet, mit einer diskreten Erklärung dunkel scheinender Motive und immer in demselben sachlichen, sauber gefeilten Stil. Das Entlegene, Unwahrscheinliche bevorzugt er, besonders Menschen, die sich nach irgend einer Eigenart stark entwickelt haben, Leute, die zu dick oder zu dünn, zu hart oder zu weich sind, und er belustigt seine Intelligenz, indem er auch in den Seltsamkeiten das Gleichgewicht der Dinge, die ewige Wiederholung der wenigen Möglichkeiten entdeckt. Diese kluge, ironische vor Gewaltsamkeiten gern schüchtern scheinende Art hat noch etwas von früherer aristokratischer Kultur,

*) Heidelberg. Georg Weiß. 1901.

aus der Zeit, in der die Menschen geschätzt waren, die im Salon eine Erzählung kunstgerecht vorzutragen, Verfängliches unverfänglich zu sagen wußten. Man kann sich bei diesem österreichischen Aristokraten wie bei Barbey d'Aurévilly oder Villiers de l'Isle-Adam ein Paar ältere Herrschaften vorstellen, die beim Kaffee nach dem Diner zuhören und die leisen Gesten des Erzählers verständnisvoll auffassen. In dieser behaglichen Stimmung, wenn man die Füße gegen den Kamin streckt, hört man gern von seltenen, selbst von grausigen Fällen, und über die einzelnen Novellen dieser Camera obscura möchte man Titel schreiben, die im achtzehnten Jahrhundert üblich waren, „Merkwürdige Begebenheit" oder „Aventure curieuse de . . ."

Marie von Ebner-Eschenbach empfängt unsere Verehrung als einen selbstverständlichen Tribut. Wir Jüngeren würden manches anders sehen und anders begründen, aber wir widersprechen ihr nicht als einer fertigen, reifen Erscheinung, wir widersprechen auch nicht dem feinen selbstgenügenden Epigonentum Ferdinand von Saar's. Näher steht uns ihr jüngerer Landsmann J. J. David, mit ihm müssen wir uns auseinandersetzen. In den drei Novellen der „Troika"*) entfaltet er nicht zum ersten Male aber mit durchgesetzter Entschiedenheit und Sicherheit seine interessante Individualität, als ein ganz eigener Mensch mit eigenen Problemen, mit einer einzigen Art zu fragen und zu antworten. David steht im großstädtischen Leben sogar im journalistischen Betrieb, aber eine schwerblütige spröde Natur scheint er mit niemandem verwandt, von keiner Umgebung abgefärbt, unabhängig und seiner selbst sicher im Besitz einer Schritt für Schritt erworbenen auf Erfahrung und Reflexion begründeten Künstlerschaft. „Et mihi res, non me rebus subiungere conor" sagt Horaz. — Ich suche mir die Dinge, nicht mich den Dingen zu unterwerfen. — Man muß dem Leben gedient haben, um es zu beherrschen; wer sich selbst findet, der scheidet den Zufall aus seinem Leben aus, die Persönlichkeit von entschiedener Bildung kann nur noch bestimmte Schicksale an sich heranziehen. J. J. David ist über das mezzo del cammin di nostra vita hinaus, also in dem Alter, in dem man Inadäquates auszuschließen, das Leben zu vereinfachen beginnt, sich seine Unabhängigkeit erzwingt, wenn es überhaupt geschieht. „Es kommt alles; nur wider alle Berechnung und gegen jede Vermutung. Ist es aber einmal da, so begreift man, es hätte nur so und sonst in keiner Weise in Wirksamkeit treten können und dürfen, als es geschehen ist. Freilich braucht es manchmal Zeit, ehe einem diese Notwendigkeit einleuchtet." — In der ersten Erzählung sieht David die Fahrt durch das Leben unter dem prächtigen Bilde der Troika. Es ist ein schönes lustiges Fahren durch die weite Ebene mit dem Wind um die Wette: das Mittelpferd mit dem hohen Bogenjoch und dem hellen Geläut, zu dem die Schellen der anderen Pferdchen harmonisch gestimmt sind. So lange der Lenker stärker bleibt, giebt es keine Gefahr trotz der sausenden Eile, aber wehe ihm, wenn das Auge trübe oder die Faust matt wird! Und für jeden Menschen bedeuten die Pferde etwas anderes: er muß wissen, welche Kräfte ihn vorwärts reißen, und wodurch er sie zu beherrschen hat. Die erste Erzählung giebt die Tragödie eines großen Schauspielers, der die Zügel der Troika verliert, im Wahnsinn endet, und damit in höchst geistvoller Weise verbunden das Geschick des Sohnes, der ein eigenes Leben mit eigenen Wünschen und Hoffnungen nicht mehr anfangen kann, nachdem er diesen Zusammenbruch des Genies erlebt hat. Man kann David leicht Unrecht thun, wenn man den Inhalt seiner Geschichten mit gewöhnlichen Worten wiedergiebt ohne ihren eigentümlichen herbstrengen Duft. Ein armer Hauslehrer hinterläßt seiner Familie als einzigen Besitz

*) Berlin. Schuster u. Löffler. 1901.

einen „Talisman“, nämlich die Dankbarkeit einer Dame, deren wilden Sohn er durch seine Sanftmut bezähmt hat, und er stirbt in vollem Vertrauen auf seine Wirksamkeit. Gerade weil der Autor keine Spur von Sentimentalität und freundlich vermittelndem Optimismus hat, wird man vollkommen überzeugt und man sagt sich: wenn Dieser beispiellose Reinheit, Güte, Dankbarkeit feststellt, so müssen solche Seltenheiten wohl vorhanden sein. Ebenso banal, wenn man sie erzählt, von tiefer symbolischer Bedeutung, wenn man sie liest, ist die dritte Erzählung „Die Mühle von Wranowitz.“ Ein schwindsüchtiger junger Baron wird von einem starken, urwüchsigen Bauernmädchen zu Tode gepflegt, und sie giebt sich ihm hin, ursprünglich aus Neugierde, aus Berechnung und schließlich aus Leidenschaft. Das ist schon oft erzählt aber noch nie so gemacht worden. Der Sterbende scheidet schuldbewußt, weil das Mädchen von ihm ein elendes, lebensunfähiges Kind haben wird. Hanka weiß nichts von Vererbungstheorie: „Wird bei mir anders sein, glaub' ich nicht.“ Aber eins weiß sie, weil sie es in jedem Frühjahr erlebt hat: nachdem der Boden ist, danach wächst es aus ihm. Und ihr Glaube behält Recht. Ganz außerordentlich ist die Davidsche Technik. Er läßt sich nicht etwas erzählen wie Saar als zufälliger Bekannter, sondern er steht zu dem Menschen, der über sich berichtet, in einer bestimmten Beziehung, der Bericht fließt ganz aus der Individualität des Erzählers und wendet sich einzig an die des Zuhörers, seine Farbe, seine Stimmung empfängt er von dem Augenblick, in dem sich die Konfession entlädt. Das ist eine sichere ungemein geschlossene Stilkunst, ein energisches Vorwärtsschreiten unter steter Berücksichtigung aller vorhandenen Motive und Umstände. Im Anfang ist er spröde, zurückhaltend, vor dem inneren Drange zögernd, er faßt ein Sujet wie mit schmaler, nervöser Hand, dann packt er es mit einem harten, unentrinnbaren Griff. Von den Wienern ist J. J. David ganz ohne Koketterie, ohne ironische Sentimentalität, ohne aufdringlichen Ichkultus, aber was seine Bedächtigkeit, seine tiefe Nachdenklichkeit erwirbt, das prägt er als sein Eigentum; die Probleme, die er behandelt, gehören nicht mehr aller Welt, und auf den Wegen, die er sich bahnt, sind keine Spuren von anderer Leute Fußtapfen. Neben der Straße hat er sich auf einer überschauenden Höhe niedergelassen und sich dort ein Haus gebaut, keinen Palast zwar, aber es steht auf eigenem Grund und Boden und es ist von Dornhecken umfriedet.

Als ein eigener auf seinem Gebiete wohlgesetzter Mann erscheint auch Emil Strauß der vor kurzem in diesen Blättern seine Schwabengeschichte „Der Engelwirt“*) erzählt hat. Wohlthuend an ihm berührt die ruhige, schlichte Darstellung, die fern von moderner Aufgeregtheit einer einfachen Sache gerecht zu werden sucht, auch daß er nicht in die beliebte Dialektsimpelei verfällt, um simple Landbewohner zu schildern. Wenn sein Stil häufig an Gottfried Keller erinnert, so sei das zur Ehre des Verfassers gesagt. „Diese kräftige, einfache, erfrischende Schönheit drang tief hinein in die weit offenen, verlangenden Herzen der Einwanderer, brachte ihnen verheißende Zeichen und gütige Grüße und lockte aus Mancheinem, der sonst nichts gar Reines, Lichthaftes, Lebens- und Menschenfreundliches ausheckte, den letzten tief verschütteten Rest von Unberührtheit und gutem, freudigem Willen hervor, daß er auch wieder einen Menschenstolz fühlte, dem Nächsten frei und schamhaft ins Auge blickte, zunickte und eine Viertelstunde lang etwas wie ein neues Leben fühlte.“ Betrachtungen in solcher Fassung verraten das gute Muster, dessen Einfluß eine innere Verwandtschaft voraussetzt. Die Schäden und Abenteuer, die der leichtsinnige, trotzige Engelwirt in Brasilien erlebt, bilden den weniger interessanten Teil des Buches, weil sie auch jedem anderen unerfahrenen Bauern geschehen würden. Die Engel-

*) Berlin. S. Fischer. 1901

wirtin dagegen, die den leichtsinnigen Mann mit dem Kinde der in der **Ferne** gestorbenen Geliebten ohne Vorwurf zu sich nimmt, macht sich durch diese **einzige** Handlung und allein mit dem letzten Satze zur Heldin der Geschichte. Gottfried **Keller** hätte ihr Bild wahrscheinlich breiter ausgeführt und in ihrem einsamen, tapferen Warten, in ihrer kühlen Tüchtigkeit ein schönes Motiv gefunden. Auch der unaufdringlich pädagogische Zug von Emil Strauß erinnert an Meister Gottfried aber er hat nicht dieselbe Gewichtigkeit wie bei dem Züricher Staatsschreiber, der solche Erzählungen von leichtfertigen Auswanderern aus seinem republikanischen, bürgerlichen Sinn herausgeschrieben hat als ein besorgter, warnender **pater patriae**, der sich über solche Menschen ärgern und weidlich schimpfen konnte. Der dumme Trotz des Bauern gegen die überkommenen Einrichtungen ist ja recht anschaulich gemacht, aber sie ist eben nur die Geschichte des Engelwirts, sie entbehrt einer höheren typischen Bedeutung, sie besagt uns nichts Rechtes über des Dichters schwäbische Heimat. An individueller Psychologie fehlt es ihr nicht, wohl aber an Ueberschau und Verbreitung über die Landschaft, die aus ihr gewachsenen Menschen, von denen das Schicksal des Einzelnen uns immer nur ein anekdotisches Interesse abgewinnen kann.

Gleichfalls in dieser Zeitschrift ist der erste Roman von **Arthur Schnitzler** „**Frau Bertha Garlan**"*) erschienen. Den Lesern steht das Schicksal der Frau, wenn es eins ist, noch in frischer Erinnerung: sie pflegt das Grab ihres braven, seligen Mannes, sie erzieht ihren kleinen Jungen, giebt in der Provinzialstadt Klavierstunden, lächelt geduldig zu den Witzen des Schwagers, und das alles mit einer passiven Gleichmütigkeit, in der selbst die Sehnsucht ihrer Jugend verstummt ist. Nur manchmal ganz leise stehen die Erinnerungen wie uneingelöste Versprechungen des Lebens auf, sie wundert sich dann, daß sie sich dem Jugendgeliebten versagen konnte und Jahre lang in den Armen eines ungeliebten Mannes lag. Jetzt erst, nach spätem Aufwachen, giebt sie sich ihrem Emil hin, der ein berühmter Virtuose geworden ist, und nachdem dieser ihre Hingabe als angenehmes Abenteuer unter vielen anderen freundlich angenommen hat, fällt sie aus kurzer Empörung und Beschämung wieder in das schläfrige Einerlei ihres Wittwendaseins zurück. Schnitzler behandelt ein sexuelles Problem. Die Frau erniedrigt sich, die der Wollust opfert, ohne ein Kind zu wünschen. Wie in seinen Novellen und Dialogen bewährt der Dichter auch hier eine subtile, psychologische Kleinkunst, die scharfäugig und feinhörig die Menschen in ihren geheimsten, uneingestandensten Regungen überrascht, aber er giebt nicht mehr, als er uns schon früher gegeben hat, und da alles auf eine größere Fläche verteilt ist, so fügen sich die einzelnen Pünktchen dieses psychologischen Pointillismus vor unserem Blick nicht immer zu einem vollen, illusionskräftigen Bilde zusammen. Schnitzler hat wohl selbst gefühlt, daß die Analyse dieser einen Figur den Band nicht recht erfüllte, und er hat zur stärkeren Bedeckung der Fläche das Schicksal einer anderen Frau allmählich immer stärker herausgearbeitet, das uns mit seinem Rest von Unaufgeklärtheit schließlich mehr anzieht als die Schicksalslosigkeit der Bertha Garlan. Die Erfindung ist bequem und banal, nicht aus Not, sondern aus Absicht. Aber ist es ihm früher gelungen, die Banalität des Lebens durch eine anreizende Würze sentimentaler Frivolität amüsant zu machen, so hat er sie hier nur mit elegischer Gleichmütigkeit ausgefüttert. Wie auch die dumpfe Monotonie des Alltags ohne Langeweile dargestellt werden kann, das hat, abgesehen von der vorbildlichen „Madame Bovary", Herman Bang in seinem Roman „Am Wege" gezeigt, in dem die Leute nichts thun als aufstehn, zu Bett gehen, Kaffee kochen und Blumen begießen. Das

*) Berlin. S. Fischer. 1901

erreicht man nicht allein mit angestrengten Auskultationen des seelischen Organismus, sondern durch ein liebevolles Sichversenken in die bescheidenen Niederungen des Lebens, wo es um den Poeten so stille wird, daß man das Pochen auch der zagsten Herzen vernimmt. Man kann sich diesen ersten Roman Schnitzlers besser als eine epigrammatisch gedrungene Novelle vorstellen oder als einen von seinen reizenden Dialogen, besonders wenn Emil, der Virtuose, seinem Freunde Anatol das galante Abenteuer von seinem Standpunkt aus mit etwas Frivolität und nicht ohne etwas Sentimentalität erzählt hätte.

Wenn Schnitzler das Weibchen ausschließlich sub specie sexus betrachtet und die physiologischen Zusammenhänge seines Instinktlebens herzustellen sucht, so spricht Lou Andreas-Salomé in „Ma"*) als Frau von der Frau, von der leidenden Schwester, sie zeichnet das Porträt einer kleinen Heldin, die ihre letzten Wünsche und Begierden mit tapferer Hand auf dem Altar der Mutterschaft opfert. In den letzten Büchern dieser geistvollen Verfasserin war mir eine unruhig springende, neugierige, fast unbehagliche Kombinationslust aufgefallen, diese Erzählung, die von einer höchst suggestiven Schilderung des alten, heiligen Moskau eingerahmt ist, atmet wieder eine wohlige Ruhe und Behaglichkeit, die Frucht liebevoller Versenkung und Beschränkung. War dem männlichen Verfasser das Schicksal der Wittwe nur wichtig, weil er es beschreibt, als Paradigma, so schwärmt die Verfasserin für ihre Frau von vierzig Jahren und sie zwingt uns, für die kleine Heldin ein wenig mitzuschwärmen. Frau Lou-Andreas ist eine ungemein anregende Seelensucherin; wenn sie die Prämissen ihres Problems fein und vorsichtig gestellt hat, spannt sie uns durch die Frage, ob sie das Richtige treffen wird, und ob wir ihr werden zustimmen können. Auch hier läßt sie uns nicht ohne Zweifel; wir können uns den Ausgang der Sache auch anders vorstellen und eine eigene Conclusio gegen die ihre ausspielen; dafür gehört sie zu den Wenigen, die uns überhaupt geistig beschäftigen, uns thätig machen, zu einer Revue eigener Erinnerungen und Erfahrungen zwingen. — Sehr liebevoll, sehr anschaulich ist das Porträt dieser Mama ausgeführt, die mit einem geliebten Manne das reinste Glück erfahren hat und jetzt nur noch für die beiden großen Töchter lebt. Sie ist arglos, sorglos, von ernster Heiterkeit, sie hängt an dem anspruchslosen Schmuck, an den kleinen, stillen Festlichkeiten des Lebens, eine Schöne-Gute, freudig Hilfsbereite, die nur lebt, soweit sie liebt und sich hingiebt. Dennoch drohen die Kinder, sich von ihr loszulösen, die natürliche Grausamkeit der jungen Generation nimmt ihre Hingabe nur an, wenn sie bequem bleibt und keine Gegenopfer fordert. Die Welt sagt ihr, daß man sich niemals ganz hingeben soll, nicht einmal an das gepriesene Mutterglück und Vertrauen, Dankbarkeit, Anlehnungsbedürfnis ziehen sie zu dem einzigen erprobten Freunde, einem russischen Arzte. Schließlich siegt die Mutter in ihr, weil sie erkennt, daß die Kinder sich nie so weit von ihr entfernen können, wie sie selbst durch die Begründung eines neuen von ihnen unabhängigen Glückes. Die Beziehungen der Frau zu den Töchtern wie zu dem Freunde sind mit reizvoller Intimität geschildert, in dieser leisen Erzählung ist etwas Trauliches, Einschmeichelndes, sie wäre sogar weichlich und süß ohne den Esprit dieser fein spürenden Psychologin. Ihr Seelenbericht ist für mich auf jeder Seite überzeugend bis zur vorletzten, weil die Aureole über dem Porträt dieser Mater Dolorosa zwar schön leuchtet, aber unserer Irdischkeit etwas widerspricht. Der Schluß würde mich ganz für sich haben, wenn nicht allein die aufopfernde Mutterschaft dem neuen Bunde entgegenstände, sondern die lebendige Erinnerung an das alte Glück, an den einen Rausch, der nicht wiederkehrt, schon

*) Stuttgart. J. G. Cotta Nachf. 1901.

weil man sich erinnern und vergleichen muß, weil man dasselbe Wort nicht zweimal mit derselben Wahrheit sagen kann.

In ungleich schlechtere Gesellschaft führt uns Carry Brachvogel mit ihrem Münchener Theater-Roman „Die große Pagode".*) Wir lesen da, wie eine aus der Provinz zugereiste, noch recht ungeschliffene und ungeschickte Schauspielerin von den Männern ausgebeutet wird, bis sie allmählich aus ihrem Geschlechte Kapital schlagen lernt. Der Divan eines Direktors wird zur Basis ihrer Karriere. Daneben lesen wir von ihrer Freundin, einer Operettendiva, die sich aus dem Fenster stürzt, weil ihr philiströser Verlobter sich nicht zur Ehe mit ihr entschließen kann. Einige Journalisten und einige Dichterinnen haben sich des hier verwerteten tragischen Ausgangs von Juliane Dery mit großem Eifer angenommen, die einen, um etwas Schmutz zu verspritzen, die anderen, um sich einen so brillanten vom Leben gelieferten Romanstoff nicht entgehen zu lassen. Doch sprechen wir nicht davon, es wäre sonst Gelegenheit, gegen die Herren grob und gegen die Damen unhöflich zu werden. Die recht lebhafte, sogar schreiende Schilderung, die Carry Brachvogel vom Theaterleben und den zugehörigen Kreisen entwirft, kann ein tieferes Interesse nicht beanspruchen. Daß da viel geklatscht wird, hat man uns oft gesagt; daß vor der Kunst das Geschäft und hinter ihr die Prostitution steht, wissen wir leider auch. Wenn dieses Mädchen es begreift und die erworbene Schlauheit ausnutzt, so können wir ihr nur dazu gratulieren, aber was geht uns ihr Fortkommen an? Daß sie es zur Hofschauspielerin bringen würde, wenn wir erst alle Cochonnerieen, deren Theaterdirektoren, Dramatiker, Kritiker und Kollegen fähig sind, kennen gelernt haben, davon waren wir auch von vornherein überzeugt. Man konnte die Individualität der Hauptfigur vertiefen oder die Sittenschilderung durch eine gerechte Studie der dem Theaterleben eigentümlichen Bedingungen erhöhen; beides hat die Verfasserin nicht gethan.

Da ziehe ich die wackere „Mine" vor in Clara Viebig's außerordentlich tüchtigen, umsichtig angelegten und sauber ausgeführten Roman „Das tägliche Brod".**) Mine kommt aus ihrem Dorfe nach Berlin, um ihr Brod als Dienstmädchen zu verdienen. Es geht ihr schlecht in der neuen verwirrenden Umgebung, ein Kind bekommt sie natürlich auch, aber allmählich schlauer geworden zwingt sie den Vater durch ihre Resolutheit, sie zu heiraten, sie bringt Beide durch mit ihrer robusten Kraft und endet schließlich als Portiersfrau. Da wird sie nun finden, was sie wünscht und was wir ihr gönnen, das tägliche Brod, eine saubere Wohnung und vielleicht am Sonntag einen Spaziergang mit Mann und Kindern nach Wilmersdorf. Es ist eine respektable Leistung, daß wir dieser einfachen in zwei Bänden ausgesponnenen Geschichte ohne einen Augenblick der Ermüdung folgen können. Mit gerader menschlicher Einsicht, mit bewundernswerter Lebenskenntnis führt uns Frau Viebig in die äußere und innere Verfassung der sogenannten Landpomeranzen hinein, die in der großen Stadt hülflos hin und her gestoßen werden, in dem neuen Boden Wurzel schlagen oder im Schlamme umkommen. Geradezu glänzend ist die als Centrum des Ganzen gesetzte Schilderung eines Berliner Grünkramkellers mit dem traurigen Modergeruch, der feuchten Kälte und Dunkelheit, in der auch die Menschen faulig werden, der allmählich erblindende Vater, die schlaue verschwindelte Mutter mit ihrem Lieblingssohn, den sie nebst siebenhundert Mark von ihrem Doktor mit in die Ehe bekommen hat, die größere Tochter, die in die Prostitution fällt, die kleinere, die noch bei den unanständigen Couplets ist, und die arme

---

*) Berlin. S. Fischer. 1901.
**) Berlin. F. Fontane u. Co. 1901.

Schwachsinnige, die sich aus ihrer furchtbaren Verlassenheit zu den Brüdern und Schwestern der Heilsarmee rettet. Das ist alles mit psychologischer Sicherheit gemacht oder, besser gesagt, mit sicherem Herzenstakt herausgefühlt, durchaus kein schematischer Versuch im sozialen Roman, weil die Verfasserin ihre Menschen nicht unterschiedslos in den Topf des Milieus wirft sondern jeden einzeln als Charakter entwickelt in wohlerwogener, fein abgestufter Reaktion auf die Eindrücke der Umgebung. Ganz prächtig bewährt sich diese sichere Führung in dem Lebensgang der Mine, die mit ihrer bäuerlichen Tüchtigkeit in dem Grünkramkeller zur Herrscherin wird, was sich dadurch dokumentiert, daß sie nun die Ohrfeigen austeilt. Wie sie mit ihrem Kinde kommt und den Sohn der Händlerin „vom Doktor her" als seinen Vater reklamiert, findet sie gegen die keifende Mutter die famosen Worte. „Halten Se Ihren Mund! Se machen mer doch nich bange; ich hab schon so viel mitgemacht, daß ich mer for nischt mehr fürchte." — Vor einigen Jahren hat Clara Viebig einen verunglückten Versuch gemacht, das litterarische Leben der Hauptstadt durch eine anklagende Schilderung zu brandmarken, dieses Gebiet primitiveren Menschentums, des städtischen Proletariats oder des ländlichen wie im „Weiberdorf" beherrscht sie ungleich besser, mit zweifelloser Sicherheit, und man muß schon zu Zola gehen, um eine so drängende Lebensfülle, eine so gleichmäßig zeugende Fruchtbarkeit der Phantasie zu finden.

* * *

Etwa um zehn Jahre zurück in seine naturalistische Periode führt uns D'Annunzio mit einem Sammelbande „Episcopo u. Co."*) Das Interessante an diesen Novellen ist die ungeheure Distanz von seinem heutigen Schaffen. Der raffinierteste Artist der Décadence schilderte damals mit Vorliebe menschliche Bestialität in grauenvollen Aeußerungen, Krankheit, Wahnsinn, physische und psychische Hypertrophieen aller Art. Das Material an Menschen scheint in diesen Novellen aus einem Bagno, aus Hospitälern, Spelunken und Bordellen angeworben zu sein. Gabriele d'Annunzio hat alle Phasen der modernen Litteratur mit einer gewissen Hast durchlaufen, er besitzt eine ganz besondere Fähigkeit, fremde Bücher zu erleben, neue auftauchende litterarische und ethische Bewegungen auf seine Empfänglichkeit wirken zu lassen. Von fertigen Kunstwerken empfängt er die stärksten Anregungen, seine Schöpfungen sind häufig die Entgegnungen einer vibrierenden Sensibilität. Damals war er noch nicht stark genug, um alles als bloße Materie zu behandeln, um das schon Geformte zu deformieren und ihm seinen eigenen artistischen Stempel zu geben. Wie er als blutjunger Lyriker von den Parnassiens beeinflußt war, so folgte er als Novellist Maupassant und Zola, wenigstens dem Dichter der „Faute de l'Abbé Mouret", und er suchte sie beide zu überbieten. Ganz in der Art der Maupassantschen Impassibilität erzählt er den Tod eines an einem grausigen Geschwür erkrankten Matrosen. Die Kameraden behandeln ihn mit Schneiden und Brennen, woran er vor Schmerz brüllend verendet. Die Leiche wird ins Wasser geworfen, „und die Mannschaft stimmte im Fahren ihr Lied wieder an beim hellen Schein des Mondes." Die Männer aus zwei Dörfern bekämpfen sich im Namen ihrer konkurrierenden Heiligen, man hört die Messer zwischen den Rippen krachen, sieht, wie die schwarzen Lumpen sich rot vom Blute färben. Ein Fanatiker schneidet sich die zerschmetterte Hand ab, um sie seinem Schutz-

*) Berlin. S. Fischer. 1901.

patron zu weihen, einem vor Hunger halbwahnsinnigen Bettler, der ein Brod stehlen will, wird von dem Bruder der Schädel zerschmettert mit dem schweren Deckel des Backtrogs. Einige von diesen Novellen schrieb D'Annunzio mit zwanzig Jahren, als er sich von der Gunst der Römischen Damen ermüdet in ein Abruzzendorf zurückzog; er scheint diese Orgien der Bestialität veranstaltet zu haben, um seine Nerven durch eine konträre Erregung wieder zu reizen. Wenn er auch sein Vorbild Maupassant nicht an vielsagender Knappheit erreicht und das Definitive seiner Form nicht erzwingt, so offenbart sich doch schon der funkelnde Glanz seines nervösen Stils, die musikalische Gewalt seiner Sprache, aber mit allen überraschenden Funden psychologischen Spürsinns lassen diese Novellen nur den Eindruck von kalten Atelierstudien, sie geben immer die Frage auf, ob D'Annunzio denn das wirklich schreiben mußte. Dieser Naturalist vom vorigen Jahrzehnt erscheint steinalt gegenüber dem Symbolisten von heute, der über den Romancyklus von der Lilie stolz die Worte Leonardo da Vinci's gesetzt hat. „Jo farò una finzione che significherà cose grande“.

Nach diesen Studien, die uns nur durch ihren Autor interessieren, muß man Maxim Gorki's „Verlorene Leute“*) in der ausgezeichneten Uebersetzung von August Scholz lesen. Er nimmt uns an die Hand, wir wandern mit ihm durch das heilige Rußland und nach den ersten Schritten sagen wir uns: Dieser Gorki ist dein Freund, an den mußt du dich halten. — Wohne nicht in den Städten, rät er, da giebt es nur Schmutz und Unordnung. Die Bücher? Ich denke, davon hast du genug, zum Lesen bist du nicht auf der Welt. Willst du mit mir nach Taschkent gehen, oder nach Samarkand? Oder zum Amur, willst du? Bruderherz, ich habe beschlossen, auf der Erde zu spazieren, in allen Richtungen, das ist das Beste. Du wanderst, du siehst neue Dinge und du denkst an nichts. Der Wind pfeift dir entgegen und er scheint den Staub von deiner Seele zu blasen. Du bist frei und leicht, nichts hält dich. Wenn du Hunger hast, machst du Rast, du arbeitest für funfzig Kopeken; wenn es keine Arbeit giebt, bittest du um Brot, und man wird dir geben. Auf diese Weise wirst du viele Dinge, wirst du verschiedene Schönheiten sehen. — Mit funfzehn Jahren konnte Gorki kaum lesen, als Küchenjunge auf einem Dampfer empfing er die ersten litterarischen Anregungen von seinem Chef, der ihm Bücher von Gogol und Dumas Père lieh. Ganz Rußland hat er durchwandert, alle Handwerke hat er betrieben und zuletzt ist er bei dem des Schriftstellers geblieben. Nun beschreibt er nach seinen Erfahrungen das Wesen der Vagabunden, der verlorenen Leute, ohne Schminke, in voller Aufrichtigkeit, aber da er in die Tiefe der Menschennatur sieht, so findet er überall Poesie, und wie bei den besten russischen Schriftstellern, so thun sich bei ihm Horizonte von unabsehbarer Weite auf, und über den unermeßlichen Ebenen liegt eine süße, bange Schwermut. Die Russen lieben ihr Land und ihre Leute ganz anders als die Westeuropäer. Unser Patriotismus ist mehr Stolz als Liebe, wir betrachten einander als Waffenbrüder oder als Mitarbeiter an demselben Kulturwerk, wir grüßen uns im Namen hoher Ahnen, von Denkern, Dichtern, Erfindern und Helden. Die Vaterlandsliebe der Russen ist mehr demütig als stolz, sie weinen, wenn sie von der gemeinsamen Mutter sprechen, es scheint als ob ein großes Leid sie eint, die keinen anderen gemeinsamen Besitz haben, als dieselbe Not und den Schmerz. Gorki schildert die Enterbten, Unstäten, die sich von der zu kargen Scholle gelöst haben, ziellos wandernd Gefahren und Abenteuern entgegen gehen, um wenigstens dem niederdrückenden Einerlei derselben Sorge zu entfliehen. Ganz prächtig ist die Gesellschaft, die sich

*) Berlin, B. u. P. Cassirer, 1901.

in der Kaschemme des früheren Rittmeisters Kuwalda beisammenfindet. Er selbst mit einem Rest von Kavalier, der früher „gelebt“ hat, ist ein Erzieher, er nimmt die Armen auf, hilft ihnen, bis sie wieder ordentlich werden, und wenn das gelungen ist, wird der Sieg der Ordnung bei der Schnapsflasche gefeiert, und dann fängt die Erziehung wieder von vorne an. Alle diese Stromer haben die besondere liebenswürdige, trauliche Art der russischen Geschwätzigkeit, den kindlich freien Gang der Phantasie, und da sie außerhalb der bürgerlichen Ordnung stehen, von ihr nichts verlangen, so haben sie noch die besondere Kühnheit des Geistes, die Unabhängigkeit der Kritik, die solchen verlorenen Existenzen eigen ist. Es sind Originale, die das einzige, was sie besitzen, ihre Individualität liebevoll pflegen, jeder entwickelt eine eigene Philosophie, bringt seine Persönlichkeit zur Geltung; denn gerade hier in dem gemeinsamen gleichmäßigen Elend giebt es nur noch eine Differenzierung nach geistiger Bedeutung und nach dem Maße der geselligen Gaben. Dann thun sie sich wohl in Erfindungen über ihr unkontrollierbares Vorleben, und da sie nichts Gutes aufzuweisen haben, so prahlen sie mit ihrer Schlechtigkeit und suchen vor einander verworfener zu erscheinen als sie wirklich sind. In der ersten Erzählung, die in der Stadt spielt, hat Gorki eine Art Revüe über eine Menge solcher Existenzen abgehalten, dann aber geht es hinaus auf die Wanderschaft, und wo er seinen Stab niedersetzt, da macht er interessante Begegnungen, hört von seltenen Schicksalen, und die Menschennatur offenbart sich ihm in tiefsten, einfachsten Zügen. Welch' ein rührender starker Humor steckt in dem Abenteuer des braven Jemeljan, der nachts an der Brücke lauert, um einen reichen Kaufmann abzufangen! Ein weinendes junges Mädchen will sich in den dunklen Fluß stürzen, weil ihr Geliebter sie verlassen hat, und der zu morden gekommen ist, redet ihr gütig zu, bis sie unter Thränen lächelt und ihre Jugend und Schönheit wieder lieb gewinnt. Sie küßt ihn dankbar, schwesterlich und sagt: „Auch ihr seid unglücklich, mein Lieber wie ich. Ja? Sagt mir's doch, mein Guter!“ Er führt sie sorglich nach ihrem Hause, setzt sich wehmütig auf die Bank davor, aber wie der Nachtwächter fragt, ob er da stehlen will, schlägt er ihm aufs Maul, daß es nur so knallt. Man wird Gorki nicht mehr für sentimental halten, wenn ich eine andere Erzählung als Gegenstück skizziere. Artem ist der stärkste Bursch in einem kleinen Marktflecken, er ist wie ein schönes wildes Tier. Alle Weiber gehören ihm und alle Männer werden von ihm verprügelt. Kain ist der Elendeste, Verachtetste, ein armer jüdischer Hausierer, der von Allen getreten, angespieen, nur von Beschimpfungen lebt. Die Maus hat dem Löwen einmal geholfen, als dieser von der Uebermacht der Feinde halb totgeschlagen da lag. Artem nimmt Kain in seinen Schutz, und der Jude hat nun ruhige Tage. Aber nun ist der wilde Kerl aus seiner Bahn gebracht, in seiner Dumpfheit bange gemacht, er glaubt eine Fessel zu tragen, die ihm seine tierisch unbesorgte Kraft lähmt, und er kündigt dem Juden den Schutz, weil er kein Mitleid haben darf, nicht mit ihm und auch mit keinem Anderen. Mit seinem ungeübten Verstande kann er diese dumpfen Empfindungen nicht ausdrücken und der Jude kann ihn nicht verstehen. Tief in die Seele geht der meisterhaft geführte Dialog dieses Urmenschen, der sich gegen den Anfang der Sittlichkeit sträubt, und dieses elenden Sohnes des alten Volkes, das uns die zehn Gebote gegeben hat. — Gorki, der Wanderer erzählt als Bruder von seinen Brüdern, die er auf weiter Fahrt getroffen, seine Geschichten scheinen nie erfunden, sie heben ganz sorglos an und senken sich in die Tiefe ethischer Betrachtung, auf deren Grunde ein goldener Schein von milder Weisheit schimmernd ruht. Wir kennen das russische Volk in Wahrheit nur durch seine großen Schriftsteller, und je mehr sie uns sagen, desto geheimnisvoller, tiefer scheint seine Seele, weit, unfaßbar, schwankend

und unbeständig wie die Welle und dann wieder gleichförmig, unveränderlich gerade durch das ewige Schwanken, melancholisch, geduldig, gläubig, doch ohne die Klarheit bestimmter Ziele, ohne die Kraft der Hoffnungen. Und Gorki hat die Wunschlosesten geschildert, die keine Heimat, nicht einmal mehr eine Sorge besitzen wollen. Es sind die einzig Freien in diesem gefesselten Lande, den Rausch dieser Freiheit hat er gekostet und gepriesen. Am Schluß des Bandes steht die prachtvolle Sage von Danko, dem Helden der Doboudscha, der sein Volk in ein besseres Land führen wollte. Als er alles für seine Brüder gethan hatte und sie ihn dennoch haßten wegen der langen beschwerlichen Wanderung, riß er das Herz aus seiner Brust und hielt es hoch empor über seinem Kopfe. Es leuchtete heller als die Sonne, und die Männer zogen wieder mutig hinter ihm her. Und als sich endlich das gelobte Land vor ihm ausbreitete, lachte er hochgemut, fiel hin und hauchte den Geist aus. Von ihrer Freude und Hoffnung voll merkten die Menschen seinen Tod nicht und sahen nicht, daß neben Dankos Leiche noch immer sein mutiges Herz flammend da lag. Nur einer von ihnen, ein vorsichtiger Mensch bemerkte es und trat irgend etwas fürchtend auf das stolze Herz mit dem Fuße . . . Und da sprühte Dankos Herz in hellen Funken auf und verlöschte. — — Das Herz des Helden ist auch des Dichters.

Rundschau.

Kritik der Sprache.

Vor mir liegt ein stattlicher Band, der nach menschlichem Ermessen die unterschiedlichsten Urteile wecken dürfte. Jene Gelehrtenspezies, die nach Zarathustras Wort auf das Erkennen abgerichtet ist wie auf das Nüssknacken, wird ihn leichthin als unwissenschaftlich, feuilletonistisch abthun. Den Empfänglichen aber wird er mehr sein als eine bloße Bereicherung ihres Wissens oder ihres — Bücherschranks. Mehr als das, ein Erlebnis.

Noch ist zwar Fritz Mauthners philosophisches Lebenswerk: „Beiträge zu einer Kritik der Sprache" nicht abgeschlossen. Aber schon der erste jüngst erschienene Band „Sprache und Psychologie" (Stuttgart, J. G. Cotta) erscheint wie ein glühender Brander, der vernichtend einer stolzen, nach den Gestaden der Erkenntnis segelnden Armada entgegentreibt.

Ein Werk, das nach dem Bekenntnis seines Verfassers, neun arbeitsreicher Jahre emsiger Vorbereitung bedurfte, das eine wahrhaft unheimliche Vielseitigkeit wissenschaftlicher Forschung offenbart, kann nur von einem mit gleichen Waffen gerüsteten Gelehrten endgültig gewürdigt oder angefochten werden. Hier aber sei es gestattet, statt der Urteile, Eindrücke wiederzugeben.

Da muß zunächst festgestellt werden, daß dieses der philosophischen Spekulation geweihte Werk ein eminent künstlerischer Zug durchweht. Nicht allein, weil es in jenem krystallklaren Deutsch geschrieben ist, das wir jüngeren stets an Fritz Mauthners Aufsätzen bewundern müssen. In jener Prosa, die derbe, urwüchsige Schlagkraft so harmonisch mit beschwingter Grazie zu paaren weiß. Burschikose Kühnheit, die jedes Ding beim rechten Namen nennt, wechselt auch hier mit treffsicheren, ironischen Bosheiten. Da will der Forscher in seinem steten Kampf gegen menschliche Personifikationssucht einmal gewisse Uebertreibungen der Gehirnlokalisations-Theorie ad absurdum führen. Sofort bietet sich seiner Phantasie ein groteskes Bild: „Ein Mensch mit einem entzündeten Fuße kann nicht Briefträger sein; man wird aber darum dennoch nicht die Fußknöchel zum Sitze der Briefträgerei machen; mir wenigstens erscheint Briefträgerei um nichts wirklicher als Sprechvermögen."

Diese in Deutschland so seltene Kunst, ohne ödes Witzeln witzig zu sein, belebt Mauthners Darstellung auf das erfreulichste. Ebenso seine Neigung, ein Gleichnis in lebendige Wirklichkeit umzusetzen, die ihn statt der ledernen Schulbeispiele lieber — horribile dictu — Fahrrad und Lenkstange zum Vergleich heranziehen läßt. Doch diese kecke Ungeniertheit ist zum Glück in unserer wissenschaftlichen Litteratur kein unerhörtes Wagnis mehr. Denn seit einer Reihe von Jahren bricht sich die Erkenntnis immer mehr Bahn, daß ein ungenießbarer Stil allein noch nicht den dauernden Wert eines gelehrten Buchs bedinge. Nur die Angehörigen einer aussterbenden Professorenklasse beharren bei ihrem Mißtrauen gegen die „feuilletonistischen" Forscher.

Aber dieses Behagen an der Ueberwindung eines akademischen Vorurteils bedeutet nicht allein den künstlerischen Genuß, den die „Kritik der Sprache" verheißt. Hier handelt es sich vielmehr um die fast erschreckende, grandiose Wucht, mit der ein ins Ungeheure gesteigerter Skeptizismus das Götzenbild irdischer Erkenntniskraft zerschmettert. Den Leser des Mauthnerschen Werks ergreift ein ähnliches Gefühl wie jene Zeitgenossen Kants, die in der Vernunft-Kritik den Hauch eines „Allzermalmers" spürten. Denn wie in einem gewaltigen Drama verliert hier noch einmal die Erkenntnisfähigkeit des menschlichen Geistes Schritt für Schritt ihren letzten Stützpunkt. Mit erbarmungsloser Schärfe wird die Nichtigkeit ihrer Ansprüche erwiesen. Die letzten Schleier fallen, deren Geheimzeichen so viele scharfsinnigen Geister zum scheuen, ehrfürchtigen Haltmachen zwangen. Wieder einmal erklingt als letztes Mysterium das Verzweiflungswort:

> Und sehe, daß wir nichts wissen können!
> Das will mir schier das Herz verbrennen.

Die Pfade, auf denen Mauthner zu diesem ersehnten Endziel vordringt, führen weit von der großen Heerstraße der landläufigen erkenntnistheoretischen Dis-

ziplin ab. Sein letzter Zweck erhellt am besten aus dem Motto des Werks, das zwar einer Schrift Friedrich Jacobis entstammt, zweifellos aber nur ein Echo Hamannscher Doktrinen bedeutet: „Und es fehlte nur noch an einer Kritik der Sprache, die eine Metakritik der Vernunft sein würde, um uns alle über Metaphysik eines Sinnes werden zu lassen."

Erbarmungslos wird die solchermaßen verlangte Kritik der Sprache in Mauthners Werk ausgeübt. Die Fülle aphoristischer Einfälle, die der erste Teil des Bandes zusammenfaßt, führt zu der „wahrhaft grauenhaften Entdeckung", zum „Selbstmord der Sprache". Als Kunstmittel behält sie für den Grübler ihren Wert, als Werkzeug der Erkenntnis dagegen wird sie für elend, für unbrauchbar erkannt. Doch keine sanfte oder gar zynische Resignation führt zu diesem Schluß. In diesen scharfsichtigen Deduktionen zuckt das tiefe Weh der Verzweiflung. Selten hat sich so leidenschaftlich das unentrinnbare Verhängnis des Skeptizismus, die gewaltige Enttäuschung eines Ringenden offenbart. Bitterste Menschenfeindschaft beseelt diese oft zu lyrischem Schwunge gesteigerten Aphorismen. Zuweilen scheint es, als schalle aus ihnen der grollende Zorn des gewaltigen Dechanten Swift, als klänge aus ihnen sein leidgetränktes Hohnlachen heraus. „Die Sprache ist die Peitsche, mit der die Menschen sich gegenseitig zur Arbeit peitschen, ... die Teufelin, die der Menschheit das Herz genommen hat und Früchte vom Baume der Erkenntnis dafür versprochen. Das Herz hat die Sprache gefressen . . . aber statt der Erkenntnis hat sie dem Menschen nichts geschenkt als Worte zu den Dingen, Etiketten zu leeren Flaschen, schallende Backpfeifen als Antwort auf die ewige Klage . . . Die Sprache hat die Menschheit aus dem Paradies vertrieben. Hätte die Menschheit aber die Sprache lieber den Affen oder den Läusen geschenkt, so hätten die Affen oder die Läuse daran zu tragen, und wir wären nicht allein krank, vergiftet, entwurzelt in der ungeheuren sprachlosen Natur."

Mit solchen wuchtigen Waffen bekämpft die „Kritik der Sprache" den Aberglauben, daß es ein übermenschliches, göttliches Vermögen, das Denken gebe. Dieses „kopflose Abstraktum mit dem Königsdiadem" wird vielmehr als gleichbedeutend mit dem Begriff: Sprechen erwiesen. Beide Thätigkeiten aber sind für Mauthner nichts anderes als Gedächtnisfunktionen. Das Denken scheint ihm ein Vergleichen von Erinnerungen, das Sprechen ein Gebrauch von Erinnerungszeichen. So erweitert sich die Sprachkritik von selbst zur Kritik der Erkenntniskraft. Mit der Aufstellung des Begriffs Zufallssinne wird hier von vornherein die Existenzmöglichkeit einer solchen Kraft verneint. Nur aus Lebensnot seien die armseligen fünf Sinne der Organismen ausgebildet. Für die unermeßliche Fülle der Kräfte und Schwingungen in der Außenwelt reicht die zufällige Entwicklung dieser Sinne jedoch bei weitem nicht aus. Solange wir keine Einlaßthore für diesen drängenden Reichtum haben, kann unser Denken niemals ein genaues Bild der Wirklichkeit schaffen. In einem finsteren Chaos tappt unser Gedächtnis als ein nach Aehnlichkeiten klassifizierendes Organ umher. Nur durch die mangelnde Schärfe unserer Sinne, die für feinere Unterschiede nicht ausreichen, kann das Produkt dieser Klassifikation, kann die Sprache entstehen. So entpuppten sich die vergöttlichten Begriffe Sprache, Gedächtnis, Denken als Vergleichen, als bequemes Gleichnennen scheinbarer Aehnlichkeiten. Aller Fortschritt des menschlichen Denkens jedoch beschränkt sich auf die resignierte Anwendung zusammenfassender Begriffe trotz ihrer erkannten Mängel.

Schonungslos und unerbittlich wird so der Fetisch — Mauthners Lieblingswort — „Denken" zertrümmert. Solch ein Radikalismus wird seine leidenschaftlichen Widersacher finden. Aber niemand, der dem erkenntnistheoretischen Problem zu Leibe gehen will, kann an dieser zermalmenden Sprachkritik vorbeigehen. Ihren Resultaten wird auch kein Zünftiger mit dem Formelkram der Definition beikommen können. Denn dieser von den Folterqualen des Nichtwissens gepeinigte Geist hat sich mit einer erstaunlich universalen Fülle lebendiger Bildung gerüstet. Sie berechtigt ihn, die Definitionen des toten Wissens, der toten Worte mit ironischer Bosheit zu verspotten. Mauthners Werk in der kühnen Phantastik seiner Ausblicke auf die Urzeit, in der liebevollen Beobachtung der Kindespsychologie, in seinen stark persönlich gefärbten Bekenntnissen, sprengt oft genug den Rahmen der Darstellung. An unausgeglichenen, wohl auch widerspruchsreichen Fragmenten, an Wiederholungen mangelt es dem starken Bande nicht. Aber wer sich dem freien und kühnen Geist dieses schmerzgeweihten Wahrheitsdranges hingiebt, der wird sein Buch als ein im Innersten aufwühlendes Erlebnis lieben.

Monty Jacobs.

Ausgrabungen.

Ausgrabungen haben einen sportlichen Reiz. Es finden sich da gute Dinge zusammen: Landschaft, persönlicher Mut, Entsagungsfähigkeit, großer geographischer Horizont, Herrschaft über Viele und wissenschaftlicher Hintergrund. Die Poesie der Tropen und Kolonisation ist hier verfeinert durch

ein sehr unblutiges Handwerk. Dunkel wirkt dieser Reiz in allen, die sich der archäologischen Praxis widmen. Unter den archäologischen Truppen, die heut weit über alle Länder verstreut sind, ein internationales Korps, lebt der Geist eines historischen Kavaliertums, soweit die Wissenschaft ihn gestattet. Es sind gute Köpfe unter den Deutschen in Milet und Priene, den Oesterreichern in Ephesus, den Franzosen in Delphi. Die Banausen vergißt man gern. Aber in der archäologischen Litteratur spielt diese Sportatmosphäre bisher eine geringe Rolle. In den Büchern Schliemanns ist alles durch Fanatismus getrübt, bei Anderen tötet der philologische Dünkel wieder bessere Qualitäten. Neulich erschien ein kleines Büchlein bei Georg Reimer „Ausgrabungen in Griechenland", das, so bescheiden wie es auftritt, doch geeignet ist, dem Leser etwas von Archäologenpoesie zu übermitteln. Der Verfasser ist einer der weltgewandtesten unter den jüngeren Archäologen, Hiller v. Gärtringen. Er sagt es nicht, und wird es auch nicht hören wollen, aber er ist mehr als ein Inschriftenleser, er hat jene feine taktvolle Geistigkeit in sich erzogen, die man mitunter ganz verborgen bei deutschen Gelehrten findet und die ein goethesches Gesicht hat. Sein Schriftchen ist ein so nettes kleines Weltbild, daß ich den Wunsch hege, rein stofflich weiteren Kreisen etwas von Ausgrabungen zu erzählen, an der Hand dieses Führers.

Die niedrigste Klasse bilden die Schatzgräber, die roh nach wertvollen Dingen suchen. Das Volk sieht die Archäologen dafür an. Ein altes Weib fragt den Limesforscher nach seinem Zaubermittel, mit dem er das Kastell der Römer gefunden hätte. In Griechenland sucht man bei einsamen Kapellen nach Schätzen; ein Neger als Begleiter ist empfehlenswert und es ist gut, vorher um Mitternacht einen schwarzen Hahn zu schlachten. Der Türke hält den Entzifferer antiker Inschriften für einen Mann, der eine Zauberformel abliest. Es giebt wirklich eine ähnliche antike Inschrift, die im griechischen Volk bekannt ist, aber selbst den Archäologen unklar bleibt. Auf der Insel Seriphos zeigt ein Stein den Spruch: Fünf von mir und fünf von Dir grabe den Schatz.

Auf den Schatzgräber folgt der gewerbsmäßige Ausgraber, der seine Antiken an den „Lordos" (so heißt jeder Reisende) verkauft. Oft sind Raubausgrabungen, die ganz willkürlich vorgenommen werden, schließlich der Anlaß wissenschaftlicher Forschung geworden. Das Kabirenheiligtum bei Theben wurde dadurch erkannt, daß eine Masse von Figürchen plötzlich dort im Handel erschien.

Die wissenschaftlichen Ausgraber drittens nehmen keinen Neger mit, außer als Arbeiter, und schlachten keinen schwarzen Hahn, außer um ihn zu essen, sondern sie haben ihr System. Sie rekognoszieren oder sie legen einen vorher schon bekannten Platz frei. Es ist eine Ingenieurthätigkeit, und Humanns Glück war seine technische Bildung. Je nach dem Fall ist der Gang der Ausgrabung verschieden, eine technisch vorzügliche Leistung war die deutsche Ausgrabung von Magnesia am Mäander. Selbst die Eisendübel der Säulentrommeln des Artemistempels wurden chemisch analysiert. Der beste der Dübel aber wurde zu einem Briefbeschwerer hergerichtet und mit einer Inschrift versehen, über die der Empfänger, Bismarck, wohl lächelte, die aber doch ein nicht übler Gedanke war: „Dir Fürst Bismarck dem eisernen Kanzler schmiedete Hermogenes zu Magnesia 200 v. Chr. dies Eisen, Humann fand es im Tempel der Artemis nach 2000 Jahren und sandte es Hallbauer, der ihm die Form gab, in der es Zeuge werden soll, daß von Dir Geschaffenes Jahrtausende besteht. 1. April 1894."

Hiller selbst grub auf Thera. Eine interessante Insel, die durch vulkanische Thätigkeit mitgenommen, aber in ihrer Vergangenheit dadurch wiederum erhalten worden ist. Kein Pompeji, doch immerhin so weit nützlich, daß man eine alte griechische Ansiedlung dort sehen kann, mit dem unregelmäßigen Straßenzug, der den hellenistischen geradlinigen Anlagen vorherging. Der hellenistische Typus der Stadt ist vor Kurzem in Priene blosgelegt worden. Eine Schar von Arbeitern besorgt das Ausgrabungsgeschäft: Tagelöhner aus den Weinbergen, Barkenführer und kleine Bauern. Eine soziale Frage giebt es in dieser Branche noch nicht. 13 Stunden wird gearbeitet. Die Erholung besteht in Kaninchenjagd bei Mondschein, oder man besucht in der Nacht Weib und Kind, eine Stunde entfernt. Andere schlafen auf dem Ausgrabungsfeld in Stein- und Erdhütten. Wenn der Archäologe einen Stadtplan fertig hat und dafür die alte Königshalle bengalisch beleuchtet, so singen sie ihre Lieder mit aktuellen eingelegten Kouplets und tanzen mit abwechselndem Vortänzer.

Es herrscht weite Arbeitsteilung. Als seltener Fall wird Cavallari in Syrakus genannt, der seine Ausgrabungen nicht nur leitete, sondern auch beschrieb und vermaß, selbst sogar seine Pläne in Kupfer stach und nach eignen Entwürfen ein eigenes Museum baute. Gewöhnlich sind Epigraphik, Figurenkunde, Architektur, Geographie, Klimatik, Botanik, Photographie gesondert vertreten. Besuche kommen und gehen. Die Geselligkeit läßt nicht nach während der 8monatlichen Kampagne. Man sitzt unter einem alten Maulbeerbaum, Griechen und Deutsche in Freundschaft, brät einen ganzen Hammel am Spieß und trinkt Pschorr. Poetische Trinksprüche fallen, auf die Namen der

Helden wird gereimt und angespielt, griechische Reime auf Wilski und Hiller, oder man nimmt gar den Gedanken des Andern auf, überbietet ihn, widerlegt ihn in scherzhaftem Wortspiel: eine Form der Geselligkeit auf dem Grabe der Griechen, in der sich die Erinnerung alter Skolienpoesie erhielt.

Die Schule des Formalisten.

Lothar v. Kunowski, der bei Diederichs einen Band seiner Serie „Durch Kunst zum Leben" erscheinen ließ, verdient unter die Merkwürdigkeiten modernen Schrifttums aufgenommen zu werden. Es ist der verfeinerte Typus des Akademikers, dem man nichts nachsagen darf, weil er in sich vollkommen ist und nicht bloß predigt, sondern auch darstellt. Freilich nicht künstlerisch, sondern schriftstellerisch. Man hat den Eindruck eines tief angelegten Menschen, der sich mit der praktischen Kunst quälte, bis er verzweifelte und über diese Quälerei ein Buch schrieb. Wäre Ursprünglichkeit in ihm gewesen, so hätten seine Studienjahre, die er in vollendeter Form beschreibt, zu einem gewaltigen Kunstwerk geführt. So kam das Buch heraus, das von Zucht und Disziplin spricht. Feuerbach, Marées, Hildebrand, Stauffer-Bern, Klinger waren und sind ähnliche Naturen, nur in verschiedener Gradation. Sie quälen sich alle bis zur Verzweiflung und stellen ihre Qualen auch in Worten dar, aber es ist in ihnen mehr Kunstdrang, mehr Intuition und Naivetät und so kämpfen in ihnen Ueberlegung und Gestaltenwollen immer noch einen gleichen Kampf. Feuerbachs Buch „Vermächtnis" ist so wertvoll wie sein Bild „Concert", Hildebrands Buch über die Form ist so intensiv wie seine Antikenverehrung, bei der fast alle diese Formalisten landen — bei Kunowski aber war die künstlerische Schöpferkraft schwach genug, um dieses Buch schließlich entstehen zu lassen, das litterarisch so tadellos ist und inhaltlich vielleicht das wichtigste Buch unserer Jahre werden könnte, wenn sich unsere Kunst nach dieser Seite entwickeln würde. Wir wissen noch nicht, was kommt. Die Reihe dieser Formalisten vom nur schaffenden Hofmann bis zum nur schreibenden Kunowski steht immer etwas abseits, auf einer schönen Insel, die man gerade als Insel lieben kann. Erst die Zukunft wird entscheiden, ob von hier eine Kolonisation ausgegangen ist oder ob auf dieser Insel die letzten zarten Epigonen der alten Schule lebten.

Kunowski entwickelt die Formel des Formalen. Wissen ist Können. Man studiere bis zum Auswendiglernen der Form, man übe sich in den Darstellungstypen der einzelnen Geberden. „Die Phantasie wächst nicht mit dem Alter, sondern mit dem Wissen, das zur Darstellung ihrer Schöpfungen nötig ist. Form, Farbe und Licht haben Gesetze und haben sie in gleicher Weise bei allen Erscheinungen. Wer die Muskeln eines menschlichen Armes abzubilden weiß, der wird in das Gesetz des Pflanzenwuchses einzubringen wissen, wer dem Krystall die Eigenart seiner Form abgewonnen hat, dem wird sich das Geheimnis des Aufbaus und der Proportion des menschlichen Körpers aufthun, wer den Schatten der Bäume liebevoll studiert hat, dem wird die Wirkung des Lichtes auch an anderen Erscheinungen zu begreifen, nicht schwer fallen. Studiere die Farben des menschlichen Körpers, und Dein Blick für die Farben der Frühlingslandschaft hat sich geschärft."

Dieser strenge Lehrer weiß, was er gefährdet. Sein Freund ist Lionardo, der erste jener modernen Künstler, der wie es scheint fast nie mit einem Werke fertig geworden, weil er vor Studieren nicht zu Ende kam, weil sein Wesen wissenschaftlich war, Nachdenken in unendlicher Reihe über die Gesetze der Erscheinungen. Sein Feind ist der Moderne, der den Augenblick liebt und die Impression, der die Skizze rettet, um überhaupt etwas zu machen, der nicht zu viel überlegt, um nicht zu wenig zu schaffen, der die Sonderheit und Gesetzlosigkeit der Erscheinung aufsucht, ihre Persönlichkeit und Typuslosigkeit, der Farbe, Form und Licht nicht analysiert, um es nicht zu zerstören, der es leidenschaftlich liebt und sein Kunstwerk schafft, indem er sich mit ihnen vermählt. Im Moment der Vermählung vergißt er die Gesetze und ist hingebendes Werkzeug der Natur. Er weiß, daß Figurenstudium für Landschafter schädlich sein kann, daß Zeichnen das Gegenteil von Malen ist, daß es dies und jenes giebt, tausend Naturelle, und daß nur eine Technik existiert: sein Naturell zu finden, sorgsam auszubilden und durch ständige Erfahrung freier zu machen. Es giebt nur einen Prozeß, es giebt kein Ziel, keinen Termin, keine endgiltige Erkenntnis von Gesetzen.

Zwei Kunstanschauungen, zwei Weltgefühle, von denen das eine das andere bekräftigt. Die Anhänger des Individualismus werden diesen Formalisten zu bewundern haben. Sein Buch ist ein Dokument seines Wesens, das Kunstwerk einer Lehre, das Wissen einer Kunst. Ein vollendetes Sprachgefühl rhythmisiert die Darstellung, so vollendet, wie es sich bei Deutschen, die nicht in französische Schule gingen, zur Zeit kaum noch findet. Eine Tiefe des Erlebens leuchtet hervor, wie sie tiefer auch bei den heftigsten Individualisten nicht anzutreffen ist. Man findet Bemerkungen, Parallelen, Beobachtungen, die jenes Verblüffende, Aufschließende haben

wie es sich nur bei tiefen und ausgereiften inneren Erfahrungen trifft. Mit der Schule und mit der Renaissance beginnt das Buch und schließt mit einem Liebesbrief, der ein Brief des Lebens ist. So wirkte der Kampf mit der Kunst, einen Geist zu bilden, der ein entschwindendes Ideal dieser Kunst mit glühender Liebe und hohem Erziehungsbewußtsein noch einmal will groß und lebendig werden lassen.

O. B.

Stendhal.

Henry Beyle-Stendhals „Rouge et Noire" ist in einer deutschen Uebersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski bei Eugen Diederichs erschienen. Das giebt erwünschte Gelegenheit, von diesem unaufhaltsamen und rücksichtslosesten aller Erkenntnisdichter, von diesem vor nichts erschreckenden cynischen und nihilistischen Psychologen, der schon am Anfang des Jahrhunderts gründliche moralische Umwertung trieb, zu sprechen.

Zweierlei reizt an dieser Gestalt, die ganz auf den Widerspruch gestellte Kompliziertheit seiner Natur und die unheimlich sichere Klarheit und Analyse des eigenen Wesens. Beängstigend doppelgängerisch nah steht uns dieser aus ironischer Skepsis und Enthusiasmus gemischte Mensch, der Mann kühl nüchterner Illusionslosigkeit und der heimlichen Freude an den Illusionen, der alle Erscheinungen, alle Gefühle neugierig sezierte, um ihren negativen Kern befriedigt zu entdecken und der neben diesem Amt des Verneinens einen leidenschaftlichen Amateur-Kultus glänzender und berauschender Vorstellungen trieb.

Er ist Romantiker und Weltmann und enfant du siècle. Seine Romantik stammt aus seiner Jugend und seinem Schicksal. Er hatte noch die Sonne Napoleons leuchten gesehen. Er war aufgewachsen in der berauschenden Erobererluft des Kaisers, in der Zeit, da verwegene kühne Menschen nach den Sternen griffen, da das Leben strahlend vor Ruhm und Trunkenheit des Wagens mit Schwager-Kronos-Rossen dahinstürmte, furchtlos ohne Scheu vor dem Zerschellen.

Stendhal hatte für diese Zeit und ihre Menschen die gleiche Leidenschaft, wie Barbey d'Aurévilly. Wie dieser in der Vorstellung napoleonischer Reiterführer schwelgt, tollkühner Naturen, die sich in der Gefahr berauschen wie im Wein, die jede Situation als Herrn auskosten, und dabei der Ritterlichkeit den Dandysmus mischen: nicht nur tapfer zu sein, sondern auch gut auszusehen, sich überlegen kaltblütig durch nichts in der Toilette stören zu lassen, in den Kugelregen zu gehn wie auf den Ball, so auch Stendhal. Seine heimliche verschämte Liebe ist das.

Mit der bohrenden Psychologie, die als höhnischer Gefährte in ihm dem Schwärmer über die Schulter sieht und die Wurzeln alles Fühlens bloßlegt, erkennt er als treibenden Grund dieses heroischen Dandysmus, die fanatische Passion für alle Genüsse des Selbstgefühls.

Man sucht nach starken Sensationen, um sich stärker zu empfinden, womöglich sich zu bewundern. Das ist nicht die gemeine Eitelkeit, den andern zu imponieren, gesehn zu werden, das ist vielmehr ein Training der eigenen Selbststeigerung, des Herrenbewußtseins. Man setzt sich selbst einen kategorischen Imperativ nicht der hausbackenen Moral, sondern extremer Ritterlichkeit und subtilsten Ehrbegriffs und zwingt sich zu seinen Forderungen, weil man durch seine Befolgung aus dem normalen Durchschnitt in eine besondere Klasse rückt und damit alle Lustgefühle eines Ausnahmezustandes erreicht.

So sagt Beyles Erkenntnis des egoistischen Grundes heroischer Handlungen: „Die Furcht vor Selbstverachtung genügt, daß ein Mensch, um einen Ertrinkenden zu retten, ins Wasser springt."

Solche Situationsbefriedigungen sucht er selbst. Er sucht etwas darin, gerade in kritischen Tagen, vor allem auf dem russischen Rückzug, in Kleidung und Toilette möglichst die Sorgfalt zu bewahren, wie unter den ruhigsten Verhältnissen, nicht aus ästhetischen Gründen, sondern aus psychologischen, aus Trotz sich in jedem Moment zu behaupten und durch nichts aus der Ordnung seines eigenen Lebensprogramms bringen zu lassen. Und mehr Freude, wenn er sie auch sicher nicht zeigte, als litterarische Anerkennung machte ihm gewiß das Wort des Generals Daru an einem besonders bedenklichen Tag: „Herr Beyle, Sie sind ein mutiger Mann, Sie haben sich heut rasiert."

Dieser Mann erlebte nun, wie die Welt sich wandelte, wie die Zeit des Kaisers legendarisch wurde und auf der Drehbühne der Weltgeschichte als närrisch kläglicher Kontrast nach der Periode der fliegenden Adler die Periode der Krämerelle kam. Stendhal litt darunter wie Barbey d'Aurévilly.

Aber Barbey d'Aurévilly begnügte sich seiner Verachtung über die Philistrosität dadurch Ausdruck zu geben, daß er die Gegenwart einfach negierte, er rekonstruierte sich mit künstlerischer Produktivität die Blütezeit der Napoleoniden, er saß bei dem Atheistendiner an der Tafel mit den keckſten der Lebensritter und das Herz klopfte ihm und die Thränen kamen ihm in die Augen über ihre Geschichten und ihre Erlebnisse, die so stark und feurig sind, wie der Wein, den sie trinken.

Stendhal würde dabei gern mitgehalten haben, das war gerade die Gesellschaft, die ihm gefiel. Wenn er sich seinem Illusionismus

hingab, so mochte er ihm solche Musik vorspielen, wilde Attackenmärsche mit siegreichem Trompetengeschmetter und Einzugs-Fanfaren. Aber dominiereud erhob sich über diesem Vorstellungskultus der scharfe, von grausamem Wahrheits- und Sachlichkeitstrieb geschürte Verstand. Dieser Verstand erfaßte die neue Zeit und wenn er sich ihr auch nicht beugte, so erkannte Stendhal doch, daß seine heimliche Seele eine unzeitgemäße sei und die Schwärmerei eine schlechte Waffe. Der Haß gegen diese Zeit, den Barbey in die Flucht zu seinen Träumen trieb, erweckte in Stendhal den unerbittlich skeptischen Kritiker, der zerpflückte und zerfleischte und als äußere Form die nihilistische Ironie wählte. Da die Nüchternheit überlegen er als der Enthusiasmus ist und er sich überlegen fühlen wollte, verbannt er den Enthusiasmus und steigerte die Nüchternheit zum Cynismus. Um ja nicht leichtgläubig, begeistert oder optimistisch zu scheinen, suchte er bei jeder Handlung nach den niedrigsten Motiven. Dadurch begab es sich für ihn, dessen Hauptziel im Theoretischen Klarheit und reinliches Erkennen war, daß er im wirklichen Leben sein Wesen markieren, daß er eine Rolle spielen mußte, eine Schutzhülle anlegen, um sein Heimlichstes zu bergen. Nur auf dem Papier ist er noch ehrlich, und als Gegengewicht gegen die äußere Maskerade setzt er sich unermüdlich schriftlich mit sich auseinander:

„Meine Empfindlichkeit ist zu lebhaft. Was andern nur die Haut streift, verletzt mich bis aufs Blut; so war ich 1799, so bin ich noch 1840. Aber ich habe gelernt, das alles unter einer Ironie zu verstecken, die der Durchschnitt nicht versteht.“

Diese Mischung aus Enthusiasmus und Kühle, aus Schwärmerei und Verstandeslogik, diese strenge, selbstkritische Gewöhnung sich über jede Gefühlsnuance klar zu werden, hätte nie eine dichterische Produktion rein romantischen Charakters im Stil Barbeyscher Heroenverehrung zugelassen. Die starke künstlerische Ehrlichkeit und psychologische Reinlichkeit, die dieser im Leben so oft heuchelnde Diplomat so fort walten ließ, wenn er litterarisch arbeitete, zwang ihn in seinen Büchern den Thatsachen und der Sachlichkeit, der Realität Rechnung zu tragen.

Wie Flaubert in der Madame Bovary aus leidenschaftlichem Haß des farben- und schönheitstrunkenen Romantikers gegen das Alltagsgrau der bürgerlichen Epoche, die Mittelmäßigkeit und den Durchschnitt des Provinzdaseins sich selbst zur Qual peinlich getreu abschilderte, so zeichnete auch Stendhal in Rouge et Noire sorglich detailliert die Zeit, die ihm selbst so schrecklich war. Und in diese Zeit stellt er einen Jüngling, den Bauernsohn Julian, in dem er alle widerspruchsvollen Züge seines eigenen Wesens mischt, einen Napoleonschwärmer, der zur rechten Zeit geboren, Marschall geworden wäre, und der in dieser neuen Epoche Zögling eines Priesterseminars sein und seine Träume und Abenteuerräusche verstecken muß; der zum Heuchler wird, dessen Fühlen in Dumpfheit und Verwirrung gerät, und dessen oberstes Gesetz in der trüben Konfusion seines Lebens, jener kategorische Imperativ des „unzeitgemäßen“ Ritterlichkeits- und Selbstgefühls ist, für den er schließlich stirbt. Fein zeigt, ohne jede sentimentale Rücksichtnahme auf sich selbst Stendhal hier, wie die Gefühle, die durch das richtige Zeitventil ausgeleitet, heroisch würden, in einer Zeit, für die sie nicht passen, nur überspannt wirken.

Was uns an diesem Roman, dessen veraltete Technik und dessen skrupellose äußere Verknüpfungen uns nicht stören dürfen, so unwiderstehlich lockt, ist der fast erschreckende Exhibitionismus, der mit gelassener Hand, „kalter Miene und meilenweiter Distanz“ heimliche Gefühle bloßlegt. Stendhal treibt die verwegenste und unerschrockenste Gefühlschemie und ohne mit der Wimper zu zucken, mit sachlicher Nüchternheit beobachtet er die Liebe in der Retorte und stellt alle Erdenreste in großen Gefühlen unerschrocken dar.

Er ist am Seziertisch, selbst wenn die eigene Seele darauf liegt — und sie ist meistens das Objekt, — nur der Beobachter und Demonstrator. Jedes Pathos und jeder seelenvolle Ton wäre ihm in dem Stil, den er sich als den für diese Zeit einzig unangreifbaren stoß- und hiebsicheren gewählt hatte, abgeschmackt erschienen. Sich in ihm zu befestigen, las er des Morgens vor dem Schreiben zwei, drei Seiten aus dem Code civile um immer natürlich zu bleiben: „ich mag die Seele des Lesers nicht durch künstliche Mittel fascinieren.“

Und dieser kühle Stilist konnte im Innersten glühen und war leidenschaftlich hingebend. Brandes erzählt von seinem Verhältnis zu Byron: „Vor der Welt beurteilte er ihn streng, wenn er ihn sah, trat er stolz auf. Er ließ selbst den so einnehmenden Brief von Byron, den dieser ihm sieben Jahre nach ihrem Zusammentreffen sandte, unbeantwortet. Aber man lese, wie er da, wo er sich keinen Zwang anthut, in seinen Aufzeichnungen seine Gefühle bei der ersten Begegnung mit Byron schildert: „ich war damals in Lara verliebt. Vom zweiten Blick an sah ich nicht mehr Byron, wie er wirklich war, sondern so, wie mir Laras Verfasser sein zu müssen schien. Da das Gespräch in der Loge ins Stocken geriet, suchte Herr de Breme mich zum Sprechen zu bringen, aber es war mir rein unmöglich, ich war zu zaghaft. Gern hätte ich Byron die Hand geküßt und wäre in Thränen ausgebrochen.“

Diese Mischung und dieses Balancieren ist es, was Nietzsche in seinen charakteristischen, scheinbar widerspruchsvollen Zeilen über Stendhal sagen läßt: „Wer aber mit feinen und verwegenen Sinnen begabt ist, neugierig bis zum Cynismus, Logiker aus Ekel, Rätselrater und Freund der Sphinx gleich jedem rechten Europäer, der wird ihm nachgehen müssen. Möge er ihm auch darin folgen, voller Scham vor den Heimlichkeiten der großen Leidenschaft und der tiefen Seelen stehen zu bleiben.“

Bemerkungen zu E. A. Poe.

Eine Gesammtausgabe von Edgar Allan Poe steht bevor. Der Verlag und die Uebersetzer der Barbey d'Aurévillyschen Novellen, J. C. C. Bruns und Hedda und Arthur Möller-Bruck kündigen sie an. Als Kostprobe sind von den zehn versprochenen Bänden jetzt drei erschienen. Das Besondere dieser Poeausgabe, die zu besitzen jeden Bibliophilen freuen muß, werden freilich erst die kommenden Bände bringen. In ihnen wird man von diesem logischen Visionär noch mehr erfahren, als die vorhandenen meist nur auf das Genre des „Unheimlichen“ ausgehenden Uebersetzungen vermittelten. Es werden in Aussicht gestellt: die ästhetischen Aufsätze, die nicht nur über Litteratur sondern auch über dekorative Fragen handeln (den Franzosen hat dies längst Baudelaire verdolmetscht); die Gedichte, von denen man in Deutschland kaum mehr als den „Raben“ kennt; lyrische Prosa, ein Dramenfragment; die kosmogonischen Dichtungen; die aeronautisch-geographischen Erzählungen und die Satiren und Grotesken, auf die man bei diesem Diaboliker besonders gespannt sein darf.

Die vorliegenden Bände „William Wilson“, „der Geist des Bösen“, „Mesmeristische Enthüllungen“, deren Titel von den führenden Novellen geliehen sind und die sich daher in ihren Inhalt nicht immer restlos mit der Aufschrift decken, zeigen von der autopsychologischen Studie William Wilson abgesehen, meist Bekanntes aus früheren hier und dort verstreuten Einzelübersetzungen.

Das Bild Poes wird durch diese Bände noch nicht bereichert, aber es wird durch sie immerhin schon in einigen Hauptzügen scharf konzentriert. Ganz unzweifelhaft tritt aus diesen Arbeiten das Wesen dieses Mannes heraus. Dieser Phantast, dessen Fühlfäden sich so gern über die Grenzen des Lebens tastend strecken, ist kein Gefühlsphantast, kein schwebender Träumer, er stellt vielmehr die reinste Form der Verstandesphantasie dar. Er ist Mathematiker und Astronom und mit einer hellsichtigen mit Riesenzahlen jonglierenden Berechnungskunst begabt. Und sein Hauptmittel ist die lückenlose logische Kette.

Die legt er freilich nicht an einen im friedlichen Hausgärtchen eingeschlagenen Pflock an, sondern an ein imaginäres X im Weltall. Dies X erschafft er. Ist aber diese Vorstellungsbasis einmal begründet, dann schließt sich Glied an Glied einwandslos. Seine Phantasieen sind nie Orgien der Einbildungskraft, nie launisch wechselnde Wolkenphantome, es sind stets Raffinements des Intellekts, seltsam, über menschliches Maß hinaus wachsend, aber in sich proportioniert, völlig teleologisch erschaffen in den Wechselfunktionen aller Organe. Seine Exzentrics kommen nicht aus einer unkontrollierten maßlos schweifenden Imagination, sondern aus einer aufs höchste gesteigerten Intelligenz, einer Treibhausintelligenz. Poe bestätigt das selbst mit dem Wort: „Die seltsame Anomalie in meinem Dasein ließ meine Gefühle niemals dem Herzen, ließ meine Leidenschaft stets dem Gedanken entspringen.“

Diese Gedankenfähigkeit, die in ihrer haarscharfen Geschliffenheit sich an das Unfaßbare wagt, die bis in die Wurzeln dringt, die in ganz dünner Luft noch athmen kann, und ohne zu schwanken auf den schmalsten Abgrundwegen wandelt, kann ihm Extasen verschaffen, wie Opium und Haschisch. In Exerzitien und Problemgangarten tummelt er sich und er verschafft sich Belustigungen des Verstands und Witzes unerhörter Art auf solchen Hochtouren. In ihrer wirklichen Natur bloßgelegt, klarer und unvermischter, als in den Geschichten an der Schwelle des Uebersinnlichen, erscheint diese Disposition in den kriminalistischen Novellen auf ganz realem Boden, in diesen Etuden einer bis zum Visionären konzentrierten Folgerungskunst, die dem Leser ähnliche Stimulanz sein müssen, wie einem Schachspieler oder Mathematiker die luftige scharfe Architektur einer Aufgabe.

Aus seiner geistigen Verwegenheit heraus ergeben sich seine Expeditionen im dunkeln Reich der Zwischenzustände, wo das Grauen dem Menschen auflauert. In diesen Regionen wird Poe zu einem kühl beobachtenden, fast boshaften Dämon, der in seiner Gedankenfabrik die gesteigertsten seelischen und körperlichen Foltern sich aussinnt, die geistreichsten Martertechniken der Inquisition, die kompliziertesten Kombinationen des Scheintodes, Erlebnisse mit Leichen, die aus ihrer Sphäre der Unwahrscheinlichkeit durch einen scheinbar wissenschaftlichen Tric in das Bereich gewisser Möglichkeiten gerückt werden; grauenvolle Zwangsvorstellungen und höllische Triebkräfte, die willenlose Menschen in Verbrechen und Verruchtheit treiben, in die Verirrungen des Wahnwitzes und sie nach

der Thät mit höhnischer Willkür zum Selbstverrat zwingen.

Die Psychologie derer, die die Gesellschaft mit zu bequem schematischen Begriff Verbrecher nennt, fesselt ihn und in ihre Vorstellungswelt bohrt er sich mit leidenschaftlicher produktiver Neugierde ein. Die Wollust des Negativen, das die Normalen als „Böses“ rubrizieren, das Satanische wirkt stark auf ihn und er wird nicht müde solche Fleurs du mal zu sammeln. Einige Nummern lesen sich in ihrer perversen Sachlichkeit wie die prägnante Casuistik einer Psychopathia, so jene grausig-groteske Leichenschändung durch den Monomanen, der das Grab seiner Geliebten öffnet und ihr die Zähne ausbricht.

Fast alle diese Studien arbeiten bei der psychologischen Motivierung der Handlungen ihrer Individuen mit jener „krankhaften Verschärfung aller Sinne,“ jener Hypersensitivität, die Baudelaires Dichten schwingen läßt und von der Maupassant in „la Vie errante“ gequält und entzückt zugleich spricht. Jener verfeinerten Aufnahmefähigkeit, die den Menschen verschwenderisch bereichert und ihm neue Thore weit öffnet, die ihn aber auch um so unwiderstehlicher zum Sklaven der Ueberfülle aller auf ihn einstürmenden, sich in ihn einwühlenden Eindrücke macht, so daß er zuletzt nicht mehr Herr im Haus, sondern die Marionette an den Nervensträngen ist.

In der Enthüllung und im Offenbaren solcher konvulsivischen Zustände, der kritischen Momente solcher Menschen, die man wie im Mittelalter auch heut noch sehr gut, sogar unübertrefflich mit „Besessen“ bezeichnen darf, besitzt Poe eine erschreckende Virtuosität.

Eine Virtuosität, die ihn manchmal zum Amusement über sich selbst, manchmal auch zu einem zu bewußten Bravourstück führt und deutlich zeigt, wie viel in seiner Kunst auf kaltem Wege dargestellt ist.

Als ich im ersten Lesehunger des Gymnasiasten Poe verschlang, lernte ich an ihm das Gruseln.

Würde ich heut noch ebenso stark auf ihn reagieren, so hätte ich hier von der suggestiven Wirkung gesprochen.

Dies Suggestive scheint mir aber bei dem wissenden, nicht mehr naiv auf den Stoff ausgehenden Leser auszubleiben. Dafür weiß diese Kunst aber Intellektsvergnügungen seltener Art zu vermitteln.

F. P.

Der alte und der neue Student.

Gerade ein Dutzend Jahre sind es jetzt her, da zogen wir, ein Trupp grüner Studenten, am frühen Morgen eines lieblichwarmen Maientages wohlgemut zum Münchner Isarthor hinaus. Keine bunten Mützen trugen wir, sondern ganz gemeine Hüte, denken Sie nur: Hüte, wie die Philister; aber unter dem zugeknöpften Rock umspannte ein dreifarbiges Seidenband unsern Jünglingsbusen. Plaudernd und paffend wanderten wir dem Lauf der Isar entgegen. Hoch oben ging der Weg dahin zwischen Wiesen und Gebüsch, tief unten wälzte sich rauschend der Fluß in seinem steinigen Bett.

Bei Großhesselohe liegt zwischen den Feldern wie eine Insel ein rechteckiges Waldrevier von mäßiger Größe. Weit dehnen sich rings die hellen Aecker, in der Ferne wieder von dunkeln Waldzügen umsäumt. Nur an einem Punkte lugt über einer Bodenwelle eine oberbayerische Kirchturmzwiebel heraus, sonst ist im Umkreise kein menschliches Gebilde zu entdecken. Dies Waldrevier war unser Ziel. Wir waren kaum zur Stelle, da knarrte es auf dem Feldwege zur Linken, und auf einem Leiterwagen erschien eine ungeheure Tonne köstlichen Augustinerbräubieres, die zwischen die Zwillingsstämme einer Gabeltanne eingeklemmt wurde. Dann knarrte es zur Rechten, und ein Bäuerlein kutschierte ein rumpeliges Fuhrwerk heran, das mit Mehlsäcken beladen war. Aber siehe, drei der Säcke, die aus der Mitte herausgehoben und vom Wagen heruntergeschleppt wurden, öffneten sich und speiten statt friedlichen Mehles höchst kriegerische Dinge aus: das Paukzeug! Denn es war ein Tag der Schlacht! Schleunigst wurden die Rosselenker rechts und links abgeschoben, und mit tiefem Ernst in erregter Stimmung die Vorbereitungen zum Kampf getroffen. Hier, unter einer Buche, wird bandagiert, dort, zwischen zwei „knorrigen deutschen Eichen“, richtet man den Fechtplatz her, daneben, in einer Lichtung des Gebüschs, etablieren sich die Paukärzte, würdige Medizinmänner im siebenten und achten Semester, mit ihren Antisepticis und Flickinstrumenten. Rings um das Waldrevier aber fassen die „Wachen“ Posto, mit Opernglas, Pfeifchen, Maßkrug und Tabaksbeutel ausgerüstet, und halten, am Feldrain im Grase gelagert, scharfen Auges nach Gensdarmen, Landleuten und ähnlichen minderwertigen Mitmenschen Ausschau. Jetzt ertönt im grünen Versteck das Kommando der Sekundanten, lustig schlagen die Rapiere auf einander, und wir hauen uns die runden Schädel blutig. Mein junges Gras, wie stehst so grün, wirst bald wie lauter Röslein blühn! Ein Paar nach dem andern tritt sich grimmig gegenüber, bis die ledernen Paukschurze vom roten Saft triefen und die meisten der Helden mit verbundenem Kopf umherlaufen. Dann giebt es vergnüglichen Biwack. Dem Augustinernaß

wird der Garaus gemacht, Cantusse steigen zum Himmel, die „Aerzte" packen ihre Foltersachen zusammen, und das Bäuerlein kommt zurück, um seine „Mehlsäcke" wieder abzuholen. Und als die Sonne hinter dem Unterholz verschwindet und zart violette Dünste sich über das liebe bayerische Land senken, ziehen wir singend heim, wie wir gekommen, vom Bier und vom Renommieren halb berauscht; nur ein paar schwerer Blessierte fahren mit einem Bauernwagen, nicht minder fidel, in die Stadt zurück . .

Vor wenigen Wochen aber war ich zu Gast in der „Kunstwissenschaftlichen Abteilung der Berliner Finkenschaft." Ein kluger Vortrag ward gehalten, und eine noch klügere Debatte entspann sich. Mit gewichtigem Ernst wurden „Probleme aufgerollt" und „Fragen gelöst." Auch auf das Bilderbuch kam man zu sprechen; ein achtzehnjähriger Aesthetiker stand auf und rief: „Wir müssen unsern Kindern wahre Kunst in die Hand geben!" Der Kunstfreund in mir freute sich, aber der alte Student in mir lächelte wehmütig. Nicht, daß ich Euch „nicht ernst nähme," Ihr lieben, begeisterungsfrohen Kommilitonen! Nicht, daß ich glaubte, das Burschentum von ehedem sei besser gewesen! In Euren Mühen steckt ein so feiner, edler Kern. Wenn Ihr diskutiert und dichtet, wenn Ihr die schwierigsten Kulturthemata leidenschaftlich besprecht und gar in einer Zeitschrift „Die Kunst im Leben" pflegen wollt, so weiß ich wohl, es lebt darin eine vornehmere Jugendlichkeit als im Stumpfsinn der Saufgelage und des Skats, der Comment- und Couleursimpelei. Und doch kann man darüber im Zweifel sein, ob nicht letzten Endes in der Hand eines Musensohns die Feder zu einer gefährlicheren Waffe werden kann als der Mensurspeer.

Auch vor zwölf Jahren gab es schon „akademisch-wissenschaftliche" Vereinigungen, — aber sie sprachen noch nicht mit, und kein Mensch bekümmerte sich ernsthaft um sie; denn noch blühte das alte Studententum, dem selbst die modernen politischen Gebilde, wie die konservativ-antisemitischen „Vereine deutscher Studenten" und ihre liberalen Widerspiele, nicht viel anhaben konnten. Und heute ist das alte Couleurwesen nichts weniger als tot, — aber seine Kulturrolle ist nun endgültig ausgespielt. Ob auch gelegentlich noch die Corps, deren jetzige Gestalt seine letzte Entwicklungsphase repräsentieren, von einflußreichster Stelle als die beste Erziehungsstätte für einen jungen Deutschen gepriesen werden, ob auch in kleinen Nestern, etwa in Jena, die romantische Tradition sich noch lebendig erhält, — es ist nur mehr ein letztes Aufleuchten. Kein Sträuben hilft: das alte Studententum, dessen Wurzeln im 14. Jahrhundert liegen, das zumal in der ersten deutschen Universität, in Prag, eine besondere Prägung erhielt, mit den von den Tschechen vertriebenen deutschen Scholaren 1409 nach Leipzig zog, im 16. Jahrhundert eine teils humanistische, teils landsknechtische, im 17. eine grobianische, im 18. eine galante Nuance annahm und schließlich von der Romantik seine endgültige, merkwürdige und charakteristische Ausgestaltung erfuhr, hat in allen seinen Lebensformen die Bedeutung verloren. Was noch davon existiert, ist ein belangloser Rest. Die neue Zeit in ihrer demokratischen Nivellierungssucht hebt zunächst die äußerlich sichtbaren Unterscheidungsmerkmale der alten Stände und Bevölkerungsgruppen auf; dann dringt sie ins Innere. Wie der Maler seinen Samtrock und Schlapphut, der Handwerker sein Schurzfell, der der Schneider seinen Knebelbart, der Professor seine langen Haare, hat der Student seine bunte Mütze abgelegt. Nur ein Berufsstand wahrt sich im preußischen Deutschland seine geschlossene und augenfällige Besonderheit: die Soldatesca. Kleine Bohrversuche wie die behutsame Angleichung des militärischen Rechts an das bürgerliche können diesen rocher de bronce noch lange nicht erschüttern. Es ist bezeichnend, daß das Studententum alten Gepräges, im klaren Bewußtsein von der Unmöglichkeit, aus eigner Kraft weiter zu bestehen, seit geraumer Zeit an der ihm von Hause aus recht fern liegenden Art des Offiziertums eine Stütze sucht, während vordem oft gerade das Umgekehrte der Fall war.

Der neue Student jedoch ging weiter; mit seiner Mütze hat er den althergebrachten Standesstolz aufgegeben. Das war gut und vernünftig und unumgänglich und anerkennenswert. Aber es lag ursprünglich doch etwas Freies und Starkes in jenem Stolz. Der alte Student kannte nur das Frische, das Unabhängige, das Austoben der jugendlichen Kraft und Übermütigkeit; er übertrieb dabei und gelangte schließlich zu inhaltlosen Aeußerlichkeiten, die sich mit einer hochmütigen und bornierten Verachtung alles geistigen Strebens, alles tiefern Denkens verbanden, ja, was schlimmer war, er gelangte zu einer forcierten Frische, zu einem militärisch geregelten Austoben, zu einem Drill des Uebermuts, der das Verständnis für die wahre Freiheit, die innerliche Unabhängigkeit des Individuums zerstörte. Der neue Student kommt durch das Gesetz der Reaktion zu einer Uebertreibung nach der andern Seite, er will nur das geistige Streben und tiefere Denken kennen und ist nun in Gefahr, in einer Unterschätzung alles jugendlich-törichten Schwärmens, aller unbefangen-zwecklosen Tollheit zu enden. Er will zunächst die studentische Sonderbündelei aufheben und die cives academici in der „Finkenschaft" als eine

große Masse organisieren. Zugleich aber bereitet er sich vor, auch diese Spezialorganisation aufzulösen und ein Teil der Allgemeinheit zu werden, an ihrem Ernst, an ihrer Schwere, an ihrer Gebundenheit Teil zu nehmen. Er will mitarbeiten an der Lösung der sozialen Frage, an der Klärung litterarischer, wissenschaftlicher, künstlerischer Probleme, an der Ueberwindung des großen Lebenskampfes. Es muß wohl in der Art der Jugend liegen, daß sie übertreibt und einseitig wird. Der alte Student verlernte auf diesem Wege den Ernst, der neue wird die Fröhlichkeit verlernen. Der alte dachte zu viel an die Gegenwart, der neue denkt zu viel an die Zukunft seines Ichs, der alte war oft geistlos, der neue ist grundgescheidt, der alte war harmlos, der neue ist selbstkritisch, der alte sah zu viel aufs Körperliche und zu wenig aufs Geistige, der neue sieht zu viel aufs Geistige und zu wenig aufs Körperliche. Der alte spielte selbst himmlisch schlecht Theater, der neue wird Theaterunternehmer, engagiert sich Schauspieler und Regisseure, hat „Erfolge" und „Mißerfolge". Der alte Student konnte in seinem kleinen Kreise lernen, was es heißt, sich zusammennehmen, für eine Sache eintreten, sich als der verpflichtete Teil eines Ganzen fühlen, konnte noch einen Schimmer verblaßter Poesie genießen und in allerlei Symbolen, an deren eigentümlicher Gestalt die Jahrhunderte gearbeitet hatten, Objekte für einen unklar-jugendlichen Drang zur Hingabe entdecken; er konnte aber auch diese Symbole für die Dinge selbst ansehen und in solcher Verblendung gerade während der wichtigen Jahre der Universitätszeit den goldnen Reichtum des weiten Lebens so sehr aus den Augen verlieren, daß er ihn nie mehr wiederfand. Der neue Student will sich das reiche Leben in der Wunderhülle seiner Erscheinungen nicht entgehen lassen, möchte gern in alle seine Höhen und Tiefen dringen, alle seine Bilder in sich aufsaugen, alle seine Teile mit jugendstarken Armen umklammern; er kann dabei gewiß ein großes Kapital für die Zukunft anlegen, das angenehme und förderliche Zinsen bringt, aber er kann sich auch dabei verspekulieren, kann an frühzeitiger Uebersättigung unheilbar erkranken, kann sich eben durch seinen heißspornigen Plan in das Dickicht eines geistigen Urwaldes so tief hineinreiten, daß er nicht ans helle Licht des Tages hinausgelangt — und wollte doch gerade zur Sonne streben! Es hält sich die Wage. Wer will entscheiden, wo die Wahrheit ist? Unreife ist hier wie dort. Gott sei Dank! Denn nur wer einmal von Herzen unreif war, wird reifen. M. O.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

